Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

AP30
.V4

THE
INDIANA UNIVERSITY
LIBRARY

Presented by

Dr. B. J. Vos

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

Septemberheft zum Preise von 2 Goldmark

Inhalt des Septemberheftes:

	Seite
Emil Orlik. Von Dr. Paul Ferdinand Schmidt. Mit 23 ein- und mehrfarbigen Wiedergaben von Gemälden und Zeichnungen des Künstlers	1
Der einsame Mann. I. Roman von Clara Viebig	17
Der goldne Esel. Von Professor Hermann Reich. Mit ein- und mehrfarbigen Abbildungen	58
Weltbürgertum und Nationalgedanke in der deutschen Geschichte. Von Prof. Dr. Karl Berger	69
Zirkus Mundi. Novelle von Horst Wolfram Geißler	74
Das Antlitz von Neuyork. Von Paul Oskar Höcker. Mit 13 Wiedergaben nach Zeichnungen von Mary Lowengrund . .	80
Jena. Eine Novelle von Wilhelm Schäfer	91
Leiden. Gedicht von Emanuel von Bodman. — Deine Hand. Gedicht von Julius Berstl. .	96
Der neue Tanz. Von Fritz Böhme. Mit elf Abbildungen .	97
Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt: Der Gott, der Eisen	

Digitized by Google

Seite

wachsen ließ. Erinnerungen an die alte deutsche Armee. Von Rudolph Straß 105

Neues vom Büchertisch. Von Wilhelm Hegeler. 109

Illustrierte Rundschau: Handwerkliche Kunst. Von Dr. Kurt Biebrach — Zu unsern Bildern — Rosenmontag in Sevilla 113

Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck:

Dame in blauem Kleid. Gemälde von Prof. Emil Orlik. . Titelbild

Herbstmorgen auf Rügen. Gemälde von Karl Boehme . 32—33

Quartett. Gemälde von Otto Pippel . . . . . 40—41

Bildnis Leni Riefenstahl. Pastell von Eugen Spiro . 48—49

Mäherinnen. Gemälde von Prof. Albert Haueisen . . . . 56—57

Begegnung. Gemälde von Erich M. Simon . . . . . 96—97

Kunstbeilagen in Tondruck:

Prof. Dr. Heinrich Wölfflin. Bronzebüste von Prof. Edwin Scharff . . . . . 24—25

Deutsche Wacht. Bronzebildwerk von Georg Curt Bauch . 72—73

Digitized by Google

Digitized by Google

Dame in blauem Kleid. Gemälde von Prof. Emil Orlik

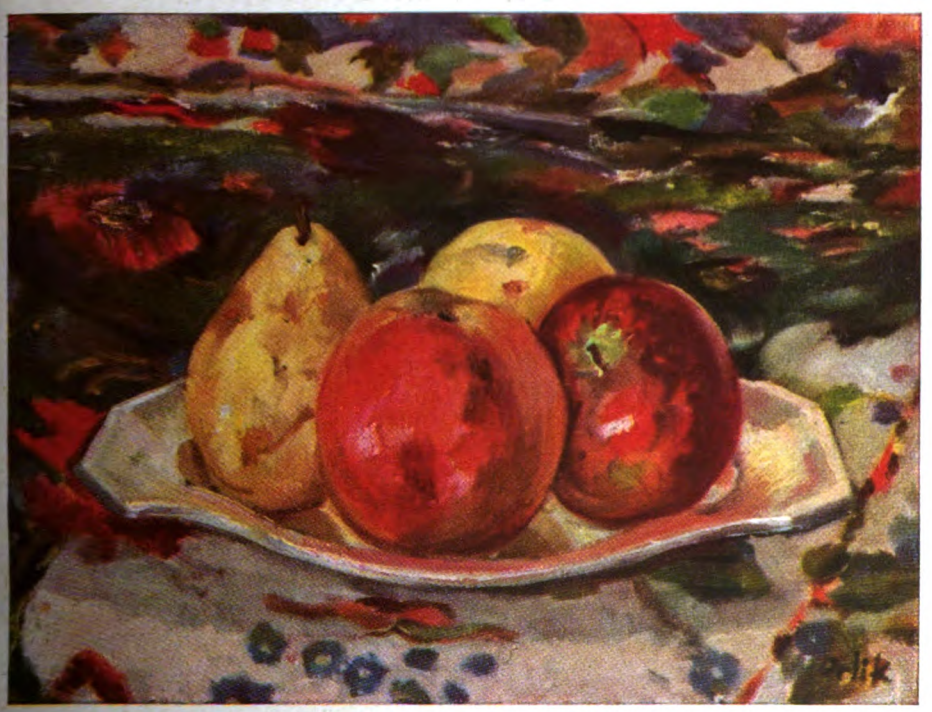
Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte
39. Jahrg. September 1924/1. Heft

Emil Orlik

Von Dr. Paul Ferdinand Schmidt

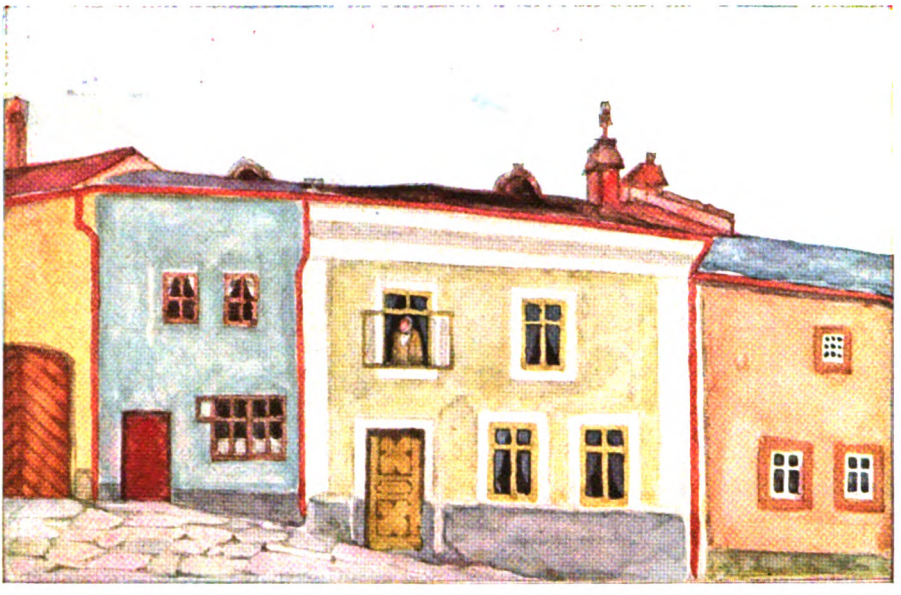
Daß der Mensch ein Produkt seiner Zeit, seiner Umwelt und natürlichen Gaben ist, daß eine kunstvolle und natürlich sehr variable Mischung dieser drei Elemente sein „inneres Sein, seinen Mikrokosmus" bedingt, und darum eine tiefe Weisheit in dem Glauben an seine Sterne, an seine „Konstellation" steckt: das beweist niemand klarer als das wirkliche Talent. Beim Durchschnittsmenschen muß man schon weit ausholen, um die Beziehungen zwischen Umwelt oder Zeit und seinem Schicksal zu entdecken, weil ein Durchschnittsgeschick farblos und allgemein bleibt. Bei einem hervorragenden und vielseitig begabten Menschen aber spiegeln eben seine absonderlichen Erlebnisse das Einmalige seiner Epoche und seines Charakters inmitten dieses und keines anderen Stammes, Klimas, sozialer Verhältnisse aufs glänzendste wider; weshalb es einen so unbe-



Apfelstilleben. Gemälde

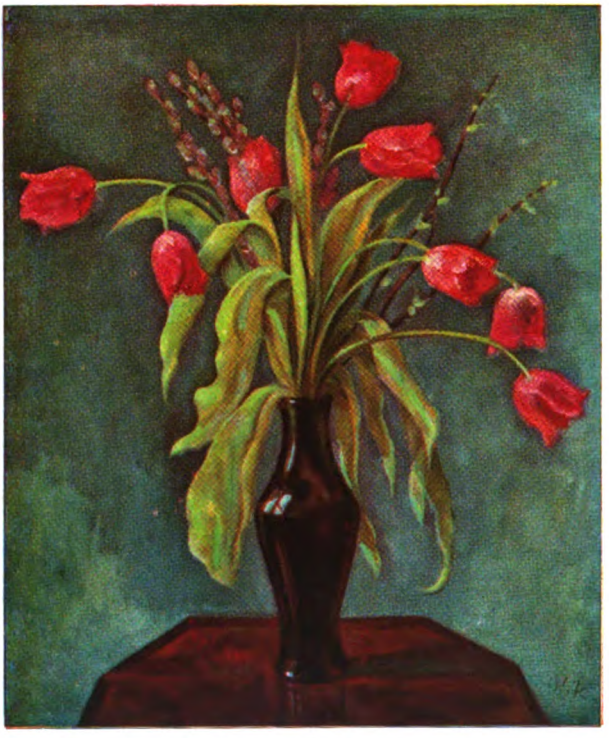
 Nachdruck verboten. Copyright 1924 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google



Aus einer böhmischen Kleinstadt

schreiblichen Genuß bereitet, Selbstbiographien zu lesen, wenn sie von originellen Menschen stammen wie zum Beispiel dem alten Nettelbeck, Jung-Stilling oder Kügelgen. In ihnen offenbart sich herrlich alles auf einmal: Der lebendige Charakter des Helden, das Erstaunliche seiner Epoche und der Mikrokosmus seiner sozialen und geographischen Umwelt. Solch ein Mann, von dem man sein selbstgeschriebenes Leben gerne lesen würde, ist der vielbegabte und mit lebendigsten Sinnen ausgestattete Maler und Graphiker Orlik. Solange man noch auf seine Selbstbiographie warten muß — und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie nie erscheint! — begnügt man sich freilich mit dem Anblick und Studium seiner Werke als Essenz dieses Lebens. Und es ist erstaunlich, wie klar man aus ihnen jenen Satz von der dreifachen Bedingtheit des Menschen und seiner Freiheit ablesen kann; denn sie sind sehr reich und mannigfaltig und spiegeln aufs treueste jeden Eindruck wider, den der sensible Künstler von Jugend auf empfing und mit dem Überflusse seiner Phantasie schöpferisch verarbeitete.



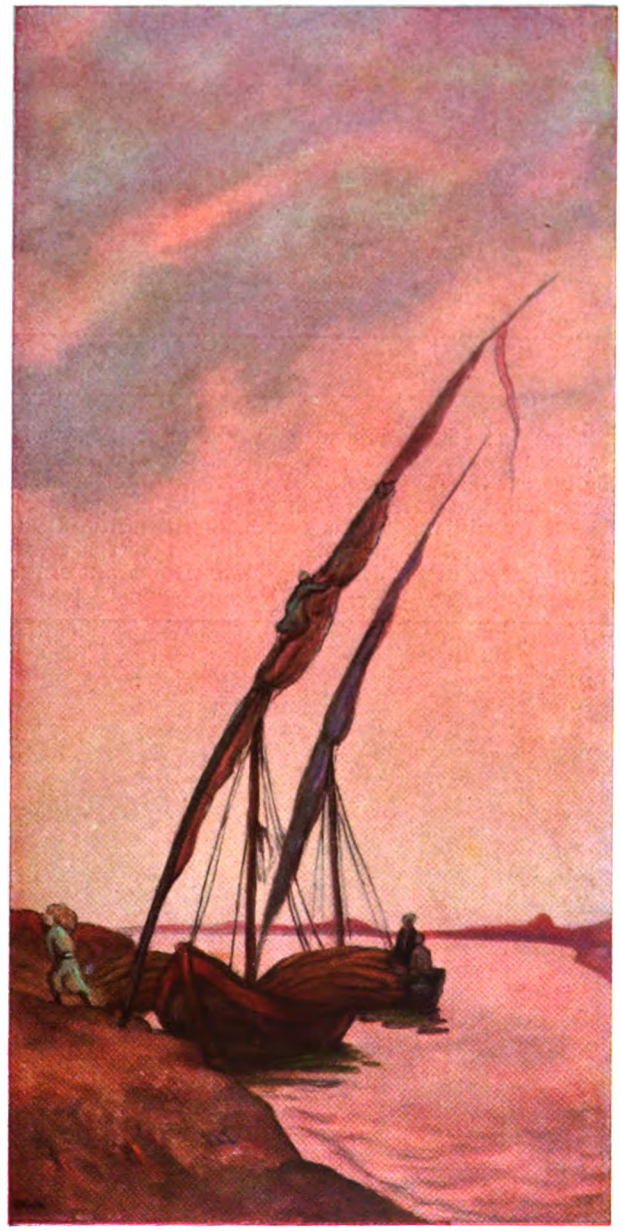
Tulpenstilleben. Gemälde

Denn das Primäre dieses künstlerischen Falles ist die schöpferi-

Digitized by Google

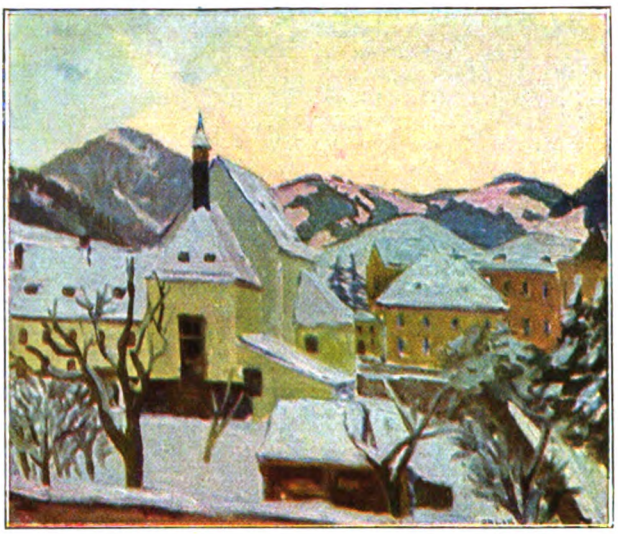
sche Begabung; das Temperament, das sein Stern ihm verlieh: die Welt auf seine besondere und unnachahmliche Art zu spiegeln. Man kann sich Orlik von Anfang an nicht anders vorstellen, als zeichnend oder malend; längst ehe er, mit 17 Jahren, von Prag nach München ging, um die Akademie durchzumachen, war sein künstlerischer Beruf entschieden; war es von seiner Geburt an. Aber dieses besonders reizvolle Geschenk legten ihm die Musen in die Wiege: so beweglichen Geistes wie hellen Auges zu sein; sich nicht zu begnügen mit dem Abzug und nicht aufhörendem Wiederholen einer Meisterlehre, einer renommierten „Art zu sehen" — sondern die Welt und die Meister der Kunst mit gleich aufmerksamen Augen sich einzuprägen und unersättlich Form um Form sich zu eigen zu machen. Nicht als Nachahmer, der Orlik niemals gewesen ist, sondern als Lernender und Genießer; als ein Künstler, dem es gegeben ist, viele Probleme zu erkennen und auszukosten; als welterfahrener Erdenbummler, der aus Europa, Afrika und Asien das Kostbarste für sich heimbrachte, für sich eroberte, indem er es, Natur, Menschen, Kunststile, in seine eigene unnachahmliche Weise übertrug und zum Orlikschen Kunstwillen umschmolz. Beneidenswert, diese Gabe produktiven Aneignens. Wo wir nur mit passivem Genießen anstaunen und über dem Reichtum der Erde in Bildungen und Landschaften, über dem Wunder fremder und alter Stile erschüttert stehen, hat der Künstler dies alles und weit mehr noch sich nachschaffend in unentreißbares Eigentum verwandelt. — Denn so steht es: daß er nicht uns zuliebe schafft, sondern in erster Linie aus innerster bitterfüßer Not, sich selber zu genügen und zu beruhigen; aus dem Drang, die Welt zu erobern auf seine Art. Daß es *seine* Art ist und bleibt, und daß bei Orlik niemals, so weit er auch umhergeschweift sein und sein Herz scheinbar an die Japaner verloren haben mag, von einem Sichverlieren gesprochen werden kann: das beweist die ununterbrochene Kette seiner meisterlichen Gemälde, Zeichnungen und Graphiken seit 25 Jahren für jeden ernsthaft Prüfenden.

Aber schon die Erwähnung seiner weitausgreifenden Gabe, sich das Nächstliegende und Fernste zu eigen zu machen, schon dieser liebenswürdige Zug reicherer Begnadung bedeutet ein Hinübergreifen auf die andern zwei Elemente, aus denen sein wie jedes Menschen Bild sich zusammensetzt. Nur war sein Talent an die Spitze zu stellen und, nicht



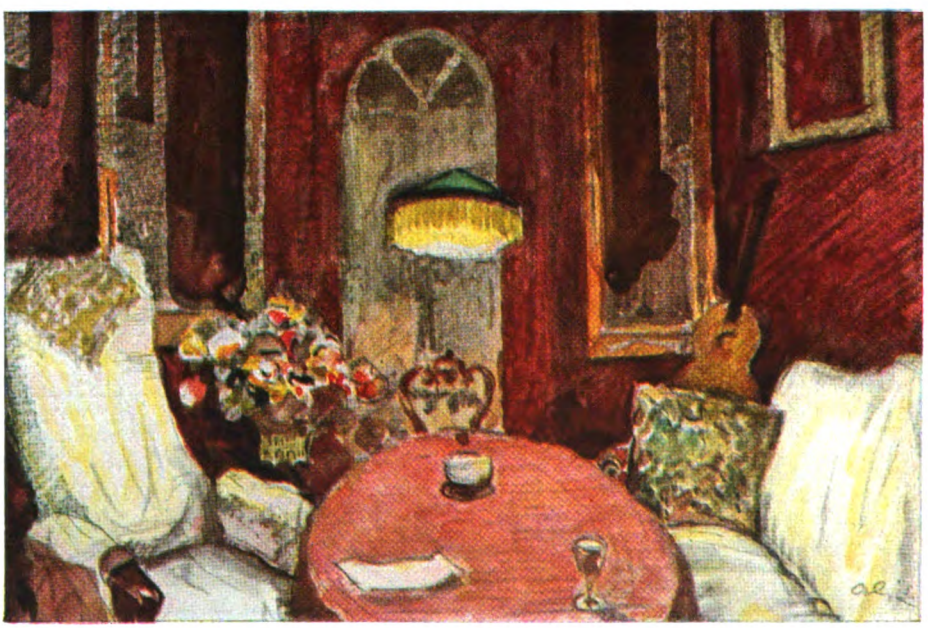
Felucken-Landung am Nil

Digitized by Google



Aus Kitzbühel. Gemälde

zu vergessen: seiner eminenten technischen Begabung zu gedenken, die all das erst ermöglicht und ihn sich in jeder Art von Kunstübung mühelos zurechtfinden und ihr sogleich den spezifischen Ausdruck abgewinnen läßt. In der Malerei ist es die Wirkung der schönen Farbe, in der Zeichnung die weitreichenden Möglichkeiten, streng oder malerisch, locker andeutend, bestimmt modellierend oder dekorativ zu wirken, in den graphischen Techniken die wunderbare Kraft ihres jeweiligen Ausdrucks, die ihn zu immer neuen Versuchen, Kombinationen, rätselhaften Verwegenheiten leitete.



Raum im Heim des Malers Slevogt

Digitized by Google

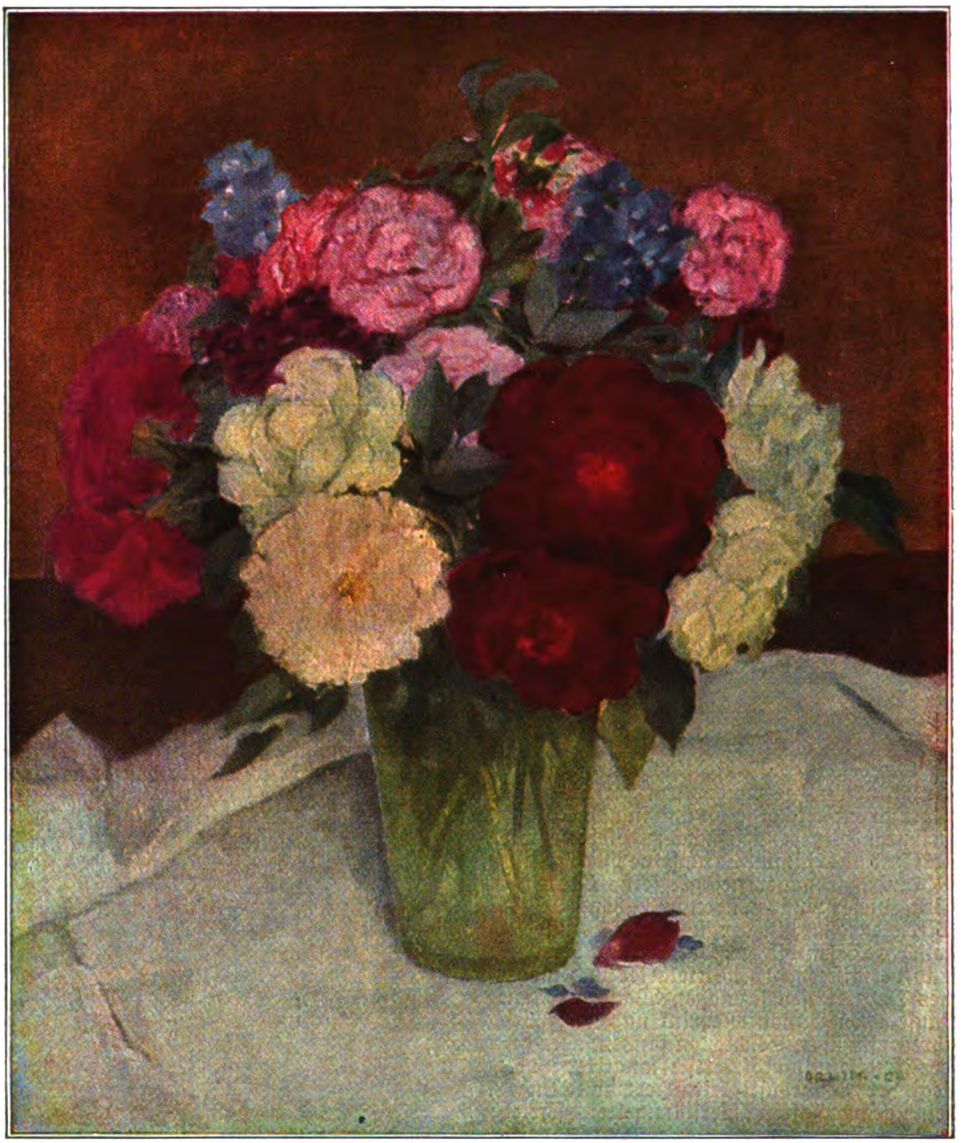
Bleistiftstudie

Die besondere Fähigkeit Orliks, bei allen Anleihen und gegenüber den verschiedensten Vorwürfen stets er selbst und in allen Dingen bei untadeligem Geschmack zu bleiben, wird erklärt und bestimmt durch seine österreichische Abkunft. Genauer gesagt: seine Geburt in Prag, dieser wunderlichen und schönsten Stadt Mitteleuropas, in der sich deutsches und slawisches Wesen bis zur Vernichtung bekriegen und vermischen, wo Mittelalter und modernes Fabrikwesen sozusagen Wand an Wand hausen, wo Gustav Meyrink und Max Brod ihre auffässigen Geschichten fanden, aber auch der jüngste und erbittertste Fanatiker psychologischer Wahrhaftigkeit, Hermann Ungar, seine grauenhaften „Verstümmelten" schrieb; wo Altösterreich am besten zu Hause zu sein scheint mit seiner weichen Sinnlichkeit und dem alle Dinge überspinnenden, ein wenig oberflächlichen Humor; wo zwar nicht Waldmüller, der echteste Wiener, wohl aber Makart und Klimt hätten zu Hause sein können und Kokoschka sicherlich mehr zu Hause ist als in Wien. Von all dem floß viel in Orliks Wesenheit ein, die so schmeichelnd süß und dekorativ sein kann wie bizarr und exotisch; ebenso lieblich wie voll naturalistischer Unerbittlichkeit und monumentaler Bedeutung, zart und verträumt wie unbedingt im Charakterisieren. Noch heute, da er über zwanzig Jahre als Lehrer der Kunstgewerbeschule sich an Berlin gefesselt sieht, und von Anfang an als tätiges Mitglied der Berliner Sezession, bedeutet ihm Wien mehr künstlerische Heimat und geliebten Aufenthaltsort. — Und doch ist das Klimtsche Element nur ein Zug neben anderen und nur in seiner Malerei. Zu Cézanne und Whistler, ja zu Matisse fühlt er sich ebenso hingezogen, und mehr noch bedeutet ihm der Japaner in seiner ganzen Produktion, nicht bloß in der Malerei. Die naturgegebene Internationalität des Österreichers und Pragers hat Orlik auf die halbe Erdkugel ausgedehnt. Zweimal, 1900 und 1912, hat er den Weg über Ägypten und Indien nach Ostasien gefunden, von innerem Erobererdrang und instinktiver Verwandtschaft getrieben. Die erste Reise, die ihn in die Werkstätten japanischer Holzschnittmeister und tief ins Innere der östlichen Inseln führte, ließ ihn für eine kurze Weile der japanischen Kunstart stark tributpflichtig werden. Aber er überwand rasch diese Schwäche und behielt als unverlierbares Gut nur die wundersam exakte Technik und die Beherrschung der feinsten Farbennuancen neben der Leichtigkeit, große Flächen durch kontrastierende Details elegant zu beleben, von den japanischen Lehrjahren bei. So daß zu sagen ist, daß ihm gerade die Abirrung zu dem fernsten Osten das Eigenste und Feinste hinterlassen hat, das seine Kunst spezifisch auszeichnet.

Doch kommt man seinem ureigenen Sein als Künstler und Mensch wohl am nächsten, wenn man ihn von der Seite des dritten Elementes betrachtet, das in diesem Zusammenhang am unscheinbarsten auftaucht: seiner Zeitbedingtheit. Wohl: daß seine Um-

Bleistiftstudie

Digitized by Google



Päonien. Gemälde

welt, seine Blutmischung und die Stadt seiner Jugend bestimmend wurden für den Künstler Emil Orlik: das läßt man sich eingehn; das erscheint etwa so gewichtig wie der Motor seines Talentes. Aber der Zufall des Jahrzehnts? wo doch der Künstler eigentlich zeitlos ist (oder zu sein hat)? Nun, diese Zeitlosigkeit ist ein verbreiteter Irrtum; aber ein gründlicher Irrtum. Michelangelo hätte im 14. Jahrhundert etwa so gemalt wie Giotto oder Orcagna, und Rubens ist eben deshalb der große Barockmaler, weil er im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts malte und nicht zur Zeit des Rokoko. Hiermit soll beileibe kein Maßstab aufgestellt werden. Aber geben wir acht, welche feine und einschneidende Bedeutung die Jahreszahl noch heute besitzt; vielleicht heute mehr denn je.

Orlik ist am 21. Juli 1870 in Prag geboren, besuchte von 1887—91 die Schule Knirrs in München und dann, nicht sehr lange, die dortige Akademie unter Lindenschmit. 1898 unternahm er eine größere Reise durch Europa, 1900—1901 war er in Japan; 1904 wurde er Nachfolger Eckmanns an der Kunstgewerbeschule und Mitglied der Sezession in Berlin. 1912, während er seine zweite Reise nach Ostasien unternahm, ist als wichtigstes künstlerisches Ereignis in Deutschland die Kölner Sonderbund-Ausstellung und der

Digitized by Google

Mit grünem Turban. Gemälde

Digitized by Google

Henny Porten. Rötelstudie

„Blaue Reiter" in München, der „Sturm" in Berlin zu verzeichnen, was zu bedeuten hat, daß der Impressionismus als höchste Kunsterscheinung vom sog. Expressionismus und Kubismus abgelöst wurde. — Aus dieser Zeitbedingung erklärt sich Orliks Sonderschicksal. Seine Jugend steht unbedingt unter dem fortschrittlichen Stern erst eines gemäßigten (Münchner), dann radikal-norddeutschen Impressionismus; intensives, oft schroffes Naturgefühl und Hingabe an das Objekt um jeden Preis kennzeichnet darum auch nicht nur seine Anfänge, sondern auch sein ganzes Werk bis heutzutage. Orlik ist in den Naturalismus hineingeboren. Aber er hat ihn, wie Klimt und verwandte Österreicher, durch eine starke dekorative Note gemildert; hat mit Erfolg die Japaner, Whistler und zuletzt Matisse studiert; so blieb er nicht auf der ersten Stufe seiner Jugend stehn, sondern ging mit der Zeit. Ja es ist festzuhalten, daß er ihr vorausschritt. Schon 1900 finden sich bei ihm Zeichnungen reiner unmodellierter Umrißart, wie sie hundert Jahre früher die Romantiker pflegten, wie sie in jener Zeit impressionistischer Hochblüte aber unerhört waren; und dem Künstler selber vielleicht nicht einmal als Außerordentliches bewußt. Dies aber ist nicht maßgebend. Sicher ist das eine: daß Orlik beiden Epochen angehört, der vergangenen, des Impressionismus und der, die jetzt anhebt nach Überwindung der ekstatischen, der „Ausdruckskunst", deren Absonderlichkeiten er niemals mitgemacht hat. Vielleicht gehört er ihrem Formwillen an mit der Ausdruckskraft seiner gezeichneten und radierten Bildnisse. Die Schärfe seines Auges und die Bestimmtheit seiner Werke aber lassen ihn heute, in gewandelter Zeit, wiederum jung und zeitgemäß erscheinen.

Diese fortdauernde Verjüngung, diese Erneuerung seiner Anschauungsweise und künstlerischen Mittel ist eines der merkwürdigsten und charakteristischsten Kennzeichen des Malers Orlik. Der bewegliche Prager mit dem feinen, bärtigen, leicht ergrauenden Kopfe wird nicht alt: was andere erschlaffen läßt und vor der Zeit stumpf macht, ihn erhält es ewig jung und elastisch: die Arbeit. Welch ein Werk, welch ungemeine Vielseitigkeit in Art und Gegenstand der Produktion liegt hinter dem Vierundfünfzigjährigen! Wer kennt, außer denen, die ihm persönlich näher traten, den Umfang und die Besonderheit seines Oeuvre! Nur eine rastlose Arbeitsfähigkeit, nur das Temperament eines Frühaufstehers, der sich ebenso von der Welt abzuschließen, wie sich im geeigneten Moment notwendiger Geselligkeit hinzugeben versteht, nur seine geistige und körperliche Geschmeidigkeit konnte eine so ungeheure Arbeitslast bewältigen. Denn es ist nicht damit getan, daß man ihn als Maler und Zeichner kennt, wie ihn die Abbildungen des Heftes

Porträtstudie

Digitized by Google

Rötelſtudie

Digitized by Google

Farbenstiftstudie

für diesmal zeigen. Auch das fast unübersehbare Gebiet des Graphischen schöpft seine Tätigkeit nicht aus. Hier hat Orlik freilich am stärksten bahnbrechend gewirkt. Schon als junger Hospitant der Radierschule von Raab in München (um 1890) brachte er den guten alten Lehrer zur Verzweiflung durch seinen Hang zum technischen Experimentieren; schon hier probierte er alle Arten der Radiertechnik durch und suchte sie zu kombinieren, und legte so im empfänglichsten Alter den Grundstein zu seiner Virtuosität im Beherrschen aller graphischen Mittel, im Aufspüren neuer und geistreicher Variationen. Zur Radierung kam bald darauf die Lithographie und zuletzt, Ende der neunziger Jahre, der bisher in Deutschland ziemlich vernachlässigte Holzschnitt, dessen genaue, in Buchsbaumholz arbeitende Flächen- und Linienkunst ihn von selber zu den Japanern führte und den Anlaß zu seiner ersten ostasiatischen Reise 1900 gab. Denn im Gegensatz zu der revolutionären Erneuerung des Holzschnitts durch den Norweger Edvard Munch — der seinerzeit Langholz, parallel den Fasern geschnitten, verwendete und auf die Zufälligkeiten und Reize der Brett-Oberfläche beim Abdruck mit rechnete — hat Orlik von Anfang an das Hirnholz vorgezogen, das senkrecht zur Faser geschnitten ist und namentlich beim harten Holz wie Buchsbaum eine sehr große Genauigkeit und Schärfe in Linie und Umriß erlaubte. Diese Technik ist es dann, die er bei den Japanern selbst vervollkommnen und auf den mehrfarbigen Abdruck anwenden lernte, und die er so meisterhaft beherrschte, daß man seine Holzschnitte aus den ersten Jahren nach 1900 fast als japanische Originale hätte ansprechen können; wenigstens, was die technische Seite anlangt: denn daß man seine Blätter auch bei inhaltlich und formal engstem Anschluß an den altjapanischen Holzschnitt immer für „Orliks“ in ihrem wahren Wesen nehmen konnte und mußte, versteht sich bei einem so persönlichen Künstler von selber.

Denn dies ist es ja, was er selber, mit psychologischem Scharfblick

Der alte Schloßbrunnen in Karlsbad. Ölgemälde

Digitized by Google

Bildnis. Farbige Zeichnung

Digitized by Google

begabt und keineswegs blind im Beobachten seiner eigenen Wesensart, als das ihm Eigentümliche bezeichnet: daß er kein „charakteristischer" Künstler sei (wofür er etwa den konsequenten, immer ein wenig eintönigen Leistikow benennt), sondern eine Persönlichkeit: beweglich und vielseitig und den Wandel um den ruhenden Pol in aller Erscheinungen Flucht — um sein Selbst — als das Maßgebliche hervorhebend.

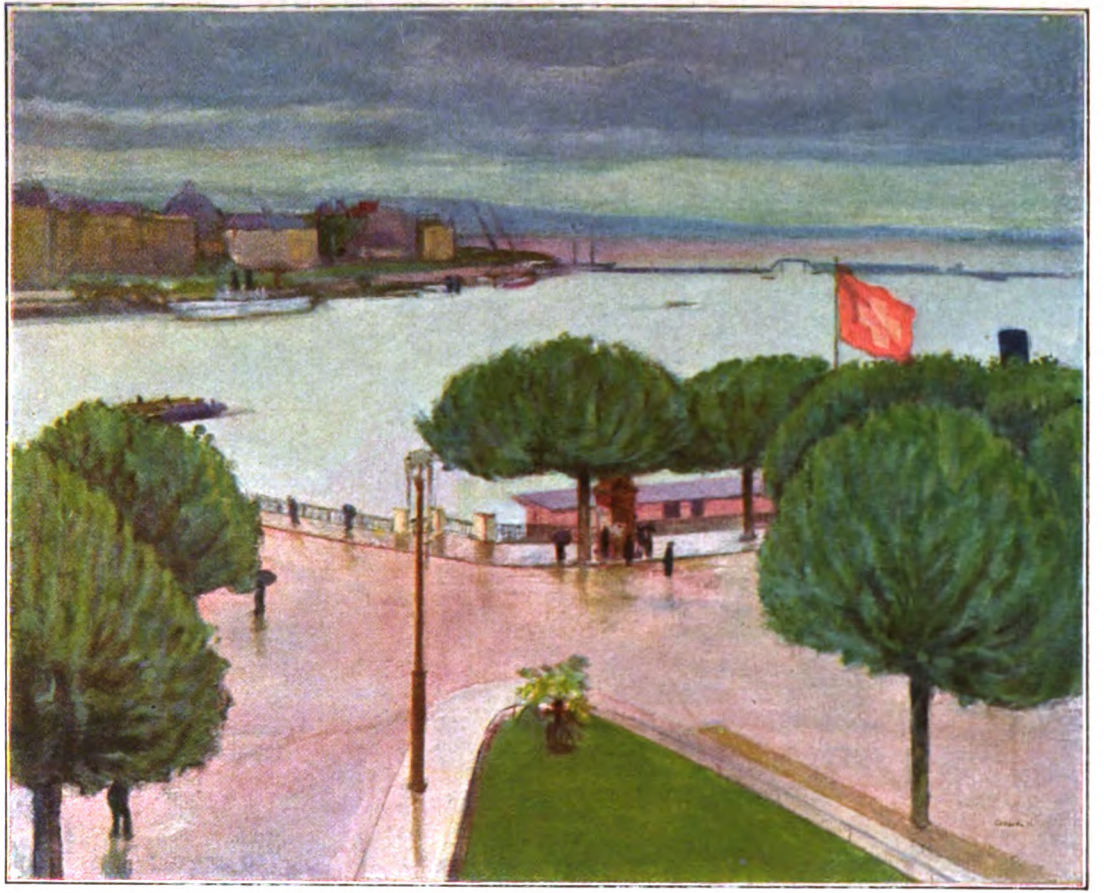
Ja dieses erscheint eben in der japanisierenden Ära bei ihm sehr ausgeprägt: denn was trieb ihn zum Experimentieren mit Hirnholz und zu den östlichen Lehrmeistern, wenn nicht die Sehnsucht nach der Bestimmtheit des Umrisses und der Klarheit der formumschreibenden Linie, die damals,

Porträtstudie
Unten: Weiblicher Akt mit Turban. Bleistiftzeichnung

zur Zeit impressionistischer Hochblüte, etwas ganz Ungewöhnliches darstellt? Heute erst vermag man das Verdienst und die Kraft jenes Instinktes zu ermessen, der sich gegen das malerisch Auflösende der Lichtmalerei wendete (wenn auch zunächst nur im Graphischen); heute, wo Orlik sich auch in der Malerei zur Exaktheit des Umrisses und heller lichter Farbe bekennt und darin das mit Bewußtsein erreicht, was er durch sein ganzes Leben tastend erstrebt hat.

Diese Bilder der letzten Jahre sind noch niemals veröffentlicht, noch ausgestellt worden. Der Künstler verwahrt sie, um aus ihnen dereinst eine geschlossene Sammlung zu machen, die von seinem malerischen Bekenntnis Zeugnis ablegen und auf die Wanderschaft gehen soll. Es sind nicht bloß Landschaften von eigentümlichstem Reiz in hellen, scharf gegeneinander abgesetzten Farbenflächen; große Kompositionen, wie

Digitized by Google



Am See in Genf. Gemälde

Digitized by Google

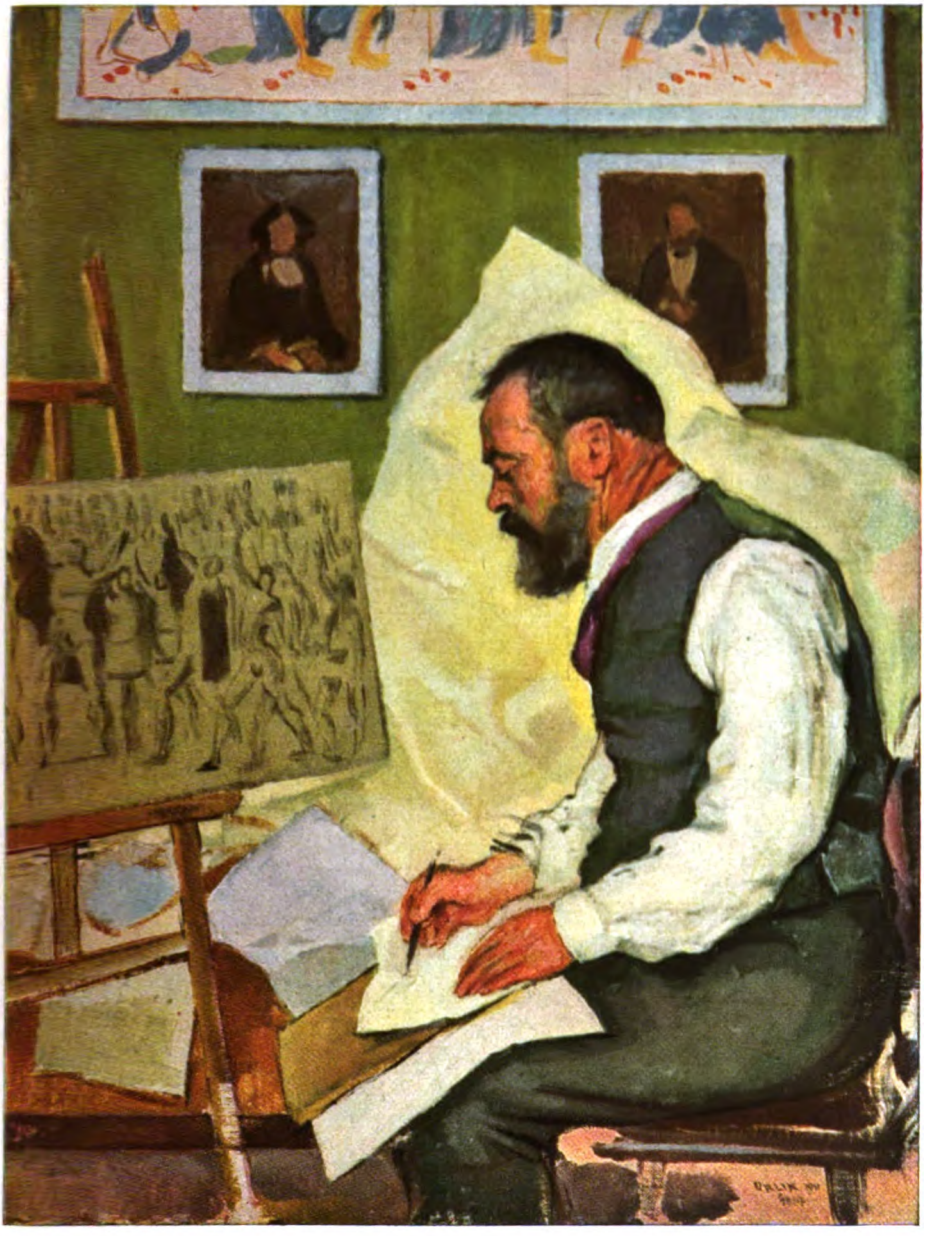
Spanierin. Gemälde

ein Frauenakt auf schönen Tüchern, mit dem Hintergrund einer nahen Wand, ziehen das Fazit aus vielen ähnlichen Bemühungen seiner dreißig Schaffensjahre. Hier wird das feste Liniengerüst der Komposition gegen die heitere Farbigkeit, wird eine entschiedene Plastizität körperlicher Erscheinung gegen den Flächencharakter des ganzen Bildes, den die Wand und ein chinesisches Bild auf ihr scharf betont, mit dem Erfolg völliger Geschlossenheit des Bildeindrucks ausbalanciert.

Aber die malende, die graphische und zeichnerische Tätigkeit bildet ja schließlich nur einen Teil von Orliks Arbeitsfeld. Wie mannigfaltig er sich betätigt hat, wissen nur die wenigsten.

Am bekanntesten sind auf diesem Schaffensgebiet noch seine Dekorationen für das Theater, namentlich für Reinhardts so berühmt gewordene Aufführungen des „Wintermärchens" und der „Räuber". Dann sein kunstgewerbliches Wirken, namentlich auf dem Felde der Gebrauchsgraphik: seine Exlibris sind ebenso zahlreich und berühmt geworden wie seine Plakate. Aber daß er in der mühsamen chinesischen Lacktechnik (mit Verwendung verschiedenfarbiger Goldlacke, Perlmutter, Elfenbein usw.) erstaunliche Bildtafeln von höchster dekorativer Pracht geschaffen hat, fast ebenbürtig alten Originalen, daß er schöne Töpfereien mit Glasuren arbeitete, sich als Bildhauer betätigte: davon ist kaum etwas bekannt geworden. War es jemals ausgestellt (aber dies soll wohl erst der Zukunft vorbehalten bleiben), so ging es spurlos am Gedächtnis der Öffentlichkeit vorbei. Und was

Digitized by Google



Ferdinand Hodler bei der Arbeit. Gemälde

Digitized by Google

dazwischen noch fällig gewesen ist an Einzeldingen, läßt sich mit wenigen Worten nicht sagen. Jetzt arbeitet er an ausgezeichneten Porträtmedaillen, von denen eine geschlossene Serie bei Paul Cassirer in Verlag herauskommen wird.

Des Meisters Schaffensreichtum spiegelt sich nur schwach in den beigegebenen Abbildungen wider. Orlik hat selber die Beschränkung auf Gemälde und Handzeichnung gewünscht; in der verkleinernden Reproduktion wirkt ein allzugroßes Durcheinander von Techniken und Formaten nur störend und irreführend.

Aber wenigstens vermag die Farbigkeit der Reproduktionen eine Ahnung zu vermitteln vom Reichtum seiner Palette, von jener österreichisch-böhmischen Freude an der strahlenden und dekorierenden Farbe. Das beweisen vor allem die Landschaften aus dem schönen altkultivierten Böhmerlande, aus den Alpen und Ägypten mit ihren zarten oder entschiedenen Tönen nicht

Chinesenmädchen aus Shanghai
Gemälde
Unten: Chinesenfrauen in Shanghai
Aquarell

minder, wie Interieurs, Stilleben (deren Pracht ja allezeit in Farbe und schimmernder Materialglorie bestanden hat) und die zahlreichen Bildnisse.

Hier sind es besonders die Frauen und ihre rassige Schönheit, die Orlik zur Wiedergabe reizen; und er versteht die siegreiche Macht des Weiblichen durch einen Farbenreichtum der zugehörigen oder hinzugekommenen Stoffe zu steigern, daß zugleich das Spezifische der Rasse und der Persönlichkeit betont wird.

Und selbst das Nur-Merkwürdige von Exoten, wie der Chinesenfrauen, unterliegt dem Gesetz der bildmäßigen Farbigkeit und wandelt sich zu einem gefälligen Reiz und zu anmutiger Bildeinheit. Die Zeichnungen geben leider keinen Begriff von der Vollkommenheit seiner Umrißlinie; hier scheint mit der plastischen oder zart andeutenden Wiedergabe der Wirklichkeit der Anschluß an die allgemeine Tradition der Akademischen erreicht, die in der Vielseitigkeit seines Schaffens natürlich auch ihre Stätte finden muß.

Digitized by Google

Der einsame Mann

Roman von Clara Viebig

Wenn jetzt der Oberst Eugen Freiherr von Rettberg durch die Straßen des kleinen Städtchens stapfte, drehte sich keiner mehr nach ihm um. Man war an ihn gewöhnt, nun kannten ihn alle. Er ging immer langsam, er hatte ja Zeit, ihn erwartete keine drängende Arbeit. In den hohen Reiterstiefeln, die er stets trug, wie damals im Dienst, und mit der gleichen Haltung wie vor dem Regiment, machte er noch immer eine gute Figur. Von weitem konnte man ihn für einen jungen Mann halten, nur wenn man von nah sein Gesicht sah, die Falten, die wie eingegraben von der Nase herab zum Kinn liefen und die Mundwinkel herabzogen, merkte man's: der hatte selbst die Mitte des Lebens schon hinter sich. Er wurde respektvoll gegrüßt — ein Freiherr, ein Oberst! — die Schüler des Gymnasiums zogen die bunten Mützen, einzelne kleine Jungen, die auf der Straße Kreisel schlugen oder mit Murmeln in den Löchern des holprigen Pflasters spielten, kamen sogar herzugelaufen und gaben ihm die Hand. Und er nahm die kleinen schmutzigen Hände, lächelte ein bißchen und sagte: „Morjen."

Der Baron war kinderlieb. Sonst hätte er vielleicht auch nicht bei Frau Dr. Arndt gemietet. Die wohnte ziemlich weit draußen, so weit ab, daß winters bei schlechtem Wetter ihr Hans-Helmut öfter einmal nicht zur Schule kam. Das heißt, gekonnt hätte er das schon, andere Kinder kamen sogar aus Nachbardörfern viel weiter her zur Schule. Verdenken konnte man es der Mutter aber nicht, daß sie ängstlich war, ihr Mann war so rasch weggestorben, plötzlich nach einer schweren Erkältung an der galoppierenden Schwindsucht. Sie, die feine Frau, der man noch immer die große Dame anmerkte — sie sollte aus vornehmem Hause sein und sich gegen den Willen ihrer Familie mit dem einfachen Doktor verheiratet haben — mußte nun draußen vor der Stadt in das kleine Häuschen ziehen, weil das billig war, und an Sommergäste vermieten.

Das Haus hatte eine schöne Lage; es stand auf einer hohen Ummauerung, unten führte die Straße vorbei, hinter ihm stieg der Berg steil an, und an ihm, in Terrassen aufgebaut, hingen Gärten und Gärten, in denen es in fast südlicher Fülle blühte, und goldene Trauben reiften, auch Mirabellen, Aprikosen, Pfirsiche, Quitten und Mispeln, allerlei Obst, das viel Sonne braucht.

Als der Baron vom Hotel, wo er Wohnung genommen hatte, am Flusse entlang hier vorbeischlenderte, hatte er gar nicht die Absicht gehabt, in eine Privatwohnung zu ziehen; er konnte im Gasthaus wohnen bleiben, seine Pension und die Zinsen seines kleinen Vermögens reichten schon aus. Man war da auch bedeutend ungenierter. Und doch zog er die Klingel, die Blumentöpfe am Fenster sahen so freundlich aus.

Die Frau Doktor öffnete selber; sie hatte den Milchmann erwartet, nun war sie erschrocken, einen Herrn zu sehen. Ein verlegenes Rot stieg in ihr Gesicht. Sie war einmal schön gewesen; aber jung war sie schon nicht mehr, als sie heiratete, und nun hatten der Kummer und die Sorgen des Alltags das letzte von Jugend weggewischt.

Der Baron war erstaunt, daß sie, als eine Tür knarrte und ein Knabe neugierig den Kopf durch den Spalt steckte, sagte: „Mein Sohn!" Er hätte „Enkel" erwartet.

„Hans-Helmut, sag' Guten Tag!"

Artig verneigte sich der Knabe.

„Wie alt bist du, mein Sohn?"

„Sieben Jahr." Leise klang die Kinderstimme, und wie ein errötendes Mädchenantlitz war das Knabengesicht.

Der Oberst sah die zu vermietenden Räume an: ein kleines Wohnzimmer im ersten Stock, ein noch kleineres Schlafzimmer. Aber vom Wohnzimmer aus sah man den Fluß, jenseit der Straße, langsam und schmeichelnd vorbeifließen, sah große Nußbäume und drüben am anderen Ufer die Weinberge. Vom Schlafzimmer sah man in den kleinen Berggarten, sah die wuchernde Rosenhecke, die Geißblattlaube, Salat, Gemüse, Suppenkräuter, mitten dazwischen blühenden Phlox und feurige, stark duftende Nelken.

Der Baron versprach, morgen wiederzukommen, und ließ seine Karte da. Auf dem Rückweg überlegte er: es war am Ende doch zu weit ab. Für den Sommer freilich schön — aber im Winter?! Sehr unbequem. Er würde noch einmal hingehen und absagen, damit die Dame sich nicht etwa anderes verschlug. —

Diesmal brauchte er nicht zu läuten. Auf der Treppenstufe vor der Tür saß der Knabe, er war ganz umflossen von Sonnenlicht. Die Schiefertafel auf den Knien, den Griffel in

Digitized by Google

der Hand saß er da, Schweiß perlte ihm auf der Stirn, Tränen standen ihm in den Augen: ach, diese Aufgabe brachte er nicht heraus, und gestern hatte er schon nachsitzen müssen, weil sein Rechnen falsch war! Hilflos, verwirrt sah er den Herrn an. Als dieser fragte: „Na, laß mal sehen! Na, wieviel ist denn siebzehn durch drei?“ stürzten die Tränen.

Wie zwei Kameraden saßen sie dann auf der Treppenstufe und rechneten die Aufgabe aus. Der Knabe war glückselig, seine Schüchternheit schwand, vertraulich schmiegte er sich an den Retter: „Wenn Sie mir's erklären, versteh' ich es ganz gut. Helfen Sie mir morgen wieder? Sie helfen mir alle Tage, nicht wahr?“

Und der Junggeselle mietete die Zimmer. Mit dem, was ihm anfänglich nicht so gefiel, hatte er sich bald abgefunden. Die Frau Doktor war gar nicht übel, sie war wirklich eine Dame. Von dem Augenblick an, da Frau Arndt seine Karte in Händen gehalten hatte, war sie auch nicht mehr so verscheucht und zurückhaltend.

Es war Rettberg höchst peinlich gewesen, daß die Frau Doktor selber seine Zimmer aufräumte und sein Bett machte. Er war ein pedantisch ordentlicher Mensch und ließ nichts herumliegen, aber jeden ausgezogenen Strumpf, jedes gewechselte Hemd konnte man doch nicht sofort beiseite schaffen. Hätte er geahnt, daß kein Dienstbote vorhanden war, nie hätte er hier gemietet. Gleich am ersten Morgen machte er diese unliebsame Entdeckung. Er war früh aufgestanden, er hatte nicht sonderlich geschlafen. Die Härte des Bettes hatte ihn nicht am Schlafen gehindert, als alter Soldat störte ihn die nicht, im Gegenteil, sie erinnerte ihn an Feldbetten, aber wenn man die Mitte der Fünfzig nahezu erreicht hat, muß man sich die erste Nacht immer ans neue Bett gewöhnen. Aber angenehm still war es hier.

Er stand vorm kleinen Spiegel und bürstete das dichte grau gesprenkelte Haar mit Brillantine, bis es sich glatt und glänzend, wie angeklebt an den Schädel legte; und er wichste den starken Schnurrbart, den er noch immer trug, obgleich es nicht mehr die Mode war, und zwirbelte ihn in zwei spitzen Enden auf. Im wollenen Unterhemd und in Hosenträgern ging er dann zur Tür, vor die er spät abends seine Reiterstiefel gestellt hatte. Er wollte gleich hinunter in den Garten gehen.

Der lag köstlich erfrischt da in der Morgenfrühe. Ein Duft von Tau und Blumen stieg lockend hinauf durchs offene Fenster. Von ferne krähten Hähne, rief eine Turmuhr mit dunkler Stimme: „Fünf.“

Die Stiefel waren nicht da. Natürlich, so früh war so ein faules Dienstmädchen noch nicht auf! Die Stirn des Mannes, die der schöne Morgen heiter angeglänzt hatte, verfinsterte sich: zum Donnerwetter, die Stiefel mußten auf *ihn* warten, nicht *er* auf die Stiefel! Da hörte er unten im Hausflur bürsten, emsig bürsten — aha, da war das Mädchen ja wohl am Werk!

In Unterhemd und Hosenträgern neigte er sich übers Treppengeländer: „Stiefel, bitte!“ Ein entsetztes Gesicht starrte zu ihm auf, und er fuhr ebenso entsetzt zurück: die Frau Doktor selber.

Das war doch außerm Spaß, eine Dame putzte ihm die Stiefel und er in Unterhemd und Hosenträgern! Das fing ja gut hier an. Die Laune war ihm gründlich verdorben. Aber als er dann im tauigen Garten zwischen den Rabatten vorsichtig herumging, damit er nichts von den Blumen abtrat, die in dichten Bündeln, von den Küssen der Nacht befeuchtet, schlaftrunken in den Weg hingen, fand er es doch sehr angenehm hier, so angenehm, daß er den Entschluß, nach einem Monat wieder auszuziehen, den er im ersten Ärger gefaßt hatte, vor der Hand fallen ließ. —

Der Baron war auf dem Nachhauseweg, er hatte gut gespeist. Im Gasthof zum Löwen war auch eine ganz passable Tischgesellschaft: der Kreisarzt, der Amtsrichter, der Postverwalter, der junge Volontär einer großen Weinfirma am Platz, und der Apotheker, der sich aber demnächst verheiraten wollte; alles gebildete Leute, die ihm mit großem Respekt begegneten. Er hatte einen Schoppen von dem Mosel getrunken, den sie alle tranken — ein angenehmes Weinchen — und in der Tasche trug er ein Biskuit herum, das er sich vom Nachtisch eingesteckt hatte; für den Jungen. Kuchen schien der ja nicht viel zu bekommen.

Langsam schlenderte der Oberst, die Sonne schien heiß und glitzerte auf dem Fluß, daß dessen Oberfläche wie poliertes Silber glänzte, mit goldenen Spiegeln darauf. Eine halbe Stunde war's von der Stadt her zu gehen, aber unter den alten Walnußbäumen, die sich wie eine Allee am Ufer hinzogen, gab es Schatten. Die ausgebaute Burg, um deren Felskegel sich die krummen Gassen der Stadt gruppieren, schien auch goldene Funken zu sprühen. Eigentlich ein wunderschöner Ort, dieses Nest, trotz seiner kleinstädtischen Enge, ganz dazu angetan, einem alten Militär, der sich's sauer hatte werden lassen im Dienst, und den man dann abgesägt hatte, bloß wegen eines kleinen taktischen Fehlers im Manöver, das Leben noch einmal angenehm zu machen.

Digitized by Google

Was wohl der Junge zu dem Törtchen sagen würde? Der mußte besser genährt werden, er war etwas bleich, nicht braun genug trotz der vielen Sonne hier, und seine Bäckchen waren schmal. Merkwürdig, wie der sich an ihn angeschlossen hatte! Seit jener ersten Rechenaufgabe, bei der er ihm geholfen hatte, kam er jeden Tag: „Wollen wir jetzt rechnen?“ Es schien ihm selbstverständlich. Auch die Handschrift von Hans-Helmut mußte noch besser werden!

Als er ins Haus trat, das ihn dunkel und kühl umfing nach dem heißen Sonnenglanz draußen, weckte ihn die Stimme der Frau Doktor aus allerlei Träumereien. Sie hatte ihm aufgepaßt, hinter der Küchentür kam sie jetzt vor.

Es klang leise und gedrückt, und sie senkte dabei den Blick: „Herr Baron, ach, dürfte ich bitten, daß Sie recht zeitig Ihre Stiefel vor die Zimmertür stellen, damit sie noch am Abend geputzt werden können?“

„Meine Stiefel — ja, ja!“ Plötzlich sah er sie wieder vor sich, den mageren Arm in die schwarze Röhre gesteckt und bürsten, bürsten. Nein, das konnte, durfte er nicht annehmen, daß ihm eine Dame die Stiefel putzte! Er räusperte sich verlegen, dann sagte er sehr rasch: „Ich putze meine Stiefel selber. Ich habe das immer getan. Es ist sozusagen eine Leidenschaft von mir.“

Sie sah ihn ungläubig an: „Herr Baron, das sagen Sie nur so — meinetwegen — aber es macht mir gar nichts aus, wirklich nicht. Ich tue es gern — es ist ja auch meine Pflicht. Bitte, stellen Sie sie, wenn Sie sie ausgezogen haben, heraus!“ Ein steigendes Rot kam in ihr Gesicht, sie kämpfte mit sich, es war ihr peinlich, ihre Verhältnisse so zu offenbaren. „Ich bin eben nicht in der Lage, mir ein Dienstmädchen zu halten. Meine Mittel sind beschränkt. Ich muß sehen, daß ich etwas spare — ich möchte nicht, daß der Junge hier verkommt — mein Sohn soll studieren.“

Wenn der Oberst auch nicht recht begriff, wie man „Studieren“ als höchstes Ziel aufstellen konnte, darin verstand er die Mutter vollkommen, daß sie für ihren Sohn das in ihren Augen Höchste wollte. Er verneigte sich stumm, und dann kam ihm plötzlich der rettende Gedanke: „Gnädige Frau, wenn Sie gestatten, engagiere ich mir eine Frau, die jeden Morgen kommt, die paar Kleinigkeiten für mich erledigt. Ich möchte nicht, daß Sie sich meinetwegen noch so besonders bemühen.“

Sie stammelte etwas von „zu gütig“ und „nicht annehmen könnnen“, da kam zum Glück Hans-Helmut gesprungen. Er hatte oben zum Dachfenster heraus nach den Schwalben geschaut, die über die Telegraphendrähte hinflitzten, und hinausgeträumt in die blaue Luft, bis die etwas knarrige Stimme unten ihn aufstöberte. Die Treppe war er heruntergeflogen. Mit beiden Händen hing er sich nun dem Mann an den Arm: „Warum sind Sie denn heute so lange geblieben? Ich habe schon so auf Sie gewartet!“

„Hans-Helmut, aber!“ mahnte die Mutter.

„Lassen Sie ihn doch!“ Der Oberst lächelte: also so sehnsüchtig war er erwartet worden? „Du hast wohl wieder was nicht herausgebracht?“

„Wir haben ja gar nichts auf!“

„Na, ich habe dir aber auch etwas mitgebracht!“ Vorsichtig, damit er es nicht zerdrückte, zog der Oberst das Törtchen aus der hinteren Rocktasche. Aber der Knabe sagte nur artig: „Danke“ und legte es hin. Die aufstrahlenden Blicke seiner Augen hingen bloß an dem Freund: „Darf ich jetzt bei Ihnen bleiben?“

„Ja, das darfst du, mein Sohn.“ Und mit einer väterlichen Gebärde legte der Mann die Hand auf den Knabenkopf.

Sie hatten sich ganz gut miteinander eingelebt; lebten sich eigentlich jeden Tag mehr zusammen. Der Oberst dachte nicht mehr ans Ausziehen.

Als er sich heute, um zu seinem Mittagstisch zu gehen, die große Regenpelerine, die er immer zu Pferde getragen hatte, bis unters Kinn zuknöpfte und die Mütze tiefer in die Augen zog, denn es goß fürchterlich, hörte er drinnen im Wohnzimmer den Kleinen husten. Wie, war Hans-Helmut schon aus der Schule zurück? Sonst begegneten sie sich doch meist auf dem halben Weg; und dann ließ Hans-Helmut es sich nicht nehmen, nochmals ein gutes Stück mit zurückzugehen. Der Oberst klopfte an der Wohnstubentür. Niemand sagte herein, aber er erlaubte sich's, einzutreten. Da lag Hans-Helmut auf dem Sofa, hatte einen ganz roten Kopf und gläserne, nicht mehr alles klar wahrnehmende Augen. Der Mann erschrak: der hatte ja Fieber! Er zog sich einen Stuhl neben das Sofa, faßte die Hand des Kindes und behielt sie in der seinen. Das schien Hans-Helmut wohl zu tun. Als die Mutter hereinkam mit einer Tasse Lindenblütentee, schlief er; doch sobald der Oberst die heiße Kinderhand loslassen wollte, haschte der Kranke danach, seine Stirn zog sich zusammen, und er ließ ein klagendes Wimmern hören.

Da blieb der Oberst sitzen. Ob es wohl eine Kinderkrankheit wurde, Masern viel-

Digitized by Google

leicht, oder ob es nur bei einer Erkältung blieb?

Der Oberst und die Frau Doktor sprachen flüsternd, die Zeit verging. Wenn er jetzt nicht zum Essen ging, bekam er keinen warmen Bissen mehr; aber sowie der Oberst versuchte, seine Hand fortzuziehen, wurde der Kranke unruhig.

Endlich kam es der Frau Doktor, zu sagen: „Herr Baron, es ist mit dem Essen zu spät für Sie geworden — wenn ich Ihnen vielleicht hier etwas anbieten dürfte?“ Sie schämte sich zwar, sie hatte nur eine dünne Milchsuppe, und nach der Suppe Kartoffeln mit gewiegtem Hering; aber sie war tapfer: „Sie müssen freilich sehr fürlieb nehmen.“

Und er nahm fürlieb; es schmeckte ihm sogar ausgezeichnet, er wußte gar nicht, daß er Hering aß, den er sonst nie gemocht hatte. Immer sah er nach dem Sofa hin, wo der fiebernde Knabe jetzt gleichmäßig atmete. Schlief er? Mitunter hoben sich die Lider — ein kurzes Blinzeln — dann wieder das gleichmäßig tiefe Atmen.

Die Mutter schlich hin: Gott sei Dank, er schlief jetzt!

Der Mann betrachtete die weichen Wangen, auf denen die langen dunklen Augenwimpern lagen, die feingezogenen Bögen der Brauen, die reine Stirn, das zierliche Ohr und den Mund, der wie der einer schönen Frau war. Zum Küssen.

„Ich bin Ihnen so dankbar, Herr Baron,“ flüsterte die Frau, „daß ich jetzt nicht allein hier sitze. Es ist doch wohl nur ein Schnupfenfieber, nicht wahr? Mein Mann wurde so rasch dahingerafft — ehe ich begriff, was eigentlich war, war er gestorben. Ich bin so ängstlich geworden. Sie werden meine Besorgnis gewiß übertrieben finden? Aber ich habe ja weiter nichts auf der Welt als den Jungen.“

Nein, er fand ihre Besorgnis gar nicht übertrieben. Wenn es ihr recht war, ging er nachher gleich zum Arzt, von vier bis fünf hatte der Sprechstunde. Wenn er um diese Zeit dort war, traf er ihn sicher an und konnte ihn womöglich gleich mit herausbringen.

Ein dankbarer Blick aus tränengefüllten Augen traf ihn. Frau Arndt wagte es, ihm über den Tisch weg die Hand zu reichen; für einen kurzen Augenblick hielt er ihre dünnen und doch so verarbeiteten Finger mit einem festen Druck. „Nur keine Angst, wir wollen unsern Jungen schon bald wieder gesund kriegen!“ Unsern Jungen — er sagte das mit Herzlichkeit, und er fühlte diese auch wirklich, fühlte plötzlich, wie er schon an dem Knaben hing, der ihn eigentlich gar nichts anging, und der doch nur das war, was ihn hier festhielt.

„Es wäre besser, ich brächte ihn zu Bett,“ flüsterte die Mutter. „Aber ich möchte ihn nicht gern aufwecken.“ Sie war ziemlich hilflos.

„Das wollen wir schon machen!“ Behutsam, als wäre sie zerbrechlich, nahm der Mann die leichte Last auf. In schweren hohen Reiterstiefeln und doch versuchend, auf Zehen zu schweben, trug er den Knaben hinter der Mutter her.

Diese hatte die Tür zum Nebenzimmer geöffnet. Ein kleiner, recht karger Raum. Da standen noch die beiden Ehebetten, wie früher dicht nebeneinander. Die Frau schlug die Decke von dem einen Bett zurück, hier im Bett des Vaters lag jetzt des Knaben Nachtkittel.

Während die Mutter den Schlaftrunkenen entkleidete, kehrte der Mann ins Wohnzimmer zurück.

Dann saßen sie hier noch eine lange Weile, die Tür nach dem Nebenzimmer blieb halb angelehnt. Bis er zum Arzt ging, lauschten sie miteinander auf die ruhiger und ruhiger werdenden Atemzüge nebenan. Und dazwischen sprach Frau Arndt in abgerissenen Sätzen von ihrem Mann. Sie sprach mehr in dieser einen Stunde, als je in der ganzen Zeit, in der ihr Mieter sie kannte. Ein ganz und gar nicht außergewöhnliches, ein ganz alltägliches Frauenschicksal, aber darum nicht minder betrübendes entrollte sich vor ihm. Er hätte nie gedacht, daß ihn solche Geschichte interessieren könnte — aber die arme Frau! Er fühlte ein großes Mitleid. Gott sei Dank, daß sie noch den Knaben hatte — und diesen Knaben! Er sah ihn plötzlich mit den Augen der Mutter: ein schöner, begabter und lieber guter Junge.

„Ich mache mir oft Gedanken, ob ich ihn auch richtig erziehe,“ flüsterte die Frau, „ich halte ihn vielleicht etwas zu sehr von der Außenwelt zurück. Aber seine Schulkameraden gefallen mir so wenig, sie sind so grob, so derb, und sie wissen schon so viel von der Welt. Er ist noch ganz das Kind.“

„Gott erhalte ihn so,“ sprach der Oberst; er war ein frommer Mann, es war ihm keine Redensart, wenn er das sagte. — — —

Hans-Helmut war längst gesund, es war wirklich nur ein Schnupfenfieber gewesen. Doktor Bär, der vielbeschäftigte Mann, vor dessen Tür immmer irgendein Bauernwagen hielt, der ihn heraufholen wollte in eines der Dörfer oben, war ärgerlich, daß man ihn deshalb den weiten Weg herausgejagt hatte. Der Oberst bekam das bei Gelegenheit von ihm zu hören, der Doktor nahm kein Blatt

Digitized by Google

vor den Mund. Daß die Mutter gleich aus der Fassung geriet, war eher begreiflich, aber daß der Baron, ein alter Militär, so ängstlich war, das verstand er nicht. Er war eben ein Bauerndoktor.

Im Städtchen sprach man über Frau Doktor Arndt und ihren Mieter. Im Kaffeekränzchen der Frau Apotheker wurde ganz ernstlich gewettet, ob die beiden wohl ein Paar werden würden oder nicht. Die einen sagten: er denkt gar nicht daran, andere: Alter schützt vor Torheit nicht. Eine Torheit wäre es, wenn der Baron, ein immmerhin noch so stattlicher Fünfziger mit einer guten Pension und einigem Vermögen, sich diese ältliche, müde, blasse Frau an den Hals hängen würde. Es gab in der Stadt unter den Honoratioren Jungfrauen vorgerückteren Stadiums, mindestens zehn, und sogar unter den jüngeren Damen welche, die Frau Baronin zu werden nicht ausgeschlagen hätten.

Der Oberst hatte keine Ahnung, zu welchen Gesprächen er und seine Hauswirtin Anlaß gaben. Er kam jetzt auch viel seltener mit seinen Bekannten zusammen, da er nicht mehr am Mittagsstammtisch teilnahm. Er aß jetzt zu Hause. Das war nicht billiger, aber es war bequemer, und es schmeckte besser. Und vor allen Dingen bekam der Junge nun bessere und kräftigere Kost. Die Augen glänzten ihm, wenn es was recht Gutes gab. Da lohnte es dem Oberst schon, an den Markttagen selber in die Stadt hineinzugehen und einzukaufen.

War das ein Herr! Einen solchen Mieter möchte wohl jeder haben! Die Frau, die jetzt schon seit diesen zwei Jahren täglich kam, die Stiefel des Herrn Baron putzte und seine Kleider reinigte, wunderte sich. Um alles kümmerte sich der Herr! Und gar nicht knauserig war er; wenn es wo nicht langte, sprang er ein. Ob er am Ende ein Verhältnis mit der Frau Doktor hatte? Na, so eine! Und tat doch immer so, als ob für sie das Leben, und was das vergnüglich machte, gar nicht mehr da sei, lief alle Sonntag auf den Kirchhof zum Grab ihres Mannes und schien nur noch für ihren Jungen Sinn zu haben. Das sollte man wahrhaftig von der nicht denken. Aber daß es zwischen ihr und dem Herrn Baron nicht recht sauber war, das mußte doch wohl so sein.

In dieser Frau Seele, die so grobfädig war und so bereit, den Schmutz aufzunehmen wie der Scheuerlappen, mit dem sie jeden Morgen die Fliesen des Hausflurs wischte, konnte keine Ahnung sein von dem, was hier, fein und zart wie ein hauchdünnes Spinnweb, sich webte, und das zergeht, wenn man es anfaßt mit der Hand. Frau Kaspers war sonst gerade keine üble Frau, sie hatte ein leidliches Wesen. Ihr Mann hatte einen Schleppkahn, mit dem treidelte er die Moselstrecke auf und ab, Bausteine, Holz, Kartoffeln, Obst, alles beförderte er so von Ort zu Ort; seine großen Jungen halfen ihm dabei. Die Kaspers hätte es gar nicht nötig gehabt, so aufs Verdienen zu sehen, aber eine Aufwartung macht nicht viel Mühe, und es fällt außer dem Stundenlohn noch allerlei dabei ab. Und ihr Mann trank zu gern, da ließ sich nichts sparen, und für ihre Maria, das einzige Mädchen, wollte sie doch gern eine Aussteuer zusammensparen.

Die Vierzehnjährige kam manchmal und vertrat die Mutter; dann war der Hausflur immer viel sauberer gewischt, und die Stiefel des Herrn Baron waren so blank geputzt, daß man sich hätte darin spiegeln können. Wenn das junge Ding im Flechtenkranz mit Besen und Scheuerbürste flink hantierte und mit dem Eimer klapperte, sang sie dabei.

Maria Kaspers hatte eine Art, die so frei und unbefangen war, daß sie oft ganz sonderbar anmutete — war die dreist? — nein, hier war die ganze Natürlichkeit und unbefangene Sicherheit des Kindes aus dem Volk. Auch der Oberst sah mit Wohlwollen auf Maria Kaspers. Als sie ihn einmal so freundlich anlachte, daß all ihre weißen Zähne blitzten und ihre Augen lustig tanzten, klopfte er sie auf die Wange, die fest und rund war wie ein gesunder Apfel. Die wurde mal eine Tüchtige, der war die Arbeit ja eine Lust! Zum erstenmal fand er Frau Arndt weltfremd und geradezu altjüngferlich, als er zu bemerken glaubte, daß sie es nicht gern sah, wenn Maria Kaspers sich viel mit Hans-Helmut befaßte. Sie rief ihn jedesmal zu sich herein in die Stube. Das konnte dem Jungen doch nichts schaden, wenn er mit dem Mädchen schwatzte! Die war zudem schon vor ein paar Jahren gefirmelt, eine große verständige Person. Diese Kluft der Jahre und die noch weit größere Kluft des Standes schaltete von vornherein schon ein zu großes Vertrautwerden aus.

* * *

Es war Frühling; ein feuchtwarmer Mai. Im Berggarten sang die Nachtigall alle Nacht, und eine andere antwortete unten aus den Uferbüschen; sie riefen und lockten. Sie sangen sich selber müde, aber die Menschen wurden wach davon. Der Oberst, der immer bei offenem Fenster schlief, mußte es schließen; aber vorerst stand er noch eine Weile und sah hinab auf die Rosenhecke und die Geißblattlaube, deren Duft fast greifbar zu ihm hereinstieg. Wie mit Händen langte die Mainacht nach ihm und begann ihn zu strei-

Digitized by Google

cheln. Vergebens strich er den borstigen Schnurrbart und versuchte ihn zu zwirbeln, der wurde nicht so martialisch wie sonst; die Brillantine fehlte, aber auch die Festigkeit der zwirbelnden Finger. Da konnte man noch so alt sein, eine solche Nacht macht weich und weckt Erinnerungen, die längst schliefen, und Gefühle, von denen man sonst nichts wußte und auch nichts wissen wollte. Es war doch schade, daß er sich nicht verheiratet hatte! Dann hätte er jetzt ein liebendes Weib neben sich, das ihren Arm in den seinen schob und, an ihn gelehnt, mit ihm hinunterblickte in den traumhaften Garten. Unten im Haus schlief ihm ein Sohn und oben in der silbergrau, mit bunten Blumen tapezierten Mansarde vielleicht eine Tochter, die von ihrem Bräutigam träumte. So große erwachsene Kinder könnte er längst schon haben, er hätte nur zu heiraten brauchen zur rechten Zeit. Zur rechten Zeit — war die Zeit denn ganz verpaßt?! ‚Ja,' sprach's in ihm, und dann wieder: ‚aber du könntest doch noch — Anfang der Fünfzig, vierundfünfzig — noch ist es nicht zu spät, es hat mancher geheiratet, der noch älter war. Aber wen heiraten, wen? Er kannte hier keine. Doch unten die Frau Doktor! Im Alter würde sie zu ihm passen, und da hätte er auch gleich den Sohn. Liebte er denn Hans-Helmut nicht schon wie einen solchen? Sicherlich; mehr vielleicht sogar. Denn an einem eignen Sohn hat man das Recht des ruhigen Besitzes, der gehört einem eben, aber jener war nur entliehen, geborgt auf Zeit, vielleicht bis morgen. Den Knaben Hans-Helmut liebte er mit Ängstlichkeit, mit der ganzen Furcht, ihn bald wieder einmal zu verlieren; er liebte ihn wie etwas, das man sich widerrechtlich angeeignet hat, eine Kostbarkeit, von der man weiß, daß sie einem nicht gehört, daß man sie einmal wieder hergeben muß, und die man darum bewacht mit der ganzen Liebe des Geizhalses zu seinem Gold. Die Frau Doktor heiraten — deswegen heiraten, damit Hans-Helmut ihm zu Recht gehörte?'

Der Mann seufzte tief auf und schloß unsanft das Fenster.

Ihm kamen Gedanken an seine Leutnantszeit: in solchen Nächten pflegte man im Kasinogarten zu sitzen, eine Bowle zu brauen, die immer wieder aufgefüllt wurde, bis das erste Frührot durchs Dunkel der Büsche auf übernächtige Gesichter einen fahlen Schimmer warf, und die Ordonnanzen die Windlichter verlöschten. Es waren in jenem Garten mächtige alte Kastanien, die ihre Zweige tief zur Erde senkten. Unter solch einer Kastanie, die wie ein Schirm gegen neugierige Blicke schützte, hatte er einmal bei einem Regimentsfest mit einer jungen Dame gestanden. Es war wohl auch Mai gewesen, Nachtigallen mochten auch gesungen haben, dessen erinnerte er sich nicht mehr — es war Abend. Lampions glimmten wie Glühwürmchen; fern wiegende Musik, er war verliebt, er hatte allerlei gestammelt, über das er jetzt noch rot werden könnte. Er hatte geglaubt, sie liebe ihn auch. Pah, so ein Hans-Narr! Das reiche Mädchen hatte ihn nicht genommen. Leutnantsschicksal. Es war weiter nichts Weltbewegendes gewesen, und er hatte es auch bald verschmerzt, sich wieder einmal verliebt und noch einmal. Und auch das verschmerzt. Aber daß er heute, nach so vielen Jahren, an jene blonde junge Dame unter der Kastanie denken mußte, das war doch seltsam! Er hatte seither nie mehr an sie gedacht. Sie war bildschön gewesen. Ganz deutlich sah er noch das feine, ein bißchen hochmütige Profil, den lockigen Haarknoten tief im Genick, die Perlenschnur um den Hals, der sich weich und weiß hob aus rosafarbenem Kleid. Er sah das alles auf einmal wieder, und dann schob sich plötzlich der Kopf der Frau Doktor daneben, blaß, verblüht. Sie hatte auch ein feines Profil, aber es war nicht hochmütig. Gesenkt, geduldig, auf magerem Hals. Unmutig zerrte der Mann an seinem Schnurrbart: warum kamen ihm denn nur so dumme Gedanken? Die Einsamkeit, Hans-Helmut und diese blödsinnige Nacht waren an allem schuld. —

Auch Frau Arndt schlief nicht, auch sie störte das langanhaltende Schluchzen der Nachtigallen; das klang so laut in der feuchtdumpfen Stille, das beherrschte die ganze Nacht. Sie hatte sich halb aufgesetzt im Bett, den Kopf, der heiß geworden war vom ruhelosen Wenden auf dem Kissen, in die Hand gestützt. Über den mageren Arm floß ihr das Haar, sie flocht es abends noch immer in zwei Zöpfe, wie sie es schon als Mädchen getan hatte. Noch immer schönes blondes Haar, trotz allen Kummers noch immer kein graues Haar darin. So müde sie gewesen war am gestrigen Abend, wie zerschlagen an allen Gliedern, der Schlaf floh sie dennoch. Was — was hatte die Kaspers gestern gesagt? Es hatte sie vor den Kopf getroffen wie ein Schlag, durch das Herz war ihr ein Stich gegangen.

Die, die könnte etwa glauben, sie hätte es auf ihren Mieter abgesehen? „No, Frau Doktor, vielleicht verändern Sie sich doch noch mal?" Und hatte sie lauernd dabei angesehen. „Witfrau sein ist ein schlechter Stand." Und als gerade der Baron seinen Kopf in die Küche steckte: „Adieu, ich gehe jetzt fort, zu Tisch bin ich aber pünktlich hier," hatte sie ihr mit

Digitized by Google

den Augen zugeblinzelt und dann mit pfiffigem Insichhineinlachen wie zu sich selber, aber doch so, daß man es hören mußte, gesagt: „Dat is en Herr! En bessern Mann kann sich keine wünschen!“ War das alles auf sie gemünzt gewesen? Nein, es konnte nicht sein, sie hatte sich doch nichts zuschulden kommen lassen, hatte sich nie merken lassen, wie sehr sie den Mann schätzte, der ihr mit Rat und Tat zur Seite stand, dem sie es schuldete, daß ihr Leben jetzt ein wenig leichter, ein wenig sorgenfreier, ein wenig behüteter war. Und der Hans-Helmut liebte mit einer Liebe, die — wie sollte man sie anders nennen? — die fast väterlich war.

Sie hatte der Kaspers nichts erwidert, getan, als ob sie gar nichts gehört hätte von den Anspielungen, aber es war etwas in sie hineingefahren, und sie wurde es nicht wieder los, dieses peinvolle aufgeschreckte Gefühl. Ja, diese Reden gingen auf sie! O, sie war unvorsichtig gewesen, sie hatte zu offen gezeigt, wie sehr sie ihn schätzte, wie er eigentlich ihren ganzen Tageslauf bestimmte, wie sie wartete, bis er kam, nichts unternahm, ohne seine Meinung zu hören, ihn bestimmen ließ, wenn etwas zu bestimmen war. Sie mußte sich wieder mehr zurückhalten, wieder mehr die Dame sein einem fremden Herrn gegenüber. Ach, diese schöne Zeit mußte vorbei sein! Das Herz, das ihr manchmal zu schaffen machte seit dem jähen Tod ihres Mannes, hob wieder an mit seinem raschen, beängstigend raschen Schlag. Und plötzlich, ohne daß sie die zurückhalten konnte, stürzten ihr Tränen aus den Augen und liefen ihr herab über die schmalen Wangen. „Mein Gott, mein Gott!“ Sie schluchzte in sich hinein. Wie schrecklich war es doch, allein zu stehen in der Welt, schutzlos übler Nachrede ausgesetzt! Sie preßte die Hand gegen das klopfende Herz und weinte, weinte. — —

Blasser noch als sonst und übernächtig stand Hilde Arndt in der Küche und strich Semmeln für ihren Mieter. Auf dem Tablett mit dem gestickten Deckchen stand die kleine Kaffeekanne und das Milchtöpfchen. Das erste Frühstück schickte sie ihm immer hinauf. Hans-Helmut ließ sich's nie nehmen, ihm das zu bringen. „Mach', mach',“ drängte er die Mutter. Was trödelte sie denn heute so? Frau Arndt war zerstreut, sie schien nicht zu wissen, daß der Baron nur auf die eine Semmel Butter bekam, auf die andere selbsteingelochte Aprikosen aus dem Garten, die er besonders gern aß. „Mutter, was machst du denn nur?“ Der Knabe sah sie vorwurfsvoll an, und dann rannte er hinauf mit seinem Tablett.

Es war heute kein heller Sonnentag, ein mildes Licht war am Himmel, feuchtes Wehen über dem Fluß, das Regen kündete. Die Fische sprangen hoch aus dem stehenden Wasserspiegel, man sah ihre emporgeschnellte silberne Kehrseite blitzen. Recht ein Tag zum Fischfang geeignet, und den wollten sie auch nutzen dafür. Frau Kaspers hatte Hans-Helmut eingeladen. Der arme Junge hatte doch nie ein Pläsier, nun wollte ihr Mann mit seinen Söhnen den Fluß herunterfischen zwischen den Kribben, da konnten die Kinder mitkommen; wenn's ihnen zu langweilig wurde im Kahn, konnten sie auf der grünumbuschten Kribbe liegen oder baden da, wo es seicht war. Die Kinder —? War denn die Maria noch ein Kind?

Sie kam am Mittag noch einmal fragen, da die Frau Doktor mit der Antwort gezögert hatte. Frau Arndt wußte nicht recht, sollte sie es erlauben? Ihres Jungen Herz hing daran. Er hatte ihr schon oft mit sehnsüchtigen Augen erzählt, was für herrliche Fische die Kaspers immer fingen. Der eine Kaspers, der große Hanni, hatte schon einmal einen Hecht geschossen, das war ein Kunststück. Und der Peter, der war noch geschickter, der stand vorn im Nachen — mucksmäuschenstill mußte man sein — und wenn dann der gefräßige Fisch nach dem Köder mit dem fetten Regenwurm schnappte, dann spießte er mit seiner zweizinkigen Wurfgabel den dummen Hecht auf.

„Ach, Mutter, ach, laß mich doch!“ Des Knaben Gesicht glühte, vor Aufregung hatte er schon nichts essen können.

„Sie brauchen nit Angst zu haben, Frau Doktor,“ sagte Maria, „ich pass' schon gut auf ihn auf.“ Sie nahm ihn ganz mütterlich bei der Hand. „Gelt, Hänschen?“

Frau Arndt glaubte wohl, daß Maria gut auf ihn aufpassen würde, groß und stämmig stand die da, ein verständiges, fast schon erwachsenes Mädchen. Aber doch zögerte die Mutter. Das Mädchen stand immer noch, sah sie unverwandt an mit seinen blanken Augen, und der Knabe umschmeichelte sie. Er hatte sich an sie gehängt, mit beiden Armen ihre Taille umfaßt, sein hübsches, meist ernsthaftes Gesicht war heute strahlend in der Erwartung einer großen Freude: „Mutter, du erlaubst es doch? Du mußt es erlauben!“ Sie wußte sich keinen andern Rat: „Geh, frag' mal den Herrn Baron!“

Mit einem Jubelschrei rannte der Knabe nach oben: o, der würde sicher ja sagen! Und schon kam er auch wieder zurück: „Mutter, ich darf, er sagt, ja.“ Da sagte die Frau Doktor denn auch: „Ja.“

Man hätte dem stillen Knaben gar nicht solchen Freudenausbruch zugetraut. Er

Digitized by Google

hüpfte auf einem Bein und klatschte in die Hände: „Wir fangen Fische, wir braten uns welche auf der Kribbe, die Maria und ich — ha, das wird fein!“ Und dann nahm er im Ungestüm seiner Freude die Mutter um den Hals und faßte zugleich mit dem andern Arm den Freund, der mit herabgekommen war, um den Nacken, er hing sich an beide und brachte sie so mit den Köpfen dicht zusammen; nur sein Knabenhaupt war noch zwischen ihnen, sonst hätten sich ihrer beiden Wangen berührt. Verlegen strebte die Mutter loszukommen, aber Hans-Helmut hielt fest und seine Knabenstimme schrie durchdringend hell: „Ich hab' euch lieb, ich hab' euch beide so lieb!“

Die Kinder waren gegangen. Die Mutter sah ihnen von der Haustür aus nach. Sie hatte ihnen noch dringend eingeschärft: keine nassen Füße, und daß Maria ja Obacht gab. An der Hand des Mädchens sah sie ihren Jungen davonstolzieren, er drehte sich nicht mehr nach der Mutter um, er war eilig vor Erwartung. Die Mutter lächelte: er war doch ein rechtes Kind; die neuen Stulpstiefel hatte er an und den neuen Strohhut, die waren heute wirklich nicht nötig, aber er hatte es nicht anders getan. Wie glücklich er war! Das tröstete sie über die Unruhe ihres Herzens. Denn unruhig war sie noch immer — seltsam beklommen. Ach, diese schlaflose, peinigende Nacht! Sie hatte die noch nicht abgeschüttelt. Und die weiche Müdigkeit des Tages, durch die heut matte, wie einschläfernde Luft, auch nicht. Mit einem Seufzer trat sie ins Haus zurück. Da stand noch der Oberst. Er war etwas echauffiert. „Sind sie nun fort? Er war nicht schlecht froh, unser Junge!“

Unser Junge — unser Junge, sagte er! Wie das klang! Er hatte es wohl schon hundertmal gesagt, aber ihr war, als hörte sie es heute zum erstenmal. Verschüchtert wich sie einen Schritt zurück. Was hatte er doch für einen seltsamen Unterton in der Stimme — wollte er etwas Besonderes sagen?

Der Oberst räusperte sich verlegen, nahm einen Ansatz zu sprechen und sagte dann doch nichts andres, als mit besonderer Betonung: „Unser lieber Junge!“

Sie lächelte schwach.

Er trat ihr näher, fast war er ihr wieder so nah wie vorhin, als der Knabe ihre Köpfe zueinander beugte. Er neigte sich so dicht zu ihr, er holte tief Luft, er hielt ihr die Hand hin, seine breite, kräftige, gute Hand.

O Gott, was sollte das? Um die Frau begann es sich zu drehen; ein peinvolles „Was tun?“ eine große Beklemmung, eine angstvolle Schüchternheit überfiel sie, ihr Herz begann wieder sein Jagen; ihre Hand fest an sich haltend in den Falten ihres Kleides wich sie zurück. Und sie sagte leise, stieß es hastig flüsternd hervor, einer jähen Eingebung folgend — und doch tat es ihr leid, als sie die eignen gestammelten Worte hörte: „Unser Junge — wie lieb das klingt — er hat ja keinen Vater mehr, wird auch nie mehr einen haben — ich bin Ihnen so dankbar für Ihre Güte gegen ihn, Herr Baron — ich bitte Sie, bleiben Sie sein Freund, Herr Baron!“

* * *

In der stillen Bucht zwischen den Kribben waren die Schiffer vor Anker gegangen. Wenn der Fluß auch Wellen trieb und aufgerührt war vom Sturm, zwischen den Kribben war es immer still und die Flut glatt, hier spielten die Fische ihr Liebesspiel und setzten ihre Brut ab zur Laichzeit. Hier war für beschauliches Angeln der beste Platz.

Kaspers Hanni hatte Wasserstiefel an, in denen stieg er gleich aus dem Kahn, watete ein Stück weit ab ins Wasser bis an den Bauch, blieb da stehen und warf seine Angel aus. Wenn das Glück gut war, fing er gleich ein paar junge Salme, die traten um diese Zeit hier in den Fluß ein. Peter, der zweite Bruder, machte es ihm nach, nur hatte er keine Wasserstiefel, er watete mit bloßen Beinen, die Hosen aufgekrempt bis zum Bauch. Unbeweglich wie Steinbilder, als lebte kein Atem in ihnen, so standen die zwei, der eine links vom Nachen, der andere rechts, nur auf lautes Rufen noch zu erreichen. Auch Vater Kaspers fing an zu angeln, aber er scheute alles Nasse; das nicht durch die Gurgel floß. Er langte bald nach der Flasche, die er im Rucksack unter der Bank liegen hatte, stieg aus dem Nachen, schlenderte vorn an die äußerste Spitze der Kribbe und streckte sich da lang ins Gras. Die Weidenbüsche schlugen über ihm zusammen; das nannte er fischen gehen.

Der Nachen wiegte leis hin und her, schaukelte sanft die morschen Planken, unten an seinem Kiel spielten silberbeschuppte Fischchen, flitzten geschwind hin und her und schnappten lautlos mit runden Mäulern; kleine Blasen stiegen wie silberne Perlen zur Oberfläche und zergingen da.

Hans-Helmut vorn in der Spitze des Kahns, hatte sich weit übergebeugt, das Strohhütchen saß ihm im Nacken; er hätte sie greifen mögen, die silbernen flitzenden Dinger.

Aber Maria sagte: „Die sind ja nix wert. Weißfischcher. Nix wie Schuppen und Gräten.“ Sie saß am Steuer, hatte eine Weidengerte abgerissen, tippte damit ins Wasser

Digitized by Google

Prof. Dr. Heinrich Wölfflin. Bronzebüste von Prof. Edwin Scharff
(Berlin, Akademie-Ausstellung 1924)

Digitized by Google

Digitized by Google

und ließ die Tropfen rinnen. Sie langweilte sich, Hans-Helmut war ihr zu stumm; der glaubte wohl, er müßte stumm sein wie die Fische, wenn man die fangen wollte. Wenn einer anbeißen wollte, biß der auch so an. Aber schön war es hier, wunderschön wohlig, sie liebte es, im Nachen zu sitzen, sich wiegen zu lassen — aber ein anderer müßte dabei sein, kein so dummer Jung. „Hänschen, komm her!"

Vorsichtig gehend, daß der Kahn nicht schwankte, und mit den ausgestreckten Armen balancierend, kam er zu ihr.

Sie drückte ihn vor sich auf die Knie. „Du bist wie'n klein Mädchen, ich will dich frisieren." Mit den Fingern scheitelte sie ihm das üppige Haar, das seidenweich lang hing und wohlgepflegt von der Mutter. Sie wollte ihm zwei Zöpfchen flechten, aber das litt er nicht: nein, er war kein Mädchen! Aber er mußte es leiden, daß sie von der mit schmalen grünen Blättchen besetzten Weidengerte ein geschicktes Gebinde wand und ihm das auf das Haar setzte. Und dann küßte sie ihn. Das hatte sie noch niemals getan.

Es durchfuhr ihn ein Schreck. Noch nie hatte ihn ein Mädchen geküßt, gar niemand, nur seine Mutter. Selbst der Oberst gab ihm keinen Kuß, der legte nur die Hand auf sein Haar oder streichelte ihm die Wange. Aber dieser Kuß, der war seltsam — Hans-Helmut spürte ihn. Verwirrt sprang er auf, daß der Kahn sich tief auf die Seite legte, ein Schwall Wasser schwuppte herein und lief auf seine Füße. „Das sollst du nicht," sagte er zornig, riß auch den Kranz herunter, warf ihn ins Wasser und stülpte sich seinen Strohhut auf. „Ich bin kein kleines Kind."

Sie lachte: „Och, du bist dumm!" Und dann fing sie an zu singen:

„Hänschen klein, ganz allein
Ging wohl in den Wald hinein.
Rock und Hut stand ihm gut —"

„Laß das dumme Lied!" Er war ingrimmig und verbiß sich die Tränen. Wieviel schöner hatte er sich das heute gedacht! Er hatte geglaubt, sie würden Fische fangen, viele, viele hundert Fische, bis an den Rand war der Nachen voll von ihnen; auf die Bänke mußte man klettern, die Füße hoch ziehen, daß man nicht hineintrat in das Gezappel. Von einem Fischzug Petri hatte er geträumt — ,und die Fischer fingen so viele Fische, daß ihre Netze zerrissen — nun war es so ganz anders. Seine Augen glitten suchend umher. Augen eines Kindes, das einsam aufwächst in einem Haus abseits, ohne Gleichaltrige, immer zwischen älteren Leuten — Augen altklug, ohne klug zu sein.

Maria fing an, ihre Bluse auszuziehen, ihren Kleiderrock ließ sie fallen. Nun stand sie im kurzen Unterröckchen, die Arme nackt; auch ihre Schuhe streifte sie ab und die Strümpfe. „So. Jetzt bad' ich. Da hinter dem Weidenbusch, da laß' ich meinen Unterrock und mein Hemd." Sie zeigte nach einem Gebüsch, das nicht fern lag. „Du darfst aber nit hingucken, du!" Sie drohte ihm lachend.

Warum drohte sie ihm? Es fiel ihm ja gar nicht ein, hinzusehen. Der Knabe blickte verwundert.

„Ach ihr!" Sie tunkte den Fuß über den Kahnrand ins Wasser und schleuderte ihm mit der Fußspitze einen ganzen Sprühregen ins Gesicht. „Euch ist ja nit zu trauen, euch Jungens!" Sie lachte wieder. Und dann war sie mit einem gewandten Sprung aus dem Nachen und dann hinter dem Weidenbusch.

Unwillkürlich folgten ihr seine Blicke, ihr Lachen zog ihn. Jetzt streckte sich ein nackter Arm über den Weidenbusch, ein Hemd flatterte daran wie eine Flagge: „Hänschen klein, ganz allein!" und dann winkte der Arm mit der Flagge, winkte, winkte. Gleich darauf ein Gelächter und Platschen ins Wasser. Ah, jetzt war sie hineingesprungen!

Ob sie nun wohl schwamm wie die Nixe im Wasser? Es zwang ihn förmlich vom Sitz auf, er reckte den Hals; konnte er sie so sehen? O, er sollte ja nicht hinsehen, sollte nicht — aber sie hatte doch gewinkt — hatte sie ihm denn nicht gewinkt?

Langsam setzte sich Hans-Helmut nieder, widerwillig, er fühlte eine seltsame Neugier. So gern, ach, so gern hätte er einmal hinter den Busch gesehen, nur einen Augenblick! Aber zugleich war eine Scheu in ihm, die ihn zwang, sein errötendes Gesicht wegzudrehen ganz nach der andern Richtung, dahin, wo der Hanni mit seinen Wasserstiefeln unbeweglich bis an den Bauch im Fluß stand. Er starrte nach jenem und rührte sich nicht, starrte, aber ohne den Hanni zu sehen. Er sah eigentlich gar nichts. Seine starre Pupille bewegte sich nicht, bis das Auge das nicht länger ertrug und sich mit Tränen füllte. Alles, der Himmel, das Wasser, Ufer und Berge, alles Grün, verschwammen in einem grauen wolkigen Nebel. Er war wie blind geworden, er sah nur innerlich. Und innerlich sah er die Nixe.

Ein Plätschern schreckte ihn auf, er fuhr zusammen. Zwei Hände faßten plötzlich über den Kahnrand. Er stieß einen Schrei des Entsetzens aus — jetzt, jetzt sah er sie wirklich! Ihr Haar schwamm lang hinter ihr drein, ihr feuchtes Gesicht lachte ihn an, ihre weißen Schultern hoben sich höher aus dem Wasser empor, er sah ihre Brust, ihre Arme

Digitized by Google

langten neckend nach ihm — da verlor er das Gleichgewicht. Vornüber, über die Schwimmende weg, stürzte er in das Wasser.

Wie eine sich schaukelnde Blume trieb sein Strohhütchen langsam dahin; von Hans-Helmut selber war nichts zu sehn.

Konnte der dumme Jung denn nicht schwimmen? Wie ein Fisch, blitzschnell tauchte Maria unter — nichts — sie tauchte wieder tiefer, sehr tief, da hatte sie ihn. Noch war er nicht ohne Besinnung, aber er rührte sich nicht, um sich selber zu helfen. Mit Kraft hob sie ihn empor, sie schob ihn über den Kahnrand.

Da lag er nun auf dem Boden des Nachens, leichenblaß, die Augen weit aufgerissen. Sie kniete bei ihm: „Hans-Helmut! Hänschen!“ Sie rüttelte ihn.

Das Wasser — die Nixe — das nackte Mädchen — er stieß einen tiefen Seufzer aus — das war zuviel. Ohnmächtig schloß er die Augen.

* * *

Wenn Maria ihn damals nicht gerettet hätte, wäre er sicherlich ertrunken. Ein Gefühl unauslöschlicher Dankbarkeit lebte seitdem in der Mutter.

Der Oberst konnte es nicht recht begreifen: warum war der Junge denn nicht geschwommen, er konnte schwimmen, er brauchte doch nicht gleich unterzugehen wie eine bleierne Ente. Wenn man in Gefahr ist, regt man seine Kräfte. Hans-Helmut hatte sie nicht geregt. Es war das erstemal, daß er den Knaben anfuhr: „Warum hast du denn nicht gleich zu schwimmen angefangen, warum nicht?“

Keine Antwort.

„Daß man ins Wasser fällt, das kann einem schon mal passieren, man taucht aber wieder auf, und man macht ganz von selber die Schwimmbewegungen. Zudem war es ja dicht beim Kahn, du brauchtest nur die Hand auszustrecken. Dummer Junge, warum tatest du das nicht?“

„Ich weiß nicht.“ Das war alles, was der Knabe erwiderte.

„Er muß einen Krampf bekommen haben, oder er war gleich ohnmächtig,“ schluchzte die Mutter.

Die Kaspers hatten ihn ihr, bleich wie eine Leiche, nach Haus gebracht. In den tropfnassen Kleidern schlotterte er neben dem Alten her. Die Söhne waren nicht mitgekommen, die ließen sich nicht beim Fischen stören, aber Maria war voraufgelaufen. Das Hütchen des Knaben hatten sie auch aufgefischt, das schlenkerte sie nun hin und her beim Laufen, damit es trocknen sollte, und winkte mit ihm schon von weitem. Wie eine Ahnung kommenden Unheils hatte es Frau Arndt ergriffen: die Maria schon wieder da? Um Gotteswillen, sie waren ja erst eine Stunde fort, warum kam die gerannt?!

Das atemlose Mädchen stotterte und stockte, dazwischen schluckte es wohl einmal auf, daß es halb wie Weinen, halb wie Lachen klang. Zu Atem gekommen, erzählte sie dann flüssig: über Bord war er gefallen, als er nach den Fischen unten im Wasser geguckt, sich zu tief übergebeugt hatte, der Kahn war kipplich. Gleich war sie ihm nachgesprungen, bei den Haaren hatte sie ihn zu fassen gekriegt, aber er hatte schon ordentlich Wasser geschluckt, die neuen Schaftstiefel waren schuld, die waren gleich voll von Wasser, die hatten ihn niedergezogen. Nein, sie war nicht schuld, sie hatte getan, was sie konnte.

Ja, das hatte sie auch, o, wie sollte sie ihr je genug danken! Mit Tränen fiel die Mutter Maria Kaspers um den Hals und küßte sie.

Man hatte Hans-Helmut zu Bett gebracht. An seinem Bett saßen die Mutter und der Oberst, sie sprachen liebreich zu ihm und beruhigend, aber er hörte sie nicht. Er sah sie auch nicht. Den bleichen Kopf hin und her drehend, die Augen übergroß offen, sah er nur die Nixe. Er sah sie im Sonnenlicht, er sah sie im Mondlicht, er sah sie auch hier, hier in der Stube — da, da war sie! Er stieß einen Schrei aus, der die beiden an seinem Bett zusammenfahren ließ. — —

Nun waren viele Monate seitdem vergangen. Der Sommer war gewesen und der Winter auch. Jetzt war es wiederum Sommer. In den Nächten, in denen die Mutter fest schlief, einen Schlaf der Erschöpfung, denn die Hausarbeit wurde ihr jetzt oft so seltsam schwer, stand der Knabe auf. In dem Nachtkittel, der ihm zu kurz geworden war, schlich er nebenan ins Wohnzimmer. Er stand mit nackten Füßen auf den Dielen, die waren nicht kalt, und doch fühlte er sie kühl an den Sohlen und das tat ihm wohl. Seltsame Schauer durchrannen ihn. Er starrte auf die Lichter, die der Mond mit bleichen Fingern durchs Fenster legte, auf die Dielen, auf den Teppich vorm Sofa, auf die Tischdecke, und die das Fensterkreuz abmalten, daß es wie hingeworfen mitten in der Stube lag. War nicht ein Plätschern in der Nacht, ein geheimnisvolles Rauschen?

Wenn er doch einem Menschen erzählen könnte, was er dazumal gesehen hatte! O, das würde so gut tun! Sollte er's der Mutter erzählen. Nein. Dem Baron? Ach nein. Die waren ja beide so alt, die verstanden das gar nicht. Er schämte sich auch zu sehr. Früher, als er noch so klein war, daß ihm dieser Nachtkittel schleppte, schämte

Digitized by Google

er sich nie. Aber jetzt! Ein Zittern überfiel ihn, er kroch erschauernd in sich zusammen. Wenn er es ihnen erzählen würde, dann ließen sie sicher die Maria nicht mehr ins Haus kommen — nein, und das wollte er nicht. Und die hatte ihm doch auch das Leben gerettet. Und wenn er einmal mit der Maria selber darüber spräche? Sehr verständig wäre sie und klug, sagte die Mutter. Nein, mit der nicht, gerade mit der nicht. Sie sprach ja auch mit ihm niemals darüber; die hatte es ganz vergessen, dachte gar nicht mehr daran. Ja, er mußte das, was er fühlte, ganz in sich selber verschließen, keiner durfte es ahnen; es war eine Schande, daß er die Nixe nicht vergessen konnte, und daß er sie sah, nackt aus dem Wasser steigen und mit Händen nach ihm langen, daß es ihn so überkam, daß er stürzte, ihr, nur ihr entgegen. Sollte, konnte, durfte er das jemand sagen? Er preßte die Lippen zusammen, wie damals, als man ihm gesagt hatte: „Erzähle, wie es kam!" Nein, er erzählte nichts, er würde es nie erzählen, immer schweigen davon.

Er seufzte tief, wie einer, der körperliche Qual leidet, Schweiß trat ihm auf die Stirn. Und dann warf er sich plötzlich auf die Knie, mitten hinein in das Mondlicht, das wie eine weiße Lache am Fußboden schwamm, und streckte die Arme empor und fing an zu beten.

„Erlöse mich von dem Übel!" Hans-Helmuts Knabenhaupt war zurückgeworfen, sein Leib bäumte sich in einer Qual, deren Schrecknisse so groß waren, daß sie fast Beseligungen wurden. Und doch waren sie schrecklich. „Ach!" Er stöhnte laut.

„Hans-Helmut!" Im Nebenzimmer rührte sich's. Das war die Stimme der Mutter: „Wo bist du?" Es klang ängstlich. Die Frau war erwacht. Aufgeschreckt durch Unbestimmtes tastete sie nach dem Bett neben sich: leer. War dem Knaben nicht wohl? Sie rief laut seinen Namen. Das brachte ihn zu sich. Zitternd wie ein feiger Verbrecher stand er für Augenblicke. Dann stürzte er ins Schlafzimmer zurück, zog sich die Decke bis an die Stirn und wühlte sich, von Frost geschüttelt, tief ein in die Kissen. Er log etwas, was die Mutter beruhigte. Er hatte nicht schlafen können, es war so drückend eng in dem kleinen Zimmer, nebenan hatte er das Fenster geöffnet, die Nacht war schön, vom Fluß kam Kühlung — ah, Luft, Luft! — es hatte ihm wohlgetan.

Hans-Helmut hatte recht, es war auch zu eng in dem kleinen Zimmer. Frau Arndt kam nicht der Gedanke, daß es nur für Mutter und Sohn zu eng war; sie hatte vergessen, daß es für sie und ihren Mann nicht eng gewesen war. Nun sollte Hans-Helmut sein eigenes Zimmer bekommen. Der Oberst unterstützte sie darin. Er hatte es längst nicht für richtig befunden, daß sie den Knaben noch bei sich behielt wie ein kleines Kind. Nun wollte er gern sein Wohnzimmer hergeben, oder war es vielleicht nicht ebenso gut, er selber richtete sich dort das Schlafzimmer ein und Hans-Helmut bezog sein Stübchen nach dem Garten? Das Haus war klein, man mußte sich einschachteln. Von der Mansarde oben, an die Hans-Helmut mit einem gewissen Verlangen dachte, denn dort war man so ganz allein, so schön weit weg, riet er ab. Wie lange noch, und man mußte eine ständige Dienerin ins Haus nehmen? Der Oberst sah es, wie schwer der Frau Doktor die Arbeit fiel, sie würde die nicht lange mehr allein leisten können.

Es war ein seltsamer Abend für die Frau, als sie zum erstenmal ganz allein schlief. Seit ihrem Hochzeitsabend hatte sie das nicht mehr getan. Erst ihr lebender Gatte, dann ihr toter Gatte — bis sie ihn in den Sarg legten, war er neben ihr geblieben — dann das Kind. Unwillkürlich tastete ihre Hand nach dem andern Bett, das war fort, leer der Platz, wo es gestanden hatte, ganz leer. So groß das Zimmer, viel zu groß für einen einzelnen Menschen. Keine geliebten Atemzüge mehr, so sehr sie auch lauschte. Alles totenstill. Einsam war sie, ganz schreckensvoll einsam.

Als sie Hans-Helmut am Morgen wieder sah, kam er ihr viel größer vor, viel erwachsener, sie maß ihn mit erstauntem Auge. Hatte sie denn gar nicht bemerkt, wie aufgeschossen er war? Seine mageren Arme streckten sich lang aus den Ärmeln, der Hals war auch lang, sehnig und hager hob er sich aus dem Blusenausschnitt.

Der Baron fing ihren musternden Blick auf. „Ja, ja," sagte er gutmütig, „aus Kindern werden Leute. Er wird nicht mehr lange im Matrosenanzug gehen können. Der steht den jungen Leuten dann auf einmal nicht mehr."

Wie recht er hatte! Ach ja, er hatte eigentlich immer recht. Wenn sie schon eher auf ihn gehört, sich in Gedanken darauf vorbereitet hätte, wäre ihr vielleicht dieser Abschied — denn ein Abschied war es — jetzt nicht mehr so schwer aufs Herz gefallen. Ob sie unter ihres Mannes Kleidern vielleicht etwas heraus fand, das sie jetzt für Hans-Helmut zurechtmachen könnte? Er konnte wirklich nicht mehr in dem kurzhosigen blauen Matrosenanzug gehen, in dem er früher so hübsch ausgesehen hatte mit seinem weißen weichen Nacken und den drallen Kinderbeinen. Langsam stieg Frau Arndt hinauf

Digitized by Google

in die Mansarde, wo sie in einer großen Truhe die Kleidungsstücke ihres verstorbenen Mannes aufbewahrte. Einmal in jedem Frühjahr wurde an die gerührt, sie wurden geklopft, gebürstet, mit neuem Mottenpulver bestreut; nun mußte sie außer der Zeit darin stöbern.

Stück für Stück nahm sie heraus und hängte es über Stühle. Fast schüchtern faßte sie die Sachen an, mit schonenden, sorgsamen Fingern. Daß nur ja nichts daran kam! Unmöglich konnte sie hier an seinem guten Anzug, den er Sonntags getragen hatte und immer, wenn er mit ihr ausging, etwas schneiden und ändern lassen! Später konnte ihn Hans-Helmut unverändert tragen, genau so wie er war. Diese kurze grünliche Joppe hier, die war vielleicht für den Knaben möglich. Auch die Hose dazu; das Ganze ein Sportanzug. Oh, wieviel glückliche Stunden hatte ihr Mann in diesem Anzug verlebt! Viele, viele Stunden war er in dem neben ihr hergewandert, über die Berge, durch die Wälder, durch die ganze schöne Gegend ringsum, durch die Natur, die er so liebte. Damals konnte sie ja noch gut wandern; er hatte immer gesagt: „Meine Frau ist gar nicht müde zu kriegen." Ja, damals, damals! Sie stieß einen Seufzer aus. Und dann atmete sie gierig, sie spürte ihn förmlich, den Geruch der Glückseligkeit, der von diesem Anzug aufstieg — den Kampferduft roch sie nicht mehr — nur freie Luft des höchsten Berges, auf den sie damals gestiegen waren, auf dessen Gipfel sie saßen, dicht nebeneinander im grünen Gras. Und diese Joppe sollte Hans-Helmut nun tragen?! Mit beiden Händen faßte die Witwe die Joppe, hielt sie vors Gesicht und weinte hinein.

Als Hans-Helmut zum erstenmal in seines Vaters Anzug ging, kam er sich plötzlich um vieles älter vor. Daß es den kleinen Jungen Spaß machte, den Kreisel zu schlagen, solch ein kindisches Spiel! Aber als ihm so ein Kreisel, ein buntes Ding mit einem blanken Messingnagel darin, vor den Füßen tanzte, dann umfiel, und ein kleiner Knirps sich mit ungeschickten Peitschenhieben bemühte, ihn zu neuem Tanz anzutreiben, hätte er am liebsten dem Kind die Peitsche aus der Hand genommen und gezeigt: So macht man's —

„Jesses, wat wächst der Jung!" sagte die Kaspers. Sie kam noch immer ins Haus, aber sie war unlustig zur Arbeit. Ihr Gesicht, das einstmals recht hübsch gewesen sein mochte, war auseinandergelaufen wie ein mit zuviel Hefe gebackener Kuchenfladen. Das Doppelkinn hing ihr auf die Brust und die Brust auf den Bauch. Nachbarinnen, die ihr nicht wohlgesinnt waren, behaupteten, sie leiste ihrem Mann im Trinken Gesellschaft. Der war mehr betrunken als nüchtern. Hanni und Peter machten auch nicht viel Freude, sie waren ihrer Wege gegangen, ließen die Eltern im Stich. Von ihrem Mann und den Söhnen erzählte mit vielen Seufzern und lauter Stimme die Kaspers täglich der Frau Doktor in der Küche. Ja, wenn die Maria nicht wäre, dann ließe auch sie alles im Stich, sie ginge in die Mosel, da, wo die am tiefsten war. Man hatte sich sein ganzes Leben geplagt und hatte nun doch nichts wie Verdruß. Aber um der Maria willen mußte sie ja leben bleiben, an der würde sie noch viel Freude haben.

Ja, das würde sie auch! Frau Arndt sagte das nicht nur so hin zum Trost, sie war vollkommen davon überzeugt.

Man mußte Maria Kaspers waschen sehen, dann wußte man, daß sie etwas leisten konnte. Ein Holzbrettchen unter den Knien, hochgeschürzt, die Arme bis zur Schulter nackt, kniete sie am Flußrand und bearbeitete die Wäsche mit Bürste und Holzschlegel; bürstete, klopfte, schrapte, schlug mit soviel Kraft und Fleiß, daß sie kaum Seife brauchte, die Wäsche wurde blütenweiß.

„Meine Tochter hat 'n Hümör, dem is nit zu bezahle," sagte die Alte. „Und was die für Anträg' hat! Von mehr als einem, der viel Geld hat." Näheres über die Anträge erzählte sie nicht. Aber Frau Arndt glaubte es gern. Die Maria war eine hübsche Person und dabei von soviel Tüchtigkeit. Sie hatte ein großes Wohlgefallen an Maria Kaspers. Das war ihr schon von damals geblieben, als sie Hans-Helmut aus dem Wasser gezogen hatte. „Mit eigener Lebensgefahr," wie die alte Kaspers nie verfehlte hinzuzusetzen.

Als Hans-Helmut heute aus der Schule kam, sah er Maria Kaspers. Er hatte sie lange nicht gesehen. Die letzten Häuser des Städtchens waren hinter ihm, das freie Ufer begann, und da auf dem Holzsteg, der schmal und luftig weit auf den Wasserspiegel hinausragte, kniete sie und spülte Wäsche. Andere Frauen waren nicht bei ihr. Aber ein junger Mann stand auf dem Steg. Die Hände in den Hosentaschen, den Hut im Genick, stand er und sah auf sie nieder. Er lachte, und sie lachte auch. Ihr Gesicht war nicht zu sehen, aber Hans-Helmut kannte ihr Lachen am Klang. Was sprachen die? Er horchte hin, aber er verstand nichts. Sie flüsterten. Der Knabe schlich näher, hinter einem Baum blieb er stehen. Nun hob sie den Kopf, jetzt sah er ihr Gesicht, es lachte über und über, und plötzlich — der junge Mann beugte sich gerade zu ihr — schlug sie mit einem Stück ihrer nassen Wäsche nach

Digitized by Google

dem. Das schien ihn aber weiter nicht zu bekümmern, mit einer Hand fing er den nassen Lappen auf und hielt ihn fest, die andere legte er ihr ins Genick, bückte sich wieder zu ihr nieder und — weiter sah Hans-Helmut nichts. Er rannte fort. Wie ein eifersüchtiger Stich war es ihm durchs Herz gefahren.

Die Mutter sah heute unter der Sekundanermütze ein blasses Gesicht. Und essen mochte der Junge heute auch nicht. Am Abend ging er früh schlafen. Ja, er war müde, das war keine Lüge, und die Müdigkeit kam von seiner Traurigkeit. Als er jetzt am Fenster stand und sich hinabbeugte zu dem dunklen, kleinen Garten, aus dem der Duft der Geißblattlaube stark, fast beklemmend stark aufstieg, ballte er die Fäuste: Oh, die Maria! Überhaupt die Mädchen! Sie waren alle nichts wert. Vom ersten besten ließen sie sich abküssen. Die Schulkameraden prahlten damit, wieviele Mädchen sie schon geküßt hätten, und sie hatten auch noch mehr erzählt, aber er hatte nie hingehört, er hatte ihnen ja nicht geglaubt. Aber nun mußte er's doch wohl glauben. Oh, es ging eigentlich gar nicht schön zu in der Welt!

Nicht schön —?! Wie ein Lachen ging es plötzlich durch die Nacht. Oh, doch schön! Eine starke Duftwelle stieg zu Hans-Helmut auf, schwere Luft umfing ihn heiß, sein Kopf glühte; er befühlte sich die Stirn, sie schmerzte — schön, wohl, aber nicht rein. Gar nicht rein. Und es müßte alles doch eigentlich rein sein im Leben, so rein wie in diesem kleinen Haus, in diesen Stuben, in denen seine Mutter still aus und ein ging und mit sachten Händen räumte, daß alles immer wohlgeordnet war. Man mußte eine Scheu haben, in dieses Haus, in diese Stuben etwas hineinzutragen, das nicht wohlgeordnet, das nicht sauber war.

Abwehrend scheuchte Hans-Helmut mit der Hand hinein in die schwersüße Luft des duftgeschwängerten Gartens. Fort mit den Gedanken, die sich nicht gehörten! Er wollte rein sein und rein bleiben; er mußte es bleiben. Aber war es nicht schwer? Ja, so schwer! Mit einem Seufzer rang der Knabe die Hände ineinander, und dann begann er im Zimmer auf und ab zu wandern, getrieben von etwas, das ihn nicht rasten und ruhen ließ.

Eine Unke rief am Berg, die saß da unter einem Stein und ließ ihre Glöckchenstimme erklingen. Hans-Helmut zählte den Unkenruf, immer ‚Unk' und wieder ‚Unk', aber auch diese Eintönigkeit stillte nicht seine Erregung. Die Stunden vergingen. Es mochte nach Mitternacht sein.

Da öffnete sich leise die Tür des Zimmers, der Oberst streckte vorsichtig seinen Kopf herein. Er hatte etwas gehört, etwas Unbestimmtes, das ihn aufgeschreckt hatte aus erstem Schlaf. Er hatte sich aufgesetzt und gelauscht.

„Wer da?" Seine erhobene Hand hielt eine Pistole. Mit einem Laut der Verwunderung und einem Lachen ließ er sie jetzt sinken: „Junge, du?!"

Wie ein ertappter Verbrecher stand der Knabe. Mit bleichem Gesicht, die Augen weit aufgerissen, starrte er den Eingetretenen an.

Der Oberst zog leise die Tür hinter sich ins Schloß. „Was hast du, mein Junge?"

Hans-Helmut stand noch immer erschrocken: Was sollte er sagen, damit er das nicht verriet, das, was er nicht aussprechen konnte, was ihm selber unerklärlich war, und was doch da war, flatternd wie eine Fledermaus aus dunklen Ecken. „Ich konnte nicht schlafen," stieß er tonlos heraus. Er stand da, angezogen noch wie am Tag, nichts aufgeknöpft, nichts von sich getan, das Bett wohl aufgeschlagen, aber das Kissen ganz glatt, man sah es, er hatte noch nicht darin gelegen. Er fühlte, das Auge des Mannes ruhte forschend auf ihm. Er versuchte ein Stottern. Da legte sich eine Hand fest auf seine Schulter.

„Laß nur, mein Sohn, laß!" Es war dem Oberst plötzlich, als sähen seine eben noch verschlafenen Augen ganz hell, als würde vor ihnen ein Vorhang weggezogen; sie sahen, was sie bisher noch nicht gesehen hatten: der da wurde jetzt groß; jetzt kamen die Stunden, die jeder durchmachen muß, wenn die Kinderschuh zu eng geworden sind, wenn das Blut sich regt, wenn im jungen Baum der Saft anfängt zu steigen. Ihm lag jene Zeit schon so weit, aber er erinnerte sich ihrer heute, jetzt auf einmal. Er wußte wieder, wie so einem Jungen zumute ist, der noch nicht weiß: wohin, weswegen?! „Du kannst nicht schlafen," sagte er; seine Stimme knarrte nicht, sie war mild. „Ich auch nicht. Komm, Hans-Hänschen" — er klopfte dem verwirrt Tastenden auf die Schulter — „wir sitzen noch ein bißchen zusammen. Ich erzähle dir von mir was, du erzählst mir von dir was. Das bringt uns dann beide zur Ruh." Den Widerstrebenden und doch gern Folgenden zog er neben sich.

Da saßen sie nun beide auf dem Bettrand, der Alte und der Junge. Und der Oberst redete von Gott weiß was, von eigentlich ganz belanglosen Dingen, vom Ausroden im Garten, von der Rosenhecke, die sich zu breit machte, von der Geißblattlaube, die gestützt werden mußte; es mußte überhaupt mal mit der Schere ordentlich dreingefahren werden.

Digitized by Google

„Es kann doch nicht alles so aus Rand und Band geraten im Garten, da nicht, wie auch im menschlichen Leben nicht. Und man kann sich auch zuviel Gedanken machen," sagte er dann plötzlich ohne jeden Zusammenhang. Ach, daß er so ungeschickt war! Er hätte jetzt so vieles sagen, dieser jungen aufgeschreckten Seele so manches leichter machen können. Die Stunde war gekommen, aber das Sprechen war nicht seine Sache. In einer gewissen verlegenen Hast wiederholte er nur immer wieder: „Ja nicht zuviel denken, nicht zuviel denken, das Grübeln ist für gar nichts, für gar nichts. Ich habe auch mal gegrübelt, glaube ich — früher — ich habe mir sogar mal eine Kugel durch den Kopf schießen wollen wegen einer jungen blonden Dame, der ich unter der Kastanie beim Regimentsfest meine Liebe gestanden hatte, meine heiße Liebe, und die mich doch nicht wollte — es geht alles vorüber, Hans-Hänschen. Es geht alles vorüber!"

„Nein, es geht nicht alles vorüber!" Der junge Mensch schrie plötzlich auf, warf seinen Kopf dem erschrockenen Mann an die Brust und umfaßte ihn mit beiden Armen. „Es geht nicht alles vorüber — ich habe Angst!—"

* * *

In das stille kleine Haus draußen vor der Stadt war Unruhe gekommen. Niemand ahnte, daß die da war, erstaunt hätte der Oberst gefragt: „Unruhe, wieso?" Frau Arndt nannte dieses, was gekommen war und sich verbreitete von der Mansarde oben bis hinunter zur Küche: fröhliches Leben.

In der Küche sang Maria Kaspers und klapperte mit den Herdringen. Sie war jetzt immer da. Frau Arndt war eines Tages ohnmächtig geworden. In der Küche beim Mittagkochen hatte sie plötzlich gesagt: „Mir ist gar nicht recht wohl," hatte nach einem Stuhl gefaßt und war umgefallen. Ein Glück war es, daß der Sohn bei ihr stand; er hatte sie auffangen wollen, aber sie war ihm doch niedergeglitten auf die Fliesen. Auf seinen Hilferuf kam der Oberst herbei. Sie trugen sie miteinander auf ihr Bett, und Hans-Helmut jagte schreckensbleich in die Stadt, um den Arzt zu holen.

Es ging nicht mehr, daß Frau Arndt soviel allein schaffte. Eine ständige Hilfe mußte ins Haus, nicht bloß morgens zwei Stunden die alte Vettel, die Kaspers, wie Doktor Bär grob sagte. Wenn die Männer nun aus waren und so etwas wieder vorkam? Die Ohnmachtszustände konnten sich wiederholen. Der Arzt machte ein ernstes Gesicht. Und dann sagte er dem Oberst draußen im Flur, wo sie allein waren, daß es mit dem Herzen von Frau Doktor Arndt nicht in Ordnung war. Eine Muskelerschlaffung, und das Herz war auch zu groß, eine Erweiterung. Oh, was war denn da zu tun?! Erschrocken sah ihn der andere an. „Ich schreibe etwas auf, ein Herzmittel, und dann vor allem Ruhe. Schonung in jeder Beziehung. Weder körperliche Anstrengungen noch seelische Erregungen." —

Der Oberst war ins Städtchen gegangen, um nach einer Hilfe für den Haushalt zu suchen. Aber er hatte keine gefunden, keine Frau, kein Mädchen. Die brauchbaren waren alle vergeben, hatten ihre Stellen und jetzt war keine Ziehzeit.

Den langen Weg von der Stadt nach Haus ging der Oberst in Gedanken versunken. Neben seiner Straße lief der Fluß, der hatte ihn oft mit seinem sanften Gleiten beruhigen müssen, es konnten doch nicht alle Stunden nur angenehme sein in so langen Jahren. Aber heute sah er den Fluß nicht mehr, der Herbstabend nebelte bereits dunkel. Eine verteufelt unangenehme Situation! Wenn die gute Frau Doktor nun nicht mehr voran konnte, wenn es ihr unmöglich war, ohne Magd den Haushalt zu besorgen, und man keine Hilfe bekam — was dann?! Er sah sich schon wieder auf der Wanderschaft, sah sich unterschlüpfen in einem Hotel oder in irgendeiner Pension — wie unbehaglich, wie unpersönlich, ach, so heimatlos! Ja, eine Heimat hatte er hier gefunden gehabt, hier war er nicht Mieter und nicht Junggesell, hier war er Hausherr und Vater. Durch ein Gefühl der Zugehörigkeit war er mit jenen verbunden, die in dem kleinen weißen Haus wohnten. Ein Schrecken, der einem Schmerz glich, überfiel ihn jäh: wenn er sich nun von denen trennen müßte?!

Atemlos kam er zu Hause an, er war stark zugeschritten, in einer plötzlichen Sehnsucht war er fast gerannt. Wie ein freundlicher Stern ihn vertraut begrüßend, brannte das kleine Lämpchen im Hausflur. Bei seinem Eintritt öffnete sich die Stubentür, und der Frau Doktor noch recht blasses Gesicht lächelte ihn an. Mit jenem sanft-wehmütigen Lächeln, das wie stiller Mondschein auf abgeblühtem Garten war.

„Meine gnädige Frau!" Er war ganz bewegt. Er ergriff ihre Hand und küßte sie: ‚Gott sei Dank, daß Sie wieder so weit wohl sind! Aber nun Vorsicht! Sie dürfen sich gar nichts zumuten!"

Aber wie sollte das möglich sein? Sie saßen schon lange beisammen im Zimmer mit der blauen Tapete und überlegten. Hans-Helmut war voller Eifer, er hatte den Abendtisch gedeckt und wieder abgedeckt, auch der Oberst ließ es sich nicht nehmen zu helfen, er trug die Teekanne und das Brot, aber ge-

Digitized by Google

schickt war er nicht, aus der Kanne vergoß er, das Brot ließ er fallen.

Mit einem nervösen Unbehagen sah die Frau den beiden zu. Zehnmal wollte sie aufspringen, aber das litten sie nicht. „Sitzen bleiben!“ kommandierte der Oberst, und der Sohn rief: „Mutter, aber du sollst doch nicht! Wir machen schon alles!“ Müder gemacht von diesem Zusehen und angegriffener, als wenn sie alles selber getan hätte, lag die Frau im Sessel. Nein, so ging es nicht! So würde es niemals gehen! Ungeduldig gemacht durch die übertriebene Besorgnis und verzagt über die Schwäche begann Frau Arndt zu weinen.

Da klinkte außen etwas an der noch nicht verschlossenen Haustür. Hans-Helmut lief in den Flur; der war ganz dunkel, aber durch die geöffnete Tür fiel von außen der Dämmerschein der Nacht. Im Türrahmen stand eine Gestalt, er erkannte sie, umflossen von dem nächtlichen Licht. Maria Kaspers' Stimme erfüllte den Flur mit ihrem lauten „Guten Abend zusammen!“

Sie hatte es von der Mutter gehört, daß Frau Doktor krank geworden war und wegen einer Hilfe in Not. Ihr wäre es recht, hier den Haushalt zu schaffen, wenn Frau Doktor das wollte.

Ob die wollte! Mit einem Erlösungsseufzer hob die Frau das Gesicht aus dem Taschentuch, sie fiel dem Mädchen um den Hals, genau wie damals, als die ihr den Jungen aus dem Fluß gebracht hatte. „Oh, Maria, du nimmst mir eine Last von der Seele!“

„Ach ja,“ sagte der Oberst, „das wäre gut.“ Sein eben noch sorgenvolles Gesicht war gleich erhellt. „Kommen Sie zu uns, es soll gewiß Ihr Schade nicht sein. Sorgen Sie, daß Frau Doktor sich nicht mehr übernimmt.“ Ja, die würde den Haushalt spielend schaffen, das sah er, die hatte Jugend und Kraft und guten Willen.

Das Licht der Hängelampe fiel hell auf Maria Kaspers. Da stand sie in ihrem saubern Kattunkleid, eine weiße Schürze vor dem vollen Busen, aus den Ärmeln, die nur bis zum Ellenbogen reichten, guckten die Arme heraus, drall und doch sehnig. Blühend waren ihre Wangen, ein schönes warmes Rot lag auf ihnen; an ihre Schläfen schmiegte sich das Haar in weichen Ringeln und war hinten aufgesteckt zu einem reichen Flechtennest. Mit weitgeöffneten Augen stand Hans-Helmut; er sagte kein Wort.

Ruhig stellte Maria Kaspers ihre Bedingungen. Billig war sie nicht, das war natürlich, sie war arm und sie mußte verdienen. Der Oberst hätte ihr willig doppelt soviel zugesagt als sie verlangte, er war ja zu froh, daß sie kam. —

Und nun war sie hier, als sei sie seit vielen Jahren Tag und Nacht im Hause gewesen. Ein Eingewöhnen war nicht nötig, man war sich ja schon vertraut. Das Mädchen hatte eine Art, die selbstsicher war, ohne dreist zu sein. Anfänglich war es der Frau Doktor manchmal befremdend gewesen, nun war sie längst daran gewöhnt; sie mußte bei ihrer Schwäche so manchesmal die Hilfe der jungen Kraft in Anspruch nehmen. Willig ließ sie Maria Kaspers bestimmen, sie mußte, die machte alles verständig und gut. Ach, wie wohl tat es auch, die beiden Männer so gut versorgt zu sehen! Der Oberst hatte nie mehr zerrissene Strümpfe, seine Stiefel waren stets spiegelblank, sein Rasierwasser bekam er immer warm und zu gleicher Minute, sein bester Bursche war nicht pünktlicher gewesen. Der Oberst sprach sich höchst anerkennend über Maria aus, nur Hans-Helmut schwieg. — — —

Es war heute ein ganz stiller Nachmittag, stiller noch als sonst. Es schneite. Lautlos fielen große weiße Flocken und zerschmolzen im aufgetauten Erdreich. Maria war in den Ort gegangen zu ihrer Mutter, der Baron spaltete hinterm Haus Holz, das tat er, seiner Gesundheit wegen, um nicht Fett anzusetzen, und auch der Ersparnis wegen. Er und die Maria kriegten die Klafter schon allein klein, man brauchte nicht Stundenlohn zu zahlen.

Hilde Arndt saß am Nähtisch, heut hatte sie einen guten Tag, sie konnte etwas schaffen, und das machte sie froh. Sie fühlte sich überhaupt in letzter Zeit kräftiger, das verdankte sie allein der Maria. Wie die für sie sorgte! Am liebsten sollte sie gar nichts anfassen. Und immer willig war sie, es wurde ihr nie etwas zuviel. Wenn dieses Mädchen nicht ins Haus gekommen wäre, wo wäre sie dann jetzt wohl —?! Eine große Dankbarkeit erhob sich in der Seele der Frau, denn, ach, eine Weile möchte sie doch noch leben, so lange noch, bis Hans-Helmut sein Studium hinter sich hatte, bis er eine Stellung bekleiden konnte, in der er vorwärts kam im Leben. Dann wußte sie ihn geborgen. Denn der Baron würde ja auch nicht ewig leben, wenn er auch viel gesünder, viel kräftiger war als sie. Sie waren beide schon alte Leute. Und wenn sie nun doch schon eher fort müßte —?!

Die Tür öffnete sich leise, Hans-Helmut steckte den Kopf herein: „Bist du allein, Mutter?“

Sie war erfreut; sonst saß er meist oben in seinem Stübchen, wenn auch kein Ofen dort war; er behauptete, niemals zu frieren.

Digitized by Google

Jetzt schlang er den Arm um sie und legte seine Wange an die ihre. Er war als Kind sehr zärtlich gewesen, jetzt war eine Zärtlichkeit seltener bei ihm, sie hatte sich darüber beklagt, aber der Oberst meinte, das läge in den Jahren, im Werden zum Mann.

Die Mutter lächelte glücklich: wie lieb ihr Junge heut war!

„Wenn du allein bist, bleibe ich bei dir!" Er holte sich einen Stuhl heran, und über den kleinen Nähtisch weg sah sie nah in sein geliebtes Gesicht. Das dünkte sie abgespannt. Die reine Stirn war bleich und ernsthaft, die dunkle Haarwelle, die hineinhing, ließ sie noch bleicher erscheinen. „Du lernst zuviel, mein Sohn. Immer sitzt du oben über deinen Büchern."

„Ich lerne nicht immer."

„Was tust du denn?"

Er lächelte, ein zerstreutes, ein wenig abwesendes Lächeln und zuckte die Achseln.

Da lächelte sie auch: ach ja, er träumte. Träumte, wie man nur träumt in der Jugend, man macht Pläne, kühne Zukunftspläne, man baut Schlösser, die bis an die Wolken reichen. Sie beugte sich über den Nähtisch und strich ihm mit ihrer kühlen Hand die dunkle Strähne aus der Stirn. „Nicht lang mehr, mein Sohn, und du gehst fort von uns."

Der Gedanke daran machte sie bang erschauern, aber sie gab ihrer Stimme Festigkeit: „Nur noch ein Jahr Prima."

„Gott sei Dank!" sagte er mit einem Aufatmen. So aus dem tiefsten Innern kam das heraus, daß es klang wie ein Erlösungsseufzer.

War er denn nicht gern auf der Schule, er war doch so gut durch die Klassen gekommen? „Ich habe geglaubt, du gingest gern zur Schule," sagte sie ganz kleinlaut.

Er lachte kurz auf: „Das schon. Aber, Mutter, ich möchte heraus." Er hob die Achseln und dehnte sich: „Heraus aus der Schule, heraus aus dem Ort, heraus aus dem Haus!"

Aus dem Haus? Das durchfuhr sie wie ein Schmerz. Wie konnte er nur sagen: Aus dem Haus? Daß er sich einmal herausSehnte, das begriff sie wohl, aber aus dem Haus — aus diesem Haus?! Ihre Augen blickten erschrocken.

Er sah das und sagte schnell: „Ich sage damit ja nichts gegen dies Haus, oh, ich liebe es mit seinen kleinen Zimmern, mit seinem Gärtchen, ich werde immer Sehnsucht danach haben — und nach dir, Mutter, nach dir hier an deinem Nähtisch — aber ich muß woanders hin. Hier in diesem Haus bin ich doch immer nur der Knabe, das kleine Kind."

„Mein Kind," sagte sie leise und senkte den Kopf. Sie fühlte sich gekränkt. Aber sie überwand es, das war ja dumm von ihr, wie konnte sie es dem Sohn übelnehmen, daß die Freuden der Universität, die größere Stadt, die goldene Freiheit ihn lockten. Und tapfer fing sie davon an und malte ihm das noch schöner aus, was ihr Mann ihr von seiner Studentenzeit erzählt hatte. Es war seine sorgloseste Zeit gewesen. Er war öfter einmal berauscht gewesen, berauscht von jungem Wein und junger Liebe, das hatte er ihr treulich gestanden. Ob Hans-Helmut auch berauscht sein würde? Berauscht, aber um Gottes willen nur nicht betrunken! „Du mußt dich nie betrinken," sagte sie eifrig. „Betrinken wie der alte Kaspers, das ist schrecklich. Er ist dann ein Tier, er lallt, er wankt, er liegt im Straßenschmutz. Wenn die Kaspers ihn aufhebt, ihn nach Hause bringen will, dann stößt er um sich und schlägt auf sie ein. Daß Maria darüber lachen kann, das begreife ich nicht. So etwas ist doch entsetzlich."

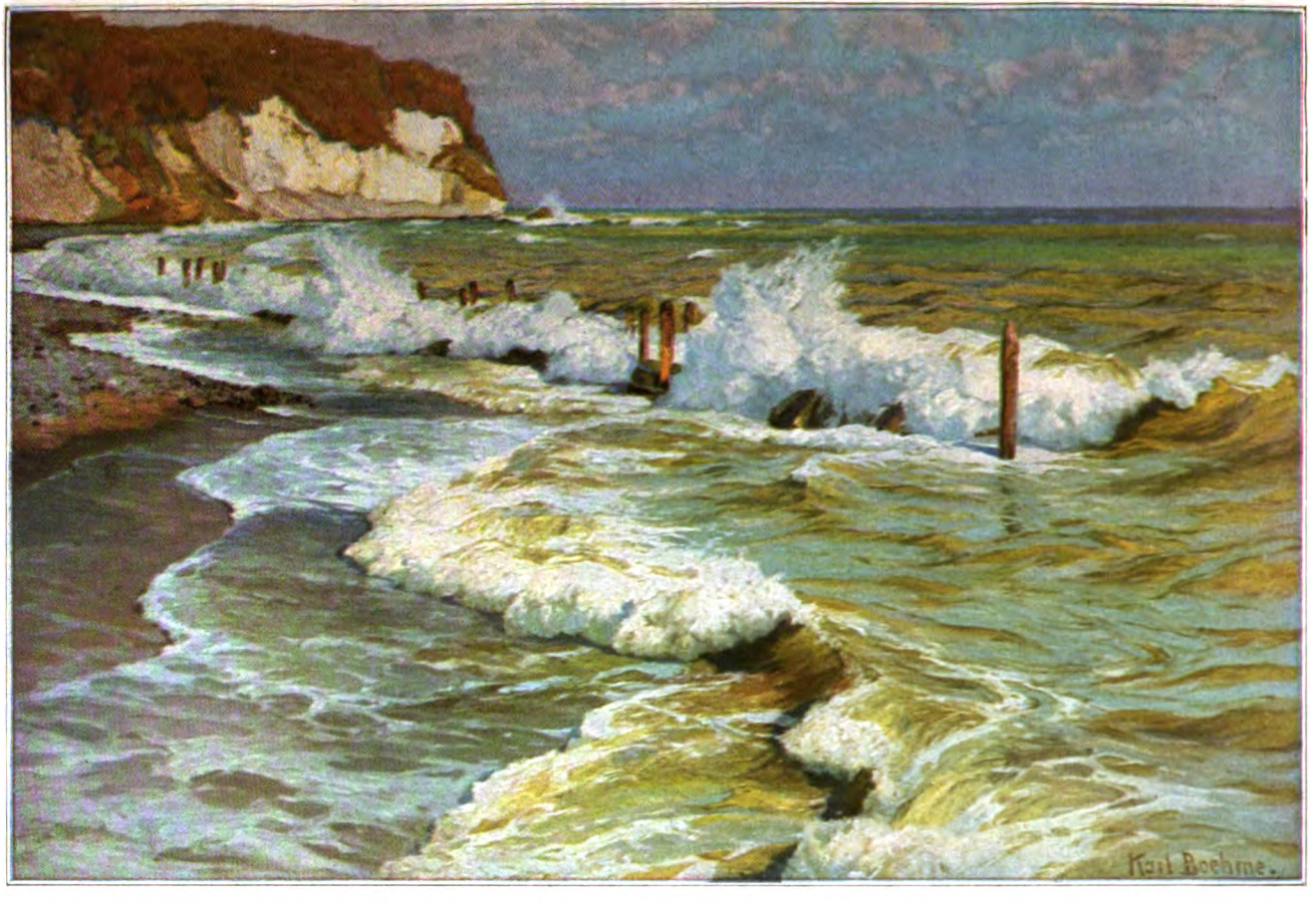
„Ich werde mich nicht betrinken, Mutter."

Nein, das glaubte sie auch nicht. Aber die Mädchen — wie würde es mit den Mädchen sein? Alle jungen Leute sollen doch irgend etwas mit einem Mädchen haben. Ihr Hans-Helmut hatte keinen Vater mehr, sie hatte schon immer einmal mit ihm darüber sprechen wollen. Jetzt war vielleicht die rechte Stunde dazu. Zaghaft stammelte sie: „Du wirst dich vielleicht verlieben — dein Vater war auch ein paarmal verliebt — oh, ich weiß es wohl, in Heidelberg, sie hieß Amalie Krauß, und in Bonn in ein Lieschen Lennertz. Verlieben, ja — aber du wirst nie etwas Unrechtes, Unreines tun, nicht wahr, mein Sohn? Es ängstigt mich. Augenblicke der Versuchung können kommen. Ich lebe hier so still, so weltfern, aber man weiß es doch, wie die Welt ist — versprich es mir, mein Kind, daß du rein bleibst, so rein, wie du jetzt vor mir sitzest, rein an Seele und Leib — bleibe so, mein Sohn, bleibe so, damit ich ruhig sein kann, ruhig schlafen in den Nächten — und wenn ich vielleicht sterben müßte, daß ich ruhig sterben kann!"

Ihre Stimme war drängender geworden, die eigenen Worte hatten sie erregt, ein flackerndes Rot brannte auf ihren Wangen, ihre Augen hingen an den Lippen des Sohnes. Es wurde ihr so schwer, über so etwas mit ihm zu sprechen, aber sie mußte ja. „Hans-Helmut, versprich es mir!" Sie hielt ihre Hand hin: „Gib mir die Hand darauf!"

Einen Augenblick zögerte er. Etwas in ihm wollte sich aufbäumen gegen dieses Versprechen: Unrechtes, Unreines — Wünsche,

Digitized by Google



Herbſtmorgen auf Rügen. Gemälde von Karl Boehme

Digitized by Google

Digitized by Google

Verlangen, Gedanken, waren die schon unrecht, unrein —?! Und hastig, als wollte er sich vor sich selber schützen, legte er seine Hand in die Hand der Mutter. „Mutter, ja, ich verspreche es dir!"

Sie lächelte glücklich: wie weich sein Gesicht jetzt auf einmal war, so kinderrein.

⁂ ⁂ ⁂

Der Oberst saß alle Nacht in später Stunde noch an seinem Schreibtisch. Der Nachtwind ging ums Haus, der Fluß rauschte auf. Beide Ellenbogen aufgestemmt, mit den Händen den Kopf stützend, las er so angestrengt, daß er nichts davon hörte. Nun Hans-Helmut schlief, war er hinüber geschlichen und hatte sich aus dessen Mappe Bücher und Hefte geholt. Himmlischer Vater, was diese jungen Menschen jetzt alles lernen mußten! Es war doch leichter gewesen im Korps. Oder hatte damals sein Gehirn leichter gefaßt? Jedenfalls waren seine Augen nicht so müde geworden. Er rieb sie sich. Das hier war Griechisch! Voller Bewunderung sah er darauf — Hieroglyphen — der Junge war wirklich ein Gelehrter. Der war schon geschaffen fürs Studium, der würde es schon zu etwas bringen. Mit Respekt legte er das Heft zur Seite; das Griechische imponierte ihm am meisten. Aber auch alle Achtung vor des Jungen Latein. Das floß ihm vom Munde, es hörte sich wundervoll an, wenn er flüssig eine Ode des Horaz hersagte. An diesem Klang konnte man sich förmlich berauschen, wenn man auch nicht verstand, was es hieß. Eigentlich schade, daß man selber sein Latein so vergessen hatte! Ganz früher hatte er noch gewissenhaft helfen können, die ersten Anfänge saßen noch, aber nun konnte er schon längst nicht mehr mit. Es kam nicht oft vor, daß Hans-Helmut ihn zu Rate zog, aber dann war es ihm immer eine Peinlichkeit, zu tun, als ob er noch etwas verstünde, denn vor diesem gelehrten jungen Menschen durfte man sich doch nicht allzu viel Blößen geben. Und so studierte der Baron, damit er nicht ganz hinten blieb, schon seit Jahren heimlich für sich. Heiß vor Anstrengung, die Ohren rot brennend, saß er, wie ein Liebender über einem Brief der Geliebten, über irgendeinem Stück aus dem Cicero. Er versuchte es zu übersetzen, links von sich ein Lexikon, rechts irgendein Hilfsbuch — eine sogenannte Eselsbrücke — immerfort mußte er nachschlagen; aber dann fand er doch das verdammte Verbum in der endlosen Periode nicht. — Hans-Helmut interessierte sich lebhaft für Literatur — ach, was war dem Oberst vormals Literatur gewesen! Er hatte Zeitung gelesen, die Bibel, ab und zu eine militärische Neuerscheinung, von der man wissen mußte. Und Schiller kannte er. Jetzt las er mehr; Sachen, die ihm eigentlich gar nicht gefielen, aber er las sie, weil Hans-Helmut sie liebte. Der konnte ja förmlich in Begeisterung kommen, und es war so schön, mit ihm darüber zu diskutieren. Er saß dann rittlings bei ihm auf der Sofaecke, die Wangen rot, die Augen glänzend, er, der sonst so Stille, wurde lebhaft, beredt; es wäre das größte Unrecht gewesen, nicht all das, was Hans-Helmut kannte, auch zu kennen. Früher hatte der Oberst sich seinen Mittagsschlaf nie nehmen lassen, jetzt gewöhnte er sich diese süße Gewohnheit ab. Wann hätte er sonst wohl Zeit, alles zu lesen? Denn abends mußte er lernen. Die erste Zeit war er immer eingeschlafen, Kleists „Penthesilea" hielt ihn nicht wach, und auch nicht die „Wahlverwandtschaften" von Goethe. Er ärgerte sich aber über sich selber so, daß er gegen jedes Gähnen ankämpfte. Und er siegte und las. — — —

Es wollte Frühling werden; unter den Hecken, die noch nicht grün waren, blühten die Märzveilchen. Ihre Düfte zogen so süß ins Land wie Liebesversprechungen ins Ohr des Mädchens. Im Garten sang die erste Amsel, sie sang das Lied der Lenzesverkündung.

Hans-Helmut machte sein erstes Gedicht. Tagelang trug er es mit sich herum in der Brusttasche, nachts legte er es unter sein Kopfkissen. Wenn er es doch jemandem zeigen könnte, zu lesen geben und ein Urteil bekommen! Er hatte eine Scheu davor, und doch trieb es ihn dazu. Wenn jemand sagen würde, das ist ja alles Unsinn, dann würde er sich dabei beruhigen — aber war es denn Unsinn, was er niedergeschrieben hatte von der bangen Not seines Herzens, von den Stürmen, die ihn durchtosten, von der Gier nach dem Leben und doch von der Angst davor? Es fuhr ihm durch den Sinn mit einer geheimen Lockung und doch mit einer versteckten Drohung: rühr' nicht daran, es ist schön und furchtbar zugleich, das, was deiner wartet, auf dich, wie auf all die andern jungen Menschen, die ins Leben gehen. Aber wirst du, du es auch meistern?! Er fühlte die eigene Schwäche. Ja, wenn er so sein könnte wie die andern, die jetzt mit ihm in der Prima saßen, die waren alle robuster. Mit einem Gefühl des Neides fast betrachtete er sie. Ach, daß die beiden Menschen, die er liebte, und die ihn liebten, die ihn erzogen hatten mit ängstlicher Sorgfalt, daß diese beiden schon da standen, wo die Jugend aufgehört hat, jenseits der Grenze! Der Mutter durfte er gewiß mit seinen Versen, die ihm geflossen waren wie Blut aus den Adern,

Digitized by Google

nicht kommen; er fühlte eine Scheu vor ihr, in ihrer Nähe mußte man leise sprechen. Aber sein Freund, der Oberst, der war doch ein Mann, der würde, der mußte ihn verstehen.

Als er heut auf Zehen wie ein Dieb ins Zimmer schlich, klopfte ihm das Herz. Wenn der ihn nun auslachte! Oh, nur nicht auslachen! Schon würgte ihn die Scham, es ward ihm ganz trocken im Hals.

Der Oberst stand am Fenster, die Hände auf den Rücken gelegt und sah hinaus auf den Fluß, der von den Frühlingstränen der Berge unruhig gemacht, von all dem, was sich an schmelzenden Wassern in ihn ergossen, geschwellt, mit breiteren Wellen, wie ein schäumendes Meer dahinschoß. „Nun?“ er wandte sich um nach dem Eintretenden.

Ein Abendrot war am Himmel, es wob einen Schleier um den grauen Kopf — oh, wurde dieses Haar nicht schon weiß? Hans-Helmut fuhr zurück.

„Wolltest du was, mein Sohn?“

„Nein, nein.“ Und die Hand, in der das Papier knisterte, schloß sich schnell fest und barg das in der Tasche, was er dem da doch hatte geben wollen: „Lies, lies das!“

Wie ein Verscheuchter stand Hans-Helmut dann an seinem Fenster. Er blickte hinab in den kleinen Garten am Berghang, der war so verlockend. Verlockender als zur Zeit der Reife, wenn der alte, sich schief neigende Aprikosenbaum fast unter der Last seiner Früchte zusammenbrach. Die Rosenhecke, deren Blumen wie glühende rote Male durch die Dämmerung leuchteten, war noch stumm und tot; noch war ihr berauschender Duft nicht da, aber ein anderer Duft: der Atem der Erde. Ein Geruch, mild und doch stark, herb und doch süß, seltsam belebend, ja aufregend, alles erweckend, was ahnend träumte. Aus frisch umgegrabenen Beeten, die weich und schwarz in der silbernen Luft dalagen, aufgeschlagenen Betten gleich, bereit das Samenkorn zu empfangen, auf daß sie zur Stätte wurden, darinnen neues Leben geboren wird. Es stieg zu dem Jüngling empor mit solcher Kraft, mit solcher Gewalt, daß er erschauerte. Und es zog ihn hinab: dieses Werden fühlen, diese Stätte betreten, wo Leben sich durchringt! —

Er stand an einem Gartenbeet, sah träumend nieder auf die gelockerte Erde. Gestern hatte Maria hier gegraben, er hatte sie heimlich beobachtet, wie sie in ihrem rotweißen Kleid, hell und leicht schon gekleidet wie im Sommer, den Spaten mit kräftigem Arm tief in die Erde stieß, sich bückte und wieder bückte, Steine und Wurzelwerk herauslas und mit sicherm Schwung weit wegschleuderte. Müde schien sie nicht zu werden, für kurze Minuten nur hatte sie innegehalten, sich auf den Spaten gestützt und mit offnen Lippen rasch geatmet. Sie war die Kraft, sie war die Gesundheit, sie war selber ein Teil dieser duftenden, verlangenden Erde, aus der ihre Gestalt wuchs. Sie erschien Hans-Helmut nicht mehr die, die er als Knabe gekannt hatte, mit der er in Flur und Küche kindisch geschwatzt, und die ihn an der Hand geführt hatte an jenem Tag, an dem er beinah ertrunken wäre im Fluß. Die Maria hatte er jetzt vergessen. Er hatte sie fast gemieden. Wenn sie auch mit ihm in einem Hause wohnte, er ihren Tritt über sich hörte, sobald sie abends beim Auskleiden hin und her ging in ihrer Mansarde, es hatte ihn etwas zurückgehalten von jeder Vertraulichkeit. Sie schien ihn ja auch noch zu behandeln wie einen dummen Jungen, und das ärgerte ihn.

Aber jetzt — aber heute?! Er hatte lange hinuntergesehen mit Augen, in die sich das Bild da unten eindrückte wie in weiches Wachs. Er sah es immer noch, jetzt wieder — wie ein Ertappter fuhr er zusammen: da kam sie. Sie streifte ihn mit dem rotweißen Kleid. Am Arm trug sie ein offenes Körbchen mit Setzlingen, in der Hand Pflanzholz und Schnur. Sie wollte den ersten Salat pflanzen, sie freute sich: Gott sei Dank, Frühling, mit Winter und Langeweile war's jetzt vorbei! Sie lachte übers ganze Gesicht, ihre Augen blinkten. „Wollen Sie helfen?“

Er schüttelte stumm den Kopf. Aber er blieb bei ihr stehen und sah zu, wie sie die Schnur straff spannte, wie sie ihr helles Kleid dann schürzte, niederkniete am Beet und mit flinken Fingern die kleinen Pflänzchen, der gespannten Schnur nach, in die gelockerte Erde senkte. „Ist die Reih' so grad?“ Sie hob fragend das Gesicht zu ihm auf.

Er sah nah in ihre blanken braunen Augen. Er hatte nie geglaubt, daß die Tiefe hätten, nun kam es ihm doch so vor, und es durchschoß ihn: ob die ihn wohl verstehen würde? Was machten die sechs, sieben Jahre, die sie älter war als er, sie war jung wie er, er fühlte förmlich ihre Frühlingsfrische, die Fülle ihres warmen, treibenden Lebens. Als er die Kniende, die ihr Pflanzen vollendet hatte, hilfreich bei der erdigen Hand hochzog, glaubte er einen Druck ihrer Finger zu spüren. Es machte ihn schwindelig, als ob er gekniet hätte, den Kopf niedergebeugt, alles Blut war ihm in die Stirn geschossen.

„Geben Sie acht, Sie machen sich schmutzig!“ Lachend klopfte Maria ihren Rock ab und dann ihre Hände, daß die noch daran haftende lockere Erde abstäubte.

Digitized by Google

Aber er faßte schnell wieder ihre Hand, er zog sie in die Geißblattlaube, deren Ranken noch keine Blättchen aufwiesen und drückte sie da so heftig auf die kleine zusammengenagelte Bank, daß die morschen Holzleisten unter ihrem Gewicht knackten. „Haben Sie einen Augenblick Zeit? Nur ein paar Minuten! Ich, ich —“ er stockte, sie hatte ihn so verwirrend lächelnd angesehen — „ich möchte Ihnen gern etwas vorlesen.“

„Mir vorlesen?!“ Sie zog das „Vorlesen“ lang, sie war sehr erstaunt.

„Ja, Ihnen, gerade Ihnen, weil Sie jung sind, weil Sie Blut haben, das nicht durch die Adern schleicht wie bei jenen!“ Er wies nach dem Hause hin: „Die können mich nicht mehr verstehen. Aber Sie wohl. Ich, ich —“ er brachte es jetzt doch verlegen hervor, fast schamhaft — „ich habe ein Gedicht gemacht. Ich möchte es gern jemand vorlesen. Ich möchte wissen, ob es gut ist. Sagen Sie mir, wie Sie es finden, ehrlich heraus, gerade von Ihnen möchte ich es wissen.“ Und er las sein Gedicht, anfangs mit stockender Beklommenheit, dann aber mit einer seltsamen Heftigkeit, mit voll dahinströmender, klingender Stimme.

Im silbern webenden Dämmerlicht war kein gekritzeltes Wort auf dem Papier mehr zu erkennen, er hielt sich das auch gar nicht mehr vor die Augen, er wußte jetzt alles auswendig.

Sie lauschte aufmerksam, die Blicke unverwandt auf ihn gerichtet: war der ein hübscher Junge, nein, gar kein Junge mehr, wahrhaftig schon ein Mann, ein ganz richtiger Mann! Waren diese Worte vielleicht an sie gerichtet? Fast kam es ihr so vor. Sie fühlte sich geschmeichelt, wie schön sich das reimte! Als er die Stimme sinken ließ zum Schluß, sagte sie mit einem tiefen Atemzug: „Noch einmal!“

Und er erhob noch einmal die Stimme, sagte kühner und rascher und immer eindringlicher seine Verse.

„Wie schön,“ sagte sie, als er nun schwieg und auf ihr Urteil harrte. „Das ist wunderschön.“

„Ja, gefällt es Ihnen?“

Sie nickte: „Sehr.“

„Oh, das freut mich!“ Er atmete tief auf: es gefiel ihr, ihr, dann war sein Gedicht auch gut; sie, die jung war, sie verstand ihn, sie fühlte wie er. Als sie jetzt sagte: „Nu muß ich aber machen, daß ich fortkomm', sonst wird es nix mit dem Abendbrot,“ verbeugte er sich vor ihr wie vor einer Dame und ließ ihr den Vortritt aus der Laube. —

Als Maria diesen Abend im Bett lag, lächelte sie noch eine ganze Weile vor sich hin. War das drollig gewesen heut in der Laube! Eigentlich zum Lachen. Er war d o c h noch ein Junge. Wie er sie angesehen hatte, als sie gesagt hatte: „Wunderschön!“ Ganz wie ein glückliches Kind. Ein guter Kerl. Und schön hatte er ja auch gedichtet, es reimte sich alles. Er konnte einem wirklich gut gefallen. Wie er so dagestanden hatte, den Kopf gereckt, und wie er so ins Feuer geraten war, da war er ein ganz anderer, als sie ihn bisher eingeschätzt hatte. Wo hatte sie denn nur ihre Augen gehabt? Sie lächelte verschmitzt: und ein bißchen verliebt in sie war er auch.

Sie dehnte sich behaglich im Bett. Und dann flogen ihre Gedanken zu ihrem Schatz, dem Peter Simon. Nein, den zu heiraten, wenn der auch gern wollte, daran dachte sie vor der Hand noch nicht! Sie nestelte sich immer tiefer ins Kissen ein und lächelte, bis ihre Lider zufielen.

* * *

Als Frau Arndt diesen Morgen von einem unruhigen Schlaf erwachte, fiel ihr mit jähem Schreck das aufs Herz, was sie seit Wochen wußte, seit Wochen befürchtet hatte, und immer wieder von sich abgewehrt, es nicht wissen wollte: heut war der Tag da, an dem ihr Hans-Helmut abreiste zur Universität. Ein strahlender, warmer Frühlingstag. Ob es in Bonn am Rhein auch schon so mild sein würde wie hier? Und ob Maria auch warme Sachen genug für ihn eingepackt hatte? Sie hatte es der ja überlassen müssen, sie selber hatte sich recht schwach gefühlt diese letzten Tage. Ob das von dem Trennungsschmerz kam, der ihr am Herzen nagte? Und sie durfte und wollte es doch nicht zeigen, wie nah ihr der Abschied ging. Mitunter, wenn Hans-Helmut freudig erregt, lebhafter als es sonst seine Art war, von der kommenden Universitätszeit sprach, dann schwoll es ihr in der Kehle — Tränen — aber sie unterdrückte die. Sie mußte tapfer bleiben, sie durfte dem Sohn keinen Tropfen Bitternis in seinen Freudenbecher gießen. Der Oberst bestärkte sie darin: was war denn da auch weiter, wenn der Junge mal ein paar Monate fort war? Zu Semesterschluß kam er ja schon zurück, und es dauerte dann lange Wochen, bis das neue Semester wieder anfing — es war wirklich kein Abschied. Hans-Helmut würde fleißig schreiben, sie beide würden auch fleißig schreiben, so lebte man mit ihm fort, und es war keine Trennung. Das versicherte er sie — und versicherte er sich selbst.

Und doch war es eine Trennung, die einschneidendste vielleicht im ganzen Leben. Man gab ihn zum erstenmal ganz aus der Hand.

Digitized by Google

So ganz fort aus dem Hause, in eine Stadt, in Verhältnisse, die man nicht kannte. Daß man ein Kind so lieben kann, daß einem keine Sonne am Himmel mehr scheint, wenn es fern ist, das merkte die Mutter jetzt schon. Wie trüb war der Tag! Sie schlich ins Wohnzimmer.

Da war der Frühstückstisch gedeckt, Hans-Helmut saß daran mitten in heller Sonne und wehrte sich lachend gegen die vielen Butterbrote, die Maria ihm zurechtmachte fürs Mitnehmen. „Was denken Sie denn? Halt! Ich bin doch kein Vielfraß."

„Nehmen Sie nur alle mit — dann denken Sie auch noch recht lange an mich!" Sie legte ihre Hand einen Augenblick auf die seine. Nun wehrte er nicht mehr ab. —

Zum Bahnhof war es ein weiter Weg, keiner hatte daran gedacht, daß die Mutter mitgehen würde, aber sie bestand darauf. Der Koffer war schon fort, nun gingen die drei, der Sohn zwischen den beiden; die Mutter hielt ihn den ganzen Weg über an der Hand. Sie sagte nichts, sie ließ die beiden andern reden, und der Oberst sprach viel; es war, als wollte er sich eine Bangigkeit vom Herzen schwatzen.

Er versuchte sich in allerlei Scherzen, je stiller die Mutter und der Sohn wurden.

Über Hans-Helmuts warme Erwartungsfreudigkeit war es plötzlich hingefahren wie ein erkältender Hauch — er sah die Mutter von der Seite an. Sie sah sehr elend aus. Das hatte er noch nie so bemerkt wie heute, wie eben jetzt. Ihr Ohr war so wächsern, und eingefallen war die Schläfe mit dem blauen Geäder. Eine jähe Angst befiel den Sohn und ein großes Mitleid: sie litt, sie litt um ihn. Er preßte ihre Hand fester, und sein Gesicht, zart wie das eines Mädchens, wurde ganz rot: die arme Mutter, sie hatte nichts auf der Welt als ihn! Von einem zärtlichen Impuls getrieben, beugte er seine schlanke Gestalt zu ihr nieder und drückte ihr einen Kuß auf. „In vier oder fünf Monaten bin ich wieder da!"

Da lächelte sie tapfer: „Ich freue mich auch schon darauf" und preßte seine Hand.

Die Sonne lächelte auf die Uferstraße mit den Bäumen, an deren alten grauen Ästen die jungen Blättchen flüsterten im lauen Wind, der vom Fluß her kam. Ein wundervolles Wehen, lind und doch erquickend; etwas Verheißungsvolles glänzte auf den Wellen, die belebt und munter dahinglitten. Auch auf den Bergen glänzte Verheißung; auf beiden Seiten des Ufers bauten die sich auf, lagen jetzt im Duft des Frühnebels, der wie ein goldig glitzernder Schleier sie leicht überwob. Die Frau schaute hinauf zu den Höhen, auf denen sie einst, als sie noch wandern konnte, so oft gestanden hatte mit dem Vater ihres Sohnes, und in die Qual ihres Herzens kam es wie eine Verheißung: „Hebe deine Augen auf zu den Bergen, von denen dir Hilfe kommt!"

Viel ruhiger, viel gefaßter nahm sie jetzt Abschied. Hans-Helmut stand schon im Kupee und reichte nur noch seine Hand zum Fenster heraus. Den Blick der Mutter, der an ihm hing, noch einmal sein Bild in sich trank, erwiderte er in fröhlicher Zuversicht.

Er sah so hübsch aus mit dem erregten Rot auf den Wangen, mit dem leichten Flaum auf der Oberlippe, mit der dunklen Haarwelle in der Stirn, mit der jugendlichen Schlankheit seiner wohlgebauten Gestalt.

Noch ein letzter Händedruck, ein tiefer Blick, ein Winken — fort rollte der Zug.

„Gehen wir," sagte der Oberst; es klang wie ein Aufseufzen. Er setzte den Hut, den er andauernd geschwenkt hatte, wieder auf: „Kommen Sie, Frau Doktor!"

Sie hatte noch wie benommen dagestanden, immer auf den schwarzen Mund des Berges geschaut, der ihn verschlungen. Nun gingen sie zu zweien den Weg zurück, den sie eben noch zu dreien gegangen waren.

Schulknaben lärmten zur Schule, an den mit allen Lebensbedürfnissen vollgepfropften Läden und Lädchen vorbei rasselten Ochsenkarren, Bäuerinnen mit Hotten auf dem Rücken, Körbe am Arm, boten Butter und Eier an, in der Tür des Metzgers baumelte ein frisch geschlachtetes junges Kalb am Querbalken, streckte die Zunge heraus und glotzte mit seinen verglasten Augen auf die Schwelle. Es war heut sehr viel Lärm, sehr viel Leben in der Frühe des Markttages in den engen Gassen, die sich in Treppen zur Burg hinaufverloren.

Die beiden enteilten. Der Atem der Frau ging hastig: oh, der fröhliche Lärm tat ihr förmlich weh und das geschäftige Treiben des Alltags. Alles ging seinen Gang wie immer, nur ihr Weg war jetzt so anders. Gott sei Dank, sie waren jetzt wieder draußen! Hier war die Uferstraße und der vertraute Fluß, und der freie Blick auf die Berge, von denen der Duft sich jetzt hob. Hier in der Stille sangen Vögel, auf dem Wasser plätscherte leise ein Ruder, der Morgen ging sanft in den Vormittag über.

„Nehmen Sie meinen Arm," sagte der Oberst und bot ihr seinen Arm; er sah, sie konnte nicht mehr. Das bißchen Farbe verblich völlig auf ihren Wangen, sie ging schwankend auf unsichern Füßen. „Der Weg war doch wohl zu weit für Sie. Bitte, stützen Sie sich!"

Digitized by Google

Sie lehnte ab, es widerstrebte ihr, an seinem Arm zu gehen — was sollten die Leute wohl denken? — aber dann nahm sie ihn doch. Und als hätte ihr müder Fuß, der ein schweres Herz schleppte, auch den Mann müde gemacht und sein Herz schwer, so gingen sie. Einsame Menschen auf einsamer Straße, längs des Flusses, der doch voll des ewig erneuten, unerschöpflich fließenden Strömens war. Sie sprachen nichts, aber sie wußten beide, sie dachten ein und dasselbe; sie dachten nur an den Jungen.

Es war gut, daß die Maria im Hause war. Sie ruhte nicht eher, als bis Frau Doktor sich auf das Sofa legte, sie tat ihr eine Wärmflasche an die Füße und rieb ihr die Hände — die armen Hände, die waren ja eisigkalt, trotzdem es draußen so warm war. Ach ja, das Mädchen war umsichtig und sehr liebevoll! Der Oberst war voller Anerkennung; die mußte ihnen nun über die Zeit weghelfen, bis der Junge wiederkam.

Und das tat sie auch. Klug stellte sie alles mögliche an, um Frau Doktor ein wenig zu zerstreuen. Bald mußte die im Garten den Salat bestaunen, der dieses Jahr besonders schön stand, bald mußte sie auf der kleinen Plattform in der Sonne sitzen, oder Maria führte sie spazieren. Dann gingen sie am Wasser entlang, sahen die Fische schnalzen und die Wellen hinuntereilen zum Rhein, an dem e r jetzt war. Immer wurde von i h m gesprochen, und seine Briefe wurden vorgelesen. Ein Gruß an Maria stand niemals darin, aber die Mutter las als selbstverständlich einen mit vor. Maria bat jedesmal, den jungen Herrn von ihr zu grüßen, und backte für ihn allerlei Kuchen; fast alle Woche wurde an ihn ein Paket geschickt. Es gab in Bonn sicherlich keine so gute Butter, keine so frischen Eier. Frau Arndt war gerührt: wie sorgte Maria, das konnte man ihr nie genug danken. Und wenn die Frau müde im Sessel lag, dann kauerte das Mädchen oft auf der Fußbank zu ihren Füßen. Der Baron war jetzt öfters aus, er suchte seine alten Bekannten wieder auf, und ging zwei-, dreimal abends zum Stammtisch. Die beiden Frauen waren dann ganz allein. Es war natürlich, daß Frau Arndt in dem Mädchen nicht nur die Dienerin sah, Maria war ja auch um so vieles mehr. Den häßlichen Dialekt sprach sie nicht mehr, ihr Äußeres hatte sich auch verfeinert, ihre etwas zu volle Gestalt war schlanker geworden, ihr Gesicht schmaler, die bunten Farben, die sie früher im Anzug geliebt hatte, mied sie jetzt, man konnte sie von fern dreist für ein Fräulein halten. Und wenn sie von einem Besuch bei ihren Eltern kam, war sie jedesmal niedergeschlagen; sie schien sich da gar nicht mehr wohl zu fühlen. Frau Arndt mußte sie förmlich antreiben: „Du kannst doch nicht immer nur bei mir sitzen, dazu bist du noch viel zu jung, du mußt eine Abwechslung haben." Aber: „Lassen Sie mich nur," sagte Maria dann immer. —

„Du bist'n Gans," sagte Frau Kaspers zu ihrer Tochter. Die war am Sonntag nachmittag für eine Stunde gekommen. „Nur so kurz bleibste?"

Der Vater, der auf dem alten zerschlissenen Sofa lag und, die Beine über die Lehne gehängt, seinen Samstagsrausch ausschlief, grämelte: von der Tochter hatte man doch rein gar nichts, nicht mal eine Flasche Schnaps.

„Ich kann nicht länger bleiben," sagte ungeduldig die Tochter, „der Herr Baron geht heute abend aus, die Frau Doktor kann nicht allein sein."

„Du bist schön dumm, deine besten Jahre vertrauerste da!" Der Mutter stieg der Ärger zu Kopf: hatte man dafür seine Tochter erzogen und auf sie gebaut?

Mit einem Schaudern sah Maria sich in der Stube um. Seit sie fort war und die Mutter allein zu Haus, war es verwahrlost hier. Da standen die Betten der Eltern, noch ungemacht von der Nacht her, schmutziges Waschwasser war noch nicht ausgegossen, die Heiligenbildchen hingen schief an der abgebröckelten Tünche der Wand, und aus dem Sofa, das kaum mehr einen Bezug hatte, quoll überall das Seegras heraus. Der Vater hatte verquollene Augen, und die Mutter hatte auch verquollene Augen. Sie schlumpte heute am Sonntagnachmittag noch in der Nachtjacke herum.

„Was soll ich denn hier?" Es war etwas Verächtliches in der Mädchenstimme. Rücksichtslos setzte sie hinzu: „Ihr saufi und tut nix, soll ich euch vielleicht dabei helfen? Als ich das letztemal hier bei euch war, haben mich nachher die Flöh' gebissen. Nee, ich danke für lang hier zu bleiben!"

„Sprich nit so!" Die Alte jammerte weinerlich: „Nee, so'n Kind! Man sollt' lieber gar kein' Kinder haben!" Und der Mann auf dem Sofa jammerte mit: „Mein Kopp, au weh, mein Kopp! So'n Tochter, jetzt im Alter läßt sie einen im Stich."

„Ich lass' euch ja nit im Stich." Mit Widerwillen griff Maria zu; so hielt sie es nicht mehr eine Viertelstunde aus. Es ekelte sie vor dem dumpfen Geruch in der Stube, vor dieser verbrauchten Luft; früher hatte sie niemals darunter gelitten, jetzt war sie es anders, besser gewohnt. Sie stieß das Fenster auf.

Digitized by Google

Mit stummer Bewunderung sah die Kaspers zu, wie unter den Händen der Tochter alles schnell anders wurde. Schon waren die Betten glatt gedeckt, die Bilder gerade gerückt, der Boden gekehrt, der Staub fortgewischt. Als es jetzt anklopfte, betrat der Schuster Peter Simon eine saubere Stube.

Er war beglückt, die Maria hier anzutreffen: sie war ja doch sein Schatz, wenn er sie auch selten genug sehen konnte. Herauszukommen zu ihr und ums Haus „herumzulungern", wie sie es nannte, hatte sie ihm strengstens verboten. Nun umfing er sie mit seinen braunen Pranken und preßte sie.

Sie schrie unwillig auf: was fiel ihm denn ein, sie so anzutatschen?!

„Aber früher, früher hafte das doch gemocht," stotterte er.

Sie zuckte die Achseln: „Das weiß ich nit mehr. Setz dich," fuhr sie ihn an, als er noch immer bei ihr stand. „Laß mich in Ruh!"

Eine dumme Trine! Die Kaspers guckte ängstlich von der Tochter auf den Schuster: der war eine gute Partie, hatte ein Lädchen und in seiner Werkstatt noch einen Lehrburschen, den durfte man doch nicht so vor den Kopf stoßen. „Wann macht ihr denn Hochzeit?" fragte sie schlau, um den üblen Eindruck schnell zu verwischen.

Ein zornfunkelnder Blick der Tochter traf sie. „Hochzeit? Du bist wohl geck?"

Der Schuster war nicht feinfühlig; er nahm es bei der Maria nur für Getue. Wenn er an ihre Küsse dachte, die heiß sein konnten, wie nur bei einer, war es begreiflich, daß er breit und gutmütig lachte.

Aber ihr Blick blieb stumpf, er verhieß nichts, und ihr Mund auch nicht. Nur ganz flüchtig lehnte sie sich für einen Augenblick gegen seine Schulter, als er sie wieder an sich zog beim Nachhausegang. Der Weg hinaus war ganz einsam. Niemand begegnete ihnen, aber er durfte den Arm nicht um ihre Taille legen und so mit ihr wandeln. Und auf halbem Wege mußte er schon umkehren. Sie atmete auf, als sie ihn los geworden war. Ganz verderben wollte sie es freilich nicht mit ihm, darum drehte sie sich noch einmal um, spitzte die Lippen und warf ihm eine Kußhand zu. Sie hatte ihn ja eigentlich auch mal ganz gern gemocht, aber — ihre Lider schlossen sich halb, vor ihren inneren Blicken stand der junge, fast noch knabenhafte Mann in der Laube mit dem feinen Gesicht und den feinen Händen, der sie angedichtet hatte.

⁂ ⁂ ⁂

Es waren viele Briefe aus Bonn gekommen. Es hatte etwas Beglückendes, wie oft und wie ausführlich Hans-Helmut schrieb. Er war mitteilsamer, als er zu Hause gewesen war, er hatte nun ja auch weit mehr zu berichten. Der Professor, bei dem er Philosophie hörte, war ein Junggeselle, sehr gelehrt, aber etwas trocken. Doch der Lehrer, bei dem er das germanistische Seminar besuchte, war verheiratet, wohnte in einer Villa auf dem Weg nach Godesberg und versammelte alle Samstag nachmittag seine Studenten im großen Garten. Es wurde vorgelesen, deklamiert, auch musiziert; die eine Tochter spielte Klavier, die andere sang. Hedwig, Hedda genannt, war so schlank, so blond, ihr Haar das reinste Gold — Loreleihaar — sie stand an ihres Vaters Flügel gelehnt und sang. Reinster Wohllaut; man vergaß alles andere darüber. Solch einen Gesang hatte Hans-Helmut noch nie gehört. Sie war keine Dilettantin, sie war Künstlerin, sie würde eine große Sängerin werden.

„Hans-Hänschen schwärmt," sagte der Oberst und schmunzelte. In jedem Brief kehrte Hedda wieder.

„Er wird sich doch nicht in sie verlieben?" fragte die Mutter.

„Warum denn nicht, das wäre gar kein Unglück. Ohne Schläge wird kein Kind groß, und kein Mann ohne Verliebtsein."

Wenn er sich nun verliebte, ob sie ihn wiederliebte? Sicher, dachte die Mutter.

„Ich war auch verliebt," sagte der Oberst und lehnte sich behaglich in seinen Stuhl zurück. „Freilich, es müssen Damen sein, Mädchen aus gutem Hause. Dann bewahrt es vor vielem."

Mädchen aus gutem Hause — das war bei Hans-Helmut ganz selbstverständlich, darüber waren sie beide ruhig. Und so spielte die Professorentochter eine gewisse Rolle, nicht nur in den Briefen des Jungen, sondern auch bei den beiden alten Menschen. Sie kannten die blonde Hedda nicht von Angesicht, aber sie fanden sie sehr schön, sehr lieb, sie erkundigten sich, was sie das letztemal für Lieder gesungen hatte, sogar was sie mit ihm gesprochen. Und als der Professor ein Sommerfest gab, einen Ball im Grünen für seine Töchter, mußte das Kleid Heddas ganz genau beschrieben werden. Sie trug ein durchsichtiges Gewand, eine flatternde Schärpe; wie der Kopf der Schaumgeborenen hob sich ihr schönes Haupt aus weißer Florwolke.

„Er fängt an zu dichten!" Der Oberst lächelte, aber er seufzte leicht dabei: „Ja, Jugend, Jugend — wer doch auch noch jung wäre! Ich würde mich sicherlich in die schöne Hedda verlieben."

Die Mutter lächelte ebenfalls. Als sie am Abend im Bett lag und Maria noch ein-

Digitized by Google

mal hereinkam, um ihr das Glas Zuckerwasser zu bringen, das sie trinken sollte in der Nacht, wenn das Herzklopfen kam, sagte sie träumerisch: „Ob ich es wohl noch erlebe, daß ich eine Schwiegertochter bekomme? Schlank, blond; am liebsten eine Professorentochter. Warum lachst du, Maria?"

„Schlafen Sie wohl," sagte Maria kurz und ging aus der Stube.

Und die Mutter träumte weiter von einer Schwiegertochter nach ihrem Herzen, von einem Mädchen, das ihren Sohn glücklich machte und für ihn sorgte, wenn sie längst, längst nichts mehr für ihn tun konnte. —

In den nächsten Wochen kamen noch mehr Briefe als sonst. Im ersten Brief war noch viel von Hedda die Rede, im zweiten auch, in wahren Dithyramben wurde sie gepriesen; man merkte es ihm an, er konnte gar nicht anders, er mußte immer ihren Namen schreiben, die Gedanken einzig mit ihr beschäftigen. Dann verlöschte der geliebte Name, plötzlich, ging aus wie ein schnell ausgeblasenes Licht. Was war da geschehen? Die beiden sahen sich betroffen an. „Ob sie böse miteinander sind? fragte Frau Arndt.

„Nein, gerade das Gegenteil!" Der Oberst runzelte die Stirn. Daß Hans-Helmut in das Mädchen verliebt war, wußte er längst, daß sie ihn auch liebte, nahm er für ziemlich gewiß an — wer sollte diesen liebenswürdigen Jungen nicht lieben? — aber es mußte da doch etwas nicht stimmen. Aller Enthusiasmus für Bonn, für dessen lachende Schönheit am Rhein, mit dem Blick vom Alten Zoll, vom breiten Strom hinüber zu den sieben Bergen, schien auch geschwunden. Früher hatte er sich in breiten, begeisterten Schilderungen ergangen, jeden Tageslauf ausführlich erzählt, jetzt nur knapp kurze Erwähnungen. Eine gewisse Unruhe war in den Briefen, selbst die Schrift war kritzeliger geworden, und ein fast ängstliches Anklammern an zu Hause war auch in den Briefen. Aber der Oberst sprach darüber nicht zur Mutter. Hans-Helmut kam ja nun bald, dann würde er sich seinen Jungen einmal vornehmen. —

Es ging auf den Herbst, die Abende waren noch wie laue Bäder, wohlig warm, aber sie dunkelten schon früher. Tief trugen die Obstbäume auf den Halden zwischen den Weinbergen ihre reifende Last. In der Stadt kollerten Fässer über das Pflaster, wurden beklopft, verpicht, auf ihre Tauglichkeit genau geprüft, vor jeder Tür Kübel und Bottiche zum Wässern, jeden Tag Wagen aus der Umgegend, die beim Böttcher hielten. Ein fröhlicher Herbst war in Aussicht. Und die Sonne lachte den ganzen Tag, und abends stand der Mond rotgolden wie eine zweite Sonne, schaute über den Berg, küßte verliebt die hochgelegene Burg, die spitzen Dächer der gegiebelten Häuser in den krummen Gassen, spiegelte sich im Fluß, machte die kleine Stadt zum großen Zaubermärchen.

Wenn der Oberst abends vom Dämmerschoppen kam, den er bei den Honoratioren am runden Stammtisch im „Deutschen Kaiser" einnahm, war er glücklich. Von fern hörte er singen, schön zweistimmig erklang das Lied von der „Krone im tiefen Rhein", wunderbar weich trug der dunkle Abend die Töne auf seinen Schwingen, der Stillselige hätte am liebsten mitgesungen. Wie hatte doch der Apotheker gesagt? „Na, nun kommt ja wohl Ihr Student in die Ferien, Herr Baron?" Und der Pastor, der damals Hans-Helmut konfirmiert hatte, sagte: „Ich habe selten einen sympathischeren unter meinen Konfirmanden gehabt. Keiner hat mir so wenig Mühe gemacht wie der junge Arndt."

Sie hatten dann noch eingehender über Hans-Helmut gesprochen. Der Sohn einer Witwe, wahrhaftig, es war der Frau Doktor zu gönnen, daß der Sohn so gut geriet. Also Philosophie und Germanistik studierte er, wäre Jura aber für ihn nicht praktischer gewesen? Einträglicher jedenfalls. Dann konnte er doch nach dem Assessor-Examen gleich bei einer Bank oder bei irgendeinem Industrieunternehmen im Rheinland ankommen. Da hatte der Oberst gesagt: „Er hat für sein jetziges Studium ganz besondere Neigung." Jura, Jura, was verstanden die davon?! Und dann: „Er könnte ja auch rasch ins Brot kommen, wenn er Lehrer würde, aber solange ich noch da bin, braucht er darauf nicht so ängstlich zu sehen." Er sagte das mit einem gewissen Stolz: Gott sei Dank, daß er in der Lage war, den Jungen noch eine gute Weile durchzuhalten!

Er hörte mit stiller Genugtuung, wie die Väter Hans-Helmut ihren Söhnen zum Muster aufstellten. Der Weingutsbesitzer Mayen, ein sehr vermögender Mann, der hatte mit seinem Jungen Pech, alles verplemperte der Bursche mit Weibern. Der Vater hatte ihn schon weit fortgetan in eine Weingroßhandlung im Hannoverschen, dort war der Chef sehr streng, aber es war doch immer die alte Leier. Hatte der junge Arndt wohl schon Liebschaften?

„Nein," konnte der Oberst mit vollster Gewißheit versichern. Er mußte lächeln: Hans-Hänschen und eine Liebschaft! Ja, eine Liebe! Von der glaubte er zu wissen, aber das war etwas ganz anderes, das reinigt den jungen Menschen und hebt ihn über sich selber hinaus.

„Ich wünschte, mein Karl hätte sich an

Digitized by Google

dem jungen Arndt ein Beispiel genommen," sagte ganz bekümmert der Bürgermeister. „Anfänglich waren sie immer zusammen in einer Klasse, nun sitzt der verfluchte Bengel noch immer in Prima, und ob er nächste Ostern zum Abiturium kommt, ist auch noch fraglich; der Arndt hat dann schon ein Jahr Universität hinter sich." Die Herren waren ganz offenherzig beim Schoppen; was sie sonst vielleicht nicht gesagt hätten, sagten sie hier am runden Tisch, auf den nur Dämmerlicht fiel, gerade soviel, um den goldenen Wein im Glas blinken zu sehen.

„Gott sei Dank, daß ich mich für keine Söhne zu sorgen brauche," sagte lachend Doktor Bär. „Meine Töchter sind verheiratet und haben auch nur Mädels, mit denen ist leichter fertig werden!"

„Ich habe ja noch Zeit," meinte der Apotheker. „Mein Ältester fängt erst an mit „amo, amas, amat", und der zweite liegt noch in den Windeln. Aber wer weiß!" Er seufzte auf und machte ein Gesicht wie jemand, der auf alles gefaßt ist.

Dem Oberst hatte sich die Brust gehoben in einem bisher noch nicht gekannten Gefühl des Stolzes: ja, ohne Überhebung, und ohne sich in einer Täuschung zu wiegen, konnte er sagen: was für einen Sohn habe i c h doch! Die ganze Welt hätte er umarmen mögen in diesem großen, überströmenden Gefühl.

„Mein guter Junge, mein Hans-Hänschen," sagte er vor sich hin, als er durch die stille Nacht heimwärts ging, und strahlte übers ganze Gesicht. Was tat das, daß der nicht sein eigener Sohn war?! Daß dessen Mutter ihm eine ganz fremde Person gewesen war zu der Zeit, da sie dies Kind empfing? Es gibt auch eine Wahlverwandtschaft, und die bindet oft fester als Blutsverwandtschaft. Weiß Gott, er hatte den Jungen so lieb, als wäre der einer Brautnacht entsprungen, die so groß an Wonnen war, so reich an Beseligung, daß sie für ein ganzes Leben verpflichtete. Er war nur ein alter Junggesell, und doch war er Vater; seine Einsamkeit und die Sehnsucht seiner Einsamkeit nach Liebe, nach Familienglück, die hatten ihm den Sohn geboren! Der Oberst hob seinen Stock und ließ ihn wie eine Gerte durch die Luft sausen: fort damit, was man ihm hie und da hatte in die Ohren setzen wollen! Was gingen ihn seine Verwandten an, und was machte er sich daraus, was die ihm für ein Unrecht daraus drechseln würden, sollte ihnen die Erbschaft entgehen! Die standen ihm ja so fern, die hatten sich im Leben so wenig um ihn gekümmert. Das bißchen, das übrig blieb, wenn er die Augen zutat, das sollte alles Hans-Helmut gehören; das Testament war in seinem Kopf längst fertig. Nun, das würde sich schon alles finden, vorerst kam Hans-Helmut, und er freute sich darauf.

Unwillkürlich wendete der Oberst den Kopf und schaute zurück, wo jenseits der Stadt, ziemlich weit draußen, der Bahnhof lag. Da ging er nun übermorgen hin, ungefähr zur gleichen Stunde wie jetzt, der Zug lief am Abend ein gegen zehn Uhr. Schon sah er sich auf dem Bahnsteig ungeduldig hin und her schreiten, es war noch viel zu früh. Konnte man es ihm verdenken, daß er es nicht erwarten konnte? Zu Hause war auch Aufregung, schon seit Tagen. Maria hatte Kuchen gebacken, die Obsttorte, die Hans-Helmut so gern aß, die er sich immer zu seinem Geburtstag bestellt hatte; und für morgens zum Kaffee einen Hefenkranz mit vielen Rosinen.

Ob er immer glatt ausgekommen war mit dem, was man ihm schickte? Er hatte nie geschrieben: „Ich bin nicht ausgekommen." Eigentlich wäre damit zu rechnen bei einem Studenten. Aber nein, dazu war Hans-Helmut zu solid, sowas tat er ihnen nicht an! Der Oberst empfand eine große Rührung: der gute Junge! E r war ganz anders gewesen, als er so jung war. Da hieß es immer: „Vater, ich habe nichts mehr, Vater hilf!" Und er wußte doch, daß es seinem Vater schwer fiel, zu geben. Nein, ohne jeden Tropfen Bitternis im Kelch der Freude konnte e r seinen Sohn umarmen.

Wie Hans-Helmut aus dem Wagen sprang! Von oben herab, ohne das Trittbrett zu benutzen; sie sahen sich gleich, sie lagen sich in den Armen. Hans-Helmut lachte glückselig. Und wie wohl er aussah, männlicher war er geworden, wahrhaftig, ein schöner Mensch! Gleich beim Anfang der Uferstraße fanden sie denn auch die Mutter auf einer Bank, sie war bis hierher ihnen entgegengegangen. Mit einem Ruf der Freude lag sie dem Sohn am Hals. Sie konnte ihn gar nicht lassen. Und zu Haus stand die Maria schon in der Tür, hielt sie weit geöffnet und sagte: „Willkommen!" Um die Tür hatte sie eine Girlande gewunden aus Buchsbaum und Tannengrün, Herbstblumen steckten nur darin, Astern, aber sie leuchteten in den schönsten Farben. Auf dem Tisch Weingläser, eine gute Flasche. Und Bratenduft kam aus der Küche — es war alles festlich. Sie waren sehr glücklich und — der Oberst stutzte plötzlich und unterbrach seine Gedankenreihe — was kroch ihm denn da vor den Füßen? Er bückte sich, um im schwachen Licht genauer zu sehen. Pfui, eine Kröte! — — —

Wie der Oberst es sich geträumt hatte, so

Digitized by Google

Quartett. Gemälde von Otto Pippel

(Aus Brakls Kunsthaus, München)

Digitized by Google

Digitized by Google

war es gekommen. Und doch nicht ganz so. Nun die erste Freude des Wiedersehens vorüber war und die Tage im ruhigen Gleise, war er einigermaßen enttäuscht. Man merkte dem Jungen eine gewisse Zerstreutheit an, ein mit dem Gedanken Fernsein, und auch ein Nichthiersein mit dem Herzen. An was dachte Hans-Helmut, wenn er die Stirn so kraus zog und ganz versunken auf einen Punkt starrte? War vielleicht ein wirkliches Zerwürfnis mit seiner Angebeteten daran schuld? Nun, so ernst würde die Sache schon nicht sein, junge Leute entzweien sich leicht einmal, um sich ebenso schnell wieder zu versöhnen.

Sie haten ihn gleich nach der blonden Hedda gefragt: kam er noch so oft in das Haus seines Professors? War er noch oft mit seiner Freundin zusammengewesen?

„Ich bin vor meiner Abreise nicht mehr hingekommen." Das klang ausweichend. Der väterliche Freund ergriff die erste Gelegenheit, auf den Grund der Verstimmung zu kommen. Sie spazierten am Fluß entlang. Von der Seite her betrachtete der Oberst verstohlen das junge Gesicht: sah der Junge heute nicht geradezu unglücklich aus? Und so schweigsam war er. Seit sie vom Hause fortgegangen waren, und das war eine gute Viertelstunde her, hatte Hans-Helmut noch kein Wort gesprochen.

„Warum bist du so stumm?" fragte der Oberst.

Der Angeredete fuhr zusammen: „Ich? Ich bin doch nicht stumm."

„Dann mußt du innerlich gesprochen haben. Zu mir kein Wort."

Der junge Mensch errötete und lächelte dann verlegen: „Das weiß ich gar nicht — entschuldige! Ich war wohl in Gedanken."

„Das scheint mir auch so." Gutmütig lächelnd legte der Ältere dem Jüngeren die Hand auf die Schulter; sie waren beide groß, der Oberst war doch noch ein Stück größer. „Hör' einmal, mein Sohn, mit dir stimmt etwas nicht ganz. Willst du mir nicht sagen, was dich bedrückt?"

„Mich bedrückt aber nichts."

Der Oberst war jetzt ernst: „Ich habe mich unendlich auf dich gefreut, nun wäre es mir fast lieber, du wärst nicht gekommen. Dann könnte ich mir doch noch einbilden, du wärst sehr glücklich in Bonn, verlebtest da herrliche Tage und liebtest das schönste Mädchen von Bonn — oder ist sie das nicht?" Der junge Mann nickte bejahend.

„Und liebst du sie nicht?"

Hans-Helmut nickte und sprach leise, wie zu sich selber: „Ich liebe sie."

„Na, siehst du, so weit wären wir ja!" Der Oberst seufzte erleichtert. „Und sie liebt dich."

„Nein."

„Was — nein?!" Der Oberst rief es laut. Das war ja unglaublich. „Natürlich liebt sie dich, dummer Junge, du siehst es nur nicht!"

„Ich sehe wohl."

In dem jungen Gesicht war ein Ausdruck bitterer Enttäuschung. Was fiel dem Jungen bloß für ein Blödsinn ein, ein Mädchen und ihn nicht lieben?! Wo wäre ein Mädchen in der ganzen Welt, das, von Hans-Helmut geliebt, ihn nicht wieder lieben würde! Aber Hans-Hänschen verstand sich eben noch nicht auf die verflixten Weiber! Den Oberst überkam es wie Wut, auf alles, was einen Unterrock anhatte. Was hatte denn diese blonde Hexe für einen Jammerlappen aus seinem Jungen gemacht! „Du bist ein Narr," fuhr er den jungen Mann an. „Wenn i ch dir sage, sie liebt dich, dann liebt sie dich auch. Was hat sie dir denn geantwortet?"

„Ich habe sie nicht gefragt."

„Nicht gefragt — und dann sagst du, dann meinst du —" das ging dem Oberst denn doch über den Spaß, er fand keine Worte mehr.

„Ich brauchte sie nicht zu fragen," sagte Hans-Helmut traurig, „ich weiß: sie liebt nur sich. Liebt ihre schöne Gestalt, ihr schönes Haar, ihr schönes Gesicht, ihren schönen Gesang."

„Und sie liebt den Reichtum. Sie wird sich lieber nach einem reichen Bräutigam umsehen." Der Oberst war gereizt.

„Oh, nein, das tut sie nicht," sagte der junge Mann schnell. „Sie will überhaupt keinen Bräutigam, sie will nur ihre Kunst."

„Das sagen alle jungen Mädchen, das macht sich so gut."

„Ich habe ihr Kleid berührt, ich habe ihre Hand geküßt!" Hans-Helmut flüsterte es, wie etwas Geheimnisvolles. „Daran muß ich immer denken. Das nimmt all meine Gedanken in Anspruch; wenn ich auch mit euch spreche, bei ganz anderm bin, plötzlich ist sie wieder da, und ihr versinkt und alles andere auch. Ich wünschte, ich wäre nie nach Bonn gegangen."

Der Oberst war verstimmt: unglückliche Liebe! Denn das schien es doch zu sein, obgleich er nicht recht verstand, warum sie das sein mußte. Die beiden waren ja so jung, die konnten noch warten. Aber na, es schadete auch nichts, das mußte ein junger Mensch einmal durchmachen; was vielleicht mit Vierzig ein Unglück würde, ist oft mit Zwanzig ein Glück. Liebevoll Hans-Helmut, der ihn heute so jung, so knabenhaft jung deuchte, an sich ziehend, sagte er so weich, als es seine

Digitized by Google

knarrige Stimme zuließ: „Es ist mir lieb, mein Sohn, daß du dich ausgesprochen hast. Wenn ich dich auch nicht ganz verstehe — die ganze Sache überhaupt nicht recht verstehe — ich fühle doch mit dir. Und das tut dir gut. Und" — er versuchte ein leichtes Lachen — „anderes Städtchen anderes Mädchen, tröste dich, lieber Junge!"

„Das ist es, um was ich dich bitten wollte." Plötzlich lebhaft werdend, griff Hans-Helmut das auf. „Ich möchte fort von Bonn. Das wirst du verstehen. Bring das der Mutter bei, ohne ihr den wahren Grund zu sagen. Verrate ja nichts, sie würde sich grämen für mich, die gute Mutter. Ich will fort von Bonn, überhaupt fort vom Rhein. Du mußt mir dabei helfen. Helfen, wie früher bei meiner ersten Schulaufgabe!"

Der junge Mann hing sich dem Alten an den Arm, und sie gingen wohl noch eine Stunde weiter, immer dicht dem Flusse entlang, und ganz vertieft ineinander.

* * *

Maria Kaspers ärgerte sich: der junge Herr hatte gar keinen Blick für sie. „Er ist so anders," sagte sie zu Frau Arndt.

„Findest du?" Hilde Arndt lächelte nachsichtig. Ach, sie erinnerte sich der Zeit noch so genau, als sie ihren Mann kennengelernt hatte, da hatte sie nur an den gedacht, gleich vom erstenmal an. Wenn sie die Mutter zum Badehaus brachte, wenn sie auf der Wiese Blumen pflückte, wenn sie den Berg hinanstieg und von da oben weit in den Duft jenes fernen Flusses blickte, an dem er wohnte, immer an ihn. Und Hans-Helmut, der mit der schönen Hedda soviel zusammen gewesen war, der sollte nicht ausschließlich an die denken? Die Mutter verstand das noch, obgleich sie selber längst aus den Jahren war, in denen das Blut hoch geht und Überschwenglichkeit den nüchternen Alltag vergessen läßt. Aber sie fragte den Sohn nicht mehr nach Hedda, sie hatte es sich gemerkt, Hans-Helmut schien nicht gefragt werden zu wollen, und so wartete sie geduldig, bis er sprechen würde. Doch im stillen spann sie Pläne aus, die wie in einem goldenen Netz jenes blonde Haupt einfingen. Hans-Helmut war jetzt noch zu jung, jenes Mädchen auch noch so jung, sie mußten noch ein paar Jahre warten, aber dann würde sie, die Mutter, sich gern auf ein einziges Stübchen zurückziehen, Haus, Garten, alles hier konnte das junge Paar in Besitz nehmen. Sie wollte weiter nichts, als sich in dessen Glück sonnen. Vielleicht lebte sie dann nicht mehr — oder doch, sie lebte, die Freude gab ihr neue Kraft.

Frau Arndt blühte auf in dieser Zeit der Erwartung. Ihre eingefallenen Wangen füllten sich etwas, ein zartes Rot war auf ihnen. — —

Daß der Sohn zum neuen Semester nun so weit fort, bis nach Berlin, wollte, das hörte die Mutter nicht gern. Aber wenn er denn durchaus meinte, soviel mehr von den Professoren dort zu haben, die bedeutendsten Lehrer wären in Berlin, dann mußte man sich eben damit abfinden, daß er erst Ostern wieder nach Hause kam und nicht schon wieder zu Weihnachten. Die Reise war zu weit. Weihnachten ohne ihn! Ein Fest ohne Glanz, fast ein Fest ohne Bedeutung. — —

Es war ein häßlicher Winter, so häßlich, wie man ihn in dem milden Flußtal, geschützt von den Bergen, sonst nicht kannte. Wenn es hier schon so kalt war, wie kalt mußte es da erst in Berlin sein? Der Nordostwind, der wie ein verirrter Hund aus den Bergen heulte den Strom hinunter, warf ganze Hände voll eisiggekörnten Schnees gegen die Fenster. Jeden Morgen schaufelte Maria den Weg vorm Haus bis hinunter zur Straße frei; nach wenigen Stunden war er wieder zugeschneit. Dann kam wohl der Oberst um die Mittagszeit heraus, die Beinkleider in die hohen Reiterstiefel gesteckt, die alte Litewka an, einen wollenen Schal um die Ohren gebunden, und fing an, mit solcher Vehemenz noch einmal zu schaufeln und zu kehren, daß er bald den Schal von den Ohren riß, den Maria ihm trotz seiner Abwehr umgebunden hatte; er schwitzte auch barhaupt. „Ein tolles Wetter," sagte er dann, wenn er wieder, aufstampfend und sich die verklammten Hände reibend, die Wohnstube betrat.

Frau Arndt saß nicht weit vom Ofen und strickte; am Fenster vorm Nähtisch, wo sie sonst gewöhnlich zu sitzen pflegte, saß jetzt Maria und stickte. Sie war sehr emsig, benutzte das helle Tageslicht für die schön verschlungenen Monogramme in den Taschentüchern, die Hans-Helmut noch zu Weihnachten bekommen sollte. In Frau Doktors Schlafstube stand die Kiste, in die jeden Tag noch etwas Neues gelegt wurde, obgleich man gesagt hatte: jetzt ist es aber genug.

Das erste Weihnachtsfest, das der Sohn nicht zu Hause verlebte, stand vor der Tür. „Er wird es sehr empfinden," sagte die Mutter.

„Schadet nichts, lassen wir ihn nur!" Der Oberst ging in der Stube hin und her, die Hände auf dem Rücken. „Es ist ja nicht sein letztes Weihnachten, er kann noch viele zu Hause feiern." Aber ganz gleichgültig war es ihm doch auch nicht. Schade, sehr schade, daß der Junge nicht hier war! Und die Erinnerung des Mannes ging zurück zu den Weihnachtsfesten, die er mit Hans-Helmut

Digitized by Google

verlebt hatte. Es waren ihrer schon viele, schon über ein Dutzend. Er entsann sich noch ganz genau: zum ersten Weihnachtsabend, zu dem Frau Arndt es nur ganz schüchtern gewagt hatte, ihn zu laden — er hätte gar nicht angenommen, wenn die Augen des Kindes nicht gebeten hätten — hatte er dem Kleinen einen Säbel geschenkt, aber mit stumpfer Spitze, und einen Helm aus Pappe. Weihnachten folgte auf Weihnachten; unterm Christbaum waren es der Geschenke mehr geworden, und andere. Das ganze Jahr dachte man darauf. Soldatenhelm, Armbrust und Flitzbogen folgten, kleine bunte Taschentüchlein, Zusammensetzspiel und Mundharmonika, Steinbaukasten und Matrosenanzug, Kaufladen mit Schweinskopf aus Marzipan und schokoladenen Kaffeebohnen, Pelzmütze, Laterna magica, warme Pantöffelchen, Hemden und Eisenbahn mit Schienen, Wärterhäuschen und Lokomotive, die mit Spiritus geheizt wurde. Glänzende Stulpstiefel, lederne Schülermappe unterm Arm zu tragen, ein Mikroskop, ein photographischer Apparat, die ersten langen Hosen und Schillers Werke. Und dann kamen die Geschenke, wie man sie einem Heranwachsenden macht: Bücher, Bücher, neben Goethe, Kleist und Heine, moderne Literatur. Bilder für Hans-Helmuts Zimmer: Goethe, Bismarck und der Kaiser. Schlipse, Oberhemden, der schwarze Anzug zur Konfirmation, diesen recht auskömmlich groß und weit, daß er ihn auch später noch tragen konnte. Ein Siegelring, Nietzsche, Schopenhauer und Glacéhandschuhe. Und dann letzte Weihnachten die goldene Uhr nebst Kette, die er von seinem Vater geerbt hatte; für ihn selber tat's die silberne, die er früher im Manöver getragen hatte.

Der Oberst ging so noch einmal alle die Weihnachten durch, die sich hier in diesem Zimmer abgespielt hatten. Sie waren immer sehr schön gewesen, immer sehr gemütlich — nein, mehr als das: gemütvoll. Frau Arndt hatte mit schüchterner Stimme das „Stille Nacht, heilige Nacht" angestimmt, er selber war mit seinem Baß eingefallen, und wenn es auch nicht harmonisch ganz richtig war, kräftig war's jedenfalls. Oh, es waren glückselige Feste gewesen. Sie dünkten ihn in der Erinnerung noch glückseliger. Dieses Mal würde es hier recht still sein, recht einsam. Gestern hatte Maria einen Tannenbaum angeschleppt, der alte Kaspers hatte ihn aus dem Walde geholt; sie versicherte, der Förster hätte dem Vater den geschenkt. Man gab dem Kaspers eine Mark dafür. Die würde er nun gleich in Schnaps umsetzen; es war traurig, daß der Alte soff — und dabei doch diese Tochter! Eine vortreffliche Person! Womit konnte man ihr bloß eine rechte Freude machen? Der Oberst hatte das Gefühl, ihr persönlich doch auch etwas geben zu müssen. Sehr viel ausgeben konnte er dieses Mal nicht mehr. Hans-Helmut, die Kollegiengelder, sein Essen, der Besuch von Theater und Konzerten, seine Miete — alles mögliche kam eben zusammen. Er wohnte möbliert bei einer sehr netten Wirtin am Schiffbauerdamm, die machte ihm auch das erste Frühstück und etwas zum Abendbrot. Das Zimmer wäre sehr groß und angenehm still, ein Alkoven stieß daran, in dem sein Bett stand. Der Tiergarten war gar nicht weit ab, und von seinem Zimmer, das nach hinten lag, sah er in ein Stück vergessenen Gartens. Ein melancholischer Garten wäre es, schrieb Hans-Helmut, aber wenn erst ein Star aus dem Starenkasten, den man an die alte Kastanie genagelt hatte, pfiff, würde es schon heiterer werden. Ei ja, der Junge vermißte doch die schöne Umgebung hier und seine freundliche Stube mit all den Gemütlichkeiten und den liebevollen Umgang und auch die Fürsorglichkeit von Maria. Und damit waren des Oberst Gedanken wieder bei der Maria angelangt.

Nachdenkend stieg er die Treppe zu seinem Zimmer hinauf. Da hatte er in dem Fach im Schreibtisch, wo die Brille zum geheimen Studium lag, die er jetzt aber auch öffentlich aufsetzen mußte, wenn er die Zeitung lesen wollte, eine Brosche liegen. Die stammte noch von seiner Mutter her. Eine altmodische blankgoldene Brosche mit Granatsteinen besetzt und Gehängen von Granaten und kleinen Perlchen. Er hatte sie als Kind sehr bewundert, und sie war ihm lieb. Aber er würde sie jetzt der Maria schenken; das war etwas, das sie mehr erfreuen würde als hundert Taler in bar. Er kaufte schnell noch ein kleines Etui dazu, und dann legte er sie am Weihnachtsabend auf ihren Platz unterm Baum.

Sie wurde blutrot, sah überrascht auf die Brosche mit niedergeschlagenen Augen, hielt sie sich dann an den Busen, nahm sie wieder auf die flache Hand und sah abermals auf sie nieder. Lange. In ihrem Dank war etwas, das dem Geber sagte: Mit diesem Geschenk hatte er es getroffen, noch über alles Erwarten.

Die ein wenig trübselige Stimmung hob sich; es war ein Brief von Hans-Helmut eingetroffen, den lasen sie nun als ihr Geschenk, beim Schein der Weihnachtskerzen.

„Berlin, 20. Dezember.

Geliebte Eltern!

Damit Ihr ihn ja rechtzeitig bekommt, schreibe ich schon heute diesen Brief."

Digitized by Google

„Geliebte Eltern" — sie lächelten beide. Die Frau ein wenig verlegen, der Mann mit einem geheimen Schmunzeln: so hatte der Junge sie noch niemals angeredet!

„Wenn Ihr am Weihnachtsabend unterm brennenden Tannenbaum steht in unserer gemütlichen Wohnstube, werdet Ihr sehr an mich denken. Ich ebensosehr an Euch. So gemütlich wie Ihr werde ich es nicht haben. Eigentlich würde ich am liebsten auf meiner Bude bleiben, steckte mir das kleine Bäumchen an, das ich mir heut am Gendarmenmarkt gekauft habe, ließe mir von meiner Wirtin heißes Wasser bringen und braute mir einen Punsch von Snellers Punschextrakt, den Ihr mir geschickt habt, wenn ich frieren sollte. Nun ja, es ist in Berlin auch kälter als bei uns — überhaupt kälter, wir Rheinländer werden hier nicht so recht warm."

Der Oberst nickte: „Aha! Hab' ich ihm ja gesagt, Berlin ist nicht Bonn."

„Ach, wäre er doch lieber in Bonn geblieben! Dann hätte er heute auch hier sein können," sagte Frau Arndt.

„Ich würde Faust lesen; aber nun tue ich das alles doch nicht; sondern ich werde meinen feierlichen schwarzen Rock anziehen, ein reines weißes Oberhemd, den feinen Schlips, den ich sicherlich von Euch erhalte (Eure Weihnachtskiste ist noch nicht angekommen), werde mich schniegeln und bügeln und werde zu Kapitän Neumanns mich begeben, der mich zum Weihnachtskarpfen eingeladen hat, und wo ich, dank Deiner Empfehlung, mein lieber Vater, gut aufgenommen worden bin. Zweimal war ich schon Sonntags zum Mittagessen dort und auch einmal abends. Sie sind liebenswürdig. Weiter viel zu sagen ist freilich von den Leuten nicht, es wäre vielleicht mehr zu sagen, wenn sie nicht so steif wären. Aber sie werden am Ende von mir das gleiche sagen. Man steht doch mehr oder weniger nur so herum."

„Ach Gott, das ist doch kein Weihnachtsabend," klagte die Mutter.

„Lassen Sie gut sein, Frau Doktor! Wir haben unsern Jungen so mit Liebe verwöhnt, daß es ihm nichts schadet, wenn es ihn draußen ein bißchen kälter anweht. Er wird ja auch noch andere Beziehungen anknüpfen und herzlichere; und Freunde finden. Hören Sie nun mal weiter." Und der Oberst las weiter vor.

Hans-Helmut schrieb von seinen letzten Theatereindrücken, und da schwärmte er. Er hatte im Deutschen Theater Ibsen gesehen und seinen ersten Strindberg — unerhörte Theatereindrücke. „Ich wünschte, es wären andere Stücke," brummte der Oberst dazwischen, „so'n Zeug! Ich habe darüber gelesen." Auch von der Oper schrieb der junge Student, es war ein langer Brief. Ein großes Konzert in der Philharmonie hatte ihn fast übernommen, solches Orchester hatte er nie geahnt.

„Berlin ist doch schön, ich danke Euch vielmals, daß Ihr es mir ermöglicht, hier sein zu können. Und nun für heute Adieu! Das heißt, ich bin ja gar nicht fort von Euch, ich bin ganz bei Euch, an diesem Weihnachten fast mehr noch als sonst. Aus Erinnerung und Sehnsucht gewoben, bindet mich ein Band an Euch, fest, fast schmerzhaft fest. Ich liebe Euch und werde Euch immer lieben.

In Dankbarkeit

Euer Hans-Helmut."

„Ein lieber Brief!" Der Oberst ließ das Blatt sinken, und die Mutter nahm es zur Hand und studierte es noch einmal. Leise knisterten die Weihnachtskerzen, ein wunderbarer Duft von Tannen und Wachs erfüllte das Zimmer. Maria hatte den Brief auch mit angehört, nun ging sie hinaus, um das Abendessen zu besorgen. Die beiden blieben stumm sitzen, bis das heute festliche Essen kam, und blieben auch dann noch still sitzen. Maria war jetzt in die Stadt, nach Haus zu ihren Eltern.

Der Oberst saß in der Sofaecke, Frau Doktor im Lehnstuhl beim Ofen, sie sprachen nicht zusammen, aber jeder von ihnen kannte ganz genau die Gedanken des andern. Die Kerzen am Baum brannten nicht mehr, die gewohnte Hängelampe gab milden Schein, aber der reichte nur für den Tisch, die beiden Ecken lagen halbdunkel. Und das war gut, denn so sah der Oberst nicht das Gesicht der Mutter, das sehr wehmütig war.

Eine große Stille war im Zimmer, die beiden hörten nur den Regulator eintönig ticken; sie schlossen die Augen in ihrem Halbdunkel, und da hörten sie auf einmal noch etwas: der Sohn ging durchs Zimmer. Sein Tritt war leicht, elastisch, sie hörten ihn, wie sie ihn immer gehört hatten; jetzt hielt er beim Weihnachtsbaum an. Und sie sahen ihn. Er reckte die schlanke Gestalt, er bog einen Zweig zu sich herunter, er atmete den Tannenduft ein — alle Kerzen flammten auf — er beugte sich über seine Geschenke, sein Gesicht war hell beschienen, sein geliebtes, vertrautes Gesicht — er lächelte. Da lächelten auch sie in ihren Gedanken.

Draußen war die Stille der Heiligen Nacht, die ging auf Zehen ums Haus. Alle Winde hielten den Atem an. Leuchtende Sterne standen am Himmel, stumm wandelten sie ihre Bahn, stumm blickten sie

Digitized by Google

nieder auf das Haus, das auch stumm war, einsam und dunkel. Und das doch von Liebe sprach, in alle Fernen reichender Liebe.

* * *

Bei Huppauf am Schiffbauerdamm, zwei Treppen links, war es anders, als Hans-Helmut es bisher gewohnt gewesen war. Zu Hause pünktliche Ordnung, auch in Bonn war es ordentlicher gewesen, hier war es aber etwas genial. Frau Emilie Huppauf — Emilia, wie sie sich schrieb — war Mitglied der Hofoper, das heißt: Choristin. Fürs Ganze aber ebenso wichtig, wie die berühmteste Solistin. Wenn sie nun auch aus langjähriger Praxis ihrer Einsätze sicher war, man hätte sie aus tiefstem Schlaf wecken können, sie hätte als Sirene ihr „Naht euch dem Strande" auf der Stelle gebracht und jederzeit, ob heiser oder nicht, das hohe A G AAAA in „Nie wird es zu hoch besungen, Retterin des Gatten zu sein" geschmettert — die Proben durfte sie doch nicht versäumen. Und dadurch kamen öfters Konflikte mit den häuslichen Verrichtungen. Es konnte sein, daß Hans-Helmut noch mittags sein Bett nicht gemacht fand und das Waschwasser nicht ausgegossen, aber Frau Huppauf, die dann pustend angerannt kam, versicherte mit ebensoviel Liebenswürdigkeit wie Zungengelenkigkeit, daß das nie wieder vorkommen sollte. Zudem war das Zimmer so angenehm still — er war die Stille von Hause gewohnt — auch keine Wanzen darin, und man konnte sein Geld ungezählt liegen lassen. Wenn Hans-Helmut hier auf dem breiten Sofa lag, auf dem ganz bequem zwei Platz gefunden hätten, und sein Blick träumerisch glitt von dem alten Zylinderbüro, das stets offen stand, weil es keine Klappe mehr hatte, zum Tischchen mit der Wasserkaraffe, die immer gleich halb gefüllt blieb, vom Bild des Alten Fritz hinüber zur großen Photographie der Lola Beeth mit eigenhändiger Unterschrift, dann fühlte er sich ganz behaglich. Der Lärm der großen Stadt war weit, das Rollen der Wagen, das Tuten der Autos klang nicht hier herein. Vorn heraus am Schiffbauerdamm floß das Wasser vorbei, das Wasser der Spree. Ein seltsames Wasser; es hatte nicht das Leben wie das Wasser des Flusses daheim, das im Sonnenschein lachte, im Regen weinte, das den Himmel spiegelte und zu jeder Stunde ein anderes Gesicht zeigte. Dieses Wasser war unbeweglich. Es schlug nicht Wellen, kein Wind rührte es auf. Fegte der darüber hin, so bewegte sich nur ganz schwach seine oberste Schicht; kein Sturm, so schien es, hatte Kraft genug, diese schwere Masse aufzurütteln. War das tief hier? Sie sagten: sehr tief.

Hans-Helmut stand oft am Geländer still. Langsam glitten Schleppkähne dahin, Zillen lagen verankert, die der Arche Noah glichen, deren er sich aus frühesten Kindertagen gern erinnerte. Von dieser Arche Noah hier vorm Haus sah er alle Morgen, wenn er zur Universität ging, sich Rauch kräuseln aus der niedrigen kleinen Wohnung, und mittags, wenn er vom Essen nach Hause kam, stand auf dem Hinterdeck eine Frauensperson mit seltsam flachshellem Haar, das fast weiß im Licht glänzte, und wusch Geschirr ab. Auch sah er sie mitunter waschen, in einen Holzzuber schöpfte sie dazu Wasser aus der Spree. An sonnigen Tagen flatterten in langer Reihe Wäschestücke vom gespannten Seil auf dem Hinterdeck. Auf dem Vorderdeck aber standen Korb bei Korb, schöne gelbe und rote Äpfel; über die schwanke Laufplanke, vom Kai zur Zille gelegt, kamen die Käufer und suchten sich Äpfel aus. Ein reger Handel blühte. Der Mann mit dem ausgefransten Schifferbart schulterte ganze Körbe und schleppte sie ans Ufer. Ein süßsäuerlicher Duft wehte stets von dort. Wenn Hans-Helmut die Augen zumachte, glaubte er sich in die Heimat versetzt zur Zeit der Apfelernte. Waren vielleicht diese Äpfel, die so lockend dort aus den Körben zu ihm herüberleuchteten, auf den Halden daheim gewachsen? Er ging hinüber und kaufte sich eine Tüte voll. Der Mann war um diese Zeit nicht da, der schlief; das Mädchen, ein noch junges Mädchen, bediente ihn. Wenn Hans-Helmut nachher auf seinem Sofa lag und in einen saftigen Apfel biß, stand ihm unwillkürlich dieses Mädchen mit dem seltsamen Flachshaar wieder vor Augen. Das mußte ein eigentümliches Leben sein, das die führte, so immer in einem Haus auf dem Wasser; sie hätten keine andere Wohnung, sagte sie. Wenn die Äpfel alle verkauft waren, fuhren sie wieder die Spree abwärts und durch die Kanäle, bis sie sich in Lübben vor Anker legten. Da froren sie oftmals ein, wenn der Winter hart war; wollten sie dann Wasser haben, mußten sie vom Schiff hinunter aufs Eis, sich ein Loch hauen und schöpfen. Und sie zeigte dabei ihre Zähne, die in perlmutterartigem Schmelz hinter den etwas breiten, blassen Lippen schimmerten. Sie war seltsam farblos mit ihrem ganz hellen Haar, das fein und schlicht war, wie eine seidene Kappe über dem Kopf lag und sich in zwei dicken Zöpfen tief um ihre Stirn schlang.

„Eine aparte Erscheinung," sagte der Student Fritz Hermann, mit dem sich Hans-Helmut etwas näher angefreundet hatte; ihre Plätze waren nebeneinander im Auditorium des vielbewunderten Literaturprofessors, der

Digitized by Google

über Goethe las. Sie kauften beide drüben ihre Äpfel. „Ein Gretchen ist sie nicht, eine Dorothea noch viel weniger, auch keine Friederike, aber ich könnte mir eine aus der Walpurgisnacht so ähnlich vorstellen."

Hans-Helmut lachte den Freund aus: das Mädchen aus der Zille und eine aus der Walpurgisnacht! Aber nun sah er sie sich doch aufmerksamer an. Bleich war sie, fabelhaft bleich, das Wohnen in dem feuchtdumpfen, halb dunklen Raum der Kajüte konnte ja auch unmöglich gesund sein.

„Ich glaube, der Alte drüben hat heute nacht das Mädel verhauen," sagte Frau Huppauf, als sie ihrem Studenten eines Morgens den Kaffee brachte. „Haben Sie nichts gehört? Ich kam jerade aus'n Theater — fürchterlich lange haben se jemurkst mit der Götterdämmerung, der neue Kapellmeister konnte jar nich fertig werden, was schon so lang ist, zog er noch länger. Nee, den woll'n wir nich, denn kommt man jar nich mehr zu Hause. Na ja, da hab' ich 'nen Schrei jehört, der is mir durch und durch jejangen; und denn hörte ich se weinen."

„Ich habe nichts gehört."

„Ich möchte wohl wissen, was da los war — das arme Mädel kann einem doch leid tun," sagte die gute Huppauf ganz bekümmert.

Als Hans-Helmut heute hinüber ging, um sich Äpfel zu kaufen, war das Mädchen nicht zu sehen. Der Mann bediente ihn, mürrisch und wortkarg wie immer — was hatte der für ein gemeines Gesicht! Da war doch auch keine Spur von Ähnlichkeit zwischen Vater und Tochter.

„Vater und Tochter?!" Fritz Hermann, dem er davon sprach, zog die Achseln hoch und machte ein zweifelndes Gesicht. „Ich taxiere sie eher für seine Liebste."

Wie konnte man das nur denken?! Dieses arme Mädchen! Hans-Helmut fühlte sich förmlich beleidigt in Annas Seele hinein. Anna hieß sie. In seinen Augen stand Mitleid, als er sie das nächstemal sah. Er wußte es nicht, daß seine Stimme weicher klang, daß seine Hand sich mit einem leichten Druck auf die ihre legte. Sie sah noch blasser, noch schlanker aus als sonst, über ihre Stirn, die schmal war — tief hinein lag das schwere Blond — lief eine blutrote Schmarre. Ihre hellen Augen waren dunkel von Traurigkeit. Diese Augen, wie das Spreewasser, das um die Zille floß, farblos, nicht blau, nicht grün, und doch undurchsichtig; sie hatten eine schwere bleierne Tiefe.

„Nach Weihnachten fahren wir weg, eh's zufriert; unsere Äpfel sind dann alle," sagte sie.

Hans-Helmut hatte das Gefühl, er möchte ihr zu Weihnachten etwas schenken; sie hatte sicher ein trauriges Fest bei dem groben Vater, vielleicht würde es ihr eine kleine Freude machen. Aber was schenkte man so einem Mädchen, eine Kleinigkeit sollte es nur sein. Er zog Frau Huppauf zu Rate.

Die sah ihren Studenten ganz verdutzt an, beinah erschrocken. Hatte er denn mit der was? Das hätte sie von diesem Zimmerherrn nicht gedacht, einen solch soliden hatte sie ja bisher noch nicht gehabt. Ihr war wirklich der Glaube an die Tugend der Männer, der sehr erschüttert war, wiedergekommen durch diesen Zimmerherrn. Jetzt durchzog eine starke Enttäuschung den üppigen Busen der guten Huppauf. Ihr Mann, — was hatte sie schon mit dem durchgemacht! — wenn der mit der drüben von der Zille was vorhätte, würde sie sich gar nicht wundern, aber Herr Arndt —?! Sie sah den jungen Mann vorwurfsvoll an, und ihr Ton war spitz: „Das müssen die jungen Herren doch selber wissen, was man so einer schenkt; ich kenne so was nicht."

Aber Hans-Helmut blieb unbefangen: „Ich möchte ihr nichts Persönliches schenken, nichts zum Anziehen und nichts zum Putz, dazu ist sie mir viel zu fremd. Vielleicht ein Bild, ein Buch, was meinen Sie dazu, Frau Huppauf?"

Nun mußte die Huppauf lachen: das war wirklich naiv! Aber zugleich war sie gerührt und beglückt: diesmal hatte sie sich also doch nicht getäuscht. Und sie stimmte eifrig zu: natürlich ein Bild, das die sich über ihr Bett oder die Kommode hängen konnte. Ein Buch war wohl weniger was. Wer weiß, ob so'n Schiffermädchen überhaupt was las.

Und Hans-Helmut kaufte ein Bildchen, das er bei einem Alttrödler, in dem verstaubten Fenster einer entlegenen Seitenstraße entdeckt hatte. Es gefiel ihm so gut, jedesmal, wenn er da vorbei ging, hatte er es sich angesehen; und es schien ihm gerade für sie zu passen. Ein alter Stich war es, schon braunfleckig am Rand des Papiers. Aber unberührt zart und lieblich war das Gesicht des Engels, der auf schwankem Steg über ein wildes Wasser schritt; wie eine Wolke schwebten hinter ihm große Flügel. In seinen Armen trug er ein Kind. Das hatte Blumen gepflückt am wilden Wasser, es war verirrt, nun trug er es hinüber zum sicheren Ufer.

Am Weihnachtstag trug Hans-Helmut das Bildchen, das er hatte hübsch einrahmen lassen, fest eingewickelt in rosa Seidenpapier, mit einem Tannenzweiglein besteckt, zu ihr hinüber. Er legte es auf den Äpfelkorb: „Das ist für Sie — und ich wünsche Ihnen auch ein

Digitized by Google

gutes Fest!“ Damit sprang er fort über den Laufsteg und sah sich nicht mehr um. Ob sich das arme Mädchen wohl freuen würde? Unter seiner Haustür sah er sich doch einmal um, und da sah er, wie sie noch immer auf demselben Fleck stand, das Bildchen, das sie ausgewickelt hatte, in der Hand. Sie stand unbeweglich und starrte darauf nieder. —

Der Weihnachtsabend bei Kapitän Neumann war glücklich vorüber. Es war gar nicht so schlimm gewesen und weniger steif als die Male vorher. Die Kerzen am Tannenbaum hatten mild gestrahlt, der Hausherr war weniger zugeknöpft, die Hausfrau herzlicher, sie hatten sich alle Mühe gegeben, es ihren Gästen behaglich zu machen.

Gegen elf Uhr war alles zu Ende. Die Hausfrau war müde, die Kinder mußten zu Bett. Hans-Helmut hatte den ganzen Abend an zu Hause gedacht. Da saßen die daheim nun unterm Baum zwischen den lieben vertrauten Dingen, still war es ums Haus und still im Zimmer, der Regulator tickte ganz sacht, es verknisterten leise die Kerzchen, der Tannenduft, mit dem von Wachs vermischt, füllte wunderbar heilig und andachtsvoll den Raum — so, so hatte er einstmals die Heiligen drei Könige schreiten sehen und sich aufstellen um die Krippe, darin das Christkind lag. Die Hirten knieten, das Öchslein, der Esel, die Schafe waren auch dabei, und überm Strohdach des Stalls stand der silberne Stern mit dem langen Schweif aus Lametta. Und plötzlich stand er unterm Baum in der lieben Stube und sah die Krippe, suchte, was ihm von Kindheit an wert gewesen war, suchte Erinnerungen, die er glaubte nicht missen zu können, suchte vor allem zwei geliebte Menschen. Und siehe, da waren sie ihm nahe, ganz nah. Er trat zu ihnen, er faßte ihre Hände, er hörte ihre Stimmen —

Nun schritt er durch die ernüchternde Nachtluft dem Schiffbauerdamm zu. Aber seine Gedanken waren noch immer benommen. Machte das der starke Punsch, den er getrunken hatte? Der Kapitän hatte den ordentlich steif gebraut. Er sah sich plötzlich wie ein Erwachender um: das war ja nicht das Berlin von gestern, das er heute durchschritt! Alles so still, der Lärm, das unruhig geschäftige Treiben völlig verstummt. Da, wo sonst die Menschen rannten, eilten, hetzten, sich kaum auswichen, gegeneinander stießen, in Gefahr kamen, überfahren zu werden, von Bahnen, Geschäftswagen, Droschken, Equipagen, Autos und Fahrrädern, da war der Platz jetzt groß, weit und leer. Nur wenige Gestalten, den Mantelkragen hochgeschlagen, die Hände in den Paletottaschen, denn es war kalt, eilten.

Hans-Helmut hatte den Potsdamer Platz durchquert, nun lag der Tiergarten links von ihm. Flatterschnee war gefallen, auf den Straßen lag er nicht mehr, aber die Bäume, die hielten ihn noch fest. Ihre Nacktheit hatte ein weißes Kleid an, ein Festgewand, das sie verschönte. Wie eine silberne Lampe schwebte der Mond jetzt empor, hing an den ausgestreckten Armen der Bäume und leuchtete hell. ‚Wunderbar,‘ dachte Hans-Helmut. Es kam ihm der Gedanke, daß auch die große Stadt mit ihren Häuserzeilen, mit ihren Gebilden aus Quadern und Mauersteinen, aus Mörtel und Stuck, aus Ziegeln und Schiefer, aus all dem, woraus man Häuser baut, Paläste, Tore und Türme, Poesie hatte. Der Asphalt spiegelte im Mondschein. Das breite Trottoir, die breite Straße erschienen blank wie gefrorenes Wasser, über das man hingleitet.

Am Schiffbauerdamm standen die alten Häuser auch im Mondlicht, aber sie wurden nicht heller davon. Hier hatte die Eleganz der Stadt ein Ende, hier fing das arbeitende Berlin an. Die verwohnten Häuser warfen tiefe Schatten, ganz schwarz im weißen Licht, ihre Nischen und tiefen Toreingänge blieben finster. Auch der Kanal war schwarz, es gelang dem Mond nicht, sein Gesicht zu spiegeln, er brachte nur einzelne bleiche Hellen auf der undurchdringlichen Tinte des Wassers zuwege. Wie Klumpen lagen die Zille und ein Kohlenkahn unweit der Kaiumrandung.

Er sah hinüber: kein Licht war mehr dort, auch kein Laut erklang, sie schlief wohl längst unter dem Bildchen, das sie über ihr Bett gehängt hatte. Am Eingang der Straße hatte ein Polizist gestanden, nun war niemand mehr da. Der jetzt einsam hier Gehende fühlte die Stille, wie ein gespenstiger Hall klang sein einsamer Schritt hinter ihm her. Vom Wasser her zog es, ein Frösteln überlief ihn, trotzdem der starke Punsch ihm noch im Kopf brannte. Vor seinen Augen spukte allerlei — es war alles so unwirklich — er war solch nordische Getränke nicht gewohnt, zu Haus der leichte Mosel hatte ihn nie angefochten. Dazu fühlte er eine lähmende Müdigkeit.

Bei Frau Huppauf oben war noch Besuch, die Fenster im zweiten Stock waren erhellt, man hörte das Klavier, einzelne abgerissene hohe Töne und dann Klatschen. Frau Huppauf und Herr Huppauf trugen wohl ein Duett vor; er hatte bei ihr studiert, und wenn sie sich gut vertrugen und Besuch da war, dann sangen sie: „Solang hab' ich geschmachtet, ohn' Hoffnung dich geliebt.“

Hans-Helmut trat unter den tiefen Toreingang; eben steckte er den Schlüssel ins Schlüsselloch, da legte sich eine Hand auf seine Hand. In den Winkel gedrückt hatte eine Gestalt gestanden, sie löste sich kaum aus dem

Digitized by Google

Schatten, aber er erkannte sie: die Anna von drüben! Was wollte sie?!

„Erschrecken Sie nicht," flüsterte sie. „Ich hab' auf Sie gewartet. Ich könnt' nicht schlafen, ohne mich bei Ihnen zu bedanken."

Das war doch seltsam von ihr, jetzt bei der Nacht, sie hatte sich ja am Nachmittag, als er ihr's gab, schon bedankt.

„Ich hab's nicht ordentlich getan," flüsterte sie wie eine Antwort auf seinen stummen Gedanken. „Und ich hab' mich doch so gefreut. So gut ist noch niemand zu mir gewesen." Sie preßte seine Hand: „Ach, Herr Student, gehen Sie noch nicht!" Sie hielt ihn zurück, das Tor aufzuschließen. „Gehen Sie noch ein bißchen mit mir auf und ab. Ich bin ja so allein!" Ihr Atem ging hastig, ihr Flüstern war heiser. „Ich möchte Ihnen gern was sagen, Sie sind ja so gut!"

„Anne," klang plötzlich eine rauhe Stimme von der Zille her. Auf dem Deck erschien die Gestalt des Mannes, man sah es, er machte eine Faust und drohte: „Anne!" Und dann drehte er sich um, sprach etwas nach der Kajütentür hin, aber in der Stille verstand man es doch: „Verfluchtes Frauenzimmer — ausgerückt — aber ich wer' ihr!"

„Da ist Ihr Vater!"

Sie lachte kurz auf und bitter, es klang fast wie ein Schluchzen: „Der und mein Vater? Er is nich mein Vater."

„Anne!"

„Er kommt!" flüsterte sie.

Der Mann drüben betrat den Steg, der schwankte bedenklich, und er schwankte auch.

„Schließen Sie auf, schließen Sie auf," hastete sie. Sie riß dem jungen Mann den Schlüssel aus der Hand: „Schnell, er kommt!" Sie drängte sich mit ihm hinein. Vom Steg hörten sie noch einen Plumps, darauf ein Fluchen und Plätschern. —

Sie standen im nachtschwarzen Torflur. Hans-Helmut war wie betäubt: was war denn das alles? Sein Herz klopfte rasch. Ihm am Hals hing das Mädchen, ein Regen von Küssen überschauerte ihn. Ohne daß er es wollte, erwiderte er die — er träumte, das war ja alles gar nicht wahr. Eine Erscheinung, ein Spuk in der Mitternacht, ein Alpdruck. Er drängte sie von sich, aber seine Hände waren schwach, ohne Willen.

„Stoßen Sie mich nicht von sich," bat sie. Und dann jammernd: „Ich bin nicht schlecht — o nein, o nein — aber er will mich schlecht machen — zu Zweien sind sie heut drüben, — der vom Kohlenkahn und er! Herr Student, lieber Herr Student!" Ihre Stimme war lauter geworden, sie stieß gegen die Torwände an; wie ein Winseln kam es aus den Ecken zurück.

Er stand ratlos, in plötzlicher Angst: Wenn jetzt jemand herunter käme, ihn hier mit dem Mädchen fände?! Was sollte er tun? Sie tat ihm so leid. Immer wieder kam sie mit ihren Küssen, ihre Tränen fühlte er, sie liefen ihm über die Wangen, auf seine Hände, zitternd schmiegte sie sich an ihn, fester, immer fester. Er fand nicht den Mut, sie von sich zu stoßen. „Geh doch, geh," flüsterte er. Er hätte am liebsten geweint wie ein Kind. „Geh, geh."

„Nimm mich mit rauf," hauchte es in sein Ohr. „Die eine Nacht nur laß mich bleiben — bei dir, — niemand wird's merken — morgen ganz früh geh' ich ja schon — such' mir ein Unterkommen — ich kann nicht zurück, er schlägt mich ja tot — ich will auch nicht zurück — nimm mich mit rauf, nimm mich mit rauf!"

Die Arme hatte sie ihm fest um den Hals geschlungen, wie benebelnd umfing ihn ihr Apfelduft, der süße Duft von Früchten und Reife, er schwankte: er wollte schon, nein, er wollte doch nicht! Aber das arme Mädchen! Unwillkürlich faßte er ihre Hand, zog sie, die er von sich geschoben hatte, wieder näher zu sich — da ging oben die Entreetür bei Huppaufs.

Frau Huppauf sagte hell: „Na, denn Gutenacht. Kommen Sie jut nach Hause!" Es gingen Gäste fort. Herr Huppauf brachte sie herunter, ging, sorgfältig die Stufen beleuchtend und bei jeder Stufe sagend: „Noch eine, noch eine, fallen Se man nich," vor ihnen her.

Die beiden unten im Torweg fuhren auseinander. Hatte er sich losgerissen, sie von sich gestoßen — oder hatte sie sich losgerissen? Zum Türspalt hinaus war sie entwichen, entschwunden wie ein Gedanke, der keine Sekunde währt. —

„Ei, unser Student," sagte Herr Huppauf. „Na, sieh einer an, det trifft sich ja jut," und kriegte den jungen Mann unter den Arm zu fassen. „Kommen Se man mit oben, und kommen Sie noch en bißken mit bei uns rein. Sie jehören ja sozusagen mit zur Vanilje."

Es nützte Hans-Helmut kein Widerstreben und auch kein Vorschützen von Müdigkeit. Und es war ihm auch lieb so, er mochte jetzt nicht allein sein. In ihm war eine große Leere und doch ein Übervollsein, ein seltsames Gemisch von Abwehr und Verlangen. Und noch immer wußte er nicht: war er im Traum oder wachte er?

„'n bißken zuville geprostet?" fragte Herr Huppauf. Aber Frau Huppauf nahm das sehr übel: ihr Student trank nie zuviel, der war nicht wie gewisse andere Leute, und warf Herrn Huppauf den gleichen Blick zu, wie bei „Stirb, Ungeheuer!" Mütterlich lächelte sie ihren Studenten an: „Erst 'nen kleinen Likör,

Digitized by Google

Leni Riefenstahl
Bildnisstudie von Eugen Spiro

Digitized by Google

Digitized by Google

Herr Arndt, zum Aufwärmen!" Dann mußte er Bier trinken.

Es war sehr gemütlich bei Huppaufs. Das große Berliner Zimmer, sonst die Schneiderwerkstatt, war hübsch aufgeräumt, die Reste und Flicken alle in eine Ecke zusammengekehrt und ein Pappkasten darübergestülpt. Auf dem langen Schneidertisch, der weiß gedeckt war, stand in der Mitte ein Bäumchen. Man hatte Gänsebraten und Rotkohl gespeist und nachher Mohnpielen. Jetzt saß man im kleinen Vorderzimmer mit dem roten Plüschsofa. Es waren noch einige Gäste geblieben, zwei Herren von Herrn Huppaufs Bekanntschaft und zwei Damen vom Chor, mit denen Frau Emilia sich ausnahmsweise gut stand. Jede von ihnen hatte eine Tochter mitgebracht. Die Marfa der Frau Ida Salomonski war sehr hübsch, „ein Bild," sagte die Huppauf. Die Achtzehnjährige hatte zudem eine so prachtvolle Stimme, daß sie sicher in zwei Jahren die Zierde der Hofoper war.

Die kleine Lyda des Fräulein Ehrenreich, deren Vater ein Prinz gewesen sein sollte, war aber noch munter. Sie war beim Ballett und wollte Prima ballerina werden. Sie war leicht wie ein Hauch, hatte einen kurzgehaltenen dunkeln Lockenkopf und war so allerliebst, daß selbst Hans-Helmut, der ganz benommen mit im Kreise saß, über ihre Drolligkeit lachen mußte. Auf vieles Verlangen tanzte sie in vorgerückter Stunde noch den „Tanz des Floh"; das war ihr Paradestück, das sie sich selber ausgedacht hatte, und bei welchem sie zuletzt dem, der ihr am besten gefiel, auf den Schoß sprang. Das war diesmal Hans-Helmut.

⁂ ⁂ ⁂

Sie hatten daheim einen andern Brief von dem Sohn erwartet, immer wieder lasen sie seine Zeilen und die gefielen ihnen nicht. Nicht, daß die gleiche Liebe wie früher in ihnen gefehlt hätte, im Gegenteil, eine große Sehnsucht nach ihnen war darin, und doch waren sie nicht befriedigt von Hans-Helmuts Brief, den er am zweiten Feiertag geschrieben hatte. Sie konnten nicht sagen, woran es lag.

Hans-Helmut fühlte selber, daß seine Briefe nach Hause nicht unbefangen waren. Er ging herum in einer geheimen Unruhe; einer Unruhe, wie er sie gespürt hatte damals in Bonn, bei Hedda, deren Erscheinung ihm jetzt noch so gegenwärtig war, daß er jede Miene, die ihr eigen war, jedes Zurückwerfen des Kopfes, jedes Augenschließen, was sie oft beim Gesang zu tun pflegte, hätte genau beschreiben können; seine jetzige Unruhe aber hatte nichts mit Liebe zu tun, und doch war sie ihr verwandt. Noch fühlte er die ihn überschauernden Küsse des Mädchens im nächtlichen Torflur, fühlte ihre Tränen auf seinen Wangen und seinen Händen. Er hatte seltsam erregende Träume, eine Unruhe war ihm ins Blut gegossen, seine Seele litt darunter. Er hätte sie doch nicht von sich stoßen sollen, hätte den Mut haben müssen, die Hilfesuchende zu Huppaufs heraufzubringen.

Drüben lag die Zille noch immer. Die letzten Apfelkörbe waren verschwunden. Der Mann verstaute allerlei, Holz und Kohlen, hantierte viel auf dem Deck herum, war aber immer allein. Hans-Helmut hatte nicht den Mut, ihn anzurufen, ihn nach der Anna zu fragen. Die sah man nicht mehr. Wo war sie? War sie, sinnlos vor Angst davongelaufen, war sie niedergetaucht in das stille, tiefe, tintenschwarze Wasser, das um ihr schwimmendes Haus floß? Dieser Gedanke peinigte den jungen Menschen gleich einem körperlichen Schmerz.

Da war der Verkehr mit Fritz Hermann eine gute Ablenkung. Er klammerte sich förmlich an den. Hermanns frisches, rundes Gesicht mit dem Schmiß über der Backe — ein regelrechter Durchzieher — den er sich in Heidelberg zugelegt hatte, war immer vergnügt und in dieser Vergnügtheit lag etwas ungemein Beruhigendes.

Hermann hatte ihn aufgefordert, doch einmal mit in die Oper zu kommen; Studentenplätze oben auf dem Olymp. Nun saßen sie da und hatten ein kleines Mädchen zwischen sich. Ein Mädchen, das sich fein gemacht hatte, in weißseidener Bluse zu kariertem Rock, und das einen kleinen seidenen Pompadour in Händen hielt, aus dem es beständig Bonbons naschte.

Fritz sagte ‚du' zu ihr und Lieschen, hatte sie aber dem Freund als „Fräulein Müller" vorgestellt und nicht als seine Braut. Hans-Helmut machte seine Verbeugung, ganz respektvoll, aber war im übrigen doch etwas unsicher, Fritz hatte ihm noch nie von diesem Fräulein Müller erzählt.

Ihr schien der fremde, junge Mann weiter kein Anstoß; sie legte bei besonders schmelzenden Musikstellen den hübschen, wohlfrisierten Kopf an Hermanns Schulter und seufzte: „Gott, wie schön!" Und er schubberte dann bei dieser Annäherung mit seiner Schmißwange über die Stirnhärchen des Fräulein Müller und lispelte irgend etwas Zärtliches. Sie waren hier im Halbdunkel ganz ungeniert.

Desto genierter fühlte sich Hans-Helmut: Was sollten die Umsitzenden denken? Aber kein Mensch hatte Augen für die zwei. Und Hans-Helmut bemerkte, daß es noch mehr solcher Pärchen gab. Er selber fühlte sich höchst überflüssig. Warum hatte ihn Fritz nur mit-

Digitized by Google

geschleppt, der war doch so in Anspruch genommen durch Fräulein Müller, die ihm Bonbons in den Mund steckte und Stückchen Schokolade, die sie abbiß. Nur über sie weg konnte man ein Gespräch führen und das unvollkommen, denn alle Augenblicke zupfte sie Fritz: „Sieh mal, die da drüben in der Loge, das ist eine vom Theater — man sieht's gleich!" Und dann: „Guck mal, Fritz, den schönen Pelzkragen, den die da unten im zweiten Rang anhat! So einen möcht' ich wohl."

„Ich kann mich bremsen," sagte lachend Fritz Hermann.

In der Loge, auf die Fräulein Müller mit den Fingerchen gezeigt hatte — es war die Loge ganz zu oberst über der Proszeniumsloge, die unter dem Plafond klebt und nur einen ganz seitlichen Schielblick auf die Szene gewährt — entdeckte Hans-Helmut eine Bekannte: den Floh! Sie hatte dasselbe feuerfarbene Kleidchen an wie bei Huppaufs, ein rotseidenes Lümpchen, das ihr aber mit Grazie auf dem Leibe saß. Um den Lockenkopf trug sie heute einen goldenen Reif, von dem ihr ein blitzender Stein wie ein Tropfen mitten in die Stirn hing. Wenn sie das Köpfchen drehte, und sie drehte es oft, blitzte der hängende Tropfen auf. Auch sie hatte den Studenten erkannt, er saß ihr an der Brüstung des vierten Rangs gerade gegenüber. Sie lächelte und nickte ihm lebhaft zu.

„Galt das dir?" fragte Hermann. Hans-Helmut hatte sich verlegen ein wenig verbeugt: warum mußte sie denn das so auffallend machen? Aber er freute sich doch, daß sie ihn so lieb grüßte.

„'ne reizende Person," sagte Hermann.

„Wer, wer?!" Lieschen Müller war neugierig. „Ach so, die da drüben. Na ja, Theater!" Man merkte ihr die Geringschätzung an.

Hans-Helmut faßte eine Abneigung gegen Lieschen Müller. War sie denn etwas Besseres als dieses junge Wesen da oben.

Als sie dann Lieschen Müller an ihrer Wohnung in der Krausenstraße abgesetzt hatten und nun der Weidendammer Brücke zusteuerten, sagte er verdrossen zu Hermann: „Warum hast du mich eigentlich heut mitgeschleppt? Du hattest ja Gesellschaft."

„Nicht meinetwegen, deinetwegen. Da hast du nun mal gesehen, wie nett es ist, wenn man sich so ein Mädel mitnimmt. Du solltest das auch tun, es macht alles nochmal soviel Spaß. Die kleine Müller habe ich kennengelernt bei Wertheim, als ich mir Handschuhe kaufte. Ein liebes Ding — und so anspruchslos! Mal ab und zu ins Theater und 'ne Tüte Konfekt." Er erging sich im Preisen ihrer Vorzüge. „Sag' mal, dich grüßte heut abend im Theater doch so'n reizendes Persönchen, wär' denn das nichts für dich?" Er legte gutmütig dem andern den Arm um die Schulter: „Um die könnte ich dich beneiden. Aber dir gönne ich sie."

Nein, das könnte er niemals, so wie Fritz Hermann mit einem Mädchen herumziehen, mit der ihn weiter nichts verband, als daß sie eben ein Mädchen war. Mußte das denn sein? Der jetzt wieder Alleingehende zog grüblerisch die Stirn in Falten. Ja, es war wohl so von der Natur eingerichtet, daß der Mann des Weibes bedurfte — aber nein, so nicht! Er schüttelte sich wie in Abwehr. In einem höheren, in einem edleren Sinne wollte er die suchen, die ihm all das gab, wonach seine Seele verlangte.

Die alte Angst ging in ihm wieder an, als er sich seinem Haustor näherte. Einen scheuen Blick warf er hinüber zur Zille. Sonst war sie finster um diese Zeit, heut brannte noch Licht da drüben; etwas Trübes, Schmutziggelbes schielte aus der Kajüte und warf durch die Luke des Fensterchens einen zitternden Streifen auf die Tinte des Wassers. —

Frau Emilie Huppauf pflegte, wenn sie nicht morgens gerade eilig zur Probe mußte, gern mit ihrem Studenten ein kleines Gespräch anzuknüpfen. Ziemlich umständlich setzte sie ihm dann das Tablett mit dem Kaffee und den zwei Schrippen hin, zupfte an der Tischdecke und wischte mit ihrem Taschentuch über das Tischchen mit der halbgefüllten Wasserkaraffe und über Lola Beeth. Dabei warf sie freundliche Seitenblicke auf ihn, der vorm Spiegel stand und sich rasierte. Ein lieber, feiner Mensch! Die Mutter konnte froh über ihn sein.

„Die Zille is weg," sagte Frau Huppauf, „was sagen Sie nu? Heut morgen; ich denke, der Affe laust mich, als ich den Rolleau hochziehe und sie fährt gerade weg. Ich habe noch jewinkt, es war doch so'ne Art von Nachbarschaft. Na ja, weiter viel verloren is nich dran. Er, glaube ich, war nich der beste Bruder, und sie — na ja, sie konnte einem leid tun. Seine Frau war sie nich, und denn weiß man ja, wie das so geht. Wenn er sie satt hat, gibt er sie weiter. Schreckliche Zustände sind das bei solchen Leuten!" Sie verfiel wieder ins Gehobene: „Äußerlich wohlanständig, aber o weh, unter der glatten Schale sitzt der häßliche Wurm. Was wird aus der armen Person? Apart sah sie aus. Man hätte sie, so wie sie war, unzurechtgemacht, als Undine auf die Bühne stellen können. Oder als Rheintochter. Fischaugen, Haar, Teint, Gestalt — ohne Farbe alles, wie Wasser, taucht auf, taucht unter, verschwindet, wenn der Hahn kräht. Na, wie heißt denn der Dichter

Digitized by Google

gleich? Ich hab's mal vortragen hören, ein schönes Gedicht, von der Nixe Binsefuß."

„War sie denn bei ihm?" fragte Hans-Helmut.

„Sie stand auf'm Vorderdeck und guckte noch rüber. Als ich winkte, winkte sie aber nich wieder; sie sah's wohl nich."

Der junge Mann fühlte es wie einen Ruck durch den Körper gehen, er atmete tief: also sie war wieder da, sie war nicht zugrunde gegangen? Oder doch, erst recht zugrunde gegangen! Es schnürte ihm die Kehle zu; er empfand die ganze Tragik dieses Frauenschicksals mit einem großen Mitleid, und doch für ihn selber war es wie eine Befreiung.

In der folgenden Nacht schlief er zum erstenmal wieder ganz traumlos, und wenn er jetzt abends das Tor aufschloß, hatte er nicht mehr den Drang, in den tiefen Schatten des Winkels spähen zu müssen. —

Zu Hause freuten sie sich über seine Briefe. „Der Junge ist wie ein Spiegelglas," sagte der Oberst und wußte selber nicht, wie richtig er es mit diesem Vergleich getroffen hatte, „ein Hauch nur darauf, und es ist gleich eine Trübung da."

„Gott sei Dank, er schreibt jetzt so vergnügt," sagte die Mutter.

Er selber hatte sich jetzt ganz gut abgefunden mit dem Leben der großen Stadt, und der väterliche Freund machte ihm keine Vorwürfe, wenn er nun zuweilen doch bitten mußte: „Schick' mir noch etwas, ich komme nicht aus." Er verbrauchte nicht leichtsinnig, aber es kostete eben alles.

Fritz Hermann war sehr zufrieden mit ihm: „Na, siehst du, etwas anders bist du doch geworden. Du kommst mit zum Bier und bist fidel in der Runde; nun fehlt nur noch das kleine Mädel!" Aber damit hatte der lustige Student kein Glück.

Und Lyda Ehrenreich auch nicht. Sie kam jetzt öfters zu Huppaufs herauf, meist wußte sie etwas von ihrer Mutter zu bestellen oder sonst eine Ausrede. Sie ließ sich sogar von Herrn Huppauf ein Mäntelchen schneidern, obgleich er nur Herrenschneider war, und auch das nur zum Teil; Herr Huppauf setzte neue Hosenböden ein, stopfte Löcher und richtete ausgefranste Beinkleider wieder her. Lyda Ehrenreich lobte aber sehr seinen Schick.

„Lieber Herr Huppauf, tadellos. Wie das sitzt, wie von Gerson!" Sie drehte sich vor dem Spiegel, lächelte ihr Bild an und warf dann dem beglückten Schneider eine Kußhand zu: „Entzückend!"

Er fand es auch entzückend. Er hätte der kleinen Sylphe am liebsten jeden Tag anprobiert. Und da ihr auch daran lag, so wurde sehr viel anprobiert; es dauerte vierzehn Tage, bis der Mantel fertig war. Ein Abendmäntelchen fürs Theater von grauem Flausch, innen mit dünner rosa Seide gefüttert. „Zum Verlieben," sagte Herr Huppauf. Aber der, auf den es der kleinen Lyda ankam, verliebte sich nicht in sie. Sie lief oft vergebens nach dem Schiffbauerdamm, hoffnungsbeeilt trippelten ihre zierlichen Füße jedesmal die Treppe hinauf, um dann zögernd, wie beschwert, wieder hinabzuschleichen. Daß sie ihm auch nie begegnete! Kam er denn nie nach Hause?

Lyda hatte schon die Hoffnung aufgegeben, da, gerade am Tage der letzten Anprobe, traf sie den, den sie so gern treffen wollte, auf der Treppe. Sie kam herunter, er ging hinauf, sie liefen sich fast in die Arme.

„O!" machte die kleine Tänzerin und errötete tief; sie war erst sprachlos vor Freude. Der Student grüßte sehr höflich, er wäre an ihr vorbeigegangen, hätte gar nicht daran gedacht, mit ihr hier stehen zu bleiben, aber sie war schnell zu sich gekommen. Sie streckte ihm die Hand hin, die ohne Handschuh in dem kleinen Muff aus Katzenfell steckte, und sagte mit einem frohen Lachen, das ihre kleinen, spitzigen Zähnchen zeigte: „Das freut mich aber, daß ich Sie mal wiedersehe. Ich habe schon gedacht, Sie sind ganz weg. Ich war doch so oft hier!" Das letzte klang vorwurfsvoll-betrübt.

Hans-Helmut verstand es nicht, hierauf eine galante Redewendung zu machen, er sagte nur: „Ich war aber immer hier. Wir haben uns ja auch im Theater gesehen."

„Im Theater —?" Es fiel ihr auf einmal ein, daß sie nicht gar zu offen ihre Enttäuschung und jetzt ihre Beglückung offenbaren dürfte. „Ach ja, richtig — war es nicht in der Oper, in Carmen? Die Carmen ist aber ein Scheusal, nicht?" Sie legte das Köpfchen auf die Seite und sah ihn unter ihrem Katzenfellmützchen mit der ganzen schelmischen Durchtriebenheit des Ballettkindes an, aber doch auch mit einer treuherzigen Naivität, die ihm sehr gefiel. Und sie verwickelte ihn in eine längere Unterredung. Sie war glücklich, ihr Mund plauderte, ihre Augen glänzten, ihre ganzen noch nicht verschminkten sechzehn Jahre leuchteten auf der ausgetretenen, vielbelaufenen Treppe des Schiffbauerdamms.

Die war wahrhaftig etwas anderes als das langweilige Lieschen Müller! Aber Hans-Helmut war nachher, als er allein in seiner Stube war, doch über sich selber verwundert, daß er sich verabredet hatte, nächste Woche bei Huppaufs mit ihr zusammenzutreffen. Was sollte das, warum, wozu? Aber sie hatte in die Hände geklatscht und gejubelt: „Dann machen wir einen kleinen Bummel,

Digitized by Google

einen famosen, kleinen Bummel! Ich gehe so gern unter den Linden lang, wenn die elektrischen Kugellampen brennen und die vielen Menschen da sind. Ich male mir dann immer aus, wenn ich erst in meinem Auto vor Kranzler halte und der Konditorjunge mir solche Tüten voll Kuchen —" sie zog das „solche" ganz lang und machte dabei ihre großen Augen hungrig noch größer auf — „in den Wagen legt." Hans-Helmut mußte jetzt noch über sie lachen. „Aber ich will nur im Auto sitzen," hatte sie gesagt, „wenn einer neben mir sitzt, den ich wirklich lieb habe."

⁂ ⁂ ⁂

„Wer hat denn das geschrieben?" sagte der Oberst. Der gewohnte Brief aus Berlin war verspätet eingetroffen, und seine Adresse war nicht von Hans-Helmut geschrieben.

„Was ist denn?" fragte die Mutter ängstlich. Der Brief enthielt nur ein paar Zeilen, mit Bleistift gekritzelt.

„Damit Ihr Euch nicht beunruhigt, sonst hätte ich mit dem Schreiben noch länger gewartet bis morgen oder übermorgen. Dann bin ich hoffentlich wieder auf. Alle Welt hat hier die Grippe, ich auch. Für heut nur noch tausend Grüße.

Euer Hans-Helmut."

„Grippe?" Der Oberst machte ein betroffenes Gesicht, aber als er die unruhigen Augen von Frau Doktor sah, sagte er gleich wieder leichthin: „Ja, das ist nicht angenehm, aber da muß der Junge eben mal ein paar Tage im Bett aushalten."

„Er wird doch nicht sehr krank sein?" fragte die Mutter. Sie nahm das Kuvert und drehte es hin und her: „Das hat sicher seine Wirtin geschrieben." Und dann starrte sie auf das Bleistiftgekritzel, dessen Buchstaben schief standen, und dessen Zeilen schräg bergab gingen. „Er ist sehr krank, ich sehe es, sonst hätte er nicht so schlecht geschrieben."

„Er wird Fieber haben," sagte der Mann mit gemachter Gleichgültigkeit. „Bei so was hat man immer Fieber, sogar hohes. Ich habe auch mal die Grippe gehabt, sie bessert sich dann aber sehr rasch."

Doch die Mutter glaubte ihm nicht. Sie schrieb sofort an Frau Huppauf: die sollte ihr die Wahrheit sagen, wie es stand, sie bäte dringend darum. Maria mußte dann gleich hinein in die Stadt und den Brief zur Post bringen.

Der Oberst ging oben in seiner Stube beständig auf und ab. Nun war es Nacht, nun sollte er sich ins Bett legen und schlafen, aber er hatte sich zu sehr über Frau Doktor geärgert. Die übertrieb es wieder einmal — was sollte dem Jungen denn weiter sein? Husten, Schnupfen, ein bißchen Gliederschmerzen und ein bißchen Fieber. Aber er ärgerte sich auch über sich selber, daß er keine Ruhe zum Schlafen fand. Er trat ans Fenster und sah ingrimmig hinaus auf den Fluß; der schoß heute schneller dahin als sonst. Man sah nicht viel, matte Sterne nur gaben scheues Licht. Aber man hörte beständig das schnelle Rauschen. So eilig, so eilig?! So eilig kann ein Leben dahingehen, wird weggerissen; es kann vorbei sein, ehe man es denkt. Ob der Junge nicht doch kränker war, als er tat. Er würde doch einen tüchtigen Arzt haben kommen lassen? Dem Oberst wurde heiß und kalt bei dem Gedanken, was aus einer solchen, zu leicht genommenen Grippe alles entstehen könnte.

Sie hatten beide jetzt unruhige Nächte, alle Tage warteten sie mit Ungeduld auf weitere Nachricht. Endlich, endlich kam ein Brief von Frau Huppauf.

Es war ein kurzer Brief, die gute Emilia war mit der Feder nicht sehr gewandt, sie hatte in ihrem ganzen Leben vielleicht zehn Briefe geschrieben, ausgenommen die Liebesbriefe; aber mit denen war's ja was anderes. „Geehrte Frau," schrieb sie — sie hatte erst „Dame" schreiben wollen, aber das als zu förmlich verworfen.

„Leider muß ich Ihnen sagen, daß es mit Herrn Sohn noch immer nicht recht gut steht und hat er Fieber. Aber das würde nicht viel besagen, wenn es nicht die Lungenentzündung wäre. Wir pflegen ihn gut, aber er mag nicht essen. Sein Freund, der Herr Hermann, hat einen Arzt hergebracht, aber der sagt, wenn es nicht besser wird, bringen wir ihn ins Krankenhaus. Ich bin aber sehr dagegen, denn ich bin für den jungen Herrn außerordentlich eingenommen; wie für einen eigenen Sohn, den mir der Himmel leider versagt hat. Mit freundlichem Gruß

hochachtend

Emilia Huppauf."

„Lungenentzündung!" Sie sagten es beide wie aus einem Munde und sahen sich entsetzt an. Dann war Frau Arndt merkwürdig still, sie erging sich nicht in allerlei Befürchtungen, wie sie es bei der ersten Nachricht zum Ärger des Obersten getan hatte. Mit einer nervösen Geschäftigkeit fing sie an im Zimmer herumzulaufen und dann nebenan in der Schlafstube zu kramen. Er hörte, wie sie an der Schranktür schloß und die Schübe der Kommode aufzog und wieder zustieß. Warum machte sie denn das?

Der Oberst erlaubte sich, an der Schlaf-

Digitized by Google

zimmertür zu klopfen und dann seinen Kopf hereinzustecken; er hatte sich eben besonnen, daß er morgen nach Berlin fahren würde, das wollte er ihr jetzt mitteilen. Da sah er sie auf dem Boden knien, einen kleinen Handkoffer hatte sie vor sich, in den legte sie eben jetzt ein Kleid und etwas Wäsche. Den Kopf hebend, sah sie ihn mit abgezirkelten roten Flecken auf den Wangen an.

„Ich reise," sagte sie entschlossen. „Ich will zu meinem Sohn. Lungenentzündung. Oh, was für eine Angst!"

„Nein, ich reise," sagte er. „Morgen mit dem Frühzug. Einer muß hin, das ist klar. Aber nicht Sie, Frau Doktor. Sie halten ja schon die Reise nicht aus, geschweige denn nachher die Pflege."

„Ich halte sie aus. Es kommt gar nicht darauf an, was ich aushalte oder nicht aushalte. Mein Sohn, bei fremden Leuten in der fremden Stadt! Es sorgt ja keiner für ihn. Und ins Krankenhaus — nein, nein!" Sie war von einer ganz ungewohnten Heftigkeit, ihre Hände rissen aus dem Koffer heraus und stopften wieder hinein, ihre Wangen brannten.

Der Mann, dem selber der Schrecken in die Glieder gefahren war, nahm ihre beiden Hände und zog sie so auf von den Knien. „Regen Sie sich doch nicht so auf, es ist ja gar nicht so schlimm. Lungenentzündung — wie viele Menschen haben die schon gehabt! Ich selber — ja, ich selber als junger Leutnant — oh, sehr schwer — und jetzt bin ich so alt, und kerngesund, das müssen Sie doch sagen. Nein, meine liebe Frau Doktor, bleiben Sie nur ruhig hier, ich fahre hin, und sowie der Junge so weit ist, daß er reisen kann, packe ich ihn auf und bringe ihn her. Mut, liebe Frau Doktor!" Er sagte das sehr herzlich.

Da lehnte sie den Kopf gegen seinen Arm: der gute Mann! Aber wie wollte der es fertig bringen, zu pflegen! So ungeschickt! Krankenpflege war ja auch nichts für Männer, dazu gehören Frauenhände. Nein, nein, sie mußte schon selber hin, wenn sie auch jetzt auf einmal mit Schrecken ihre eigene große Schwäche, ihr ganzes Elendsein empfand.

In diesem Augenblick trat Maria ein. Sie hatte im Nebenzimmer zu tun gehabt. „Ich könnte doch hinfahren," sagte sie, und auf ihrem Gesicht war ein Lächeln. „Der Herr Baron kann den jungen Herrn ja nicht pflegen, der versteht das nicht. Und Frau Doktor ist viel zu schwach dazu — aber ich!" Sie reckte sich in ihrer ganzen strahlenden Frische und bewußten Tüchtigkeit. „Wenn die Herrschaften mich schicken wollen, dann lauf' ich jetzt eben mal zu meiner Mutter und frage, ob die solang hier aushelfen will; die weiß ja Bescheid. Und dann werd' ich schon heut abend fahren, gleich mit dem Nachtzug. Dann bin ich morgen früh in Berlin." — — — —

Das Haus am Schiffbauerdamm lag noch still, trüb und grau an einem der Wintertage, die erst gegen Mittag heller werden. Heute fiel Schnee, Schnee und Regen durcheinander; es war ein kalter, wässeriger Matsch auf der Straße, man trug ihn ins Haus und ließ häßliche Tappen davon auf der Treppe.

Lyda Ehrenreich war in der letzten Zeit sehr oft diese vertretene, schmutzige Treppe hinaufgeflogen, und immer heimlich, ehe sie in die Ballettschule ging. Die Mutter durfte davon nichts wissen, die war nicht für aussichtslose Geschichten und dann hätte sie auch eine Grippeansteckung gefürchtet. Aber Lyda klopfte ja nur an der Entreetür und fragte, wenn diese leise geöffnet wurde, atemlos rasch: „Wie geht es?" Ihre sonst so lachenden Augen waren traurig und wurden noch trauriger, wenn sie hörte: nicht gut. „Ach Gott!" sagte sie dann und huschte wieder die Treppe hinunter.

Heute morgen stieg ein schwerer Fuß die Treppe hinauf, er trat fest auf in derben Lederschuhen; wo „Huppauf" an der Tür stand, machte er halt.

Frau Huppauf öffnete selber; sie war noch in der Nachtjacke und Unterrock, aber schon lag ihr Gesicht unter einer dicken Schicht von Puder. „Was wünschen Sie —?" fragte sie nicht gerade sehr freundlich. — „Hier wohnt Herr Arndt. Ich möchte zu ihm."

„Der ist krank." Die Tür wollte sich schon wieder schließen, aber die draußen ließ sich nicht so abspeisen. Sie drückte die Tür wieder auf und trat ein. Den Koffer, den sie trug, und der naß war von Schnee und Regen, setzte sie nieder. „Ich komme von ihm zu Haus. Seine Mutter schickt mich. Bitte, führen Sie mich zu ihm."

Die gute Huppauf war ganz verdutzt: war die energisch! Aber dann war sie eigentlich erleichtert, es war doch gut, daß jemand von ihm zu Hause kam, sie konnte es unmöglich mehr durchführen mit der Pflege. Behend schlurfte sie vor der Fremden den Gang hinunter, der von der Vorderwohnung in das abseits gelegene Gartenzimmer führte. „Hier," sagte sie, pochte kurz: „Herr Arndt, Sie kriegen Besuch," und ließ die von zu Hause eintreten. Aber dann lauschte sie draußen.

„Maria!" hörte sie ihn ausrufen mit seiner matten, vom Husten noch heiseren Stimme. Aber es war ein Klang freudiger Überraschung darin. Und dann noch einmal: „Maria, Sie?!" Das war helle Freude. — —

Digitized by Google

Frau Huppauf konnte heute ruhig in die Probe gehen und an anderen Tagen auch, und abends war's jetzt auch kein Hetzen nach Hause mehr, der Kranke war wohlversorgt. Vom Krankenhaus war nicht die Rede mehr. Was für eine tüchtige, umsichtige Person! Die Huppauf war hochbefriedigt: schon gleich am ersten Tage hatte die sich zurechtgefunden in ihrer Wirtschaft hier, und sie machte keinerlei Mühe, im Gegenteil, sie half noch überall. Frau Emilia konnte ruhig gehen, Fräulein Maria kochte ihr das Mittagessen mit, wenn sie für ihren Patienten die Suppe bereitete oder ein Hähnchen mit Kompott dazu. Und wie adrett die Person immer aussah, wie frisch, obgleich sie nur das Sofa in Herrn Arndts Stube als Bett hatte.

Maria lag da sehr bequem und war sogleich bei der Hand, wenn der Patient nachts etwas wünschte. Sowie ein Husten aus dem Alkoven vernehmbar wurde, ein Seufzer oder ein unruhiges Sichwenden, sofort teilte sich die geblumte Kattungardine, die den Alkoven von der Stube abschloß und die Pflegerin war am Bett. Anfänglich war Hans-Helmut die Pflege des Mädchens peinlich gewesen, mit einer zögernden Schamhaftigkeit nur hatte er sich ihre Handreichungen gefallen lassen. Aber ihre unbefangene Selbstverständlichkeit überwand bald seine Verlegenheit. Sie war ihm ja auch so vertraut; von Kindheit an, und sie war ein Stück von zu Hause.

Nun lag er schon beinah drei Wochen. Er lag mit halbgeschlossenen Augen und verträumte die Zeit. Unter müden Lidern blinzelte er herüber zum breiten Fenster. Da saß sie im winterlich verdämmernden Licht, hatte all seine Strümpfe um sich versammelt und stopfte und stopfte. Er sah sie im Profil; gerade und stark sprang die Nase vor, die Wange war weich, ohne weichlich zu sein, das Ohr klein und rosig. Schön war es, wie ihr Haar sich im Nacken zum reichen Knoten verschlang — hatte sie die Flechten nicht früher im Kranz um den Kopf getragen? Er sann und sann nach — Knoten? Flechten? — er konnte sich nicht mehr besinnen, wie das gewesen war. Und darüber schlief er ein ... Ah, Hedda! — Sie sang. Er stand unten am Ende des Flügels und starrte ihr ins Gesicht. Da hörte sie auf zu singen. Sie kam auf ihn zu, kam ganz nah an ihn heran und sagte: „Wo sind Sie so lange gewesen? Wir haben uns mißverstanden, ich liebe nicht mich, ich liebe S i e ja! Sind Sie denn blind? Mein Gesang ist mir gar nichts. Ich will auch nicht Sängerin werden, schön will ich auch nicht sein, sehen Sie, sehen Sie doch!" Und wie er genau hinsah, sah Hedda genau aus wie seine Mutter. Er haschte nach ihrer Hand, kühl fühlte die sich an, wohltuend kühl — oh, wie froh war er, sie zu halten, er wollte sie küssen. Da sagte sie: „Aber Sie lieben mich ja gar nicht mehr!" Da bekam er einen Schreck, und im Schreck ging es wie ein Ruck durch ihn von einem tiefen Fall — er wachte auf, erwachte dadurch, daß feste Finger sich um seine Hand geschlossen hatten und die so auf der Bettdecke festhielten.

„Hedda!" Verwirrt, noch ganz weit weg, blicklos suchten seine Augen, da sah er in Marias blanke, braune Augen. Sie hatte sich dazwischengeschoben, zwischen ihn und seinen schönen Traum. Wie man zu einem kranken Kinde spricht, so sprach sie jetzt zu ihm: „Ruhig doch, sei ruhig!" und beugte sich über ihn und strich ihm das verschwitzte, wildlockige Haar aus der heißen Stirn. „Sie haben geträumt, wohl nicht schön geträumt? Mit der Hand immer in die Luft gefaßt. Was wollten Sie denn?"

„Ich weiß es nicht mehr." Er lächelte sie an, und sie lächelte ihn auch an. —

Es war für die zu Hause eine ungeheure Beruhigung, daß Maria in Berlin war; nun wußten sie Hans-Helmut ja so gut versorgt. Die Nachrichten lauteten immer besser. Täglich kam eine Karte; Maria war mit der Feder ungeschickter als mit dem Kochlöffel, und ihre Orthographie war nicht so sauber wie ihre Stube, aber darauf kam es ja gar nicht an. „Gott sei Dank," sagte die Mutter immer und holte tief Luft, „Gott sei Dank!"

Und dann kamen die ersten Zeilen von Hans-Helmut selber geschrieben. —

Wie ein Gefangener, der lange im Kerker gelegen hat, begrüßte der junge Mann die Befreiung: das erste Außerbettsein. Seine Knie zitterten zwar noch und seine Füße traten unsicher, aber er war doch auf, er ging, auf Marias Arm gestützt, durch die Stube, er stand am Fenster und sah auf die geschossenen, engbrüstigen Bäume. Zeigte sich da nicht schon so etwas wie Knospen an dem dürren, von grauem Licht silbrig umflossenen Astwerk? Ein Vogel schlüpfte ins runde Loch des Starenkastens an der Kastanie — ach nein, ein Star war das doch noch nicht — piep, piep, nur ein Sperling. Aber Hans-Helmut hatte seine Freude an dem dreisten Vogel, der jetzt aufs Fensterbrett geflogen kam, dicht an die Scheiben, und mit seinen neugierig unruhigen Vogeläugelchen den bleichen Menschen angucke.

„Wir müssen ihm Futter streuen, Maria," sagte er.

„Jh, so'n ekliger Spatz! Der findet genug draußen!"

Aber wenn er es haben wollte, dann wollte sie es tun. Und sie zerbröckelte ein wenig

Digitized by Google

Semmel und streute die Brosamen aufs Fensterbrett.

Oh, sie war doch gut und fein empfindend, wenn es ihm auch manchmal vorkam, als wäre sie das nicht. Für ihn, der solange wie lebendig begraben gewesen war, fünf Wochen hingeworfen gelegen hatte, keinen Schlaf finden konnte in fieberheißen Nächten, und auch am Tag keinen, der erquickte, nur Träume, in denen man das eigene Ich wie Blei fühlte, quälend schwer, für ihn war ja dieser kleine Spatz jetzt eine große Hoffnung. Wie der flog, wie der zwitscherte und das Licht begrüßte! So würde auch er bald wieder die Flügel regen können.

Sie war neben ihn getreten ans Fenster, sie stand dicht bei ihm.

„Ihnen verdank' ich es, Maria, ohne Sie wäre es kaum wieder so geworden mit mir! Und wäre das nicht schrecklich gewesen, so jung das Leben verlassen zu müssen?!" Jetzt fühlte er erst, wie schön das war. Gärten breiteten sich vor seinem aufstrahlenden Blick, Gärten voll Rosen, Felder voll Ernten, Ströme voll Gold, er brauchte nur die Hand auszustrecken, all das war sein, wieder sein! In heißem Lebensdrang zog er die, die ihn so treu gepflegt hatte, an sich: „Ich danke dir, Maria, ich danke dir auch vielmals," flüsterte er in ihr Haar, das sich dunkel an seiner Brust bauschte. —

Jetzt würde sie wohl bald wieder wegmüssen, die zu Hause brauchten sie auch. Der Herr Baron schrieb zwar, es ginge alles ganz gut, sie sollte nur bleiben, solange es so nötig sei — aber war es denn auch wirklich so nötig? So nötig nicht, aber nötig fand Maria es doch noch. Er war ja noch gar nicht ausgegangen, wer weiß, wie ihm das erste Ausgehen bekam? Und er hustete immer noch sehr viel. Und an abends in der Kneipe sitzen, war noch lange kein Denken — sollte der Arme denn immer allein für sich sitzen in der traurigen Stube, in die nicht Sonne noch Mond kam, nur das Großstadtlicht hinter Mauern?! Maria sagte ihm alle Tage, wie traurig das für ihn sei, und daß er sich noch lange, lange werde in acht nehmen müssen. Das hatte auch der Arzt gesagt; denn sonst könnte er auf der Lunge etwas zurückbehalten.

„Auf der Lunge etwas zurückbehalten?! Sie soll noch bleiben, sie soll noch bleiben," drängte die Mutter. Sie schrieb einen ermahnenden Brief an ihren Sohn, in dem sie ihn anflehte, beschwor, den ärztlichen Vorschriften zu gehorchen und ja vorsichtig zu sein; wenn er es sich nicht selber zuliebe tat, dann ihr zuliebe.

Dem Studenten wurden die Augen feucht, als er den rührend besorgten Brief seiner Mutter las. Er war jetzt so weich, noch viel weicher als sonst, er ließ sich leicht rühren.

Auch der Oberst schrieb, daß es vielleicht richtig sei, wenn Maria noch vierzehn Tage dort bliebe, dann möchte sie aber kommen, und Hans-Helmut konnte gleich mit ihr nach Hause reisen. Auf den Semesterschluß zu Ostern brauchte er nicht zu warten. —

Die vierzehn Tage waren vorbei, aber noch einmal wurde der Berliner Aufenthalt verlängert. Hans-Helmut war noch nicht reisefähig, die scharfen Märzwinde taten ihm gar nicht gut, er konnte wieder nicht ausgehen. Die gute Frau Huppauf war so freundlich gewesen, ein kleines Kämmerchen, in dem sie ihre Garderobe hängen hatte, Vorräte aufbewahrte und allerlei häuslichen Kram, herzugeben. Da schlief nun Maria auf einem notdürftigen Lager zwischen Plättbrett und Gurkentopf, Beutel mit alter Semmel und Himbeersaftflaschen, Herrn Huppaufs Flicken zu den Hosen, die ihm zum Reparieren übergeben worden waren, und Frau Emilias Sommergarderobe, die nach Puder und Schweiß roch.

Aber meist war Maria doch drinnen im Zimmer, da nähte sie und stopfte; sie hatte sogar eine Stickerei angefangen, ein recht buntes Kissen für den Lehnstuhl vom Herrn Baron. Hans-Helmut saß dabei und sah auf ihre Finger, die hier fein und gepflegt geworden waren wie die einer Dame. Gern hätte er ihr vorgelesen, er war ganz glücklich, als er's das erstemal konnte. Man hatte sich mit der Zeit doch etwas ausgesprochen; die Kindheitserinnerungen reichten nicht aus. Wenn auch Maria immer fragte: „Wissen Sie das noch? Und besinnen Sie sich noch darauf, wie Sie beinah ertrunken sind, als ich badete und Sie aus dem Nachen fielen?"

„Fiel ich? Ich meinte, ich sprang," sagte er mit einem leisen Verträumtsein. „Ich wollte so gern die Nixe sehen. Ich habe es immer mit dem Wasser, mit den Nixen gehabt."

Wieso? Wie meinte er denn das?

Da erzählte er von dem Mädchen auf dem Apfelkahn drüben, das Augen wie Wasser hatte, durchsichtig farblos und doch tief — rätselhaftes Wasser. Eine ganz seltsame Person. „Die Huppauf sagte, die taucht auf, taucht unter wie die Jungfer Binsefuß, und verschwindet, wenn der Morgenhahn kräht."

„Wer ist die Binsefuß, wo wohnt die?" fragte Maria plötzlich interessiert.

„Im Märchen," sagte Hans-Helmut und lächelte. „Es gibt ein schönes Gedicht von ihr. Ich muß es einmal heraussuchen zum Vorlesen. Jungfer Binsefuß ist eine Nixe."

„Ach so," sagte Maria enttäuscht. Das

Digitized by Google

war ja langweilig, sie hatte geglaubt, die Binsefuß wäre ein Frauenzimmer. Nun interessierte sie sie nicht mehr. Aber was war's mit der von der Zille? Sie zwinkerte ihm vertraulich zu und lächelte ihn listig an: „Wie war's mit der — erzählen Sie doch mal! Aber ehrlich! War sie nett?" Ihre Augen funkelten. — „Wer?" — „Na, das Mädchen vom Apfelkahn. O Sie!" sie drohte ihm mit dem Finger.

„Ich verstehe Sie nicht." Er war auf einmal ganz ernüchtert. Was hatte er ihr auch von jener gesprochen! Gut, daß er nichts weiteres erzählt hatte von diesem Erlebnis, sie würde es nicht verstehen.

Aber Maria kam noch einmal darauf zurück. Am Abend war es, er lag auf dem breiten Sofa und sie stand am Tisch und machte ihm den Tee zurecht. Sehr warm, sehr süß, und schlug ihm das Ei schon auf und hatte die belegten Brötchen appetitlich auf seinen Teller gelegt. „Soll ich's Ihnen hinbringen oder stehen Sie auf?"

„Herbringen," sagte er müde. Er war doch noch sehr matt, er hätte am liebsten nichts gegessen. Aber sie bestand darauf, sie drängte und quälte: „Essen, essen," und er gehorchte, schon, um das „Essen" nicht mehr zu hören.

Sie stand dicht am Sofa, hielt das Tablett mit seinem Abendbrot vor ihn hin, bequemer hatte es wohl keiner. Konnte sie das denn so lange halten? Sie bewegte sich nicht; als wären ihre Hände ein lebloser Tisch, so boten sie ihm auf ihren ausgestreckten Flächen Speise und Trank. Es rührte ihn, wie geduldig sie stand. Die leise Verstimmung, die in ihm zurückgeblieben war gegen sie — er wußte es jetzt selber nicht zu sagen, warum er verstimmt gewesen war — wich. Sein Blick umfing freundlich ihre Gestalt, von der Frau Huppauf sagte: „Wie ein reifer Apfel." Er glaubte sie nie so hübsch gesehen zu haben. Anders als Hedda, ganz anders. Anders als die Anna, die Arme, anders auch als die kleine Lyda. Aber die waren jetzt alle so weit, ganz weit draußen, in diesem engen Zimmer war nur diese hier, war nur Maria. Sie erfüllte alles. Er fühlte es, empfand es fast mit unbestimmtem Schrecken, wie sie Besitz von ihm ergriff. Am Morgen, am Mittag, am Abend, immer nur sie. Nur in der Nacht verließ sie ihn. Verließ sie ihn wirklich? Nein, auch dann nicht. Er schlief noch schlecht, und während dieses wachen Dahinliegens und des Suchens nach dem Schlaf hörte er immer ihre Stimme. Der rheinische Klang, das tönende Organ war ihm im Ohr, es drang durch alles durch.

Er hatte oft den Wunsch, allein zu sein, aber dann wartete er doch wieder, bis sie zu ihm herein kam. Sein Kranksein hatte ihn von der Welt abgeschnitten, sein langsames Genesen hatte ihm das Außen auch noch nicht nähergebracht — Fritz kam zwar oft und brachte einen Strom frischer Luft und schlechte Witze und neckte sich mit Maria — aber wenn der gegangen war, wenn die langen, langen Stunden kamen, in denen er nicht immer lesen konnte, dann war die Atmosphäre wieder dieselbe. Immer voll des Einen, des Einzigen: Maria. Er war nicht immer liebenswürdig, er fand sich oft selbst recht unliebenswürdig, Launen quälten ihn, die Hilflosigkeit des ganz Gesundseinwollenden und doch noch nicht ganz Gesundseinkönnenden; aber sie war stets die gleiche, geduldig, vergnügt, zu jedem Dienst bereit. Wie sie jetzt vor ihm stand, das Tablett auf beiden Händen, mit dem Lächeln auf ihrem Gesicht, ging von ihr soviel Gesundheit aus, soviel Leben, daß sich langsam etwas in ihm entzündete, und ein Wunsch sich regte. Ein Wunsch, den er noch niemals so empfunden hatte, oder doch — vielleicht damals, als er noch Schüler war und sie im Garten fand auf der gelockerten, vom Frühling erregten Erde.

Hans-Helmut drückte die Augen zu — so frisch, so warm, so lockend dieser Leib und dieser Mund! „Ich mag nicht mehr," sagte er fast rauh. „Stellen Sie das Tablett nur weg. Ich bin sehr müde."

„Soll ich gehen?" fragte sie leise.

Das tat ihm wieder leid, er hatte sie doch nicht so wegschicken wollen. „Nein. Aber setzen Sie sich da hin — da hin!" Er wies mit dem Finger auf einen entfernten Stuhl.

Nun war sie ihm nicht mehr so nahe — er atmete tief, es wich von ihm wie eine Betäubung. Still saß sie, und er blieb still auf dem Sofa. Die verhängte Lampe gab nur dämmernden Schein, er sah nicht ihr Gesicht, ihre Gestalt verschwamm ihm; da kamen Gedanken, die ihm ferner gerückt waren, näher heran — er dachte plötzlich an seine Mutter. Mit einer fast ängstlichen Sehnsucht. Als kleines Kind hatte er nach ihrem Rock gegriffen, sich an den gehängt, wenn er Furcht hatte zu fallen. Er mußte heim, bald, bald heim!

Durch das Halbdunkel kam die Stimme des Mädchens. Maria fühlte, er war schlechter Laune noch von heut nachmittag her; es war auch zu dumm gewesen, ihn auf die von der Zille zu bringen. Da war was gewesen zwischen ihm und der, da war was gewesen! Es stieg ihr wie Wut plötzlich zu Kopf: deswegen sollte sie sich eklig kommen lassen, wegen so einer? Noch nie hatte er sie so abblitzen lassen. Und auch heut abend war er so — so — sie wußte es selber nicht: wie; ihr schien es, er wollte sie los sein. Und heftig be-

Digitized by Google

Mäherinnen. Gemälde von Prof. Albert Haueisen

Digitized by Google

Digitized by Google

gann sie: „Oh, nun weiß ich, was das für eine ist, eine war, die da drüben die Äpfel verkaufte. Die Huppauf hat mir's erzählt. — Das war ja stadtbekannt — Oh, Sie brauchen mir gar nix zu sagen!" Er hatte abwehrend die Hand gehoben. Aber sie hatte noch vieles zu sagen, alles zu entleeren, was in ihr kochte, sie war ganz voll davon, es hatte sie überkommen, unbesinnlich: hing er vielleicht trotzdem noch an der? Wie bleich er geworden war und dann wie rot, als die Rede auf die von drüben kam! Sie empfand plötzlich einen Haß, eine Eifersucht, als risse ihr jene noch etwas fort, das ihr, ihr ganz zu eigen gewesen. „Nicht mit einem nur, nein, mit mehr als einem hat die sich abgegeben. Ihr Bräutigam auf der Zille — Bräutigam, ha, ha! — Der drückt beide Augen zu. Pfui, so eine — so eine — eine Dirne!"

Das Wort war herausgeschrien — Dirne! — es gellte ihm in die Ohren. „Maria!" Er schrie auch laut; er war vom Sofa aufgefahren, stand da ganz bleich und empört. Das verbat er sich; man durfte solch gemeine Nachrede nicht wiederholen, nicht hier bei ihm. Nicht hier bei ihm! Er zitterte vor Erregung. Und daß sie es tat — sie! Das traf ihn. Sie schimpfte, schimpfte so? Ihr Gesicht war verändert, ihr Mund schien ihm plötzlich gewöhnlich — und er hatte eben noch Verlangen nach dem getragen? O nein, nicht dieser Mund, nicht dieser Mund! Er fuhr sich über die Stirn, über die Augen; ihm war auf einmal sehr schlecht. Mühsam sich zwingend sagte er: „Gehen Sie!"

„Ich geh' ja schon." Sie sagte es trotzig. Und ging hinaus, den Kopf im Nacken: „Gutenacht."

Er erwiderte nicht „Gutenacht". Er konnte nicht sprechen, er schluckte ein paarmal, der Hals war ihm ganz trocken. Und der Kopf schmerzte ihn, aber nicht wie damals vom Fieber, es war nur die Dumpfheit in ihm und das Gefühl: o wie häßlich war das gewesen? Wie konnte Maria nur so sprechen?!

Stärker als am Nachmittag, immer mehr wuchs seine Verstimmung. Alles in ihm wich zurück, zog sich zusammen wie in Angst vor einer Berührung. Es schmerzte. Aber hatte er denn anderes erwarten können? Ja, er war ungerecht. Wie in einer Vision zeigte Frau Kaspers sich ihm, der Vater, die Brüder. Er wehrte ab: nein, nein, Maria war mehr, viel mehr, er wollte die alle nicht sehen. Maria stand ganz losgelöst da von den Ihren, sie mochte ja gar nicht mehr zu ihnen gehen — sprach sie denn jemals von ihnen? Nein, sie gehörte gar nicht mehr zu jenen. Sie hatte sich hinaufgearbeitet, war emporgestiegen zu einer anderen Stufe. Das war zu bewundern.

Hans-Helmut beruhigte sich allmählich. Er war immerwährend im Zimmer herumgegangen, nun fand er endlich sein Bett. Und Ruhe. Einen Augenblick hatte er mit sich gekämpft: sollte er nicht doch noch an die Tür gehen, nach ihr rufen, ihr die Hand geben und sagen: „Schlafen Sie wohl?" Er hatte ihr „Gutenacht" nicht erwidert —

Der Mond schien ins Zimmer. In der Stube mit dem breiten Sofa, dem kleinen Tisch mit der Wasserkaraffe, dem Zylinderbüro ohne Klappe, gingen jetzt wieder Menschen herum, Schatten von denen, die hier früher gewohnt hatten. Sie waren auf einmal da: ein Handlungskommis, Meyer mit Namen, ein junger Student der Chemie, und wieder ein Student, er studierte Jura; und dann einer, der schnitt toten Leuten das Herz heraus und lernte daran. Lauter junge Leute mit ihren Geliebten, Mädchen, blond, braun und schwarz. Da waren sie miteinander auf dem breiten Sofa, sie umhalsten sich, ihre Küsse waren feurig, der Durst ungelöscht; man löschte ihn.

Hans-Helmut mußte aufstehen und die Gardine vorm Alkoven zuziehen, das Zimmer lag zu hell im Mondschein, so konnte er nicht einschlafen. Mit dem Dunkel kam Beruhigung, er atmete sanfter, das Klopfen in seinem Busen ließ nach. Er dachte nicht mehr an des Mädchens Mund, und er dachte nicht mehr: ich muß jetzt nach Hause, er dachte nicht mehr an das, was ihn verletzt hatte, er dachte gar nichts mehr. Willenlos ließ er sich treiben vom dunklen, sanftgleitenden Strom, der den Müden hineinträgt ins Land der Träume. —

Hatte er schon lange geschlafen? Er wurde erschreckt von einem hellen Strahl, der ihm ins Gesicht fiel. Sie hatte den Vorhang auseinandergeschoben, sie stand zwischen den beiden dunklen Gardinen, beschienen vom Mondlicht. Ihr Gesicht war ganz zauberhaft. Sie sprach flüsternd und doch sehr deutlich: „Ich bin es, die Maria! Ich kann nicht schlafen, wenn Sie bös mit mir sind. Was habe ich Ihnen getan? Sagen Sie doch! Sie können mich nicht mehr leiden, gelt?"

Schmeichelnd, bittend, weicher als je sonst war ihre Stimme. Und er sah in ihren Augen, die seltsam leuchteten, etwas glitzern wie Tränen. Da streckte er seine Hand nach ihr aus, halb noch im Schlaf, ohne Besinnung.

Und sie umfing ihn heftig, nahm ihn mit beiden Armen, so wie man ein Kind nimmt, drückte ihn an sich, an ihre Brust, daß ihm der Atem verging, alle Gedanken. Und küßte ihn durstig, wild, verlangend, küßte wie eine, die schon lange auf dieses gewartet hat.

(Fortsetzung des Romans im Oktoberheft)

Digitized by Google

Der goldne Esel

Von Professor Hermann Reich

O du, Dionysos, dich aufzusaugen,
Du namenlosen Schicksals Träger, nie
Satt werden sie, ermüden meine Augen.
Gerhart Hauptmann, „Die blaue Blume".

Götter versinken, Völker verwehn,
Sterne zersplittern, Sonnen vergehn,
Aber Dionysos bleibet bestehn!
Hermann Reich, „Ardalio".

Da schoß Zeus Feuer durch die Sturmesnacht, und der Donner grollte über die von Dionysos eroberte Welt ... auf seinem Throne saß er, den Adler zu seinen mächtigen Füßen, und seine Stimme rief durch die unermeßliche Ferne: „Mein Sohn Dionysos!"
Couperus, „Dionysos", übersetzt von E. Otten.

Wir Modernen sind von Mystik und Magie im öffentlichen wie im privaten Dasein vielfach berührt und spüren erschauernd die seltsamen Wirkungen im eigenen Leben, oder wenigstens in dem unserer Freunde und Bekannten. Die heutige Magie und Mystik ist aber in allem und jedem Erbe und Nachfolgerin der antiken, und eine kann man nur aus der anderen im Innersten begreifen. Wie es heute allerlei Dramen und Romane gibt, in denen moderne Magier und Zauberer auftreten, Spiritisten und Theosophen, so ist uns ein alter griechisch-römischer Roman erhalten, der die magisch-mystischen Erlebnisse der antiken Seele von den niedrigsten bis zu den erhabensten in einem höchst lebensvollen Bilde widerspiegelt, voll dionysischem Gelächter, Humor und Ironie und zuletzt voll tiefer, dionysischer Philosophie, heiliger Ekstase und mystischer Erhebung, die sich emporschwingt zu den astralen Ebenen dionysischer Transzendenz; erhabener, geistlicher Roman und doch zugleich ein wenig Kasperle-Spiel und Mimus, eines der höchsten Kunstwerke der Weltliteratur; ich meine den „goldnen Esel" des neuplatonischen Philosophen, Naturforschers, Wanderredners, Mystikers und Hohenpriesters Apuleius, der in späteren nachchristlichen Jahrhunderten als schlimmer Magier und Zauberer galt und als solcher schon von dem Kirchenvater Augustinus verdammt wurde. Von seinen Zeitgenossen wurde er hoch gefeiert und mit Ehrendekreten und Statuen ausgezeichnet.

Es wird nicht leicht sein, in einem kurzen Essay hier über dieses unendliche Meer der Magie und Mystik schnell und sicher von einem Ufer zum anderen zu führen, denn zunächst erscheint es ja vollkommen uferlos, und Welle drängt sich hier an Welle durch die Jahrtausende hin, so lange die Menschheit lebt.

Dennoch hoffe ich hier einen rettenden Ariadneknäuel aufweisen zu können, an dem man sich durch dieses dunkle Labyrinth mit seinen Schauern und Schrecknissen, aber auch mit seinen glanzvollen Lichtern und himmlischen Erhebungen sicher hindurch tasten kann.

Also zunächst kurz zu der modernen Mystik und Magie:

„Könnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen," ruft der greise Faust kurz vor seinem Tode, nachdem er sein Lebtag von Zauberspuk zu Zauberspuk, durch Hexenküchen zum Hexentanzplatz und schließlich gar zur klassischen Walpurgisnacht geschritten, durch Zauberei dem Kaiser die Schicksalsschlacht gewonnen und sich selber das Reich am Meere. Erst nach seinem Tode wird er von der schwarzen Zauberkunst durch die weiße, himmlische Magie erlöst. So ist das tiefste Kunstwerk deutscher Dichtung ganz von Magie durchtränkt. Und Goethe, der viel zu gerne nur als klassischer Heide empfunden wird, lebte in vielen Perioden seines Lebens in den Kreisen hoher dionysischer Magie und Mystik.

Abb. 1. Der Mann mit dem Eselskopf aus dem antiken Mimus, dem dionysischen Urdrama. Aus Hermann Reich, „Der König mit der Dornenkrone". B. G. Teubner, Leipzig

Auch uns ist es ebenso wie Faust gar nicht mehr möglich, Magie von unserem Pfade zu entfernen; denn die ganze Welt ist heute voll von Magiern und Hexenmeistern, man nennt sie jetzt Okkultisten, Spiritisten, Meister der Suggestion und der Hypnose, Telepathen, Hellseher,

Digitized by Google

Medien, Theosophen, Anthroposophen, Geheimschüler, Traumdeuter, Wahrsager, Kartenleger und so fort.

Wäre noch der alte Hexenhammer in Kraft und die Macht fanatischer Priester, so würden durch ganz Deutschland, ja durch die ganze Welt, heute Scheiterhaufen flammen, auf denen Hexen und Magier brennen müßten und die schwarze Magie ihre teuflischen Künste zu büßen hätte, und selbst die weiße Magie ist nicht ganz von Verbrechen frei.

In dem ungeheuren Durchbruch magischer und mystischer Kräfte kommt die fürchterliche Not unserer Zeit zu ihrem innerlichsten Ausdruck. Heute bebt die Erde, und aus ihrem Innern fließt die glühende Lava hervor und erfüllt die ganze Welt mit ihren Feuerbränden. Die alten Formen des Staats und der Gesellschaft sind zerbrochen. Unterstes kehrt sich zu oberst. Aber auch die seelischen Formungen sind in Fluß geraten, überall bricht hinter Erstarrtem, Angewöhntem, Anerzogenem das Ursprünglich-Elementare, Triebhafte, Primäre hervor, auch wohl das Primitive und das Bestialische. Die Pyramide religiöser, geistiger und ethischer Werte, zu der der moderne Mensch aufschaute, stürzte in sich zusammen.

Alle früheren Ideale, Werte, Autoritäten, Wissenschaften, Philosophien scheinen verdächtig, denn unter ihrer Führung geriet ja gerade die Welt in den Abgrund. Wer glaubt heute noch daran, daß Wissenschaft letzte Daseinsrätsel lösen könne, Prometheusfragen und Eumenidenprobleme! Und auch des Christen bange Frage, wo bleibt die Religion der Liebe, hallt durch die Welt. Auch die Tröstungen der Religion wollen nicht mehr recht verfangen, man will heute das Wunder erzwingen, das handfeste, handgreifliche Wunder. Das Jenseits soll sich auftun, man will die Stimmen der Geister hören, die Stimmen der Meister; man will übernatürliche, zauberische Kräfte erlangen, Magie, Mystik, Theosophie. Mir blutet das Herz, wenn ich all der schrecklichen Not gedenke, aber größer noch als die leibliche Not ist die Not der Seelen und Gewissen. Und eine der größten Gewissensfragen ist heute: Wo habe ich zu stehen in dem wilden Wirbel zauberischer, magischer, mystischer Kräfte, die jetzt die Welt durchbrausen, darf ich wie Faust die Geister beschwören? Erkenntnis höherer Welten gewinnen und magische

Abb. 2. (Aus H. v. Glasenapp, „Der Hinduismus") Shiva, der indische Dionysos, der göttliche Magier und große Tänzer, der den zauberischen Weltentanz aufführt, der Herr der dionysischen Magie. Die große Schädelkette, die er trägt, erweist den göttlichen Schöpfer zugleich als den großen Zerstörer, der die Welt im Zaubertanz dereinst zertanzen wird. Unten der Stier Nandi

Digitized by Google

Mächte und Kräfte üben? Den Weg gehen, den moderne Magier weisen und die Lichter astraler Ebenen aufflammen sehen? Ich glaube, die Wissenschaft muß hier das Opfer bringen und erleuchtend und erklärend eingreifen aus Liebe zu unserer Jugend und Nation. Sie darf sich nicht einfach in den prunkenden Mantel hochmütiger, eisiger Abweisung hüllen. Denn sie steht hier einem der dunkelsten, heißesten, erhabensten, menschlichsten Triebe gegenüber. Es handelt sich gar nicht mehr darum, ob wir wissenschaftlich an die Möglichkeit von Magie und Mystik glauben können oder dürfen. Mystik und Magie wird eben überall in der weiten Welt geübt, von ihren höchsten, reinsten Formen bis herab zu den niedrigsten, verwerflichsten. Hier gilt es mit klarer Wissenschaft zu unterscheiden, ob Götter oder Götzen.

Wenn gläubige Spiritisten um den Geistertisch herum sitzen und noch dazu ein gutes Medium haben, fühlen sie sich mitten in der Transzendenz, auf magischen Ebenen von Geistern umringt, die jeden Augenblick in die Erscheinung treten können, da gibt es Materialisationen der Geister, ihre Erscheinungen werden photographiert; Telepathie und Telekinese tritt ein. Aber immer wieder werden leider berühmte Medien bei betrügerischen Taschenspielertricks entlarvt, wie etwa Eusapia Paladino oder das Blumenmedium Anna Rothe.

Der Spiritismus ist die niedrigste Stufe der modernen Magie und Mystik. Eine höhere und höchste Stufe stellt die Theosophie dar, die auch in besonderen modernen Schattierungen als Neobuddhismus oder Anthroposophie oder Geistwissenschaft auftritt. Ihre moderne Vertreterin, Erweckerin, Begründerin ist Madame Blavatski, die uralte, indische Mystik in modernes Gewand kleidete und zuerst weitverzweigte, theosophische Gemeinden gründete, schließlich aber argen, mystischen Betruges überführt wurde. Ihre Nachfolgerin im Prophetenamt, Miß Besant, leitet als mystische Führerin die zahllosen theosophischen Gemeinden der ganzen Welt, schreibt die theosophischen Evangelienbücher, hält überall mystische Predigten und Propaganda-Reden, leitet Zeitschriften, hält Weltkongresse ab. Es ist eine ungeheure Bewegung! Sie flutet nach allen Ländern der Welt, hat auch in Deutschland einflußreiche Vertreter, die aber schon längst von Miß Besant abgefallen sind und ihre Mission aus eigener Sendung üben.

Das Ungeheuerliche an der modernen Theosophie ist nun, daß ihre Eingeweihten und Magier behaupten, einen neuen Pfad zu wissen zur direkten Wahrnehmung und Erkenntnis höherer Welten. Durch besondere Übungen, durch allerlei Askese und Konzentration — der Inder nennt das Yoga — gelangen sie zu übernatürlichem Schauen. In solcher Schau sehen sie alle die Engel und Erzengel, Mächte und Kräfte, die stufenweise auf verschiedenen, astralen Ebenen im unendlichen Kosmos über Erden, Sonnen, Monde und Sternen hinaus zwischen dem Throne des Höchsten und der dunklen Erde wohnen und Gewalt und Kraft haben. So sah Plato in verzückter, dionysischer Schau hinüber in den Himmel der strahlenden Ideen und Urformen. So sah Swedenborg, der große Geisterseher, in transzendenter Schau durch die verschiedenen Reiche der Engel und Teufel und berichtet davon, wie ein moderner Forschungsreisender etwa von den Sultanaten am Bangweolosee oder von den Dörfern der Aschanti und Hottentottenkralen, die zum erstenmal sein Fuß betrat.

Mir liegt es ganz fern, über diese Mystik das billige Lachen herauszufordern, hier liegen Geheimnisse vor, die der Erklärung bedürfen.

Diese modernen Theosophen, Occultisten und wie sie sich sonst betiteln, hängen zwar alle mit der indischen Geheimlehre und der englischen Theosophie zusammen, ihre gemeinsame Heimat ist der Himalaya oder Himavat, aber ebensosehr sind die meisten von ihnen Jünger Friedrich Nietzsches. Nietzsche aber ist der erste moderne Prophet der großen Dionysos-Mystik, von der alle antiken Mysterienreligionen durchströmt sind, alle antike und moderne Magie und Mystik.

Denn das ist letzte Erkenntnis, die ich endlich gewonnen nach jahrzehntelangem, schwerem, wissenschaftlichem Forschen in allen Geheimnissen jahrtausendealter, längst verschollener und dennoch heute mit ungeheurer Macht nachwirkender Mysterien-Religionen des Orients und Okzidents, und die mir entgegenleuchtet aus uralten griechischen, ägyptischen, babylonischen, indischen Bildwerken und persönlicher, innerer Erfahrung und dionysischer Berufung: Alle Zauberei, Magie und große Mystik, moderne wie antike, steht unter dem Zeichen des Dionysos. Er ist der große Urzauberer und Urmagier, Ekstatiker, Mystiker, der größte und geheimnisvollste aller Philosophen, der Erwecker aller schöpferischen, unbewußten Kräfte und in letzter Erhebung die schöpferische Urkraft der Welt und des Kosmos, der große mystische Tänzer, der über die Sternenwiese zum kosmischen Tanze schreitet, in dem sich alle Sonnen und Erden drehen. Mit dem dionysischen Zauberschlüssel kann man alle geheimen Schlösser, Siegel und Riegel der Magie öffnen und schließen, mit dem dionysischen Zauberspruch alle Dämonen und Geister bannen, selbst die der Hölle, sie müssen erscheinen und Rede stehen. Denn Dionysos regiert auch in der Unterwelt und im Unterbewußtsein. Vor dem dionysischen Zeichen gibt's kein Verstecken und Verreden mehr, vor dem Richter Dionysos wird auch der letzte magisch-mystische Abgrund hell, vor ihm muß der Cagliostro moderner Mystik und jeder magische Abenteurer zittern, der nicht aus der Wahrheit ist.

Dionysos ist ursprünglich, in den Uranfängen der Menschheit, in der Urreligion, der Religion des Zaubers, des Fruchtbarkeitszaubers, der niedere phallische Dämon, der

Digitized by Google

Gemahl der Mutter Erde, der er sich im mimisch-phallischen Zaubertanz vereint und die er fruchtbar macht. So schafft er im quellenden Frühling zauberisch alles Gedeihen der Erde und alle Frucht und allen Samen; Eros ist der erste unter seinen großen Dienern.

In der erotischen Vereinigung ergreift der Mensch, ergreift das Ich schöpferisch erglühend das Du, das andere Ich und in der Verschmelzung mit ihm, Gott und Welt. Der enge Kerker, der das einzelne Ich starr umschließt, wird zerbrochen, das Prinzip der strengen Vereinzelung schmilzt dahin, auf elementarster Stufe beginnt die unio mystica, die mystische Vereinigung mit Gott und Welt, die dionysische Erlösung, die auf der dionysischen Stufenpyramide dann immer höher, immer heiliger hinansteigt. Der phallische Dämon und Zauberer Dionysos steigert sich vermöge des dem dionysischen Wesen innewohnenden Triebes zur Erhöhung zum idealen Gotte (siehe Abbildung 4), und so wird diese Urreligion zur hohen, dionysischen Weltreligion, so wird niedere Magie zur transzendenten, himmlischen Mystik. — Nur weil Friedrich Nietzsche sich selbst dunkel als Wiederkehr des Gottes Dionysos auf Erden empfand, weil er als Prophet sprach, heraus aus der unergründlichen Tiefe des kosmischen, dionysischen Abgrunds, beherrscht er heute in allen Völkern der Erde alle empfänglichen Seelen mit einer merkwürdigen zauberischen Gewalt. In ihm ist eben die Auswirkung der geheimen, noch immer nicht ins helle Bewußtsein der Menschheit getretenen dionysischen Ur- und Weltreligion, deren Kräfte auch im Christentum, besonders auch im katholischen, gewaltig nachwirken, uralte Magie. Und doch hat Nietzsche wie Moses das gelobte Land nur von ferne geschaut, es aber selber nie betreten und nie die letzte dionysische Erlösung erfahren. In ihm ist wohl der dionysische Krampf und Kampf im heroischen Übermaß, aber nicht die letzte olympisch helle Seligkeit. Sonst hätte er auch nicht geschrieben: „Also sprach Zarathustra," sondern: „Also spricht Dionysos."

Dionysos, der große Gott der Natur und aller ihrer Fülle, der Herr der Geister und der Seelen, der Herr des Lebens und des Todes, ist eben kein Gott nur der alten Griechen; denn er ist schon seinem Ursprung nach überhaupt kein griechischer Gott. Er ist nach Griechenland von Thrazien her eingewandert. Aber auch der Orient kannte ihn schon seit Jahrtausenden, nur haben die Griechen seine Macht und Gestalt am herrlichsten und vor allem am menschlichsten erkannt und erfahren. Wie sein Werk, das Drama über die ganze Erde gewandert ist, wie der Mimus, das Urdrama, das Dionysos schuf, schließlich zum Weltdrama wurde und das große Weltreich gründete, das noch heute besteht, nur daß man das bisher nicht wußte und erst in der letzten Zeit die ungeheure Vision dieses Weltreiches des Mimus im Bewußtsein der Menschheit aufgedämmert ist, ebenso, wie des Dionysos Komödie und Tragödie die Seele der ganzen Welt erfüllt hat, aller Menschen, aller Völker, aller Zeiten, und immer weiter erfüllt, so ist auch die Reli-

Abb. 3. Shiva, der indische Dionysos, die Inkarnation der zeugenden schöpferischen Urkraft, seine Gemahlin im Arm auf dem Stiere Nandi reitend. Berliner Museum für Völkerkunde

Digitized by Google

gion des Dionysos nicht eine Religion der Griechen, sondern der ganzen Menschheit, die Religion des Fruchtbarkeitszaubers, des Dionysos, als Gemahl der Mutter Erde, des Führers aller über die ganze Erde verbreiteten Fruchtbarkeitsdämonen. Aber diese primitive Religion ward erhöht zur Weltreligion, die im dionysischen Rausch die große Harmonie des Weltalls schauen läßt und die Brüderlichkeit aller Menschenherzen, die das gemeinsame, dionysische Jauchzen beseelt. Dionysos, dem Erlöser, habe ich vor Jahren in der Tragödie Ardalio den bacchischen Dithyrambus gesungen, soeben preist ihn Gerhart Hauptmann in der „Blauen Blume", und Theodor Däubler schließt sein „Orphisches Intermezzo" mit folgendem dionysischem Lobgesang:

O Nacht, wieder ringsum gestirnte Nacht,
Ich kann dir allein mein Geheimnis beklagen,
Wer Bacchus ist, dir, die es ahnen muß, sagen,
Denn er ist so alt wie du selber, o Nacht:
Und wo deine Jugend im Urwalde lacht,
Ist Bacchus in Sternen und Blumen erwacht,
Er ist wie die Schönheit und Reinheit der Dinge,
Der Schmelz alles Frischen, die Würde des Alten,
Der Ewigkeit alles durchdringendes Walten:
O laß, daß ich Bacchus, erbleichend, besinge!
O Dionys, Liebe des Mannes und Weibes,
Gynandrische Sehnsucht der beiden Geschlechter,
Enthüllung der Weiche des weiblichen Leibes,
Geschickeverflechter und Freund von Gelächter,
Erfüllung der Reize erblühter Epheben,
Asketenverächter und Frauenpalastwächter,
Du Wiedergeburt und du ewiges Leben,
O lasse mich jetzt durch dein Seelenreich schweben!

Abb. 5. Madonna Isis. (Perrot et Chipiez, Histoire de l'art, Bd. I)

Abb. 4. Der ideale griechische Dionysos in göttlicher Vollendung. (Aus Baumeister, Antike Denkmäler, Bd. I)

Hier ist wohl tiefes dionysisches Erleben und poetische Gestaltung, auch theosophische Schau; aber noch sind die Pforten weltumfassender Philosophie und durch die Jahrtausende reichender Historie des Dionysos nicht völlig aufgetan, sie reicht bis zu Dionysos-Baldur, dem lichten Frühlingsgott der Germanen.

Die Inder verehren den Dionysos unter dem Namen Shiva, seine Gemahlin und Mutter Erde ist die fruchtbare Göttin Kali, auch Durga genannt. Auch Shiva ist, wie Dionysos, ursprünglich ein Dämon der Fruchtbarkeitszauberreligion und darum noch heute phallisch gebildet.

Wenn Dionysos wegen seiner zeugenden Kraft als Stier angerufen wird und auf antiken Monumenten mit den Zeichen des Stieres erscheint und später wenigstens noch auf dem Stiere reitet, so gibt unsere Abbildung 3 Shiva auf dem heiligen Stiere Nandi reitend.

Wie Shivas dionysische Schöpferkraft die bunte Welt der Erscheinungen schuf, wird er sie wieder im wilden ekstatischen, dionysischen Zaubertanz zertanzen, Weltenende, Weltenbrand.

Weil der Tanz in den Uranfängen der Menschheit stärkster Ausdruck seelischer Mächte und Kräfte ist und daher meist magischer Tanz, Zaubertanz, so sind von Urzeiten her alle Götter Tänzer, die Götter der Inder, der Griechen, der Mexikaner. Besonders Dionysos mit allen seinen Dämonen ist ein gewaltiger Tänzer und großer Chorführer ekstatischen Tanzes, ebenso der Dionysos der Mexikaner Macnichotchill, d. h. Blumenfürst, der tanzende Shiva, der indische Dionysos steht auf Abbildung 2. Auch Indra erscheint auf indischen Monumenten als Tänzer und schließlich

Digitized by Google

gar — so stark wirkt die Urauffassung des Tanzes als magisch-mystische, göttliche Betätigung nach — Buddha, der Asket.

Den Spuren meiner Mimusforschung folgend hat der Direktor im Völkermuseum Universitätsprofessor K. Th. Preuß auch für das alte Mexiko den Fruchtbarkeitszaubertanz und die dionysische Urreligion nachgewiesen. Auch dort entsteht aus dem mimischen Fruchtbarkeitszaubertanz der Urmimus, der zu einer nicht unbedeutenden Höhe des mexikanischen Dramas und des Theaters führt, auch dort herrscht Dionysos. Shiva ist auch der große Yogi, der Zauberer und Magier, der Mystiker, der Herr der tiefen mystischen Versenkung. Diese dionysische Religion der Inder, der Shivaismus, wird auch noch heute von vielen Millionen inbrünstig bekannt. Shiva ist vor allem auch der Herr der indischen Fakire und Zauberer.

Im Babylonischen heißt Dionysos „Tammuz". Auch Tammuz ist ursprünglich ein zauberischer, phallischer Dämon, und seine Gemahlin und Mutter Erde ist Ištar, die später in dionysischer Steigerung nicht nur Königin der Erde, sondern auch des Himmels wurde, unsere Herrin, notre dame, Madonna, die Gütige, Gnadenreiche, ihr Stern der Venusstern. Die Astrologen und Zauberer Chaldäas haben ebenfalls ihre magischen Kräfte von Dionysos-Tammuz.

Im alten Ägypten herrscht Dionysos-Osiris; der ägyptische König ist das Abbild des Dionysos-Osiris. Aus der schöpferischen dionysischen Kraft heraus wurden Pyramiden erbaut und Sphinxe errichtet. Auch Dionysos-Osiris ist ursprünglich ein phallischer Fruchtbarkeitszauberdämon. Im Namen des Dionysos-Osiris aber blüht auch alle verruchte ägyptische Zauberkunst, doch auch das hohe ägyptische Mysterium des Todes und der Erlösung. Darum reden von Dionysos-Osiris die ägyptischen Pyramiden, Tempel und Felsengräber, seine Mutter Erde ist Isis, Madonna Isis, die gütige, erlösende, gnadenspendende Königin Himmels und der Erden, die Maienkönigin, der Stern der Meere.

Ihr gnadenvolles Bild ward im Mittelalter nicht selten mit dem der christlichen Madonna verwechselt und in katholischen Kirchen aufgestellt — dionysisches Mysterium —

Diese Madonna Isis, die Braut des Dionysos-Osiris, ist es auch, zu deren heiligem, dionysischem Mysterium Apuleius den Helden seines Romans aufsteigen läßt, aus den acherontischen Tiefen niederer Magie und schwarzer Zauberkunst, und so mystische Erlösung finden läßt, indem ihm schließlich Dionysos-Osiris selbst erscheint und ihn hin-

Abb. 6. Göttlich-menschliche Familienszene. Shiva mit seiner Gattin Uma und seinen beiden jungen Söhnen Ganesha und Skanda beim Mahle, umgeben von seinen heiligen Tieren, darunter der Stier Nandi. Berliner Museum für Völkerkunde

Digitized by Google

aufzieht in die höchste Transzendenz, das mystische Einswerden mit der Gottheit.

Ich kann hier leider den Inhalt dieses erstaunlichen Eselromans, in dem feierliche Mystik und grausige Magie und zugleich übermütigste Laune, Humor, Satire, Ironie in den buntesten Lichtern funkeln, nur ganz kurz andeuten. Ein wohlhabender, junger Herr aus guter Familie hat, wie wir heute sagen würden, eine brennende Neugier für okkulte Dinge. So zieht er denn hoch zu Roß, ähnlich wie Ritter Don Quichote aus, zwar nicht auf ritterliche, aber doch auf magische Abenteuer. Er kommt nach dem Lande Thessalien, das in der Antike wegen seiner Zauberei und seines Hexenwesens verrufen war.

Da hört er schon unterwegs eine gruselige Hexengeschichte über eine Gastwirtin Meroe. Sie hat unter anderen magischen Streichen der Frau eines ihrer Liebhaber den Leib verschlossen und sie so zu ewiger Schwangerschaft verdammt. Die Einwohner ihrer Stadt hat sie einmal so fest durch ihre Zauberkraft in ihre Häuser gebannt, daß sie zwei Tage lang nicht Schloß noch Riegel öffnen und weder zur Türe noch zum Fenster hinaus konnten. Einen Gastwirt hat sie in einen Frosch, einen Advokaten in einen Hammel verwandelt, und dieser Hammel agierte noch damals leibhaftig weiter vor Gericht. Einem ungetreuen Liebhaber hat sie in einer Spuknacht, während er im tiefsten Schlafe lag, das Herz aus dem Leibe gerissen und dafür einen Schwamm hineingetan. So jagen sich Zauber-, Spuk- und Gespensitergeschichten; die magische Stimmung ist trefflich vorbereitet, als der okkulte Held und magische Don Quichote in die erste Stadt Thessaliens, Hypata, einreitet.

Dort wird er gleich vor der Frau des Gastfreundes, bei dem er abgestiegen war, sehr gewarnt, sie sei insgeheim eine böse Zauberin und Hexe; aber das macht ihn gerade neugierig. Darum beginnt er ein erotisches Verhältnis mit der jungen, verbuhlten Magd der Frau, namens Fotis, und die verrät auch dann schließlich aus Liebestollheit das Geheimnis ihrer Herrin. Der junge Herr sieht mit Hilfe der Magd durch eine Türritze einer großen Zauberszene zu. — Die Dame entkleidet sich völlig, zieht einen magischen Kreis, gebraucht allerhand Zaubermittel und murmelt grausige Beschwörungen, schließlich wählt sie unter allerhand Büchsen eine aus und bestreicht sich mit einer magischen Salbe. Da wachsen ihr plötzlich Federn, und als ein großer Uhu fliegt sie davon zum Stelldichein mit ihrem Geliebten.

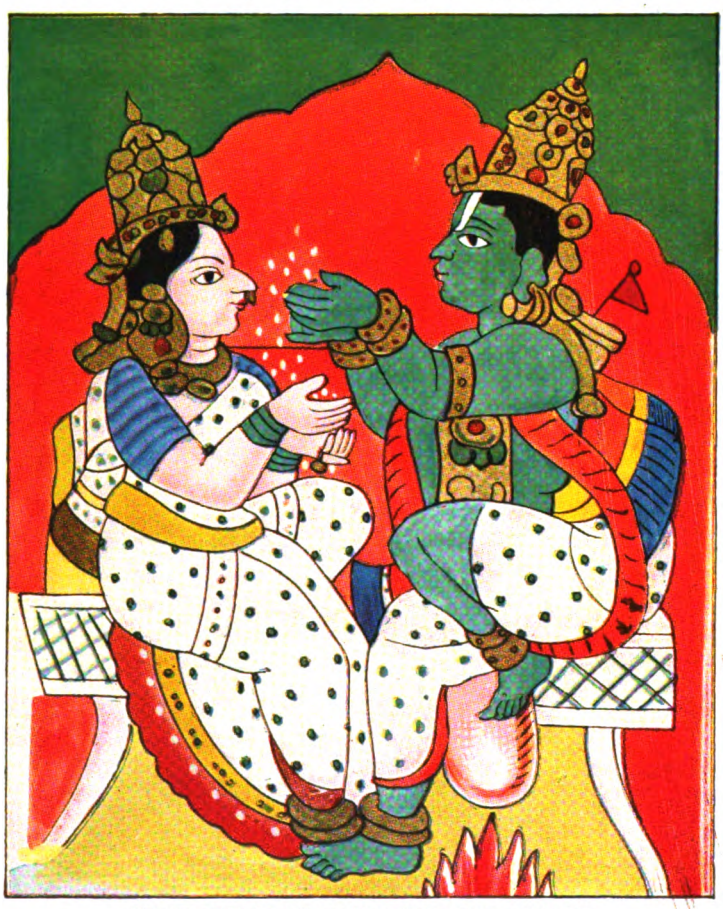


Abb. 7. Göttliche Hochzeit zwischen Rama und Sita
Berliner Museum für Völkerkunde

Als das der angehende Adept der schwarzen Magie sieht, will er gleichfalls zum Vogel werden. Die zauberkundige Magd muß ihm zu Willen sein, sie spricht von neuem die Beschwörungsformeln, reicht ihm dann eine von den Büchsen mit magischer Salbe; der Jüngling bestreicht sich von oben bis unten damit, schon glaubt

Digitized by Google

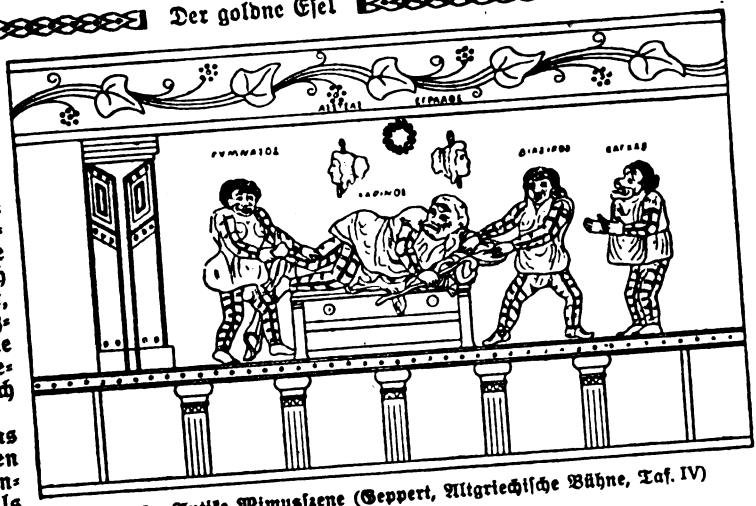


Abb. 8. Antike Mimusszene (Geppert, Altgriechische Bühne, Taf. IV)

er zu fühlen, wie ihm Flügel wachsen, schon schwingt er die Arme wie zum Fluge, — doch was ist das? Es kommen zwar keine Federn zum Vorschein, aber seine Haut verdichtet sich mehr und mehr, ihm wachsen plötzlich überall graue Haare, vorn im Gesicht hat er plötzlich eine lange Schnauze, und das Schlimmste, hinten wächst ihm ein langer Schwanz. Als er im furchtbaren Schreck schreien will, bekommt er nur ein klägliches ia, ia heraus. Fotis hat sich leider in der Eile in den Büchsen vergriffen, und statt zum Vogel ist der arme Neugierige zu einem langohrigen Eselein geworden. Fotis muß trotz allem Schreck laut lachen über ihren betrübten Liebhaber, und er selber ist übel genug auf sie zu sprechen; doch sie tröstet ihn, es gibt ein einfaches Mittel, er muß nur rote Rosen fressen, dann wird er entzaubert. Aber freilich jetzt in der Nacht kann sie keine Rosen beschaffen, doch gleich morgen früh, und dann wird er enteselt werden.

So trollt sich denn das arme Eselmenschlein für diese eine Nacht hinunter in den Stall, wo es aber bei seinem eigenen Reitpferd einen wenig freundlichen Willkomm findet. Ehe jedoch der Morgen anbricht, ehe die Rosen kommen, brechen die Räuber ein, packen ihren reichen Raub dem Eselmenschen auf, und nun zieht das arme Tier hoffnungslos hinaus, in die weite Welt. Er bleibt bei den Räubern und lernt dort genau das Leben der antiken Schinderhannes und Rinaldo Rinaldini kennen, gerät auch unter allerlei niedere und okkulte Priesterschaften, Verehrer der Kybele; diese wußten mit ihren Wundern, mit Magie und Zauberei, mit ekstatischen Tänzen, Orakeln und dergleichen zugleich die unverschämteste Betelei und Diebstahl zu verbinden. Das ganze niedrige Hexen- und Zauberwesen tut sich immer weiter vor ihm auf, Giftmischerei und Mord, Schmutz, Schande, Not und Elend, schlimme Liebesgeschichten und übermütig dreiste Ehebruchsszenen wie bei Casanova.

Aber weil der Eselmensch schließlich zur erhabenen, erlösenden Mystik des Dionysos aufsteigen soll, wirft selbst auf dieses niedrige, armselige Leben das dionysische Wesen seinen verklärenden Strahl. Der Schmutz des Lebens wird hier nicht, wie etwa bei Zola und den modernen Naturalisten und Materialisten breitgetreten, er dient dem Humor und dem Gelächter. Denn Dionysos ist ja der große Schöpfer und höchste Bejaher alles Lebens, auch des niedrigsten, und um dieser dionysischen Freude willen gab der Gott den Menschen den Mimus, die launige Darstellung (Mimesis) des Lebens mit ihrem jauchzenden mimischen Lachen, das Volksdrama und Kasperlespiel, das alle Traurigkeit besiegt. Des dionysischen Mimus lustiges Lachen schallt durch alle, auch die abscheulichsten Greuel-, Scheuel- und Zauberszenen des Romans. Wo der moderne Mensch sich entrüsten oder in Melancholie verfallen müßte, da kann der antike noch aus der Kraft des dionysischen Wesens heraus lachen. So ist dieser magische Roman in seinem ersten größeren Teile direkt zu einem dionysischen Mimus geworden. Der antike Realroman, denn das ist der goldne Esel des Apuleius, ist überhaupt auf dem Boden des Volksdramas, des Mimus erwachsen. Der Mime hat den alten Ehrentitel: Ethologe, Charakterdarsteller und Biologe, Lebensschilderer. Charakterdarstellung und Lebensschilderung ist ebenso das Ziel des antiken Realromans, insbesondere bei Apuleius, aber auch bei dem Römer Petron in seinem Sittenroman, dessen berühmtestes Stück das Gastmahl des Trimalchio ist. Und wenn der Philosoph Theophrast, der Schüler und Nachfolger des großen Aristoteles, den Mimus definierte als eine Nachahmung des Lebens, die sowohl das Anständige wie das Unanständige darstelle, so paßt diese Definition ebenso auf den antiken Realroman.

Apuleius wie Petron verweilen in ihren Romanen gern in den niederen Kreisen des Lebens, in denen auch der Mimus zu Hause ist. Alle diese Höker und Höterinnen, Gemüsefrauen, Käsehändler, Kneipwirte und Kneipwirtinnen, Magier, Priester, Bediente, Bauern, Schiffer, Gärtner, Barbiere, Räuber und Soldaten, mit denen der verzauberte Eselmensch zu tun bekommt, finden wir genau so als Typen im griechisch-römischen Mimus.

Aber der Mimus hat von Urzeiten her

Digitized by Google

durch Jahrhunderte, ja Jahrtausende hindurch diese Typen aus dem antiken Leben selber aufgelesen, gesammelt und gestaltet. Die Romanciers der späteren Zeiten, in denen die poetische Schöpferkraft sehr nachgelassen hatte, wurden hierdurch stark angeregt, sie machten es sich bequemer, sie sahen diese Typen tagtäglich auf dem Theater im Mimus in herrlicher Vollendung. Da nahmen sie diese von den Brettern herab in ihre Romane. Petron macht daraus auch gar kein Hehl, oft genug sagt er ganz deutlich, daß er diese oder jene eingestreute Novelle und Szene dem Mimus verdanke. Die vielen eingeflochtenen Novellen, die der Eselmensch bei Apuleius erlebt und schildert, stammen ebenso aus dem Mimus. Ja wir haben sogar eine Szene aus dem alten Eselmimus erhalten, der das Vorbild des Eselromans ist. Siehe Abbildung 1.

Dort steht der Mann mit dem Eselskopf auf der Bühne. Das Bild wurde 1897 von dem italienischen Professor Pasqui veröffentlicht. Es ist kein Vasenbild, sondern eine Reliefdarstellung auf einem Tonscherben, der, wie die ihm aufgeprägte Fabrikmarke oben rechts zeigt, bereits aus dem ersten Jahrhundert nach Christus stammt. Wir haben eine Mimusszene vor uns. Prügeln und geprügelt werden ist das Los des Clowns im Mimus. Und so verhaut der Mann mit dem Eselskopf gerade einen andern vor ihm stehenden Mann und wird seinerseits plötzlich von hintenher verprügelt. Hier sieht man also, wie der Mann mit dem Eselskopf aus dem Urmimus, dem Kasperlespiel, der Harlekinade stammt.

Aus dem uralten Eselmimus ist dann zuletzt der Eselroman entstanden. Apuleius ist nicht der Erfinder des Eselromans, nur sein Bearbeiter und Neugestalter, der ihm den großen Zug vom Mimus zum Mysterium gab. Ein anderer Bearbeiter des alten Eselromans, der wie Apuleius dem zweiten Jahrhundert nach Christus angehört, Lukian, der griechisch redende Syrer, der Spötter und geistreiche Clown, der Wieland begeisterte, der Feind aller Mystiker, Theosophen und Philosophen, aber auch des Christentums, bleibt in unserem Eselroman nur auf der Ebene des humorvoll spottenden Mimus. Ihm waren nicht wie Apuleius die Flügel zum Aufschwung ins Mysterium gegeben. Vor allem stammen nun die berühmten Liebes- und Ehebruchsnovellen bei Apuleius wie bei Petron, die zum Teil in die gesamte Weltliteratur übergegangen sind, aus dem Mimus. Wenn man nämlich einen Ehebruchsmimus erzählt, so wird es eben eine Ehebruchsnovelle. Liebesintrigen aber sind des Mimus beliebtester Vorwurf. So erzählt der Esel z. B. die Geschichte vom Liebhaber im Fasse, die später Bocaccio so reizend nacherzählt hat; oder den Mimusschwank vom gehörnten Ratsherrn Barbaros, der später sogar in Tausendundeine Nacht übergegangen ist. Nur ist dort der betrogene Ehemann nicht ein ehrenwerter Bürger, sondern ein Geist. Eine derartige mimische Liebesszene findet sich auf Abbildung 9.

Der Mime im Trikot streckt die rechte Hand nach einer Frau aus, die sich hinter einem Türflügel versteckt hält. Dieses Szenenbild gehört dem Unteritalischen Mimus, dem Phylax an, könnte aber auch direkt zur Illustration einer Ehebruchsnovelle aus dem goldnen Esel gezeichnet sein.

Die Diebspossen, Schelmenpossen und Räuberszenen bei Apuleius werden durch die Mimusszene auf Abbildung 8 prächtig erläutert. Auf dem von kurzen Bohlen getragenen Bühnenboden steht eine Truhe, darauf liegt ein alter Herr, namens Charinus, wie die Inschrift besagt. Zwei junge Kerle haben ihn gepackt und rollen ihn an Arm und Bein in übermütiger Weise, ein vierter Mime sieht mit ausgestrecktem Arm dem Treiben zu. Diese Truhe wird wohl ein Geldkasten sein. Der Greis hat sich daraufgeworfen, um sein Gut vor den frechen Räubern zu schützen. Solch burlesker Raub und Diebesszenen finden sich beständig in den mimischen Volksschichten. Weil es einen Giftmischermimus gab, finden wir auch im „Goldnen Esel" eine Giftmischernovelle. Wenn aber bei Apuleius soviel gezaubert und gehext wird, so finden wir Zauberei schon im urältesten Mimus des Sophron; dort werden Weiber erwähnt, die mit ihrer Zauberkunst den Mond herabziehen. Theokrit dichtete einen Mimus „Die Zauberinnen" und Philistion, der Klassiker des Bühnenmimus, der Shakespeare der Antike, einen Mimus „Der Negromant".

Solch eine Giftmischerin und Zauberin ist Circe, die den Odysseus in ein Schwein verwandeln will, wie die zauberkundige Magd Fotis den Helden bei Apuleius in einen Esel verzaubert. Am Anfang unseres Essays steht das Bild aus dem antiken Eselmimus. Der Mann mit dem Eselskopf wird gerade von hinten kräftig verprügelt, während er selber vorne mit dem Prügelstock wackere Schläge austeilt. So schallt durch den ganzen Eselroman zum mimischen Lachen das Rasseln der Prügel; das gibt eine muntere Mimusmusik. Das Eselmenschlein wird mit dem Narrenkolben aus dem niederen Mimus sozusagen ins Mysterium emporgeprügelt.

Der Mimus bedeutet das Leben, allerdings aber das niedere Leben; er ist seine Mimesis, sein lustiges Abbild und Porträt, und das Leben ist wieder selber oft geradezu ein Mimus. Heute ist sogar eine große Gefahr vorhanden, daß die ganze moderne Welt, mit Haut und Haaren, zum Mimus wird; denn wohin man heute auch blickt, überall Mimus — Mimus — Mimus — auf Markt und Straße, in Schule, Haus, Kirche, Theater, vor Gericht, in Parlamenten, Volks- und Wahlversammlungen, in hoher und niederer Politik. Und was für Mimushelden und Kasperles agieren heute auf dem großen Welttheater, allen voran Held Poincaré. Und wenn dieser Mimus noch zum

Digitized by Google

Lachen wäre und nicht bloß zum Ekel. Wann wird endlich Dionysos als Clown aus dem Mimus mit dem Prügelholze über diese Narren kommen?

Das Eselmenschlein hatte es gar nicht so leicht, vom Mimus des Lebens aufzusteigen zum Mysterium, folgen wir ihm nun auch hinauf zu Madonna Isis. Auf Abbildung 5 sieht man die Gnadenmutter Isis, die zur Himmelskönigin erhöht ist, auf dem Haupte trägt sie eine Mondsichel in Form von Kuhhörnern, dazu die runde Sonnenscheibe. Im Arme trägt sie als Madonna ihren Knaben, den künftigen Heiland der Welt, Horus, den späteren Sonnengott, Isis, das Bild der Gottesmutter, der weibliche Prototyp göttlicher Liebe und göttlichen Erbarmens. Auch der Eselmensch fleht zu dieser Madonna nicht umsonst.

Die heilige Legende von Isis und Osiris lautet in Ägypten also: Keb, in Urzeiten der Gott des Himmels, gab seinem göttlichen Sohn Osiris zum Erbe das Königtum von Unter- und Ober-Ägypten, und als Königin herrschte neben ihm seine Schwester Isis. Und Osiris erschien auf dem Throne Ägyptens wie die Sonne, wenn sie am Horizont aufgeht, damit sie Licht spende, dem, der im Dunkel war; er gab den Menschen alles Gute. Aber sein Bruder, der böse Seth, tötete insgeheim den Osiris. Da war Isis verlassen und der Herrschaft beraubt und sie wußte nicht einmal, wo ihres Gatten Leiche sich befand, und sie suchte sie unermüdlich über Land und Meer, und als sie sie endlich gefunden hatte, da stimmte sie die rührendste Totenklage an. Und die Klage der liebenden Gattin Isis griff den göttlichen Mächten ans Herz. Sie fügten die auseinandergefallenen Knochen des toten Osiris zusammen. Nun ließ Isis Luft entstehen mit ihren Flügeln. Da begann der tote Gott aufzuleben. Und wenn der Gott auch nicht auf Erden weiter leben kann, wie früher, so wird er nun zum König der Toten in der Unterwelt. Sein und der Isis Sohn aber rächt den Mord des Vaters an dem bösen Seth, und da er diesen im schweren Kampfe besiegt hat, gibt er dem Vater eines seiner eigenen Augen zu essen, und durch dieses Opfer seiner kindlichen Liebe ward Osiris lebend, beseelt und mächtig; Horus aber steigt zum Himmel empor und wird zum Sonnengotte, doch allnächtlich steigt er in die Unterwelt herab und besucht dort seinen Vater Osiris und spendet ihm Licht.

Alle Jahre hallt die Klage der Isis um den toten Osiris nicht bloß durch Ägypten, sondern auch in der späteren griechisch-römischen Ära durch die ganze Welt. Denn alle Jahre muß der Gott der Vegetation sterben und wieder auferstehen, wie der griechische Dionysos, und in seinem Lose ergreift der Sterbliche Unsterblichkeit der Seele und ewiges Leben.

Dies ist das Mysterium von Isis und Osiris, durch das der Held unseres Eselromanes zum Heile seiner Seele und zu seiner Erlösung gelangt. Hier fühlt man überall göttliche Liebesgluten schweben, Liebe der Gottesmutter und Gottesgattin, Liebe des Heilandgottes zum göttlichen Vater, überall Atem der Liebe.

Abb. 9. Mimische Liebesszene (Jahrbuch des kaiserl. deutschen archäolog. Instituts, Bd. I)

Zur Zeit des Apuleius und seines Eselromans hatte sich die hellenische Mysterienreligion des Dionysos und die ägyptische Mysterienreligion von Isis und Osiris, die e i n e r elementaren Wurzel entsproßten, längst verschmolzen. Überall im griechisch-römischen Reich erhoben sich Tempel der Isis und des Osiris, und neben den Bildern beider Gottheiten finden sich dort gerne Statuen des Dionysos und seines bachischen Kreises, so zum Beispiel in dem wohlerhaltenen Isistempel in Pompeji. Isistempel gab es schließlich auch in den Alpenländern, zum Beispiel in der Stadt Bozen, auch in Köln am Rhein. Dort wird in der Ursulakirche noch heute eine Statue der „unbesiegten" Isis aufbewahrt. Nicht selten hielt man im Mittelalter Bildwerke der Madonna Isis für Darstellungen der Madonna Maria und ließ ihnen göttliche Verehrung zuteil werden. So verstehen wir noch besser die ekstatische Schwärmerei des geretteten und entzauberten Eseleins für seine Madonna Isis. Im Grunde aber erzählt hier der Verfasser, der Rhetor und neuplatonische Philosoph Apuleius, seine eigene Bekehrungsgeschichte.

Es ist in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten lange zweifelhaft gewesen, ob die christliche oder die dionysische Religion, vertreten durch Dionysos-Osiris und Isis, siegen werde. Apuleius, der Mysterienpriester, lebt.

Digitized by Google

schon mitten im Christentum; der allerdings ketzerische Kirchenvater Tertullian ist sein jüngerer Zeitgenosse; doch Apuleius bleibt noch, wie sein Eselmensch, der Madonna Isis und dem dionysischen Mysterium treu.

Der goldne Esel hat in der Weltliteratur stärkste Wirkung getan. Ich wies schon auf Shakespeares Sommernachtstraum, auf Boccaccio, auf Tausendundeine Nacht. Auch Cervantes gehört zu den Nachahmern des Apuleius. Der siegreiche Kampf, den Don Quichote den Weinschläuchen liefert, steht schon ausführlich in den ersten Kapiteln des goldnen Esels. Und die humorvolle Mimusstimmung, die Cervantes gegenüber seinem Helden und der ganzen ritterlichen Magie und Mystik aufbringt, ist ganz die mimische Stimmung des Apuleius seinem Eselmenschlein und dessen Abenteuern gegenüber und entspricht auch der Haltung des mythologischen Mimus gegenüber den Göttern und Helden Homers. Aber im allgemeinen faßt man schon im späteren Altertum Apuleius weniger als Humoristen denn als Mystiker. Seine Philosophie war wirklich mehr Theosophie und huldigt der mystischen Stimmung, die damals die Welt wie heute durchbebte. Wie Virgil trat er als Zauberer und großer Wundermann ein in das Reich der Sage. Ja der Zauberer Apuleius wird wie Apollonius von Tyana beim Entscheidungskampf zwischen der heidnischen, dionysischen Mysterienreligion und dem Christentum als eine Art Gegentyp und Antichrist Christus entgegengestellt. Noch im Mittelalter kennt man die Sage vom Zauberer Apuleius.

Und heute? Der berühmte holländische Romancier Couperus hat den goldnen Esel in seinem Roman, dem „Verliebten Esel" neu gestaltet und dabei besonders auch das magisch-zauberische Element betont. Auch in seinen wesentlich auf der Grundlage meines Mimuswerkes, wie Dr. Lebede nachwies, erfundenen Roman „Die Komödianten" läßt er den Eselroman hineinspielen. Ebenso gehört es in diese Zusammenhänge, daß Couperus auch ganz zum dionysischen Mysterium emporstieg in seinem Roman „Dionysos".

Ich selber habe auf einem meiner deutschen Kunstabende, über die Geheimrat Schellberg vom preußischen Kultusministerium in diesen Blättern berichtete, einmal Abschnitte aus dem goldnen Esel durch den bekannten Rezitator der Berliner Universität Dr. Drach vortragen lassen, wobei Dr. Drach die größte Freude und Begeisterung der Zuhörer sowohl mit dem mimischen, wie mit dem mystischen Teile des Romans erregte. Dieser antike Roman ist also heute ganz modern geworden.

Wir leben jetzt in einer Ära religiöser und mystischer Weltumwälzung, genau so wie zur Zeit des Apuleius. Aus Urtiefen steigt die dionysische Ur- und Weltreligion wieder machtvoll herauf. Aber auch der Mimus erlebt heute seine Renaissance. Schon wand kein Geringerer als Gerhart Hauptmann im Prolog zum Breslauer Puppenspiel, Philistion, dem Shakespeare der Antike, den grünen Ruhmeskranz.

Schon bringen unsere Berliner Theater — Staatstheater und Lessingtheater — und bedeutende Provinztheater Mimusprogramme. Reinhard inszenierte Orpheus in der Unterwelt ganz als Mimus. Wenn man heute wissen will, wie ein antiker Mimus in der römischen Kaiserzeit aussah, muß man ins Lessingtheater gehen, wo man ganz wundervoll und ganz im Geiste des alten Mimus Shakespeares „Wie es euch gefällt" und „Was ihr wollt" gibt; oder ins Staatstheater, wo man ebenso „Viel Lärm um Nichts" ganz als antiken Mimus gestaltet.

Aber freilich, obwohl Wiederentdecker und Neuschöpfer des Mimus, bin ich doch zugleich auch sein Widersacher, denn ich und meine Schüler erheben schon lange den ernsten Ruf, daß man vom Mimus zum Mysterium emporsteigen müsse, und mein „Ardalio" folgt diesem Ruf auf Wunsch.

Darum aber muß des Apuleius goldner Esel unserer Zeit so besonders lieb und wert sein. Er hat siegreich den Weg vom Mimus zum Mysterium zurückgelegt und trägt schließlich zu Dionysos-Osiris in die himmlische Transzendenz erhoben, den goldenen Kranz dieses Sieges auf der mystisch verklärten Stirn. Ave Magier Apuleius, ave Mime und Mystiker, hoher Priester des Dionysos-Osiris!

Abb. 10. Szene auf dem griechischen Theater (Aus dem Ashmolean-Museum)

Digitized by Google

Weltbürgertum und Nationalgedanke in der deutschen Geschichte

Von Prof. Dr. phil. h. c. Karl Berger

Weltbürgertum und Nationalgedanke — wer ihr Wesen, Werden und Wirken vollständig darstellen wollte, müßte eigentlich die ganze deutsche Geschichte zu Rate ziehen und sähe sich schließlich vor die Frage aller Fragen gestellt, ob dem Charakter eines Volkes seine Geschichte entspricht oder ob die Geschichte erst den Volkscharakter bildet. Wie dem auch sei, das, was wir heute unter „Weltbürgertum" verstehen, Sache und Name, ist eine Errungenschaft der traurigen Zeiten nach dem Dreißigjährigen Krieg, der Zeiten also, in denen der längst verkümmerte Nationalgedanke fast ganz aus dem Bewußtsein der Deutschen schwand. „Universalität, Kosmopolitismus ist die wahre deutsche Eigentümlichkeit" hat August Wilhelm Schlegel ein paar Jahre vor dem preußischen Zusammenbruch 1806 in einer Vorlesung über Literatur vor Berliner Hörern behauptet. Es gibt aber verschiedene Arten von „Universalität". Universalistische Wogen sind wiederholt über unser Volk dahingegangen. Die erste, als aus dem auf nationaler Grundlage errichteten deutschen Staate Heinrichs I. das Kaisertum Ottos des Großen hervorging und das kraftvoll geleitete deutsche Volk an die Spitze des Abendlandes emporgehoben ward. In Ottos I. starker Meisterhand bedeutete dieser Universalismus europäische Führerschaft für den deutschen König, Stärkung und Sammlung für sein Volk. Dieses, in steter Gefahr, in selbstbewußte Stämme unter eigenwilligen Herzogen auseinanderzufallen, ward durch die gemeinsamen Erfolge gegen Italien in stolzem Zusammengehörigkeitsgefühl verbunden, eine Tatsache, die in dem damals aufkommenden gemeinsamen Namen „deutsch" sich kundgab. Und doch lauerten hinter diesem kraftvollen, ganz auf Führerschaft gestellten Universalismus eigentümlich deutsche Gefahren politischer wie kultureller Art: der deutsche Partikularismus und die selbstvergessene Hingabe an das Fremde. Versäumte schon Ottos I. Sohn über die Kaiserpolitik seine deutsche Königsaufgabe, so wurde unter Otto III. das universalistische Mittel zum Zweck und das Kaisertum seines deutschen Charakters beraubt, „entnationalisiert". Der Enkel des großen Kaisers aus dem Sachsenhause ist der erste „Weltbürger" unserer Geschichte: er verleugnete sein Deutschtum und seine väterlich-sächsische Herkunft, um unter Preisgabe der nationalen Interessen einem Traumbild von Universalherrschaft nachzujagen; das Ergebnis aber seiner die Wirklichkeit überfliegenden Politik war die Zerstörung der Hauptarbeit seiner Väter. So steht schon am Eingang unserer Geschichte die teuer erkaufte Lehre von der unbedingten Notwendigkeit des Nationalen im Leben und in der Politik. Wer es nicht glaubt, der mag es an den Fernwirkungen der undeutschen, internationalen Bestrebungen Ottos III. spüren: ohne ihn gäbe es wahrscheinlich diesseits der Weichsel kein politisches Land.

Noch in anderer, weit verhängnisvollerer Weise zeigten sich die Folgen einer Kaiserpolitik, welche die Behauptung Italiens und damit endlose Römerzüge notwendig machte; sie verstrickte den deutschen König in ewige Kämpfe vor allem mit dem Papsttum, ließ ihn darüber die Bändigung der heimischen widerstrebenden Gewalten und so seine Hauptaufgabe, die Schaffung eines festen, Mitteleuropa umfassenden Staatsgebildes, versäumen. Die Kaiserpolitik verzehrte nicht nur das Mark der Nation, sie leistete schließlich auch der Zersplitterung Vorschub und versäumte die Erziehung des Volkes zu nationalpolitischem Denken und Gesamtstaatsbewußtsein. Staat ist Macht, die Macht aber hängt im tiefsten Grunde von der nationalen Seelenstärke der Angehörigen jedes Staatswesens ab. Zumal in Deutschland mit seinen weithin offenen Grenzen, die im Osten und mehr noch im Westen von Eroberervölkern stets bedroht wurden. Nur die Zusammenfassung aller Kräfte zu einem Bewußtsein hätte uns retten können. Dieses Zusammenwachsen war uns auch durch die weitere Verkettung unserer Geschichte versagt. Der grandiose weltpolitische Versuch, so gewaltige, erhebende Erscheinungen, Gestalten und Taten er auch im Gefolge hatte, endete mit der Niederlage des deutschen Königtums, mit der Zersetzung des deutschen Reiches.

Und dieser Sturz des Reiches, das trotz allem drei Jahrhunderte lang seine Führerstellung behauptet hatte, dieses Versinken alter Kaiserherrlichkeit in Bürgerkrieg, Verwirrung und Ohnmacht erfolgte in dem Augenblick, da das erstarkte Frankreich unter Philipp IV. dem Schönen seinen Vormarsch auf den Rhein wieder aufnehmen konnte. Die kaiserlose Zeit nach Friedrichs II. Tod löste Deutschland vollends in Territorien auf, und dorthin zog sich, da das heilige römische Reich jeder politischen Bedeutung bar war, auch die staatliche Macht zurück. Wenn jemals dem in Atome zersplitterten Volke ein Gesamtstaatsbewußtsein beschert werden sollte, so konnte es nur von neuer Entwicklung eines der Teile zu staatsbildender Macht kommen. Aber wohin hätte sich damals solche Hoffnung kehren sollen? Da klammerte sich die Sehnsucht der Deutschen

Digitized by Google

an die Gestalt des letzten gekrönten Staufen, Friedrichs II., der zuletzt den alten Kampf des Kaisertums mit dem Papsttum geführt hatte; seine vom Zauber der Sage verklärte Erscheinung ward zum Bürgen der Wiederkehr alter Kaiserherrlichkeit erhoben; er schläft im Kyffhäuser und wartet auf seine Stunde. Manchmal schien die Zeit erfüllet, so als der hochgemute Luxemburger Heinrich VII. 1309 die Universalidee des römischen Kaisertums mit kraftvoller Hand wiederaufgriff, aber sein Leben wie sein Unternehmen versanken fern von den nationalen deutschen Zielen im italienischen Chaos. Manchmal auch flammte das Nationalgefühl der Deutschen am Gegensatz zu dem welschen Wesen empor: 1338, unter Ludwig dem Bayern, waren Fürsten und Städte, Geistlichkeit und Volk, über Zwist und Fehde hinweg einig zu einem Feldzug gegen den „Erbfeind", das französische Königtum; und als am 24. Juni 1340 die französische Flotte bei Sluis von den Engländern mit Hilfe der Vlamen vernichtet wurde, jubelten nach dem Zeugnis eines flandrischen Chronisten „alle, welche die deutsche Sprache redeten". Doch Ludwig, zu klein für den großen Augenblick, ließ die Welle nationalen Empfindens zerrinnen. Der Gegensatz zwischen Welsch und Deutsch blieb bestehen, er wurde von den Deutschen in der Tiefe des Gemüts empfunden, aber politisch ausgenutzt konnte er nicht werden; so oft auch das Nationalgefühl aufwallte, bald versagten sich die Reichsstände, bald der Träger der entwürdigten Krone. Der einheitliche Staat fehlte, und somit das Staatsbewußtsein und die Macht. Aber war auch das Reichsganze schwach, die Teile blühten, das deutsche Volkstum bewährte seine unverwüstliche Kraft. Die deutschen Städte entfalteten sich nach dem Zusammenbruch des Königtums erst recht und schufen ein neues, zukunftsfreudiges Volk. Und wie daheim, Handel und Wandel erblühten trotz der Fehden, die das Land zerrissen, wie der Bauer fortfuhr, an Stelle gerodeter Wälder Neuland zu schaffen, so brachte die Deutsche Hansa, mit eigener Flagge ihre seegewaltigen Unternehmungen deckend, draußen den deutschen Namen zu Ehren, gewann der Deutsche Orden die Länder zwischen Elbe und Memel und darüber hinaus dem Deutschtum mit Pflug und Schwert zurück, nahm deutscher Wagemut und Erfindergeist an den weltumwandelnden Entdeckungen und Geistesbewegungen des ausgehenden Mittelalters entscheidenden Anteil. Doch mochte das deutsche Wesen noch so kraftvoll und kühn sich entfalten, es blieb Sondergeist ohne organischen Zusammenhang mit der Volksgesamtheit, ohne den belebenden Odem einer schützenden Staatsmacht: die Unternehmungen der Teile trugen so einerseits nur dazu bei, den Partikularismus gegenüber der Zentralgewalt zu stärken, sie mußten anderseits auf Dauerbestand für sich und auf Segen für das Ganze verzichten.

In diese deutsche staatliche Zerrissenheit hinein fiel die gewaltigste Bewegung, die unser Volk je erfaßt hat und die den ganzen Erdteil in seinen Tiefen aufwühlte: die Reformation. In allen europäischen Ländern, ob man sich ablehnend oder billigend dazu stellte, trug auch diese Erschütterung wieder zur Zusammenfassung der Kräfte, zur nationalen Einigung bei, ihrem Geburtsland dagegen brachte die Reformation ein neues trennendes Moment. „Siegend oder unterliegend," sagt Dietrich Schäfer, „hätte sie das nicht getan, wenn das deutsche Volk noch einen Staat gebildet hätte wie die anderen Völker des Abendlandes." Die Hoffnungen des auf einen Nationalstaat und eine Nationalkirche gerichteten Nationalbewußtseins gingen unter im Gezänk der Theologen und im Widerstreit zwischen der dynastischen Politik der protestantischen Reichsstände und den hispanisch-habsburgischen Machtansprüchen. Das Zeitalter der sogenannten Glaubenskriege zog herauf, die häßlichste Zeit unserer Geschichte, um so widerlicher, als konfessionell-religiöse Anliegen meist nur ein Vorwand waren für politische Zwecke. Was das 16. Jahrhundert begonnen, vollendete das 17. durch den Dreißigjährigen Krieg. Nachdem die ersten Glaubenskriege bereits fremde Scharen auf deutschen Boden gerufen und die Tore des Reiches der Begehrlichkeit des Auslandes geöffnet hatten (man denke an die Preisgabe von Metz, Toul und Verdun), ward Deutschland jetzt vollends militärisch zum Kampfplatz, diplomatisch zum Spielball auswärtiger Mächte. Der vollen staatlichen Auflösung entsprach die Zerstörung der Stände, der Verwüstung des Landes die Verheerung aller wirtschaftlichen und geistig-sittlichen Kräfte. Hatte schon nach der Entdeckung Amerikas der neue überseeische Verkehr Deutschland aus seinen alten Beziehungen herausgerissen und den Verfall der städtischen Herrlichkeit vorbereitet, so waren nach dem großen Kriege dem deutschen Verkehr alle Adern unterbunden. Das einst so waffenfreudige und wagemutige Volk war zum spießbürgerlichen Binnenvolk herabgesunken, sein stolzes Selbstgefühl in Knechtseligkeit und Untertänigkeit erstorben. Wie die um ihre „Libertät" und „Souveränität" besorgten Reichsstände sich meist einer Politik der Abhängigkeit vom Auslande ergaben und in ihrer Lebenshaltung dem Pomp und Prunk der französischen Könige sich beugten, so nahm das erschlaffte deutsche Bürgertum, dem Beispiel der Vornehmen folgend, das Joch fremder Dienstbarkeit in allen Lebensbeziehungen auf sich. Die kulturellen Einflüsse des Auslandes hatten das deutsche Wesen von je stark angeregt und auch, dank nationaler Umbildungskraft, bereichert; aber in jenen Zeiten konnte die neue universalistische Woge nur verderblich wirken. Denn der Schwächezustand des zerrissenen Deutschtums ließ sogar die guten, starken Seiten des Volkscharakters völlig entarten: die Fähigkeit, das

Digitized by Google

Beste und Schönste aller Zonen und Zeiten dem deutschen Geiste durch innerliche Aneignung zu erobern und aus der dadurch gesteigerten eigenen Leistung das Ausland wieder segensreich zu befruchten, diese selbsttätige Angleichungskraft schlug um in leidende Anpassung an alles, selbst das Nichtsnutzige und Minderwertige, wenn es nur „weit her" war. So lernte der Deutsche zu nehmen, ohne zu spenden; sein Lernbedürfnis artete in Nachäfferei aus, seine kulturschöpferische Aufnahmefähigkeit ward zu würdelosem Verzicht auf eigene Art und eigenen Charakter. Schon am Ende des 16. Jahrhunderts hatten treu am Volkstümlichen und Vaterländischen hängende Geister den Schwund der alten Sitten, Anschauungen und Ordnungen, das Auftauchen einer neuen, fremden Welt mit Schrecken bemerkt. So groß war die Veränderung, daß ein Pfarrer, Johannes Sommer, zu jener Zeit erklärte, wenn Leute, die vor zwanzig Jahren Todes verblichen, „jetziger Zeit wider von den Todten aufstunden und ihre Posteros und nachkömlinge sehen, dieselben gar nicht kennen würden, sondern meinten, daß es eitel Frantzösische, Spanische, Welsche, Engelische und andere Völker weren, die doch auß ihrem Vaterland niemals kommen sein." Die letzten Hemmungen und Sicherungen vor der verhängnisvollen Woge waren durch den großen Krieg beseitigt worden, — nun schwoll sie zur Flut an, allen Nationalgeist verschlingend. Politisches Leben gab es allenfalls noch in einzelnen der rund 350 Staaten, der Untertan aber, völlig auch davon ausgeschlossen, ganz in sein Sonderdasein eingesponnen, wie hätte der in der Atmosphäre seines oft so winzigen „Vaterlandes" Staatssinn oder gar Nationalbewußtsein entwickeln sollen? Ein Glück, daß selbst die kleinsten deutschen Fürsten sich in der Folge durch die Verhältnisse veranlaßt sahen, Truppen zu halten: so blieb der Gedanke staatlicher Macht und Wehrhaftigkeit dem deutschen Volk wenigstens erhalten; jenen Reichsständen aber gehörte die Zukunft, die, mit staatsbildender Kraft zu selbständigen Gebilden sich entwickelnd, wie Brandenburg-Preußen unter dem Großen Kurfürsten, mit der Vertretung ihrer Staatsinteressen zugleich auch deutsche Politik trieben. Die Ohnmacht des Reiches konnte von Ludwig XIV. zu seiner Raubpolitik benutzt werden, und doch haben seine unerhörten Gewalttaten das deutsche Blut im Elsaß und am Rhein ins Wallen gebracht und zuzeiten sogar fast ein gesamtdeutsches Handeln veranlaßt. Die Übermacht freilich war auf seiten des national geschlossenen Einheitsstaates; gegenüber den mit Rechtsformeln umkleideten Räubereien des Sonnenkönigs verhallten alle Verwahrungen des deutschen Reichstages und alle Proteste der vergewaltigten Landschaften. Und wie hier im Bereiche des politischen Geschehens die Klagerufe der Ohnmacht ungehört blieben, so verhallten die strafenden, mahnenden, warnenden Stimmen sprachgewaltiger Propheten, die das Ehrgefühl und die Vaterlandsliebe gegen die Fremdlucht in Lebensführung und Gesittung, Wissenschaft und Kunst wachzurufen versuchten. Vor allem gegen die Entadelung und Verhunzung der deutschen Muttersprache, des letzten Bandes, das die selbstvergessenen Glieder der zersplitterten Nation umschlang, gingen die Bemühungen der Prediger der Deutschheit. Vergebens! Die Auslandsseuche raste weiter, das fremde Gift drang in alle Poren des todmatten nationalen Körpers, der deutschen Volksseele ein. Die unbeschreibliche Verwilderung des deutschen Lebens war und blieb ein Ausdruck des politischen Elends. Damals, wie später wieder in den Zeiten napoleonischer Fremdherrschaft und heute nach unserem Zusammenbruch, mußte von Vaterlandsliebe und Nationalgefühl immer wieder geredet und geschrieben werden, weil sie aus dem Bewußtsein des Volkes geschwunden schienen.

Zunächst war gründliche Abhilfe zu schaffen unmöglich. Immerhin haben jene Hüter der kaum noch unter der Asche glimmenden nationalen Glut dazu mitgewirkt, das deutsche Volksgemüt in Zeiten dumpfen Druckes frisch und kräftig zu erhalten für bessere Tage. Und dann die deutschen Schulen — sie begannen um die Wende des 17. zum 18. Jahrhundert unserem Vaterlande auf dem Gebiete des Bildungswesens einen Vorsprung vor politisch glücklicheren Nationen zu gewinnen. Leibniz, kurz vor Beendigung des Dreißigjährigen Krieges geboren, der Schöpfer einer ungeheuren Gedankenwelt, sicherte der deutschen Bildungsarbeit wieder eine Führerrolle im Weltreich des Geistes, und Thomasius und Christian Wolff erkämpften der deutschen Sprache auf der Universität das Bürgerrecht. Während aber gelehrte Bildung durch unzählige Rinnsale sich wieder im Volke verbreitete, verfiel dieses Volk immer mehr einem politischen Jahrhundertschlummer. Während ein armseliges Spießbürgertum seine Nachbarn bekrittelte, seinen Landsmann mit verbissener Wut bekämpfte, sich in Selbstunterschätzung gegenüber dem mit grenzenloser Liebe umfaßten Weiten und Fernen nicht genugtun konnte und das Reich, zum bloßen Schatten verblassend, zu politischem Handeln immer unfähiger wurde, gestalteten deutsche Denker an einer Verfassung — Europas, wiegte man sich in dem ruheseligen Gedanken „an ein Gleichgewicht aller Glieder der Völkerfamilie", flüchtete sich die kraftlos gewordene deutsche Nation „in den Schutz der Solidarität aller Schwachen". Zu heroischem Aufschwung nicht mehr fähig, wollte man Frieden um jeden Preis. Der deutsche Weltbürger war fertig, aber aus diesem Weltbürgertum waren alle Ansprüche auf deutsche Führerschaft, alle stolzen Erinnerungen an opferwillige Wehrfähigkeit verbannt: Das weltbürgerliche deutsche Denken von damals wie das von heute offenbarte sein „pazifisti-

Digitized by Google

sches" Herz, seine Neigung zu friedlicher Verständigung und empfindsamer Versöhnung, seine Begeisterung für Völkerbeglückung und allgemeine Menschenliebe ohne Rücksichten auf die Natur der Dinge und auf die harten Gegensätze der wirklichen Welt.

Am Ende des 17. Jahrhunderts ist der Name „Weltbürger" aufgekommen, aber erst im 18. Jahrhundert, dem geschichtsfremden Jahrhundert der Aufklärung und der allgemeinen Ideen, entfaltete sich die weltbürgerliche Saat zur Hochblüte: sie fand in der ganz eigentümlichen Beschaffenheit der deutschen Verhältnisse, kleinbürgerlicher Enge verbunden mit weltweitem Geistesstreben, ihren rechten Boden. Die gebildeten Deutschen, ja gerade die Größten und Besten unter ihnen schwangen sich zu einer erdentrückten Höhe der Weltanschauung empor, von der aus die Vaterlandsliebe als eine kleinliche, großer Geister unwürdige Beschränktheit erschien, die man unter dem Namen Nationalstolz in die Reihe der menschlichen Narrheiten zu verstoßen geneigt war. Das Volk und das Nationale konnten vor dem Forum einer Vernunft nicht bestehen, die über alles geschichtlich Gewordene hinwegsah und an Stelle der Wirklichkeiten rein begriffliche Vorstellungen setzte: die abstrakte Einzelpersönlichkeit, die allgemeine Menschheit. Derselbe Lessing, der die unerhörte Kühnheit besaß, seine Minna gegenüber dem Franzosen Riccaut den Stolz auf die deutsche Sprache betonen zu lassen, erklärte dem preußischen „Patrioten" Gleim, er, Lessing, habe von Vaterlandsliebe „keinen Begriff" und sie scheine ihm „aufs höchste eine heroische Schwachheit". Ähnlich schrieb Wieland, er könne sich davon, was ein deutscher Patriot sei, keinen deutlichen Begriff machen; die Zersplitterung der Nation sei bedauerlich, unsere Freiheit aber sei unter diesen Gegensätzen gesicherter als die irgendeiner anderen Nation. Und der junge Schiller 1784, als er aus Württemberg geflohen war: „Ich schreibe als Weltbürger. Ich habe zu rechter Zeit mein Vaterland verloren, es einzutauschen gegen die weite Welt. Deutsche, bemüht euch nicht, eine Nation zu sein; seid zufrieden, Menschen zu sein." „Vaterland", das war die Stadt, der kleine Einzelstaat, dem man angehörte — wie hätten hochstrebende Geister dort ihr Genügen finden sollen? Jenseits des Stadtbannes, der Grenzen ihrer engen Heimat war die „weite Welt". „Ist denn Tarent der Erdkreis?" fragt Julius von Tarent in dem gleichnamigen Drama von Leisewitz (1776). „Die Welt ist mein Vaterland, und alle Menschen sind ein Volk."

Gegen diese Allerweltsfreundschaft setzte allmählich eine Reaktion des langsam erstarkenden Volksbewußtseins ein. Der Ruhm Friedrichs des Großen, besonders sein Sieg über die Franzosen bei Roßbach, tat seine Wirkung: in der Seele des deutschen Volkes flammte das Nationalgefühl empor, aber noch war die Flamme nicht stark genug, ein alle Zwietracht verzehrendes Feuer zu entzünden. Einzelne Stimmen eiferten wider die Weltbürgerei, wie der Schwabe Schubart in einem Gedicht: „Der Patriot und der Weltbürger" mit dem derben Schluß:

Fleuch hin zur Krippe, draus du frißt,
Und nenne sie dein Vaterland.

Ein anderer Schwabe, Friedrich Karl Moser, forderte eine Vaterlandsliebe, die sich auf die ganze Nation beziehe, der Osnabrücker Justus Möser kämpfte gegen das französierende Wesen und für das Heimatlich-Volkstümliche, Klopstock und Herder, an die Mahner zur Deutschheit aus dem 17. Jahrhundert wieder anknüpfend, belebten den erwachenden Stolz auf die deutsche Geisteswelt, aber Humanität, Menschheitsbeglückung war das letzte und eigentliche Ziel auch ihrer Ideen, und diese Ideen waren im Grunde wirklichkeitsfremd, lebten fern von Geschichte und Staat. Es war noch ein weiter Weg von ihrer luftigen Gedankenhöhe bis zu den Gefilden der Tat, wo „Blut und Eisen" entscheiden.

Diese ganze Ideenwelt, schwärmender Kosmopolitismus wie die unbestimmt zwischen Menschheit und Volkstum schwankenden Gedanken, wurden auf eine furchtbare Probe gestellt, als in der französischen Revolution die Lieblingsideen der Zeit Tat werden sollten. Vom weltbürgerlichen Wahne ergriffen, begrüßten die meisten Wortführer deutschen Geisteslebens den Beginn der ungeheuren Bewegung wie die Morgenröte eines neuen Weltentages. Manche liefen, auch nach dem Einbruch der Franzosen in deutsches Land, begeistert und mit Beifallsrufen hinter dem Siegeswagen der vermeintlichen Freiheitsbringer her. Die Feurigsten, wie Georg Forster und Josef Görres, ließen sich nicht abhalten, nach Paris zu eilen, um in der Lichtstadt „am Quell der Freiheit" zu trinken; der eine mußte den Trunk mit einem elenden Ende nach bitterem Grame büßen, der andere wurde, ernüchtert, bald zu einem Vorkämpfer der deutschen nationalen Sache. Wieder andere Universaldeutsche hatten ihre Huldigung gegenüber dem Genius der Menschheit erst mit moralischer Erniedrigung, dann mit dem Kopfe zu zahlen. Unter denen, die im Dienste der neuen Idee ihr äußeres Glück machten, ist wohl das bezeichnendste Beispiel der schwäbische Pfarrerssohn Karl Friedrich Reinhardt, ein Jugendbekannter Schillers und späterer Freund Goethes; in den revolutionären Strudel durch seine Begeisterung für Völkerbeglückung und Menschheitsverbrüderung hineingerissen, stieg er als französischer Staatsmann von Stufe zu Stufe, allen Regierungen von der Gironde bis zum Julikönigtum getreulich dienend und immer aufs neue hoffend, daß endlich seine weltbürgerlichen Ideale sich erfüllen möchten. Aber der Tübinger Stiftler, der es zum Grafen und Pair von Frankreich gebracht, der ein Franzose gewor-

Digitized by Google

Deutsche Wacht. Bronzebildwerk von Georg Curt Bauch

(München, Kunstausstellung im Glaspalast 1924)

Digitized by Google

Digitized by Google

den und doch Deutscher bleiben wollte, mußte entsagend erkennen, daß sein Traum niemals sich verwirklichen lasse, daß Weltbürgertum vielmehr zur Verleugnung und Vernichtung des eigenen Volkstums führen mußte. Alle Erfolge seines Lebens erschienen dem bitter Enttäuschten zuletzt eitel und nichtig, — die Tragik des deutsch-kosmopolitischen Ideologen, deutscher Pflichterfüllung, deutschen Arbeitsgeistes, deutscher Treue im Dienste eines deutschfeindlichen Volkstums.

Und die Großen und Größten vom deutsch-weltbürgerlichen Idealismus? Wenn auch einige, wie Herder, trotz der enttäuschenden Erfahrungen noch weiter zwischen Vaterlandsgedanken und Völkerverbrüderungsmöglichkeiten schwankten, so wurden doch die meisten durch den mit Grauen erlebten Widerspruch zwischen Idee und Wirklichkeit von ihrem weltbürgerlichen Wahne geheilt. Goethe, der wußte, daß lebensfähige politische Gebilde sich nur auf lebendig-wirklichem, nicht auf gedachtem Grunde entwickeln, brauchte nicht kuriert zu werden. Schiller aber, angewidert von den französischen Henkersknechten, reif geworden durch Leben und Studien, kam über seine jugendliche Auffassung hinaus; ja, man kann sagen: Die Entwicklung von weltbürgerlicher Schwärmerei zum Nationalgedanken, vom ungebundenen Einzelnen und der allgemeinen Menschheit zum bestimmten Volk und Staat wird am Leben keines der führenden Männer deutlicher als an dem Schillers. Ähnliches gilt von seinem Freunde Wilhelm von Humboldt, der sich vom Kosmopoliten und Staatsgegner zum Vaterlandsfreund und Staatsmann entwickelte: er, der sich noch 1806 als preußischer Gesandter in Rom mit weltbürgerlicher Leichtherzigkeit über den Zusammenbruch Preußens getröstet hatte, bekannte später, nur eine freie und nach außen starke Nation bewahre den Geist in sich, aus dem auch alle Segnungen im Innern strömen, nur sie sei imstande, das notwendige Selbstgefühl zu nähren. Und dieselbe Entwicklung von der Idee zur Tat, vom weltbürgerlichen zum Nationalgedanken offenbart sich in den Lebensläufen anderer bedeutender Persönlichkeiten, wie ich sie in meinem Buche „Vom Weltbürgertum zum Nationalgedanken" (München, C. H. Beck) dargestellt habe. In dieser Entwicklung liegt nun aber eine ernste Mahnung für uns Deutsche: wenn je, so war gewiß zur Zeit unserer großen Klassiker der weltbürgerliche Gedanke glänzend und überwältigend vertreten durch die höchste geistige Blüte eines hochbedeutenden Volkes, aber niemals auch hat er durch die Geschichte eine furchtbarere Widerlegung erfahren. Damals ist die Entscheidung für immer zugunsten des Nationalgedankens als des Natürlichen und Gesunden gefallen, da das Weltbürgertum selbst in seiner edelsten Gestalt in keiner Weise die Probe bestanden hat.

Wie die aus dem Stolz auf die Schöpfungen der großen deutschen Geister entstandene „Kulturnation" unter dem Druck der Fremdherrschaft zur „Staatsnation" sich wandelte, wie das zum Bewußtsein seiner selbst gekommene Volk sich mit Staatsgedanken zu beschäftigen begann und einen Staat sich zu erkämpfen strebte, alles unter Schwankungen und Rückfällen in den alten, kaum überwundenen Geist, kann hier nicht weiter verfolgt werden. Allen den schöpferischen Persönlichkeiten des 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts haben wir es zu danken, daß sie in den Zeiten des politischen Elends die Deutschen an sich selber und die Unvergänglichkeit deutschen Wesens glauben lehrten. Doch zu dem Glauben an die angestammte Art und ihre Bewährung mußte die Betätigung im staatlichen Leben kommen. Dieser aber mußte die Befreiung von der Fremdherrschaft, die Wiederaufrichtung der Ehre des geschändeten Vaterlandes voraufgehen. Die Kraft dazu kam aus der neuen Gesinnung, dem wiedergeborenen Vaterlandsgedanken, aus dem Umschlag von schwärmender Weltbürgerei zu opferbereiter Hingabe an das eigene Volk. Das aber ist mit Recht als das hinreißend Große an jener Zeit der Wiedergeburt und Selbstbefreiung bezeichnet worden, daß dasselbe Geschlecht, das seinem Volk im Geistigen und Persönlichen die herrlichsten Kränze errungen, eben dieses Geistige und Persönliche bescheiden wieder einordnete in die naturhaften und überpersönlichen Zusammenhänge der Nation und des Staates. Damals ward dem deutschen Volk die Lehre tief eingeprägt, daß ohne die Tragpfeiler nationaler Freiheit und staatlicher Macht auch das herrlichst aufragende Geistesbauwerk keinen dauernden Bestand haben könne. In Preußen hatte sich zuerst die Versöhnung der Notwendigkeiten des politischen Lebens mit der Freiheit deutscher Bildung vollzogen — es sei nur an die Fichte, Schleiermacher, Stein, Arndt, Kleist u. a. erinnert. Aus ihren Gedanken wurden alle weltbürgerlichen Träume verbannt; sie erkannten, daß auch der Größte seines Volkes bedarf, von ihm bedingt werden muß, um es weiterzuführen; daß er selbst ohne diese Gemeinschaft nicht zur vollen Entfaltung seines Wesens kommt. Diese Gemeinschaft aber sahen sie verankert im nationalen Machtstaat.

Dieser Grundgedanke war der Leitstern unserer politischen und kulturellen Entwicklung seit den Befreiungskriegen. Solange und so oft wir ihm nachstrebten, ging es vorwärts und aufwärts mit uns; jedesmal aber, wenn das nationale Bewußtsein sich abschwächte oder gar erschlaffte und der Hang zur Weltbürgerei in dieser oder jener Gestalt sich wieder regte, erlebten wir Rückschläge. Am mächtigsten erhob der verhängnisvolle Menschheitswahn am Ende des Weltkrieges wieder sein Haupt, mitten in unserem Lager. Und wo stehen wir heute? Am Rande des Abgrundes . . .

Digitized by Google

Zirkus Mundi

Novelle von Horst Wolfram Geißler

* *

Vor fünf Jahren hatte Josef Bandler die Hälfte eines sehr kleinen Hauses geerbt. Die andere Hälfte war einer etwas buckligen Tante zugefallen, die zugleich mit dem Erbe für den Rest ihres Lebens die Aufgabe übernommen hatte, die Wirtschaft des jungen Lehrers in Ordnung zu halten. Beide waren zufrieden.

An einem Sonntagmorgen saß Bandler im Vorgärtchen. Die Glocken läuteten aus der Stadt herauf. Neben ihm lag die Zeitung auf der Bank, aber er dachte nicht daran, sie zu lesen, denn die Welt bot sich ihm herrlicher dar. Unten erwachte die große Stadt: die Sonne hob den goldenen Dunstschleier von den Dächern und Türmen; schon leuchteten die hellgrünen Kuppeln der Frauenkirche in den Himmel. Blaue Trambahnwagen krochen frischgewaschen aus dem Häuserhaufen heraus auf die Vorstadtwiesen, an deren Rändern die Straßen mit kahlen Giebeln abbrachen. Oder es standen da noch verstreut und neben Bäume geduckt Hütten aus der alten Zeit. Auf den Wiesen blühten bereits als sonntägliche Blumen hier und da helle Mädchenkleider. Und dort, wo diese roten, weißen und blauen Blumen dichter standen, war über Nacht ein Pilz aus der Erde gewachsen —: wahrhaftig, ein Karussell!

Es war noch rundum geschlossen, aber schon liefen die Kinder um die geheimnisvolle Herrlichkeit. Daneben schlief das viereckige Leinendach einer Schiffsschaukel und ein drittes Zelt. Ferner waren zwei grüne Wagen erkennbar, sie hatten dünne Blechschlote, aus denen sie einen Rauchfaden in die Sommerluft ziehen ließen.

Der Lehrer sah dies alles und freute sich auf den Nachmittag. Das Karussell würde sich glitzernd drehen, und hin und wieder würde der Wind einen Streifen Leierkastenmusik zu ihm heraufstragen. Aus der tiefen Ferne war Leierkastenmusik ganz hübsch, besonders wenn ein recht schwermütiger Walzer gespielt wurde. Das machte ein wenig sehnsüchtig und ließ den Menschen an allerhand denken. An Liebe — ja, auch an Liebe. Bei diesem Gedanken, der eigentlich ein Gefühl war, spürte Josef Bandler einen dunklen Wunsch nach sehr viel Unerlebtem. Die bucklige Tante Emmy vertrat in seinem Dasein die Weiblichkeit nicht schön, aber mit Nachdruck und Umsicht. Sie wusch und kochte. Dort unten jedoch —

Dort unten auf der Wiese blühten wie Blumen die weißen, roten und himmelblauen Mädchenkleider. Sie wurden natürlich nur feiertags aus dem Kasten geholt, denn unter der Woche mußten ihre Besitzerinnen ebenso waschen und kochen wie Tante Emmy. Aber erstens waren sie gewiß nicht bucklig, und zweitens eben blühten sie doch wenigstens viermal im Monat ganz erlöst von aller Mühsal.

Josef Bandler fühlte Unruhe in seinem Herzen. Er stand auf und begann im Garten hin und her zu gehen. Immer zwanzig Schritt hin, zwanzig Schritt her — das war nun seine Welt!

Den ganzen Vormittag trieb es ihn im Garten umher. Er kämpfte mit jenem Menschen in sich, den er für einen oberflächlichen, nichtsnutzigen Jahrmarktsmenschen hielt. Als das Mittagessen auf dem Tische stand, glaubte Josef Bandler dieses zweifelhafte Ich wieder einmal überwunden zu haben. Und er wollte eben nach der Schüssel mit dem Kartoffelsalat langen, als der Wind das erste Stück Leierkastenwalzer wie eine bunte Papierschlange durchs Fenster hereinwehte: „Und ich hab' — sie ja nur — auf die Schulter geküßt —"

Da sagte der Lehrer: „Heute nachmittag muß ich mir doch einmal das Karussell ansehen. Es steht drunten auf der Wiese und sieht sehr lustig aus."

„Heute nachmittag," sagte die Tante, nicht ohne Mißbilligung im Tone, „heute nachmittag kommen der Huber und der Glonner zum Triospielen."

Statt seiner Unruhe zu folgen, musizierte er also mit den Freunden. Dann tranken sie im Garten Kaffee und setzten sich schließlich zum Tarock hin. Dem Lehrer kam ein unverlierbares Herzsolo in die Hand. Aber gleichzeitig schaukelte es sich den Berg herauf: „Denke dir, mein Liebchen, was ich im Traume gesehn . . ."

„Der Kasten ist wenigstens dreißig Jahre alt!" sagte der Sekretär Huber, „das Lied hat schon meine Mutter gesungen."

Da erwiderte Bandler mit eiskaltem Hohne, der an Gotteslästerung grenzte: „Mozart ist noch viel älter — — —!", verlor gleichzeitig das Herzsolo und bewirkte durch diese beiden unerhörten Schändlichkeiten ein beinahe ernsthaftes Zerwürfnis mit den Freunden seiner sonst so ruhsamen Sonntage. Immerhin schieden sie, als die Dämmerung hereinbrach, versöhnt durch milde Worte des besonnenen Glonner, der sich erinnerte, daß auch sein Großvater einmal ein ähnliches Solo verloren habe: die Weltgeschichte lasse selbst über solche Dinge Gras wachsen.

Kaum aber hatte Bandler sein Abendbrot gegessen, als er den Hut aufsetzte und mit der Entschuldigung, daß er sich noch ein wenig Bewegung machen müsse, davonlief.

Draußen schwiegen schon die Bäume. Der Abend wölbte sich rosenviolett über der Stadt, die still ins Dunkel zurücksank. An den Straßen perlten die Laternenreihen. Zwischen Zäunen und Hecken, in denen die Glühwürmchen wie Barkarolenklänge schweb-

Digitized by Google

ten, stieg der Lehrer den Hang hinunter. Dann stand er am Ufer der schwarzen Wiese und sah, wie sich das Karussell, einem hellerleuchteten Dampfer auf dem Meere vergleichbar, in Licht und Jubel bewegte.

Langsam ging er über den Rasen und genoß den Anblick. Dies war eine Welt für sich, eine Welt, die ihm aus dem Dunkel entgegenstrahlte, geziert mit Flitter und Tand, hinter denen sich vielleicht jenes große Geheimnis verbarg, das man Leben nannte und das ihm unbekannt war. Unruhe und Sehnsucht richteten sich stärker in seinem Herzen auf.

Nun stieg ein Trompetenruf wie eine Goldrakete in den Himmel, dessen letzter violetter Hauch darüber verlosch. Der Lehrer begann unwillkürlich zu laufen, um das Ereignis, das hinter dieser Fanfare einherziehen mußte, nicht zu versäumen.

Das Ereignis zeigte sich zunächst in der Gestalt eines Mannes, der sich auf das stehende Karussell schwang; unter seiner Jacke, deren Kragen hochgeschlagen war, ahnte man einen rot und weiß gestreiften Baumwolljanker — —

„. . . und mache ich die sehr verehrten Herrschaften aufmerksam, daß in zehn Minuten die große Gala-Eröffnungs-Vorstellung des bekanten Zirkus Mundi beginnt. Niemand versäume die Gelegenheit, niemand gehe daran vorbei . . .“

Um die Gelegenheit in noch glänzenderem Lichte erscheinen zu lassen, fauchten an der Zirkusbude zwei Azetylenflammen aus dem Dunkel und gossen bläuliches Licht auf das Podium vor dem Eingange. An der Kasse nahm eine sehr dicke und geschminkte Dame Platz, die einen Pleureusenhut trug. Und dann erschien, von dem Ausrufer geführt, ein Fräulein, das außer Trikots und einem Ballettkleidchen nur einen schwarzen Schulterschal anhatte.

In diesem Augenblicke stand es bei Josef Bandler fest, daß er die immerhin beträchtliche Summe für den ersten Platz bezahlen werde. Er wartete nicht einmal auf Leute aus dem Publikum, denen er sich anschließen konnte, sondern stieg mit einem ihm selbst wunderbar erscheinenden Mute die vier Stufen empor und ging an dem Ballettfräulein vorüber zur Kasse. Dabei geschah es, daß dieses Fräulein ihm einen Blick und ein ganz winziges Lächeln wie ein Veilchensträußchen zuwarf, denn sein Beispiel machte die Menschen beweglich, und in der Menge fanden sich manche, die ihm folgten.

Das Lächeln verbarg er als sein allerpersönlichstes Eigentum in einer Falte seines Herzens.

Einigermaßen verblüfft war er, als man ihn durch die verhangene Tür keineswegs in ein Zirkuszelt, sondern auf die Wiese führte. Hier war durch die grüne Wagenburg ein Platz begrenzt, an dessen Seiten Holzbänke standen und dessen Mitte durch Seile als Manege bezeichnet wurde. Der Leierkasten, der vom Karussell her über die grünen Wagen orgelte, vertrat die Musikkapelle.

Bandler bekam einen Hund zu sehen, der zum Mandolinenspiel eines Clowns sang. Er ward mit Achtung vor den Künsten eines Jongleurs erfüllt. Er betrachtete einen Degenschlucker und das kleinste Pferd der Welt.

Dann aber wurde über den Rasen ein Silberdraht gespannt, der im Lichte der Azetylenlampen schwingend aufgleißte, und mit einer jener unnachahmlichen Bewegungen, die nur die Armut und Anmut der Zirkusleute kennt, federte das Ballettfräulein aus dem Dunkel des Hintergrundes, schwebte einmal nach rechts und einmal nach links wie ein gaukelnder Nachtfalter, ließ sich vom Clown einen japanischen Sonnenschirm reichen und sprang auf den Draht, der unter ihren Füßen gleißend aufzuckte wie ein Fisch im dunkelklaren Wasser, während ihr Leib sich in sicherer Ruhe wiegte. Sie glitt vorwärts und rückwärts über den Draht, verstand sich blitzschnell zu wenden, konnte niederknien — dies war der atemloseste Augenblick — und ein Taschentuch mit den Zähnen aufnehmen. Josef Bandlers Hände zitterten, unwillkürlich bewegte er sie, als ob er ihr helfen könnte, wenn sie schwankte. Aber sie schaukelte sich mit lächelndem Bemühen wieder auf die Füße und warf das kleine Taschentuch wie eine weiße Blume in die Nacht hinaus. Als sie endlich auf den Rasen niederschwebte, klatschte Bandler so entfesselt, daß die Leute nach ihm schauten. Kurz danach begannen die Lampen heiser zu zischen, ihr Lichtstrom stockte und versickerte, und daran merkte der Lehrer, daß die Vorstellung zu Ende war; die Bänke hinter ihm standen schon leer. Er sprang auf, schämte sich ein wenig und empfand plötzlich die feuchte Kälte der Nacht, die aus der Wiese stieg. Fröstelnd knöpfte er seine Jacke zu.

Drüben leierte die Drehorgel des Karussells einen Gassenhauer. Auf dem Rasen lag einsam noch das Taschentuch, das die Seiltänzerin weggeworfen hatte. Bandler sah es deutlich. Er zögerte einen Atemzug lang, sprang endlich hin und hob es auf. Dann ging er zwischen den zusammengeschobenen Wagen auf die Wiese hinaus.

* * *

„Wohin willst du so zeitig?“ fragte die Tante anderntags.

„In die Schule . . .“ antwortete er.

Die Tante sah ihn kurz an. „Heute ist der erste Ferientag —“ sagte sie.

Bandler wurde rot, schüttelte den Kopf, ein wenig gezwungen lächelnd, und ging trotzdem fort. Er hatte wirklich vergessen, daß Ferien waren; aber während er die Tür hinter sich zuzog, fiel ihm ein, daß die Tante nun wohl glauben würde, er wolle ihr etwas verheimlichen. Im Gedanken an sein Erröten stieg ihm das Blut doppelt heiß in die Schläfen; es war ärgerlich. Man lebte hier wie in einem Gefängnis, wahrhaftig.

Eine Viertelstunde später stand er neben

Digitized by Google

dem Karussell. Der Weg hatte ihn vorübergeführt.

Aus den Blechöhren auf den Dächern der beiden grünen Wagen zogen wieder die Rauchfäden in die Luft. Ein kleines Kind krähte irgendwo den Tag an, und auf dem Rasen kratzte sich ein Pudel hinter dem Ohr. Hinter dem einen Wagen erblickte Bandler einen Rocksaum und zwei Füße in Holzpantoffeln. Dahin ging er und fand seine Seiltänzerin. Sie trug eine verblichene Leinenbluse und einen grauen Rock und war damit beschäftigt, Wäsche aufzuhängen. Als sie den Lehrer um die Ecke biegen sah, lächelte sie ihm entgegen. Er blieb stehen, zog den Fund von gestern abend aus der Tasche und hielt ihn vor sich hin. Sie kam heran.

„Das habe ich gestern abend gefunden, Fräulein!" sagte er.

„Ach —" sagte sie, immer lächelnd.

„Und ich wollte es Ihnen wiederbringen."

Sie sah ihn an.

„Denn ich dachte, Sie hätten es verloren."

„Es ist ja nichts wert —" sagte sie. Darauf trat eine Pause in dem Gespräch ein, weil Josef Bandler nicht wußte, was er nun sagen sollte.

„Hat es Ihnen gefallen gestern abend?" fragte sie schließlich.

„O, sehr!" antwortete er. „Bleiben Sie noch lange hier?"

„Morgen reisen wir weiter — auf der Straße nach Salzburg; es soll da große Dörfer geben, wo etwas zu machen ist. Hier sind die Leute so verwöhnt, in Städten ist es schlecht für uns. Ja."

Im Inneren des Wagens schnarrte eine alte Stimme. „Marfa! Was ist los?"

„Ich muß hinein —" sagte Marfa hastig zu dem Lehrer, „kommen Sie nach dem Mittagläuten, da schläft der Alte."

⁂ ⁂ ⁂

Nach dem Mittagläuten traf er Marfa. Sie wanderten um die Wiese und zwischen den blühenden Sträuchern den Berghang hinauf. Als Bandler sein Häuschen sehen konnte, deutete er darauf hin und sagte: „Da wohne ich. Aber wir müssen hier stehen bleiben. Meine Tante mag es nicht, wenn ich mit fremden Leuten rede; das ist mir natürlich gleichgültig, aber wir können ja ebensogut zurückgehen."

Marfa betrachtete das Haus lange; sie nickte: „Sie sind glücklich. Wenn ich auch eine solche Wohnung hätte . . ."

„Wie man's nimmt —" antwortete er nachdenklich und fast verwundert. „Mir wär' es lieber, durch die Welt zu streifen, meinethalben in einem grünen Wagen. Seid ihr nicht frei?"

„O ja — so frei, daß die Bauernbuben mit Steinen nach uns werfen, wenn ihnen nichts Besseres einfällt."

„Nein, wirklich?" fragte er und ballte unversehens die Hand.

„Aber man gewöhnt sich daran."

Eine kleine Weile schwiegen sie.

„Wie Sie das nur können —" sagte er dann, „so auf dem Draht hin und her zu gleiten."

Sie lachte. „Ich habe es schon als Kind gelernt. Es hat Prügel genug gekostet, aber es ist doch eine Kunst."

„Prügel?" fragte Bandler erschrocken.

„Freilich!" erwiderte sie ruhig. „Das gehört dazu. Es hat mir nichts geschadet, Sie brauchen mich deshalb nicht so mitleidig anzusehen."

⁂ ⁂ ⁂

Abends saß er wieder in der Vorstellung auf dem ersten Platze. Er blickte zu Marfa auf mit einem Gefühle, das aus Bewunderung, Liebe und Mitleid gemischt war. Als die fauchenden Azetylenlampen verloschen, traf er sie am Wiesenrand und ging mit ihr durch die Straßen der Vorstadt, bis sie eine kleine Weinstube fanden, in der sie unter einer trübseligen Hängelampe die einzigen Gäste waren und sich nur flüsternd unterhalten konnten. Hier bezahlte Bandler einen Liter Rotwein und zwei Stück Kuchen, trank sich einen heißen Kopf an und hörte von Marfa, daß sie nun wohl zum letztenmale beisammen wären, weil ja morgen früh das Karussell abgebrochen und die Wagen angespannt würden.

Auf dem Heimwege blieb Marfa im Schatten eines Limonadenhäuschens unvermutet stehen und sagte: „Ja, dagegen kann man nichts tun. Aber ich werde Sie gewiß nicht vergessen."

„Ich Sie auch nicht —" antwortete Bandler voll Herzklopfen und Kummer.

„Nun — und?"

Er schwieg und wußte nichts weiter.

Da nahm Marfa seinen Kopf in beide Hände, zog ihn an sich und küßte ihn. Es war, als ob lauter Sternschnuppen vom Himmel fielen.

Bandler kam nach Hause, als die Mitternacht schon lange vorbei war. Er konnte sich nicht darauf besinnen, wie sein innerer Mensch früher ausgesehen hatte.

⁂ ⁂ ⁂

Als der junge Lehrer nach einer Nacht voll wirrer Unruhe spät erwachte, sah er auf der Wiese im Tal nur noch einen kreisrunden Flecken zertretenen Grases — die wandernde Welt mit Wagen und Zelten war verschwunden.

Er lief hinunter, stand vor der öden Stelle wie vor einer Brandstätte, suchte etwas, das er selbst nicht kannte, und fand schließlich nichts als die Trostlosigkeit in seinem eigenen Herzen. Eine Sternennacht lang — nein, zwei Stunden einer Sternennacht lang war er glücklich gewesen in dem Rausche der Empfindung, daß es ihm möglich sei, die hölzernen Schranken seines Lebens zu überwinden. Nun sah er sich wieder am alten Orte; die Schwingen waren mit dem Morgengrauen verkümmert.

Den Tag über trieb es ihn rastlos umher. Tante Emmy meinte, er sei krank, und ließ

Digitized by Google

einen Ausbruch von Grobheit mit wortlosem Staunen über sich ergehen. Gegen Abend hörte sie Josef im Schlafzimmer kramen, er zog Schubladen auf, lief hin und her und pfiff dabei unaufhörlich den Präsentiermarsch.

Nach dem Abendbrot eröffnete er der Tante, daß er in's Gebirge fahre, und zwar noch heute, ließ sich den schweren Rucksack aufpacken und verließ das Haus. Aber er ging nicht zum Bahnhof, sondern wanderte die große Landstraße nach Salzburg entlang.

Er wanderte die ganze Nacht zwischen dunklen Feldern, durch schlafende Dörfer, in denen die Hunde anschlugen, und durch Wälder, auf denen der Sternhimmel ruhte wie eine Glasglocke auf schwarzem Samt. An jedem Meilenstein ließ er ein Stück seines vorigen Ich hängen, und als die Sterne bleich zu werden begannen, war er ein Niemand, der singend gen Osten zog, wo ein heller Morgenhimmel zu schimmern begann.

Gegen Mittag fand er auf einer Wiese die grünen Wagen und das Karussell. Marsa war stumm vor Verwunderung, schüttelte ungläubig den Kopf — und lachte schließlich. „Bleibe nur," sagte sie, „ich will mit dem Alten sprechen." Der Wanderer hatte sich den Empfang anders gewünscht — aber was sollte Marsa wohl tun? Sie konnte ihm hier nicht um den Hals fallen.

Der Alte kam aus dem Wagen gekrochen, stelzte auf Bandler zu und zwinkerte mit den trüben Augen. „Na?" sagte er und stellte sich vor ihm auf, „was kannste denn? Biste Clown? Kannste Feuer fressen? Akrobat? He?"

Der Lehrer wurde rot. Niemals vorher war ihm zum Bewußtsein gekommen, wie wenig er für das praktische Leben gelernt hatte: nicht einmal Feuer fressen konnte er. Marsa sah seine Verlegenheit und biß sich auf die Lippe.

„Das alles kann ich nicht," antwortete Bandler, „aber ich werde mich an die Kasse setzen."

„Nee — nee — und durchbrennen! An der Kasse sitzt die dicke Rosa."

„Es wird sich schon etwas finden —" sagte das Mädchen hilfreich, „einstweilen bleibt er und bezahlt."

„Bezahlt? So! Treten Sie näher, mein Herr! Bezahlt? Das walte Gott!" Der Alte grinste auf allen Zahnlücken, und Bandler war plötzlich wieder von seiner Daseinsberechtigung überzeugt. Es gesellten sich hinzu: Gustav, der Gentleman mit dem angeklebten Scheitel und dem rot und weiß gestreiften Baumwolljanker; die Dame Rosa, welche abends den Pleureusenhut trug und untertags sonst niemals sichtbar wurde, weil sie immer schlief; Fritz, ein schielender Clown, dem die Schnapsflasche aus der Tasche lugte; der Pudel Bello und das kleinste Pferd der Welt.

„Na also!" sagte der Clown, „das muß begossen werden." Darauf machte seine Schnapsflasche die Runde, und Josef Bandler fühlte sich als Mitglied einer Familie, deren Angehörige er als biedere Leute kennenzulernen wünschte. Einstweilen legte er sich in den Schatten vor Marsas Wagen und schlief ein; die Nacht, in der er alle Brücken hinter sich abgebrochen, hatte ihn Anstrengung genug gekostet. Als er aufwachte, dudelte schon der Leierkasten, und barfüßige Bauernkinder ritten andächtig auf den Holzpferden des Karussells. Josef hatte Hunger, fand sein Mittagessen in einem Topfe und löffelte es aus, ohne zu fragen, was es eigentlich sei. Dann trieb er sich bei dem Karussell herum, hielt die Kinder im Zaume, konnte Marsa nirgends entdecken und wünschte den Abend heran, an dem er sie auf dem silbernen Drahte wippen sehen würde.

In der Dämmerung trat der rot und weiß gestreifte Gentleman zu ihm und sagte: „Nämlich!"

Bandler wartete längere Zeit auf die Fortsetzung. Gustav spuckte aus, zerbrach unauffällig einen dicken Holzprügel, der im Grase lag, und sprach bedächtig: „Nämlich! Soweit wäre alles in Ordnung, Junge; meinetwegen! Aber wenn du und du denkst — mit Marsa'n — nich zu machen! Verstanden? Weiter wollte ich nischt."

Bandler sah stumm hinter ihm her. Sein Himmel krachte in allen Fugen: es schien ihm, daß nicht nur alle Brücken hinter ihm, sondern auch alle vor ihm zusammengebrochen seien.

Mitten in seine Ratlosigkeit hinein sauste das goldene Trompetensignal Gustavs, das den Beginn der Vorstellung ankündigte.

An einen Wagen gelehnt, stand Josef und starrte auf alles, was geschah, ohne viel zu begreifen. Der Gentleman spielte mit Eisenkugeln Fangball, der Pudel sang, der Clown purzelte über die Manege, und das fiel ihm nicht schwer, denn er war offenbar betrunken. Als dann Marsa mit ihrem japanischen Schirmchen vor dem gaffenden Volke aufgaukelte, trat Gustav neben Bandler, stieß ihn an die Seite und sagte: „Na, Junge — das hastе dir anders gedacht, was? Glaub' ich! Aber denkste, ich hungerte mich seit zehn Monaten bei der Bande herum, wenn Marsa nich da wäre? Marsa ist ein Luder, unter uns. Man kommt nich weiter bei ihr. Da laß die Finger von — Gruß und Kuß, dein Onkel Justav. Es wird mir sowieso bald zu dumm."

Und dies war das Ende des ersten Tages. Der Clown stolperte noch über ein paar Zeltseile, fluchte phantastisch und verkroch sich dann in den anderen Wagen, wo Gustav bereits schnarchte. Nachdem Bandler noch einige Male den Kopf über seine Lage geschüttelt hatte, folgte er den beiden und zwang sich dazu, einzuschlafen; die beiden Decken, die ihm als Bett dienten, waren kärglich genug.

⁂ ⁂ ⁂

Als die Sonne aus dem Silber der Morgenfrühe brach und noch Dunst und Duft über

Digitized by Google

den aufglitzernden Wiesen webte, versammelten sich alle um einen Kessel, aus dem Marfa dünnen Kaffee in Blechtassen schöpfte; auch Bello, der Pudel und das kleinste Pferd der Welt stellten sich ein. Der Clown hatte ein aschgraues Gesicht und schwieg beharrlich. Gustav blinzelte zu Bandler hinüber, halb gönnerhaft, halb eifersüchtig. Der Alte wackelte mit dem Kopfe.

„Das Geschäft geht schlecht . . .“ sagte Gustav. „Ich werde mir beizeiten eine andere Kondition suchen.“

Seine Worte machten keinen Eindruck auf Marfa. Der Clown zog die Mundwinkel unglaublich tief hinunter. Schließlich wandte sich das Mädchen an Bandler: „Haben Sie gut geschlafen?“ — „Danke!“ sagte er, „es geht.“

Der Gentleman grinste mißlaunig.

Marfa sah ihn an, und er duckte sich unter diesem Blick und verschluckte seine Bemerkung. „Ich habe die ganze Nacht wachgelegen,“ fuhr sie fort, „man hat so seine Gedanken. Ja, die hat man. Das sag' ich euch: wenn ihr nicht Frieden haltet, könnt ihr mich anderswo suchen.“

Bandler wurde rot. Marfa sprach in einem Tone, als hätte sie die Peitsche in der Hand und stünde in einem Hundezwinger. Plötzlich fror er. Er empfand die ganze Lage als sehr unwürdig. Das Morgenlicht wurde kahl und nüchtern. In der nächsten Viertelstunde versuchte er, ein Gespräch mit dem Mädchen anzuspinnen, aber sie blieb einsilbig und hatte eine Falte zwischen den Augenbrauen. Der Kraftmensch Gustav war kleinlaut, als hätte er die Peitsche wirklich zu fühlen bekommen.

Endlich sagte der Alte, der von alledem nichts empfand, kopfwackelnd: „Ja, schlecht gehen die Geschäfte. Und dabei ist Sommer, und die Bauern haben Geld. Was wird erst im Winter? Gustav, du mußt einen reichen Juden totschlagen, hehe!“

Da stand Bandler auf und trottete davon. Er mußte mit sich allein sein, es war ihm jämmerlich zumute. Er ging die Dorfstraße entlang. Aus einem Gehöft fuhr ein Hund auf ihn zu und bellte ihn an. „Das auch noch!“ murmelte Josef: er kam sich sehr ausgestoßen vor.

Als er schon an das Ende des Dorfes gekommen war, hörte er rasche Schritte hinter sich. Es war Marfa. Sie holte ihn ein, ohne zu lächeln.

„Du bist ungeschickt —“ sagte sie, „du nimmst alles viel zu ernst. Hätte ich das gewußt! Was fiel dir ein, uns zu folgen?“

„Ich liebe dich!“ sagte Bandler. Es war ein Ausbruch seines gequälten Gemüts, und er fühlte, daß jetzt eine Entscheidung kommen mußte. Seine Knie zitterten vor Aufregung, während er neben dem Mädchen herging.

„Das haben viele getan,“ antwortete sie gleichgültig, „aber keiner war so töricht, einer Seiltänzerin nachzulaufen. Wie hast du dir das gedacht?“

Er schwieg.

„Und was willst du nun tun?“

Statt einer Antwort fragte er: „Wohin gehst du?“

„Nach T., man bekommt im Dorfe nichts. Ich will einen Stern Seide holen — und einen eiligen Brief auf die Post geben.“

„Ich werde dich begleiten,“ sagte er.

„Du wirst umkehren. Willst du dir von Gustav die Knochen entzwei schlagen lassen? Ist es nicht genug mit einer Dummheit? Soll ich deinetwegen Ärger haben? Es ist reichlich Unfriede gewesen in den letzten Tagen.“ Bandler hörte die Kälte in ihren Worten. Jetzt wurde ihm vollends klar, daß er sich in seinen Träumen schwer getäuscht hatte und daß das Leben einigermaßen anders aussah, wenn man die Unvorsichtigkeit hatte, sich hineinzudrängen, als wenn man es von einer Bank hinter dem Gartenzaun bestaunte.

„Kehre jetzt um!“ sagte Marfa.

Als er zu dem Karussell kam, schlich der Clown Fritz an ihm vorbei und murmelte Unverständliches. ‚Er ist schon wieder betrunken!‘ dachte Bandler voll Ekel.

Gegen Mittag kehrte Marfa zurück und half dem Alten sogleich beim Kochen; sie antwortete auf keine Frage. Dann saßen sie auf dem Rasen, hielten die Näpfe zwischen den Knien und löffelten. Je länger Bandler das sonderbar verzerrte Gesicht des Clowns sah, desto peinlicher wurde seine Empfindung, daß eine schlimme Überraschung hinter den Falten dieser Stirne liege.

Der Nachmittag brachte Dudelmusik, schreiende Kinder, Farbenwirbel, Zerstreuung. Bandler half mechanisch und dachte daran, was er tun solle. Abends sah er den schlanken Körper Marfas wieder auf dem glitzernden Drahte, ließ das ganze Schaustück dumpf an sich vorübergehen und sehnte sich nach dem Schlafe, der ihn alles vergessen lassen würde.

Als das Mädchen ihre Nummer beendet hatte, sprang sie, wie gewöhnlich, zum Wagen, um sich umzukleiden. Bandler ordnete indessen mit dem Gentleman Gustav die von den Besuchern verschobenen Bänke und löschte die Lampen aus.

Plötzlich hörten sie Marfa schreien —

Gustav rannte in großen Sätzen nach dem Wagen, gefolgt von Bandler.

Er riß die Tür auf.

Ein Petroleumlämpchen pendelte langsam unter der Decke. Marfa stand in dem gelblich trüben Lichtkegel. An der Wand lehnte der Clown; er war zusammengeknickt wie eine Gliederpuppe.

Der Gentleman begriff die Lage. „Das Aas!“ brüllte er und riß den Clown hoch, um ihn vollends zu zerbrechen.

Aber Marfa lachte hart. „Laß ihn!“ sagte sie, wie man von einem Hunde spricht. „Er hat sein Spielzeug schon längst weggeworfen . . .“ Und nun sahen sie auf dem Fußboden einen Revolver liegen.

Digitized by Google

Bandler taumelte. „Er hat — hat er dich — —“

Das Mädchen schüttelte den Kopf. „Sich selber!“

„Ach so!“ sagte Gustav, plötzlich wieder gleichgültig. „Na, jeder nach seinem Geschmack. Raus da, Fritze! Und wenn du dich das nächste Mal erschießt, such dir einen Platz aus, wo es weniger stört, verstanden? — Na?“ Er machte eine Armbewegung.

Der Bleiche, Verzerrte, drückte sich an ihm vorbei zur Tür hinaus. „Ihr — ihr sollt sie auch nicht haben . . .“ sagte er, als würge ihn jemand an der Kehle. Dann verschwand er im Dunkel, das vor der Öffnung stand wie ein schwarzes Tier.

Marsa wies hinter ihm her. „Lauf ihm nach, Gustav. Mir ist nicht geheuer. Am Ende tut er sich was an. Oder macht Unfug mit Streichhölzern. Die Leinwand brennt schnell. Man muß auf ihn achtgeben.“ Der Gentleman verschwand gehorsam.

„Da siehst du: es geht nicht so weiter!“ sagte Marsa zu Bandler, der mit ihr allein geblieben war. „Der Alte sitzt im Wirtshaus, Rosa schläft wie immer, und hier fallen die Revolver von den Bäumen. Übrigens ein sauberes Ding . . .“ Sie hob die Waffe auf und untersuchte sie; man sah, daß sie mit derlei umzugehen verstand. „Eins, zwei, drei, vier, fünf Patronen — —“

Marsa ließ die Trommel des Revolvers rotieren. Sie schien über etwas nachzudenken. ‚Was für Menschen!‘ dachte Bandler; ‚sie spielen mit dem Tode, ohne zu schaudern; ich glaube, Marsa würde nicht aufgeregter sein, wenn der Clown sich wirklich erschossen hätte. Was für Menschen — ich passe wahrhaftig nicht unter sie.‘

Da trat Marsa plötzlich auf ihn zu und drückte ihm die Waffe in die Hand. „Hier! Wir werden ihn vielleicht brauchen.“

„Wir?“

„Ja,“ antwortete sie und sah ihn scharf an. „Ich mag nicht mehr. Wir gehen davon, heute nacht noch.“

„Marsa!“

„Hast du Angst?“ fragte sie spöttisch. „Dann nehme ich Gustav mit.“ Josef Bandler hatte Angst. Nicht vor der Flucht, nein, aber vor dem, was nachher kommen würde. Er gestand sich, daß er mit Marsa nichts würde anzufangen wissen. Er fürchtete sich vor dem Leben. Aber unter ihrem spöttischen Blick riß er sich zusammen und sagte: „Nein. Wir werden fliehen. Es ist gut.“

„Wir brennen durch —“ überlegte das Mädchen; gegen das Wort „fliehen“ schien sie Widerwillen zu haben. „Warte draußen!“

Bandler hörte, wie sie in den Kästen kramte. Das Dunkel drückte auf ihn, und gegen den finstertrüben Himmel hoben sich die Schattenrisse der matterleuchteten Wagen — es war so heimatlos hier . . . Was aber würde danach kommen?

Marsa trat heraus; sie hatte sich in einen großen Umhang gehüllt und ging hinüber zu Gustav. Bandler blieb an der Türe stehen. Er sah, daß der Clown auf seinen Wolldecken lag und weinte; Gustav saß auf einer Kiste und starrte ratlos auf das Bündel Unglück.

„Du bleibst bei ihm!“ befahl Marsa, „die ganze Nacht! Man weiß nie, was geschehen kann. Und gib ihm keinen Schnaps!“

„Ja,“ antwortete Gustav gehorsam. Er wollte noch etwas fragen, aber das Mädchen hatte ihm schon den Rücken zugedreht und stand wieder auf der Wiese. Sie deutete nach der Straße hinüber und ging voran. Bandler folgte ihr, ohne ein Wort zu reden.

Als sie das Dorf hinter sich hatten, verlangsamte Marsa ihre Schritte und sagte: „Wir gehen nach T. — um fünf Uhr fährt der erste Zug in die Stadt, dann sollen sie uns suchen. Aber sie werden es nicht tun.“

„Du willst in die Stadt?“ fragte Bandler erschrocken. Er dachte an sein Haus, an Tante Emmy — an die Schule. Der Kopf war ihm wirblig, während seine Füße schwer wurden, als sei er in einen Sumpf geraten.

„Natürlich!“ erwiderte Marsa. Es war als sei ein Lachen in ihrer Stimme, aber weil er ihr Gesicht nicht sehen konnte, zweifelte er wieder daran.

Als sie schon in der Nähe von T. sein mußten, kroch von weit her ein heller Schein die Landstraße heran: ein Auto, das ihnen entgegenkam. Die Lampen blendeten über Bäume hin, ließen sie auftauchen und gespenstisch verschwinden. Bandler wollte Marsa beiseiteziehen, denn er wußte, wie der plötzliche grelle Lichtkegel verwirrte. Aber Marsa blieb mitten auf der Straße stehen und rührte sich nicht.

„Um Gottes willen!“ schrie Bandler, da der Wagen schon ganz nahe war, und zerrte an ihren Armen.

Da verstummte das Surren des Motors, die Bremsen schleiften. Ein Mann stieg aus dem Wagen und ging auf sie zu.

„Guten Abend!“ sagte er. „Marsa?“

„Ja.“

„Und wer ist das?“

„Ein Bekannter, der auch in die Stadt möchte.“

„Also los!“

Ehe Bandler dies alles erfaßt hatte, saß er in den Lederpolstern. Das Auto wendete und sauste singend den Weg zurück.

„Das ging glatt!“ sagte der Herr nach einer Weile und lehnte sich zufrieden zurück.

Im Osten dämmerte ein heller Streifen über dem Horizont. Bandler starrte darauf; er fühlte, wie sein Gemüt seekrank wurde.

„Heute abend können Sie schon im Deutschen Theater auftreten; den Kontrakt habe ich in der Tasche. Ich danke für Ihr Telegramm. — Zigarre gefällig, junger Mann?“

„Keinesfalls!“ sagte Bandler.

„Übernächtig — wie?“

Marsa sagte: „Ich bin Herrn Bandler sehr zu Dank verpflichtet. Er wohnt in der Bergstraße. Halten Sie bitte vor dem Haus an der Ecke — dort steigt er aus.“

Digitized by Google

Das Antlitz von Neuyork

Von Paul Oskar Höcker

Mit dreizehn Originalzeichnungen von M. Lowengrund

Zehn Tage lang lag der schöne, neue Norddeutsche Lloyddampfer „Columbus", dessen erste Ausreise nach Amerika ich zwischen Ostern und Pfingsten dieses Jahres mitmachte, im Hafen von Brooklyn. Diese Spanne Zeit galt es wahrzunehmen, um das Antlitz von Neuyork zu schauen. Nur das Antlitz; ich wollte mich nicht vermessen, das Herz, die Seele dieser ungeheuren Stadt zu ergründen. Als mir zwei Tage nach der Landung gleich gar die Frage vorgelegt wurde, „wie mir Amerika gefalle", da konnt' ich nur herzlich lachen; war ich doch inzwischen mit mir einig darüber, daß ein hereingeschneiter Neuling gut und gern einen vollen Monat damit verbringen könnte, auch nur die äußere Gestalt der Weltmetropole kennen zu lernen. Man muß schon ein in allen Reisedingen sehr erfahrener, kartenkundiger, durchaus selbständiger, durch viel fremde Länder und Städte gezogener Tourist sein, um diese Studienfrist wesentlich abzukürzen. Denn der Neuyorker tut für den Fremden nichts, gar nichts. Wie sich der Ankömmling etwa in dem tausendmaschigen Netz der Subwaybahnen zurechtfinden mag, darüber zerbricht er sich nicht den Kopf. Gibt es doch Hunderttausende von Neuyorkern, die wohl selbst in die allergrößte Schwierigkeit geraten würden, wenn sie ohne Spezialführung eine der riesigen Vorstädte auf dem anderen Ufer des Hudson oder des Eastrivers besuchen sollten. Amerika den Amerikanern — Neuyork den Neuyorkern!

Denke ich an die ersten Eindrücke zurück, die ich nach der im dicken Nebel erlebten Hafeneinfahrt empfing, dann sehe ich nicht die autoerfüllte, staubige Zollhausstraße, nicht den zugigen, lärmenden Untergrundbahnhof an der 57. Straße der 4. Avenue von Brooklyn, nicht die auf der langen unterirdischen Fahrt an meinem Auge ratternd, rasselnd, stampfend, heulend vorbeiflitzenden dreihundert Expreß- und Lokalzüge, nicht das Gewühl und Gewoge auf der Rolltreppe, auf der man ohne Gebrauch der Gehwerkzeuge auf der Station Times-Square wieder ans Oberlicht gelangt, nein, ich schwinge mich achthundert Fuß hoch auf den Turm des Woolworth-Gebäudes und sehe das Häusermeer in vollem Sonnenlicht zu meinen Füßen, überschwebt von Rauchwolken aus vielen Tausenden von Schloten und Kaminen. Achtundfünfzig Stockwerk hoch steht man hier — wie auf dem schönsten Feldherrnhügel alter Paradezeiten — und überblickt ganze Armeen der Arbeit mit ihren Schwergeschützen, den Wolkenkratzern.

Noch herrlicher muß es sein, im Flugzeug über Neuyork zu kreisen. Dem Ankömmling würde ich von da oben aus den ersten Überblick über die Riesenstadt wünschen. Etwa in Höhe der Fackel der Freiheitsstatue, die sich aus einem Felseninselchen unweit der Südspitze von Manhattan erhebt. Manhattan ist die lange, schmale Halbinsel, die den felsigen Kern von Neuyork trägt, die ameisendicht bebaute Stadt, deren Straßennetz einem ins Unendliche langgezogenen Schachbrett gleicht. Von Süden nach Norden ziehen sich die dreizehn Avenuen hin, von links nach rechts die sie rechtwinklig schneidenden zweihundertfünfzig Straßen. Die fünfte Avenue bildet die Grenze für Ost und West; sie ist ja weltbekannt als der Sitz der reichsten Leute mit den feudalsten Palästen; nur von ihrer meilenweiten Ausdehnung macht man sich doch keine so rechte Vorstellung. Ebenso oft genannt wird der Broadway, die Hauptgeschäftsstraße. Auch sie beginnt gleich den Avenuen im Südzipfel von Manhattan, aber sie macht die Linealregelmäßigkeit des übrigen Straßensystems nicht mit, sondern schiebt sich schief, in Bogen und krummen Winkeln, alle Parallelität verspottend und mehrmals Verwirrungen schaffend, bis hoch in den Norden hinauf, in einer Länge von Potsdam bis zu Kempinski.

Hat sich der Neuling von seinem Wolkenthron aus einen Überblick über Manhattan verschafft, dann schaut er westwärts über den mächtigen Hudsonstrom. Da liegt Jersey-City und nördlich davon Stadt bei Stadt: von Hoboken an bis zu den berühmten Villengebieten im Norden, deren Uferschönheit der Amerikaner stolz dem deutschen Rhein vergleicht. Teile erinnern auch an Schandau, an Überlingen, an die Außenalster, an Wannsee. Nach Südosten und Osten schweift der Blick von unserem luftigen Plätzchen aus über den Eastriver mit seinen fünf majestätischen Brücken bis in den Qualm der Stadtungeheuer Brooklyn und Queens. An der Südküste von Brooklyn kribbelt's und krabbelt's; da ist Coney Island, das Familienbad von Groß-Neuyork.

Wer sich in die wuchtigen Konturen dieser Landkarte aufmerksam vertieft hat, der dürfte sie nie im Leben wieder vergessen.

Aber ganz anders wirkt doch das Bild, wenn man dann von seinem Olymp herabgeglitten ist und sich bescheiden an irgendeiner Straßenecke aufbaut. Könnte man nun vom Woolworth-Dach aus sich selber hier sehen, so würde man sich für einen Floh halten, der in einer Falte der Reliefkarte sitzt vor einem Sprung ins Ungewisse . . .

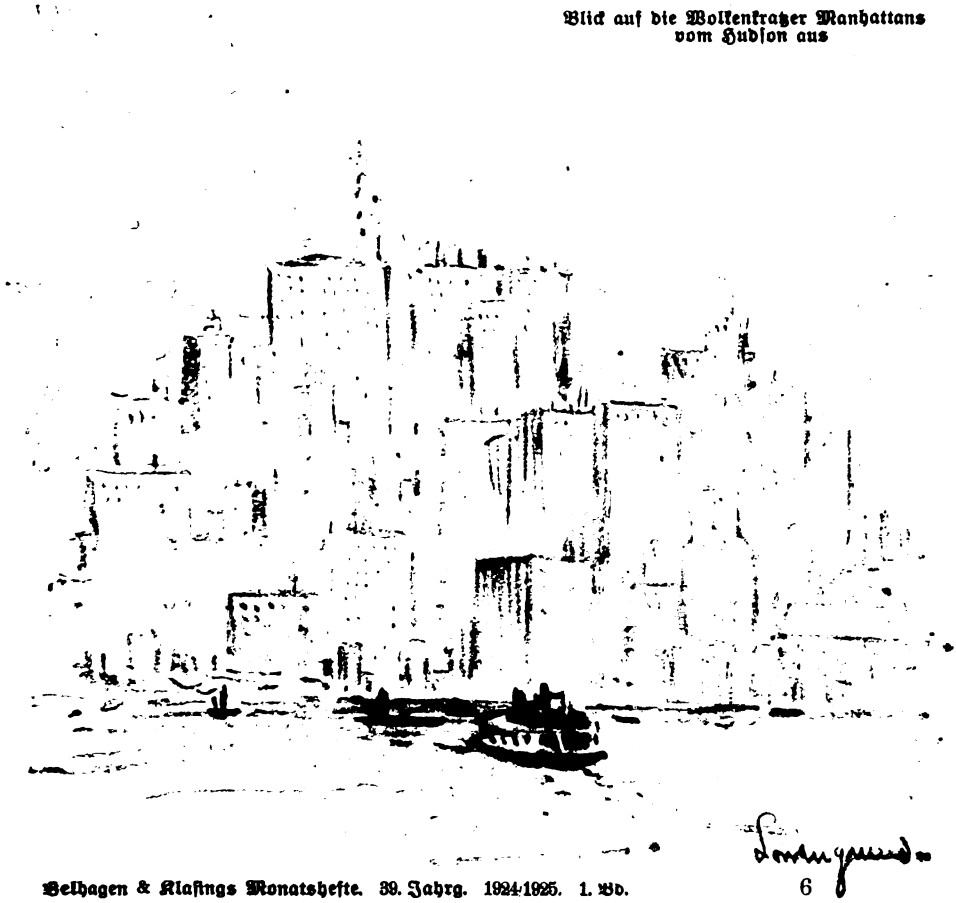
Hat man zehn Tage Zeit, dann kann man sich wohl einen Stadtteil nach dem andern allmählich erobern. Aber es ist eine ärgere Strapaze als eine zehntägige Dolomitentour. Und man muß ein vorzügliches Ortsgedächt-

Digitized by Google

nis, einen gut ausgebildeten Orientierungssinn haben. Denn es wäre ja zum Verzweifeln philiströs, wollte man systematisch verfahren und am Morgen dort weitergehen, wo man am Abend abgebrochen hat. Nein, man muß sich immer wieder waghalsig in ganz neue taktische Aufgaben stürzen, wie eben eigne Lust und Wetterlaune oder Geschäftsaufträge und Einladungen und Verabredungen sie einem aufdrängen. Das bedingt vor allem ein regelrechtes Studium aller öffentlichen Verkehrsmittel. Denn die Autos sind, wegen der ewigen Stops an den Straßenkreuzungen, für weite Entfernungen zu langsam. Zu Fuß kann man ja nur immer kurze Verbindungsstrecken zurücklegen. Braucht man doch vom Nordwesten, jenseits des Hudson, quer über Manhattan bis zum Südosten im Herzen von Brooklyn unter Benutzung der besten und raschesten Verkehrsmittel zwei gute Stunden. Solche Vorortbesuche sind also wie in Deutschland etwa ein Husch von Berlin nach Hamburg — für den man sich bei uns immerhin mit etwas Gepäck ausrüsten würde.

Den ersten Vormittag, der mir den allerersten Ausblick aus der Vogelschau gewährte, verfaulenzte ich im Südzipfel von Manhattan. Auf dem weiten Halbrund, auf dem der Broadway beginnt, befinden sich ein paar grünrasige Parkplätze. Arbeitslose spielen da Fußball. Man setzt sich auf eine Bank, guckt zu und läßt sich für einen Nickel die Schuhe putzen. Die jungen Burschen machen das virtuos. Allmählich ist die Sonne aus der Nebelbank herausgekrochen. Am Ufer hat ein findiger Mann ein großes Fernrohr aufgebaut. Man kann die kleine Insel mit der Freiheitsstatue wie zum Greifen sehen. Oder drüben, überm Hudson, mehrere Meilen von hier entfernt, das drei Stockwerk große Zifferblatt der Reklameuhr einer Fabrik. Zwischen elf und ein Uhr verlassen die Überseedampfer die herrlichen Pieranlagen von Hoboken, die die Amerikaner den deutschen Reedereien gegen alles Völkerrecht gemaust haben, und streben durch die Fahrrinne zwischen Staaten-Island (im Süden von Jersey) und Brooklyn dem Atlantik zu. Früher konnten die Neuyorker von dieser Stelle aus all die wundervollen Ozeanriesen betrachten, die der Norddeutsche Lloyd und die andern großen deutschen Linien im Amerikadienst unterhielten. Oft genug mag sie's geärgert haben,

Blick auf die Wolkenkratzer Manhattans vom Hudson aus



Digitized by Google

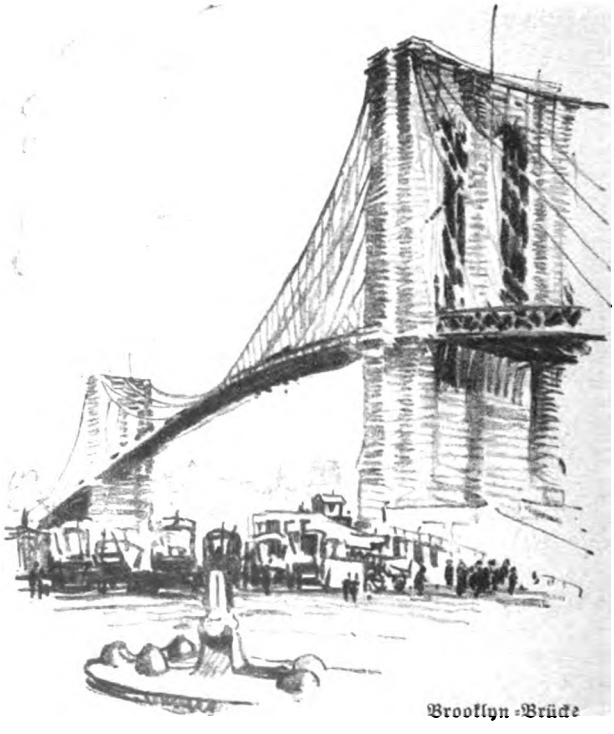
Blumenmarkt

tung der Neuyorker Zoologischen Gesellschaft wohl die größte Sammlung von See- und Frischwasser-Lebewesen allerart: Fischen, Schildkröten, Seals, Alligatoren, Krustentieren, in dreihundert Bassins und Glasbehältern sieben- bis achttausend Arten. Da schlendert man lernbegierig herum zwischen Seevolk, Schulkindern, Bummlern, Professoren, frühstückenden Geschäftsangestellten, die ihre Arbeitspause hier totschlagen, es kostet keinen Eintritt, fast alle Museen und Sammlungen und Bibliotheken und Galerien sind hier ja frei für jedermann.

Und dann quere ich die Anlagen und besuche das Customhouse, wo die oberste Zollbehörde der Vereinigten Staaten ihren Sitz hat. Man kann durch alle Räume gehen, auch der oberste Beamte ist jederzeit zu sprechen, es bedarf keiner Anmeldung, es gibt keine geschlossenen Türen, keine wartenden „Schlangen" auf ungemütlichen Korridoren. Nein, in einer Riesenhalle wickelt sich um einen Riesenkranz von Ladentischen das ganze Amtsgeschäft ab. Draußen tritt das Publikum heran, drinnen sitzen oder stehen die Beamten. Jeder von ihnen ist zuständig. Bedarf's zur Erledigung eines schwierigen Falles einer höheren Entscheidung, dann nimmt der Beamte den ganzen Papierkram mit sich, begibt sich in den Mittelraum, wo wieder an hundert Tischen arbeitende Männer sitzen,

daß die schönsten, besten und größten Dampfer stets den Deutschen und nicht ihnen gehörten. Ihren Beuteanteil der Raubtiere haben sie ja nun glücklich. Am stolzesten sind sie auf unsere ehemalige „Vaterland", die nun „Leviathan" heißt (im Volksmund „Levinathan"), und nachdem sie den Koloß von den Kriegsschäden geheilt haben, möchten sie am liebsten ganz vergessen, daß er auf einer deutschen Werft, dem Vulkan, erdacht, gezimmert, geschmiedet, vernietet, ausgerüstet und eingerichtet worden ist. Schade nur, daß die Amerikaner, die doch sonst so geschickte Leute sind, unsere Kähne nicht recht fahren können und fast auf jeder dritten Fahrt damit stecken bleiben. „Der Affe mit der Taschenuhr!" spottet der deutsche Matrose. Er weiß, daß die deutschen Schiffe auf eine ganz besonders eingespielte Mannschaft angewiesen sind, eine Mannschaft, wie wir sie bis zum Krieg in unserer Handelsmarine hatten und nun allmählich wieder aufzubauen im Begriff stehn: eine Mannschaft, die ihr Schiff *liebt*.

Ein Stündchen gehört dem Aquarium. Das ist ein altes Kastell, malerisch am äußersten Zipfel der Landzunge gelegen, ein trotziger Rundbau. In zwei Stockwerken enthält diese Stif-


Brooklyn-Brücke

Digitized by Google

Blick vom Westufer des Hudson auf Manhattan

und bringt dem Antragsteller die Entscheidung noch frisch und warm. Der Amerikaner läuft nicht von Pontius zu Pilatus; der Amtsschimmel hat hier für ihn Galopp gelernt.

Nun ist's ein Uhr und ich folge einer Frühstücks-Einladung in den Whitehallklub. Im Schnellzugslift fliege ich himmelwärts. Dicht unterm Dach eines Wolkenkratzers ein mächtiger Speisesaal. Auf allen Seiten durch lange Fensterreihen der Ausblick auf Himmel und Wasser: westlich der Hudson, östlich der Eastriver, südlich der Ozean. Schiffchen gleiten da unten vorüber. Schiffchen? Nun, es sind Kerls von zehntausend Tonnen und mehr darunter. Aber so aus olympischer Höhe . . .

Ein Klub reicher Herren ist das hier. Man benutzt die schönen Räume nur in den Mittagsstunden. Jetzt sind ein paar hundert Tische besetzt. Flinke Aufwärterinnen bedienen. Austern, Eiswasser, ein Fisch- oder Fleischgericht. Mokka, eine Import. Kein Alkohol. Es geht blitzgeschwind. Um halb drei Uhr steht alles wieder still und leer. Die Klubmitglieder sausen zur Erde nieder und zerstreuen sich in ihre Offices. Hier im Süden von Manhattan befinden sich die Monumentalgebäude der größten Schiffslinien der Welt. Ehedem gehörten auch die deutschen dazu, die man nun herausgebissen zu haben glaubt. — Aber doch nur für einige Zeit! tröstet man sich, wenn man deutsche Schiffsbauarbeit von der Güte des „Columbus" soeben auf der Probefahrt kennen gelernt hat.

Immer wieder soll der Amerikafahrer daheim in die Entrüstung über die Scheußlichkeit der Wolkenkratzer einstimmen. Ich kann's nicht. Sie haben malerische und architektonische Wirkungen von fabelhafter Kraft. Das Auge muß sie bewundern.

Ich habe das eigentliche Wolkenkratzer-

Digitized by Google

viertel, die bevölkertste und dichtestbebaute Hauptgeschäftsstadt im Süden von Manhattan — zwischen Whitehall, Wallstreet und Chambresstreet — von verschiedenen Seiten her angepackt, bei grundverschiedener Witterung, und ich muß gestehen, ich war jedesmal überwältigt. Kommt man auf der Brooklynbrücke bei einem kleinen Donnerwetter anmarschiert und sieht diese burgähnlichen Steinungeheuer im fahlen Gewitterlicht in zerfetzte Wolkengebilde ragen, dann gewinnen sie eine Gliederung, als wenn ein Titan eine Akropolis auf die andere getürmt hätte, man würde darauf schwören, daß diese Kolosse und Türme einen Bergrücken krönen, man glaubt es einfach nicht, daß ihr Fundament in einer ebenen Straße ruht, die kaum wesentlich über dem Niveau des Wassers liegt. Oder bei Nebel fährt man mit dem Ferryboot von Hoboken herüber. Ganz zart heben sich die Riesenvierecke von den Nebelschleiern ab. Da und dort dringt die Sonne durch, dann treten die Türme mit tausend blitzenden Fensterreihen in die Tageswirklichkeit. Und märchenhaft am Abend: hinter Regenwolken taucht plötzlich in unmöglicher Himmelshöh' eine Illumination auf, verschwindet wieder, wie ein Zauberspuk, eine neue Feerie tut sich auf, hier unten, dort oben, links, rechts, weiter südlich, weiter nördlich, da im zwanzigsten, dort im fünfzigsten Stockwerk, und mit einem Male fährt eine Bö durch die Wolkengasse hin: eine ganze Stadt von Transparenten erglänzt in Millionen Glühlichtern . . Oder an einem eisgrau unfreundlichen Morgen sieht man die unheimlich hohen, schmutzig-rötlichgelben Mauerflächen belebt von Tausenden von weißen Rauchwölkchen, die in allen Dach- und Turm- und Himmelshöhen aus den nie feiernden Schornsteinen emporgeblasen werden, hier sich ballen, festkleben, wie Wattebäuschchen, dort ziehen, schweben, zerflattern. Und die malerische Fortsetzung im Vordergrund finden sie in den eifrigen Schornsteinen der großen und kleinen Dampfer, Boote, Pinassen, die den Strom beleben und ihre weißen Wolken und Wölkchen knatternd in die eisgraue Luft senden . . . Und die Riesenkraft und Riesenarbeit, die in diesem Wolkenkratzerviertel aufgespeichert ist, zwingt zur Bewunderung . . . Das hat nichts damit zu tun, daß der Aufenthalt dort nicht als Sanatorium für nervenschwache Europäer zu empfehlen ist. Der Neuyorker würde die Büroarbeit in einem gartenumhegten Kreisständehaus gewiß auch selbst vorziehen. Aber er ist von Jugend auf daran gewöhnt, daß Geldverdienen verbunden ist mit Lärm, Hast, Engig-

Vergnügungspark am Badestrand von Coney Island

Schuhputzer-Trupp auf dem Brodaway

Digitized by Google

Aquarium

und Untergrundbahn arbeitet ohne Fahrkartenverkäufer, ohne Kontrolleure, ohne Bahnsteigschaffner. Das Publikum bedient sich selbst. Es öffnet sich den Durchgang durch das Drehkreuz durch Einwerfen eines Nickels in einen Trichter. Wo und wann der Fahrgast das Bahngelände wieder verläßt, ist der Verwaltung gleichgültig. Nur eine einzige notwendige Kasse — die in Berlin gerade fehlt — die Wechselkasse für Kleingeld, gibt es in Neuyork auf jeder Station. Wenn bei uns — auch noch in unsern guten Vorkriegszeiten, wo noch nicht die Armut und der Feind im Land unsere Zwingherren waren — ein Rathaus, ein Elektrizitätswerk, ein Friedhof, ein Schlachthaus, ein Museum, eine Untergrundbahn gebaut oder angelegt wurde, dann genügte das fertige Objekt niemals mehr den inzwischen stark angewachsenen Anforderungen. Immer hinkten die Stadtältesten um fünfzehn Jahre nach. In Neuyork hat man die Hoch- und Untergrundbahnen von vornherein, weil man auf mindestens fünfzehn Jahre voraussah, für vier Geleise eingerichtet; auf zweien verkehren die Schnellzüge, die nur alle fünf oder zehn Stationen halten, auf den andern die Lokalzüge. Treppen-

keit und Ungemütlichkeit. Das Woolworth-Gebäude ist fast dreihundert Meter hoch, hat 58 Stockwerke, dreißig Aufzüge, 14 000 Mieter. Einige Aufzüge fahren als Schnellzüge. Wer einen der Fahrstühle benutzt, tut es auf eigene Gefahr. (Zu Fuß kann er aber doch nicht 50 Stockwerk hoch steigen!) Indes die Sicherheit ist erprobt. Vor der Inbetriebnahme eines Woolworthaufzuges hat man ihn mit 3500 Kilo belastet und ohne die Kabel, ohne jede Sicherung, vom 54. Stockwerk zur Erde niedergelassen. Auf dem Boden des Fahrstuhles stand ein Glas Wasser, und als der Transport unten ankam, war auch nicht ein Tropfen Wasser verschüttet.

⁂ ⁂ ⁂

In allen Verkehrsdingen sind die Neuyorker der ganzen Welt, auch London, weit voraus. Die grausame Notwendigkeit hat sie rasch zur praktischen Großzügigkeit erzogen.

Die größten Bahnhöfe der Fernbahnen — Pennsylvania-Station und Central-Station — sind wahre Wunder baulicher, technischer, wirtschaftlicher Reisepraxis. Unterirdisch sind sie mit einer Reihe von großen Hotels durch glänzend erleuchtete Passagen mit eleganten Verkaufsläden verbunden. Der Reisende braucht gar nicht erst die Straße zu betreten. Die Hoch-

Alte Kirche zwischen Wolkenkratzern

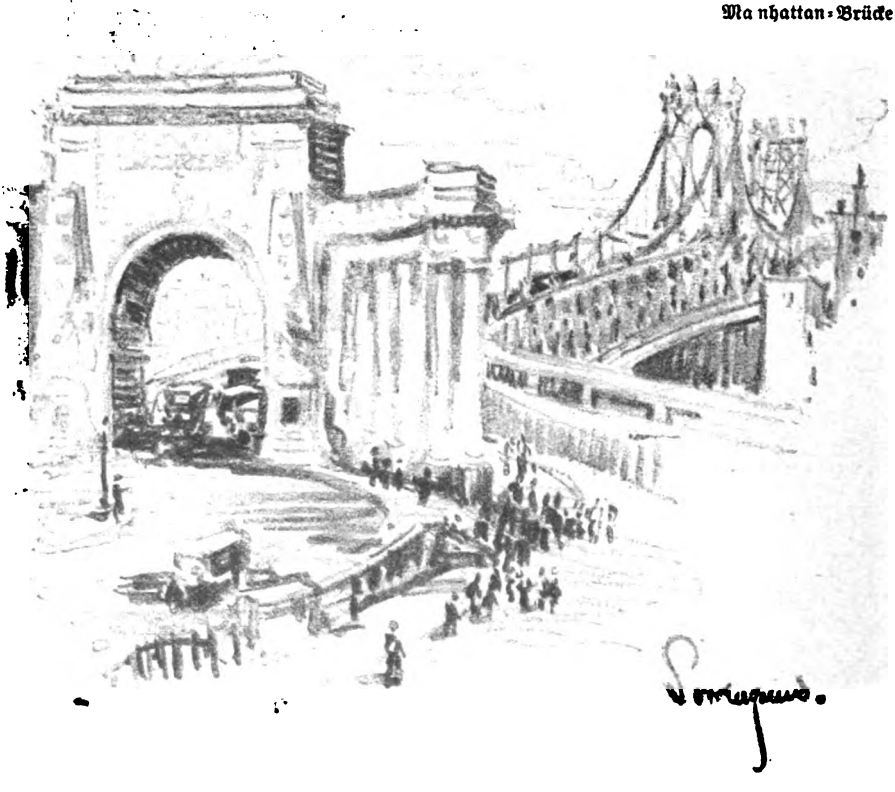
Digitized by Google

steigen ist an den verkehrsreichsten Stellen unnötig, da gibt es Aufzüge, besonders häufig die rollende Treppe.

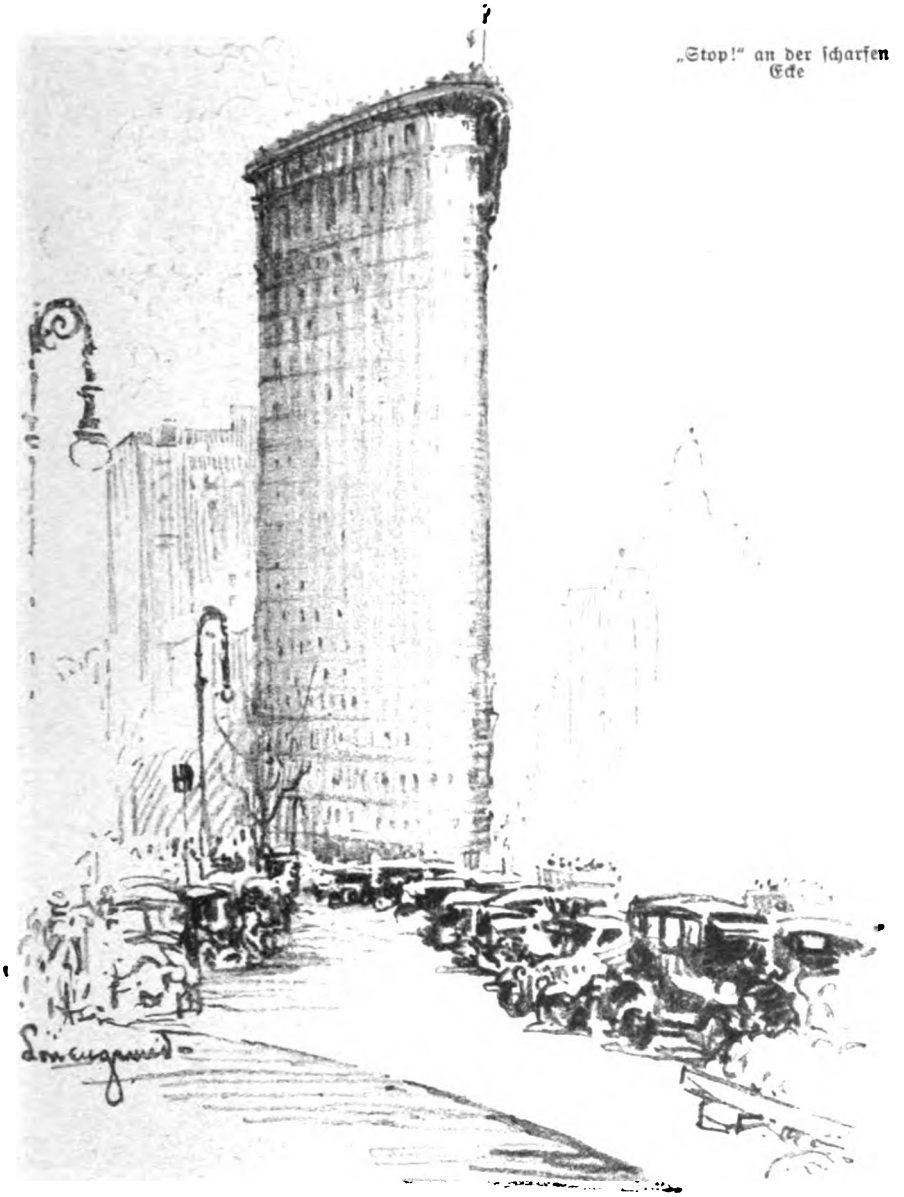
Aber die Vorstellung muß erschütternd sein, ein hilfloser Provinzialer, vor allem, wenn er das amerikanische Englisch nicht beherrscht (das man in keiner europäischen Schule lernt und mit der Sprache Shakespeares so gar keine Ähnlichkeit mehr besitzt), stünde auf einer Kreuzungsstation der verschiedenen Subway-Linien, zwei oder drei Keller tief, zwischen diesen rasend einbrausenden Zügen und hätte die Absicht, sich zu orientieren, wie er nun am besten nach Hause kommt . . . Der Zug hält, automatisch öffnen sich die Scherentüren, die Menge strömt heraus, quetscht sich hinein, die Türen schließen sich, husch, ist der Zug wieder weg. Die Auskünfte, die ein Zugbegleiter in gurgelndem Kehlton durch Megaphon gibt, versteht wohl auch nur der zehnte Neuyorker. Es ist ein liebenswürdiger Zufall, daß sich in die Nähe der Hauptverkehrspunkte da und dort kleine Parkanlagen verirrt haben. Aus dem Gestrudel unter der Erde kann sich der Subway-Fahrgast immer einmal wieder ans Tageslicht retten und auf einer Bank in der Sonne ausruhen. (Zehn gegen eins, daß er sich dann die Schuhe putzen läßt.) Ist er nach City Hall am Broadway geraten, so hat er im Stadthaus eins der ehrwürdigsten Baudenkmäler von Neuyork vor sich. Unter einem Südfenster steht da eine Tafel, die

Vorstadthäuser

Manhattan-Brücke



Digitized by Google



„Stop!" an der scharfen Ecke

besagt, daß nahe dieser Stelle in Gegenwart des Generals George Washington am 9. Juli 1776 die Unabhängigkeitserklärung der Amerikanischen Armee verkündet worden ist.

Geschichtliche Erinnerungen gibt's in dieser neuen, eiligen Geschäftsstadt sonst herzlich wenig. Hauptmarken für Auskünfte an fremde Besucher sind: Dies hat soundsoviel Millionen Dollars gekostet — ist soundsoviel hundert Fuß hoch — hat fünfviertel Millionen Quadratfuß vermietbaren Raum . . . Ja, ein paar Kirchen führen noch ein patriarchalisches Leben inmitten der Wolkenkratzer. Da steht am Broadway die Dreieinigkeitskirche. Ein kleiner Friedhof drum herum. Im Sommer sitzen zwischen den alten, verwitterten Kreuzen die Schreibmaschinenfräuleins aus der Nachbarschaft und verzehren in der Mittagspause ihr Frühstück. Die Dächer der nächsten Häuser überragen die Kirchturmspitze um das zweifache, dreifache. Unweit des Cramercy-Parks, im Klubviertel, weiter nördlich zwischen der 20. und 21. Straße (ein abgeschlossener Park, zu dem die Bewohner der 66 angrenzenden Häuser Schlüssel und Zugangsrecht besitzen), befindet sich eine Kopie des entzückenden Glockenturms von Sevilla. Dort liegt auch das Kirchlein, in

Digitized by Google

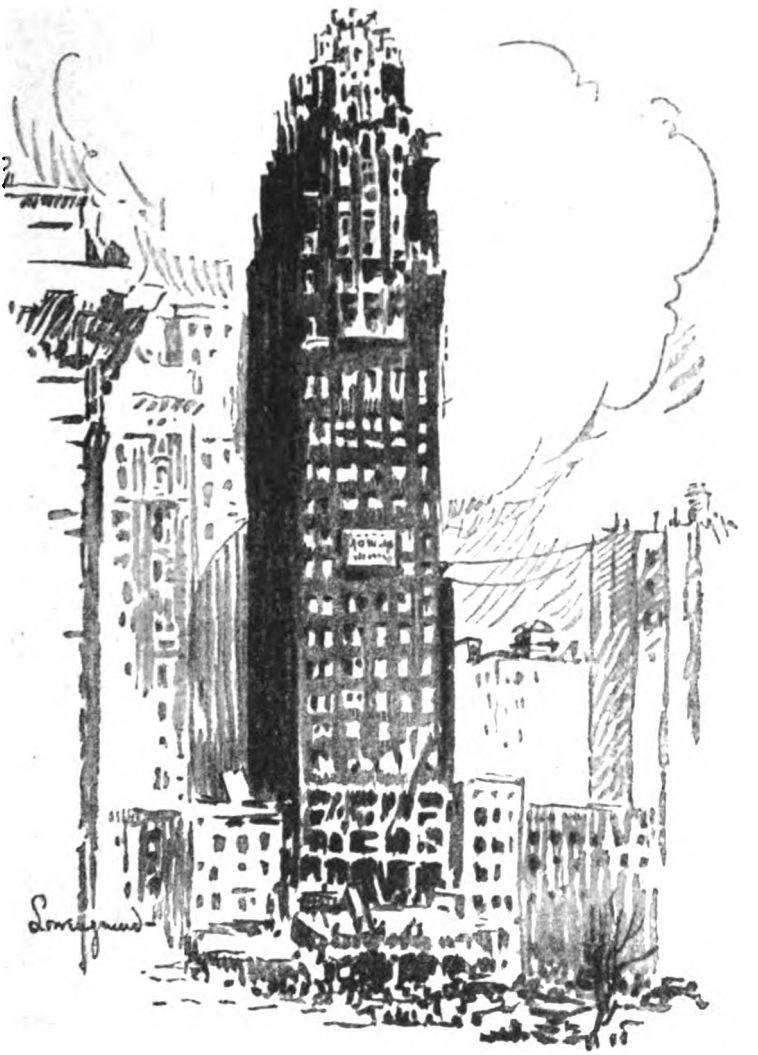
dem die meisten Schauspielerehen geschlossen werden. Ein puritanischer Geistlicher früherer Zeit hatte sich einmal geweigert, in seiner Kirche Angehörige des gottlosen Berufs zu trauen. Sein Nachbar war weniger streng — seitdem steht an den großen Tagen von Trauungen berühmter Bühnenleutchen das Kirchlein im Mittelpunkt des Interesses von ganz Amerika. Ach, was wird da photographiert, gefilmt! Man hat keine wirklichen Prinzessinnen, aber die Damenwelt interessiert sich nun einmal auch drüben in Amerika sehr eifrig für fürstliche Trousseaux . . .

Fast so überwältigend wie der Verkehr unter der Erde wirkt der auf den Straßen. „Kreuze die Straßen nur an Straßenkreuzungen", warnen Anschläge überall. Die Wagen- und Fußgänger-Disziplin ist ausgezeichnet. Der Chauffeur, der gegen die Verkehrsordnung verstößt, wird vom Flecke weg bestraft, ein Monatseinkommen-Verlust ist noch das gelindeste; und der Fußgänger, der dumm oder dreist genug ist, den Fahrdamm mitten in einer Straße zu queren, der — wird überfahren. Ein zweites Mal tut er's gewiß nicht. Mitleid kennt der Neuyorker in sol-

Bootslände am Hudson

Digitized by Google

dem Falle nicht. Ich höre noch, wie man einen Burschen niederdonnerte, der mit seiner Paketlast beinahe unter einen Autobus der 5. Avenue im Gewühl bei der Großen Bibliothek geraten wäre und dadurch ein Verkehrshindernis mindestens für einige Minuten gebildet hätte. Und erinnerte mich eines Schrankenwärters in meiner badischen Heimat, der einen eiligen Herrn mit Gewalt am Ärmel festhielt, als der Zug heranrollte. „Wenn ich mich überfahren laſſ', dann iſt das meine Sach'!" wollte der Unvorſichtige den Beamten zurechtweiſen. „So?!" brauſte der auf. „Und wer putzt hernach die Schweinerei weg?!" Der paßte nach Amerika, mein Landsmann. In ſolchem Millionenverkehr gilt das Schickſal des einzelnen nichts. Keiner hat das Recht, durch Ungehorſam gegen die Geſetze oder die Verordnungen den anderen zu behindern oder zu beläſtigen. Von dieſem Standpunkt aus, von dem des durch die Tradition Geſchützten, muß man die amerikaniſche Freiheit verſtehn. Für den, der ſich nicht raſch gutwillig fügt, beſteht keine Freiheit, der lernt die Knute kennen. Unerhört hohe Abſchreckungsſtrafen erziehen zum Gehorſam. Wer in der Subway ausſpuckt, zahlt 250 Dollar Strafe oder brummt ein Jahr ab, falls ihm nicht beides blüht . . .



Schwarz und Orange-Wolkenkratzer

Am Ufer des Hudſon, auf Manhattans Weſtſeite alſo, zieht ſich ein großartig angelegter, breiter Parkweg meilenweit entlang. Da ſtehen ſtattliche Villen und Mietshäuſer; die Wolkenkratzer ragen erſt zwei, drei Block weiter zur Stadt hin über ihren Dächern auf. Hier auf dem Autobusverdeck eine Stunde lang im Sonnenſchein nordwärts oder ſüdwärts entlangzurаſen, für einen Nickel, bloß zum Spaß, ſollte kein Fremder verſäumen. (Die wenigſten Einheimiſchen tun's.) Da zeigt ſich einem nämlich das lachende Antlitz von Neuyork. Man hat hier Platz, alles iſt weitläufig angelegt, man ſieht das Parkgrün und das ſtattliche Monument vom Fort Waſhington, an der Seite ſtrömt immer der Hudſon, tauſendfältig belebt, und jenſeits des breiten Stromes bauen ſich an ſanften Hügeln die vielen, vielen Vorſtädte von New-Jerſey auf, unten am Ufer qualmiges Induſtriegelände und dichtbepackte Piers, weiter oben langausgeſtreckte Vororte mit unzähligen ſchmucken Landhäuſern, in üppige Obſtgärten gebettet. Ferryboote vermitteln an den Brennpunkten den Verkehr von Menſch und Tier und Auto und Laſtwagen und Rädern.

Digitized by Google

Neuyork besteht aus Dutzenden von Städten, deren Antlitz sehr verschieden sein kann. Wenn man einen Reisenden, der ein bißchen die Welt kennt, mit verbundenen Augen in eins dieser großen Quartiere fahren und ihm dort die Binde wegnehmen würde, er müßte sofort ausrufen: Das ist Chinatown — das ist das Griechen-, das Armenier-, das Levantiner-Viertel! Ganze Straßenzüge weisen fragwürdige, bunte Wäsche auf, die von Fenster zu Fenster flattert. Aha, wir sind in Süditalien! Die Gegend im nördlichsten Drittel von Manhattan gehört den Negern. So stolz und selbstbewußt der Amerikaner der farbigen Bevölkerung gegenüber in seinen eigenen Quartieren auftritt — hier macht sich der Neger, besonders die in moderner Damentoilette steckende Negerin, doch recht mausig. Das Herrengefühl wird ihnen ja wohl am deutschen Rhein durch ihre Helfershelfer, die Franzosen, wesentlich gestärkt worden sein. Aber die Hauptursache liegt noch tiefer. Der Neuyorker ist tatsächlich beim Zweikindersystem angelangt — Schwierigkeit der Wirtschaftsführung, die Bequemlichkeit der Frau, Unsicherheit vieler Existenzen —, die weiße Bevölkerung verliert somit stetig an Kopfzahl, die Einwanderungsbeschränkung wird sich nun auch noch geltend machen, — aber die Neger sind fruchtbar und mehren sich. So ist's wohl nicht nur in Neuyork, sondern überall in Amerika. Ein Problem, das über kurz oder lang doch wohl Uncle Sam zu denken geben dürfte.

Vorläufig gehört der vierte Teil von Neuyork der jüdischen Bevölkerung. Wenn man in der Frühstückspause oder nach Geschäftsschluß im Herzen der eigentlichen Geschäftsstadt in gewisse Straßen gerät, so zweifelt man daran, daß es wirklich nur der vierte Teil sein soll. Das ist der typische Ghetto, wie man ihn aus Wilna, Kowno, aus den unaussprechlichen galizischen Nestern, aus Tunis und Algier kennt. Nur fehlt die bunte Kleidung. Alles ist hier armselig. Aber auch bedürfnislos. Das Frühstück besteht aus zwei Tomaten und einem Stück Brot. Oder aus ein paar Zwiebeln. Die ganze Luft ist erfüllt von Geschrei. Die Kleinbörse geht auch während des Frühstücks weiter. Und fast noch mehr als der Mund reden die Hände. Hier haben auch die Herren der 5. Avenue und der Wallstreet angefangen, gewiß ganz ebenso, die Herren, die heute die Börse von Neuyork regieren, damit Amerika — damit Europa, nicht zuletzt Deutschland.

⁂ ⁂ ⁂

Die elegante Welt von Neuyork sieht der Fremdling nicht. Aber auch der Neuyorker hört nur von ihr. Wer kann sich denn eine Eintrittskarte in die Metropolitan-Opera leisten, einen der wenigen öffentlichen Plätze, wo sich die obersten Fünfhundert dem Volke zeigen? Die europäischen Majestäten waren lange nicht so exklusiv. Was man bei den Nachmittagstees der großen Hotels tanzen sieht, ist allem Anschein nach eine Gesellschaft, die zur Gesellschaft gehören möchte, aber eben dadurch, daß sie sich hier zeigt, beweist, daß sie in die niedere Kaste rangiert. Sonnabends nun gar! Da erscheinen die hübschen Neuyorkerinnen, die in den Büros und Magazinen und Warenhäusern angestellt sind, schon zum Lunch in ihrem kleinen City-Restaurant in großer Abendtoilette (weil die entsetzliche Entfernung doch keine Zwischenlandung in der Wohnung möglich macht), die sie dann beim Twostopp und Shimmy im Teeraum von Astoria und anderen ersten Hotels, abends im Kino oder wieder beim Tanz zeigen. Der Anzug der Herrenwelt ist auf der Straße sehr praktisch und sorgfältig. Ein Wechsel am Abend ist für sie fast ausgeschlossen. Neben kostbar gekleideten, tief ausgeschnittenen Damen wirkt der Neuyorker Sakko-Herr in der Theaterloge und im eleganten Restaurant überraschend stillos. Er hat eben auch nicht die Zeit, sich umzuziehen, aber ihm würde man's verargen, wenn er Sonnabends schon früh im Smoking in seinem Office erschiene...

⁂ ⁂ ⁂

Das Theater ist in Neuyork keine Bildungsstätte, sondern ein Vergnügungsetablissement. Für die paar Museen, Bibliotheken, Galerien hat man Riesenstiftungen der reichsten Amerikaner gehabt. In dem großartig angelegten Zentralpark, nördlich der Geschäftsstadtteile, liegen das wundervolle Naturhistorische Museum, die früher viel bespöttelte, neuerdings aus europäischem Besitz stark bereicherte Bildergalerie, in Monumentalbauten, auf die der Neuyorker stolz sein darf. Die Bühnen sind in unansehnlichen Gebäuden untergebracht. Großen Glanz in Architektur und Ausstattung besitzt nur — ein neues Lichtspieltheater, das „Capitol"-Kino. Hier ist an Prunk aber auch gleich soviel aufgeboten — besonders in den Beleuchtungseffekten —, daß man sich mit der Gewißheit beruhigen kann: auch der neuangekommene Neger wird die Geschichte wundervoll finden, ganz wundervoll! Die künstlerischen Darbietungen wenden sich in den größeren Schaustätten, nach allem, was ich sah, ganz gewiß nicht an ein Publikum, wie wir es in unsern alten, kultivierten, großen und kleinen Residenzen besaßen — vielleicht auch noch besitzen. Aber ich will mich ja nicht dahin verirren, nach zehn Tagen und Abenden Kreuz- und Querfahrt durch Neuyork das Herz, die Seele der wunderlich gemischten Stadt aufzuzeigen.

⁂ ⁂ ⁂

Als der „Columbus" Neuyork verließ, waren die Piers von Brooklyn bis auf das letzte Guckfenster dicht besetzt. In den zehn Tagen Liegezeit hatten über 25 000 Neuyorker sich die lange Fahrt zur Südostküste nicht verdrießen lassen, um das neue große Konkurrenzwerk des deutschen Schiffsbaus zu besichtigen. Sie haben da unser Herz schlagen hören: die deutsche Arbeit. Wir sind schon befriedigt, bei diesem ersten Besuch das Antlitz von Neuyork gesehn zu haben.

Digitized by Google

Jena · Eine Novelle von Wilhelm Schäfer

Als die Sehnsucht über den Amtsrichter Blumtritt kam, noch einmal nach Jena zu reisen, war es ein Frühlingstag, und er saß, sich zu sonnen, mit seiner Frau in der Laube, die gegen die Gartenmauer aus eisernen Stäben gebaut war. Sie hatten den Gärtner gelobt und sich an der sauberen Ordnung der Beete gefreut, sie waren die breite Treppe hinauf zur Terrasse gegangen, wo sie ihr Eigentum ganz übersahen, das stolze Haus an den Wällen, das sie sich selber gebaut hatten, und die reichen Gärten dahinter. Aber der Gang hatte sie müde gemacht. Nun saßen sie da vor der kalkweißen Wand und fühlten ihr Blut; denn der Frühling war lange in kalten Winden geblieben, ehe sein erster sonniger Tag den beiden Alten erlaubte, im Freien zu sitzen.

Die Frau hatte dem Mann ihre Hand auf den Ärmel gelegt, daß er die Last durch den Pelz spürte. Er sah die Tulpen, schnurgerade gerichtet, entlang dem buchsbaumgesäumten Gartenweg stehen, der gegen das schattige Haus in die Wölbung der Birnenspaliere hineinführte, er sah die blutroten Köpfe auf dickgrünen Stengeln in der sorgsam gespateten Scholle, sah den geharkten Kies zwischen den sauber geschorenen Säumen mit der Doppelspur ihrer Füße, und den weißblauen Himmel darüber. Als ob die Schatten der eisernen Stäbe ein Gitterwerk über sie legten, klebte das krause Geviert an seinem kostbaren Mantel und an dem grünen Wolltuch der Frau, das über sie hing bis zu den roten Saffianschuhen.

„Wir sitzen im Frühlingsgefängnis!“ wollte der Amtsrichter Blumtritt noch scherzen; aber als er den Blick zu der Frau hob, hatte sie ihren Kopf hintenüber gelegt gegen die Mauer und die Augen geschlossen, als wäre sie eben gestorben. ‚So wird es sein!‘ dachte er gänzlich versonnen, ‚so wird die Begleiterin meiner Tage einmal in einen Sarg gelegt werden; und es mag vielleicht bald sein, daß meine Schritte allein die Spur in den Kies treten. Wie lange hilft es mir dann, daß mir das Meine zum Wohlstand geriet, daß mich die Bürgerschaft grüßt und daß mich die Handwerker kennen? Sie werden auch meinem Wagen nachfolgen, der mich über den Wall hinauf an das Gittertor bringt mit den silbernen Kreuzen; und all das Meine wird vogelfrei sein; denn Kinder haben wir keine!‘

Als der Amtsrichter Blumtritt seinen zärtlichen Lebensbezirk so grausam eingeengt sah — ‚wie die Gitterstäbe auf meinem Pelz, so liegen die Schatten des Todes darüber!‘ dachte er trüb — war ihm der Garten mit seinen gezirkelten Beeten und all dem gepflegten Reichtum verleidet. ‚Nun steigen die Säfte!‘ klagte sein Herz. ‚In tausend Knospen drängen die Blüten und in der Erde schwellen die Keime, die ersten Blättchen ins Licht zu entfalten. Auch mir ging die Sonne ins Blut, aber nur, daß mein Herzschlag den Atem beklemmt und daß meine Glieder das Blei ihrer Müdigkeit spüren. Wie ärmlich ist all mein Wohlstand, darin ich mich selber geborgen glaubte und dessen Täuschung ich ebenso emsig diente, wie ich sie zärtlich genoß: wie ärmlich hängt er an mir vor der Natur, und wie dünn sind meine Kleider, nun mir die Frühlingssonne mein Alter bescheint!‘

Darüber geschah es, daß die Frau neben ihm seufzte, als hätte ihr Herz die Bedrängnis seiner Gedanken gefühlt. Immer noch saß sie da gegen die Mauer gelehnt und immer noch hielt sie die Augen geschlossen. Er sah ihr welkes Gesicht und spürte die Last ihrer Hand, als hätte der Schattenkäfig da seinen Riegel. ‚Wie fremd sie mir ist!‘ dachte er bitter: ‚Und war mir doch Frau und Braut und Geliebte! Und einmal sang mir das Blut ihre Sinnlichkeit zu. Nun ist es schon Jahre, daß wir die Gewohnheit der Tage gemeinsam genießen, und daß wir dem Alter nur noch die Schatten unserer Vergangenheit sind! Wären nicht unsere Gebrechen, wir hätten des Leibes vergessen, und hingen nicht Bilder von uns an den Wänden, wir wüßten kaum noch, was vor der Greisenzeit war!‘

„Ist aber dieses das Ende,“ sagte der Amtsrichter Blumtritt und äugte hinauf in den Himmel, der herrlich über ihm stand, über dem Haus und den Tannen, über der Nähe und Weite aller besonnten Dinge, als hätten ihm niemals Wolken die selige Bläue verdüstert: „Ist aber dieses das Ende, daß wir wie blakende Lampen erlöschen, daß wir zuletzt nur das schmerzhafte Maß unserer Gebrechlichkeit sind, so hat uns die Jugend gelogen, da sie uns lockte mit ihren bunten Gesichtern zu einem Glück, das nur die Lust eines Windes, Schmetterlingsglück und Sinnentrug war. Dann ist unser Leben nicht wert, daß Mütter mit Schmerzen ihm ihre betrogenen Kinder gebären, daß die Menschheit mit ihrer uralten Bemühung nur immer ein neues Maskenfest spielt!“

„Ich aber will!“ schrie sein Herz und war einem Kinde gleich vor der Mutter, seinen Willen zu haben: „Ich aber will nicht länger dasitzen und warten, bis mir die Adern verkalkt sind und bis mir der Schreiner, den Sarg

Digitized by Google

anzumessen, daherkommt! Ich will den Genuß meines Lebens anders behalten, als daß ich ein Kostgänger seiner Alltäglichkeit bin! Hier sitzen nur meine Kleider und der, dem das Haus und die Gärten gehören, der den Bürgern ein braver Amtsrichter ist: Ich will wieder sein, der ich war, da mich der Frühling noch freute, statt mir grausam das alte Blut aufzurühren!"

Das aber war die Stunde — die Turmuhr schlug elf und die Finken schrillten hinein, als wäre der Frühling für sie über die Erde gekommen — da den Amtsrichter Blumtritt die Lockung von Jena zuerst überkam, weil ihm sein Greisenblut an dem Erinnerungsglück seiner Jugend noch einmal zu schäumen begann. Der Kopf hing ihm schwer, und die Hände vermochten nichts mehr zu greifen: „Wie habe ich mich auf den Frühling gefreut, der über mein Alter fällt wie ein Geier!" klagte er noch; da wurde das Stoppelfeld seiner Gedanken grün und eine Lerche flog auf, in die dünnen Lüfte zu steigen.

⁂ ⁂ ⁂

„Wie konnte ich dies nur vergessen!" sagte der Amtsrichter Blumtritt zu seiner schweigsamen Frau, da sie am Abend desselben Tages den Mond hineilen sahen, wie sein blankes Licht die Wolken zerteilte und durch ihre Unrast lächelnd dahin fuhr: „Wie konnte ich dies nur vergessen, daß die Notdurft des Leibes allein unser Teil ist! Wir haben das Haus und die Gärten gebaut, wir haben die Stuben mit Schränken und Gläsern, Bildern und Büchern gefüllt und haben gedacht, nun sei unser Wohlsein gesichert! Da hat uns der Frühling den Saft aufgerührt, aus dem wir allein unser Leben bestreiten, die Sehnsucht der Seele und die Selbstherrlichkeit unseres Geistes. Wie konnte ich dies nur vergessen, daß uns die Dinge allein durch die Sinne des Leibes gehören und daß wir mit all unserem Wohlstand doch nur verarmte Genießer unserer Sinnlichkeit sind?"

„Warum kannst du nicht wieder vergessen, was du so lange vergaßest?" sagte die Frau, die eine geborene Gelderbloem war, und hielt dem Schein und Schatten des Mondes ihr Angesicht hin: „Hast du nicht selber der Uhr das Gewicht abgehängt?"

Er aber warf seine Hände wild gegen das Fenster, und seine Bitterkeit schwoll, daß ihm die Stimme zerbrach: „Wäre mein Herz eine Uhr," sagte er kläglich, „ich wollte so weiter ticken vor dir, und dem Amt meinen Stundenschlag tun! Aber ich habe mein Blut gespürt statt der Räder; ich kann meinen Herzschlag nicht länger mehr hinter ein Zifferblatt hängen!"

„So habe ich dich nicht glücklich gemacht!" klagte die Frau, und der Amtsrichter Blumtritt mußte lange die Einfalt des Wortes bedenken, ehe er seine Trauer und seinen Sinn fand.

„Du hast mich genau so glücklich gemacht, wie ich vermochte, glücklich zu sein!" wollte er sagen; aber sein Mund fand nicht den Mut zu dem grausamen Wort. Anders nicht, als hätte er unbedacht Strafe verdient und erhalten, saß er vor ihrem Gesicht und wagte nicht, seine Augen in ihre zu senken. Auch hatte ihn die Gemessenheit seines Amtes mißtrauisch gemacht gegen den Wechselwind der Gefühle; und lange sah er dem nächtlichen Wolkenspiel zu, als käme die Unrast von oben. „Das sind nur Worte!" grollte er dann, „mit Worten haben wir Menschen uns zwischen Himmel und Hölle die Erde bewohnbar gemacht; aber die Worte sind alle mit Tinte geschrieben, und was wir den Menschengeist heißen, am Ende ist alles Papier!"

„Und wird es nun bald zerrissen sein!" sagte die Frau und senkte die Augen vor seinen suchenden Blicken. Doch war dem Amtsrichter Blumtritt sein Blut deshalb nicht still; was er den Worten verwehrte, das hob die Bilderflut an: Die da im Polsterstuhl saß, weißen Haares und welk, war einmal blond wie der reife Weizen gewesen, durch den sie zum erstenmal Hand in Hand gingen. Damals glühte der Sommer um sie mit steilen Gewitterwolken und rotem Mohn in dem Weizen; er aber war mit Mütze und Band aus dem Frühling in Jena gekommen und hatte ihr seine Sträuße gebracht: Schlüsselblumen und Veilchen. Da er dies dachte, sah er sich an der Saale hinschwärmen mit wehenden Haaren. Wie hatte die Stadt dem Burschenschaftsglück seiner ersten Semester ihr liebliches Tal hingebreitet! Wie war der Frühling darin voll Blinkerfreuden gewesen, als wäre sein Leben ein Bach, unter Wiesenblumen und Weidenkätzchen hinfließend, des blauen Himmels so bis in die Kiesel erfüllt wie der lustig gespiegelten Sonne! Wie war alles Erfüllung gewesen in sich selber, statt, wie die Liebe danach, nur Verheißung!

„Schlüsselblumen und Veilchen blüht uns die Jugend," sagte er heimlich ins Herz: „aber die Liebe führt uns hinein in den Wald, wo die Bäume über uns wachsen, und wo unter Dornen und Nesseln der Brunnen des Lebens das fragende Angesicht spiegelt. Wir müssen hinein in den Wald; denn die Wiesen werden gemäht: aber die Liebe ist dennoch der Abschied. Das lockende Tor ihrer verschleierten Wunder nimmt uns den heiteren Himmel für immer; wenn wir aus ihrer Verwunschenheit wieder den Tag sehen, ist er mit Wolken be-

Digitized by Google

frachtet, und der Wind muß mühsam die Regenlast schieben."

So sagte der Amtsrichter Blumtritt heimlich hinein in sein Herz, als weder Sonne noch Wald, nur noch der Mondschein hinter dem Fenster war, durch die Unrast der Wolken hineilend. Und fühlte die Gitterstäbe der Schatten zum andernmal wie einen Käfig, nur waren die Schatten verblaßt.

„Schlüsselblumen und Veilchen!" flehte er da und legte die Hand auf den Ärmel der Frau, wie sie ihm tat in der Laube: „Laß mich noch einmal nach Jena und auf die Wiesen der Saale!"

Als sie ihm schwieg und der Amtsrichter Blumtritt furchtsam den Blick zu ihr hob, hielt seine Frau noch immer dem Schein und Schatten des Mondes das welke Gesicht hin; doch ging ihr Atem den fernen Schritt in der Fremdheit des Schlafes. „So bin ich allein, und war es schon immer!" sagte er bitter und sah die Gestalt im Polsterstuhle sitzen, als hätte er sie seit je nur gehaßt.

⁂ ⁂ ⁂

‚Wenn auch die Bahn schon durchs Saaletal führe', überlegte der Amtsrichter Blumtritt, als er am dritten Mittag danach in Apolda den Bahnhof verließ, ‚in Jena auszusteigen, vermöchte ich nicht! Wie ich zum erstenmal diesen Gang machte, den waldigen Talweg hinauf über Hermstedt, so will ich ihn auch zum letztenmal tun. Und wenn am Landgrafenberg die Linde noch steht, wo ich den vollen Blick in das geöffnete Tal habe, soll mir die Nachmittagsstunde da oben ein Fest sein wie keins mehr in all diesen Jahren!'

Seitdem er im dunklen Morgen zur Bahn ging, spürte der Amtsrichter Blumtritt sein Herz wie einen Brunnenschacht rauschen. Seine Frau hatte ihn nur bis zur Pforte gebracht und der letzte Anblick war ihr Schattenumriß im Licht der offenen Haustür gewesen: „So reise denn gut und finde dein Glück wieder!" hatte sie leise gesagt und dazu ihr schmerzliches Lächeln gehabt. Ihn aber hatte ihr letztes Wort nur bitter gemacht; und so stumm sein Abschied war, so wild waren danach die Gedanken der Trennung gewesen: „Ich will mein Amt und mein Haus nicht wiedersehen nach diesem Morgen; und will keine Hand mehr spüren auf meinem Ärmel!" hatte er laut in die leeren Straßen gezürnt. „Und sind mir nur Wochen und Tage oder gar Stunden gegönnt, sie sollen mir selber gehören! Und sei es in Jena der Tod, dem ich zueile, ich will ihn mit Freuden empfangen!"

So hatte sein Herz gezürnt an dem Morgen; aber die lange und mühsame Bahnfahrt hatte den Zorn in die Erwartung versenkt. Als der Amtsrichter Blumtritt dastand mit seinem grünen Tornister, den Stock in der Hand, und die Sonne warf fröhliche Schatten über die Straße, war er der kommenden Dinge gespannt: „Ich werde noch einmal über die Schlachtfelder gehen, wo ich so oft ging!" sagte er glücklichen Auges und winkte jedem der Kirchtürme zu, die er alle noch kannte. „Ich werde dem Wind meinen Nacken hinhalten und mein Gesicht der Sonne! Und will mir das Glück wohl, so steigt mir noch eine verspätete Lerche."

Als freute der Frühling sich seiner, ließ er die knallweißen Wolken im blauen Himmel hinfahren, daß sie die Nähe und Weite mit ihren eilenden Schatten bestreuten, die Felder und Wiesen zwischen den Schatten sonniger leuchten zu lassen. Und wo der Weg an den Halden zu warm wurde, wehte der zärtliche Wind ihm Kühlung; auch war der Duft von Veilchen ein paarmal darin, und einmal stand eine Wiese am Waldrand mit Schlüsselblumen ganz übergilbt. Schon ging er freudig hinzu, einen Strauß des gelben Wunders zu pflücken, als er sich fragte: „Für wen? Daß mir in den Händen die Stengel und Blüten verwelken?" Und merkte lange die seltsame Wandlung nicht, die mit ihm geschah: Daß er da ging und seine Sinne waren geöffnet, nicht einen Genuß zu versäumen, und hatten sich all seiner Sehnsucht freudig begeben. Ob seine Augen den Himmel anblickten oder die Blumen, ob seine Ohren dem leisen Gesäuse der Zweige lauschten oder dem Vogelgezwitscher: es war ein Wunder im Tag, daß er sich, statt zu genießen, seltsam darin verlor. „Es wandert mich wieder!" strahlte er einmal und trug das Wort langehin im gemächlichen Takt seiner Schritte, ehe sein Sinn ihm bewußt war.

„So werde ich selber Sonne und Wind!" sagte der Amtsrichter Blumtritt und staunte: „Ich wehe dahin in den Wiesen und scheine über das Feld; Farbe und Duft der Blüten locken die Bienen in mir, und was sie summen, ist meine Freude! In meinen gezirkelten Beeten ging ich beklommen, und war ihr Besitzer; hier, wo ich nur hergeweht wurde und wo mir kein Hälmchen gehört, gehe ich froh; und siehe, ich bin besessen!"

Als er dies dachte, und auch die Gedanken wehten ihm hell durch den Sinn, statt aus den Gründen zu steigen, kam sich der Amtsrichter Blumtritt vor wie verzaubert. Und einmal stand er wahrhaftig da und griff in den Bart, daß er sich selber erkenne, und lachte fast, daß er so weiß war; und stand seiner Reise beglückt und stolz seiner Entschließung, als hätte er selber aus seiner Sehnsucht den Frühling gemacht.

Rascher, als er gedacht hatte, saß er in

Digitized by Google

Hermstedt zur Rast, und hatte kaum seine Augen gebraucht, das Wirtshaus wiederzufinden. Er legte den grünen Tornister seitab auf die Bank und trank eine Flasche wärmlichen Bieres, indessen der Wirt hemdärmelig zuging und eine alte Frau auf der warmen Ofenbank strickte. Als er durchs offene Fenster dem Kindervolk zusah draußen am Brunnentrog unter dem strömenden Wasser, wie sie ihr altes Spiel trieben, lärmend wie Spatzen, geschah ihm, daß er die Frau und den Wirt, ihren Sohn, wiedererkannte.

„Seid Ihr nicht," fragte er lustig, „vor einigen vierzig Jahren erschrocken gewesen, als Euch das Bübchen da draußen in den Brunnentrog fiel? Und einer, der gerade dazu kam aus Jena, und war noch Student, zog es heraus bei den Beinen?"

„Wohl war ich erschrocken," sagte die Frau und hob die Augen kaum ab von dem Strumpf und den strickenden Händen, „doch, daß Ihr das Bübchen danach bei den Beinen hochhieltet wie einen Frosch und lachtet dazu, dies kann ich Euch gleichwohl sobald nicht vergessen!"

Darüber gab es ein krauses Gespräch von den Zeiten, und es war fast ein halbes Jahrhundert, durch das ihre Worte hindurchgingen, als wäre es gestern gewesen: wie so bald die bösen Märztage kamen und danach die Kriege in Schleswig, Böhmen und Frankreich, und wie das Bübchen, der Wirt, tapfer dabei war bei Metz und vor Straßburg und hatte nur einen Prellschuß gehabt, rechts unterm Knie.

„Das ist nun auch schon vorüber!" sagte er lachend; „und wenn ich den Laubfrosch nicht spürte am Bein, das Wetter zu prophezeien, ich hätte es nur noch im Bilderbuch meiner Gedanken, wie Ihr mich, Herr, seit vierzig Jahren und mehr in dem Euren herumtragt. Mich dünkt, das Leben lohnt nicht der Mühe, da es nur immer ein Augenblick ist, den wir meistens vergessen. Was wir behalten, ist wenig von dem, was wir erlebten; und das Sicherste scheint mir am Tod, daß er den laufigen Rest auch noch vergißt!"

„Es sei denn," sagte der Amtsrichter Blumtritt und staunte selber des Wortes, denn er hatte niemals dergleichen gedacht, „daß eben der Tod nicht der große Erwecker alles Augenblicks ist!"

„Das wäre freilich die Hölle; aber das Leben lohnte der Mühe!" lachte der Wirt, und die Alte am Ofen seufzte in ihren Strumpf, weil sie die Höllenfurcht schreckte, obgleich sie den Sohn sonst nicht verstand. Dem Amtsrichter Blumtritt aber hatte sein eigener Spruch alles dunkel gemacht, was eben noch Heiterkeit war. Er hatte genug solcher Reden, bezahlte sein Bier, raffte das Seine und floh aus der Stube.

* * *

Als der Amtsrichter Blumtritt hinaus kam, hatte der Wind die Wolken nach Süden zu einer Wand aufgeweht, und die Sonne schien bläßlich über den Rand. „Soll mir ein Wort gar den Himmel verändern?" fragte er trotzig und fröstelte fast, so warm war die Stube gewesen. Auch hatte die Rast ihn müder gemacht als der Gang. Er hob aber tapfer den Stock: „Was schiert mich die Hölle des Wirtes in Hermstedt und was einmal sein wird mit mir, da ich noch bin und wandre nach Jena!" sagte er über sein Herz und die Furchtsamkeit hin und ließ seine Beine rüstig ausschreiten, auf Vierzehnheiligen zu.

Aber der da aus Hermstedt ging, war nicht mehr derselbe, der vor einer Stunde hinein kam; und einsamer irrte der Amtsrichter Blumtritt nicht in seinen Beeten, als nun in den Feldern. ‚Was mir ein Glück schien,' dachte er düster, ‚war eine Wallung des Blutes, nicht anders als in der Laube, nur daß sie mir diesmal heitere Bilder vormalte. Ich bin keine Blume und bin kein Wind, und die Wolkenwand da vor der Sonne ist mir so fremd wie das Licht, das sie verdeckt. Ich bin ein Mensch, dem sich die Hoffnungslosigkeit seines Alters enthüllte. Ihr zu entrinnen, hat meine Torheit ein Glück angerufen, das mit der Jugend verrann. Ob ich in Jena oder in Schöppenstedt gehe, mein Blut kann mich locken, aber nicht eine Lockung erfüllen. So irre ich hier wie dort nur als ein Schatten dessen, was war!' dachte er wehmütig, und die erste Scham seiner Torheit kam über ihn.

In Vierzehnheiligen hätte der Amtsrichter Blumtritt gern noch einmal gerastet, weil er, ungewohnt solch eines Marsches, todmüde war; aber er mochte nicht wiederum Menschen und ihre Gespräche erleben und hielt seinen Stock in der Hand, bis er das Dorf hinter sich hatte. Als bald ein Stamm neben dem Weg lag, darin ein moosiger Aststumpf dem müden Rücken eine Lehne darbot, freute er sich dieser Bank. Der Wind hatte sich ausgeweht, und die Wolkenwand war eine wattige Decke geworden, die mählich den Himmel ganz überzog. „Sollte es regnen?" sorgte er schon; aber es war nur der Dunst, den der dampfende Boden ausgeschwitzt hatte. ‚So saugt uns die Sonne selber den Schutz aus der Erde, daß wir an ihr nicht verdorren!' dachte der Amtsrichter Blumtritt noch, da war seine Müdigkeit schon in die Versunkenheit seiner selber gefallen, als hätte sein eigener Spruch bei dem Wirt ihn gänzlich verzaubert, daß er den Tod als den großen Erwecker alles Augenblicks mit wachen Sinnen erlebte.

Digitized by Google

Die Augen blieben ihm offen, und es war weder Schlaf noch Traum, daß seine Sinne wohl an der Wirklichkeit hingen, aber sie brachten die Bilderkraft nicht mehr auf gegen den Ausbruch der Seele, daß er die tiefste Verzückung als das Gericht seiner selber erfuhr. Die Riegel der Zeit sanken hin, daß ihm sein Leben in allen Tagen und Stunden Augenblick wurde, darin es kein Gestern und Morgen mehr gab. So unermeßlich war alles um ihn gebreitet; denn auch der Raum war verwandelt und seiner Schwere entblößt. Es gab kein Fern und kein Nah: wo sein Blick schweifte, war er selber darinnen, als ob er flöge, und blieb doch immer am selben Ort, weil keine Feste mehr war; und wo er die Augen hinwandte, sah er dieselben Augen auf sich gerichtet, als sähe er nicht, sondern würde gesehen von dem, was gleichwohl nicht außer ihm war. „Wo bist du?" wollte sein Herz fragen und wußte nicht, wen es meinte, weil alles Du in sein Ich versunken, sein Wesen das einzige Dasein und dennoch nicht Wirklichkeit war. „So bin ich mir selber die Hölle!" klagte er laut und erschrak der eigenen Stimme, weil sie die Wiederkehr war aus dem Wahn seiner Entzückung. Wie ein Ertrinkender kam er zu Sinnen und sah sich selber dastehen in einer fremden Leibesgestalt, bis seine verzauberte Seele ganz wieder in die Wirklichkeit ihres Leibes zurückfand, bis er den Bauern erkannte, der dastand mit seinem Wagen.

„Wollt Ihr hinüber nach Jena?" fragte der freundliche Mann und hielt ihn für krank, „so hockt nur auf, wenn Euch mein Holz nicht zu hart ist!" Dem Amtsrichter Blumtritt war aus dem Spuk seiner Verzückung der Bauer so lieb, als hätte er ihm das Leben gerettet. Glückselig saß er zu ihm auf das Brett, das quer über die Leitern gelegt war, und der steifen Glieder fast froh, weil sie doch wieder Wirklichkeit waren.

* * *

„So Ihr denn wollt," sagte der Bauer dem Amtsrichter Blumtritt, als er bei Kospeda abstieg, „über den Landgrafenberg nach Jena zu wandern." — „Ich möchte es gern!" bat er und dankte dem freundlichen Mann. Die Glieder waren ihm von der Fahrt noch steifer geworden; aber er tröstete sie: „Nun müßt ihr mir noch den letzten Liebesdienst tun!" Denn anders nicht, als käme das Schicksal nun über ihn her, war seiner erschütterten Seele zumut, seitdem sie wieder Wirklichkeit sah: „Ein Stündchen noch, dann sind wir in Jena; und ein halbes — wenn wir es brauchen — dann stehen wir unter der Linde!"

So schritt er hinein in den Wald und wußte, er hatte den Füßen gelogen. Da die Bäume über ihm waren und der Frühling starrte aus ihren Zweigen, mußte er seines Wortes gedenken vom Brunnen des Lebens, und ihn graute dazu. „Ich hatte doch recht!" klagte er laut und stieß seinen Stock bei jedem Schritt in den lockeren Boden. Und als die Lichtung bald blau durch die Bäume lockte, strömte er seiner Jugend doch wieder zu mit allen Gedanken: „Wie war ich ein Bursch in Jena! Und wie bin ich ein Zärtling des Wohlseins geworden, und der Bindfaden meiner Akten!"

Als kehrte er endlich zurück aus langer Verirrung, kam er heraus aus dem Wald; so lief er den Feldweg hinunter, so stieg er die hölzernen Stufen zur Linde hinauf: ‚Wie ist mit noch alles vertraut!' jauchzte sein Herz, ‚wie kenne ich jeden der starrenden Äste, als wäre es gestern, da ich sie sah! Und jede der knorrigen Wurzeln!' Und als er hinein trat in ihren Kreis, als er das Rutendach ihres Gezweiges über sich fühlte, war er des Leibes enthoben samt seiner sehnsüchtigen Seele, und nur noch seliger Blick in das Tal: „Jena!" sagte er jauchzend wie je in der Jugend und mußte sich an den rissigen Stamm halten, nicht in die Bläue hinunter zu stürzen; hob seine Arme dennoch, sank auf die hölzerne Bank hin und trank den ersehnten Anblick durch Tränen, bis er die Hände vor sein Gesicht hob, sich zu besinnen.

Als er sie abließ, war es geschehen, und wiederum eine Ewigkeit schien ihm vergangen. Tausend Flinten, auf ihn gerichtet, hätten dem Amtsrichter Blumtritt nicht so zu wehren vermocht, ins Tal hinunter zu gehen, wie seine Erkenntnis, darin er zitternd dasaß: ‚Fände ich wohl eine Stadt unter Dächern, hörte ich Bürger von ihrer Alltäglichkeit sprechen und ihren Geschäften, röche ich den Geruch aus ihren Kellern: ich könnte nicht leben und sterben! Und bin doch gewiß, ginge ich dort die Treppe hinunter, ich würde nichts anderes finden; denn meine Jugend finde ich nicht mehr, die meine Torheit ausging zu suchen da in der lockenden Bläue!'

„Nun weiß ich," sagte sein klagender Mund und fühlte das wild verweinte Gesicht um sich starren, „nun weiß ich, was in mein Blut kam, da mich der Frühling besonnte! Ich dachte, es wäre dies Tal, und hieß es Jena, was nur das liebende Herz war meiner vergessenen Jugend. Denn als ich hier ging mit wehenden Haaren, war noch die Liebe mein Glück. Mein Herz stand den Winden und blühenden Wiesen geöffnet; selig hing ich der Welt zu und hatte nicht andere Lust, als liebend in ihr zu versinken.

So schwärmte ich hin mit liebendem Herzen,

Digitized by Google

als ich hier jung war. Aber mein Leben danach kehrte sich ab von der Liebe der Jugend, da ich das Meine zu raffen begann und vergaß, daß mir von allem doch nichts gehörte, als meine vergängliche Lust an den Dingen. Da mich der Frühling besonnte, weckte er wohl meine Lust, weil das Blut der Saft unserer Lust ist; aber als mir die Lust geweckt war in meinem Blut, war auch die Lust längst in Lüsten versonnen. Ich hatte mein Herz an die Dinge gehängt, sie zu besitzen, und hatte die Liebe vergessen, die seine Lust war; da sah ich: was ich besaß, gehörte mir nicht, und was mir einmal gehörte, das hatte ich töricht vertan! Es war die Sehnsucht der Liebe, die über mein leeres Herz kam, als mich der Frühling besonnte: ich aber ging aus in der Sucht des Alters, als könnte ich mir auch noch die Jugend in Jena zum Meinigen raffen!"

Da die Gedanken des Amtsrichters Blumtritt an diesen Schluß kamen — als hätte die Bläue da unten sich aufgetan, seinem Alter die Antwort der Jugend zu geben — sah er sich wieder dasitzen im Spuk seiner Verzückung, daß ihm sein Wesen die einzige Wirklichkeit wäre: „Wie bin ich allein!" sagte er fröstelnd und sah die Hölle des Wirtes in Hermstedt geöffnet, weil der meiste Augenblick seines Lebens die leere Liebelosigkeit war.

„So reise denn gut und finde dein Glück wieder!" hatte sie am Morgen gesagt, die einmal blond war wie der Weizen, durch den sie Hand in Hand gingen; er aber hatte sie auch nur besessen, wie er das Haus an den Wällen besaß und alles, was er sich raffte. „Niemals nach dieser Stunde kann ich zurück!" sagte er wieder; aber kein Trotz wagte die Augen zu heben vor dem Gericht, darin er sich selber zum Richter gesetzt sah und wußte, daß ihm ein anderes Recht als das seine das Urteil bestimmte.

Als der Amtsrichter Blumtritt nach Stunden immer noch dasaß auf dem Landgrafenberg unter der Linde, und der Abend spannte den Himmel über das Tal, darin Wind und Wolken aufgelöst waren in Stille und Klarheit, geschah ihm das Wunder, daß eine Lerche aufstieg, die sich im Tageslauf irrte. Sein Herz erschrak an dem Ton, als wollte der Vogel sein Urteil verkünden. „So habe ich dich nicht glücklich gemacht!" sagte sein Mund die Worte der Frau, und er sah ihr Gesicht gegen den Schein und Schatten des Mondes gerichtet, als stiege die Lerche aus ihrer Trauer empor. Aber nun waren die Augen nicht mehr geschlossen und sahen ihn an; und alle Trauer war in ein Lächeln verwandelt, weil der Amtsrichter Blumtritt die Liebe erkannte, die ihre welken Wangen durchsonnte; und seliger jetzt als in der Jugend sah er das gütige Du auf sein trotziges Ich warten. Da war es, daß ihm das Silber der Gnade aus Liebe leise zu rinnen begann.

Leiden. Von Emanuel von Bodman

Manche deiner tiefsten Leiden
Hast du Freunden wohl gesagt,
Ohne je sie zu verkleiden,
Und sie haben dir geklagt.

Andre Leiden, die verbergen
Vor dir selber ihr Gesicht,
Drohen dir aus ihren Särgen,
Wenn sie deine Hand erbricht.

Solche, die im Dämmergrunde
Heimlich nähren deine Not,
Nimmst du mit geschloss'nem Munde
Stumm hinüber in den Tod.

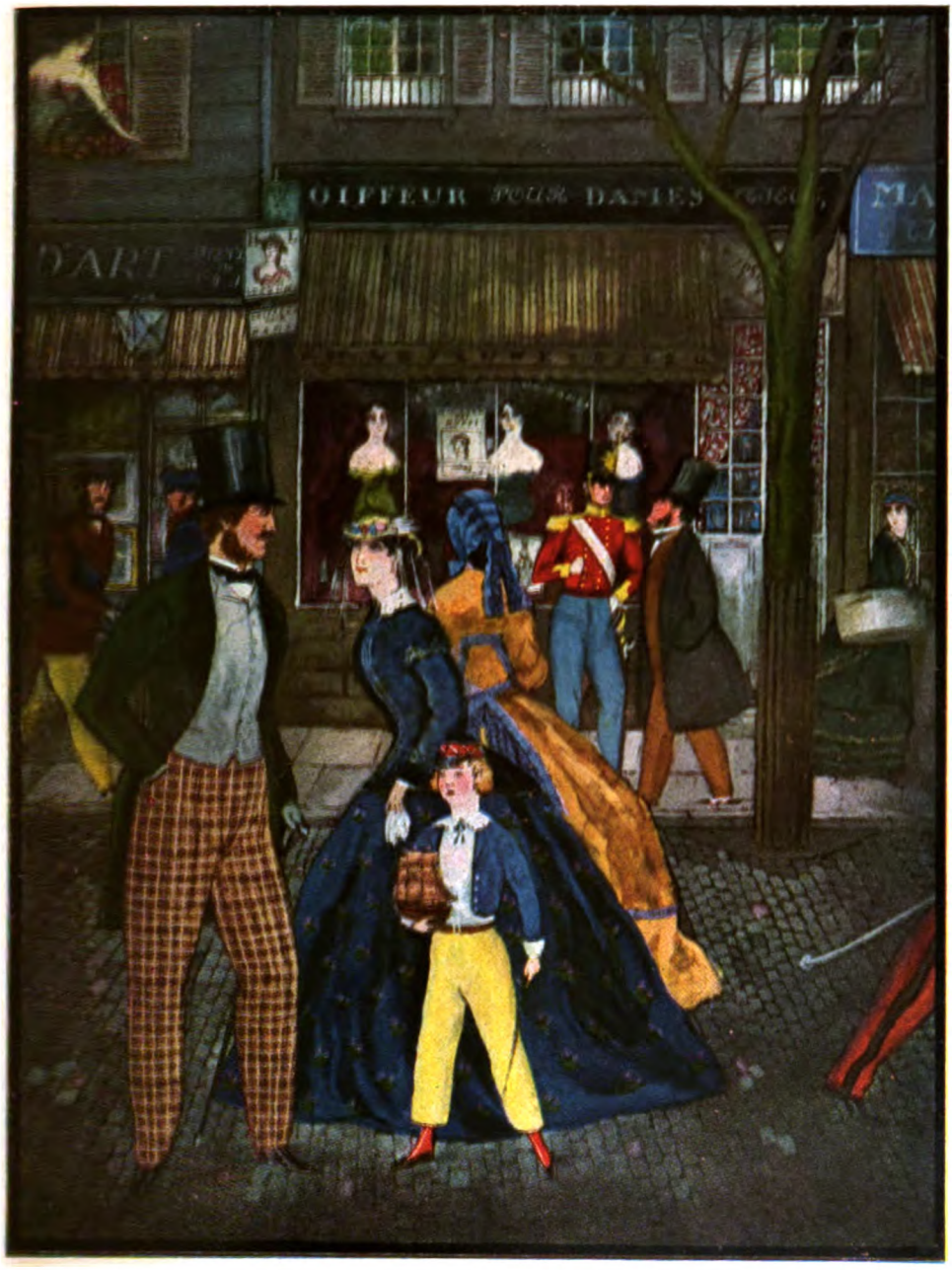
Deine Hand. Von Julius Berstl

Still ist dein Auge, still dein Mund.
Im stillen Lächeln tut dein Herz sich kund.
Jedoch das Stillste, das ich an dir fand,
Ist deine leise, leichte, feine Hand.

Gewichtlos zart, wenn sie die meine streift.
Voll klarem Ernst, wenn sie zum Tagwerk greift.
Beglückend sanft, wenn sie im Schoße ruht.
Was sie auch immer tut — wie gut, wie gut.

Wie ein Gesicht ist deine leise Hand,
Das heiter sinnend mir die Sorge bannt,
Von eigner Sorge scheu verklärt. Gesicht,
Aus dessen Reinheit deine reine Seele spricht.

Digitized by Google



Begegnung. Gemälde von Erich M. Simon

Digitized by Google

Digitized by Google

Der neue Tanz · Von Fritz Böhme

Das von tausend Nöten wirtschaftlicher und politischer Art hin und her geschüttelte und zu Boden geworfene Deutschland sieht in dieser schweren Zeit die Reifwerdung einer Kunst sich vollziehen, von deren kultureller Bedeutung das 19. Jahrhundert wenig oder nichts geahnt hat. Wenn auch die Wurzeln der neuen Tanzkunst schon bis ins 18. Jahrhundert zurückreichen, Tänzer und Pädagogen wie Noverre und Delsarte vorbereitend wirkten, Turnen, Gymnastik, Leibesübungen und später die Körperkulturbestrebungen als wichtige — wenn auch zum Teil abwegige — Vorboten anzusehen sind, — weder das 18. noch das 19. Jahrhundert hat das, was wir heute unter neuem Tanz verstehen, zielvoll erstrebt oder auch nur Pflege des Bewegungssinns und eine Krönung dieses Triebs in einer besonderen, eigenen Gesetzen unterworfenen Kunst bezweckt. Was man suchte, war entweder Reformierung eines als geschmacklos und unzeitgemäß empfundenen Balletts oder körperliche Kräftigung, Gesundheit, Ertüchtigung und hygienischer Fortschritt. Erst mit Isadora Duncan begann die bewußte Absage an die traditionelle Auffassung von Tanzkunst. Ihr Auftreten und ihre kleine Schrift „Der Tanz der Zukunft" sind ein Markstein in der Geschichte der Tanzkunst der Neuzeit: hier wurde der schon von Noverre erhobene Ruf nach Natürlichkeit der Bewegung und die von Delsarte eingeleitete radikale Umbildung der Erziehungsmethode für Tanz, wenn auch in Form eines hellenisierenden Romantizismus, zum leitenden Ziel erhoben.

Diesem ersten, energischen Vorstoß ins Neuland folgte eine Zeit quantitativ starken Tanzwollens rein individualistischer Einstellung. Man wagte es. Jede neue Tänzerin, jeder neue Tänzer brachte eine mehr oder minder originelle Auffassung von Tanzkunst in seinen Schöpfungen. Man lehnte sich an Vorbilder der Vergangenheit an; Griechenland, Indien, Ägypten, Rom, Gotik, Renaissance, Maskentänze, Schleiertänze, Barfußtänze, rein mathematisch geformte Gestaltungen, ekstatische Improvisationen, musikalische Interpretationen, in Bewegung umgesetzte Malerei und Plastik — all das wurde von Einzeltänzern und -tänzerinnen vom Podium des Konzertsaals aus als neuer Tanz dargeboten, machte hin und wieder kurzlebige Schule, fand Nachahmer oder verschwand wieder mit der Tänzerin, die es als eigene Schöpfung gebracht hatte. All diesen Einzelversuchen gegenüber stand aber immer noch als machtvoller Faktor das Ballett, das kraft seiner Tradition und seines verwendbaren Corps die Bühne beherrschte und jedes Eindringen des neuen Tanzes in dieses Reich abwehrte.

Nach einigen, allerdings anfänglich sehr bejubelten, schließlich aber doch nicht machtvoll durchdringenden Anfängen des Genfers Jaques Dalcroze, der auf musikalischer Grundlage in Hellerau gruppenartiges Tanzen pflegte, wurde diese individualistische Epoche des neuen Tanzes erst in der Nachkriegszeit von zielvollen Bestrebungen abgelöst, die auf Gruppenbildung ausgingen. Mit diesem Schritt vom Einzeltanz zur Tanzgruppe ist die stilbildende Kraft des neuen Tanzes, die vorher nicht in die Erscheinung treten konnte, zur Gewißheit geworden. Denn nur in der Gruppe kann der Keim zur Überlieferungsbildung und der Zwang zur Weitergabe liegen. Nur sie gewährleistet oder verspricht zum mindesten ein allmähliches Wachsen und Erstarken, das zu einem neuen, unserer Zeit entsprechenden Tanz-

Szene ‚Dreieck'. Aus Mary Wigmans ‚Tanzdrama'
(Aufnahme Preß-Photo)

Digitized by Google

Dreiklang. Übungen der Labanschule, Berlin. (Aufnahme Riebicke)

stil führen kann. Wie sehr bedroht sich das traditionelle Bühnenballett durch diese Entwicklung des neuen Tanzes fühlte, zeigen die starken Anstrengungen und äußerlichen Reformierungen, die es in den letzten Jahren vornahm. —

Von den neuen Tanzgruppen haben bisher den nachhaltigsten Einfluß die ausgeübt, die sich um Rudolf von Laban und Mary Wigman gebildet haben. Sie sind sich insofern innerlich verwandt und verfolgen ähnliche, ja gleiche Ziele, als Mary Wigman durch eine jahrelange tänzerische Erziehung Labans gegangen ist und sich zu den von ihm vertretenen Grundsätzen bekennt.

Rudolf von Labans Werk setzt ein mit einer Gewißheit und einer Besinnung. Ihm war der Tanz, die Kunst des Bewegens im Raum, das durch den menschlichen Körper selbst gestaltete Symbol des Lebendigen, in früher Jugend das zentrale Erlebnis seines Wesens. Es zwang ihn, der zu anderem von dem Vater bestimmt war, zum Tanz und zur Tanzdichtung als Ausdruck seines Innern. Und was er bei seinen ersten Schritten vorfand, war eine Tanzkunst, die ihre ehemalige Zentralstellung im Kulturleben, die seinem inneren Empfinden entsprach, völlig eingebüßt hatte. Er sah, daß die Tanzkunst in allen ihren Formen zu einer Angelegenheit der

Aus Labans Gruppenspiel ‚Drachentöterei'. (Aufnahme Riebicke)

Digitized by Google

Unterhaltung, des Reizes, des Effekts, des Gefühls geworden, an die Peripherie der Kultur gedrängt, in eine dienende Stellung geraten war. Und so wurde es sein Ziel, die Tanzkunst wiederum in den Mittelpunkt des künstlerisch-kulturellen Lebens zu stellen.

Jahrelanges Arbeiten, Forschen, Erschließen, Eindringen in die Welt des Tanzes, in das reiche Leben, das sein Inneres erfüllte, in die Vergangenheit seiner Kunst, in die Beziehungen der Tanzkunst zu den anderen Künsten, jahrelanges eigenes tänzerisches Schaffen lagen schon hinter ihm, als Mary Wigman von Hellerau her zu ihm kam, und Jahre hindurch haben dann beide gemeinsam gearbeitet und gewirkt. Labans ungestüm vorwärtsdrängendes, immer neue Wege und Gesichtspunkte in neuen Schöpfungen erschließendes Wesen fand in Mary Wigman einen seeleverwandten, aufnahmereifen, um die gleichen Dinge ringenden Menschen, und aus dieser künstlerischen Arbeitsgemeinschaft sind Tanzwerke emporgewachsen, von denen die Menschen sich zuerst ohne Verständnis abwandten, die sie verlachten und bekämpften. Dann aber dämmerte, anfangs in wenigen, das Bewußtsein auf, daß sich hier ein unerhörtes künstlerisches Ereignis vollziehe. Man spürte, daß hier Elementares, Verschüttetes um Ausdruck, um erstmalige paradigmatische Gestaltung rang; man fühlte, daß dem Abendland der Weg zu einem verdrängten, allgemeinmenschlichen Trieb, zu dem schöpferischen Bewegungstrieb, freigelegt worden sei. Labans große Tat in dieser Zeit ist die, daß er seine Kraft, seine innersten Bekenntnisse, das, was er sich in unermüdlicher eigener Arbeit eroberte, einem anderen, gleich ihm künstlerisch ringenden Menschen, rückhaltlos und nur dem gemeinsamen Dienste an der Bahnung des neuen Wegs geweiht, gegeben hat. Mary Wigman war wohl wie kaum ein zweiter Mensch fähig, all das aufzunehmen und zu verarbeiten, was diese Zeit ihr an unerhörten künstlerischen Erlebnissen schenkte und den rastlos, aber sprunghaft, intuitiv im eigenen Rhythmus strömenden Meister zu erfassen, der die höchsten Ziele vor Augen einen Weg beschritt, dessen Bedeutung für unsere Kultur recht zu werten erst einer späteren Zeit möglich sein wird, welche die nötige Distanz zu dem Lebenswerk dieses Mannes besitzt.

Damals — es ist noch nicht lange her und dünkt uns doch schon weit entfernt — als Mary Wigman als Verkörperung der tänzerischen Ideen Rudolf von Labans auftrat, hat sie schwer zu kämpfen gehabt; aber Schritt für Schritt hat sie mit zäher Energie und nie erlahmender Kraft sich mit ihrer ganzen Persönlichkeit für den neuen Tanz in seiner konsequenten Form eingesetzt. Sie überschüttete die Menschen mit den Gaben, vor denen man starr und verständnislos oder aufgewühlt und hingerissen stand. Eine Wucht und Gewalt zeigte sich in diesen Einzelschöpfungen, die der Tanz bisher noch nicht erreicht hatte, auch wenn er die naturnahesten Formen scheinbar unmittelbarsten

Szene aus Labans Tanztragödie ‚Gaukelei'. (Aufnahme Schallenberg)

Digitized by Google

Mary Wigman. (Aufnahme H. Holdt)

leidenschaftlichen Gefühlsausbruchs zu Hilfe nahm. Das Geheimnis dieser Wirkung lag nicht in dem Inhalt, der getanzt wurde, sondern in der Formung dieser Inhalte. Sie kam aus den elementaren Urgründen einer Welt, der das festhaftende, strömende Seelenstrebungen zusammenballende Wort noch unbekannt war und in der die ganze Kraft des sich in den Raum ergießenden, unmittelbar in Bewegung geformten menschlichen Seins sich auswirkte. Man hat Mary Wigman angegriffen, bekämpft, zu verkleinern gesucht; man hat ihr intellektuelle Mache, Kälte, Leidenschaftslosigkeit vorgeworfen, weil man in sich das Organ der Aufnahme für diese Ströme hatte verkümmern lassen, weil man bei Tanz Lächeln, Liebenswürdigkeit, formale Leerheit, pantomimische Deutlichkeit, Gefühlsgeste u. a., nur nicht unmittelbar sich mitteilende Gewalt der Kunst erwartete. Das alles hat den Siegeslauf dieser Tänzerin nicht hemmen können. Die an Zwang grenzende Wucht und Dämonie dieser Schöpfungen, die den Beschauer kaum zu Atem kommen ließen, hämmerten mit unbarmherziger Konsequenz das süßliche Bild der Schönheitstänzerin und seelisch leeren, posierenden Balletteuse aus dem Hirn des Beschauers und noch in der Ablehnung lag eine Anerkennung dieser unduldsamen Prophetin eines neuen tänzerischen Kunstideals.

Nachdem so der erste Anstoß in der individualistischen Epoche einen Sieg gebracht hatte, war das Werk reif zu einer breiteren Basis geworden. Laban und Wigman hatten sich in der Zwischenzeit getrennt, um in der gleichen Richtung jeder in dem von ihm geschaffenen Kreis weiterzubauen. Fast zu gleicher Zeit schufen beide sich ihre Tanzgruppen, Laban zuerst in Stuttgart und dann in Hamburg, Wigman in Dresden, — Gemeinschaften tänzerisch Erzogener, die die neue Idee von dem Konzertpodium fort auf die Bühne zu verpflanzen bestimmt waren. Bühnenwerke sind es in erster Linie, die beide nunmehr vor die Öffentlichkeit stellten: Wigman zeigte neben kleineren Gruppentänzen ihre „Szenen aus einem Tanzdrama“ und Laban führte eine ganze Reihe von Tanzdichtungen mit seiner Berufstänzergruppe, die er „Tanzbühne“ nannte, und dem dieser Tanzbühne in Hamburg angegliederten, neugeschaffenen „Bewegungschor“ aus Nicht-Berufstänzern auf. Ziel dieser Bestrebungen ist das neue Tanztheater. An diesen Schöpfungen gehen uns jetzt die Entwicklungsmöglichkeiten des neuen Gruppentanzes auf. Labans Aufführungen seiner Tanzdichtungen brachten erste Formungen solcher Möglichkeiten in seinem Tanzdrama „Der schwingende Tempel“, in dem Reigen mit Sprechchören „Faust-Reigen“, in dem kultischen Spiel mit Bewegungschören „Lichtwende“, in der epischen Tanzfolge „Die Geblendeten“,

Mary Wigman. (Aufnahme H. Holdt)

Digitized by Google

der Komödie „Himmel und Erde", der Tragödie „Gaukelei", der Groteske „Komödie", in dem zu einer Tanzdichtung mit Sprechchören umgeformten „Gefesselten Prometheus" des Äschylos und in der erst jüngst gegebenen tänzerischen Neudichtung der Noverreschen Pantomime „Agamemnons Tod", die alle — gewiß eine beträchtliche Reihe von Schöpfungen — in Hamburg auf dem Tanztheater Labans aufgeführt und zum Teil auf Gastspielreisen in Deutschland und im Auslande wiederholt worden sind.

Mit der Schaffung dieser Tanzdichtungen ist aber der Wirkungsradius des vordringenden neuen Tanzes noch nicht erschöpft. Wenn auch noch zögernd beginnen die Theater sich mit der neuen Richtung zu beschäftigen und ihr die Tore zu öffnen. Mary Wigmans „Tanzdrama" wurde zuerst auf einer Matinee der Berliner Volksbühne gegeben und hat von da aus seinen Siegeszug durch ganz Deutschland, die Schweiz, Italien angetreten, in Mannheim wirkte Laban an der Oper, in Hannover wurde ein Schüler Wigmans Bewegungsregisseur. Die Berliner Staatsoper besitzt in Max Terpis den ersten Bewegungsregisseur und Ballettmeister, der aus der Schule Wigmans in Dresden und der Laban-Schülerin Perottet in Zürich hervorgegangen ist. Dr. Niedecken-Gebhard hat den Laban-Schüler Jooß zum Bewegungsregisseur des Theaters der Stadt Münster, die Intendanz der Reußischen Theater in Gera hat in gleicher Stellung den Laban-Schüler Gleisner berufen. Bewegungschöre und Schulen, die der Tanzbühne Laban angegliedert sind, bestehen außer in Hamburg in Berlin, Wien, Lübeck, Frankfurt a. M., Stuttgart, Münster i. W., Gera (Reuß), Zürich, Bern, Basel, Budapest. Man sieht also, daß die Expansionskraft des neuen Tanzes nicht gering ist. — All diese Schulen, Bewegungsregisseure und Ballettmeister streben dahin, Tanzgruppen im Sinne von Laban und Wigman zu schaffen. Der Begriff der Tanzgruppe ist ein Gegenwartsbegriff und dem Wort nach eine neue Bildung. Die alte Zeit vor dem Einsetzen des neuen Tanzes kannte nur das Ballettcorps, in dem nicht die Gleichwertigkeit, sondern die Gleichmäßigkeit ausschlaggebend war. Rudolf von Laban hat in seiner Lehre von den Bewegungstypen überhaupt erst die Grundlage zur Möglichkeit einer Gruppenbildung gegeben. Er hat, ähnlich der musikalischen Differenzierung im gemischten Chor, Unterscheidungen geschaffen, die klar und deutlich den körperlichen Habitus des einzelnen zum Ansatzpunkt einer Verwendung im gemeinsamen Bewegen mit andern machen. Seine Unterscheidung in Hoch-, Mittel- und Tieftänzer vermied einerseits eine chaotische Zusammenwürfelung nicht zueinander gehöriger Bewegungsklänge verschiedener Körper, anderseits aber auch den Zwang, den das einseitig hochtänzerische Ballett dadurch ausübte, daß es die verschiedenen Bewegungstypen zu einer gleichmäßigen Bewegungslage veranlaßte.

Bildnis Mary Wigman. (Aufnahme E. Wasow)

Er konnte das, weil er die beiden Hauptkomponenten der Bewegung, den menschlichen Körper und den Bewegungsraum, nicht trennte, sondern als eine sich gegenseitig durchdringende, gesetzmäßig verbundene Einheit auffaßte. Bewegungsfugen, -melodien, -akkorde sind, wenn sie nicht nur von einem Körper ausgeführt werden, sondern von mehreren gemeinsam, nur dann möglich, wenn sich die verschiedenen Bewegungen von Körpern nicht gleicher Bewegungslage zu räumlich harmonischen Beziehungen verbinden. Man vergleiche etwa die Szenen „Wande-

Digitized by Google

rung" oder „Dreieck" aus Wigmans „Tanzdrama" mit den Corps-Tänzen in der „Josephslegende": das Ballett ist in den meisten Fällen nur ein hochtänzerisches Unisono aller Mitglieder des Corps.

Diese raumkörperliche Auffassung des Tanzes bedingte aber auch Ziele der tänzerischen Erziehung, die von der uniformierenden Ballettausbildung weit entfernt sind. Nicht allein, daß nach der Befreiung von Verkrampfungen und einseitigen Angewohnheiten der Tänzer an ein eigenes körperliches Raumempfinden gewöhnt wird, er wird auch nicht zur Einübung von Stellungen oder Schrittformen gezwungen, die seiner Bewegungsneigung nicht entsprechen. Einen Körper, bei dem alles zum Schwunghaften hindrängt, nur zu Spannungsbewegungen zu veranlassen, hieße ihn verbilden. Wohl sind allen Bewegungen die gleichen Dimensionen gemeinsam, wohl müssen alle Körper, um ihrer individuellen Eigenheit inne zu werden, den unsichtbaren Kristall der menschlichen Bewegungsmöglichkeiten nach Höhe, Breite, Tiefe erfüllen lernen, müssen Intensitätsunterschiede, wie Langsamkeit, Schnelligkeit, Ablaufsformen, wie Schwung, Spannung, Impuls innerlich erfahren, um im eigenen Bewegen den tänzerischen Sinn, die Flucht vor der Ballung, die Erlösung aus der Starrheit in sich zu wecken — aber das alles sind nur Vorübungen, die außer der Heilsamkeit körperlichen Trainings zugleich die seelischen Elemente der Bewegung in engster Verbindung mit ihr erhalten, den schöpferisch Veranlagten davor behüten, Gestaltungen auf dem Umweg über ein gehirnliches Ausdenken hervorzubringen, und ihn veranlassen, intuitiv Empfangenes unmittelbar, ohne durch die verstandesmäßige und wortegebundene Ballung hindurch zu müssen, in der nur körperlich-räumlich bedingten Bewegung zu objektivieren. Der Sinn so geschaffener Tänze kann nicht vor dem Schaffen durch Worte festgelegt werden, er tritt zutage nur in der Bewegung und ihrer Sprache, die dann ihrerseits nachträglich zu einer in Worte gefaßten Objektivierung führen kann, aber ebenso wie absolute Musik keineswegs führen muß. Mary Wigmans „Szenen" sind nicht in Bewegung übertragene Teile einer ausgedachten Folge von Handlungen, Labans Tanzdichtungen keine in Tanz übersetzte Literatur, sondern erweisen nur, daß auch rein körperlich empfangene Intuitionen in ihrer Abfolge ein äußerlich sinnvolles, auch mit dem Verstande erfaßbares Ganze ergeben, da sie aus dem aller Kunst und Erkenntnis gemeinsamen seelischen Unbewußten

Schlußszene des ‚Chaos' aus Mary Wigmans ‚Tanzdrama'. (Aufnahme Suse Byk)

Digitized by Google

Szene ‚Reigen' aus Mary Wigmans ‚Tanzdrama'. (Aufnahme Preß-Photo)

strömen. Der absolute Tanz findet seinen Antrieb weder aus einer bildlich-verstandesmäßigen Vorstellung, noch aus einer von außen kommenden etwa musikalischen Einwirkung. Er ist rein körperliche Objektivierung. Daraus erklärt sich auch die Stellung, die die Musik im Rahmen dieser Richtung des neuen Tanzes einnimmt: sie bedeutet ihm nicht dasselbe wie etwa dem Ballett, wo sie ein motorisch-dynamischer Antrieb ist, auch nicht dasselbe wie der von Schülern des Genfers Jaques Dalcroze gepflegten Richtung, die den Tanz zur Illustrierung und körperlich-plastischen Interpretation musikalischer Schöpfungen macht, — der konsequente absolute Tanz ist musiklos, bedarf der Musik nicht, denn er empfängt den motorischen Antrieb aus den Urquellen: dem Körper und dem Raum. Wenn Musik dennoch auch bei Wigman und Laban nicht ausgeschaltet ist, so handelt es sich entweder um Geräusche, die die Bewegungen unterstreichen, oder um Musik, die sich dem Tanz völlig einordnet, etwa Gefühlsmomente absichtlich

Die Wigman-Schule bei Übungen. (Aufnahme Preß-Photo)

Digitized by Google

betonen will, keineswegs aber losgelöst vom Tanz eigene Bedeutung beanspruchen kann. Auch da, wo bekannte musikalische Werke (wie etwa Wigmans hinreißender Gruppentanz zu einer Liſztſchen Rhapſodie) verwandt werden, wird der Tanz nicht erſt durch die Muſik, und es wäre ein intereſſantes Experiment, einmal einen ſolchen Tanz ohne die Muſik, etwa nur mit leichtem begleitenden Geräuſch zu tanzen. Ich glaube, er würde an Wirkſamkeit nichts einbüßen.

Mit dieſer Geſamteinſtellung hängt auch eng die Entwicklung zuſammen, die die Auffaſſung der künſtleriſchen Seite im neuen Tanz erfahren hat. Das Ballett mußte notwendigerweiſe zu einer Auffaſſung von künſtleriſcher Technik führen, die der artiſtiſchen Technik nahe kam. Die Skala der Formen erſchöpfte ſich in Übungen, die mehr oder minder ſchwer erlernbar waren. Der beſte Ballettänzer war der, welcher mit der beſten Leiſtung, dem beſten Können dieſer Formen zugleich eine individuelle Note zu verbinden wußte, die ſeiner Leiſtung eine perſönliche Nuance gab. Das Kunſtwerk kam zuſtande durch eine Zuſammenſetzung dieſer vor dem Werk ausgedachten Übungen und Bewegungsformen. Seine Teile waren vor der Schöpfung da und konnten erlernt werden; das eigentliche Werk zeigte ſich nur in der, über dieſe errungene Leiſtung hinausgehenden Färbung der Übung. Der neue Tanz kennt keine Schöpfung als Zuſammenſetzung von erlernten Vorübungen. Für ihn iſt künſtleriſche Schöpfung wie bei aller anderen Kunſt das intuitiv empfangene, als ein Miteinander von inneren Empfindungen und Strebungen auftauchende Geſamtwerk, deſſen Objektivierung in dem zeitlichen Verlauf von Bewegungsfolgen vor ſich geht. Künſtleriſche Technik heißt ihm: möglichſt deutliche Angleichung der objektivierten Formungen an die inneren Vorgänge, möglichſte Klarheit in der Sprache des körperlichen Materials auf Grund der elementar-räumlichen Geſetzmäßigkeit. Das Werk iſt alſo nicht Leiſtung fremder Übungen unter dem Vorzeichen individueller Nuancierung, ſondern iſt perſönlicher Ausdruck eigener künſtleriſcher Intuition. Hier ſchwingen Gefühle, Denken, Wollen noch geeint als raum-körperlicher Geſamtausdruck und tragen den Rhythmus der Perſönlichkeit vor das Auge des Beſchauers. Man frage ſich alſo vor dieſen Schöpfungen nicht zuerſt nach Inhalt und Bedeutung, ſie geben für in Worten zu formulierende Erklärung meiſt wenig Anhaltspunkte, ſie ſind nicht verkörperte Gedanken oder plaſtiſch ausgedrücktes Gefühl, nicht Philoſophie noch allegoriſches Bild, ſondern künſtleriſche Objektivierung in einer Sprache, die noch vor dieſen Bindungen und Ballungen lebt, die ſich auf einer ewigen Flucht vor dieſen Verfeſtigungen befindet.

Und was hat nun dieſer neue Tanz für unſere Kultur zu bedeuten? Er hat den Tanz, der angewandte Kunſtübung war, zu einer eigenen Kunſt erhoben. Er hat den verkümmerten, verkrampften Bewegungstrieb neubelebt, hat in ihm einen Urgrund ſchöpferiſcher Kraft aufgedeckt und wieder zur Wirkſamkeit kommen laſſen. Er hat damit einen Weg beſchritten, der von der ausgedachten intellektuell gefundenen, organiſierten Form fortführt hin zum Organiſchen, geſetzmäßig Gewachſenen. Von der Mache und Vortäuſchung drängt er fort zur Geſtaltung, zum urſprünglich Ehrlichen. Dekorativen Formalismus verſchmäht er zugunſten ornamentaler Schöpfung, Kunſtgewerbliches zugunſten der Kunſt. Er will nicht den ſchauſpieleriſchen Menſchen, der ſich in eine Rolle hineindenkt und von Poſe zu Poſe wandert und ſich ſelbſt nicht mehr kennt, ſondern den urſprünglichen Menſchen, der wieder aus dem Brunnquell unbewußter Ströme trinkt und deſſen tiefſtes Erlebnis die gemeinſame ungehemmte Schwingung mit andern, die lebendige Gemeinſchaft iſt.

Gret Palucca, eine Wigman-Schülerin

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Der Gott, der Eisen wachsen ließ

Erinnerungen an die alte deutsche Armee

Von Rudolph Stratz

Ein gescheiter Amerikaner, für den der Erdball ungefähr den Umfang bedeutete wie für andere Leute die Sächsische Schweiz — dieser Yankee sagte mir einmal: „Es gibt auf der Welt nur drei vollkommene Organisationen! Das sind die katholische Kirche, das preußische Heer und die Standard Oil Company!“

Ich bin Protestant und von Rockefellers Petroleumtrust verstehe ich nichts. Aber dem dritten dieser großen Verbände — der deutschen Armee — habe ich ein Vierteljahrhundert, von 1883 bis 1908, als aktiver, Reserve-, Landwehr- und Landsturm-Offizier angehört und auch den Weltkrieg hindurch in ihrem Dienst gewirkt, und es geht mir, wie wohl vielen Älteren unter uns: der Verstand sagt es uns täglich — aber unser Gefühl verneint es stündlich, daß diese herrlichste Verkörperung deutscher Kraft, die je da war, nur noch ein Schatten der Vergangenheit sein soll — dem jüngsten Geschlecht schon fremd — nur noch vom Hörensagen bekannt. In stillen Erinnerungsstunden, in die man sich aus dem aschgrauen Elend unserer Gegenwart flüchtet, ruft man sich diese mahnenden Schatten noch einmal zurück . . .

In meine erste Kindheit hinein wetterleuchtet der Krieg. Der heiße Hochsommer von 1870.

Hammerschläge dröhnen im Souterrain unseres großen Hauses in der Plöck in Heidelberg. Zimmerleute nageln an langen, würzig nach frischem Holz duftenden Pritschen. Das Familiensilber wird in Kisten verpackt. Pferde und Wagen sind bereit zur Flucht das Neckartal aufwärts, durch das damals noch keine Eisenbahn ging — wenn „sie“ kommen — aus dem Elsaß herüber — die braunen Spahis — die schwarzen Turkos, die damals bei der großen Nation die Stelle der Marokkaner und Senegalneger von heutzutage vertraten. Dann ein Aufatmen: Sie können nicht kommen! Die Rheinbrücke von Kehl ist gesprengt! Eine Stille vor dem Sturm und dann plötzlich alles blau — blau — himmelblau mit Raupenhelmen — eine blaue Völkerwanderung für Kinderaugen. In Strömen, Tag und Nacht, scheinbar endlos, rollt und marschiert das bayrische Heer durch Heidelberg und in Sommerhitze hinüber in die Rheinpfalz, nach Weißenburg und Wörth! Ich sehe noch den Platz vor dem Bahnhof himmelblau unter blauem Himmel und mitten in dem blauen Meer den leuchtenden roten Vollbart eines blauen bayrischen Infanteristen.

Und vier Wochen darauf der große Abend! Ein plötzliches Dröhnen aller Glocken von Providenz und Heilig Geist, von der Jesuitenkirche und von St. Peter. Brausend, hundertstimmig auf den Straßen die „Wacht am Rhein!“ Wir Kinder sahen erstaunt, wie unten auf der Straße ganz fremde Menschen einander umarmten. Im Salon küssen sich die Damen und weinen. Mein Vater läßt anspannen. Wir fahren im Schritt durch das jubelnde Heidelberg. Menschenmassen. Siegesfahnen an den Häusern. Orgelklang hinter nachthellen Kirchenfenstern. Sedan . . . Sedan . . . Lang . . . lang ist's her . . .

Vorher schon der Krieg: Ein schwüler Abend des blutigen August 1870. Dämmerung schon unter dem Platanengeäst der Heidelberger „Anlagen“. Über den Fahrdamm her, vom Bahnhof her, ein langer, langsamer Zug. Eine Tragbahre hinter der anderen. Auf jeder eine stumme, weiße Gestalt. Unheimlich zuweilen dazwischen, die weißen Zähne blecken, die schwarze Fratze eines Turko: die Verwundeten von Weißenburg. Anfangs noch gedämpftes Hurra der spalierbildenden Menge. Dann stand alles stumm mit entblößten Häuptern.

Der schwarze Tag für Heidelbergs Söhne war, unter grauem Winterhimmel, der 18. Dezember — das Gefecht von Nuits —, Nuitz, wie es die Pfälzer aussprachen. Trauerfahnen aus jedem zehnten Haus. In einem Bäckerladen drei verzweifelt schluchzende Frauen, auf Schemel kauernd, die Köpfe im Schoß. Ich sehe es noch vor mir . . .

Es hieß in diesem Herbst, man könne nachts vom Königstuhl über Heidelberg die glühenden Granatenbahnen der Belagerung von Straßburg erkennen. Alles stieg hinauf. Ich weiß nicht, ob man sich diese feurigen Zeichen am Himmel nur einbildete oder ob ich da oben als kleiner Junge wirklich etwas vom fernen Krieg sah. Vierundvierzig Jahre später hörte ich erst wirklich, zu Gast in den Schützengräben von Ostpreußen, die Kugeln pfeifen.

Digitized by Google

Heil dir im Siegerkranz! Deutschland geeint. Wilhelm der Siegreiche sein Kaiser.

Ausgerichtet wie ein riesiges blauweißes, rotgetupftes Lineal stand auf dem geschichtlichen Sand vor dem Stadtschloß in Potsdam, von den hohen Blechmützen überflimmert, die Front des Ersten Garderegiments zu Fuß. Ihr gegenüber, unter der Rampe des Hohenzollernschlosses, als Zuschauer, wir Fähnriche der Kriegsschule. Es war der 1. Mai 1884, die siebzigste Wiederkehr des Schlachttages von Großgörschen, wo der alte Kaiser in den Reihen des Regiments als Siebzehnjähriger sich die Feuertaufe geholt.

Stillgestanden! Von der Havelbrücke her flatterte der Hahnenbusch des Leibjägers auf dem Bock einer offenen Viktoria. Sie hielt. Wilhelm I. stieg aus und ging langsam, altersgebeugt, auf sein Regiment zu und die Front entlang. Dann kam das Exerzieren. Prinz Wilhelm — später Kaiser Wilhelm II. — der Kommandeur des ersten Bataillons, vollführte, selbst zu Fuß, zwischen den „Puppen", den Sandsteinfiguren, die den einstigen Exerzierplatz der „Langen Kerle" des Soldatenkönigs einrahmten, mit seinen Kompagnien die verwickelten Schwenkungen und Aufmärsche des damaligen Exerzierreglements. Ausschwärmen! Ein bißchen Platzpatronengeknall. Schluß! Schon wollte der Kaiser wieder wegfahren. Da fiel sein Blick auf die fernen Fähnriche, die ihn größtenteils heute zum erstenmal sahen und sehnsüchtig seiner Nähe harrten. Sofort richtete er sich lebhaft an einem Handgriff im Wagen auf, befahl dem Kutscher zu wenden, und fuhr mit einem freundlichen „Guten Morgen, meine Herren!" langsam unsere Front entlang.

Vorher, während des Exerzierens, war eine prachtvolle männliche Erscheinung in Feldmarschallsuniform an die Kriegsschule herangetreten — der damalige Kronprinz, spätere Kaiser Friedrich III. Er ließ sich von einem Fähnrich seines ostpreußischen Grenadierregiments die gerutschte Schärpe fester knüpfen. Unmittelbar über ihm, hinter den großen Scheiben eines Fensters im Erdgeschoß des Schlosses, hielten Lakaien den kleinen Prinzen Wilhelm, den letzten deutschen Kronprinzen, und seinen jüngeren Bruder. Schwarz gekleidet stand dahinter ihre Mutter, Prinzeß Wilhelm, wenige Jahre darauf schon Kaiserin Viktoria Augusta. Vier Generationen des Hohenzollerngeschlechts auf einem engen Raum beisammen. Ein rocher de bronze schien ihr Haus und ihr Reich.

⁂ ⁂ ⁂

An dem breiten, blauen Havelspiegel vor Potsdam lag die, auch von den Offizieren und Fähnrichen benutzte große Militärschwimmanstalt. Der Kronprinz Friedrich badete dort häufig inmitten der Mannschaft — der baumlangen Riesen des Ersten Garderegiments. Er amüsierte sich mit den Goliaths, die ungeschlacht wie die Bären im Wasser paddelten, sich Bälle zuwarfen und mit schwimmenden Balken spielten. Im purpurgesäumten langen Bademantel aufrecht in der Barke stehend sah der spätere Kaiser Friedrich majestätisch schön wie ein bärtiger Imperator der spätrömischen Kaiserzeit aus. Leider gebrauchte er mit Vorliebe Berliner Mundart und Redensarten — auch im Verkehr mit den Offizieren und Fähnrichen, in deren Gruppen er oft plötzlich hineintrat. Ich entsinne mich, daß der Kronprinz einmal eine mächtige graue Dogge mit sich führte, und von mir und einem halben Dutzend anderer Fähnriche wissen wollte, warum das Tier ein Leonberger sei? Ein Schwabenfähnrich stellte dann den Namen dieses Amtsstädtchens im Württembergischen fest — zur allgemeinen Erleichterung. Denn eine vollkommene soldatische Unbefangenheit gegenüber dem Thronerben kam nicht auf. Er scherzte zwar gern und jovial, aber man mußte sich hüten, darauf einzugehen! Er nahm zu leicht etwas übel . . .

⁂ ⁂ ⁂

Bei der großen Frühjahrsparade der Potsdamer Garnison blieb der alte Kaiser Wilhelm im Wagen, in der Mitte vor der Front, und stand darin aufrecht, weithin sichtbar seine Generale und seine Garden überragend, die heute in aller Pracht der Waffen strahlten: Mit dem Geschaukel ihrer blitzenden silbernen Adler auf den Stahlhelmen, im Donner ihrer silbernen Pauken, mit düster schwarzen Kürassen die Gardes du Corps. Ein goldglitzernder Papageienschwarm von scharlachroten Attilas und blauen Dolmans, mit Reiherstutzen und Bärenmützen die Gardehusaren. Neben den preußisch-blauen Riesen des Ersten Garderegiments die Tschakos und Grünröcke der Gardejäger.

Diese letzteren musterte der greise Kriegsherr, plötzlichen Unmut in den blauen Augen. Alles in der Parade hielt bang den Atem an. Dann tönte eine helle, starke Generalsstimme aus dem Munde des fast neunzigjährigen Siegers von Königgrätz, der dreimal in einem Jahrhundert siegreich in Paris eingezogen, der einen Kaiser mit seinem Heer bei Sedan gefangengenommen: „Der fünfte Mann im zweiten Glied des zweiten Zuges von rechts — hat — keine — Richtung!" . . .

⁂ ⁂ ⁂

Die Gardekavallerie übte auf dem Bornstedter Feld. Der alte Kaiser verfolgte, mit seinem Stab auf einem Hügel stehend, die Attacke. Er wendete sich, bei dem hundertfachen Trompetengeschmetter zum Sammeln, an den Divisionskommandeur mit den milden Worten: „Ich habe schon bessere Attacken gesehen! Wir wollen das noch einmal machen!"

Ein Tadel des Kriegsherrn! Damals! Knigge hätte sein Entsetzen über die Flüche und Donnerwetter gehabt, die aus dem Staub und Dampf der sich ordnenden Gardes du Corps, Husaren, Ulanen aufstiegen. Hoheiten und Durchlauchten, Erlauchten und Hochgeborene überschütteten sich und die Mannschaften mit Grobheiten. Die Kommandeure

Digitized by Google

schwenkten wild auf tanzenden Pferden vor der Front die Säbel. Adjutanten rasten. Und dann brach eine Attacke los, die sich gewaschen hatte! Das Bornstedter Feld verwandelte sich in eine einzige undurchdringliche Staubwolke. In ihr wanderten wir Fähnriche der Kriegsschule einem besseren Beobachtungspunkte zu. Plötzlich tauchte vor uns aus dem Nebel das hundertfache Fähnchengeflatter einer langen Linie heranfliegender Lanzenreiter auf. Umsonst bemühten sich die vorausjagenden Offiziere, den Zusammenprall zu verhindern. „Niederwerfen!" schrie es. Wir schmissen uns lang hin. Gleich darauf brausten die Gardeulanen über uns weg, jeder Gaul mit einem Galoppsatz über das Hindernis am Boden.

Als wir wieder standen, war alles heil. Nur einige Rosse wälzten sich im Sand und kamen auch wieder auf die Beine und ein halbes Dutzend Lanzen lag zersplittert umher. Bis fernhin zum Horizont leuchteten die vereinzelten, brennendroten Flecke der Gardehusaren. Ich sah selbst, wie sie im Zorn dieser Attacke an einigen Stellen in förmliches Handgemenge mit den Gardejägern gerieten, die sonst mit ihnen „Couleur", d. h. gut Freund, waren. Die Jäger brannten ihre Platzpatronen auf drei Schritte gegen die Pferdeleiber, und die Reiter antworteten mit flachen Säbelhieben auf die Tschakos.

⁂ ⁂

Die letzten Jahre unter dem alten Kaiser ... Gewiß: Es war allmählich in der Armee vieles überaltert, was die Menschen — vieles veraltet, was die Dinge betraf. Aber der Geist von 1870 lebte. Er ersetzte die Mängel eines vorsintflutlichen Exerzierreglements und einer Felddienstordnung, an der die Erfahrungen dreier Kriege spurlos vorbeigegangen zu sein schienen. Noch trugen die letzten Hauptleute, noch trugen manche alte Feldwebel das Eiserne Kreuz. Ständig brütete das Wettergewölk des Zwei-Fronten-Kriegs Rußland-Frankreich in der Luft. Die deutsche Armee rüstete sich, noch unter Wilhelm I., mit der neuen furchtbaren Waffe, dem Magazingewehr. Je ein Bataillon der vier Regimenter, die die besten Schießergebnisse aufzuweisen hatten — darunter auch das Darmstädter Leibgarderegiment, in dem ich als Leutnant stand — erhielten das M. 86. Auch meine, die 5. Kompagnie. Mit Ehrfurcht und einigem Zagen nahm man die neue Kugelspritze in die Hand. Die ersten Modelle litten noch an Jugendfehlern. Sie schossen hartnäckig zu weit rechts und im Schnellfeuer klemmte sich der Löffel mit Vorliebe beim Herausschnellen der Patronenhülse. Aber immerhin: das betäubende, damals ganz ungewohnte Gerassel des Repetiergewehr-Feuers gab den hinter der Schützenlinie knienden Offizieren die Zuversicht: Nun können sie kommen ...

⁂ ⁂

Es war nahe daran, daß sie kamen — im Winter 1886/1887. Der Krieg stand vor der Türe. In der Berliner „Post" ließ Bismarck, als Warnungszeichen für Europa, den Artikel: „Auf des Messers Schneide!" aufflammen. Panik an allen Börsen. In Paris peitschte Boulanger als Kriegsminister alle Instinkte des Tiger- und Affenvolks (nach Voltaire) auf. Leises Wetterleuchten in der deutschen Armee: die Rekruten marschierten plötzlich, zum Scharfschießen, nach den Schießständen, die sie sonst erst nach erfolgter Ausbildung betraten. Die Offiziere hatten zu melden, daß sie sich im Besitz ausgetretener hoher Stiefel und eines Revolvers befanden. In Metz und Straßburg hatten die Offiziersfrauen Weisung, sich mit ihren Kindern zu plötzlicher Abfahrt in das Innere Deutschlands bereit zu halten.

Der plötzlich weltberühmte welsche Grenzkommissar Schnäbele und seine irrtümliche Verhaftung durch deutsche Polizei auf französischem Gebiet — das Donnergrollen zwischen Berlin und Paris — die Septennatswahl zum Reichstag, in der das deutsche Volk — zum letztenmal unter Bismarcks Führung — sich in nie erlebtem furor teutonicus zum Willen zur Selbsterhaltung bekannte — die Ruhe in Europa, die daraufhin sofort, wie immer eintrat, wenn Deutschland stark und furchtlos dastand, statt auf die Schwätzer und die Schwächlinge zu hören — wer denkt jetzt, nach beinahe vier Jahrzehnten, noch an diese vergangenen Zeiten? ...

⁂ ⁂

Bald darauf der Tag, an dem Wilhelm der Siegreiche, der gekrönte General, wie ihn Bismarck nennt, da der alte Kriegsherr für immer von seinem Volk und von seinem Lebenswerk, der deutschen Armee schied.

Ich war in Berlin, in diesen eisig kalten Wintertagen zu Anfang März 1888. Ich sah die Begräbnisfeiern. Schneesturm umbrüllte den mitternächtigen Todeszug, der die Leiche des greisen Kaisers vom Palais zum Dom hinübergeleitete. Die Soldaten kämpften in flatternden Mänteln, mit vorgebeugten Köpfen, gegen die Schneewirbel und Windstöße. In der Rechten die hocherhobenen, wildflakkernden blutroten Fackeln. Die Haarbüsche der Offiziere wehten. Finster verlor sich das Nachtbild drüben im Dunkel des Doms.

Schwarzgekleidet die Menschen — in endlosem Zug — dort am nächsten Tag vor dem Katafalk. Eine Laufplanke, über die man schritt. Ein leises Mahnen zur Seite: ‚Nicht stehen bleiben!' Im Kerzenglast zwei unbewegte Bildsäulen — Kommandeure der Garderegimenter — auf Totenwacht rechts und links von dem toten Kriegsherrn. Kaum handgroß scheinbar, ganz weiß, das verschrumpfte greise Angesicht des alten preußischen Soldaten, der gegen Napoleon I. und gegen Napoleon III. gestritten, der Gneisenau und Roon, der Blücher, den Marschall Vorwärts, und Moltke, den großen Schweiger, seine Waffengefährten genannt.

Die Linden. Blutig düsteres Lohen der Pechpfannen unter grauem Mittagsgewölk.

Digitized by Google

Langwehende schwarze Wimpel an den Trauermasten über den zusammengeschaufelten, schmutzig-grauen Schneehaufen an der Bordschwelle. Schwarz ausgeschlagen das Brandenburger Tor. Oben die Inschrift: ‚Vale, senex imperator!' Langsam der Leichenzug. Acht Generale neben den schwarzen Schabracken der Rappen. Hoch oben auf dem Sarg die Kaiserkrone. Hinaus in den kahlen Winterwald des Tiergartens. Nach Charlottenburg, wo Kaiser Friedrich, der Sieger von Wörth, hoffnungslos daniederlag. Der tote Vater zum sterbenden Sohn . . .

⁂ ⁂ ⁂

Drinnen in Berlin dröhnte in dieser letzten Leidenszeit „unseres Fritz", in den neunundneunzig Tagen seiner Regierung, Kranzlers Ecke am Schnittpunkt der Linden und der Friedrichstraße vom Parademarsch. Die 2. Gardeinfanterie-Brigade, die „Eiserne Brigade" zog mit klingendem Spiel bei ihrer Rückkehr vom Tempelhofer Feld an ihrem Kommandeur, dem Generalmajor und nunmehrigen Kronprinzen Wilhelm vorbei. Er hielt hoch zu Roß. Um ihn jubelte jeden Tag eine Menschenschar dem kommenden Kaiser zu. Das Pferd eines Adjutanten scheute von dem Lärm vor meinen Augen. Roß und Reiter schmetterten auf den Asphalt. Der künftige Kriegsherr, dicht daneben, musterte, ohne das Haupt zu wenden, weiter die Truppen.

⁂ ⁂ ⁂

Mit Pomp feierte Berlin am 27. Januar 1889 den ersten Kaisers-Geburtstag des neuen Herrn. Flaggenwälder. Menschengewühl unter den Linden. Absperrketten der Schutzmannschaft. Zu vielen Hunderten standen, jenseits von ihr, als eine bunte Musterkarte aller Uniformen der Armee, längs der Rampe unter dem historischen Eckfenster des Alten Palais rechts die nach Berlin kommandierten aktiven, links die Reserveoffiziere, darunter auch ich. Die Fahnen und Standarten der Garde wurden hinüber in die neue Residenz Wilhelms II., in das altersgraue, mächtige Hohenzollernschloß gebracht. In langer, feierlicher Reihe, mit den vielen silbernen Namensringen der mit dem Banner in der Faust Gefallenen am Schaft, sturmzerrissen und kugeldurchlöchert, oft nur noch ein handgroßer Lappen vergilbter, ausgefranster Seide — so zogen die stolzen Ehrenzeichen des alten Preußen an dem Spalier der mit der Hand am Helm stehenden Offiziere vorbei. Silbern blitzten und schaukelten unter Trompetenfanfaren vor dem Palais die fliegenden Adler der in langer Panzerreihe aufgerittenen Gardekürassiere. Aus der Ehrenkompagnie des zweiten Garderegiments brauste der kriegerische Jubel des Hohenfriedberger Marsches. Wolkenlos, sonnenstrahlend blaute der Winterhimmel über den Hohenzollern und ihrem Volk.

⁂ ⁂ ⁂

Der neue Kriegsherr . . . der neue Besen kehrte aus — das muß gesagt werden — er fegte gut in all die verstaubten Winkel! Mit einem dankbaren Seufzen der Erleichterung und Beruhigung merkten im kommenden Jahr alle, die es am nächsten anging — die in der Front der Truppe stehenden aktiven und Reserveoffiziere, wie auch ich auf dem — jetzt von den Franzosen besetzten — „Griesheimer Sand", dem Darmstädter Exerzierplatz, den Segen der neuen Ausbildungsvorschriften, der neuen Felddienstordnung!

Dem deutschen Schwert tat Schärfe um so bitterer not, weil nun auch Moltke ging. Mehr als neunzigjährig starb er, kaum ein Jahr später, am 24. April 1891. Noch wenige Tage vorher konnte man seine hohe, hagere Gestalt im schlichten Offiziersmantel Unter den Linden wandeln sehen. Alles grüßte ehrerbietig, oft Front machend, den Sieger von Königgrätz und Sedan. Er dankte auf jeden Gruß, aber geradeaussehend, wie weltentrückt. Es war schon etwas Zeitloses, weltgeschichtlich Versteinertes über dem alten Feldmarschall mit dem hartlinigen, bartlosen Adlerkopf und der wunderlichen, fuchsigbraunen, fahlen Perücke.

„Lenker des schneidenden Schwertes — Denker der siegenden Schlacht" — hatte Berlin, im Jubel des Truppeneinzugs von 1871, den Führer der deutschen Heere mit einer mächtigen Inschrift Unter den Linden begrüßt. Feierlich geleitete nun draußen, vor dem Brandenburger Tor das deutsche Heer seinen großen Führer auf den Weg zur großen Armee.

Auf dem Rondell der Siegessäule auf dem Königsplatz standen begünstigte Zuschauer der Totenfeier. Mir hatten verwandte Generalstabsoffiziere da einen Platz verschafft, von dem aus ich den geschichtlich denkwürdigen Leichenzug sah. Sechs Generale führten die Pferde des Totenwagens. Einsam auf dem Sarg Degen und Handschuhe des Feldmarschalls. Dahinter, zu Fuß, barhaupt, allein, der Kaiser. Dann in langer Reihe — ein sonst nie gesehenes Bild, von der „Großen Bude", dem unregelmäßigen Backsteinbau des Generalstabsgebäudes her, in dem jetzt Filmprüfungsstellen und ich weiß nicht was, nisten — in hundertköpfigem Zug um die Siegessäule herum, mit den berühmten, breiten, karmoisinroten Beinstreifen der Auserwählten, — der Große Generalstab der Armee.

⁂ ⁂ ⁂

So mancher künftige Träger neuen deutschen Waffenruhms im Weltkrieg schritt damals als Hauptmann oder Major mit im Totenzug der alten Zeit. Mit Moltke ging die erste deutsche Heldenzeit des neuen Reichs zu Grabe. Es kamen fast anderthalb Jahrzehnte lautloser und rastloser Kleinarbeit des Friedens für die Armee — undankbarer Arbeit, inmitten des ewigen Festjubels jener deutschen Tage, und doch in zäher, stiller Pflichterfüllung getan — und dann die zweite, große Heldenzeit — die feldgraue, die wir alle kennen — das Wunder eines Heeres und sein Ende — der Nibelunge Not . . .

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Wilhelm Hegeler

Leo Perutz: Turlupin (München 1924) — Heinrich Federer: Wander- und Wundergeschichten aus dem Süden (Berlin 1924) — Adolf Schmitthenner: Ausgewählte Erzählungen (Stuttgart 1924) — Jakob Wassermann: Der Geist des Pilgers (Wien 1923) — Otto Gysae: Abrechnung (Berlin 1924) — Alfred Funke: Der Bruch im Lande (Halle a. d. Saale 1924)

Wenn einmal zwei nasse Sommer einander folgen, pflegen sofort Propheten mit scharfsinnigen Beweisen für eine neue Eiszeit aufzutauchen, ebenso wie sie nach einigen milden Wintern unser Hyperboreerland gleich mit Rivieraklima bedenken. Ganz ähnlich ist es auf geistigem Gebiet. Aus jeder Oszillationsbewegung der Entwicklung glaubt man auf eine neue Blütezeit oder auf einen drohenden Niedergang schließen zu können. Ich möchte nicht in diesen Fehler verfallen und aus der Tatsache, daß mir das Schicksal diesmal in der Überzahl kurze Geschichten auf den Büchertisch geweht hat, voreilige Schlüsse auf das Aussterben des großen Romans ziehen. Immerhin liegt Kürze im Charakter der Zeit, die feierliche Umständlichkeit unserer Großeltern ist uns fremd, wir besitzen weder ihre langmütige Geduld noch ihre großartige Aufnahmefähigkeit, unsere Nerven sind zugleich müder und reizbarer geworden, wir lieben den raschen, vorüberhuschenden Genuß, der als Nachwirkung noch ein prickelndes Ungenügen hinterläßt. So mag es für unsern Geschmack charakteristisch sein, daß der abenteuerliche Barbiergeselle Turlupin, mit dessen wunderbaren Taten der alte Dumas einen dickleibigen Wälzer gefüllt hätte, von der Feder eines modernen Erzählers in einem dünnen Bändchen abgetan wird. Ärmer Turlupin — wie dein Historiograph Leo Perutz versichert, war es dir von der Vorsehung bestimmt, die französische Revolution um reichlich ein Jahrhundert aufzuhalten, und doch hat die Nachwelt kaum zweihundert kurze Seiten für dich übrig. Aber wenigstens ist deine Geschichte gut erzählt, ohne Umschweife und Reflexionen, voll Anschaulichkeit, mit untergründiger, nur manchmal etwas flacher Ironie, ein wenig unwahrscheinlich an mancher entscheidenden Wendung und doch den ganzen Umriß deines kurzen Lebens mit innerer Wahrheit füllend. — Wir werden in die letzten Lebenstage des Kardinals Richelieu versetzt, welcher bekanntlich der erste war, der den gallischen Hahn am linken Rheinufer krähen lassen wollte. Aber nicht von seiner Zerstückelungspolitik Deutschland gegenüber handelt die Erzählung, sondern von seinem verzweifelten Plan, seine alten Widersacher, den französischen Hochadel, durch eine Volksempörung umbringen zu lassen. Am St. Martinstag soll dies Federballspiel, an dem die mächtigsten Köpfe des Reichs wie Federbälle durch die Luft wirbeln, vor sich gehn. Daß es nicht geschah, daß die alten Geschlechter noch heute existieren, ist Turlupins Verdienst. Er ist eigentlich eine recht armselige Topfpflanze, dieser Turlupin, ganz dazu geschaffen, den Barbierladen seiner Patronin auszufüllen: ehrsam, ruhsam, bigott und knickerig. Sein Tollpunkt sind die Bettler, die dem braven Handwerksmann die Sous aus der Tasche stehlen und die man doch nicht unbeschenkt lassen darf, da sie einen sonst als die Spione Gottes wegen Unterlassung der kirchlich befohlenen Mildtätigkeit denunzieren. In diesem engen Hirn lebt aber eine fixe Idee. Er ist ein Findelkind und bildet sich ein, von vornehmer Geburt zu sein. Darum trägt er keine Perücke, sondern läßt die eine weiße Strähne, die sich in sein braunes Haar gemischt hat, tief in der Stirn hängen, damit an diesem Zeichen sein adliger Vater ihn eines Tages erkennen könne. Der Zufall läßt ihn in eine Kirche geraten, in der gerade die feierliche Beisetzung des Herzogs von Lavan begangen wird. Mehr gestoßen als selbst drängend, gelangt Turlupin in die Nähe des Katafalks, sieht aus dem steinern blassen Gesicht einer vornehmen Dame zwei Augen in fragender Spannung auf sich gerichtet, erfährt, die Dame sei die Herzogin Witwe, und seine phantastischen Ideen kristallisieren sich im Nu zu dem Wahn, daß es seine Mutter ist, die ihn erkannt und gerufen hat. Nun vom Zufall, hinter dem sich sein Schicksal verbirgt, weiter gegängelt, fällt er in die Hände eines Helfershelfers des Kardinals, der den Volksaufstand organisiert, erhält von diesem Ausrüstung und Papiere eines kurz vorher ermordeten Chevaliers de Josselin aus der Bretagne und findet als dessen Doppelgänger Einlaß in das Schloß des verstorbenen Herzogs von Lavan, wo in derselben Nacht die Vertreter des rebellischen Adels aus allen Provinzen sich versammelt haben. Das Bewußtsein, der rechtmäßige Sohn und Erbe des Hauses zu sein, in dem er sich befindet, verleiht ihm anfangs eine nachtwandlerische Sicherheit, wenn auch unter seinen gespreizten Gesten der Lockendreher immer wieder durchblickt. Aber ein ungeschicktes Wort — und er ist in ein Duell mit einem der im Saale versammelten Eisenfresser verwickelt. Angesichts dieser Gefahr kommt seine wahre Turlupinnatur zum Durchbruch, er möchte

Digitized by Google

aus der gefährlichen Edelmannsnähe sich drücken und in sein sicheres Kleinbürgerdunkel zurückschlüpfen. Glücklich, eine Gelegenheit gefunden zu haben, um still zu verschwinden, begegnet er auf seiner Flucht der Herzogin, die ihm ihren Segen erteilt. Seine Mutter hat ihn gesegnet! Eine plötzliche Umwandlung macht den angstschwitzenden Barbier zum stählernen Helden. Er fühlt sich dem Haus seiner Väter auf Leben und Tod verbunden. Als am nächsten Morgen die Armee des Aufruhrs den Palast umlagert, rennt er wider die Menschenmauer an, stößt den Führer der Aufständischen nieder und zerbricht damit die Stoßkraft der Masse, die nun von einer Arquebusade leicht vollends zerstreut werden kann. Er selbst freilich ist ebenfalls niedergemetzelt. Dem Toten streicht die Herzogin über das Gesicht und bemerkt, er habe für einen Edelmann recht gemeine Züge. Sie war blind seit ihrem sechzehnten Jahr.

Mit den „Wander- und Wundergeschichten aus dem Süden" Heinrich Federers kommen wir nicht nur in eine andere Zeit und ein anderes Land der Begebenheiten, sondern auch auf einen anderen Boden der Kunst. Von der trocknen, prickelnden Kühle des Peruß unterscheidet sich sein warmer, frischer und herzlicher Ton wie — ich würde sagen, schäumender Most von abgelagertem Wein, wenn in diesem Vergleich nicht ein Wertunterschied läge, wo nur eine Wesensverschiedenheit gemeint ist. Was Federer zu einem so dichterischen und immer fesselnden Erzähler macht, ist sein starkes Natur- und Menschenempfinden, ist das reich und heiß strömende Gefühl, das alles, was seinem Aug' und Ohr sich darbietet, so lebendig durchpulst. Er ist der Typus des subjektiven Erzählers, mit dessen Eigenart die strenge Forderung, daß der Künstler hinter seinen Geschöpfen zurücktreten solle, sich schlechterdings nicht verträgt. Der ganze Reiz dieser Eigenart ergibt sich am schönsten grade in dem „behaglichen Nachgeplauder des Erzählers" am Schluß seines neuen Bandes, wenn er von seinen Wanderungen auf stillen umbrischen Pfaden oder durch die einsame Apenninwelt berichtet und dabei die Heerstraße der Weltgeschichte mit all den mächtigen Gestalten der Vergangenheit wieder belebt oder wenn er von den tiefen Abenden in weltfernen Dorfstädten, entlegenen Hirtenhütten erzählt, wo beim flackernden Feuerschein alte Sagen und Geschichten aufglänzten, von denen er meint, „sie müßten ihrer Einfalt und ewigen Seele wegen auch beim Nacherzählen allen Hörern gefallen".

Was nun diese Geschichten selbst angeht, so hat der Dichter auch in dem letzten Bande einige erlesene und des Aufhebens würdige Stücke vereinigt. Nur scheint mir, daß bei der Wiedergabe sein Gefühlsstrom die ursprünglich herbe und strenge Form manchmal allzusehr zerweicht habe. Da ist gleich zu Beginn Alonzo Brigone, der Grafensohn aus Gubbio, der als Rächer seines dem Elend der Verbannung erlegenen Vaters zum verfemten Abruzzenräuber geworden ist. Er schickt herausfordernde Manifeste und freche Schelmenlieder in die Ebene hinunter, von denen eins mit lockender Warnung schließt:

Bin der härteste der Diebe,
Liebe nicht; nein, will nur Liebe.
Neiget mir ein Schelmendirnchen
Noch so tief sein frommes Stirnchen,
Ist an mir ja doch verloren.
Ohne, ohne, ohne
Herz bin ich geboren,
Ich Alonz Brigone.

Ihn zu überführen, daß er dennoch ein Herz habe, machen sich nun die Mägdlein und Frauen auf, aber von allen findet einzig die Tochter des Gubernators Gnade vor ihm. Sie teilt mit ihm sein wildes Leben, fällt mit ihm in die Hände der Häscher, wird mit ihm eingekerkert und soll gemeinsam mit ihm den Tod erleiden. Aber sie rettet für einige Zeit dem Geliebten und sich selbst das Leben, indem sie angibt, Mutter zu sein. Im Kerker geht nun mit Alonzo die innere Wandlung vor. Der Menschen- und Gottesverächter wird durch die reine Liebe der Frau zum gläubigen Büßer. Als das Kind geboren ist, verweigert sie die Begnadigung, und ihr Gatte muß sie bitten, um des Kindes willen am Leben zu bleiben. Sie gibt nach, bedingt sich jedoch aus, bei der Hinrichtung an seiner Seite niederzuknien. Als dann der Schlag fällt, bricht auch sie entseelt nieder, er vom Fallbeil, sie von der Liebe tödlich getroffen... Daß diese Geschichte umrahmt ist von einer breiten Naturschilderung, nimmt man gern hin wegen der dichterischen Schönheit des Rahmens, aber weniger erfreulich ist, daß ihre ergreifende Schlichtheit stellenweise beinah ertrinkt in Rührseligkeit. Und ganz ähnlich ist es mit einer andern Erzählung: „Das Wunder von Bolsena". Sie spielt zur Zeit, da die Kämpfe der Guelfen und Ghibellinen die Adelsgeschlechter der Stadt in zwei feindliche Parteien zerklüftet haben. Zwei Häuptlinge der Familien Benoni und Quatri haben auf dem vierten Kreuzzug die Gründung einer Kirche gelobt. Die Enkel wollen das Gelöbnis der Verstorbenen zur Tat machen. Aber, ihrem verschiedenen Familiencharakter entsprechend, wollen die Benoni eine schlichte Kirche mit köstlichem Innengerät, während der Prachtsinn der Quatri einen Dom wünscht, der durch seine großartige Fassade der ganzen Stadt Glanz und Herrlichkeit verleiht. Beide Parteien haben Modelle entwerfen und im alten Gotteshaus am Altar aufstellen lassen, damit sie am nächsten Tag dem Papst in feierlicher Prozession überreicht werden sollen. Die Nachtwache an den Weihgeschenken halten zwei Kinder der beiden Geschlechter: Ettore Benoni und Anita di Quatri, die von der Feindschaft ihrer Eltern schon ganz durchdrungen sind. Wie nun die feierliche und furchtbare Einsamkeit der

Digitized by Google

nächtlichen Kirche die Kinder ihren unnatürlichen Haß vergessen und sie sich aneinanderschmiegen läßt in Hilfsbedürftigkeit und Schutzbereitschaft, wie vollends am nächsten Morgen das Wunder der blutenden Hostie die verfehdeten Stadtvölker in bußfertiger Begeisterung eint, das würde noch stärker und überzeugender wirken, wenn es, statt mit dem großen Gefühls- und Schilderungsaufwand, in einem schlichten, aber wahrhaft innigen Legendenton erzählt wäre.

Grade dieser schlichte, stillere Ton macht den Reiz der „Auserwählten Erzählungen" des zu früh verstorbenen Adolf Schmitthenner aus. Verglichen mit dem oft so berauschenden Farbenreichtum des Schweizers nimmt seine Kunst sich wie die eines Zeichners aus. Aber für die geringere Farbigkeit entschädigt der klare und sichere Umriß, und welch einen tiefen Gehalt umschließt oft seine edel einfache Form! Bei Federer sieht man noch deutlich den kostbaren alten Sagenstoff unter den Umhüllungen durchschimmern und hat manchmal den Wunsch, den Kern von diesen Schalen zu befreien. Bei Schmitthenner weiß man weniger genau, was altes Volksgut und was persönliche Erfindung ist, so sehr ist, wenigstens in seinen besten Erzählungen, die Schale selbst von allem Würzduft des Kerns durchdrungen. Da handelt es sich in einer der Geschichten auch um ein Wunder: ein fahrender Geselle ist, beim Tanz, eines Mädchens wegen mit dem Armbrustspanner des Kurfürsten in Streit geraten. Der blinkende Dolch hebt sich gegen das gezückte Messer. Der Geselle stößt rascher zu, nicht zu seinem Glück, denn nun soll er seine Untat mit dem Leben büßen. Gern möchte der Kurfürst den schmucken Jüngling begnadigen, um so lieber, als er hört, daß er der Sohn einer Frau ist, um die sein Herz einmal wärmer geschlagen hat. Aber was wird aus der Gerechtigkeit, wenn ihr um eines persönlichen Wohlgefallens willen Abbruch geschieht! So wird dem jungen Sünder sein Urteil verkündigt: am nächsten Morgen, nach dem Läuten des Frühglöckleins, muß er dran glauben. Das Äußerste, was der Kurfürst seinem Mitleid abgerungen hat, ist, daß er den Soldatentod durch die Kugel sterben darf. Aber nun begibt sich das Wunder. Die vier Musketiere stehn mit brennender Lunte bereit, da kommt der Küster gerannt: das Glöcklein gibt trotz allem Zerren keinen Hall von sich. Der Kurfürst befiehlt, die andere Glocke zu läuten. Auch die schweigt still. Da wird die große Feuerglocke gezogen. Nun hebt ein ehernes Dröhnen an, daß alle Bewohner erschrocken aus ihren Betten springen. Und wenn die beiden andern ihre Stimme versagten, die große will nicht aufhören, mit ihrem gewitterhaften Alarm die Stadt in Aufruhr zu bringen, obwohl der Küster längst das Seil hat fahren lassen und davongelaufen ist. Erst als der Geselle begnadigt und in Sicherheit ist, schließt sich ihr grollender Mund. Über dies Wunder haben noch Kinder und Kindeskinder in der Stadt sich die Köpfe zergrübelt und keine andere Erklärung gewußt, als daß der fahrende Geselle niemand anders als Doktor Faustus gewesen sei. Wie aber nicht diabolische Magie, sondern einzig die Beherztheit eines verliebten Mädchens dies Wunder bewerkstelligt hat, wird von dem Dichter so kunstreich und natürlich erzählt, daß, wollte man aus dem zierlichen Gespinst die eigentliche Fabel herausreißen, man allen Reiz zerstörte. Außer einigen, nicht gleichwertigen, historischen Novellen und einer etwas verschnörkelten mythischen Erzählung gibt es in dem Band noch zwei Märchen, die, sinnvoll, in dem kernigen Volkston der Brüder Grimm erzählt sind.

In exotische Fernen hat „Der Geist des Pilgers" diesmal Jakob Wassermann geführt und sein neues Buch erfüllt mit der schwermütigen Erkenntnis von der Nichtigkeit alles Habens und Tuns und der Ewigkeit alles Seins. Es sind dieselben Gedanken, die auch der „Ulrike Woytich" zugrunde lagen, aber wenn sie dort wie in einem großen Schmelzwerk aus der verworrenen Dumpfheit vitalen Lebens und triebgespannter Wirksamkeit mühsam herausgeläutert wurden, treten sie diesmal als formgebende Gewalten auf, die den vergeistigten, legendären Ton der drei Erzählungen bestimmen. „Das Gold von Kazamalka" lockt das spanische Söldnerheer, daß es, nur von Beutegier unter seinem Führer zusammengehalten, alle Qualen des weiten Marsches, alle Schrecknisse des Gebirges überwindet und, von Besitzverlangen dämonisch getrieben, mit der Macht von Dämonen in das übermächtige Volk der Peruaner hereinbricht, das von seinem fremden und wilden Anblick wehrlos gelähmt wird. Durch Verrat bemächtigt Pizarro sich des Inka, der sein Volk wie eine Gottheit beherrscht und ohne dessen Willen „kein Vogel in seinem Lande auffliegt". Den Inka überwältigt ebenfalls das Rätsel dieser fremden Eindringlinge, die er als sein Schicksal, als eine Naturkraft empfindet, gegen die sich aufzulehnen vergeblich wäre. Vor allem rätselhaft ist ihm ihr Begehren nach Gold. Sein Volk kennt es als Tauschmittel nicht, Gold ist ihm nur Stoff zu kunstreichem Gebild, während der Fremde die Formen zerpreßt, um den Klumpen als sein Eigentum gierig zu umschließen. Durch die Erfahrung belehrt, daß der Feind sein Opfer frei läßt gegen dies nichtige Ding, versucht der Inka sich loszukaufen. Aber der Anblick der Goldschätze, die auf seinen Befehl aus dem ganzen Lande herbeigeschafft werden, um ein Gemach bis zur bestimmten Höhe zu füllen, berauscht das Söldnerheer, verfeindet es untereinander und macht es auffässig gegen den General. Mit glasigen Blicken umkreist bald der eine, bald der andere den gelblohenden Schatz, und ehe noch das Maß erreicht ist, wird er an die Gierigen verteilt. Den Inka

Digitized by Google

beschuldigt man einer Verschwörung und verurteilt ihn zum Tode. Diese Ereignisse berichtet einer der spanischen Ritter, zuerst die Bilder ruhig zurückstrahlend, dann immer tiefer von ihrer Fremdheit beunruhigt. Wie der Blick des Inka grübelnd auf ihm und den Genossen forscht, wird er irre am eigenen Sein. Unlösbar ist auch ihm das Rätsel dieses anderen Wesens, aber dessen unschuldige Hoheit erfüllt ihn mit Scham über die finstere Besessenheit der Seinen. Noch im Untergang siegt die Lebensschönheit des Besiegten. Während die Spanier sich bei einem Bacchanal berauschen, feiert der Inka das Sterbemahl mit seinen Ahnen, überwindet, indem er sich am Tisch des Lebens mit den Verstorbenen vereinigt, den Tod im Symbol des ewigen Seins. — Während diese erste Erzählung mit den braunen, edel bewegten Peruanern und den in Waffen blitzenden Spaniern sich farbig von dem goldenen Hintergrund abhebt, gibt die nächste, „Witberg", in dunklen Umrissen die Tragik eines Künstlerlebens, hinter dem wie sein vergrößerter Schatten das Schicksal eines Kaisers steht. Der Zar Alexander I. beschließt nach seinem Siege über Napoleon, in Moskau eine Kathedrale zu errichten. Sein Aufruf an die Baumeister des Landes wird für Witberg, einen bis dahin unbekannten und sich selbst noch suchenden Menschen, die Berufung zum großen Werk. Sein Plan zu einem dreitempligen Riesenbau überwältigt den Kaiser durch seine Großartigkeit. Mit der Ausführung dieses Werkes will er alle Halbheiten seines Lebens übertürmen. Witbergs glühender Wille treibt den Bau aus der Erde. Aber dieser Wille brennt wie Feuer in der Nässe, umringt von Lauheit und Feindschaft, gefährdet von eigener Ungeduld und Unvermögen. Mit dem Tode des Zaren bricht alles zusammen. Witberg wird angeklagt und verbannt. Alles, sich selbst, das Glück seiner Frau, das Leben seiner Kinder, hat er dem Werk geopfert. „Und was ist zu dir von deinem Tun zurückgekehrt?" fragt der Pilger. Es ist der Zar, der nicht tot ist, der nur den Trugmenschen der Wirklichkeit abgetan hat und in der Verklärung seines Volks weiterlebt als der, der zu sein er einst vergebens erstrebte. Und wie diese verklärte Gestalt lebt in der Seele des russischen Volkes auch die Kathedrale von Moskau, die in der Phantasie der Gläubigen sich herrlicher aufgebaut hat, als sie es je in Wirklichkeit vermocht hätte. — Am Ausgang des Buches ruht sphinxhaft „Das Tier". Ein kurzes Bild: eine aufrührerische Volksmenge überfällt einen fürstlichen Lastwagen, zerreißt die Umhüllungen und erstarrt vor dem Blick eines Löwen. Etwas, das sie vergessen haben, dem sie entfremdet sind, sieht diese Menschen mit ruhigen, unschuldigen und gleichgültigen Blicken an — die Natur.

Naturentfremdet, nur freilich in einem andern, doch nicht weniger gefährlichen Sinn als die bleichen Bewohner des Großstadtdunkels sind auch die Menschen, die Otto Gysae in seinem neuen Roman „Abrechnung" schildert, die höheren Menschen, die nicht mehr Söhne der Erde sein wollen und weit entfernt sind, Kinder des Himmels zu sein. Da hat vor mehreren Jahren Jakob Morin die begehrteste Partie der ganzen Stadt entführt, ist mit ihr losgefahren „direkt ins Glück hinein". Morin ist ein Mann, dem jedes warme Gefühl durch die kalten Betastungen seines Verstandes zerfällt. Er hatte gehofft, durch Fanny über seine Unzulänglichkeit hinausgehoben zu werden. Er hat sich getäuscht. Fanny hat es geahnt und ihn darum verlassen. Auch in ihr liegen Instinkt und Verstand, Weib und höherer Mensch im ewigen Konflikt. Nach acht Jahren taucht Morin wieder auf. Nicht Fannys wegen. Ein Geschwisterpaar hat es ihm angetan, ein kleiner Bankbeamter und seine kranke Schwester, die das Leben in stiller Demut hinnehmen. Die vom Licht einer andern Welt schon verklärte junge Kranke ist es vor allem, deren Zauber er unterliegt. Auch Fanny lernt diese magische Güte kennen und gibt sich der neuen Freundin hin in einer Schwesternliebe, unter deren reiner Inbrunst doch alle Gifte eifersüchtigen Hasses sich verbergen. Sie möchte Elna gleichen, entsagt ihretwegen dem noch immer begehrten Mann und kann doch im entscheidenden Augenblick das Geständnis nicht zurückhalten, daß sie ihr den Tod wünscht. Elna stirbt wirklich. Die beiden Überlebenden, mit sich selbst, miteinander zerfallen, wissen keinen andern Weg zur Freiheit, als Elna in den Tod zu folgen. — Um das Dunkel dieser widerspruchsvollen Charaktere aufzuhellen, hat Gysae diesmal eine eigenartige und nicht sehr glückliche Technik gewählt. Statt seine Menschen in ihrem Tun und Leiden sich auswirken zu lassen, schildert er sie durch das Medium außenstehender Personen, während sie selbst meist im Zwielicht bleiben, das manchmal nicht ohne geheimnisvollen Reiz ist, auf die Dauer aber ihre Umrisse verwischt.

Im Gegensatz zu Gysaes Roman steht man mit dem Westfalenroman Alfred Funkes „Der Bruch im Lande" mitten im Leben. Es ist ein Heimatroman von der guten und tüchtigen Art, der das Leben da packt, wo auf der roten Erde alte Gegensätze noch immer miteinander ringen: auf dem Grenzgebiet der Industrie und des freien Bauerntums. Da ist der Heinrich Schulte, der stolzeste Bauer zwischen Dortmund und Soest, und sein Gegner, der Direktor der Zeche „Hulda", eine durchaus originelle Gestalt. Er ist weder sentimental verschönt, noch karikiert, sondern vom selben Stamm und Blut wie der Schulte: ein niedersächsischer Bauer auch er. Eine Gestalt wie diese macht die Entwicklung unserer Industrie erst ganz begreiflich, die ihren glänzenden Aufschwung nicht nur den Schätzen unter der Erde verdankt, sondern auch den kernhaften Männern, die zu ihren Sachwaltern gesetzt sind.

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Handwerkliche Kunst

Im Frühjahr dieses Jahres fand in der Unterrichtsanstalt des Staatlichen Kunstgewerbemuseums in Berlin eine „Ausstellung für handwerkliche Keramik, Handweberei und Zeugdruck" statt. Mit dieser Schau trat die „Arbeitsgemeinschaft für Deutsche Handwerkskultur" zum ersten Male in größerem Umfang mit praktischen Ergebnissen ihrer Tätigkeit an die Öffentlichkeit. Im Jahre 1922 durch den Reichskunstwart Dr. Redslob ins Leben gerufen, hat die Organisation sich als wichtigste Aufgabe die Erhaltung künstlerisch und technisch wertvoller Handwerksarbeiten gestellt. Die durch den Krieg verursachte Unterbrechung geordneter Arbeitsweisen hat das in jahrhundertelanger Schulung herausgebildete deutsche Handwerk, das in den letzten Jahrzehnten schon durch die Auseinandersetzung mit der Industrie mit großen Schwierigkeiten kämpfen mußte, in seiner Weiterexistenz schwer bedroht. Es schien, als ob eine ganze Reihe uralter Handwerkstechniken einmal durch den Wegfall von Aufträgen, zum anderen durch den Mangel eines geeigneten Nachwuchses verloren gehen sollten und somit ein reicher Erbbesitz an kostbarem Können der deutschen Hand dem Untergang geweiht wäre. Reiche Erfahrungswerte, die sich nur organisch von Hand zu Hand, vom Meister an den Lehrling, weitergeben lassen, würden unwiederbringlich verloren gewesen sein.

Zu diesen vom Untergang bedrohten Handwerkszweigen gehört auch die handwerkliche Keramik, der sich die Organisation in systematischer Arbeit zuerst zuwandte. Die in Deutschland noch vorhandenen etwa hundert handwerklichen, bäuerlichen Töpfereien, die, meist fern von den Hauptverkehrsstraßen liegend, noch heute die Tradition dieses einst so blühenden Handwerkszweiges lebendig erhielten, wurden aufgesucht und zunächst durch die zu diesem Zweck gebildete „Handelsgesellschaft für Handwerk und Volkskunst" mit Aufträgen versorgt. Die Erzeugnisse von etwa vierzig dieser Werkstätten waren so zu einer Ausstellung vereinigt worden und konnten zugleich Zeugnis ablegen von der Reichhaltigkeit und Vielgestaltigkeit des deutschen Könnens auf dem Gebiet der Keramik.

Die eigentliche Bauernkeramik zeigt in größter Eindringlichkeit, wie eng ihre Tradition mit dem Mutterboden verwachsen ist. Technisch und ornamental deutlich charakterisiert sondern sich die Dialekte der erzeugenden Hände. Unverkennbar sind die Töpfereierzeugnisse aus Niedersachsen. Meist streng in der Form, mit sparsamer Ornamentik, zeigen sie einen roten, ziegelartigen Ton, auf den meist eine hellere Glasur aufgetragen ist. Ein besonderer Reiz entsteht bei vielen Stükken dadurch, daß das scharfe Feuer den Beguß an manchen Stellen abgreift und dann dort die Farbe des Scherbens stärker hindurchleuchtet, ebenso wie die beim Drehen entstandenen Rillen sichtbar werden. Und doch sondern sich die einzelnen Werkstätten streng voneinander. Die Arbeiten von Reimers, wohl des letzten Töpfers Schleswig-Holsteins, zeigen nach holsteinischer Tradition

Süddeutsche Hafnerarbeiten

Digitized by Google

1 2 3 4 5 6 7
Handwerkliche Techniken: 1, 3, 5, 7 Auflegearbeit aus Hessen; 2 Niederdeutsch, mit dem Gießhorn bemalt; 4 Werkstatt Kraut, Hameln; 6 Sgraffitotechnik, Schleswig-Holstein

ein eingekratztes Linienornament, während in Westfalen farbige Muster, Streifen und Spiralen mit dem sogenannten Malhorn aufgetragen werden. Hehemann in Osnabrück streicht mit dem geübten Daumen einen Tropfen auf dem Boden einer Schüssel zur Figur eines Vogels auseinander, während die Tradition im Gebiet der unteren Weser vielfach mehrfarbige Streifen vom Rand des Gefäßes nach dem Boden fließen läßt.

Anders die Bauerntöpferei in Hessen, Baden und Württemberg. Charakterisiert durch leuchtende Metallglasuren liegt der Reiz in einer Bemalung, die zur Grundfarbe des Topfes im Gegensatz steht. Stark plastische Ornamente in weißer, grüner, roter oder schwarzer Farbe werden mit dem Malhorn aufgetragen oder aber, wie vor allem in der Marburger Gegend, mit teilweise uralten Modeln ausgeformt und dann auf das Gefäß aufgepreßt, meist Blumen und Motive aus der Empirezeit. Neben den Gebrauchsgegenständen formt die spielende Hand kleine Figürchen, allerlei Spielzeug, wirkliche Volkskunst, da sie naiv und in erster Linie zur eigenen Freude geschaffen ist.

Je weiter man nach Süden kommt, um so stärker herrscht der bildnerische Schmuck vor. Älteste Überlieferung und heute noch in Deutschland wohl am stärksten erhaltenes technisches Können geben den in starken Schmelzfarben leuchtenden Erzeugnissen der bayrischen Handwerkskeramik ihr Sondergepräge. Altväterische und doch lebendige Heiligenfiguren, ganze biblische Szenen, fast vollplastisch auf mit sicherer Hand gedrehte dickbauchige Krüge angebracht, zeugen von der tiefen Verwurzelung der katholischen Vorstellungswelt im Volksempfinden. Daneben stehen Versuche einzelner Werkstätten, wie der von Hudler in Diessen am Ammersee, neue eigenartige Formen zu finden, ohne die lebendige Überlieferung abzureißen. Verfahren wird dabei ganz in der Weise der alten Töpferfamilien: Der Meister sitzt an der Drehscheibe und seine Frau malt die Ornamente auf die Vasen und Schüsseln, Blumen und Tiere, die gerade durch die sich so ergebenden Zufälligkeiten in Form und Farbe hohen künstlerischen Reiz haben.

Neben dieser eigenartigen Bauernkeramik waren auf der Ausstellung auch Erzeugnisse einiger Betriebe zu sehen, die, von Hause aus mehr künstlerisch eingestellt, durch direkte Berührung mit der volkstümlichen Töpferkunst Anregung und Bereicherung erfuhren oder die versuchten, auch im großen Werkstattbetriebe Dinge herzustellen, die alle Sonderreize handwerklicher Erzeugnisse aufweisen und doch die Kennzeichen künstlerischen Eigenwillens tragen. In Niedersachsen wirkt, um noch einiges zu nennen, die Werkstatt von Blut in Goslar mit feinwandigen, dünn gedrehten Gefäßen in diesem Sinne, besonders schönes Grün auf keramisch fein empfundenen Formen zeigen die Arbeiten der von Hameln ausgegangenen Werkstatt Gertrud Kraut, in der Provinz Brandenburg treten die Steingutfabrik Velten-Vordamm mit den Arbeiten von Charlotte Hartmann und Hahm hervor, die Werkstätten in Gildenhall (Mutz) und Oranienburg (Douglas Hill).

Die Ausstellung hat es vermocht, dem Beschauer die Kraft und den Reichtum bodenständiger Handwerkstradition auf dem Gebiete der Töpferkunst neu zu offenbaren, sie konnte ihn leicht davon überzeugen, daß der Erwerb dieser Dinge ein Beitrag zur Erhaltung eines Könnens ist, das unbedingt als unverlierbarer Besitz der deutschen Kultur angesehen werden muß. Somit hat sie ihre Aufgabe erfüllt und die Arbeitsgemein-

Digitized by Google

1 2 3 4 5 6
1 Werkstatt Gmunden; 2—4 Werkstatt Hudler, Diessen am Ammersee; 5 Werkstatt Douglas Hill, Oranienburg; 6 Werkstatt Königsbauer, München

schaft konnte an diesem Beispiel zeigen, daß sie auf dem einzig richtigen Wege ist.

Kurt Biebrach.

Zu unseren Bildern

Den wirkungsvollen Darstellungen handwerklicher Keramik läßt unsere Rundschau ein überaus fesselndes Trachtenbild folgen. Es ist ein Gemälde von Louis Niederberger, das, wenn auch verfeinert, ein bäuerisches Nidwaldnermädchen in der prächtigen „uisgschliffnen" Tracht zeigt. Das Bild ist eine Probe aus dem mit vielen Abbildungen versehenen Werk „Die Volkstrachten der Innenschweiz", das, von Julie Heierli herausgegeben, im Verlag von Eugen Rentsch in Erlenbach-Zürich erschienen ist. Frau Julie Heierli ist eine erste Kennerin auf dem Gebiet der Trachtenkunde ihrer Heimat. In ihrem umfangreichen, übrigens sehr kostbar ausgestatteten Buch hat sie sich die Aufgabe gestellt, die Entstehung der Innenschweizer Trachten, ihre Entwicklung, ihre allmähliche Ausbildung sowie ihre Verwandtschaft klarzulegen, den fortwährenden Einfluß der Allerweltsmode zu zeigen und die Veränderungen mit möglichst genauen Zeitangaben festzustellen. Ihre Studien stützen sich ausschließlich auf Quellenmaterial. Frau Heierli hat bei dessen Herbeischaffung durch viele einfache Leute aus der Innenschweiz tatkräftige und verständnisvolle Unterstützung gefunden. Aber auch Gelehrte und Amtspersonen leisteten der Verfasserin wertvolle Dienste. Selbstverständlich haben alle Schweizer Museen und Privatsammler ihr bereitwillig ihre Archive, ihre Schätze zur Verfügung gestellt. Für die Trachtenkunde sind nun freilich nur wenige Künstler vollständig zuverlässig; sie wollen sich meist nicht an gegebene Farben und Formen halten; gerade diese aber spielen bei den Volkstrachten oft die Hauptrolle. In Nidwalden hat sich die originelle Tracht länger als sonstwo in ihrer vollen Entfaltung erhalten: die Fremdenindustrie, die auch Nidwalden durchflutet, hat dazu beigetragen. Frau Heierli bemerkt zu dem Bild von Louis Niederberger: Die Tracht sei nach ihren Forschungen sonst richtig wiedergegeben, nur habe sie in Wirklichkeit nie so breit herabhängende Ärmelvolants feststellen können.

Dem soeben in zweiter Auflage bei Karl W. Hiersemann in Leipzig erschienenen bekannten Buch über die Kunst Ostasiens — „Ursprung und Entwicklung der chinesischen und japanischen Kunst" von Ernst F. Fenollosa — sind die beiden zartfarbigen Bilder auf S. 118 und 119 unserer Rundschau entnommen. Fr. Wilcke, der Übersetzer des japanischen Textes, und Shinkichi Hara, der wissenschaftliche Assistent am Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg, der die deutsche Ausgabe durchgesehen und bearbeitet hat, bemerken in einer gemeinsamen kleinen Vorrede über den Verfasser: Ernst Fenollosa habe für die Kunst Ostasiens und besonders Japans eine ähnliche Pionierarbeit geleistet, wie Winckelmann sie hundert Jahre zuvor für die griechische Kunst verrichtet hat. Leider war es Fenollosa nicht vergönnt, sein Werk selbst abzuschließen. Seine Witwe gab das Buch heraus. Das Originalmanuskript, so wie der Verfasser es in flüchtigen Bleistiftzügen hinterließ, war kaum mehr als eine ungefähre Skizze des eigentlichen Werkes, das er endgültig zu geben beabsichtigte. Viele historische Daten, die Namen der Tempel,

Digitized by Google

Beispiele neuerer kunstgewerblicher Gestaltung

die chinesischen und Sanskritnamen, und selbst die vollständigen Namen der Künstler waren oft freigelassen. Da galt es also noch einer langwierigen Nacharbeit. Das Werk ist nunmehr in zwei Bände von je neun Kapiteln eingeteilt. Den Abschluß des ersten Bandes bilden die Abschnitte, die uns hier am meisten fesseln dürften: Gräko-buddhistische Kunst in China und Japan, die mystische buddhistische Malerei in China und Japan, Loyang und Kyoto, mystische buddhistische Kunst in Japan, die Fujiwara, die Kunst der Feudalzeit in Japan, Kamakura, die Tosa-Schule.

Von den Kunstbeilagen, die dieses Heft enthält, gehört das Titelbild zu der kleinen Monographie, die Dr. Paul Ferdinand Schmidt Meister Emil Orlik gewidmet hat. Zwei Plastiken sind in Duplexautotypien wiedergegeben: die vorzügliche, sprechend ähnliche, geistreich aristokratische Büste, die Prof. Edwin Scharff von dem Kunsthistoriker Geh. Rat Prof. Dr. Heinrich Wölfflin modelliert hat, dem langjährigen Meister des Wortes und der Darstellung an der Münchener Universität, der nun in seine Schweizer Heimat zurückgekehrt ist, — und das Bauchsche Werk: „Deutsche Wacht." Georg Curt Bauch ist im Jahre 1887 in Meißen geboren und lebt jetzt in Loschwitz bei Dresden. Er studierte in der Kunstgewerbeschule und der Akademie in Dresden im Meisteratelier Diez. Von seinen bildnerischen Arbeiten sind am bekanntesten geworden sein in Jöhstadt in Sachsen aufgestellter Brunnen und das Werk „Broce" im Albertinum Dresden. Die Gedanken- und Empfindungswelt, die seine „Deutsche Wacht" in jedem Deutschen gerade jetzt erschließt, wo die dem vierjährigen deutschen Sieg gefolgten sechs Hunger-, Elends- und Knechtschaftsjahre die Verzweiflung in jedes Deutschen Seele treiben, bedarf kaum einer Erklärung. Unter den mehrfarbigen Kunstbeilagen fällt zunächst das Gemälde „Mäherinnen" von Prof. Albert Haueisen auf, dem Direktor an der Karlsruher Akademie. Niemand würde in dem Maler dieser weichen Licht- und Farben- und Linienübergänge den ehemaligen Holzschneider vermuten. Haueisen hat seine Studienzeit in Karlsruhe, München und Italien sehr nützlich angewendet. Der große Meister Thoma ward frühe auf den begabten Kunstjünger aufmerksam, ja, trotz des großen Altersunterschieds — Haueisen ist im Jahre 1872 geboren — verband sie bald eine innige Freundschaft. Sie bewog Haueisen wohl auch, sich nach Bernau im Schwarzwald zurückzuziehen. In ihm gärte es stets. Früh beherrschte er die Technik spielend. Es war im Jahre 1896, als sein Gemälde „Landleute, die sich vor dem Gewitter flüchten" ihm Ruhm einbrachte. Hier war er altmeisterlich, farbenprächtig, ruhig und reif. Aber die Absichten des französischen Neo-Impressionismus beschäftigten ihn dann lange Zeit. Auch Hodler, Cézanne und Manet beeinflußten ihn. Und dennoch hat die schließlich dem Expressionismus folgende künstlerische Entwicklung dem Maler und seinem Werk nichts „Potpourrihaftes" gegeben. Dazu war seine Hand zu selbstwillig ausgeprägt. Werke des Künstlers schmücken die Staatliche Kunsthalle Karlsruhe, die Kunstsammlung Freiburg und die Essener Galerie. Sein reiches, noch immer wachsendes Lebenswerk soll uns bald einmal in Form eines eingehenderen besonderen Kunstaufsatzes beschäftigen. Des Meisters Otto Pippel Hand verrät sich in dem stimmungsvollen Gemälde „Quartett" allen Kennern sofort an der fabelhaften Wirkung der Lichtquelle, die den fast geometrischen Mittelpunkt der Leinwand bildet. Es ist köstlich zu beobachten, mit welcher Sicherheit der Münchener Künstler den Lichteinfall abstuft: von den fast kreidig-blendenden Notenblättern an bis zu dem Rotblond des Cellokörpers, und mit welcher Kühnheit des Geigers Gesicht fast gelblichweiß erfaßt ist, während der Cellist und der Klavierspieler ganz

Digitized by Google

Bäuerisches Nidwaldnermädchen (1850) mit künstlicher roter Zopfgarnitur
Gemälde von Louis Niederberger im Museum zu Stans

Digitized by Google

Ein Teil des berühmten Hikone-Schirmes. Angeblich von Matahei. (Aus Fenollosa: Ursprung und Entwicklung der chinesischen und japanischen Kunst)

in rötlich-trauliche Halbdämmerung gerückt sind. Erich M. Simon ist schon seiner drollig-biedermeierlichen Einfälle halber beliebt. Wer entsinnt sich nicht gern seiner Bilder „Männchen, kauf' mir doch den neuen Hut" und „Fremde von Distinktion landeten in unserer Stadt". Aber auch diese „Begegnung" zeigt wieder das starke artistische Können, die Sicherheit des fast eigensinnig minutiös feststellenden Künstlers. Karl Boehmes „Herbstmorgen auf Rügen" bildet ein überaus fesselndes Marinestück. Nur einem Komponisten, der über reiche und volle Tonwerte gebietet, konnte diese Sinfonie der Brandung gelingen. Man hört die kurzen Wogen über den steinigen Strand klirren, man hört das Rauschen, Rollen der kleinen Sturzseen, man glaubt den Wassergeruch zu spüren, der mit dem von Tang und Fisch gemischt ist. Im Offsettverfahren, auf besonderem Papier, gibt das Heft noch eine Kunstbeilage nach einem Bildnis von Eugen Spiro. Es ist immer eine Freude, ein liebenswürdiges Weib von dieses Meisters Hand gemalt zu sehen. Wie reich und vielseitig der noch immer jung gebliebene Meister ist, das hat erst vor zwei Jahren der Künstleraufsatz bewiesen, den unsere Hefte Eugen Spiro gewidmet haben. Seitdem ist seine Hand fast noch sicherer, seine Charakterisierungskunst noch schärfer geworden. **H. G.**

Rosenmontag in Sevilla. Eine köstlich farbenbunte Reise-Erinnerung hat die Hamburger Künstlerin Ch. Pukall in ihrem Temperagemälde (S. 120) festgehalten. Das war auf der Fahrt nach dem Frühling, die der

Digitized by Google

Detail aus den Fresken des Tempels Hokaiji bei Kioto
(Aus Fenollosa: Ursprung und Entwicklung der chinesischen und japanischen Kunst. Verlag von Karl W. Hiersemann, Leipzig)

Digitized by Google

Rosenmontag in Sevilla. Temperagemälde von Ch. Pukall

schmucke Gesellschaftsdampfer „General San Martin" der Hugo Stinnes-Linien in diesem Frühjahr ausgeführt hat. Das Schiff führte seine Gäste aus dem Februareis der Elbmündung in die Blumen-, Palmen-, Orangen- und Bananen-Plantagen von Madeira und Teneriffa, landete sie in Cadiz und schickte sie in einem Extrazug längs dem Guadalquivir nach Sevilla hinauf. Und es war gerade Rosenmontag, als die Deutschen in der zauberreichen Alkazarstadt eintrafen, und just Glock vier, die Stunde, an der der Blumenkorso draußen an der Weichbildgrenze seinen Höhepunkt erreicht. Flugs setzte die Stinnessche Reiseleitung die hundertfünfzig Fahrgäste des „General San Martin" in offene Gefährte, und so war's den noch vor zwei Wochen im grauen Norden steckenden Glücklichen vergönnt, die unglaubliche Farbenbuntheit dieses sonnebeglänzten Nachmittags zu erleben. Blumen waren freilich in der Minderzahl unter den Geschossen, die von Wagen zu Wagen, von Auto zu Auto sausten, die Papierschlangen und die Konfetti bildeten den billigeren Ersatz, der das ganze Bild aber festlich bewegte und lustig stimmte. — Die echte und rechte Fastnachtsstimmung muß in Spanien jeder Festteilnehmer selbst mitbringen. Die Sevillaner sind lustig auf ihre eigene Weise. Die jungen Leute, sonst so streng geschieden durch Aufsicht und Sittenüberlieferung, blitzen einander mit den schwarzsamtenen Augen an, winken einander zu, ohne Lärm, ja auch ohne Begleitmusik. Feierlich unnahbar rollen schwarzgekleidete Damen der besten Gesellschaft in ihren Autos im Korso mit — die Kristallscheibengläser schließen sie selbst gegen die Berührung mit der Luft ab, die das arme Volk atmet, — längs der breiten Promenaden, durch die der endlose Zug geht, steht und sitzt die Kleinbürgerschaft, staunt und freut sich und begleitet jeden Wagen und seine Insassen mit Kommentaren, die die genaueste Kenntnis aller sozialen, familiären, finanziellen und moralischen Verhältnisse verraten.

Ein ganz reizender Ausschnitt aus diesem Zusammenklang von Farbe, Bewegung, Licht und Trubel ist der jungen Künstlerin hier gelungen. **P. O. H.**

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin
Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google

39. Jahrg. / Oktober 1924 / 2. Heft

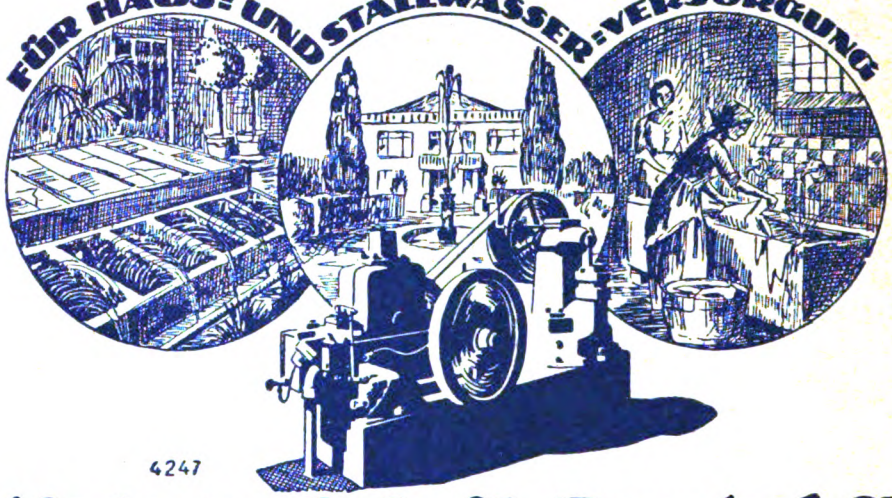
Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50,
Tauentzienstraße 7b,
Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

Digitized by Google

DEUTZ
MOTOR-PUMPE

FÜR HAUS- UND STALLWASSER-VERSORGUNG



4247

Motorenfabrik Deutz A.G.
Köln-Deutz

ERNEMANN
CAMERAS u. OBJEKTIVE

bis 1:3,5 Lichtstärke sind Edelerzeugnisse! Eine „Ernemann" zu besitzen bringt endlos Freude u. Anregung. Vorbildl. Modelle für alle Aufgaben der Amateurphotographie. Besitzesstolz löst die unübertroffene Spiegelreflexcamera „Ernoflex" ebenso aus, wie einer unserer Schülerapparate. Druckschriften frei. ERNEMANN WERKE A.G. DRESDEN 169.

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

Oktoberheft zum Preise von 2 Goldmark

Inhalt des Oktoberheftes:

	Seite
Der einsame Mann. Roman von Clara Viebig (Fortsetzung und Schluß)	121
Feierabend. Gedicht von Max Bittrich	156
Brioni. Von Dr. Ernst Decsey. Mit siebzehn farbigen Abbildungen nach Naturaufnahmen	157
Fünfzig Jahre Weltpostverein. Vom Wirkl. Geh.-Rat Ministerialdirektor a. D. Giesecke	169
Der Trauermantel. Gedicht von Fritz Fleischhauer	173
Die neuesten Anekdoten vom Tollen Bomberg, dem westfälischen Erzschelm. Erzählt von Josef Winckler	174
Mysterium. Gedicht von Ina Seidel	184
Karl Wagner. Von Geh.-Rat Prof. Dr. L. Heck. Mit fünfzehn ein- und mehrfarbigen Abbildungen nach Gemälden, Studien und Zeichnungen des Künstlers	185
Bergzauber. Gedicht von Georg Freiherrn von Ompteda	195
Über den Volksbund „Rettet die Ehre". Von seinem Begründer und Leiter Domprediger D. h. c. O. Hartwich	196
Sonne im Hafen. Gedicht von Hans Friedrich Blunck. Musik in stiller Stunde. Gedicht von Heinrich Eckmann	200

Digitized by Google

Seite

Arthur Kampf als Zeichner. Von Prof. Dr. H. W. Singer. (Zum 60. Geburtstage des Künstlers.) Mit zwölf ein- und mehrfarbigen Wiedergaben von Zeichnungen des Künstlers 201
Die Heimkehr. Novelle von Paul Zech 209
Peter der Große. Gedicht von Detlef Riggers 216
Berliner Bühnensommer. Von Paul Oskar Höcker. Mit zehn ein- und mehrfarbigen Abbildungen 217
Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt: Im Reiche der fünf Linien. Musikalische Erinnerungen aus vier Jahrzehnten von Dr. Gustav Manz 225
Oktobertag. Gedicht von Frida Schanz. — Kundry. Gedicht von Annemarie Tittel . . 229
Neues vom Büchertisch. Von Karl Strecker 230
Illustrierte Rundschau: Zu unsern Novellen, unsern Kunstbeilagen und Rundschaubildern 234

Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck:

Lesende Mädchen. Gemälde von Conrad Hommel . . . Titelbild
Herbstmorgen am Bachlauf. Gemälde von Prof. Hans von Volkmann . . . . . 138—139
Der Favorit. Gemälde von Prof. Angelo Jank . . . . . 146—147
Brandung. Gemälde von Prof. Karl Heffner . . . . 216—217
Bildnis. Gemälde von Josef Vató 232—233

Kunstbeilagen in Tondruck:

Schmiede. Gemälde von Prof. Rudolf Jettmar . . . 128—129
Bildnis der Gattin des Künstlers. Gemälde von Prof. Hanns Pellar . . . . . 154—155
Christus. Bronzebildwerk von Prof. Hermann Hahn . . . 176—177
Quartett. Gemälde von Prof Richard Winternitz . . 224—225

Digitized by Google

Lesende Mädchen. Gemälde von Conrad Hommel
(Münchener Kunstausstellung im Glaspalast 1910)

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte
39. Jahrg. / Oktober 1924 / 2. Heft

Der einsame Mann

Roman von Clara Viebig

Fortsetzung und Schluß

Von dem äußeren Gang der Romanhandlung sei aus dem im Septemberheft veröffentlichten Teil für die neuhinzutretenden Leser hier ein knapper Auszug gegeben:

Der vereinsamte alte Oberst Eugen Freiherr von Rettberg hat als Pensionär der Arztwitwe Arndt eine innige Zuneigung zu deren Sohn Hans-Helmut gefaßt. Väterlich sorgt er mit ihr für den zarten Jungen während dessen Schul- und Universitätszeit. Bei einer schweren Erkrankung des Studenten schicken Mutter und Adoptivvater die resolute Tochter Maria der Aufwärterin Kaspers nach Berlin, um seine Pflege zu übernehmen. Die Mutter ist zu schwach, um die Reise selbst ausführen zu können, der alte Oberst will die von Krankheit und Sorgen Erschöpfte nicht verlassen. Inzwischen haben sich die Sinne der beiden Jungen in dem Berliner Studentenheim gefunden.

Ich weiß jar nich," sagte Frau Huppauf zu ihrem Mann, „wie unser Herr Arndt sich jetzt verändert hat. So lustig ist er, früher war er viel stiller."

„Dem ist das Wiederjesundsein zu Kopf gestiegen," sagte weise Herr Huppauf. Aber dann rieb er sich seine, an der Spitze ein wenig aufgestülpte Nase mit den weiten Nasenlöchern, die immer so aussahen, als witterten sie etwas: „Weißte, Mile, das Fräulein hat sich aber auch verändert; lange nich mehr so liebenswürdig. Die bild't sich jetzt was ein."

„Oller Dussel!" Frau Emilia wurde unparlamentarisch, sie ärgerte sich über ihren Mann.

„Nee, nee, die is jenau so wie früher!"

Dieses Mal war Herr Huppauf klüger als seine Frau, hellhöriger. Maria hatte einen Klang in der Stimme, der früher nicht darin gewesen war.

Die beiden, der Student und seine Pflegerin, waren noch immer da. Die Mutter hatte wiederholt geschrieben, der Sohn möchte doch nach Hause kommen; die Tage waren auch jetzt mild, im Garten unter der Rosenhecke blühten bereits die ersten Veilchen, die Sonne schien so warm ins Flußtal, daß man im Mittag auf der Plattform vor der Tür sitzen konnte. Es würde ihm viel besser tun als in dem noch kalten Berlin. Aber Hans-Helmut war eigensinnig. Er hatte durch seine Krankheit zuviel versäumt, es war unbedingt nötig, daß er das Kolleg über Kant, das er nun doch einmal belegt hatte, wenigstens nicht ganz versäumte. Und im germanistischen Seminar war es jetzt gerade hochinteressant. Sie sollten ihn ruhig lassen, die Mutter durfte nicht quälen, es war für sein ganzes Leben zu wichtig, als daß er jetzt vor der Zeit hätte abbrechen können. Bis Seminarschluß, Ende April, war's ohnehin nicht mehr lang. Ostern kam er dann nach Hause.

Die Mutter gab sich drein, sie sah das ja alles ein.

„Aber wenn er sich dadurch nur nicht schadet, mir ist bang um ihn!"

„Dummes Zeug," brummte der Oberst; er war ungehalten, ob über die Ängstlichkeit der Frau Doktor, oder weil er sich so auf den Jungen gefreut hatte und nun enttäuscht war, das sagte er nicht. Für sein Leben wichtig, daß er bis Semesterschluß dablieb? Das war übertrieben.

Zum Dämmerschoppen ging der Oberst jetzt nur noch selten; diese tägliche Gewohnheit war zum Ausnahmefall geworden. Er konnte ja Frau Arndt auch nicht so lange allein lassen. Nun das Frühjahr in der Luft lag, der

 Nachdruck verboten. Copyright 1924 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

Grasboden neu sproßte, alle Säfte stiegen, war es gar nicht gut mit ihr. Neulich hatte er sie wieder einmal ohnmächtig gefunden; es war eine sehr tiefe Ohnmacht gewesen. Der Schweiß war ihm vor Angst am Leibe heruntergelaufen, er hatte sie auf ihr Bett getragen, ihr die Schläfen mit Essig gerieben, die Füße hochgelegt und die erkalteten Hände in heißes Wasser gehalten; weiter konnte er vor der Hand nichts tun.

Es war Zeit, daß wenigstens Maria von Berlin zurückkam. Wenn Hans-Helmut so gesund war, daß er ins Kolleg gehen konnte, was brauchte die denn noch da zu sitzen? Der Oberst schrieb das an Hans-Helmut; er erwartete Maria in den nächsten Tagen. Statt ihrer kam ein Brief des Sohnes, voller Bedauern, daß die Mutter nicht wohl war, aber das würde sich ja schon bald wieder geben, Ostern hoffte er, sie ganz frisch und vergnügt zu sehen. Was nun Maria anbelangte, so würde die, sobald es möglich sei, kommen. —

Und dabei blieb es. Der Oberst war ungehalten, mehr als das: ärgerlich, und auch mehr als ärgerlich. Aber er verbiß das in sich; die geheime Unruhe, für die er keinen Grund angeben konnte, machte er deshalb auch nicht mitteilen. Frau Arndt war ohnehin schon wieder aufs neue besorgt. Die Kaspers hatten einen Brief von ihrer Tochter bekommen und nicht versäumt, den vorzulesen. Danach ging es dem jungen Herrn noch immer nicht gut; Maria schrieb, wie sie ihn pflegen mußte, damit er das Studium durchsetzen konnte. Morgens brachte sie ihm schon frischgemolkene Milch ans Bett, die sie weither aus einem Kuhstall hinter dem Tiergarten holte. Gegen Abend machte sie denselben Weg noch einmal, wenn er bei schönem Wetter nicht selber mit ihr hinging, um gleich an Ort und Stelle ein großes Glas zu trinken. Er würde niemals Milch trinken, wenn sie es nicht so machte und darauf bestand. Und es mußte doch sein, er war zu schmal geworden durch die Krankheit. Und kochen mußte sie ihm auch noch immer selber, er würde sonst gar nichts essen, das Essen im Restaurant bekam ihm nicht.

„Ja, uns' Maria, dat is eine," sagte die Kaspers sehr stolz.

Und die Mutter sah es vollkommen ein, daß Maria noch nicht kommen konnte, und daß es das beste für Hans-Helmut war, wenn sie noch eine Weile dortblieb. —

Der Student lebte im Traum. Er dachte nicht mehr nach. Er lebte in den Tag hinein wie tausend andere Studenten, die auf ihrer Bude mit ihrer Liebsten goldene Stunden feiern, an die sie noch gern zurückdenken und still vor sich hinlächeln, wenn sie schon Grauköpfe sind und selber Söhne haben, die, jung wie sie einst, ins Leben hinausgehen. Hans-Helmut hatte sich nicht enger an andere Studierende angeschlossen; das Alleinsein klebte ihm von Hause her an. Er hatte außer Fritz Hermann keinen Freund gefunden, aber auch mit diesem lockerte sich jetzt die Beziehung. Da Hans-Helmut abends nicht mehr in die Kneipe ging, in der die Germanisten gern zusammenkamen, und nicht ins Theater, weil er dazu kein Geld mehr hatte, sahen sie sich seltener.

„Schreib doch dem Alten, er soll dir was Geld schicken. Das müßt' er sich doch ohnehin denken, daß es jetzt mehr kostet, wo wir zu zwein hier sind," sagte Maria. Sie wäre auch gern einmal in die Oper gegangen. Frau Emilia hatte ihr zwar angeboten, sie hineinzuschmuggeln, aber das wollte sie nicht. Nein, das machte ihr keinen Spaß, nur mit ihm wollte sie gehen, neben ihm sitzen, an seinem Arm dann durch den Abend heimkommen. „Schreib doch," drängte sie.

Aber dem widersetzte er sich mit einem letzten Rest von eigenem Willen. So saßen sie denn Abend für Abend in ihrer Stube.

„Kinder, habt ihr's gemütlich," rief Fritz Hermann, wenn er einmal hereinschneite, und faßte das Mädchen um. Er nahm sich jetzt viel mehr heraus gegen Maria; er erlaubte es sich sogar, sie einmal auf den Nacken zu küssen. Sie lachte darüber, aber Hans-Helmut fuhr auf: „Laß das!"

„Na, was denn?" Der Student zog die Achseln hoch und machte ein Gesicht, dessen Ausdruck sich Hans-Helmut nicht enträtseln konnte. Er wollte sich diese Miene auch gar nicht enträtseln, was ging es ihn an, was Fritz sich dachte. Der sollte vor seiner eigenen Tür kehren.

Lieschen Müller hatte Hermann als „zu tranig" ein bißchen „weggestellt", wie er lachend sagte. Nun hatte er ein wunderhübsches Mädchen aus einem Blumengeschäft, eine Therese. Meist ging er mit einer Tuberose oder irgendeiner andern duftenden Blüte im Knopfloch. „Sie ist riesig gescheit," prahlte er, „und so bildungshungrig. Man hat wirklich was davon. Man braucht doch auch was für den Geist. Und allein wohnt sie auch, was auch sehr angenehm ist. Nur nicht mit einer filia hospitalis sich einlassen — das ist zu gefährlich, das hat schon manchem einen Klotz ans Bein gehängt."

Maria hatte auch hierüber gelacht, aber Hans-Helmut wollte es eine Anzüglichkeit dünken, und das hielt ihn jetzt von dem andern zurück. Mißtrauisch war er auch gegen Herrn Huppauf. Der lächelte immer so seltsam pfiffig und kniff ein Auge dabei blin-

Digitized by Google

zelnd zu. Er hatte ihn schon deswegen zur Rede stellen wollen: „Warum machen Sie denn solch ein Gesicht?“ aber Maria lachte ihn aus: „Laß ihn doch Gesichter machen, soviel er will. Der denkt sich sein Teil. Aber laß ihn!“ Und sie nahm den jungen Menschen, der mit einer versonnenen und schier verdrossenen Miene dasaß, um den Hals, zog ihn an sich, gab ihm Schmeichelnamen und küßte ihn so lange, bis sein bleiches Gesicht rot wurde, bis er anfing zu lächeln und dann mit lautem Lachen ihre Küsse heiß und heftig erwiderte. —

Er war abhängig von ihr, wie er es in der Krankheit gewesen war, noch abhängiger. Damals war es ein Muß gewesen, er hatte sich fügen müssen, weil er hilflos war, jetzt war er wieder gesund, konnte sich selber vorstehen und hatte doch nicht die Kraft, einen eigenen Willen zu haben. Sie war die Stärkere, und sie kannte ihre Macht. Wenn sie ihn umschlang, ging alles andere unter, sie zwang ihn hinab in den Strudel, alle Ufer versanken.

Heut saß er am Schreibtisch, vornübergebeugt, und kritzelte auf den Rand der Schreibunterlage allerlei zusammenhangloſe Figuren. Er seufzte: „Es wird mir aber doch schwer, so schwer, mehr Geld zu verlangen, der alte Mann gönnt sich ja selber kaum was.“

„Er gönnt sich nichts, um dir alles zu gönnen,“ sagte sie lachend. „Das macht ihm ja tausendmal mehr Pläsier, als wenn er sich selber Gott weiß was antäte.“

„Ich weiß nicht, wie ich es verlangen soll, und für was. Wie soll ich es begründen?!“

Sie stand neben ihm und ein etwas ungeduldiger Zug erschien in ihrem Gesicht: „Da kann man doch leicht eine Ausred' finden! Nu mach' schon, schreib!“ Er zögerte noch immer. Und als er dann langsam die Feder ins Tintenfaß tauchte, und sie langsam ansetzte, legte sie ihre warme Hand so fest auf seine Schulter, daß ihre Wärme ihn durchrieselte, und diktierte, wie man einem Kind diktiert: „Lieber guter Papa, schick Geld, wir brauchen es, denn wir möchten hier noch gern recht viel zusammen genießen.“ Sie lachte schallend, als er sie ganz verdutzt ansah, schloß dann ihre beiden warmen, festen Hände zärtlich um sein Gesicht: „Oh du dummer, dummer, lieber goldiger Jung!“

Und damit war allem Zögern und allem Zweifel, ob er schreiben sollte oder nicht, ein Ende gemacht. —

Der Oberst hatte Geld geschickt; es war selbstverständlich, daß Hans-Helmut seinen Arzt anständig bezahlen mußte, und was er jetzt noch an Büchern gebrauchte, sollte er sich auch nur anschaffen. Aber dem jungen Menschen war es doch, als stände etwas zwischen den Zeilen, etwas wie ein Vorwurf. Die Mutter war sehr schwach, ihre Herzkrämpfe waren wiedergekommen, so wie früher, nur heftiger in letzter Zeit. Jede solche Attacke wäre bedenklich, sagte Doktor Bär. Der Oberst hatte es schonend geschrieben, aber so benommen der Sohn auch war, jetzt erschrak er doch. Er wurde sehr bleich.

„Es geht nicht länger ohne dich, du mußt nach Hause, Maria!“

„Und du?“ fragte sie, und bohrte ihren Blick tief in den seinen.

Er gab keine Antwort. Er fühlte plötzlich eine unabweisbare, eine ungeheure Scheu, den Seinen daheim unter die Augen zu treten. Seine Mutter, seine Mutter — da saß sie an ihrem Nähtisch, in der Stube, die so rein war wie sie selber, in die man nie treten durfte mit schmutzigen Schuhen. „Meine Mutter!“ stöhnte er auf und legte die Hand vor die Augen.

„Gräm' dich nur nit,“ sagte das Mädchen gutmütig. „Warum denn? Du weißt doch, es ist manchmal schlecht mit der Frau Doktor und wird dann doch wieder ganz gut. Warum schreibt er das auch, der Alte! Du kannst doch nichts dabei machen.“ Sie war ärgerlich.

„Du mußt hin, du mußt hin!“ Er rang mit diesem Entschluß.

Sie schwieg eine lange Weile. „Oh wie schad'!“ sagte sie endlich und zog die Stirn kraus. Und dann gab sie sich einen Ruck: „No, wann's dann nit anders ist, dann müssen wir wohl. Wann reisen wir ab?“

Er ließ seine Hand von den Augen und hob den Kopf zu ihr auf, aber er sah sie nicht an, sein Blick starrte in die entfernteste Stubenecke, sah an ihr vorbei. „Du fährst, Maria. Ich reise nicht mit. Ich bleibe noch hier.“

„W—a—s?!“ Sie zog das Wort sehr lang und ihr Blick wurde starr wie der seine. Sie war vor Überraschung erst stumm, dann aber ermannte sie sich, und dann sprudelten ihre Worte: „Was, du willst hier bleiben, wenn ich nit mehr hier bin? Was willst du denn noch hier? Du hast hier ja gar nichts verloren. Komm du nur mit. Es ist viel besser für dich, du fährst mit nach Haus.“

„Nein, nein!“ Heftig abwehrend hob er die Hand.

„Du bist ja verrückt!“ Sie wurde heftig. „Was soll das heißen, du fährst nicht mit nach Haus? Bin ich dir vielleicht nit mehr gut genug, willst du mich los sein?“

„Unsinn, Maria!“ Das klang matt.

„Man soll euch Männer nur kennen, keiner von euch taugt was. Erst ist man euch gut genug, erst wollt ihr einen fressen vor Liebe, dann wird man auf die Seite geschoben. Aber

Digitized by Google

da sollst du mich kennen lernen, ich lass' mir das nit gefallen, ich bin kein so dummes Ding, wie das kleine Mädel, das so oft zur Hupp-auf gelaufen kommt — deinetwegen — und so aufdringlich bin ich auch nicht. Aber ich bestehe auf mein Recht." Sie war sehr laut geworden, ihre Stimme schallte durchs Zimmer, erfüllte es ganz, und schallte noch weiter hinaus auf den Gang.

„S—st," machte Herr Huppauf, steckte den Kopf aus der Schneiderstube und winkte nach der offenen Küchentür. „Hör' mal, Mile, sie zanken!"

„Oh je!" Die gute Huppauf war ganz bekümmert. Ihr armer Student! Das hatte sie ja längst kommen sehen, sowas kannte sie aus Erfahrung: wenn die Freundschaft zu dick ist, die Liebe zu heiß, dann kommt der Krach.

„Au, so'n Krach!" Das Ehepaar lauschte.

Drinnen versuchte Hans-Helmut die sich immer mehr Steigernde zum Schweigen zu bringen. Warum schrie sie denn so? Ihre Stimme war plötzlich so schrill, sie gellte ihm in den Ohren.

Nun weinte Maria.

Er umfaßte die Weinende: „Aber, Maria, beruhige dich doch! Liebe Maria! Ich komme ja bald nach. Ich möchte das Kolleg doch so gern noch zu Ende hören."

„P—," machte sie zornig, „du mit deinem Kolleg! Das lügst du. Das ist ja längst zu End'. Du sitzt nur hier und sitzt hier. Wir könnten längst weg sein, aber du sitzt noch hier, weil du Angst hast vor zu Hauf', Angst hast, Angst hast!" Sie wiederholte das „Angst hast"; es war etwas Grausames in der Wiederholung.

„Ich habe keine Angst — wovor soll ich Angst haben?" Aber seine Lippen waren erblaßt.

„Vor mir," sagte sie und hörte plötzlich auf zu weinen. „Wenn ich nun ein Kind von dir kriegte — was dann? Dann hättest du aber doch Angst!"

„Ein Kind —?!" Das war ja unmöglich. Was sprach sie denn so sinnloses Zeug? Es kroch ihm eiskalt über den Rücken, der Stuhl unter ihm begann plötzlich zu schaukeln, es schwankte der Boden. „Ein Kind, ein Kind —?!" Die Dielen taten sich voneinander, da war ein Loch, ein gähnendes schwarzes Loch, in das stürzte er.

Von weither hörte er eine harte Stimme: „Noch weiß ich es nit genau, aber es kann wohl sein. Da hilft dir dann nix von ab."

„Maria!" schrie er auf und fiel ihr vor die Füße, er umklammerte ihre Knie: „Sag', daß das nicht wahr ist! Ein Kind, ein Kind — das ist ja Unsinn! Nicht möglich — ein Kind, ein Kind! — Steh doch nicht so da, sieh mich nicht so an, mach' keinen dummer Scherz, lüg' nicht, sprich, sag' mir die Wahrheit! Ich muß sie wissen. Ein Kind, ein Kind — oh Gott im Himmel, was finge ich an?!"

„Ja, was fangen wir an," sagte sie; es klang ganz ruhig. Gleichgültig, so schien es ihm, und das faßte er nicht: wie könnte sie dann nur so gleichgültig sein?! Sie weinte auch längst nicht mehr.

Sie wollte ihn aufheben, der wie ein Vernichteter zusammengesunken, die Hände verzweifelt ineinandergerungen, vor ihren Füßen lag. „Komm, steh doch auf! Hab' dich nit so! Das ist doch alles nit so schlimm!"

Er wehrte sich gegen ihre helfenden Hände, er blieb am Boden, er lallte wie ein Blöder: „Ein Kind, ein Kind — Gott im Himmel, was finge ich dann an?"

„Dann heiratst du mich."

⁂ ⁂ ⁂

Dann heiratest du mich, heiratest du mich, heiratest du mich — das hörte er alle Tage. Das hörte er auch noch, als sie längst abgereist war. Er hörte es auch nachts im Traum. Ganz deutlich sprach es eine harte, herrische Stimme. Und dann entsetzte er sich selbst im Traum.

Er hatte sie vor Tagen schon zum Friedrichstraßen-Bahnhof gebracht. Er war ganz ausgehöhlt, blaß und übernächtig, nicht eine Stunde hatte er Schlaf gefunden in dieser letzten Nacht vor ihrer Abreise: was würde sie zu Hause anrichten?! Wenn es wirklich so war, wie sie glaubte, sagte, drohte — ja, drohte — was würde sie dann denen zu Hause sagen? Er hatte sie zwar auf den Knien gebeten: „Sprich noch nicht, sage nichts," — aber konnte er sich darauf verlassen? Sie nahm es ja gar nicht so wie er, nicht wie ein banges Geheimnis, nicht wie ein schweres Geschick, sie war ganz guten Mutes. Als er hinter ihr die vielen Bahnhofstreppen hinaufstieg, kam ihm eine jähe Hoffnung: wie elastisch und frisch schritt sie zu, nein, so schritt keine, die beladen war. Er selber war geschlichen. Nun gab ihm das wieder Mut. Und der Abschied wurde herzlicher. Er hatte ihr vorm Einsteigen einen Kuß gegeben, und sie hatte mit dem Taschentuche so lange zum Kupeefenster herausgewinkt, bis der Rauch der Lokomotive zurückschlug und ihr ins Gesicht trieb. Er war noch wie angewurzelt stehen geblieben, längst noch, als von dem davonbrausenden Zug nichts mehr zu sehen war. Tief holte er dann Atem und stieß die Luft wieder aus — ein Druck war von ihm genommen, nein, eine Last. —

Die Hände in den Paletottaschen ging Hans-Helmut heute die Friedrichstraße hinab, ging, wie eben junge Leute gehen; seine Augen

Digitized by Google

blickten nach rechts und nach links, sie nahmen jetzt wieder etwas wahr. Er hatte nichts zu tun, er konnte ein bißchen schlendern. An den Ecken standen die Blumen- und Zeitungsverkäufer, sie machten die Vorübergehenden aufmerksam, sie schrien aus: „Das Neueste, das Neueste! Bedeutsame Rede Sr. Majestät des Kaisers bei der Rekrutenvereidigung. Das Neueste! Das Neueste!“ — „Frische Veilchen! Frische Veilchen aus Nizza!“

Er kaufte sich kein Zeitungsblatt, das interessierte ihn nicht, aber an der Kranzlerschen Ecke ließ er sich von einem alten Weibchen, dessen Runzelgesicht ihn anlächelte, ein Veilchensträußchen aufreden. Den kleinen Strauß in der Hand ging er weiter. Was sollte er nun, sollte er in die Huppaufsche Stube gehen, sollte er in den Tiergarten gehen? Sollte er sich da auf eine Bank setzen? Es war heute schön sonnig und warm. Daheim war schon wirklicher Frühling! Er spürte plötzlich eine große Sehnsucht; eine Sehnsucht nach dem Fluß, der dort vorüberfloß, dem Fluß, den er immer geliebt hatte, und der ihn jetzt mehr lockte, denn je zuvor. Sehnsucht nach den Bergen, die warm im Sonnenglanz lagen, Sehnsucht nach dem alten Städtchen, in dem er sich selbst zur Schule gehen sah, ein Knabe wie andere Knaben auch, sorglos, nichts im Kopf wie seine Schulaufgaben und nachher das Spiel. Sehnsucht nach dem kleinen weißen Haus mit seinem Gärtchen, überfüllt von Obst und Blumen — und Sehnsucht, überwältigende Sehnsucht nach dem stillen Zimmer, darin die beiden waren, die er liebte. Ach, daß er sich das verscherzt hatte! Daß er jetzt nicht heim konnte! Aber er konnte noch nicht, mußte warten, erst abwarten, bis sie ihm Nachricht gab. Vielleicht bessere Nachricht — man kann sich ja irren — dann würde er doch gleich nach Hause reisen. Die Mutter durfte es nie erfahren. Würde je eine Stunde kommen, in der seine Zunge, die die Scham stumm machte, sich löste? Er würde sich dann dem besten, dem liebsten Freund, den er hatte, in die Arme werfen. Und was der vielleicht auch nicht verstand, nicht mehr verstehen konnte, das würde er ihm doch verzeihen. Oh, der allein konnte ihm helfen!

Der junge Mann fühlte wieder dasselbe Vertrauen wie das Kind, das auf der Schwelle hockte mit der Rechentafel und lauerte, bis sein Freund aus der Stadt wiederkam. Helfen, ach ja, helfen, das konnte nur der! Schon in diesem festen Zutrauen lag etwas wie Hilfe — eine Zusicherung.

Auch hier war Frühlingsluft. In den Schaufenstern saßen die Osterhasen, Menschen mit Blumen eilten vorüber — bunte Anemonen, goldgelbe Mimosenzweige — Mädchen mit Frühlingsgesichtern unter ersten Strohhüten. Es lag etwas Feiertägliches, etwas Aufgehelltes über der Stadt — Ostererwartung, Frühling und Fest.

Der Schlendernde war doch nicht nach dem Tiergarten gekommen, er hatte aus Gewohnheit wieder den Weg nach seinem Schiffbauerdamm genommen. Da stand er beim Rettungsring auf der Brücke und sah träumerisch hinab auf das träge Wasser. Das floß auch, das floß auch wie der Fluß daheim, und doch so anders. In dieser raschen, das Leben hinjagenden, hetzenden Stadt eine solch langsame Flut! Die schleppte undurchsichtige Schwärze.

Es war doch noch nicht Frühling. Ein Schauder überlief den schon lange hier Stehenden, kühl wehte es vom Kanal zu ihm herauf.

„Guten Tag,“ sagte plötzlich jemand hinter ihm. Er fuhr herum — war das der Floh?! Er zog den Hut. Sie kam ihm gewachsen vor; und auch ganz erwachsen. Ein Fräulein. Aber noch wie ein Kind, wie damals im Haus auf der Treppe — was war das schon lange, ewig lange her! — streckte sie ihm die Hand hin: „Ich gratuliere Ihnen!“

„Zu was?“ fragte er zerstreut, überrascht durch ihren Anblick und in ihn versunken.

„Zum Leben!“ Sie sah ihn freundlich an. „Es ist doch so wunderbar schön zu leben, und Sie wären beinah gestorben. Es hat mir so leid getan. Na, Gott sei Dank, Sie sind wieder gesund, Sie leben!“

„Ich lebe, ja,“ sagte er und fing ein wenig an zu lächeln. Er reichte ihr den kleinen Veilchenstrauß: „Bitte, nehmen Sie ihn!“

„Ich sollte Ihnen zwar böse sein, daß Sie Ihr Wort nicht gehalten haben. Wir hatten doch verabredet, uns bei Frau Huppauf zu treffen.“

„Ich wurde doch krank,“ entschuldigte er sich etwas verlegen.

„Na ja, drum bin ich ja auch nicht ganz böse mit Ihnen.“ Sie lachte hell und blinzelte glücklich auf die Veilchen, die sie sich vorn in die Jacke steckte. „Ich bin überhaupt nicht übelnehmerisch. Einen Bummel sind Sie mir auch noch schuldig.“

„Wo gehen Sie jetzt hin?“

„Nein, jetzt nicht! Ich muß zur Arbeit. Was denken Sie wohl, das ist harte Arbeit, Tanzen ist nicht so leicht. Und das Lernen an der Stange — oh!“ Sie zog die Stirn kraus. „Und der alte Staub, den man schluckt. Aber das macht nichts, es muß ja sein. Ich laß' mir das Leben darum nicht vermiesen.“ Sie strahlte. „Gott, ist das schön heute! Hundert Lungen möcht' ich haben, und hundert Nasen. Es riecht so nach Frühling.“

Digitized by Google

Das tat es. Die Sonne lachte golden, er spürte Frühlingshauch, als er an ihrer Seite jetzt ging. Alle Menschen sahen ihn freundlicher an, er fühlte seine Glieder freier, sein Herz leichter — ach ja, es war doch schön zu leben, sie hatte recht!

Er brachte sie hin bis zum Opernhaus. Am Seiteneingang reichte sie ihm, unbekümmert um die neugierigen Blicke der Ballettmädchen, die gleich ihr zur Arbeit kamen, beide Hände. Für Minuten hielt er diese kleinen lebensvollen Hände, die sich weich in die seinen schmiegten, fest.

„Auf Wiedersehen," sagte sie fröhlich, fast zutraulich zärtlich, und führte sein Veilchensträußchen an ihre Lippen.

„Auf Wiedersehen."

* * *

Und nun war der Brief gekommen, auf den er wartete, schon lange wartete. Unerträglich langsam war ihm die Zeit hingekrochen, und es war doch nicht so lange gewesen. Er hatte nur nicht gewußt, wie in ihr fertigwerden mit sich selber, mit den Befürchtungen, die ihn niederdrückten, mit den Hoffnungen, die ihn wieder aufrichteten, mit den Ängsten, die ihn peinigten, mit dem Wachsen von neuem Mut, den seine Jugend und sein Lebenswille immer wieder in ihm emporschießen ließ. Er bäumte sich gegen die Vernichtung, denn es war Vernichtung, wenn sie ihm das schrieb, was ihm Stunden, die finster, ganz finster waren, als schon gewiß aufzwingen wollten. Alles war dann vernichtet. Aber wenn der Morgen kam, das Frührot ihm ins Fenster blickte, über zerwühlte Kissen rosige Lichter spielten, die Spatzen in der Kastanie anfingen, lustig schirpend den Tag zu begrüßen, dann fing doch wieder ein Fünkchen von Hoffnung an zu glühen, wurde zur Leuchte und erhellte ihn: es konnte, es durfte ja nicht sein — ach, es würde ja auch nicht sein!

Aber es war doch so.

Er lag auf den Knien vorm Sofa, das Gesicht in beide Hände gedrückt und weinte. Weinte zum Erbarmen, schluchzte verzweifelt, ganz hilflos. Am Boden lag der zerknitterte Brief; von einer plötzlichen Wut gepackt, hatte er ihn zusammengeknüllt und von sich geschleudert.

Warum hatte sie sich an ihn gedrängt, hatte sein Leben an sich gerissen und es zerstört? Ja, zerstört! Er glaubte sie dafür zu hassen. Oh, das Weib, das verfluchte Weib! — Oh, sein Leben, sein schönes Leben! Das beweinte er. Der Schmerz, das verloren zu haben, war so groß, wie die Angst vor daheim, vor der Entdeckung, die unausbleiblich war, vor den Vorwürfen, dem Kummer der Seinen. Was würde der Oberst sagen?! Oh, und seine arme Mutter?! Er zitterte, die Zähne schlugen ihm aufeinander, er hob das Gesicht aus den Händen und blickte mit verweinten Augen wie ein Irrer wirr um sich.

Nein, heiraten konnte er die nicht — nie, niemals — und wenn sie auch schrieb, was sie hundertmal schon gesagt hatte: „Du heiratest mich" — o Gott, nein, nein, das konnte er nicht! Es war ihm unsäglich widerlich. Er hob den Brief auf mit scheuen Fingern.

Der Brief war nicht anders geschrieben, als die andern Briefe von ihr — Liebesbeteuerungen, wie aus dem Liebesbriefsteller, mit orthographischen Fehlern und in unausgeschriebener Schrift. War er denn blind gewesen? Jetzt sah er, sah zum erstenmal ganz deutlich. Nein, die Maria war darum nicht schlecht, er tat ihr unrecht, sie wollte ihn auch nicht quälen mit ihrem „Heiraten, Heiraten", sie verlangte nur, was sie zu verlangen hatte: ihr Recht. Aber wie konnte er sie denn heiraten? Sie gehörten ja nicht zueinander. Zwei sich fremde Welten, aus denen sie stammten, in denen sie sich gegenüberstanden, fern, ganz fern; im Atem der einen Welt konnte der aus der andern nicht leben.

Er faßte sich nach dem Hals, als würge ihn da eine Hand; eine Hand, die viel stärker war als sein Widerstand, eine Hand, die ihm das Leben erstickte. Hilfe, Hilfe! Mit stieren Augen blickte er noch einmal in ihren Brief.

Da stand: „Es ist ganz sicher nun mit dem Kind. Da kannst Du Dir nix mehr vormachen. Ich war bei meiner Mutter, die sagt, das hab' ich mir gleich gedacht. Wann wirst du es nun denen sagen zu Haus? Die werden scheel gucken zu Deiner Heirat mit mir. Komm jetzt nur ruhig. Wenn D u es nicht sagst, will i c h es wohl sagen" — nein, das durfte s i e nicht! Er fuhr auf, hob abwehrend beide Hände: oh, die Armen! Nein, sie durfte es denen nicht offenbaren, das wäre zu schwer, zu hart für die beiden. Das könnte der Mutter ans Leben gehen. Er mußte es sein, der ihnen zu wissen tat, was geschehen war, was er verbrochen hatte mit einem Leichtsinn, der ihm jetzt unfaßbar dünkte, gar nicht zu glauben. War es denn im Leichtsinn geschehen? Er faßte sich an die Stirn; er wußte sich nicht mehr zu erinnern, wie es gekommen war, wie er sich so hatte vergessen können. Leichtsinn, nein, Leichtsinn war es nicht gewesen. Ein dunkles Etwas war über ihm zusammengeschlagen, er hatte sich dessen nicht mehr erwehren können — eine Besinnungslosigkeit, ein Wahnsinn. Aber war es darum geringere Schuld? Nein. Auf die Knie mußte er sich werfen vor jene beiden, die er nun in tiefen Kummer brachte, mußte sie anflehen: „Verzeiht mir! Und helft mir, verlaßt mich nicht

Digitized by Google

in meiner Angst und Not!" Konnten sie ihm denn helfen? Ach nein, und wenn sie das noch so gern wollten. Wie hatte er nur denken können, daß er, sein bester Freund, ihm helfen könnte? Er hatte es denken können, solange die Gewißheit, die alles zerstörte, noch nicht da war; er hatte es gedacht, jetzt, heute dachte er es nicht mehr. Ihm konnte niemand mehr helfen, auch jener nicht.

Verzweifelt durchirrte er seine Einsamkeit. Was sollte er tun, was sollte er tun? Etwas mußte geschehen — er mußte sich wehren. Und aus seiner Feigheit heraus die Kraft zum Widerstand findend, setzte er sich hin und schrieb an Maria. Sein Brief ging an die Adresse ihrer Mutter.

Nichts von Liebe, nichts von Zärtlichkeit war darin und auch nichts von Schonung. Wie einer in höchster Not, unbekümmert um Sitte und Anstand, ohne Rücksichtnahme, laut schreit, so schrie es aus seinem Brief: „Ich kann Dich nicht heiraten, ich will Dich nicht heiraten." Es waren nur wenige Zeilen, er trug sie zur Post und schickte sie „dringend".

Diesen Entschluß zu erringen, sich zu dieser Tat aufzuraffen, hatte ihn alle Kraft gekostet; er war abgemattet vom Kampf. Nach Hause zurückgekehrt zwang es ihn nieder, er warf sich aufs Bett und die Erschöpfung drückte ihm die Lider zu. Er konnte schlafen. Schlief wie tot, war versunken in eine schwarze, traumlose, erlösende Leere.

Der Briefträger, der ihm am nächsten Morgen die Post brachte, klopfte ihn heraus. Ein Brief von zu Hause, eingeschrieben. Der Oberst schrieb: „Warum kommst Du nicht? Ich kann Dein Immer-Wieder-Abschreiben und das Hinausschieben Deines Kommens nicht begreifen. Was ist die Ursache? Du weißt doch, daß die Mutter nicht wohl ist und nach Dir verlangt. Ich sage ihr immer, sie beunruhige sich unnötigerweise, aber auch ich beunruhige mich. Hoffentlich auch unnötigerweise —? Da setze ich ein Fragezeichen dahinter. Bitte, schreibe jetzt bestimmt, wann Du kommst. Und zwar noch besser gibst Du uns telegraphisch Deine Antwort, der Du hoffentlich auf dem Fuße folgst. Mit Ungeduld sieht Dir entgegen Dein E. v. R."

Das war dringend! Eine große Ungeduld zitterte in diesen Zeilen und ein Vorwurf und eine Besorgnis auch. Die Mutter war wohl kränker, als er es wußte? Das machte das Schreckliche noch schrecklicher. Hans-Helmut fühlte all das heraus, was in diesem Brief lag. Jetzt m u ß t e er reisen. Es gab kein Noch-Länger-Verschieben mehr und auch kein Entrinnen. Er kniff die Augen zu, der Schweiß trat ihm auf die Stirn: also in Gottes Namen.

Aber heut war es schon zu spät zur Abreise und auch morgen würde er noch hier bleiben müssen, erst die Antwort von ihr noch abwarten. Aber vielleicht antwortete sie ihm auf seinen Brief auch gar nicht, war zu böse auf ihn, daß er sie sitzen lassen wollte, wie sie sich ja wohl ausdrücken würde. War so empört, daß sie alles hinwarf, wegrannte zu ihrer Mutter, nichts mehr wissen wollte von ihm und dann verschwand irgendwohin.

Eine ganz schwache, heimliche Hoffnung dämmerte dem Hilflosen auf; sie ließ ihn den heutigen Tag leidlich hinbringen und dann den folgenden auch. Telegraphiert hatte er: „Komme baldmöglichst." Das verpflichtete ihn nicht auf einen schon jetzt bestimmten Tag. Seinen Koffer packte er. Gerade als er ihn fertig hatte, kam die Antwort von Maria. Postwendend war die gekommen, sehr rasch und war auch sehr kurz. Nur wenige Sätze:

„Du willst Dich drücken, das merk' ich wohl, aber ich sage Dir: es wird geheiratet. Ich sag' es jetzt dem Alten und auch Deiner Mutter.

Auf ewig Deine Maria."

Es wird geheiratet — nein, o nein! Alles in ihm bäumte sich. Und jetzt hatte sie es ihnen schon gesagt. Die wußten es nun. „Mein Gott, mein Gott!" Er rang die Hände. Wie hatten sie es aufgenommen, konnten sie sich je damit abfinden? Nie. „Nie," das gellte ihm in die Ohren, entsetzt hielt er sie sich zu.

Vor ihm stand der Oberst, auf der Brust seine Orden, ein vornehmer Mann, hoch über allem Gemeinen, kein Fleckchen an ihm — wie hatte er nur denken können, daß er das verstehen würde?!

Und da seine Mutter, seine harmlose, vertrauende Mutter, noch immer unberührt wie ein Kind, obgleich sie schon alt war — wie sollte er nun wohl vor die treten? Das konnte er nicht. Das konnte er nie mehr.

„Vater, Vater!" Er streckte die Arme verlangend aus, er griff ins Leere — der war für ihn nicht mehr da. Ein ungeheurer Respekt erfüllte den Sohn, eine Riesenkluft trennte ihn plötzlich von jenen, er hatte nicht den Mut mehr, wagte nicht den Versuch mehr, eine Brücke zu schlagen zu jenen. Er kam sich zu schlecht vor. Ein Ekel, der ihn schüttelte, ergriff ihn, ein Ekel vor sich selber und vor dem Weib — nein, Maria war es nicht allein, sie alle, alle — ein Ekel vor dem Leben überhaupt. Er weinte laut — —

⁂ ⁂ ⁂

Wie sollte er nun den Tag hinbringen, er war so ganz allein, war völlig verlassen. Fritz

Digitized by Google

Hermann war in die Ferien gereist, und wäre er auch hier, was sollte er mit dem? In der Wohnung war es totenstill. Er wußte, Huppaufs waren im Grunewald — der Floh und seine Mutter waren auch mit auf die Frühlingsfahrt — sie hatten ihm einen Treffpunkt bestimmt, wenn er Lust hätte, ihnen nachzukommen — Lust? Er hatte nicht Lust mehr auf irgend etwas. Auch nicht auf jenes freundliche, lebensfrohe Kind. Wie lange noch, und sie ging den Weg, den sie alle gingen, wurde die Liebste irgendeines Reichen, denn sie war hübsch, wurde verlassen oder verließ, nahm sich wieder einen andern, wurde das, zu was sie von Anfang an schon bestimmt gewesen. Er kam sich unendlich alt vor, erfahren und satt all des Traurigen, Häßlichen.

Die Verzweiflung, die ihn zuerst gepackt hatte, war jetzt gewichen. Er rannte nicht mehr sinnlos in der Stube umher, stieß nicht mehr gegen die Möbel, die er nicht sah mit seinen blinden Augen. Das Aufbäumen hatte sich gelegt. Sie hatte es ihnen gesagt daheim, die wußten alles, die Armen, und verletzt, im Tiefsten gebeugt, würden sie ihn dennoch nicht verstoßen, das wußte er. Sie würden trotz allem versuchen, ihm zu helfen; aber sie konnten ihm nicht helfen. „Es wird geheiratet —" das hörte er immerfort. Das stand da an der Wand, von unsichtbarer Hand mit feurigen Buchstaben geschrieben.

Es kam ihm gar kein Gedanke mehr, noch irgend etwas zu versuchen, was Maria umstimmen könnte. Gestern noch, ehe er ihren Brief bekommen hatte, war es ihm durch den Kopf geschossen, wenn er sie nun anflehen würde zu schweigen, die Sache zu verheimlichen, fortzugehen, ihn zu lassen, er war ja noch so jung, so jung, er war noch nicht einmal in der Lage, sich selber vorzustehen, geschweige denn sich selber zu ernähren. Er würde ihr das alles vorstellen, und sie bitten, oh, so bitten, ihre Hände umklammern, ihre Knie, bitten, wie noch nie jemand gebeten hatte, und ihr versprechen, daß alles, was er je erwerben würde, alles, was sein war, ihr gehören sollte — immer — ihr und dem Kind — nur freilassen sollte sie ihn.

Jetzt hatte er so kühne Gedanken nicht mehr. Er wußte ganz genau: die läßt dich nicht los.

Vielleicht, daß er nach Amerika floh, in irgendeine der Welten jenseits, wohin sie ihm nicht nachkommen konnte. Wenn er seine goldene Uhr verkaufte, die ihm der Oberst zur Konfirmation geschenkt hatte, und sonst noch manches von seinen Sachen, dann kam er schon ein gutes Stück weit. Er konnte sich ja auch als Schiffsjunge verdingen, als Aufwärter oder als Heizer unten im Maschinenraum. Das waren wahnsinnige Gedanken, denn er wußte nur zu gut, die führte er doch nicht aus. Und dazu gehörte eiserne Willenskraft, und hatte er die? Nein. Er stand unter einem Zwang und würde sich nicht von diesem Zwang freimachen können: sie übte den auf ihn aus. Er wehrte sich, stieß gegen den Zwang mit Händen und Füßen, schäumenden Mundes wie in einem Krampf und änderte doch nichts — „es wird geheiratet" — was blieb ihm anderes übrig, als sich selber zu entfliehen.

Gut, daß seine Sachen gepackt waren. Nun konnte er noch ein bißchen spazieren gehen. Er sah in den Schrank, in die Kommode — alle Fächer leer — in das Zylinderbüro — auch keine Papiere zurückgelassen. Er hatte alles ordentlich eingepackt, ein Blick in den Koffer zeigte ihm das. Alles in Ordnung. Nur sein Anzug noch nicht. Das Haar hing ihm tief in die Stirn, naß vom Schweiß.

Er machte jetzt Toilette, und das ging langsam, denn seine Hände zitterten, er mußte sich auch oftmals auf einen Stuhl setzen, weil ihn ein Schwindel überkam. Als er sich endlich im Spiegel betrachtete, sah er genau aus wie sonst, hübsch und jung — so jung — das fand er selber.

Nun wollte er noch zum Friedrichstraßen-Bahnhof gehen, sich einen Kofferträger zum Nachtzug bestellen. Aber auf dem Weg dahin vergaß er es wieder. Wo wollte er eigentlich hin? Er wußte es nicht.

Planlos lief er lange im Tiergarten spazieren. Und dann hinaus bis in den Park des alten Charlottenburger Schlosses. Da war es viel einsamer als im Tiergarten, ganz still, wie vergessen. Er stand lange am Teich, in dem die bemoosten Karpfen schwammen. Aber der Teich gefiel ihm nicht, sein Wasser war zu schlammig — pfui, es roch hier nach Verwesung. Er sehnte sich nach einem hellen, schnell fließenden Wasser — oh, der Fluß, der Fluß, wo war der?! Der Fluß daheim, so ungetrübt, so freundlich! Er hörte sein Rauschen.

Ach nein, es war nur das Rauschen der großen Stadt, ihre fernen Wogen brandeten und machten dieses Geräusch. Aber er lief doch dem Rauschen nach. Und mit diesem Laufen und Suchen — es rauschte und rauschte — brachte er den ganzen übrigen Tag zu Ende.

Er hatte nichts gegessen, er fühlte keinen Hunger, nur Durst. Aber auch den vergaß er wieder. Er war zu weit weg in seinem jetzt stillen, aber um so tieferen Kummer. Die Füße taten ihm weh, an seinem einen Stiefel war die Sohle schon durch und blätterte ab,

Digitized by Google

Schmiede. Gemälde von Prof. Rudolf Jettmar

Digitized by Google

Digitized by Google

er stolperte über sie, aber er stolperte weiter. Zuletzt kam er kaum mehr davon, abgemattet zog er die Füße nach.

Es wurde Abend. Nun war es bald Zeit, zum Nachtzug zu gehen. Der Gepäckträger hatte seinen Koffer schon abgeholt, er brauchte selber nicht noch einmal hinauf in die Wohnung. Dazu war er zu müde. Und die gute Huppauf würde fragen, ganz außer sich sein, daß er jetzt so schnell abreiste, — dazu war er auch zu müde. Vielleicht waren sie auch noch gar nicht zurück?

Er stand vor dem Haus am Schiffbauerdamm und sah hinauf zu den Huppaufschen Fenstern. Sie waren noch dunkel. Schon dunkel; aber das dachte er nicht. Er wußte nicht, daß es schon sehr spät war. Irgendeine Turmuhr, ganz fern, schlug „eins", aber das Berlin, das jetzt still geworden war, hörte den Schlag. Wie ein dumpfes Dröhnen kam es durch die Nacht, ganz tief, ganz sonor: „Eins".

Das hörte auch der Müde, der einsam an dem Kanal stand, die Arme auf die Einfassungsbrüstung stützte und hinabschaute. ‚Um zwei bin ich längst abgefahren,' dachte er. ‚Was bin ich müde! Ich drücke mich dann ganz in meine Ecke und werde sehr gut schlafen.' Er spürte schon jetzt den Genuß eines tiefen, befreienden Schlafes. Was dann weiter kam, bekümmerte ihn zurzeit nicht, das würde man ja sehen —

Er blinzelte über das nächtliche Wasser; ob das trüb, schwer wie Tinte war, oder hell fließend, das ließ sich jetzt nicht erkennen, das war jetzt ganz gleich, kein Unterschied mehr. Aber sieh, sieh, da kam ein Schiff jetzt entlang gefahren —! Lautlos — man hörte nicht das Schaufeln eines Rades, auch keinen Ruderschlag, ohne Geräusch glitt es dahin, wie von selber bewegt.

„Schifflein, he, du Schifflein!" Er streckte die Hand aus. Es war nicht erhellt; und kein Mondschein, kein Sternenschein, die Nacht war dunkel, aber Hans-Helmut konnte plötzlich noch deutlich erkennen, wer auf dem Schiff an ihm vorüberglitt.

Er zog den Hut und schwenkte ihn grüßend: „Hedda!" Und schwenkte wieder: „Anna!" Und da — ach, da war ja auch Lyda, die kleine Tänzerin! Sie stand in ihren Ballettschuhen auf einem Bein, warf eine Kußhand und rief hell jubelnd: „Das Leben ist doch so wunderschön!"

Aber er hörte diese Stimme nicht mehr.

* * *

„Komme baldmöglichst" — das Telegramm war da, schon gestern, aber heute war Hans-Helmut doch noch nicht gekommen. Der Oberst hatte ihn erwartet, gehofft, er würde gleich hinter dem Telegramm herreisen. Zu dem heute vormittag eintreffenden Berliner Nachtzug hatte er nicht zum Bahnhof gehen können, Maria war zwar da, aber mit Frau Arndt war es zu seltsam. Hatte sie Fieber? Doktor Bär sagte zwar: „Fieber ist nicht vorhanden, der Puls nur sehr schwach" — dann verursachte eben der schwach tickende, oft aussetzende Puls dieses Versinken; in der großen Schwäche irrten die Gedanken, konnten sich nicht ordnen, und erzeugten die Bilder, die scheinbar die Kranke ängstigten und unruhig machten.

Frau Arndt lag im Bett mit halbgeschlossenen Augen und sprach unaufhörlich vor sich hin. Man konnte sie nicht recht verstehen. Wenn der Oberst sie anredete, war sie gleich wieder da und hell wach, ließ man sie allein, so begann dieses halblaute, unverständliche Murmeln. Es ängstigte den Mann.

Wenn der Junge doch nur kommen würde! Rastlos ging er zur Haustür, trat hinaus und schaute die sonnbelächelte Straße zur Stadt hinunter. Auch die lag im sonnendurchflimmerten Duft, nie waren dem Oberst die klobigen Tore, die gedrängte Häusergruppe unter der trotzigen Burg, das ganze alte Nest so schön vorgekommen wie heute. Herrlich mußte es hier sein, daß er selbst, trotz all seiner Sorge, dieses sah. Und er war in Sorge um die arme Frau im Haus, Doktor Bär sprach ihr kein langes Leben mehr zu. Wieviele Tage noch? Niemand kann das von sich wissen, von ihr aber wußte er bestimmt: nicht viele Tage. Wenn Hans-Helmut heute abend nicht eintraf, mußte man depeschieren: „Dein Kommen unverzüglich erwünscht." Besondere Rücksicht zu nehmen war nun nicht mehr möglich — warum hatte er sein Kommen auch solange verzögert?

Bekümmert trat der Mann ins Haus zurück, und zugleich regte es sich in ihm wie Zorn: unbegreiflich von Hans-Helmut! Kannte der ihn denn nicht genau genug, um zu wissen, daß, wenn er so dringend schrieb und wiederholt schrieb, daß er, der Sohn dann zu kommen hatte? Er mußte jetzt kommen, sonst — der Oberst wagte den Gedanken nicht zu Ende zu denken.

Behutsam sah er in das Schlafzimmer hinein. Da lag Frau Arndt ganz gerade auf dem Rücken, ihre schmalen Hände hielt sie auf der Brust gefaltet. Unter den halb zugefallenen Lidern sah man das Verschwimmende ihrer Augen, ihr Gesicht war so weiß wie das weiße Nachtjäckchen und das Kissen, auf dem sie lag. Ihre Lippen bewegten sich kaum, aber immerfort, immerfort dieses murmelnde Sprechen. Er schlich näher, so leise er

Digitized by Google

konnte, bei jedem Knarren seiner Stiefel bekam er einen Schreck. Er hätte unbesorgt härter auftreten können, sie hörte ihn nicht, sie war ganz weit weg. Er ging wieder und ließ die Tür nur spaltenbreit offen. Daß die gute Frau nur nicht gestört würde! Besser, sie lag so im Hindämmern, wenn sie aufwachte und Hans-Helmut wäre noch nicht da, das wäre zu schmerzlich für sie.

Dieses Warten war unerträglich. Der Oberst wußte nicht, wie er die Zeit hinbringen sollte. Hundertmal sagte er sich: er kommt bestimmt heute abend, nur Geduld! Aber die Geduld war eben nicht da; von einer Unruhe getrieben, die ihn je länger, desto stärker befiel, rannte er treppauf, treppab. Er versuchte zu lesen, aber wenn er unten an der Seite angelangt war, wußte er nicht, was er gelesen hatte. Es stand schlecht, sehr schlecht mit der Mutter — und wie mochte es um den Sohn stehen?! Gebe Gott, gut?! —

Der Tag schlich langsam voran. Wenn Maria nur nicht so laut in der Küche sein wollte, sie klapperte mit dem Geschirr, ratterte mit den Herdringen. „Krach" ging es immer, und nun „klirr" — Scherben. Er rief ganz erschrocken: „Aber Maria, st! Doch nicht so laut, Sie wecken ja Frau Doktor!"

Aber es wurde nicht viel stiller. Eine Unruhe in der Küche blieb. Als er sie nochmals ermahnte, schrie sie unfreundlich: „Das kann einem doch auch mal passieren!" Was war ihr denn nur? Der Mann zog sich still zurück. Aber nicht erst heute, auch gestern war sie so unwirsch gewesen, schon ein paar Tage. Sie war wohl auch aufgeregt wegen Frau Arndt. Wenn nur Hans-Helmut erst da wäre!

Die Kranke war für kurze Zeit aufgewacht, sie hatte ein wenig Wein genommen und gefragt: „Ist es bald so weit?" Der Oberst sagte: „Ja, ja, er kommt bald!" Da hatte sie die Augen wieder geschlossen und dämmerte weiter.

Was sollte er machen, wenn der Sohn auch heute abend nicht kam?! Den Mann packte es förmlich an: das wäre schrecklich! Für alle Fälle setzte er jetzt schon das Telegramm auf — dringend, auch in der Nacht zu bestellen — das mußte Maria dann gleich besorgen, wenn er mit dem Abendzug nicht eingetroffen sein sollte.

Zögernd senkte sich der Abend; er schickte erst eine lange, laue Dämmerung als Botin voraus. Und nun war er selber da; der Fluß rauschte stärker und sandte feuchte Düfte, die sich zu leichtem Nebel verwoben. Jeder Grashalm beugte sich unter einem Tautropfen; überall hing es wie gesegnete Tränen, nach einem glücklichen Tag geweint.

Hans-Helmut war nicht gekommen. Der Atem der Kranken ging jetzt laut und stoßweise, den Oberst überkam ein verzweifelnder Zorn: nun mußte er dem Jungen wirklich böse, sehr böse sein.

Er ging in die Küche, das Telegramm in der Hand. „Das müssen Sie jetzt noch besorgen, Maria. Verstehen Sie es, daß er nicht kommt?"

„Oh ja," sagte sie. Und dann lachte sie kurz auf: „Er hat eben Angst. 'ne ganz blödsinnige Angst hat er. Ich hab' ihm geschrieben, ich würd' es sagen, wenn er jetzt nicht käm' und es selber sagte. Und nu sag' ich's auch." Ihre Stimme war rauh in einer Erregung, deren sie doch nicht Herr werden konnte; angenehm war es für sie ja auch nicht, so ganz allein vor dem da zu stehen. „Er traut sich dem Herrn Baron nicht unter die Augen, weil — weil — weil ich ein Kind krieg'!" Nun war es heraus, sie atmete auf und stand ganz keck da.

„Ein Kind — Sie — und er traut sich deshalb nicht her? Das versteh' ich nicht." Man merkte es dem Oberst an, er war noch nicht hinter den Zusammenhang gekommen. Aber er war blaß geworden. „Wieso — warum — wer?" stieß er zusammenhangslos heraus und starrte sie an.

„Ich," sagte sie und tippte sich mit dem Zeigefinger auf die Brust, „ich krieg' ein Kind — von ihm, und er —"

„Das ist unmöglich." Der Mann unterbrach sie, er schrie sie plötzlich an: „Wie können Sie so etwas sagen? Das ist eine Lüge!"

„Oh nee!" Sie behielt ganz die Ruhe der überzeugenden Wahrheit. „Der Herr Baron muß ihn fragen, es wird ihm dann leichter, es zu sagen, er gesteht's Ihnen dann ein. Er will's ja auch gar nit leugnen. Er hat mir ja auch versprochen, daß er mich heirat'."

„Heiratet —?!" Die Brauen des Oberst zogen sich zusammen, unter ihrer Buschigkeit hervor schoß ein vernichtender Blick auf das Mädchen. „Wenn ich Sie nicht so lange kennte, müßte ich annehmen, Sie sind verrückt. Sie, ein Kind von ihm? Und er will Sie heiraten? Das hat er nicht gesagt, nicht gesagt. Selbst wenn es wahr wäre, was Sie da behaupten. Aber auch das bezweifle ich."

„Bezweifeln?!" Sie zuckte die Achseln. „Das können Sie ja, das steht Ihnen ja frei. Es ist aber doch so, Sie werden's ja sehen, drei Monat is et nu bald. Es wird Zeit mit der Heirat, eh' 's en Schkandal wird."

Der Mann brauste auf: „Nie und nimmer! Und wenn es auch wahr wäre — oh, der Junge, der unglückliche Junge!" Er hob beide Fäuste und preßte sie sich gegen die

Digitized by Google

Stirn: „Der arme Mensch! Ich werde niemals diese Heirat zugeben. Nein, nie!“

„Da haben Sie gar nix beizugeben.“ Sie versuchte frech zu sein, aber es klang sehr kleinlaut. Sie hatte sich das doch anders gedacht, der Schreck der Überraschung schien den Alten nicht einzuschüchtern, er stand noch ganz stramm.

Der Oberst hatte sich wieder gefaßt. „Er ist noch nicht mündig.“ Jetzt galt es, sich nicht bange machen zu lassen, diesem Mädchen würde er doch noch gewachsen sein. Und besser, man kam in aller Ruhe mit der aus. „Sie sprachen von einem Skandal,“ sagte er, „ein Skandal wäre es, wenn dieser junge Mensch Sie heiratete. Das geht nicht, das ist einfach ausgeschlossen.“ Er wunderte sich über sich selber, daß er so ruhig bleiben konnte: also darum, also darum kam Hans-Helmut nicht nach Hause?! Der Atem hatte ihm schier gestockt, es war ihm gewesen, als ob alles Blut in seinen Adern erstarrte, aber nun floß es wieder, das Herz flog nicht mehr zitternd, es klopfte regelmäßiger, und er konnte ganz ruhig sagen: „Er wird ja jetzt kommen. Ich werde der Sache auf den Grund gehen, alles erfahren, und, falls es sich wirklich so verhält, wie Sie sagen“ — er sah sie durchbohrend dabei an, und sie erwiderte seinen Blick, ihre blanken braunen Augen schienen keine Scheu zu kennen — „will ich helfen, so gut ich kann. Sie müssen verschwinden, Maria, ich werde für Sie sorgen und für das Kind auch sorgen. Es wird mir schwer fallen, aber ich verpflichte mich. Ich denke an die treuen Dienste, die Sie uns geleistet haben, ich will Sie nicht im Stich lassen, Sie werden —“

Sie unterbrach ihn: „Ich denke gar nit dran.“ Die Röte des Zorns stieg ihr ins Gesicht, das blaß geworden war. Ihre braunen Augen wurden ganz schwarz und funkelten. „Sie denken wohl, weil Sie 'n Baron sind und ich 'n armes Mädchen, können Sie mich so einfach auf die Seit' schieben. So dumm bin ich aber nit. Hier bin ich und hier bleib' ich.“ Sie stampfte auf. „Dafür war ich gut genug, daß ich nach Berlin hinmußt und ihn pflegen in der schweren Krankheit — keine Nacht Schlaf, nit emal in die Mess' konnt' ich gehen — und dafür war ich dann auch gut genug, als er Lust kriegte auf mich. Nu bin ich aber auch gut genug, daß er mich heirat'.“

Dem Mann brach der Schweiß aus, ihm wurde angst. Um Gottes willen, was für ein Ton! Um Gottes willen, der arme Junge, der unglückliche Junge! Wie die dastand — war das nicht unverschämt? Nichts von Scham. Den erhobenen Arm hielt sie gegen ihn gereckt. Es konnte nicht sein, daß die Hans-Helmut, dem feinen, scheuen Jungen, zum Opfer gefallen war, er war ihr zum Opfer gefallen! Das gab ihm wieder Kraft.

„Schweigen Sie doch,“ rief er mit starker Stimme, „lügen Sie nicht! Sie haben ihn verführt, nicht er Sie. Aber davon ist ja im Augenblick nicht die Rede, jetzt heißt es nur: was tun. Hören Sie, Maria!“ Es gelang ihm, wieder ruhig zu werden, er ging auf sie zu, zog ihr den Arm herunter und versuchte ihre Hand zu fassen. „Ich sehe ein, es ist schlimm für Sie, und ich will Ihnen ja auch gerne helfen. Aber Sie müssen doch einsehen, daß es für Hans-Helmut auch schlimm ist. Ein jeder muß bleiben in seiner Welt — da ist nun mal ein Unterschied, das ist von Anbeginn an so gewesen und wird immer so bleiben — er lebt in diesem Stand und Sie in jenem. Es paßt unmöglich zusammen. Und er ist ja auch noch zu jung — zwanzig Jahre! — Ein Knabe, der noch nichts ist, der noch nichts hat, was wollen Sie von ihm? Lassen Sie ihn! Gewiß, er ist Ihnen etwas schuldig, er wird, er darf das auch nie vergessen — er hat auch eine Schuld auf sich geladen, für die muß er büßen — aber nicht so schwer, nicht so schwer!“ Er hob wie flehend die Hände. „Sie werden ja bald einen Mann finden, der besser zu Ihnen paßt; in Ihren Kreisen nimmt man es nicht so genau, es kommt öfter vor, das Kind wird man Ihnen nicht so übel nehmen!“

Das hätte er nicht sagen dürfen. Gereizt fuhr sie auf: „Bei uns gibt es auch Leute, die auf Ehre halten, mehr als bei Ihnen. Sie meinen wohl, es wird mich einer nehmen mit 'm ledigen Kind? Meine Ehre, meine Ehre,“ schrie sie heftig und laut, „meine Ehre will ich wieder haben, meine Ehre!“ Laut weinend schlug sie sich beide Hände vors Gesicht.

Um Gottes willen, was hatte er da angerichtet! Der Oberst fühlte, wie ihm der Mut sank, verzweifelt suchte er den richtigen Weg; er hatte sich noch nie in solcher Situation befunden. Es wallte in ihm auf, es zuckte ihm in den Händen: durfte man sich ihm gegenüber so gebärden? Wie sie schrie! Das war ja eine ganz andere, die er nie vorher gekannt hatte. Er fühlte den heißen Wunsch zu sagen: „Da ist die Tür,“ aber dem Wunsch durfte er nicht nachgeben. Der Junge, der arme Junge, der unglückselige, verführte Mensch! Und um des Sohnes willen hielt er an sich. Seine knarrige Stimme, die auch laut geworden war in der Erregung, sank, wurde leise und sanft; er redete ihr einlenkend zu, er legte sich aufs Bitten: „Seien Sie nicht gleich so aufgebracht, Maria — ja, Sie haben ganz recht, sich gekränkt zu fühlen

Digitized by Google

— selbstverständlich halten Sie auf Ihre Ehre — Ehre ist überall die gleiche — meine begreifliche Erregung — entschuldigen Sie, ich wollte Ihnen nicht weh tun!" Die Schamröte stieg ihm ins erbleichte Gesicht: oh, daß er sich so demütigen mußte! Und diese Demütigung, die ihn vor sich selber verächtlich machte, diese Demütigung war umsonst.

Sie hörte gar nicht auf ihn, sie schrie überlaut: „Dieser dumme Jung, dieser wortbrüchige Kerl! Ins Unglück hat er mich gebracht, mir die Ehre gestohlen, und nu will er mich im Stich lassen — und Sie, Sie helfen ihm noch dabei! Pack seid ihr, ihr alle, seid Pack!"

Mußte er sich das wirklich gefallen lassen? Der Oberst fühlte jedes dieser Worte wie einen Peitschenhieb; sein Leib war nackt, seine Seele war nackt, er stand am Pranger.

Das Mädchen schrie noch immer weiter: „Ich geh' jetzt, ich geh' jetzt zu meiner Mutter, machen Sie sich allein hier Ihren Dreck! Aber ich werd' es allen Leuten zu wissen tun, überall erzählen, was ihr für'n Gesellschaft seid. Ich lass' mir das nit gefallen!" Sie trat dicht an den Verstummten heran, spie es ihm förmlich ins Gesicht, gereizt, durch seine völlige Stummheit noch aufgebrachter: „Ihnen schwör' ich, es wird geheirat' — bei Gott, es wird geheirat'!" Und damit ging sie und schmetterte die Küchentür hinter sich zu.

Er blieb stehen in der Küche, wo er gerade stand, sah ratlos um sich und schloß dann für ein paar Sekunden die Augen: das war zu schrecklich gewesen. Aber was nun, was nun? Ob er ihr nachging, noch einmal versuchte, sie zu beruhigen, zur Vernunft zu bereden, umzustimmen? Wenn er ihr nun noch mehr, viel mehr verspräche? Was konnte er ihr denn noch versprechen? Geld, Versorgung, das hatte er ihr geboten, das wollte sie nicht. Geheiratet wollte sie sein. „Gott, mein Gott," stöhnte er aus tiefster Seele, „verlaß du mich nicht!" Um ihn war ein Chaos, ein Untergang wie von Welten, er fand keine Stelle, darauf sein Fuß sicher ruhen konnte.

Was machte sie nun? Er lauschte. Oh, sie war fürchterlich! „Gott, hilf mir!" Er selber war ganz ohnmächtig, kam sich so klein vor. Und es war Nacht geworden, spät schon, und Hans-Helmut war doch nicht gekommen.

Oben hörte er Maria in ihrer Kammer, durchs ganze Haus kam ihr Poltern von der Mansarde herab. Sie warf mit der Tür, jetzt zerrte sie ihren Schließkorb die Treppe herunter, er rutschte von Stufe zu Stufe — jetzt trappste sie durch den Flur und — Gott sei gedankt! — jetzt war sie draußen. Sie war fort. „Ahhh!" Er atmete tief auf, er hatte bis jetzt gar nicht recht geatmet, nur ganz flach, aus zugeschnürter Brust. Wie ein aus furchtbarem Traum wieder Erwachender sah er sich um, da hörte er einen ganz leisen Ruf, Frau Arndts Stimme! Er stürzte aus der Küche, über den Flur.

Da stand sie in der Tür zwischen Wohn- und Schlafzimmer, hielt sich am Türgriff fest und rief: „Ich höre ihn — er soll zu mir kommen! Hans-Helmut — oh, mein Sohn!"

Was hatte sie gehört? Der Oberst erschrak. Es wurde ihm so schwer zu sagen: „Er ist noch nicht da."

Sie blieb aber ruhig. „So, so." Aber dann fragte sie ängstlich: „Wer lärmte denn so?" Sie sprach jetzt ganz klar, sprach, wie sie immer gesprochen hatte; ihren Morgenrock hatte sie auch übergezogen und die nackten Füße in ihre Pantoffel gesteckt.

„Legen Sie sich wieder nieder," bat er erschrocken. „Sie sind noch zu schwach."

„Ich habe Angst," sagte sie. „Es schrie jemand. Hans-Helmut? Nein, es war die Maria, was war denn mit ihr? Sie war böse, lief sie fort?"

Er versuchte ein Lächeln. „Es war gar nichts weiter. Wir haben uns ein bißchen gekabbelt. Sie ist zur Mutter gelaufen, sich beklagen. Sie wird bald wieder da sein."

„Maria!" rief die Kranke auf einmal sehr unruhig, ganz hoch und laut, und dann ließ sie plötzlich den Türgriff los, packte mit beiden Händen wie eine Blinde um sich, seufzte leicht auf und fiel in sich zusammen —

Er hatte sie aufgehoben und auf ihr Bett getragen, sie war ja so leicht. Atmete sie noch, oder hatte der Atem schon aufgehört? Er neigte das Ohr auf ihre Brust und lauschte: nichts mehr, auch kein pochendes Herz mehr. Er lauschte an ihren Lippen: nichts, gar nichts.

Ein Jammer überkam ihn, aber auch sofort der Trost jener Gewißheit: sie hört nichts mehr, erfährt nichts mehr, sie braucht nichts mehr zu leiden.

„Armer Hans-Helmut, mein lieber Junge, deine Mutter ist tot." Der Mann sagte es so, als ob der Sohn neben ihm stünde. Und dann rückte er sich einen Stuhl heran, schob alles beiseite, und setzte sich dicht am Bettrand neben die Tote. Er hielt ihre Hand, die rasch kalt wurde, in der seinen. Es war totenstill; draußen auch, die Nacht ging ums Haus auf samtenen Sohlen, der Fluß rauschte sanft ein Schlummerlied.

Ein Leben am Fluß war nun ausgelöscht, glitt in das Meer der Ewigkeit hinab, in das große Dunkel. Der Mann fühlte das Schweigen des Todes, sein kühles Wehen, aber er

Digitized by Google

entsetzte sich nicht. Mit Wehmut sah er in das Gesicht der Frau, das ihm, dem langjährigen Hausgenossen, so wohlbekannt war und doch jetzt etwas Fremdes bekam. Das war immer sein gewesen, nun wurden seine Züge noch feiner, noch reiner die reine Stirn, es war alles geadelt. Und es war Erlösung hier im Frieden des Todes und in seiner Majestät.

Der Oberst saß wie gebannt, ihm vergingen alle andern Gedanken, nichts Häßliches, nichts Gemeines reichte an ihn mehr heran, — unverwandt sah er in das stille Gesicht. Nebenan tickte sacht der Regulator, im Schlafzimmer brannte eine einzige Birne, die gab dämmerndes Licht, dem Mann bei der einsamen Totenwacht fielen die Augen zu. Er schlummerte ruhig und traumlos. Plötzlich fuhr er auf aus seinem vollen Vergessen, in einem großen, ihn jäh überfallenden Schreck: „Hans-Helmut!"

* * *

Es war immer einsam gewesen draußen an der Straße, die hier schon nicht mehr zur Stadt gehörte, sondern Landstraße war. Für Leute, die ein Haus voll Kinder hatten, ein Nest junger Spatzen, die den ganzen Tag schirpten und lärmten, für die mochte es nicht einsam hier sein. Früher hatte der Oberst die Einsamkeit auch nicht gespürt, jetzt aber sah sie ihn an aus hohlen Augen und ihm graute. Aber doch wieder hätte er sich nicht von dieser Einsamkeit trennen können, er brauchte sie. Brauchte sie, um die Gedanken zu ordnen, die um ihn herum standen im wilden Gedränge, ihn bestürmten, fragten und quälten, und von denen er nicht wußte, ob es seine eigenen Gedanken waren, oder böse, seltsame Träume, die der Wahnsinn auf ihn losließ, um auch ihn wahnsinnig zu machen.

Es gab Stunden, in denen der Mann seinen Kopf ganz hohl fühlte, und die Brust so seltsam leer, als hätte er kein Herz mehr in ihr. Daß Frau Arndt jetzt unter der Erde lag, das begriff er wohl, sie war immer leidend gewesen, und nun war sie in die Jahre gekommen, von denen es heißt: „Meine Tage sind wie ein Schatten, ich verdorre wie Gras." Aber daß Hans-Helmut nicht mehr da war, nicht mehr zu dieser Tür eintrat und aus jener Tür hinausging, daß kein Laut dieser jungen Stimme mehr an sein Ohr drang, das konnte der Oberst nicht fassen. Tags ging er rastlos durch das Haus und nachts war er ebenso ruhelos, er legte sich mit dem festen Vorsatz zu Bett: heut mußt du ruhig liegen bleiben, schlafe, du mußt schlafen — er faltete seine Hände auf der Brust und versuchte ruhige, gleichmäßige Atemzüge, es nutzte alles nichts. Er stand doch wieder auf und irrte durch die leeren Räume und suchte die, die einst mit ihm hier gewohnt hatten.

Der Oberst glaubte nicht daran, daß Hans-Helmut durch einen Unglücksfall im Spreekanal ums Leben gekommen war. Und wäre er hineingefallen, er konnte ja schwimmen, er wäre gewiß nicht ertrunken. Das war Absicht gewesen. Die Übereilung einer unglückseligen, verzweifelten Stunde, vielleicht nur einer einzigen Minute. Und hier war das Vaterherz, an das er sich hätte flüchten können, an das er sich auch sicher geflüchtet hätte, wäre diese einzige Minute nicht stärker gewesen als der ganze arme Mensch. „Mein armer, armer Sohn!" Wie ein Irrer hatte der alte Mann dagesessen und kopfnickend immer das gleiche vor sich hingesagt —

Die Depesche der Huppauf mit der seltsam dunklen Nachricht: „Herr Arndt seit gestern vermißt, heute aber schon gefunden," war als Antwort auf das Telegramm gekommen, in dem der Oberst Hans-Helmut den Tod seiner Mutter mitteilte. Man hatte Frau Arndt gerade in den Sarg gelegt gehabt. Da lag sie nun mit einem Zug um den Mund, der einem geheimnisvollen Lächeln gleichkam.

Die Leute, die sie ansehen kamen, wie es Sitte im Städtchen war, konnten sich gar nicht genug wundern: das war ja gar nicht mehr die Frau Arndt, mit der es zeitlebens ziemlich kümmerlich gewesen war! All das Gedrückte war weg. Die Schönheit ihrer Jugend war wiedergekehrt, und sie sah aus, als ob sie sich auf etwas freute.

Ihr langjähriger Mieter und getreuer Hausgenosse hatte sie nicht zu Grabe geleiten können, er mußte nach Berlin fahren. Und nun war er seit ein paar Tagen wieder zurück. Er hatte den Toten, den man am Schiffbauerdamm aufgefischt hatte, gar nicht weit von dem Hause, in dem er gewohnt hatte, mitgebracht.

„Seien Sie froh, Herr Baron," hatte weinend die gute Huppauf gesagt, „daß er da an irgendwas hängenjeblieben ist, und nich ist rausjeschwemmt worden weiter in die Spree. Da findet man sie oft erst nach Wochen und dann jräßlich zujerichtet von den alten Dampferschrauben und anjeknabbert von Fischen. Sie haben ihn wenigstens unversehrt."

Ja, das hatte er — äußerlich unversehrt, aber nur äußerlich. Stundenlang hatte der alte Mann in das geliebte Gesicht gestarrt, das so ungeheuer ernst war. Der war ja noch jung, so jung, und er alt, so alt — warum darf das Alter sich nicht für die Jugend opfern? Nein, sie sollten ihm nichts erzählen

Digitized by Google

von einem Unglücksfall, daß der Student vielleicht angeheitert war, sich eingebildet hatte, in seine Haustür zu treten, statt dessen in das Wasser trat — oder wähnte, in sein Bett zu steigen und statt dessen über das Geländer der Kaiummauerung gestiegen war. Das waren alles Erfindungen der Gutmütigkeit. Freiwillig war Hans-Helmut aus dem Leben gegangen, weil ihn das Weib bedrängte, weil er glaubte, sich nicht mehr anders retten zu können —

Der Oberst hatte sich alles angesehen, das Bett, in dem Hans-Helmut krank gelegen, das Zimmer mit dem breiten Sofa, mit der Wasserkaraffe und Lola Beeth, in dem er gehaust hatte mit ihr. „Mit dieser janz miserabligen, nichtsnutzigen Person," wie Herr Huppauf wutschnaubend sagte. Die hatte er auf dem Strich. Nicht allein, daß sie ihm mit dem Bügeleisen ins Gesicht gefahren war — hier, hier war noch die Narbe! — sie hatte dem jungen Menschen zu schamlos nachgestellt.

Ja, das hatte sie! Diesmal konnte Frau Emilia ihrem Huppauf recht geben. „Ach Herr Baron," schluchzte sie in ihr Taschentuch, „ich habe schon viel erlebt in meinem Leben und bin wirklich jroßzügig, aber so 'n Jetue mit anzusehen, das jing über unsere Kraft. Sie hat sein unschuldiges Herz umstrickt — Jotte doch, was war er für ein juter Mensch, ein Kind — seine Unschuld hat sie ihm jeraubt und denn hat sie ihm zujesetzt — wir haben's oft genug jehört, Huppauf und ich. Aber daß er deswegen das Leben von sich jeworfen hätte, das müssen der Herr Baron nun nicht denken — oh nein, oh nein!" Sie protestierte lebhaft, aus Angst, zuviel gesagt zu haben. „Ich meine man nur so. Er hatte eben zuviel jetrunken, er konnte eben jar nichts vertragen, ach, er war ja so solide!"

All dies Geschwätz hatte der Oberst sich angehört, es war ihm furchtbar, er litt dabei, und doch tat es ihm wohl, zu erfahren, wie viel diese einfachen Leute von Hans-Helmut gehalten hatten. „Ich liebte ihn wie meinen eigenen Sohn," jammerte die Frau. Und ein junges Mädchen gab Blumen an der Tür ab — sie hatte dick verweinte Augen und bat, man möchte die Herrn Arndt mit in den Sarg legen. — — — — — —

Nun war Hans-Helmut zur Ruhe gebracht, er lag neben seinen Eltern. Die letzte Liebespflicht war erfüllt. Ach, die letzte Liebespflicht! So bitter schwer sie gewesen war, sie war doch noch etwas, das einen aufrecht erhielt, deswegen man da sein mußte. Nun kam sich der Einsame ganz überflüssig vor, wertlos wie ein Fetzen weggeworfenes Papier. Was sollte er noch auf dieser Welt? Für ihn gab es keine Pflicht mehr, keine Arbeit, kein Mühen, kein Sorgen, was er gewohnt gewesen war, durch lange Jahre, in denen er einen Sohn mit aufgezogen hatte, der nicht sein Sohn war, und doch sein Sohn, und der sein Sohn bleiben würde, solange noch Atem in dieser alten Brust war, das war nun nicht mehr da. Wenn er, der Nutzlose, Überflüssige, doch bald ihm nachgehen dürfte!

„Der Baron ist ganz gebrochen," sagten die Herren vom Stammtisch. Ob man ihn nicht wieder zum Dämmerschoppen herankriegte? Es wäre gewiß gut für ihn.

„Nicht, noch nicht," wehrte Doktor Bär ab. „Es ist ja alles noch viel zu kurz her. Acht Tage ist der junge Arndt erst tot, vor drei Tagen erst begraben. Der Mann ist ja noch gar nicht zu sich gekommen."

Sie hatten alle großes Mitleid mit dem Baron. Rührend von dem armen Mann, und dabei ging ihn die ganze Geschichte doch eigentlich gar nichts an, er war nicht einmal entfernt verwandt mit den Arndts.

„Seelenverwandt," sagte der Doktor Bär. Denn daß da etwas anderes mitgesprochen hätte, eine frühere Beziehung zu der Frau Arndt vielleicht, wie man damals anzunehmen geneigt gewesen war, das war gänzlich ausgeschlossen.

Eine gar merkwürdig große aufopfernde Freundschaft, ganz außergewöhnlich! Die Unterhaltung am Honoratiorentisch war für diesen Abend gegeben; man sprach von nichts anderm. Und ob man einen jungen Menschen, den man, wenn man ihn auch von Kindheit an gekannt und mit erzogen hat, so lieben kann wie einen eigenen Sohn, das war eine interessante und lebhaft für und wider erörterte Frage. Jedenfalls mußte der Baron nun das so verwaiste Haus verlassen; er konnte es ja verkaufen. Vor fünf Jahren hatte er es, der Frau Arndt zuliebe, gekauft. Nun mußte er sehen, daß er es wieder los wurde; man konnte es jetzt gewiß billig erstehen.

Aber der Oberst dachte gar nicht daran, das Haus zu verkaufen. Hier hatte er glücklich gelebt, hier würde er nun auch weiter die Tage leben, deren ihm hoffentlich nicht zuviele mehr zugemessen waren. „Des Menschen Leben währet siebenzig Jahre" — siebzig war er noch nicht, aber die paar Jahre, die daran fehlten, taten es ja auch nicht. Als er jetzt oben in seinem Zimmer, das den schönen Blick auf den Fluß hatte und hinüber zu den jenseitigen Rebenbergen, im Lehnstuhl saß, den schweren Kopf auf die Brust gesenkt, die müden Augen blicklos, starr ins Leere gerichtet, kam er sich alt, uralt vor. Er war ein Überbleibsel aus einer Zeit, aus einer

Digitized by Google

längst vergangenen Periode, die von den Lebenden rasch ganz vergessen wurde, nur von ihm nicht.

So saß er lange, lange. Er hatte den Wunsch, hier sitzen zu bleiben und nie mehr aufzustehen. Aber ein nagender Hunger trieb ihn endlich doch auf. Und diesem Trieb folgend, der ihm schier unfaßbar war — wie mochte man essen und trinken, wenn man so traurig war! — trappte er in die Küche hinunter. Da hatte die Frau, die ihm die Aufwartung machte, das Mittagessen fertig hingestellt, er brauchte es sich nur zu wärmen. Er hatte es vergessen gehabt; nun machte ihn der Hunger, der ganz gemeine Hunger, darauf aufmerksam, daß es schon Abend war. Aber er wärmte sich das Essen nicht — ein alter Soldat nimmt auch so vorlieb — er aß es kalt und gleich aus dem Topf. Dann schlich er in das Wohnzimmer.

Hier hatte er um diese Zeit immer mit der Frau Doktor am runden, zierlich gedeckten Tisch beim Abendbrot gesessen. Unwillkürlich machte er eine höfliche Verneigung, als er eintrat; er hatte das nie unterlassen, so familiär sie auch mit der Zeit geworden waren. Der Regulator tickte sacht wie immer, die neue Aufwärterin hatte ihn aufgezogen und auch Staub im Zimmer gewischt; es war anscheinend hier wie immer, aber den Mann durchschauderte es, er fühlte die Leere sich wie eine eiskalte Hand auf seine Schulter legen. Er setzte sich in eine Ecke und kroch da, fröstelnd, ganz in sich zusammen.

Die Hängelampe brannte nicht — wozu auch, er hatte ja nichts zu sehen. Was zu sehen war, das sah er innen — — ahhh, da kam jetzt Frau Arndt herein, sie trug ihr kleines Gießkännchen in der Hand, mit dem sie immer ihre Blumen am Fenster begoß, und an der andern Hand hing ihr der Junge. Der war so lieb zu seiner Mutter, seine klaren, schönen Kinderaugen strahlten sie zärtlich an, und nun fiel auch ein zärtlicher Blick auf ihn, auf ihn hier in der Ecke.

„Hans-Hänschen, mein liebes Hans-Hänschen!"

„Was machst du denn da, warum sitzt du denn so in der Ecke? Komm doch heraus, spiel' mit mir!"

Ja, spielen, das wollten sie auch. Es war Frühling. Draußen vor der Haustür, wo es schön sonnig war, warfen sie sich den Ball zu.

„Bist du aber ungeschickt, so mußt du's machen, sieh, so!" Der Knabe warf den Ball zu hoch, daß er in die Luft flog wie eine Lerche, die emporwirbelt und dann niederfällt, man weiß nicht wo. Hans-Hänschen jubelte: „Nun ist er weg, nun müssen wir ihn suchen, wer ihn wiederfindet, der ist Erster, der ist Kaiser, der kann bestimmen, was der andere tun soll!" Und er war davongesprungen und suchte, suchte hinterm Haus, beim Holzschuppen, im Garten, suchte auf der Straße — der Ball würde doch nicht in den Fluß getrudelt sein? Blinzelte am Haus hinauf: ob er vielleicht in die Dachrinne gefallen war? Wo war der Ball, sein schöner, bunter Ball?!

Der Mann hatte ihn längst entdeckt, heimlich genommen und dem Aprikosenbaum in die Gabelung der zwei untersten Äste gelegt. Da entdeckte ihn endlich Hans-Helmut und war Erster und Kaiser und bestimmte, daß sein Freund ihm erzählte von ganz früher, als der noch ein lustiger Leutnant war und einen Burschen hatte aus der Pollakei, Posznanski, der so dumm war, daß der, als er ihn ausschickte, zwei Berliner Pfannkuchen zu holen — „der eine ist für mich, den andern darfst du dir dann nehmen" — wiederkam, das Maul noch zuckrig und fettig glänzend, sich vor seinen Leutnant stramm stellte und grinsend sagte: „War sich nur Pfannkuchen einer mehr da, hab' ich gegessen, Herr Leitnant." Oft hatte er diese Geschichte erzählt und würde sie noch öfter erzählen müssen, Hans-Hänschen lachte so unendlich darüber. Schade, daß er damals nicht noch andere Geschichten wußte von dem dummen Posznanski! Jetzt, heute nach so langer Zeit, fielen ihm auf einmal noch zwei, drei ein. Heute — und jetzt! Oh, könnte er Hans-Hänschen doch nur noch einmal, nur noch ein einziges Mal froh lachen hören. Und wie zärtlich war er gewesen; sonder Scheu vor den Bartstoppeln auf der Wange des guten Freundes. Später hatte Hans-Helmut seine Zärtlichkeit nicht mehr so gezeigt, aber dagewesen war sie doch immer. Nein, doch nicht mehr immer! Nicht immer, sonst wäre er nicht so fortgegangen ohne Lebewohl, wäre überhaupt nicht so fortgegangen.

„Mein Sohn, warum hast du uns das getan?! Uns — nein, mir. Ich bin ja ganz allein zurückgeblieben, sitze hier wie ein kranker Vogel auf dem dürren Ast und habe nicht mehr die Kraft, davonzufliegen." Der Oberst stöhnte laut und sah sich wild um. Und dann versank er wieder in seine Erinnerungen.

An der Haustür kraspelte es, es versuchte jemand zu öffnen — aha, das war der Abiturient! Der hatte die Abschiedsfeier von Prima mitgemacht, hatte ein wenig viel Wein trinken müssen — nicht sich betrunken, das tat Hans-Helmut nicht — war in einer gehobenen rauschähnlich seligen Stimmung: jetzt ging es frank und frei ins Leben hinaus! Er hatte das Schlüsselloch nicht finden können. Der Freund, der um die Mitternacht

Digitized by Google

noch auf ihn wartete, ging hinab, öffnete ihm, saß dann noch lange bei ihm auf seinem Bettrand und ließ den Frühlingssturm aller Zukunftspläne über sich hinbrausen.

Wirklich — horch! — ein Wind ging ums Haus! Es klopfte — es kraspelte wieder an der Haustür. Und jetzt rührte es leise an die Schelle!

„Wer ist da?“ Lebende konnten das nicht mehr sein, nur die Schatten der Toten. „Herein!“

Der Oberst stand hochaufgerichtet im Flur, eine brennende Kerze hielt er in der Hand, die warf seltsame Lichter auf Wände und Fliesen. „In Gottes Namen denn!“ Er schloß auf.

„Entschuldigen Sie,“ sagte die Kaspers und zog ihre Tochter hinter sich drein und machte dann sorgfältig die Tür wieder zu. „Es ist etwas spät für zu kommen, aber die Maria wollt nit gehen, solang es noch hell war.“ Sie hatte wohl irgendeine Begrüßung erwartet — ob freundlich oder unfreundlich, das war gleich — aber daß der Baron gar nichts sagte, das war ihr unbehaglich. „Nu is der Herr Baron so ganz allein,“ sagte sie; es sollte mitleidig klingen, aber es klang verlegen. „Jeses Mari Josef, wat is dat alles so schrecklich!“ Mit einem lamentierenden Ausruf schlug sie die Hände zusammen.

„Was wollen Sie?“ sagte der Mann und ging ins Zimmer zurück. Sie folgten ihm auf dem Fuße. Er stellte die Kerze auf den Tisch und blieb dann am Tisch stehen. Unter den buschigen Brauen hervor sahen die Augen trüb aus dem vergrämten Gesicht.

‚Donnerwetter, das hat den aber höll'sch mitgenommen,‘ dachte die Kaspers. Er tat ihr eigentlich leid, aber die Hauptsache war doch die Maria, und daß die was bekam. „Sie müssen entschuldigen, Herr Baron — mer will den Toten nix Übles nachreden — aber es war doch sehr unrecht von dem jungen Herrn, en große Sünd, daß er die Maria so im Stich läßt, wo er ihr doch die Eh' versprochen hat. Wat soll sie nu machen? Sie will ja partout nix annehmen, sie sagt, ihr Ehr' läßt sie sich nit abkaufen, aber ich kenn' mich besser aus in der Welt, mit der Vornehmheit is et nit getan. Se muß doch leben, un dat Kind vom jungen Herrn anständig erziehen.“ Lauernd blinzelte sie: was machte der für ein Gesicht?

„Für das Kind will ich Sorge tragen,“ sprach plötzlich sehr rasch der Oberst. Die Frau war ihm unsagbar widerlich, aber das Kind — ach ja, das Kind von Hans-Helmut! — „sie soll es mir überlassen!“

„Ich denk' gar nit dran.“ Das war das erste, was Maria sagte. Sie hatte bis dahin völlig geschwiegen, den Kopf gesenkt, den Blick zu Boden geschlagen. Sie trug ein schwarzes Kleid, ein schwarzes Umschlagetuch und ein schwarzes Schleierchen um den Kopf. Die Arme verschlang sie jetzt über der Brust und reckte sich auf: „Das Kind geb' ich nit. Ich hab' alles andere verloren. Das Kind geb' ich nit.“ Sie hielt sich die Hand vor die Augen, es schien, daß sie weinte.

„Da sehen Sie nu, Herr Baron,“ jammerte die Kaspers, „so is se nu. Kein Verstand. Et is ja auch ganz begreiflich, wat macht die alles durch. Mer kann reden un reden, se hört gar nit drauf hin. Sie hat den jungen Herrn eben arg lieb gehabt, zu lieb gehabt, nu kann sie sich gar nit trösten. Ich muß immer Angst haben, daß sie sich noch wat antut. Ach, Herr Baron“ — nun fing die Alte auch an zu weinen — „wat macht man doch alles durch mit den Kindern!“

Der Mann sagte noch immer kein Wort; er war überrascht: das hätte er nicht gedacht, daß die Hans-Helmut wirklich von Herzen lieb gehabt hätte. Von Liebe war bis jetzt so wenig die Rede gewesen. Aber das Weinen Marias klopfte an sein Herz. Er kam sich heute ungerecht gegen sie vor: niemand kann über sich selber hinaus, wie hatte er Großmut von ihr verlangen können? Sie hatte eben auf ihrem Recht bestanden, ihrem guten Recht, in dem sie zu sein glaubte. Wie sie dazu gekommen war, das war freilich nicht schön, aber bei ihr nicht so unverzeihlich. Er dachte milder. Sie hatte sich auch taktvoll benommen, nach dem, wie sie sich erst gezeigt hatte, hätte man erwarten können, sie wäre beim Begräbnis erschienen, hätte auf dem Kirchhof die Augen auf sich gelenkt durch allzu lautes Schluchzen, aber sie hatte sich gar nicht sehen lassen. War wohl hinten nachgeschlichen, oder überhaupt nicht dabei gewesen. Und daß sie jetzt kam in der Dunkelheit, sich niemand bemerkbar machen wollte, das war auch rücksichtsvoll und anständig von ihr. Sie würde Helmuts Vaterschaft nicht ausschreien, nicht ein Geschwätz daraus machen.

Der Oberst atmete auf: das wenigstens blieb Hans-Helmut erspart. Er sah auf sie, ihn dünkte ihre Gestalt schon stärker geworden, im Kreuz etwas eingezogen, die Haltung war eine andere — ja, man merkte es schon trotz des Umschlagetuches. Er bot ihr einen Stuhl an: „Bitte, setzen Sie sich!“

Die Kaspers nahm auch Platz; er selber blieb stehen, er hatte den Wunsch, diese Unterredung sobald wie möglich zu beenden. Er wollte ihr ja gern von Hans-Helmuts Sachen etwas zum Andenken geben und auch Geld für das Kind — wenn sie es auch nicht nahm, ihre Mutter würde es schon nehmen —

Digitized by Google

er fühlte es ja beinah wie eine Enttäuschung, daß sie sich so ablehnend verhielt. Er suchte noch nach den Worten, die er ihr sagen wollte: sie war auch zu beklagen, und, so vieles hier im Haus hatte sie mit ihnen geteilt, so konnte man doch nicht auseinandergehen.

Da sagte die Kaspers: „Wir sind arme Leut, wir können sie nit verhalten. Geschenkt will sie auch nichts. Sie will sich ja auch nit beklagen, will still sein, wenn" — sie räusperte sich ein paarmal, als stecke ihr etwas im Halse — „hier is doch dat Haus, der Herr Arndt kriegt doch 'n Erbe — wie steht et dann damit? Dat bekömmt doch dat Kind? Wir möchten so frei sein, uns da mal nach zu erkundigen bei Ihnen." Nun war es heraus. Aber das Weib, so dreist es auch war, bekam nun doch einen Schreck: fuhr der auf!

Der Oberst, eben noch bleich und still, war glühend rot geworden, es loderte ihm zu Kopf, mit Mühe beherrschte er sich: also darum, darum waren sie gekommen?! Die Mutter, und die Tochter war mitgekommen, Haus, Erbschaft — also darum, darum?! Und er hatte geglaubt, die Liebe, die Anhänglichkeit, die Erinnerung an den Toten hätte sie hergetrieben, sie hätte noch einmal von ihm sprechen wollen, durch die Zimmer gehen, in denen sein Schatten noch weilte. „Oh, mein Sohn, mein armer Sohn," jammerte es in dem Mann.

„Nix für ungut," sagte die Kaspers. „Aber wir sind Eltern, ich spreche hier für unsere Tochter. Et soll kein Vorwurf für Sie sein und auch kein Mißtrauen, aber gerichtlich muß sie verlangen, dat —"

„Schweigen Sie!" schrie der Mann; er konnte, er wollte nichts hören. Das war gemein, habgierig, erpresserisch. Er war schwer enttäuscht. Das ertrug er nicht, der Schmerz war zu frisch — jetzt nicht — noch nicht. „Was ich gebe, gebe ich aus freien Stücken, der Erinnerung an meinen Toten zuliebe." Er nahm sich zusammen, klar und eiskalt klang es: „Zu verlangen haben Sie rechtlich nichts."

„Oho!" Das kam von der Mutter. Und die Tochter stieß auch einen Laut aus, man konnte nicht wissen, bedeutete er Zustimmung oder Abwehr. Maria war aufgestanden, sie weinte längst nicht mehr, den Kopf warf sie in den Nacken, hart, fast feindlich kreuzte ihr Blick den des Mannes.

Der Oberst sah es, Schmerz empfand sie wohl nicht, und da brüllte er auf, jede Besinnung verlierend vor Empörung und Jammer, brüllte: „Hinaus! Hinaus!" Und wies ihnen die Tür.

Doktor Bär hatte es durchgesetzt, daß der Oberst ab und zu einmal wieder zum Dämmerschoppen erschien. Aber erst nach Jahren war es. Wie der einsame Mann bis dahin gelebt hatte, das wußte niemand. Man sah ihn selten, und die hohen Reiterstiefel, die er bisher immer beibehalten hatte, hatte er sich auch abgewöhnt; sie waren zu teuer. Nun ging er in niedrigen Halbschuhen; er sparte.

Warum und für wen der Oberst von Rettberg sparte, jetzt, da der junge Arndt, den er doch wohl zum Erben hatte einsetzen wollen, tot war, verstand kein Mensch. Er hätte es nun doch nicht mehr nötig, den allerbilligsten Surius zu trinken. Und hatte es auch nicht nötig, in einem Anzug zu gehen, den ein anderer seines Standes längst nicht mehr getragen hätte. Der Überzieher war fadenscheinig, der Rock auch, immer sauber gebürstet war der Anzug auch nicht mehr, die Knöpfe hingen lose.

Auf das Feinere verstand die Aufwärterin, die jeden Morgen auf ein paar Stunden zu ihm herauswanderte, sich nicht, und die Knöpfe, die der Oberst sich selber annähte, hielten nicht.

Die ehrsame Jungfrau Margret Dürrlettel war geschwinder mit dem Besen bei der Hand als mit der Nadel. In der Küche hatte sie sich ein paar Heiligenbilder an die Wand geheftet und ein Weihwasserkesselchen aufgehängt. Aber das störte den Oberst nicht, er kümmerte sich nicht weiter um sie, und sie nicht um ihn.

Im Frühjahr grub er die Beete des Gartens um und im Herbst erntete er das bißchen ein, das ihm gewachsen war. Nur der Aprikosenbaum hatte reich getragen, er wußte gar nicht, wohin mit dem Segen; die ehrsame Jungfrau Margret schleppte ihn fort. Ehrlich war sie — der Oberst zählte ja aber auch seine Groschen — und taub war sie; wenn der Herr Baron einmal etwas Besonderes von ihr verlangen wollte, konnte sie nichts hören. Sie war aber auch taub, wenn man sie im Städtchen ausfragen wollte über ihren Herrn. Und das war dem Oberst sehr angenehm an ihr. Er hatte noch immer eine Scheu vor der Leute Mäuler, und er selber war ja auch stumm. Wenn er redete, redete er nur mit sich.

Leute, die vorübergingen, sahen ihn zuweilen im Garten, da stand er an der Rosenhecke, die allzu üppig wucherte, niemand beschnitt sie, hatte eine der Rosen zu sich aufgehoben und schaute der Blume, tief in Gedanken, in den duftenden Kelch. Oder er ging, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt, den schmalen Gartensteg auf und ab, über den ein wahres Blumengemengsel, perennierender Rittersporn, Bauernlilien, Phlox und

Digitized by Google

gelber Helianthus wild hereinhingen, und sprach laut vor sich hin. Merkte er aber, daß jemand nach ihm hinblickte, verschwand er gleich in der Geißblattlaube.

Sie sahen ihn auch am Fluß. Da ging er am Ufer, längs der Weidenbüsche, einen Hut trug er nicht, das Haar, nicht mehr geglättet mit Brillantine und wie gewichst angeklebt, hing ihm eisgrau um den Kopf und flatterte lang im Wasserwind. Aber im Winter sah man gar nichts mehr von ihm.

Er saß in dem Wohnzimmer, dem einzigen Zimmer, das geheizt war im Haus. Oben in seiner Schlafstube erfror er fast, aber es wäre ihm wie Verschwendung vorgekommen, auch da noch zu heizen; das Wasser im Waschbecken würde schon auftauen, die leichte Eiskruste, die sich in den Nächten bildete, stieß man mit dem Finger entzwei. So sparte er Holz und Geld für Kohlen. Wenn er nur wüßte, ob das Kind schon da war, und ob es auch nicht fror, das Neugeborene? Wo mochte sie hingeraten sein?

Maria Kaspers war seit langem nicht mehr am Ort. Er hatte es nicht unterlassen können, sich bei der Margret nach ihr zu erkundigen. Die sagte fragend: „He?“ hielt das Ohr hin, schüttelte den Kopf und wußte nichts. Er mußte schon selber rekognoszieren. Er ging wie einer, der auf verbotenen Wegen geht. Bemerkte es auch niemand, in welcher Absicht er hier war?

Die Kaspers wohnten in der Unterstadt, da, wo der Fluß beinah bis an die Häuser reicht. Wenn der hoch ging, überflutete er den schmalen Ufersaum und stieg den niedrigen Häuschen in die kleinen Fenster. Es wohnten nur die ärmeren Leute hier. Im Sommer war es ganz schön, da spiegelten die kleinen hellblau und gelb und rosa getünchten Häuschen ihre Farbigkeit im Wasser, es stiegen reine Frische und feuchter Duft auf, denen selbst alle hier ausgeschütteten schmutzigen Eimer, alle Abwässer und Abfälle nichts anhaben konnten. Viele Kinder, die Leinenkittelchen ungeniert hochgehoben, die Höschen überm Knie umgekrempelt, patschten hier und wuschen ihre staubigen Füße. Im warmen Sonnenschein war der Unterschied zur oberen Stadt nicht so fühlbar. Aber jetzt lag Schnee. Wenn der schmolz, hatten die Häuser schon wieder die Füße im Wasser. Das war ungesund.

Hier war das Kasperssche Haus. Nummer drei, — eine rechte Baracke. Oben wohnten noch andere Leute. Aber hier, hinter diesen zwei niedrigen Fenstern hausten die alten Kaspers. Ob die Maria jetzt da war? Der Mann blieb stehen an der Haustür, drinnen war es still, er versuchte durch eins der Fenster zu spähen; sie waren beide mit lumpigen Gardinchen dicht verhängt. Er lauschte: ein Kind mußte man doch schreien hören, aber es schrie keins. Da machte er kehrt.

Die Unruhe, etwas zu erfahren, war es auch, die den Oberst nach langer Zeit wieder einmal zur Gesellschaft der andern trieb. Er mußte sich ja sagen, was sollten die Herren von dem Mädchen wissen, das sie nichts anging, wie sollte man überhaupt die Rede auf sie bringen — es war kaum möglich — aber wer weiß, vielleicht hörte er doch etwas?

Sein Eintritt in die alte, blau eingeräucherte Gaststube mit den bleigefaßten Scheiben und der Holztäfelung, die schon auf Geschlechter und Geschlechter geschaut, wurde mit aufrichtiger Freude begrüßt. Wenn die Jüngeren auch leise über den alten Herrn lächelten, sie schätzten ihn alle. Trotz seines mehr als bescheidenen Anzugs, trotz seiner nicht gestutzten Haare und des verwilderten Bartes war er immer noch ein Kavalier.

Bei seinem „Miseräbelchen“, dem bescheidenen Viertelschoppen, saß er zwischen Doktor Bär und dem neuen Amtsrichter, der ihm heute zum erstenmal vorgestellt wurde.

Der Amtsrichter, ein stattlicher, blonder Mann mit Schmissen im Gesicht, war jung, er plauderte noch gern aus dem Beruf. Heute früh war er mit Doktor Bär, dem Kreisarzt, oben in der Eifel zu einer Tatbestandsaufnahme gewesen; er war noch ganz voll davon. „Ich konnte heut mittag nichts essen,“ sagte er und rief nach einem Schinkenbrot, „so sehr mir auch mein Frauchen zuredete, ich brachte keinen Bissen herunter.“

„Na, na,“ sagte gutmütig der alte Arzt, „so was gibt sich mit der Zeit. Was meinen Sie wohl, wie es mir ging bei meiner ersten Obduktion — jetzt ist man manches gewöhnt.“

„Aber die Leiche des Kindes sah doch schauderhaft aus!“ Der Amtsrichter, dessen junge Frau in der nächsten Zeit ein Kind erwartete, schüttelte sich: „Scheußlich!“

„Was war denn? Ein Kindsmord?“ Sie wurden alle neugierig.

Kindsmord! Auch der Oberst lauschte — Kindsmord, ein schreckliches Wort!

„Die Anklage auf Mord, vorsätzlichen Mord, wird sich kaum aufrecht halten lassen,“ sagte der Kreisarzt. „Heimliche Geburt — dazu noch eine schwere Geburt — völlige Verlassenheit — man kann es wohl für bestimmt annehmen, daß die Person nicht mehr gewußt hat, was sie tat.“

„Die arme Person muß entsetzlich gelitten haben!“ Der Amtsrichter dachte an den kläglichen Anblick — auf halbzertretenem Stroh, in einem eiskalten Loch, das den Leuten für einen Stall zu schlecht war. „Ob das Kind

Digitized by Google

Herbſtmorgen am Bachlauf. Gemälde von Prof. Hans v. Volkmann
(Berlin, Ausſtellung im Künſtlerhaus)

Digitized by Google

Digitized by Google

nicht doch schon tot bei der Geburt war? Sie behauptet es."

Doktor Bär zuckte die Achseln: „Sie wird wohl kurzen Prozeß gemacht haben, die Verzweiflung gibt starke Nerven. Ich sage immer, ein Weib in solcher entsetzlichen Lage ist kaum verantwortlich zu machen."

„Die kleine Leiche war ganz blau." Der junge Amtsrichter schauderte.

„Erstickt," sagte der Arzt kurz. Und dann hob er sein Glas: „Na, Schluß. Trinken wir noch eins. Prost!" Er stieß mit dem Amtsrichter an.

„Wer war sie?" fragte jetzt der Oberst. Er fragte es mit einer Stimme, die ganz klein war, und neigte sich nahe zu Doktor Bär hin: „War sie von hier?" Der Arzt antwortete ihm nicht gleich, er sprach gerade zu einem Herrn gegenüber. Da wiederholte der Oberst noch einmal, und es klang lauter und dringlicher: „Wer war sie? Ist sie von hier?"

„Nein. Eine Bauernmagd von oben. Ihr eigener Herr hat sie verführt, ihr dann die Vaterschaft abgesprochen. Er hat sie herausgeworfen. Jetzt liegt sie hier im Spital."

„Den Kerl sollte man bestrafen," sagte irgend jemand. Ja, das sollte man auch, eine Gemeinheit, das Mädchen im Stich zu lassen.

Der Oberst empfahl sich bald. „Er ist noch immer recht mitgenommen," sagte einer der Herren. „Haben Sie gesehen, wie blaß er wurde? Er scheint Menschen und vieles Sprechen noch gar nicht recht ertragen zu können."

Nein, das konnte er auch noch nicht, unter Menschen sein. Aber es waren weniger die Menschen, als die Geschichte, die der Amtsrichter aufgebracht hatte. Warum bedauerten sie denn alle nur die Mutter, war das Kind, das unglückliche Kind nicht auch zu bedauern? Ganz blau, seine Augen gebrochen, ehe sie das Licht schauten. Ob es auch wirklich schon tot geboren war, nicht mehr lebte, als die Verzweifelte es erstickte?! Den ganzen Abend verließ den Oberst dieser Gedanke nicht mehr, und auch nicht in der Nacht. Daß eine Mutter so etwas tun konnte!

Als er endlich gegen Morgen eingeschlafen war, war sein wirrer Traum erfüllt von kleinen Kindern. Sie waren nicht blau, ihre Augen waren nicht gebrochen, aber sie weinten. Beim Erwachen fragte er sich, wo die Maria wohl das Kind hingebracht haben mochte? Aber die hatte ja ihre Eltern, wenn die auch in schlechten Verhältnissen lebten, die Kaspers würden die Tochter nicht im Stich gelassen haben. Merkwürdig, daß sie gar nichts von sich hören ließen! Sie hatten nichts gegen ihn unternommen, mochten sich wohl erkundigt haben, daß gerichtlich vorzugehen keinen Zweck hatte. Aber sie hätten ihn doch mit Briefen, mit Bettelleien, mit Drohungen überschwemmen können. Nichts von alledem, und das flößte ihm fast Respekt ein. An der Alten lag das nicht, die wäre ihm sicher schon oft wieder auf den Hals gerückt, trotzdem er sie damals hinausgeworfen hatte, aber die Tochter litt es nicht. Aus Stolz, aus Eigensinn? Er war sich darüber nicht klar. Er grübelte darüber, ebenso wie darüber, wo sie das Kind hingebracht haben mochte. Die Geschichte, die er gestern gehört, zitterte noch in ihm nach. Er hatte einen Schreck bekommen, den fühlte er, und er löste eine lange Reihe Gedanken in ihm aus.

Er tat einen Hundertmarkschein in ein Kuvert, adressierte an Fräulein Maria Kaspers und ließ den Brief durch die Dürrlettel in dem Häuschen unten am Wasser abgeben. Daß sie nicht zuviel von ihm schwatzen würde, dessen war er ziemlich sicher, leider ließ sie ihn auch nicht viel von dort erfahren. Sie sagte sehr oft: „He?" legte die Hand hinters Ohr und sah ihn fragend an. Zuletzt brachte er heraus, daß die alte Kaspers ihr den Brief abgenommen und gesagt hatte, sie würde ihn der Tochter geben. Dann war die Maria also doch zu Hause — aber wo war das Kind, das Kind? Vielleicht war es auch nicht lebend zur Welt gekommen, war jetzt tot wie sein armer Vater. Das beste wäre es. Was konnte unter solchen Verhältnissen aus ihm werden? Es blieb ein armes, vernachlässigtes, als überlästig empfundenes, uneheliches Kind. Aber dann regte sich in dem Mann doch wieder ein Bedauern und zugleich eine Neugier — Neugier nannte er es bei sich, aber Neugier war es nicht — wie mochte Hans-Helmuts Kind aussehen? Ob es ein Knabe oder ein Mädchen war?

Er sah sich kleine Kinder, die auf der Straße spielten, genauer an. Früher waren sie auf ihn zugelaufen und hatten ihm die schmutzigen Patschhände hingestreckt, das war jetzt schon lange nicht mehr der Fall gewesen, sie hatten seine finstere Miene gesehen und fühlten: der mag uns nicht. Nun wurde das wieder anders. Er lächelte nicht, aber sein Blick war so mild, daß sie wieder zutraulich wurden. Und er sagte auch wieder: „Morjen!" —

Der Oberst hatte gehofft, nicht mehr lange leben zu müssen, bestimmt angenommen, nicht mehr lange leben zu können. Er hatte beim Notar ein Testament hinterlegt: das Häuschen und alle Sachen darin, die er von seinem Geld nach und nach angeschafft hatte, vermachte er in ihrem ganzen Wert der Stadt. Die mußte dafür die Gräber der Familie Arndt und sein eigenes Grab versorgen. Frau

Digitized by Google

Arndt hatte immer auf Sauberkeit und Ordnung gehalten, es sollte auf ihrer Ruhestätte, wenn er nicht mehr persönlich dafür sorgen konnte, nicht so aussehen, wie jetzt in seinem Junggesellenhaushalt. Was von seinem kleinen Vermögen dann, nach Abzug seiner Beerdigungskosten, noch blieb — die Pension erlosch ja mit ihm — sollte die Stadt auch an sich nehmen, mochte sie es verbrauchen zu was sie wollte. Nur das, was Hans-Helmuts persönliches Eigentum gewesen war, kam auf sein Kind. Dessen Mutter würde sich nicht groß daran bereichern. Und ob das Kind überhaupt lebte?

Der einsame Mann glaubte so das letzte besorgt zu haben und abtreten zu können. Aber er lebte immer noch, sich selber zum Trotz. Er war ein Baum, den kein Sturm so leicht entwurzelte; wurde ihm auch die Krone heruntergefegt, alle Äste zerbrochen, der Stamm stand noch immer da. —

Ein Jahr war vergangen, das zweite Jahr verging auch.

„Der Baron hat sich doch wieder etwas erholt," sagten seine Bekannten. Es war merkwürdig genug bei dieser Art von Leben. Keine Behaglichkeit, keine gute Verpflegung, einmal hatte er etwas zu essen, das andere Mal nichts. Wenn die Margret, die dem Jungfrauenbund angehörte, zu einer Prozession ging, zu einem Bittgang oder irgendeiner besonderen Gebetsverrichtung, dann kam sie gar nicht zu ihm, dann mußte er sich allein sein Bett machen. Er kochte sich auch etwas, aber damit hatte er meist Unglück; die Suppe lief über und die Kartoffeln brannten an. Dann stand er hilflos in der Küche: ach, wie hatte es Frau Arndt doch gemacht? Und bei der Maria war niemals etwas angebrannt. Seufzend löffelte er seinen Fraß aus. Er empfand es, wie schlecht er lebte; aber er konnte das eben nicht ändern. Es war ja auch ganz ohne Belang, ob seine Tage etwas angenehmer verliefen oder weniger angenehm, sie gingen ja doch zu Ende, und sie mußten, gottlob, einmal ganz zu Ende sein.

Die Nutzlosigkeit war es, die völlige Überflüssigkeit, die ihn zur Verzweiflung brachte. Sein Schmerz würde immer derselbe bleiben, aber der hätte ihn nicht mehr übermannt, wäre etwas dagewesen, für das er sorgen konnte.

Der einsame Mann hörte die Glocken der Stadt läuten, ernstes, trauriges Geläut; ein Familienvater wurde heut begraben, ein jüngerer Mann, sechs Kinder noch unversorgt. Die Dürrlettel erschien gleich für zwei Tage nicht, sie betete im Trauerhaus, und sie betete mit bei der Beerdigung. Wie seltsam unbegreiflich faßte die Hand des Todes zu: der mußte fort, und er, er, der sich dazu drängte, er, der so gern mit wollte, der blieb hier. —

Nie spürte der Oberst das Gefühl seiner nutzlosen Vereinsamung stärker als im Herbst. Nicht, weil die Tage jetzt kürzer wurden, die Abende schon so lang, auch nicht die Furcht vor der Kälte des Winters war es, nein, die Natur, die nun die Ernte brachte, ließ ihn doppelt empfinden, daß er nichts mehr zu bringen hatte. Und dieses Gefühl der Niedergedrücktheit wurde so stark, daß er eines Nachts sich vom Bette hob, nach der Pistole in dem Schubfach seines Nachtkästchens tastete und sie, wie liebkosend, sich an die Wangen hielt. Sie war geladen, er wußte wohl damit umzugehen — brauchte er sie nicht nur zu entsichern?! Dann war ja das Ende da, das heißersehnte. Oh, er fühlte schon, wie die ganze Seligkeit eines Nichtmehrdaseins ihn überflutete. Draußen gingen die Herbstwinde ums Haus, sie hatten einen losen Fensterriegel gefunden, mit dem sie klapperten; sie stöhnten, weil sie ihn nicht abreißen konnten. Es klang so irdisch, irdisch jämmerlich. Eine klagende Melodie sang in der Stimme der Winde, die der Einsame schon in mancher verwachten Nacht gehört hatte — plötzlich mischte sich noch ein Ton ein.

Der Mann stand lauschend im Zimmer, die Pistole noch immer in der Hand: horch, klang das nicht wie Weinen?! Hans-Helmut hatte als Kind nur selten geweint, ihn umgab ja viel Liebe, aber andere Kinder, die weinten oft, weil sie nicht genug Liebe hatten. Erschrocken fast, wie einer, der auf einem Unrecht ertappt ist, legte der Oberst hastig die Pistole ins Nachtkästchen zurück. „Daß dich!" sagte er, schlug sich vor die Stirn, schüttelte den Kopf und schämte sich seiner selbst; und eine scheue Hoffnung ging in ihm auf: vielleicht wurde er auf dieser Erde nur noch so festgehalten, weil er noch etwas zu vollbringen hatte. Er mußte es eben abwarten. —

Dieser Herbst war die krönende Vollendung eines Sommers gewesen, in dem Sonne und Regen zur rechten Zeit ihr Werk gut getan hatten; überall volle Reife, ein Segen des Obstes auf den Bäumen, die tief im hohen Gras standen, das nach Klee duftete und noch einmal gutes Futter verhieß; und ein Segen in den Weinbergen, der arme Winzer zu reichen machte. Aber nun kamen die Nebel. Das Laub der Bäume wurde bunt, gescheckt wie das muntere Narrengewand des Hanswurstes in der Bude bei der Herbstkirmes am Marktplatz. Es lacht das bunte Gewand, aber der, der es trägt, weint im Herzen. Lautlos, wehrlos sank Blatt um Blatt und fiel zu Boden, da zu vermodern. Um

Digitized by Google

die Mittagsstunde kam wohl noch Sonne, aber nur wie geliehen auf kurze Zeit; wo der Fuß wühlte im gefallenen Laub, stieg wohl ein Duft auf, sogar ein viel stärkerer als je im Frühling, doch er war streng und herbbitterlich. Überall troff es; Feuchte stieg auf vom Fluß und verdichtete sich zu den Nebeln, die kniehoch in weißen Totenhemden auf den Grashalden standen. Tränen hingen den Obstbäumen an den nackt werdenden Ästen, sie weinten um das letzte Blatt. Die Winzer, die noch in den Weinbergen schafften, hatten rote Nasen und frierende Finger, Weiber und Männer hatten sich eingemummt, man sah keine weißen Hemdärmel mehr und keinen bloßen Nacken.

‚Feuchtkälte, die einen schaurig ankriecht, ist viel schlimmer als wirklicher Frost,' dachte der Oberst. Er ging langsam den rosa und blauen und gelben Häuschen zu, die jetzt, als seien sie alle grau getüncht, verdrießlich und triefend am Fluß standen. Auch der war heute grau und spiegelte nicht. Aber Kinder waren doch noch an ihm. Ein paar größere Knaben patschten, zitternd und blau gefroren, sie schlugen mit Stecken ins Wasser, bespritzten sich gegenseitig so, daß sie durchnäßt sein mußten, und ein paar noch barfüßige kleine Mädchen sahen diesem Zweikampf zu.

Auf der Türschwelle des Kaspersschen Hauses saß ein Kind und weinte. Sein Röckchen hatte sich verschoben, es saß auf den nackten Schenkeln. „Biste still," schrie eine Stimme zum Fenster heraus, dann schmetterte das wieder zu.

Die Mädchen rissen den kleinen Knaben auf, nahmen ihn zwischen sich und zerrten ihn so ein Stück, aber das war ihm kein Trost, er weinte noch immer, er fror in seinem Kittel und an den Beinchen, die nackt aus den heruntergerutschten Strümpfen herausahen.

„Morjen," sagte der Oberst.

Die Mädchen streckten die schmutzigen Hände hin.

„Ihr müßt den Jungen nicht so zerren. Dann schreit er ja noch mehr."

„Och, der schreit immer," sagte gleichmütig die größere der beiden. „Biste still!" Sie gab dem Kleinen einen Klaps. Der schwieg erschrocken.

Der Oberst sah in ein rundes, verweintes Kindergesicht, das verschmutzt war von den kleinen Fäustchen, die es beim Weinen gerieben hatten.

Das Kind tat ihm plötzlich sehr leid. Und was es für hübsche, tiefdunkle Augen hatte mit auffallend langen Wimpern! „Wem gehört der Kleine?"

„Denen da!" Das Mädchen zeigte nach dem Kaspersschen Fenster.

„Kaspers?" Der Oberst fragte es mit Herzklopfen.

Sie nickte.

* * *

Von nun an begann der Kampf; der Kampf um Hans-Helmuts Kind. Der Oberst fühlte: das ging nicht an, das dieses Kind, dieses Kind halbnackt auf der Türschwelle saß, im Feuchtkalten fror und weinte. Die Mutter war auswärts; sie hatte eine Stellung angenommen als Kochmamsell in einem Hotel zu Koblenz. Die alte Kaspers beklagte sich sehr: was die Tochter schickte, reichte nur gerade für das Allernotwendigste; daß ihr Mann das meiste davon ins Wirtshaus trug, das sagte sie nicht. Der Oberst ahnte es, er sah den alten Kerl ständig betrunken. Er gab Geld und wieder Geld — die Kaspers kam es sich immer holen — aber die Kaspers waren eben wie Schwamm, der sog und sog und einschluckte. Mit dem Kind änderte sich nichts. Noch immer sah der Oberst es, erbärmlich angezogen, vor der Tür sitzen oder im aufgeweichten Naß auf krummen Beinchen herumwackeln.

Es verging kein Tag, an dem der Mann nicht in jene Stadtgegend unten am Fluß wanderte; ob er nun seinen Spaziergang dorthin machte oder wo anders hin, das war ja ganz gleichgültig. Er redete sich das vor; es war ihm aber gar nicht gleichgültig, es hätte ihm zuviel gefehlt, hätten seine Augen, wenn auch mit bitterem Weh, nicht gesehen, wie Hans-Helmuts Sohn, ‚der kleine Proletarier', im Schmutz patschte.

Der Oberst hörte die Kinder rufen: „Hänneschen!" Auch die Kaspers sprach von Hänneschen. Also Hans hieß er! Dem Mann war es durch und durch gegangen: dieser Name hatte vertrauten Klang. Hänschen, ein Knabe, und dieselben schönen, dunklen Augen, deren Wimpern wie Schatten auf den Wangen lagen. Aber sonst war doch ein gut Teil Mutter dabei: dieses Hänschen, das von den Kindern der Straße herumgezerrt wurde, das mit schaukelndem Gang hin und her wackelte, das schimpfte in seinem Kauderwelsch schon, und wenn ihm etwas zuleide geschah, wogegen es sich nicht wehren konnte, so spuckte es.

Heute war Hänschen hingefallen. Der Oberst hörte ihn schon von weitem schreien. Das kleine Gesicht lag im Schmutz, die nackten Beine strampelten gen Himmel. Da sprang der Mann zu und hob ihn auf. Sie waren beide erschrocken; der Mann sah, daß aus dem Mündchen Blut lief, und das Kind war erschrocken über den fremden Mann, es wehrte sich und stieß mit den kotigen Schuhchen gegen die Brust des Überziehers. Aber der Oberst

Digitized by Google

ließ nicht los, er trug das schreiende Kind ins Haus und betrat die Kaspersche Stube.

Armeleutegeruch schlug ihm muffig entgegen, und selbst er, den die Dürrlettel wahrlich nicht verwöhnte, empfand die grausige Unordnung.

Die Kaspers entschuldigte sich, riß mit einem Rest von Scham die schmutzige Schürze vom Leib und schleuderte sie hinters Bett. Ja, sie war alt und konnte nicht mehr viel schaffen, und von der feuchten Wohnung war sie steif in allen Knochen. Ach, und die Last mit dem Kind! „Bis still," fuhr sie den schreienden Knaben an und wischte ihm mit der rauhen Handfläche das Blut vom Mund. „Er hat sich auf die Zung' gebissen, dat macht nix," sagte sie, als sie den erschrockenen Blick des Mannes gewahrte.

Der Knabe hatte mit Schreien aufgehört, hart gewöhnt, war er jetzt schnell ganz verstummt, aber aus seinen runden Kinderaugen perlten noch Tränen, und auf seine Lippen kam noch ab und zu ein Tröpfchen Blut.

„Das geht so nicht weiter," sagte der Oberst rauh. Er fühlte plötzlich eine Energie, die er früher gar nicht besessen hatte, wenigstens schon lange nicht mehr. Es war nichts Weiches in ihm, er empfand keine wehleidige Schwäche, nur das starke Gefühl einer Verantwortung. Der Haß gegen die Mutter hatte sich lange genug gegen die Liebe für den Vater gestemmt, er sah ein, er mußte jetzt der entgegenkommen, die Hans-Helmuts Unglück gewesen war. Zu vergessen suchen, soviel Überwindung ihn das auch kostete. Sonst ging dieses Kind hier den Weg, den traurigen Weg, den Kinder gehen, die keinen Vater haben.

„Ich muß Ihre Tochter sprechen." Er richtete sich dabei straffer, als stände die ihm schon gegenüber. „Kommt die nicht bald einmal her?"

„Nee," sagte die Kaspers. „Die kömmt nit gern hierhin."

„Dann werde ich zu ihr nach Koblenz fahren." Er ließ sich die genaue Adresse geben — die Kaspers gab sie zögernd, sie hatte Angst, ob das der Tochter auch recht war — und dann ging er, mit Traurigkeit beladen, aber doch von einer gewissen Erregung belebt und angetrieben.

⁂ ⁂ ⁂

„Die Mamsell ist nicht zu sprechen, die richtet jetzt an," sagte der Kellner, der in schmierigem Frack, eine Serviette unterm Arm, eilfertig hin und her rannte. Es war kein Hotel, nur ein Restaurant, und es schien dem Oberst auch gerade keines erster Klasse. Er hatte sich etwas zu essen bestellt und nach Fräulein Kaspers gefragt, an die er von zu Hause etwas zu überbringen hätte. Mißtrauisch betrachtete der Kellner den Fragenden in dem abgeschabten Überzieher, mit den Riestern auf den Schuhen — jetzt bei dem Wetter, Schnee und Regen, Halbschuh! Der würde auch nicht groß Trinkgeld geben. Aber dann war doch etwas in der Haltung des alten Herrn, das ihn veranlaßte, höflicher zu sagen: „Wenn der Herr sich um drei wieder herbemühen wollen, dann ist die Mamsell frei. Oder vielleicht will der Herr solange hier warten?"

Nein, solange hier warten, in diesem Mischgeruch von Speisen- und Zigarrendampf, das wollte er nicht, davon war er zu lange entwöhnt. Aber um drei würde er wieder hier sein. „Punkt drei." Und er sah dem Kellner unter den buschigen, eisgrauen Brauen so scharf an, daß der sich einprägte: Punkt drei. „Wenn Sie das Fräulein Kaspers bestellen wollen."

Jetzt war es eins, also noch zwei Stunden. Der Oberst hatte gegessen, und es hatte ihm geschmeckt. Etwas war in der Zubereitung dieser Speisen, das sich ihm wie ein Wohlgeschmack von früher auf die Zunge legte: so hatte das Sauerkraut bei Frau Arndt immer geschmeckt, und so das Pökelfleisch, das Maria einlegte. Er stapfte dann in das unwirtliche Wetter hinaus.

Lange war er nicht mehr hier in Koblenz gewesen, so lange, daß ihm die Straßen völlig verändert erschienen. Von den Läden, in denen er, als er hier noch das Regiment hatte, kaufte, waren verschiedene noch da, aber sie hatten sich sehr verschönert, große Spiegelscheiben und viel unnützes Zeug in den Auslagen. Wenigstens kam ihm das so vor. Er kam aus der Einsamkeit und aus der Vergangenheit, er wußte nicht, was die lebendige Gegenwart jetzt erheischte. Er las ja nicht einmal eine Zeitung. Ganz überrascht war er, daß die Leute sich vor der großen Scheibe bei der Druckerei der Koblenzer Zeitung drängten: was sahen die denn da und lasen so interessiert?

„Weitere Einkreisung Deutschlands. Flottenabkommen zwischen England und Rußland?"

Das las er nun auch. Und es dämmerte ihm auf einmal, daß es außer seinem persönlichen Kummer und seiner persönlichen Sorge um das Kleine, das im Schmutz der Gasse aufwuchs, noch eine Sorge gab, eine Sorge um ein Großes: eine Sorge um Deutschland. „Aber nein, wir stehen ja so mächtig da, mächtiger als all unsere Nachbarn, nie war das Reich glücklicher und seiner selbst sicherer," sagte er zu sich selber. In absehbarer Zeit

Digitized by Google

war nicht an Krieg zu denken. Und damit schüttelte er diesen Gedanken, der ihn auf einmal angeschlichen hatte, ab.

Wohin sollte er nun gehen? In die großen Kaffees traute er sich nicht und zu Bekannten, deren er wohl noch von früher her welche hier hatte, traute er sich auch nicht. Erstens war es nicht die rechte Zeit für eine Visite, und — er sah an sich herunter und bemerkte plötzlich seine schadhaften Schuhe und die ganze schäbige Eleganz seines Anzugs. Nein, was in der kleinen Stadt und da draußen bei ihm noch gut genug war, das paßte nicht hierher. Verlegen fingerte er an seinen hängenden Knöpfen, und als er an einem Schaufenster seinen alten, verbeulten Hut sich spiegeln sah, bekam er einen Schreck. Nein, die Dürrlettel sorgte doch wirklich zu schlecht für ihn — wie schäbig sah er aus! So könnte er zu keinem früheren Kameraden gehen, hoffentlich begegnete ihm keiner! Aber sie würden ihn ja gar nicht erkennen. Jahrelang hatte man sich nicht gesehen.

Ziellos bummelte er durch die Straßen, die ihm fremd geworden waren, stand lange am Schloßplatz, sah hinüber zum Schloß, in dem er einst große Festlichkeiten mitgemacht hatte, und befand sich dann auf einmal in den Rheinanlagen. Der Regen floß ihm vom Hut, kalter, zu Wasser gewordener Schnee kroch ihm zwischen Hals- und Paletotkragen — ein Hundewetter. Aber kein Hund ging heute hier, nicht einmal ein Mensch. Er sah hinüber zur andern Rheinseite, wo der mächtige Felsbrocken des Ehrenbreitstein mit der Festung aufragte. Die war uneinnehmbar. Und auch nie würde sich ein Feind bis hierher getrauen. Er stand lange, sah hinüber und wurde beruhigt vom Anblick der wohlbekannten und ihm so vertrauten Festungswerke, stand lange trotz eines höhnenden Windes, der ihn anblies. Er war doch recht unruhig gewesen, das fühlte er selber — wie würde sich die Unterredung mit der Maria Kaspers wohl gestalten? Ob sie nun gewillt sein würde, ihm das Kind zu überlassen? Er hatte einen ganz festen Plan: er schrieb dann sofort an eine Kusine, die er irgendwo fern in Schlesien wohnen hatte — man hatte zwar nur zu Neujahr und vielleicht zum Geburtstag sich geschrieben — aber er wußte, sie stand allein und war in mißlichen Vermögensverhältnissen, sie würde gewiß gern kommen. Die nahm er sich ins Haus, einen ordentlichen Haushalt mußte er ja wieder haben des Kindes wegen. Die Kaspers würde jetzt doch wohl zur Einsicht gekommen sein, daß es so das beste für sie war und auch für den Knaben, und auch das bequemste für sie.

Der Oberst hatte sich in den Gedanken, das Kind zu sich zu nehmen und es zu erziehen, so hineingelebt, daß er jetzt, wie völlig ausgeraubt, ganz erschüttert vor Maria Kaspers sich befand. Punkt drei hatte er sich wieder eingestellt, und sie war zu ihm hereingekommen in den Speisesaal. Sie mochte es nach der Schilderung des Kellners wohl schon erraten haben, wer sie da erwartete. Und hatte sich vorbereitet. Ohne Überraschung nahm sie seine Aufforderung auf. Sie war noch immer hübsch und sauber und appetitlich in ihrer großen, weißen Latzschürze, aber ihr Gesicht zeigte keine Spur von Freundlichkeit. Aufgereckt, so unüberredbar und unüberwindbar wie damals, stand sie auch heute vor ihm: „Ich denk' gar nit dran. Das Kind bleibt bei mir."

„Aber — Sie — Sie haben es ja doch nicht — es kann ja doch nicht bei Ihnen sein," stammelte er. Die Zunge gehorchte ihm kaum, seine Stimme war heiser, er mußte schon sehr laut sprechen, um überhaupt die Worte vernehmlich herauszubringen.

„Schreien Sie doch nit so," sagte sie ungeduldig und sah sich scheu um. Da saßen ein paar Herren, Gäste, die sie genau kannten — was sollten die nun wohl denken? Sie wendete sich nach den Herren hin, lächelte und machte ihnen verstohlen ein Zeichen, indem sie nach dem Oberst hinblinzelte.

Wollte er noch nicht gehen? Kurz und deutlich hatte sie ihm ja nun ihren Willen kundgetan, dachte er vielleicht, sie ließe mit sich handeln?

Nein, das dachte er nicht, aber er hoffte es. Er zwang seine Stimme zum Flüstern, bittend sah er sie an: „Sie werden doch nicht so unvernünftig sein, das, was ich Ihnen biete, ohne Überlegung von sich zu weisen. Ein Heim, ein sauberes, gemütliches und gesundes Heim will ich, kann ich dem Kind schaffen. Was hat es nun?! Sie wissen es vielleicht gar nicht, Ihre Mutter kann nicht genügend für es sorgen." Und nun schrie er wieder: „Es ist verwahrlost!"

Sie zuckte die Achseln, um ihren Mund spielte ein gleichgültiges „Meinetwegen"; sie sprach es nicht aus, aber er sah, sie dachte es.

„Lieben Sie denn das Kind nicht?" Er, er sah es im Schmutz vor der Tür, in der elenden Behausung, und etwas schoß ihm zum Herzen und trübte ihm das Auge: „Das arme Kind!"

„Ja, arm is et," sagte sie herb. „Aber daran sind andre schuld." Sie kniff die Lippen zusammen.

„Maria!" „Fräulein!" riefen die Herren von ihrem Tisch her. „Wann kriegen wir denn unsern Kaffee? He, Wirtschaft, Kaffee!"

Digitized by Google

„Ich hab' kein' Zeit," sagte das Mädchen hastig und wurde blutrot. „Sie müssen jetzt gehen, Herr Baron. Es hat ja doch keinen Zweck, ich geb' das Kind nit."

„Vielleicht kann ich Sie nachher noch einmal sprechen — wo? wann?! Wir müssen mehr in Ruhe darüber sprechen. Lassen Sie mich nicht so gehen, Fräulein Maria! Denken Sie an die glücklichen Zeiten, die Sie bei uns im Haus verlebt haben! Denken Sie an Frau Arndt, die war Ihnen so gut, und — und —" was sollte er nun noch heraufbeschwören? Die Angst um das Kind machte ihn beredt, aber noch war er nicht beredt genug, er mußte den herbeirufen, dessen Namen hier zu nennen, in diesem Dunst von Fett und Tabak, ihm peinvoll war. „Und denken Sie an ihn — ihn — an Hans-Helmut!"

„Der hat mich im Stich gelassen. O ja, da denk' ich dran." Sie sagte es hart.

„Maria! He, Sie! Wird's bald!" rief es ungeduldig. Die beiden Gäste trommelten mit leeren Bierseideln auf den Tisch.

„Ich komme schon," rief sie. Und dann leiser: „Der Kellner is nit da. Sie vertreiben die Kundschaft. Nu gehen Sie doch schon! Ich geb' dat Kind ja doch nit."

„Warum nicht, warum nicht? Nehmen Sie doch Vernunft an!" Der Oberst geriet ganz außer sich: o dieses hartnäckige Weib! „Warum nicht, warum nicht?!"

„Ich geb' das Kind nit her, weil, weil —" sie sprach den Satz nicht zu Ende. Die Gäste lärmten, klapperten, schrien nach Bier, sie ließ ihn stehen und lief zu jenen hin. —

Zu Ende. Umsonst alles. Der Mann tappte zur Tür; er kam erst gar nicht heraus, die schwere Glastür ging nach innen auf — „Ziehen" — stand daran, er aber drückte wie blöd dagegen. Nun endlich war er draußen. Die stickige, verbrauchte Luft der Restauration legte sich ihm nicht mehr beklemmend auf die Brust und lähmend auf das Hirn. Der Wind warf ihm einen Guß Schneeregen ins Gesicht, und er erweckte ihn aus einer Art von Betäubung. Er dachte jetzt nüchterner, ganz merkwürdig gefaßt: sie will also nicht. Was kann ich ihr nun noch bieten, daß sie doch will? Denn sie muß wollen. Hans-Helmuts Kind darf nicht so untergehen, wird nicht so untergehen. Das stand fest bei ihm. War sie hartnäckig, nun, so würde auch er hartnäckig sein.

Der Wind des Tages war zum Sturm geworden, der ihn anpackte, als er zum Bahnhof ging. Er stemmte sich dagegen, und es war ihm fast eine Wohltat, mit diesen böigen Windstößen zu kämpfen. Dies Ringen erforderte seine ganze Kraft, es lenkte ihn etwas ab. Aber als er dann im Zuge saß, wieder nach Hause fuhr, untätig, als die frühe Dämmerung des Novembernachmittags alles draußen schon verhüllte, und durch das schwarzgraue, dichte Gewand der Nacht, wie eingewebte, gelbe Pünktchen vereinzelte Lichtchen aus stummen Dörfern am Fluß schimmerten, fing er doch wieder an zu denken. Zu grübeln. Was hatte sie noch sagen wollen: „Ich gebe das Kind nicht her, weil — weil —?!" Leider hatte sie nicht zu Ende sprechen können, abgebrochen. Sie hatte es aber auch vielleicht n i c h t sagen wollen. —

. Maria Kaspers dachte heute nach. Als die Gäste gegangen waren, war sie allein in dem um diese Zeit leeren Restaurationssaal. Sie setzte sich, die Füße taten ihr weh von dem langen Stehen auf den harten Fliesen des Küchenbodens. Sie stützte den nackten Ellenbogen auf das mit Saucenflecken verunzierte, nicht mehr makellose Weiß eines Tischtuchs und senkte die Wange in die Hand. Ihre Blicke schweiften über die Tische: schon wieder mußten reine Servietten übergebreitet werden, was die Leute aber auch kleckten! Sie war ärgerlich. Doch wenn sie ehrlich sein wollte, waren es nicht die beschmutzten Tischtücher, die sie erregten. Sie war ärgerlich über sich selber. Viel zu höflich war sie gegen den Alten gewesen, ganz anders hätte sie auftrumpfen müssen. War das eine Art, daß er jetzt kam und ihr das Kind abluchsen wollte? Freilich, bequemer wäre es für sie ohne das Kind; zweimal schon hätte sie hier heiraten können — anständige Herren — aber als die von dem Kinde hörten, zogen sie sich zurück. Peter Simon zu Hause nahm sie freilich noch alle Tage, sie brauchte nur zu wollen, der nahm an dem Jungen keinen Anstoß, aber ein Schuster, bloß ein Schuster —?! Ihre Stirn zog sich zusammen, sie starrte ins Leere.

Und wie schon oftmals, besonders in letzter Zeit, da es ihr lästig wurde, immer hier das flotte junge Mädel zu spielen — nahezu dreißig, man war nicht mehr stets zum Scherzen aufgelegt — tauchten Umgebungen vor ihr auf, die schöner gewesen waren. In dem kleinen, weißen Haus am Fluß war es angenehmer, da hatte man wohl seine Arbeit gehabt, aber auch nachher sein Behagen, man war überhaupt wie im Eigenen, als ob einem alles gehörte. Was für ein hübsches Zimmerchen hatte sie da — noch sah sie die hellgraue Tapete mit den bunten Blumensträußchen vor sich; wenn sie die hier hätte, anstatt der gekalkten, schmutzigen, zum Teil abgeplatzten Wände ihrer Kammer, die nicht besser war als eine ganz gemeine Mädchenkammer. Und das Bett, was war das gut und weich gewesen! Frau Arndt gab ihr genau dieselben weißen Bezüge, die auch sie be-

Digitized by Google

nutzte, und eine hübsche rote Steppdecke hatte sie, nicht einen so grobhaarigen grauen Fetzen, eine Pferdedecke, wie hier. Und wie schön war es damals in Berlin gewesen. Herr Gott, wenn sie noch daran dachte! Maria Kaspers senkte den Kopf tiefer auf den stützenden Arm und seufzte. Pfui Teufel, roch es hier nach Sauerkraut! Und nach dem Schellfisch von gestern abend. Der Jean mußte besser lüften, sonst kam sie dem auf den Kopf.

Sie seufzte wieder — in der großen Stube, nach dem Gartenwinkel heraus, die eigentlich düster war, aber doch so traulich in dem dämmernden Zwielicht, wo das bequeme, breite Sofa stand und das Bild der schönen Sängerin einem zusah, hatte es immer fein gerochen, nach Eau de Cologne. Sie rieb ihm damit die Stirn, als er noch schwach war, und die Pulse an seinen weißen Händen, die schmal geworden waren, und die ihr so gut gefielen mit den gepflegten Nägeln. Sie hatte nun mal den Sinn für so was Vornehmes, die Schlumperei hatte ihr nie gepaßt, und wenn sie jetzt in die Wirtschaft der Mutter kam, grauste es sie, sie konnte es nicht länger daheim aushalten als einen Tag. Aber wenn sie hier im Restaurant auf die Dauer nicht bleiben wollte, und nicht gleich eine andere bessere Stelle fand — so eine, wie sie sich wünschte, würde sie ja nie finden — mußte sie doch nach Hause. „Ich bleib' nit in euerm Dreck, dazu bin ich mir zu schad'", hatte sie gesagt, als die Mutter ihr vorschlug, ganz da zu bleiben nach der Entbindung, ihre frühere Tätigkeit bei der Feinwäscherin und Büglerin wieder aufzunehmen; nun würde sie aber doch wohl so lange zu Hause sitzen müssen, wenn — wenn sie nicht Peter Simon verliebte Augen machte. Aber dazu hatte sie wenig Lust. Wer wie sie beinahe einen Herrn geheiratet hatte, einen wirklich feinen und vornehmen Menschen, der sie behandelte, als wäre sie eine Professorentochter, der nie sich betrank, und nie ein grobes Wort gebrauchte, so wie ein Kind war, der nur den einzigen Fehler besaß, daß er zuviel Angst vor seiner Mutter hatte, und vor diesem — diesem — sie hätte gern in ihren Gedanken ein Schimpfwort gebraucht, aber sie fand keines für den Oberst, und schloß ihre Betrachtung mit: Angst vor diesem Baron.

Daß der hergekommen war und sich eigentlich vor ihr gedemütigt hatte — angefleht hatte er sie ja — das tat ihr wohl. Es hob sie über sich selber hinaus; sie vergaß die Kochmamsell und den öden Speisesaal mit den Gerüchen längst gegessener Speisen, vergaß, daß sie hier im kurzärmligen Küchenkleid und weißer Latzschürze saß, und daß sie in ein paar Stunden wieder an den qualmenden Herd mußte, gehetzt die Portionen herrichten, die der Kellner ihr durchs Sprachrohr zututete.

„Fräulein Maria," hatte der Baron gesagt. Das hatte er noch niemals zu ihr gesagt. Auch nicht, als sie noch gut miteinander standen. Höflich war er gewesen, und höflich war er geblieben, trotzdem sie unhöflich geworden war. O, er wußte schon, was sich gehörte. Nun, er war ihr gegenüber ja auch gewissermaßen abhängig, denn er wollte etwas von ihr. Und daß er abhängig war, das würde sie ihn auch weiter fühlen lassen! Es ging etwas wie Grausamkeit über des Mädchens Gesicht; ein Gesicht, das jetzt, solange noch Jugend es milderte, hübsch war, das sich dann aber rasch vergröbert und auseinanderläuft. Wie ein Bittender hatte er vor ihr gestanden — er, der Baron, hatte sie gebeten, sie, die Kochmamsell! Das Kind wollte er — oho, das könnte ihm so passen — an Stelle von Hans-Helmut. Es war ihm sehr einsam, zu einsam in dem leeren Haus. Aber daraus wurde nichts. Er hatte ihr die Heirat vereitelt, wäre er nicht gewesen, hätte sie die schon erreicht! Vor der Mutter hätte Hans-Helmut nicht solche Angst gehabt. Er, er allein war schuld, nun sollte er das auch büßen! Sie setzte die starken Zähne aufeinander. Das Kind bekam er nicht, und wenn's ihr noch so hinderlich wäre!

War es ihr eigentlich hinderlich? Was störte sie denn der arme Wurm? Sie hatte keine Last mit dem, den besorgte die Mutter; er hatte ihr nicht einmal Last bei der Geburt gemacht, leicht war die vor sich gegangen, binnen fünf Tagen war sie schon wieder wohlauf, Peter Simon stieß sich auch nicht an dem Jungen. Hinderlich —?! Nein, gar nicht war er ihr hinderlich; im Gegenteil, er war etwas, das sie gegen den Baron in der Hand hatte. Eine Macht.

* * *

Wieder wie in der ersten Zeit nach Hans-Helmuts Tod war es dem Oberst zumute; er hatte etwas verloren, das unersetzlich war: eine große Hoffnung. Und seine Entschlossenheit, den Besitz des Kindes durchzusetzen, Hans-Helmuts Kind so vor dem Untergang zu bewahren, wurde gelähmt durch die bange Frage: was kann ich ihr bieten, damit sie mir das Kind überläßt? Auf diese Frage wußte er keine Antwort. Jene war keine Mutter, wie die gute Frau Arndt, die einzig und allein das Wohl ihres Kindes im Auge hatte, jene war ein Weib, das zuerst an sich dachte, vielleicht an sich auch nur ganz allein. Was kann ich ihr bieten, das sie reizt, was kann ich ihr bieten? dachte er Tag und Nacht. Dachte es mit einer drängenden Angst, je

Digitized by Google

weiter der Winter vorschritt und je kälter es wurde.

Er kaufte ein warmes Kittelchen, ein Paar wollene Höschen und trug dies der Kaspers hin; sie mußte es dem Kleinen anziehen vor seinen Augen. Und Hänschen nahm es mit Befriedigung wahr, streichelte an sich herunter, faßte mit spitzen Fingerchen an seine neuen Höschen, sagte mit Wichtigkeit: „Warm." Es war ein Aufstrahlen auf dem Kindergesicht, ein Behagen, das den Mann rührte: armer Leute Kind, das, so klein es auch noch ist, schon weiß, was ein wärmendes Kleidungsstück für es bedeutet. Der Oberst empfand mit ungeheurer Bitterkeit seine Ohnmacht, Hans-Helmuts Kind dauernd zu helfen, als er nach wenigen Tagen den Jungen wieder erblickte, ohne die warmen Hosen, ohne den warmen Kittel, im alten Röckchen.

„Was denken Sie denn, die ziehe ich ihm nur Sonntags an," darauf beharrte die Kaspers, kein Widerspruch, kein Vorwurf richtete etwas dagegen aus.

Nun, so wollte er denn nichts mehr mit dem alten, unvernünftigen Weib zu tun haben, und auch den Jungen gar nicht mehr sehen. Wenn er ihm doch nicht helfen konnte, was sollte er sich auch noch diesen Schmerz antun?!

Tagelang blieb er seinem Vorsatz treu, dann überkam es ihn: ob er nicht noch einmal nachsah, was das Kind machte? Er schalt sich selber aus und machte wieder kehrt auf dem Weg, den er schon eingeschlagen hatte, wendete sich ganz entgegengesetzt. Er lief stundenlang — um sich warm zu laufen — so meinte er; was hatte er denn auch sonst zu tun? Nichts. Tag um Tag das gleiche traurige Einerlei. —

Eines Tages erschien die Kaspers, sie bat um Geld. Der Kleine hatte so arg den Husten, sie jammerte: „Keine Nacht kriegt mer Schlaf, und man is doch alt, man geht ganz kaputt, wenn man seine Ruh nit hat." Sie mußte unbedingt in die Apotheke, Hustentropfen holen, denn ihm immer Mohnköpfetee zu trinken zu geben, das ging doch nicht an.

„Unterstehn Sie sich!" fuhr der Oberst sie an. Was — Mohnköpfetee?! Dieser verfluchte Sud, der unbequeme Kinder fauler Weiber einschläferte! Gift! „Ich zeige Sie an," brüllte er, „ich zeige Sie an!" Er wußte, daß er wenig damit ausrichten würde, Mohnköpfetee war im Volk ein altes Hausmittel, aber die Kaspers wurde eingeschüchtert von seiner drohenden Stimme, den sprühenden Augen, den weißen Brauen, die sich wie Bürsten sträubten. Sie versprach hoch und heilig, dem Kind keinen Mohnköpfetee mehr zu geben, und verschwor sich bei ihrer Seligkeit.

Aber der Oberst traute ihrem Schwur nicht. Er rannte zu Doktor Bär und dann zum Amtsrichter. Es war das erstemal, daß er andere mit seinen Angelegenheiten belästigte, er hatte noch niemals über das, was ihn so ganz und gar beschäftigte, mit einem Menschen geredet. Er hatte eigentlich nichts davon sagen wollen, daß das Kaspersche Enkelkind Hans-Helmuts Sohn war — man konnte ja annehmen: allgemeine Menschenliebe, besonders Kinderliebe — aber dieser Wunsch, manches nicht zu enthüllen, machte ihn unsicher und ließ ihn in einer heimlichen Erregung sprechen.

Mit einem verstehenden, nachsichtigen Lächeln sah ihm Doktor Bär in die Augen; dann nahm er seine beiden Hände und schüttelte sie ihm: „Herr Baron, lieber Freund, lassen Sie das, lassen Sie das nur! Wir wissen alles. Und kein Mensch macht Ihnen einen Vorwurf daraus, im Gegenteil, und auch nicht dem armen Jungen, dem Hans-Helmut. Ich hätte nur gewünscht, er hätte den Mut gehabt, sich Ihnen zu offenbaren."

„Dann lebte er jetzt noch," fuhr der Oberst auf.

„Sagen Sie das nicht," sprach der erfahrene Arzt und lächelte skeptisch. „Sie hätte es durchgesetzt. Die wollte von ihm geheiratet sein. Und dann —?!" Er zuckte die Achseln, seine Miene war ernst. „Aber lassen Sie gut sein, lieber Freund, er hat jetzt Ruhe!"

„Die hat er." Der Oberst senkte tief den Kopf, die Arme hingen ihm schlaff herunter.

Doktor Bär sah ihm vom Fenster des Sprechzimmers aus nach. Merkwürdig unsicher ging der Mann, schwer auf seinen Stock gestützt, er verschwand in dem Haus des Amtsrichters.

Der junge Amtsrichter, jetzt strahlender Vater, war sehr liebenswürdig zu dem alten Herrn. Das Verhältnis des verstorbenen Arndt zu dem Kind bei den Kaspers berührte er mit keiner Silbe, aber der Oberst fühlte: auch der war unterrichtet. Leider ließ sich aber in diesem Fall, dessentwegen der Herr Baron kam, nichts ändern, gerichtlich war da gar nichts zu machen. Solange nicht offenbare Mißhandlungen stattfanden, hatte man kein Recht einzuschreiten, man konnte weder den Kaspersschen Eheleuten zuleibe, noch der Mutter das Recht der Bestimmung über ihr Kind entziehen. Es war bedauerlich, sehr bedauerlich, daß der arme Knabe nicht die rechte Liebe fand und etwas vernachlässigt wurde. „Aber wissen Sie, Herr Baron," sagte der junge Amtsrichter tröstend, „solche Kinder gedeihen oft gerade am besten."

Mit einem bitteren Geschmack auf der Zunge ging der Oberst fort — nichts zu

Digitized by Google

Der Favorit. Gemälde von Prof. Angelo Jank

(Münchener Kunstausstellung im Glaspalast 1924)

Digitized by Google

Digitized by Google

machen, nicht möglich einzugreifen! Doktor Bär hatte ein Rezept geschrieben und würde auch nach dem Kleinen sehen, aber was half das? Der Husten wurde vielleicht besser, aber sonst nichts.

Der Oberst war wie ein Verstörter — Hans-Helmuts Kind verloren! Aber durfte es verloren gehen, durfte er es verloren gehen lassen!?

Er sprach immerfort vor sich hin, als er über die menschenleere Straße am Fluß seinem Hause zustrebte. Was hatte Doktor Bär gesagt? — die wollte geheiratet sein — um jeden Preis — geheiratet. Ach, nicht des Kindes wegen! Das war ihm jetzt so klar — was machte sie sich aus dem? Und was hatte sie sich aus Hans-Helmut gemacht? Die Frage ließ sich nicht so glatt beantworten. Geheiratet wollte sie sein, und von einem andern, einem besseren, feineren, höher Gestellten als von einem, der ihres Standes war.

Aber Hans-Helmut war ja nun tot, der konnte sie nicht mehr heiraten. „Mein Gott, mein Gott!" Der Oberst streckte plötzlich die Arme vor sich, seine Augen öffneten sich groß und blickten ganz starr, der Stock entfiel ihm, laut ächzte er auf, und es schüttelte ihn, als ob ein Schauer von Frost ihn überlief. Er hörte plötzlich eine Stimme. Diese Stimme war nicht seine Stimme, sie kam von weit her, kam wie vom Jenseits. Und sie kam doch aus ihm. „Geheiratet will sie sein, geheiratet, dann gibt sie das Kind!"

Geheiratet — von wem?

„Du, du mußt sie heiraten!"

Der Oberst fuhr zurück, er taumelte, er bückte sich nach seinem Stock und raffte den auf, er mußte sich an ihm halten. Das war ja Wahnsinn, reiner Wahnsinn! Wie kam er nur auf diesen unmöglichen Gedanken?!

Aber die Stimme schrie lauter, noch eindringlicher, sein Ohr konnte sich nicht mehr verschließen und seine Vernunft auch nicht. Ja, so war es, so war es! Die Stimme hatte recht: „Heirate sie, dann hast du das Kind!"

Maria Kaspers war nun doch nach Hause gekommen. Sie sagte: nur auf kurze Zeit, sie wartete auf eine neue Stelle, die so war, wie sie sie haben wollte. Die letzte Stellung in dem Restaurant hatte ihr gar nicht gefallen und ihr wenig Lust gemacht auf weiteres. Wenn sie nun am Ende doch lieber, als draußen für andere zu schuften, den Peter Simon heiraten würde? Er verdiente ganz gut, war fleißig und war ein Mensch, der sich nicht oft betrank. Aber ein Schuster — ein Schuster?!

Das Mädchen, dessen sehr üppig gewordene Gestalt den ehemaligen Liebhaber wieder aufs neue reizte, hielt ihn noch kurz; sie wollte sich diese Heirat auf jeden Fall erst reiflich überlegen, sie war doch nur ein Notbehelf und etwas, zu dem sie sich schwer entschloß. Aber das mußte sie wenigstens gestatten, daß Simon alle Abende bei ihr eintrat, und da es ihr zu ungemütlich war in der Stube bei den Eltern, wo die Mutter immer dazwischen schwatzte, der Vater schnarchte und das Kind sich in den Schlaf greinte, mußte sie draußen vor der Tür mit ihm herumstehen, oder im Dunkeln mit ihm spazieren gehen. Sie duldete es dann, daß er, wenn niemand um den Weg war, sie umfaßte, so mit ihr wandelte, wie Liebespaare, eng aneinandergeschmiegt, zu tun pflegen. Sie empfand aber nie mehr jenen Schauer der Lust, wenn seine Hand an ihr fingerte, wie damals in ihren ersten Mädchenjahren. Er reizte sie nicht mehr; auch sein Kuß ließ sie nichts verspüren von dem, was sie gefühlt hatte, wenn ihr Mund auf Hans-Helmuts Lippen ruhte. Ah, das war doch etwas anderes gewesen, etwas ganz anderes! Das hatte ihr besser gefallen. Nun, da sie hier war, dachte sie viel mehr an frühere Stunden; im Restaurant hatte sie keine Zeit dazu gehabt, der Betrieb erforderte alle Gedanken, jetzt aber hatte sie Muße. Und sie erinnerte sich an manches, an vieles.

Es war ihr nicht gut, daß sie hier so wenig zu tun hatte, den verwahrlosten Haushalt hatte sie bald wieder in Schwung gebracht, und sich viel um das Kind zu kümmern, hatte sie keine Lust; das war auch scheu vor ihr, es verbarg sein Köpfchen im Rock der Großmutter. Und die Tätigkeit bei der Büglerin wieder aufzunehmen, das lohnte sich nicht, sie wollte sich nicht für länger binden. Entweder wieder fort oder den Schuster heiraten, andere Wahl blieb ihr nicht. Sie war verdrossen und übellaunig. Die alte Kaspers hatte keine guten Tage, mit der zankte sie sich ständig. Und auch den Vater fuhr die Tochter an, wenn er betrunken nach Hause kam, daß man's in der ganzen Nachbarschaft hörte. Sie rüttelte ihn: „Sauf nicht so viel! Ich muß mich ja deiner schämen." —

Der Frühling nahte sich langsam, die Weiden am Ufer standen im Blut, rot stieg es in ihnen auf und ab. Peter Simon fing an zu drängen: er brauchte eine Frau, lange genug hatte er nun gewartet. Er wurde ganz grob. Maria fühlte: nicht länger ließ er sich so hinhalten. Und eine Stellung, wie sie sie haben wollte, fand sie nicht; also mußte sie ihm wohl nachgeben. Jetzt hatte sie fast Angst, er möchte, ihrer Zurückhaltung müde, noch abspringen. War er gestern nicht schon recht unwirsch gewesen, viel weniger verliebt, und vorgestern auch? Sie beschloß ihm heute entgegenzukommen; es half ja doch alles nichts.

Digitized by Google

Wenn ihr auch seine Redensarten, die er für fein hielt, lächerlich vorkamen, sie brauchte ja nicht darauf zu hören; und seine Hände mit den Knoten an den Fingern und dem abgeplatteten Schusterdaumen mit dem pechschwarzen Nagel brauchte sie ja nicht anzusehen. Sie schlug ihm vor, nach Feierabend ein wenig mit ihr zu spazieren; da wollte sie die Sache denn zum Abschluß bringen.

Unwillkürlich hatte sie die Straße den Fluß entlang eingeschlagen; hier war es ganz still, hier ging jetzt niemand. Leise nur glucksten die Wellen; eine laue, feuchtschmeichelnde Dämmerung kühlte Marias Gesicht. Die Wangen brannten ihr vor Unruhe und vor Unlust. Und auf einmal fing in ihrer Seele auch etwas an zu brennen. War es die Sehnsucht nach jenem hübschen, kleinen Haus, das da jetzt an der anderen Straßenseite wie in weißem Kleid durch das Grau des Abends leuchtete? O, diesen Weg, diesen Weg war sie oft gegangen, und jenes Haus, jenes Haus hatte ihr freundlich seine Tür aufgetan, sie war daheim da gewesen, ganz wie im Eigenen. Und jetzt sollte sie in der Schusterwerkstatt unterkriechen!

Sie, die vorher gezittert hatte, Peter Simon möchte ihr noch abspringen, zitterte jetzt, daß er sprechen würde. Sie vermied jedes Vertrauliche im Gespräch. Sie konnte es nicht mehr ändern, daß er seinen Arm um sie geschlungen hielt, und daß er sie ab und zu fester an sich zog, wenn sich die Umschlingung ein wenig gelockert hatte, aber sie drückte sich nicht zärtlich an ihn, und sein Kuß streifte nur ihr Ohr, nicht einmal ihre Wange. Mit einem gierigen Verlangen suchte ihr Blick das Haus, das wohlbekannte, und saugte sich daran fest: ha, wenn sie da drin wohnen könnte! Das war etwas anderes, als tagaus, tagein in dem engen Schusterladen der Nagelgasse stehen, den Kunden — Bauern vom Land, Schulkinder, Dienstmädchen — klobige, nach Schmer riechende Stiefel abnehmen. „Riester aufsetzen, jawohl" — „Absätze machen," gern — „Neu befohlen," sehr gern — „und bis Samstag," jawohl bis Samstag! Daß der Teufel sie alle hole! Und drinnen, in der halbdunklen Stube hinterm Laden, wo die Betten standen, lief die Suppe über, die auf dem Kochöfchen sprudelte, und die Kartoffeln brannten an und stanken Stube und Laden voll, und Kinder kreischten, und aus der Werkstatt — poch, poch — kam das ewige Klopfen des Schusterhammers. O, das war gräßlich, da konnte man ja nicht atmen!

„Komm mal rüber!" Maria zog ihren Liebhaber über die Straße auf die andere Seite. Da waren sie nun dicht bei dem Haus. Es lag ein wenig hoch auf der Ummauerung, durch die es geschützt war, wenn der Fluß stieg. Sie standen unten an der Mauer.

„Hier hast du mal gewohnt," sagte der Mann zärtlich. „Nu wohnste bald in der Nagelgaß'!"

Sie erzitterte: nur jetzt nicht, nur jetzt nicht das bindende Wort!

Er wollte sie an sich ziehen, sie schob ihn von sich — da — oben auf der kleinen Plattform vor der Haustür, auf der sie oft gesessen hatte im Sonnenschein mit der Frau Arndt, stand unbeweglich eine hohe Gestalt und sah über den dämmernden Fluß. Oder sah er herab auf sie? Ein Mann! Der Baron! Hatte er sie gesehen, sie erkannt? Hastig sprang sie dicht an die Mauer und drückte sich in deren Schatten, daß der sie verbarg. —

Heute abend wurden sie nun doch noch nicht einig. Das Mädchen war wohl erregt, aber zum Streiten aufgelegt, gar nicht zur Liebe. Bald lachte es ohne Grund, bald war es mißlaunig. Der Schuster mußte wirklich noch sehr verliebt sein, daß er das ertrug.

„Ich bin heute nervös," erklärte Maria.

Nervös? Was war sie? Nervös? Peter Simon kriegte das Lachen. Das war eine Krankheit für feine Damen. „Nerfös, dat is nix für unsereins. Meine Frau, die kriegt eins hinten vor, wenn sie nerfös is."

Da schlug Maria schnell ihre Haustür zu. „Adjö," sagte sie eisig.

* * *

Es war ein lachender Morgen, schöner Frühling schon im April, als der Oberst, Baron Eugen von Rettberg, durch die Hauptstraße des Städtchens schritt. Er kam vom Rathaus am Markt, ging langsam, hoch aufgerichtet, und stattlich immer noch trotz seines weißen Haares. Die Leute blieben stehen und sahen ihm nach. Aber nicht nach seinem altmodischen Zylinder sahen sie, dessen Glanz durch Aufbügeln sich nicht hatte bessern lassen, ruppig war er geblieben; auch nicht nach dem festlichen schwarzen Gehrock, der im unbarmherzig hellen Licht des Tages etwas fuchsig schimmerte — an all dem nahmen die Gaffer keinen Anstoß. Aber an der Dame an seinem Arm.

Der Baron kam vom Standesamt; all seine Orden auf der Brust, führte er die neue Baronin. Hinter dem Paar gingen die Trauzeugen, Doktor Bär und der Herr Apotheker, auch mit Zylinder und im schwarzen Rock.

Die Trauzeugen der Braut waren verschwunden, die hatte man abgelohnt; für die Mark, die ein jeder von ihnen bekommen, tranken sie nun einen Schoppen. Maria Kaspers hatte darauf verzichtet, einen von ihrer Bekanntschaft mit aufs Rathaus zu bringen, man nahm, wen man fand, ein

Digitized by Google

paar anständig gekleidete Leute vom Ort. — Was man sich gar nicht hatte denken können in der Stadt, nicht für wahr genommen trotz ewigen Getuschels, das war nun doch so: der Baron hatte die Kaspers geheiratet, heute. Weil er eine Haushälterin brauchte und eine Pflegerin für seine alten Tage — vielleicht auch, weil er gutmachen wollte, was sein Pflegesohn, den er so liebte, an dem Mädchen verbrochen hatte; das Kind, das die Kaspers hatte, war ja das Kind von dem jungen Arndt.

Dem Mann, der dahinschritt, als sähe er keinen Menschen, folgten viele Blicke, neugierige, spöttische, mitleidige, vielleicht auch einige bewundernde: es gehört doch etwas dazu, Mut!

Maria ging mit erhobenem Kopf und sah alle Leute. Hie und da grüßte sie, sie entdeckte Bekannte. Ein schwarzes Seidenkleid trug sie, das einst Frau Arndt gehörte, sie hatte es sich zurechtmachen lassen, modernisieren und durch Spitzenstoff erweitern; an dem Halsausschnitt blinkte eine goldene Brosche mit Gehängen von Granaten und Perlen. Hübsch und stattlich nahm sie sich aus und der Feierlichkeit des Tages voll bewußt. Sie sah ganz aus wie eine glückliche Braut.

Am Schusterlädchen der Nagelgasse kamen sie auch vorüber, das war nicht gerade angenehm, sie wurde ein wenig rot. Unter seiner Tür stand Peter Simon. Als sein einstmaliger Schatz so stolz vorbeikam, zog er leise durch die Zähne — es schmerzte ihn doch — aber sie war klug und grüßte ihn freundlich. Da mußte er wiedergrüßen, was blieb ihm denn übrig? Die Frau Baronin sollte nicht denken, daß er nicht wußte, was Lebensart war. Und wer weiß, vielleicht ließ nun der Herr Baron bei ihm befohlen.

Doktor und Apotheker hatten ernste Gesichter. Der Apotheker, weil es sich so gehörte bei dergleichen Anlässen — Trauungen wie Begräbnissen — der Arzt aber, weil er allein es ahnte, was in der Seele des Bräutigams vorging, und was dieser einsame Mann durchkämpft hatte, um so weit zu kommen.

Vor einigen Wochen war der Oberst bei ihm erschienen, hatte ihm in der Sprechstunde, wie ein Kranker, der Heilung sucht, seine Beschwerden kundgetan. Sollte er sie nun heiraten? Konnte er sie nun heiraten? Er sollte sie heiraten, das sprach die ferne Stimme, die aus dem Jenseits zu ihm kam. Hans-Helmuts Stimme sprach für sein Kind, bat, befahl, beschwor: „Nimm du es, nimm es, laß das letzte von mir nicht verkommen im Schmutz der Gasse, in der Niedrigkeit einer Umgebung, die du mir immer fern zu halten bemüht warst.“ Und in der Seele des Mannes selbst sprach die Stimme: „Heirate sie, heirate sie, du erringst dadurch sein Kind!“ Aber konnte er sie heiraten? Er, der Baron, der Oberst, der alte Mann, die Maria Kaspers?! Es war nicht die Furcht vor der Welt, die ihn zurückschrecken ließ — mochte die ihn verstoßen aus ihren obern Rängen — auch nicht die Furcht vor der Lächerlichkeit — er, ein Greis, diese noch so junge Person — es war die Furcht, sein ganzes Ich aufgeben zu müssen, seine Einsamkeit, unter der er soviel gelitten hatte, und die ihn jetzt doch etwas unendlich Kostbares dünkte, eine Kirche, eine Weihestätte, in der man auf den Zehen geht, und mit liebevoll-leisem Finger andächtig an Erinnerungen rührt, an liebe Gestalten, die wie marmorne Götter auf erhabenem Sockel stehen.

Aber wenn er auch seine Einsamkeit verlor, seine Welt der Vergangenheit, dann hatte er ja das Kind. Das nahm er dann an die Hand, das lehrte er vorangehen und ging selber wieder zurück mit ihm; die Welt der Vergangenheit kam dann noch einmal wieder, nicht mehr allein betrat er sie, er führte das Kind in sie ein, er lehrte das Kind sie lieben, er sprach dem Kind von seinem Vater. Dieser Gedanke beruhigte den Oberst und bestärkte ihn: ja, er konnte sie heiraten.

Doktor Bär bestärkte ihn auch noch darin: gewiß, die Kaspers war nur ein einfaches Mädchen, viele würden die Nase rümpfen, aber was ging den Baron das an?! Er hatte nach nichts, nach niemandem zu fragen. Und sie war eine brave Person, eine hübsche, auch ganz kluge Person, sie würde gut für ihn sorgen in gesunden wie in kranken Tagen, sie würde unter seiner Leitung das Kind auch ordentlich erziehen.

Ja, wenn er so lange noch lebte! Den Zweifelnden ergriff plötzlich die Angst. Er, der sich nach dem Tode gesehnt hatte, der ihn herbeigerufen hatte in mancher Nacht, er fürchtete jetzt den Tod. Er mußte jetzt doch leben, noch leben, leben für das Kind.

„Sie werden noch leben,“ sagte der Arzt. „Sie sind alt, aber Sie sind gesund. Heiraten Sie in Gottes Namen, quälen Sie sich nicht mehr herum, gehen Sie mit der Mutter zum Standesamt und leben Sie dann für das Kind. Meiner höchsten Achtung, meiner herzlichsten Freundschaft seien Sie gewiß!“

„Ich weiß ja noch nicht, ob sie auf meinen Vorschlag eingeht,“ sagte der Oberst. Da lachte Doktor Bär. —

Ob Maria Kaspers darauf einging! Ihr wurde schwindelig, als sie den Brief las, den der Oberst ihr schrieb. Trocken und kurz, es war mehr ein geschäftlicher Brief, aber sie antwortete sofort.

Digitized by Google

„Biste still," fuhr sie den Knaben an, der auf einem Stecken versuchte in der Stube herumzugaloppieren, wie er es von größeren Kindern gesehen hatte. „Peerd, Peerd," krähte er, und streichelte seinen Stecken. Ungeduldig warf sie ihn hinaus. Sie mußte jetzt Ruhe haben, volle Ruhe. Als die Mutter anfing, neugierig zu fragen: was war denn das für ein Brief, der die Tochter so in Aufregung versetzte? wies sie auch die hinaus.

Die Alte hatte sich widersetzt; sie hatte aber hier zu tun, und es war doch ihre Stube. Aber die Tochter hörte gar nicht, nahm die Mutter beim Arm und schob sie vor die Tür. Und dann setzte sie sich an den Tisch, das Tintenfaß vor sich, dessen vertrockneten Inhalt sie mit etwas Wasser flüssig gemacht hatte, und schrieb in blasser Schrift, mit langsam hingemalten Buchstaben, die gar nicht die energische Raschheit ihres Wesens kundtaten:

„Hochgeehrter Herr Baron!

Ihr Vorschlag ehrt mich, ich bin bereit, ihn anzunehmen, weil ich an das Kind denke, was ich sonst nicht bei mir halten kann, und was bei meinen armen alten Eltern doch nicht für immer bleiben kann. Der junge Herr hat mir ja auch die Ehe versprochen, nun ist er leider tot und muß ich sehen, wie ich mich und das Kind durchbringe. Lassen der Herr Baron mich gefälligst wissen, wann ich Sie hier erwarten darf, oder wann ich mich zur Besprechung bei Ihnen einfinden soll."

Bis dahin war es ganz glatt gegangen. Daß sie sein Brief im höchsten Maße überraschte, ja schier überwältigt hatte — sie, die Maria Kaspers, sie, Frau Baronin?! — das hütete sie sich wohl zu schreiben. Nur nicht zu erfreut. Nun aber kam der Schluß, der machte ihr Bedenken. Immer wieder tunkte sie die Feder ins Tintenfaß, die Worte wollten nicht fließen. Etwas Freundliches müßte sie nun doch wohl schreiben, ihm zeigen, daß es ihr so recht war, sehr recht, aber zu untertänig durfte das ja auch nicht sein, er erwies ihr doch keine Gnade! Sie kaute am Federhalter, stützte den Kopf in die Hand und sann und sann. Es war doch auch nicht ganz so leicht, was sie sich da unternahm, er war schon so ein alter Mann, und er konnte streng sein; wenn er einen so unter den buschigen Brauen her scharf ansah, dann traute man sich gar nicht recht, und — und — aber — aber — nein, kein Und und kein Aber! Solch einen Antrag zu erhalten, das war mehr, als sie sich je hätte träumen lassen. Frau Baronin, Frau Baronin! Nein, sie vergab sich nichts, wenn sie zum Schluß etwas Freundlichkeit zeigte.

Auffahrend aus ihren Sinnen, stieß sie die Feder so energisch ins Tintenfaß, daß der schwarze Saft spritzte, und schrieb mit raschen, nicht mehr so sorgfältig hingemalten Buchstaben:

„Indem ich mich dem Herr Baron empfehle, versichere ich dem Herr Baron, daß ich stets der Liebe eingedenk sein werde, die mir dort im Haus zuteil geworden ist, und werde ich mich derselben auch ferner würdig erweisen.

Mit freundlichem Gruß
in vorzüglicher Hochachtung
Maria Kaspers."

„So!" Sie stand auf, dehnte sich, reckte die Arme empor und tat einen tiefen Atemzug.

Und so war es denn Wirklichkeit geworden, daß an diesem hellen Frühlingsmorgen Maria Kaspers am Arm des Barons vom Standesamt kam.

Wie die Sonne lachte! Sie hatte etwas so Sieghaftes, so selten Warmes um diese frühe Jahreszeit, schier heiß, daß dem Oberst unter dem Zylinder der Schweiß auf die Stirn trat.

„Wollen wir nicht alle zusammen bei mir eintreten, ich habe ein paar Flaschen von meinem Besten kaltstellen lassen?" bat Doktor Bär.

„Danke, danke sehr," sagte der Oberst und schüttelte dem Freund, vor dessen Haus angelangt, die Hand. „Aber ich möchte heraus aus der Stadt. Sie werden es verstehen. Ich möchte gleich nach Hause."

Der Doktor nickte, wenn es ihm auch leid tat, dem Oberst nicht durch einen guten, aus aller Erdenmisere emporhebenden, das Herz leicht machenden Tropfen über diese erste schwere Stunde weghelfen zu können. Er sah dort im „Deutschen Kaiser", über die Scheibengardinchen hinwegblinzelnd, die neugierigen Augen der Stammgäste. „Ich verstehe Sie, Herr Baron, ich verstehe. Aber ich hoffe, Sie machen mir ein andermal das Vergnügen, Sie und Ihre Frau!"

Der Apotheker, der sich eine kleine Rede vorbereitet hatte, war enttäuscht; und enttäuscht war auch Maria, aber sie ließ das tapfer nicht merken. Sie war Frau Baronin, und daß es an ihrem Hochzeitstag nicht so war wie bei gewöhnlichen Hochzeiten, und wie es bei ihrer Hochzeit mit dem Schuster zugegangen wäre, das mußte sie nun mit in den Kauf nehmen. Auch sie schüttelte Doktor Bär die Hand, und dann dem Apotheker, und sagte lächelnd mit einem Neigen des Kopfes: „Ich danke den Herren!"

Rascher schritt das Paar zu, als es die Stadt hinter sich hatte. Es eilte ihnen beiden. ‚Gott sei Dank, daß das überstanden ist,' dachte der Oberst, nahm den Zylinder ab, der ihm ungewohnte Kopfschmerzen machte, und

Digitized by Google

ließ den kühleren Hauch des Wassers durch sein weißes Haar streichen. Er atmete auf. Nun würde inzwischen die Kaspers das Kind bei der Dürrlettel abgesetzt haben. Sowie er den schwarzen Rock ausgezogen hatte, ging er mit Hänschen in den Garten. Den zeigte er ihm. Und dann setzte er sich mit dem Kind auf die warmbestrahlte Plattform vor der Tür, wo er so oft mit dessen Vater gespielt hatte! Der Mann machte große Schritte.

Auch Maria eilte es: das Haus, das Haus! Sie war schon öfter wieder darin gewesen in letzter Zeit; so wie als Mädchen, hatte sie auch jetzt schon wieder darin geschafft — Unendliches war zu tun gewesen und noch zu tun — aber heute war es doch noch ganz etwas anderes. Heute, jetzt, betrat sie es als ihr Eigentum, Frau Baronin im eigenen Haus! Eine freudige Ungeduld bewegte ihr Herz, ihre Augen glänzten, ihr Mund lächelte, sie war ganz vergnügt.

Schade, daß die Kaspers es sich nicht hatte entgehen lassen, noch dort zu sein. Sie hatte es sich auch nicht nehmen lassen, zur Heimkehr des Hochzeitspaares eine bunte Inschrift, von Grün umwunden, mit Hilfe der Dürrlettel anzubringen. Da baumelte nun die Papptafel in der Haustür und schrie schon von weitem mit ihren großen, roten und blauen Buchstaben:

„Heil und Segen dem jungen Paar!“

Die Dürrlettel hatte sich ebenso nicht lumpen lassen, es lag ihr daran, sich gleich mit der neuen Herrin gutzustellen; sie hatte im Schlafzimmer der jungen Frau ein Muttergottesbildchen aufgehängt, darunter ein Weihwasserkesselchen, von dem Rosenkranz umschlungen, den der Herr Bischof geweiht hatte auf Mariä Empfängnis.

Die beiden Alten hatten sich aufgestellt, rechts und links von der Tür, in der Mitte stand Hänschen und hielt ein Blumensträußchen in seiner Hand. Sie hatten sich das sehr fein ausgedacht.

Aber ein zorniger Blick Marias streifte die Mutter: die war noch hier? Die baumelnde Papptafel war ihr auch nicht genehm. Was dachte sich denn die Alte? Hier war es nicht wie bei einer Hochzeit sonst! Sie machte ein Gesicht, als hätte sie einen hohlen Zahn und sich auf den gebissen. Zur Dürrlettel sagte sie kühl: „Ich danke schön.“

Der Oberst hatte gar nichts gesehen; er sah nicht die begrüßende Inschrift, nicht die beiden gratulierenden Weiber, er sah nur das Kind. Schnell hob er es auf den Arm. Und das Kind, das einstudiert worden war von der alten Kaspers, sagte gehorsam, ganz deutlich: „Lieber Pap—pa!“ —

Die Kaspers war sehr enttäuscht: also das war der Hochzeitstag ihrer Maria? Nicht einmal zum Mittagessen war sie eingeladen worden, dazubleiben. Die Dürrlettel ging auch nach Hause. Also ganz allein wollte die Frau Baronin sich das Essen machen und alles, was danach zu tun war? Die beiden Weiber klatschten zusammen, als sie nach der Stadt zurückschlenderten; nun konnte die Dürrlettel auf einmal ganz gut hören. Ja, und nur so ein paar Stunden morgens wie früher, sollte sie jetzt kommen! Die Kaspers schlug die Hände zusammen: dafür hätte sich ihre Maria wirklich nicht zu verheiraten brauchen, so konnte sie es auch zu Hause haben. Aber Baronin, Frau Baronin! Das war doch immerhin ein Wort. Sie verfehlte nicht, es in jedem Satz anzubringen: „Meine Tochter, die Baronin.“

Auch Maria hatte ihr Festgewand abgelegt: was sollte sie nun noch damit, es war ihr ohnehin eng und unbequem. Oben das ausgebaute Mansardenzimmer hatte sie sich hübsch hergerichtet: blütenweiße Gardinchen, auf dem Bett die besten Bezüge von der Frau Arndt mit den feinen Häkeleinsätzen — nun wohnte sie wieder hier. Wie früher. Aber — „nein, nein,“ sagte sie und sah sich um mit einem großen, alles in Besitz nehmendem Blick. Hier war es besser schlafen als in der dumpfen Wohnung der Eltern, besser auch, als in der Mädchenkammer zu Koblenz, besser als irgendwo sonst in der Welt.

Sie sah sich in dem Spiegel, hinter dem noch von früher, da sie als Mädchen hier gewohnt hatte, ein paar bunte Pfauenfedern steckten. Pfauenfedern bringen Unglück — daß sie die da vergessen hatte beim Reinemachen! Sie nahm sie rasch herab, knickte sie zusammen und warf sie zum Fenster hinaus. Mochte der Wind sie jetzt vollends zerzausen und wegtragen, sie wollte keine Pfauenfedern, sie wollte glücklich sein. Was sollte sie denn mit so einem wie der Peter Simon oder auch mit einem anderen, vielleicht Hübscheren und Jüngeren?! Sie war jetzt Baronin, wohnte im eigenen Haus, war angesehen von jedermann, und der Herr Baron — „ihr Mann,“ verbesserte sie sich in Gedanken — begegnete ihr achtungsvoll und sehr freundlich. Nun, die Butter vom Brot würde sie sich ja auch nicht nehmen lassen!

Um sie freundlich strahlte, vom Sonnenglanz so erhellt, als sei sie ganz neu, die silbergraue Tapete mit den bunten Blumensträußchen — ah, war das nett hier! Sie sah lächelnd wiederum in den Spiegel, und der warf ihr ein sehr zufriedenes Gesicht zurück.

Den ganzen Tag war der Oberst mit dem Kind draußen gewesen; er hatte den dringen-

Digitized by Google

den Wunsch, dieser kleinen verkümmerten Knospe soviel warme Sonne als möglich zu geben. Hänschen war schon gut Freund mit ihm. Mit einer gerührten Genugtuung fühlte der Mann, wie vertraulich das kleine Händchen sich in seine große Hand schob. Er, der Junggesell, der nie eigene Kinder gehabt, der hatte es nun einmal den Kindern angetan; so war es ja auch einst mit Hans-Helmut gewesen, darum war es mit dem so gekommen, war alles so gekommen, wie es jetzt nun einmal war.

Das Kind war müde geworden von Sonne und Spiel; unermüdlich hatte der Oberst sich bücken müssen, dem Kleinen den Ball zurückrollen lassen. Auch er war müde, aber von einer beruhigten, milden Müdigkeit, die traumlosen Schlaf verheißt. Hänschen schlief ihm schon in den Armen ein; behutsam trug er ihn ins Haus. „Wir müssen ihn schnell zu Bett bringen, es ist ja schon spät."

Er hatte es sich ausbedungen, des Knaben Bettchen kam zu ihm in sein Zimmer; das war das sonnigste im ganzen Haus. „Ich bin eine gute Kindermuhme," sagte er mit einer leisen Selbstverspottung. Heute abend stand er nun an dem Türpfosten gelehnt und sah zu, wie die Mutter das Kind entkleidete, es wusch und ihm den Nachtkittel anzog. Ein altes Nachtkittelchen von Hans-Helmut; es war weiß mit kleinen rosa Sternchen besät. Der Oberst hatte Hans-Helmut nie darin gesehen, der war damals schon größer gewesen, aber jetzt, jetzt glaubte er, ihn vor sich zu haben. Es war doch viel Ähnlichkeit zwischen ihm und dem Kind. O sehr viel Ähnlichkeit! Er hatte das vordem nur nicht gemerkt; der Haß gegen die, die Hans-Helmut hinabgetrieben hatte in die dunkle Flut, hatte sein Auge getrübt. Nun war das überwunden, was ihn blind gemacht hatte, Gott sei Dank! Er empfand das Verlöschen, das Zusammensinken jener Flamme des Hasses zu einem Häuflein Asche wie eine Gnade.

Er gab Maria die Hand. „Wie denkst du nun über unser Zubettgehen? Es war schon ein Tag, der müde machen konnte. Ich werde gut schlafen. Schlaf du auch wohl!"

Und sie, jede Anrede vermeidend, denn das „Du" wollte ihr noch immer nicht recht über die Lippen, sagte bloß kurz, aber sagte es wohlgelaunt: „Gutnacht," und stieg hinauf in ihr altes Stübchen.

* * *

Es war doch eigentlich merkwürdig, daß es noch immer gut ging mit dem Baron und mit der jungen Frau, der geborenen Kaspers. Sie sollte ja ganz tüchtig sein, aber eine Frau für einen solchen Mann war sie doch nicht! Die Leute wunderten sich.

Der Oberst selber wunderte sich. Nun war es schon weit über ein Jahr, daß er ihr seinen Namen gegeben hatte. Hatte er das bereut? Ein langes Jahr — der Oberst nickte mit einem seltsam verschlossenen Ausdruck vor sich hin, wenn er es überdachte — ein langes Jahr mit vielen Tagen, die launisch wechselten wie Stunden des April. Das konnte er niemandem sagen, was ihn dies eine Jahr gelehrt hatte: Geduld, Geduld und wieder Geduld. Oh, er machte Maria keinen Vorwurf, sie gab sich auf ihre Art Mühe, und sie war fleißig, von einer Pünktlichkeit, die ihn bei seinem Burschen, bei einer Dienstmagd entzückt hätte. Immer war alles zurzeit da, seine Stiefel gewichst, seine Strümpfe gestopft, seine Knöpfe angenäht, seine Kleider ausgebürstet, das Essen auf dem Tisch; sie war sparsam und wirtschaftlich, aber — das große „Aber". Er seufzte. Doch dann lächelte er, ein entschuldigendes Lächeln; sie konnte eben nicht anders. Was hätte er Doktor Bär, der ihn in wahrhaft freundschaftlicher Weise manchmal so tief forschend ansah, anderes sagen können, als: „Ich bin zufrieden." Durfte er denn mehr verlangen? War es nicht Glückes genug, daß das Kind gedieh? Der Knabe, der seinem Vater immer ähnlicher wurde, im Äußeren wie in seinem Wesen.

„Ich kann das gar nit finden, daß der Jung' ihm so gleicht," sagte Maria. Sie hatte Hans-Helmut als Kind nicht recht mehr im Gedächtnis, mehr in der Erinnerung als Student am Schiffbauerdamm. Aber auch da war sein Bild schon etwas verschwommen; sie hatte so viel anderes zu bewältigen gehabt seitdem, ein ganz neues Leben, man konnte es wirklich nicht von ihr verlangen, daß sie sich seines Lächelns, der Art, wie er die Lippen dabei zog, seines Augenaufschlags, den Hänschen gerade so haben sollte, noch so genau entsinnen konnte. Gewiß, ja, Hänschen hatte dunkle Augen, aber die hatte sie ja auch.

„Braune, braune," sagte der Oberst rasch. Und dann sah er den Knaben mit einem schmerzlichen Entzücken an: nein, das waren nicht die blankbraunen Augen der Mutter, das waren die tiefdunklen Blicke Hans-Helmuts, die ihm aufgefallen waren, gleich das erstemal, als er den gesehen hatte. Dachte diese Frau denn so wenig an den Vater ihres Kindes, daß sie nicht einmal mehr genau wußte, wie der aussah?! Er hätte ihr darüber Vorwürfe machen mögen, mit Recht machen können, solche Vergeßlichkeit schien ihm wider die Natur. Auch darüber Vorwürfe machen, daß sie Hänschen so gar nicht von seinem Vater sprach. Das Kind war ja

Digitized by Google

noch sehr klein, sie ließ es beten für den Vater, lehrte es das Kreuz schlagen und hieß es aufblicken zu dem bunten Bildchen über seinem Bett, das die heilige Regiswindis darstellte, die Schutzpatronin der Kinder. Dagegen hatte er nichts, wenn ihn seine Mutter auch nicht so hatte beten lassen zu bunten Heiligen, und Frau Arndt ihren kleinen Hans-Helmut auch nicht, aber daß Hänschen ihn, den alten Mann, nur ihn als Vater kannte, das war unrecht. Er war doch nur der Vater jenes Vaters, der dieses junge Leben hervorgerufen hatte. Oder war jener Vater wirklich schon so ganz vergessen?!

Der Oberst konnte nicht länger an sich halten, er sagte eines Tages: „Ich erzähle Hänschen viel von seinem Vater, der muß ihm durch uns lebendig gemacht und gegenwärtig sein; tu du das auch. Hans-Helmut darf nicht vergessen sein."

„Vergessen?" sie sah ihn harmlos an. „Vergessen ist er ja nicht." Und dann klang es ganz verwundert: „Aber er ist doch tot!"

Der Oberst hätte auffahren mögen. Hatte sie denn so wenig das Gefühl, dem Toten zu geben, was des Toten ist — dem armen Toten die Liebe seines Kindes? Ihre Verständnislosigkeit erschreckte ihn, diesmal mehr als sonst; sie hatte ihn noch nie so peinlich berührt. Aber resigniert nickte er: zuviel verlangt, wieder einmal zuviel verlangt. Besser, man gab es auf, mit ihr über dergleichen zu reden! Der Oberst war nicht böse auf Maria, es verstimmte ihn nicht einmal sehr, es machte ihn auch nicht traurig — traurig ist man nur, wenn man von jemand nicht verstanden wird, den man liebt — er fühlte nur ein ganz ausschließlich ihn erfüllendes Mitleid, noch jetzt, für den Toten. Was mochte Hans-Helmut gelitten haben! Aber ihn, nein, ihn sollte sie nicht dahin bringen, daß er verzagte!

Scharf sah er seine Frau an: „Ich wünsche, daß du auch mit Hänschen von seinem Vater sprichst. Du auch. Erzähl' ihm aus der Kinderzeit, gemeinsame Jugenderinnerungen — ihr hattet doch welche — präge ihm immer ein: Dein lieber Vater. Hörst du? Ich will das."

„Jawohl," sagte sie. Wenn er so sprach, mit diesem Blick und etwas kurz angebunden, dann wußte sie, war es klug, zu folgen. Gewiß, wenn er es wünschte, konnte sie dem Jungen ja auch von Hans-Helmut erzählen, warum nicht? Vielleicht fiel ihr nach und nach auch noch mancherlei ein. Alte Leute sind wunderlich, der Baron hatte nun mal so seine Ideen, bei denen mußte man ihn lassen.

In Marias Gedanken hieß ihr Mann noch immer der Baron; wenn sie v o n ihm sprach, mit der Mutter oder mit der Dürrlettel, sagte sie immer „der Herr", und wenn sie z u ihm sprach, nannte sie ihn nicht beim Vornamen, „Eugen", das wäre ihr zu komisch gewesen, sie sagte „Rettberg", genau so, wie ihre Mutter zu ihrem Mann „Kaspers" sagte.

Sonst hatte die junge Frau nicht allzu viel Gemeinsames mit der Alten. Und die Kaspers war auch gar nicht zufrieden mit ihr. Da hatte sie nun eine vornehme Tochter, eine Frau Baronin, aber was hatte sie davon? Gar nichts. Selten genug ließ sich Maria bei ihnen sehen; und wenn sie mal da war, hielt sie sich auf über die Unordnung, nahm erst ihr Taschentuch, wischte über den Stuhl, ehe sie sich darauf setzte, und schalt immer mit dem Vater. Der war schon ganz verschüchtert, ließ sich lieber gar nicht sehen, sondern schlich solange draußen herum.

„Geben tut sie auch gar niz," klagte die Kaspers den Nachbarinnen. „Aber darum is et mir ja weniger, uns gibt ja der Schwiegersohn, der Herr Baron. So'n Mann! Der is nit stolz, viel weniger als die Tochter. Wenn ich dem begegne, sagt er immer: ‚Morjen, Frau Kaspers,' und gibt mir die Hand: ‚Kommen Sie auch sich Salat holen und Gemüse aus dem Garten und Obst' — nee, aber ich werd' mich schön hüten, wenn ich der Maria ihr Gesicht dabei seh, dann schmeckt et mir nachher doch nit."

Die Kaspers kam nicht oft heraus in das Haus der Tochter. Heut aber kam sie. Und heulte schon laut, kaum daß sie die Tür hinter sich geschlossen hatte: Kaspers war tot, ihr Kaspers, ihr guter Mann, heut plötzlich vom Schlag getroffen! Sie konnte sich gar nicht fassen vor Schmerz.

Maria blieb gleichgültig: das war ja nicht anders zu erwarten gewesen, wenn einer so trank; ein Glück, daß das Ende so schnell gekommen war, er hätte sonst noch das Delirium gekriegt. Sie hatte keine Tränen und auch keinen Kummer.

Das erboste die Kaspers: nannte man das ein leibhaftiges Kind, eine gute Tochter? Keinen Pfennig hatte die für ihren armen Vater gehabt bei seinen Lebzeiten, und jetzt keine Träne bei seinem Tod. So ein herzloses Weibsbild! Sie schrie gewaltig.

Vergebens suchte ihr Maria Einhalt zu tun, immer heftiger kreischte die Mutter, alles was sich an Wut und Enttäuschung aufgespeichert hatte, brach sich jetzt Bahn. So eine, die nur an sich dachte, und wie sie was für sich kriegte! Da war ihr Kaspers doch besser gewesen, wenn der auch ein bißchen oft und tief ins Glas guckte — du lieber Gott, was hat ein armer Mensch sonst im Leben! Was war er gutmütig gewesen, herzensgut, eine Seele von Mensch — und die beiden Jungens

Digitized by Google

waren genau wie er — nur die Tochter, die Tochter war anders, gar nicht, als ob sie in die „Familli" gehörte. Ein Herz wie ein Stein. „Et is dir ja nit einmal arj nah gegangen, als der junge Herr Arndt gestorben is, en andere hätt' sich die Augen ausgeweint, aber du, du warst bloß fuchtig, weil er dich nun nit mehr" —

„St!" Hastig legte die Tochter der Mutter die Hand auf den Mund und sah sie stumm warnend an. Der Herr! Beide Frauen waren sehr erschrocken.

Der Oberst war in die Küche getreten. Hatte er alles gehört —?!

An diesem Tag traute sich Maria ihm kaum mehr unter die Augen. Wenn er nun alles gehört hätte, das letzte besonders, was sollte er dann wohl denken von ihr? Dann hatte sie sich all die Mühe, die sie sich gab — er sollte doch Achtung bekommen vor ihr — umsonst gegeben. Sie war wütend auf ihre Mutter, aber sie zürnte sich selber auch: ach, war sie denn wirklich so kaltherzig, hatte sie um Hans-Helmut denn nicht ehrlich getrauert? Ehrlich um i h n selber?! Nein! Sie schlug die Augen nieder.

Scheu hielt sie sich heute meist draußen auf; sie scheuerte in der Küche, sie räumte im Haus, sie arbeitete im Garten, jätete Unkraut mitten im Sonnenbrand — es wurmte sie etwas, fraß an ihr voller Unruh, tat ihr leid.

Als sie endlich nun doch zu ihm in das Zimmer mußte, blickte sie verstohlen, rasch von der Seite: was machte er nun für ein Gesicht? Aus der Küche war er heut gleich wieder hinausgegangen, hatte nur das Notwendigste zur Mutter gesprochen, zu i h r hatte er gar nichts gesagt. War er ihr böse, dachte er schlecht von ihr? Sie ging auf den Zehen leise hin und her und wagte kein Wort.

Hänschen hockte auf der Fußbank, besah sich ein Bilderbuch, ganz still und artig. Auf dem Fenstertritt, vor Frau Arndts Nähtisch, saß der Oberst. Er hatte den Arm auf das Tischchen gestützt, seine Wange in die Hand gelegt. Silberweiß glänzte im Abendschein sein langes Haar und der Bart. Die Augen hielt er geschlossen.

Schlief er? War er so müde? Traurig? Was war ihm?! Ein so heftiger Schreck fiel ihr plötzlich aufs Herz, daß das anfing zu klopfen: o Gott, o Gott, er würde am Ende doch nicht auch bald sterben? Was sah er heute auf einmal so alt aus — nein, er sollte, er mußte noch bleiben!

Und rasch ging sie hin, hob das Kind vom niedrigen Bänkchen auf und setzte es ihm auf den Schoß. —

Und das Kind auf seinem Schoß hielt ihn zurück in einer Welt, die jetzt voll Aufregung und Bestürzung war, voll Begeisterung, aber auch voll Entsetzen — Krieg!

Krieg! Was der Oberst damals mit blöden Augen am Fenster der Koblenzer Druckerei gesehen, die fettgedruckte, aufmerksam machende Überschrift der Zeitung mit dem Fragezeichen, und was ihn dann, als er es gelesen hatte, wie einen leisen, an eine Krankheit mahnenden Stich berührt hatte, das war nun da: Krieg!

Die kleine Stadt war voll Lärm und Getriebe, sie war auf einmal eine große Stadt — sie lag am Wege nach Frankreich. Krieg!

Tag und Nacht sausten Militärzüge, vollgepfropft, den Fluß entlang, Berichte über Berichte jagten sich. Man glaubte schon Kanonendonner zu hören. Krieg!

Die Bürger standen auf den Straßen herum, am Rathaus waren Bekanntmachungen angeschlagen, sorgende Mütter packten Strümpfe und Sachen, die jetzt noch viel zu warm waren, verliebte Mädchen weinten. Am Honoratiorentisch wurde politisiert und aufgeregt viel geredet. Alles, was waffenfähig war, wurde eingezogen. Krieg, Krieg!

Es war auch in den Oberst gefahren wie eine Flamme, der Offizier in ihm wurde wach davon; seine militärische Laufbahn, die längst vergessen hinter ihm gelegen hatte, vergessen über anderm, wurde ihm jetzt wieder so gegenwärtig wie damals, als er sein Regiment in jenes unglückliche Manöver führte, das ihn die Stellung kostete. Wenn er jetzt noch jung gewesen wäre — ach, nur zehn Jahre jünger! Er hörte den Marschschritt der Kolonnen, das Hallen der Kommandos, das Stampfen der Pferde und die Regimentsmusik.

Das Haus lag jetzt nicht mehr abseits. Die Stadt war wie ein Heerlager, täglich rückten Neueingezogene ein und Freiwillige meldeten sich. Doktor Bär hatte für keinen Privatpatienten mehr Zeit, wie im Taubenschlag flog es aus, flog es ein in dem schnell hergerichteten Untersuchungsraum, dem Kreisarzt unter die Brille und die beklopfende Hand. Viele, viele junge und ältere Männer, Gymnasiasten von der Schulbank, Bauernburschen vom Pflug, Bürger vom Handwerk und vom Schreibstuhl.

Tag und Nacht trappsten Schritte auf der früher so stillen Straße an dem Haus des Oberst vorbei. Er fand jetzt nur wenig Schlaf. Wenn es nicht wegen des Knaben gewesen wäre, dessen süßen Kinderschlummer er nicht stören mochte, so wäre er gern aufgestanden, hätte sich aus dem Fenster gebeugt und den unten Vorbeitrabenden zugerufen: „Angenommen? Zur Infanterie? Oder Ka-

Digitized by Google

Bildnis der Gattin des Künſtlers. Gemälde von Prof. Hanns Pellar

Digitized by Google

Digitized by Google

vallerie? Artillerie? Wißt ihr schon, zu welchem Regiment? Und wann geht es fort? Morgen schon? Noch einmal nach Haus, Abschied nehmen? Auf Wiedersehen — Heil und Sieg!"

Das konnte er alles nicht erfahren, er mußte still liegen bleiben, aber seine Gedanken gingen mit denen da unten. Sein Geist war ganz voll davon. Wenn er doch auch etwas tun könnte für das Vaterland! Er hatte gar nicht gewußt, wie sehr er das liebte; diese Liebe war eine ruhige Selbstverständlichkeit gewesen, nun war sie gepaart mit der ganzen Sorge, die schützen möchte, jener Liebe ähnlich, die er für Hans-Helmut empfunden hatte. Wenn der nun noch lebte! Der ging dann auch mit!

In einer Nacht kam ein seltsamer Traum. Der Oberst war todmüde gewesen und doch schwer eingeschlafen, ihn plagte der Gram, daß er allein, so wenig in dieser Zeit nutzen konnte. Was taten all die andern, was tat ein ganzes Volk!

Das rechnete er sich nicht als etwas an, daß er nun schon seit Wochen, die schnell dahingerast waren, und doch so voll von Ereignissen, daß sie Monaten glichen, täglich zum Bahnhof lief. Mochte Sonne brennen, mochten Gewittergüsse strömen, mochte es um die Frühe sein, wenn die Hähne krähten, oder mitten in der Nacht, zu den ersten Verwundetentransporten, die die Glocke des Turms, die sonst Feuer kündete, anmeldete, war er immer am Platz. Es war hier Verbandswechsel und die Verschmachteten wurden gelabt.

Der Oberst hatte sich ganz zur Verfügung gestellt: wenn er, ein alter Mann, noch zu gebrauchen wäre? Er beaufsichtigte das Aus- und Einladen von den Packwagen in den zum Verbandsraum eingerichteten Wartesaal. Die Träger wunderten sich: konnte der alte Herr mitanpacken! Auf die Tische, an denen einst harmlose Reisende ihr Glas Bier tranken, wurden jetzt verwundete Menschen gelegt, die stöhnend des Verbandswechsels harrten. Glühende Sommerhitze; die Luft dick von Schweißdunst und dem Geruch der Wunden.

Maria war auch in voller Tätigkeit. In ihrem hellen Kattunkleid mit den kurzen Ärmeln aus ihrer Mädchenzeit hantierte sie in dem engen Büfettraum, der als Küche benutzt wurde; die Augen blank, den Blick ungetrübt hell, sah sie gleich, wo es fehlte, und bewegte sich ohne Scheu zwischen Bahren und Tischen. Es kam ihr auch nicht darauf an, selber die Eimer mit blutigem Wasser auszuleeren, sie dann gereinigt und frisch gefüllt wieder heranzutragen. Sie fiel nicht in Ohnmacht, wie manche, die mit voller Hingabe des Herzens gern wollten und den Anblick doch nicht ertragen konnten. Doktor Bär nickte anerkennend, wenn er, die Ärmel des weißen, blutgefleckten Kittels hochgestreift, schweißtriefend und abgespannt dastand, und sie ihm rasch und geschickt einen erquickenden Trunk an den Mund führte.

Ach, das wenige, was er tun konnte, war ja noch weniger als wenig, war nichts! Der alte Mann fühlte seine Ohnmacht. Die zehn Jahre, die er zuviel hatte, waren wie drückende Lasten, er hätte sie gern von sich geworfen, er verwünschte sie. Wenn er nur um zehn, ach nur um zehn Jahre jünger wäre, was hätte er da noch alles leisten können! Von der Front hätte man ihn ja auch vor zehn Jahren schon mit einem mitleidigen Lächeln zurückgewiesen, aber es gab doch noch Plätze genug, auf denen auch ein Sechziger seinen Mann stehen konnte. Warum, warum war ihm das nicht vergönnt! Er litt keine körperlichen Beschwerden, er war heute noch ebenso gesund wie vor zehn Jahren, er hatte noch seinen graden Rücken, die aufrechte Haltung, sein Auge, sein Ohr, sein volles Haar, wenn es auch weiß war, all seine Zähne, aber er war siebzig, siebzig! Greise zählen nicht mehr mit.

All die Stimmungen, unter denen er gelitten hatte, nach Hans-Helmuts Tod — überflüssig, zu nichts mehr nutze! — kehrten wieder. Er war traurig; selbst der kleine Knabe, der ihm zärtlich die Arme entgegenstreckte, vermochte es jetzt nicht, ihn heiter zu stimmen. Die besten Stunden waren es noch, wenn er sich bei den Truppentransporten mühte, aber auch da verließ ihn der Gedanke nicht: diese alle geben ihr Blut, und unablässig plagte ihn die quälende Stimme: „Und du gibst nichts." Wiederum stand er abseits, außerhalb der großen engverbundenen Gemeinschaft — er fühlte mit Schmerz sich abermals einsam.

Aus solchen Gedanken heraus erwuchs ihm der Traum dieser Nacht. Heiße Septembernacht, schwüler als eine im Sommer. Am Schienenstrang glühten Signale auf, unablässig rollten Züge gen Frankreich.

Der alte Mann lag auf seinem Bett, lang hingestreckt, die Glieder wie gebrochen vor Müdigkeit und schlief. Oder schlief er nicht? —

— Er ging wie in hellem Wachen über einen Acker, der war so groß, daß man seinen Anfang nicht sah und nicht sein Ende — eine Ebene, die sich dehnte nach allen Seiten, die scheinbar ohne Aufhören war. Hier sproßte ein wenig Gras, dort sproßte ein wenig Gras, es blühten auch Blumen, aber vereinzelt nur; der Boden war aufgewühlt, ein tief durch-

Digitized by Google

furchter Acker, mit Steinen darin, die hart und groß lagen zwischen Dornen und Disteln. Er ging allein über das Riesenfeld, durch die Einsamkeit einer Dämmerung, die nicht Tag war, nicht Nacht, die ein seltsam bleiches, geisterhaftes Licht hatte. Und Geister waren um ihn, sein Ohr hörte sie.

Überall Wesen, Gestalten, die Menschen glichen, vor ihm, hinter ihm, rechts, links neben ihm, und unter ihm tief in der Erde. Sie flüsterten und sprachen, sie schrien, sie sangen, sie lachten und weinten, sie klagten und freuten sich, zu zweien, zu dreien, zu Hunderten, zu Tausenden. Er hörte sie alle, aber er war allein.

Wohin mußte er gehen, was sollte er hier? Ihm war plötzlich bange, hilflos sah er sich um. Da sprach es neben ihm, mit einer Stimme, die er gleich erkannte: „Mein Vater, wie geht es dir?"

„Hans-Helmut, mein Sohn!" Er streckte die Arme nach ihm. Voller Angst: „Geh nicht wieder ohne mich! Was soll ich noch hier? Nimm du mich mit. Sie können mich hier nicht mehr brauchen!" O, daß der geliebte Schatten nur nicht entschwand! Er schrie angstvoll laut aus der großen Einsamkeit.

Da bückte sich Hans-Helmut und hob etwas auf, was zusammengeballt, noch nicht erkennbar in der Furche des Ackers lag. War es ein großer Stein, ein Haufen Gras, ein geducktes Tier, ein Bündel? Ein schlafendes Kind — ah, Hänschen war es!

Und Hans-Helmuts Stimme sprach: „Da hast du ihn." Er legte ihm das Kind in den Arm: „Da, meinen Sohn! Und du klagst; du bist einsam? Seist zu nichts mehr nütze, hätteſt nichts mehr zu tun? Du hast noch viel zu tun. Blick' hin, sieh hier deinen Lebensweg!"

Wie ein Faden schlängelte sich ein dünner Pfad durch die Ebene des endlosen Ackers und verlor sich, dem Auge nicht mehr sichtbar, in einem Nebel; sein Aufhören war nicht zu erkennen.

„Siebenzig Jahre," sprach Hans-Helmuts Stimme, „des Menschen Leben währet siebenzig Jahre — und es währet noch länger. Du mußt meinen Sohn erziehen, führe ihn mir mit linder und doch mit starker Hand. Und wenn du d a n n müde bist, dann darfst du ruhen. Nach getanem Werk. Dann hole ich dich!" Die Stimme erlosch.

Endlos noch schien sich der dünne Faden des Pfades zu dehnen, er verlor sich in dämmerndem Morgengrauen. Kühl streifte der Flügel des Todes an dem Siebzigjährigen vorbei und ließ ihn stehen. Mit einem Schrei sah der Oberst Hans-Helmuts entschwindendem Schatten nach.

Er erwachte vom eignen Schrei. Eine Hand faßte ihn an.

Der kleine Knabe war aus seinem Bettchen geklettert — der Vater hatte ja so geschrien! Zitternd stand er nun in seinem Nachtkittelchen, im weißen mit den roten Pünktchen, seine Füßchen waren nackt und ganz kalt.

Vom Bett aufspringend, nahm der Mann das erschreckte Kind auf den Arm. Er trug den Knaben beruhigend durch das Zimmer. Und dann stand er mit ihm am Fenster, dessen Flügel sich leise geöffnet hatten, und sah hinaus in die Nacht; die war durchzuckt von fernen Blitzen. Es wetterleuchtete stark. Donnerte es schon? Nein, es waren die Truppen- und Munitionszüge, die über die große Eisenbahnbrücke, die fern, flußaufwärts ihre eisernen Bogen spannte, unablässig gen Frankreich rollten. Aus den Bergen hallte ihr Echo.

Mochten die Räder rollen, ihre Lasten tragen, nie ermüdend, vielleicht Jahre noch! Auch er würde seine Jahre tragen, Lasten, die ihn auch nicht ermüden durften. Er fühlte eine wunderbare Tröstung. Er hatte noch zu tun, noch immer war er nötig auf dieser Welt. Ob man nun draußen sein Leben für Deutschland gab, oder hier drinnen sein ganzes Ich einem Knaben und den für Deutschland erzog, das war auch ein Geben. Und nicht nur Greisenwerk, es war Manneswerk.

Feierabend. Von Max Bittrich

Ermattete Hand
Wirft vom Turme acht Kugeln ins Land.

Durch die Gassen schüttert ihr Lauf,
Neugierig flammen Fenster auf.

Müd' hängen die Arme vom Apfelbaum,
Halten die schönen Lasten kaum.

Fernhin zerrinnt ein letzter Schritt,
Bange zieht ein Verträumen mit.

Ermattete Hand
Warf acht Kugeln in dunkles Land.

Digitized by Google

Die Arena zu Pola, vom Meer aus gesehen

Brioni

Von Dr. Ernst Decsey

Schade, daß das reizende Hausboot „Chiocciola“ nicht mir gehört, das längs einer Gartenmauer in einem Seitenkanal des Lido verankert liegt und zu einer Villa gehört, die ein pensionierter italienischer Offizier besitzt, den ich für einen geradezu antiken Lebenskünstler halte. Denn es ist ein tiberiushaftes Vergnügen, mit Kind und Kegel, Küche und Keller, weiß und sauber in eigner Wohnung, vom Wind getrieben, die blaubrennende Adria zu befahren, sich als Imperator des Lebens zu fühlen oder mindestens als griechischen Weltweisen, der mit seiner Gesamthabe reist, und dann drüben zu landen, wo die Adria am schönsten wird und die Natur eine Insel schuf, die ihren eignen Lyriker verdiente (und auch besaß) — Brioni.

Es ist ein Eiland, das Pola gegenüberliegt, dem alten römischen Pietas Julia, dem einzigen Kriegshafen des nun versunkenen Österreich, eines politischen Vineta, dessen Umrisse man noch aus den Wassern schimmern sieht. In dem fünfzigjährigen, zähen, Stück für Stück zurückgewinnenden Risorgimento Italiens fielen — nach Mailand und Venedig — auch Triest und Pola der italienischen Hand anheim und seit 1914 hat Brioni keinen deutschen Lyriker mehr, sondern ein neues Wappen

Blühende Agave

Digitized by Google

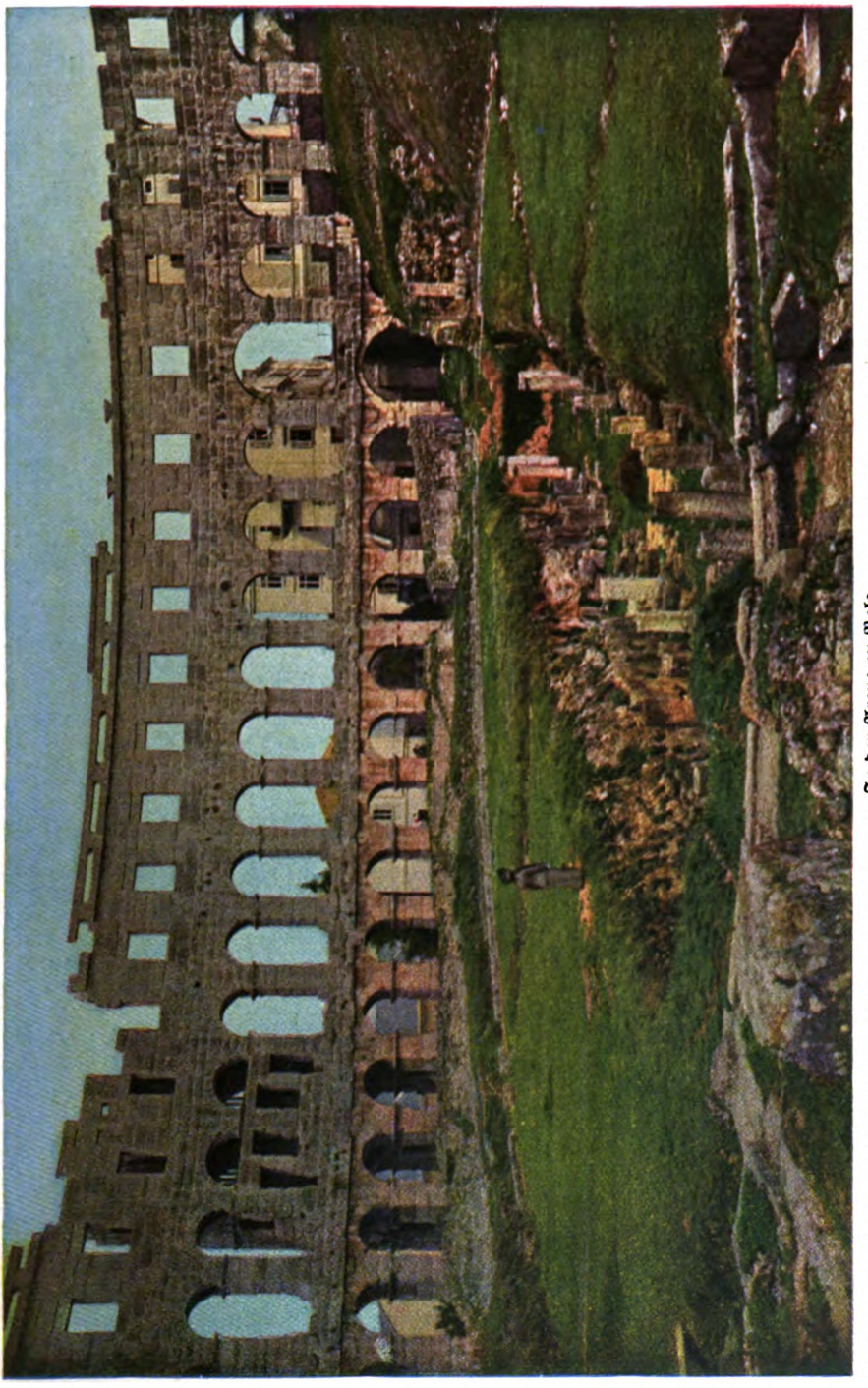
und wie jeder Ort, der auf sich hält, eine Geschichte.

Vor dreißig Jahren ist diese Insel ungefähr das gewesen, was Neu-Caledonien ist, oder noch ärger. Anhänger eines sicher wirkenden Verschickungs-Systems hätten dort eine Gegend gefunden, die mit unheimlicher Geschwindigkeit ihr menschenfreundliches Werk verrichtet hätte. Der Baedeker von 1869

Die Kapelle San Rocca

wußte nur ein paar Worte zu sagen, aber sie sagten alles: „Unterkunft und Verpflegung ausgeschlossen ...“ Um 1893 war es, daß Paul Kupelwieser diese gottverlassene Insel kaufte. Man nannte es nicht eine Utopie, man nannte es eine Narretei, den hellen Wahnsinn ... Die Insel war zuletzt im Besitz einer nach Portugal ausgewanderten italienischen Familie gewesen, dann hatte sie ein Schweizer erworben, der sich aber wohl hütete, von seiner Erwerbung näheren Gebrauch zu machen. Kupelwieser war damals als Generaldirektor der Witkowitz-Werke aus dem aktiven Dienst geschieden und suchte für seine Pensionszeit — er war erst fünfzig — irgendeine gesunde Arbeit, dachte an Gärtnerei oder ländliche Kultur — und sollte mehr Arbeit bekommen als ihm lieb war. Er widmete sein Vermögen dieser Insel, seine volle Kraft — ja man kann ohne zu übertreiben sagen, etwas Faustisches lag in seinem Beginnen, wie er nun den todgeweihten Boden Schritt für Schritt dem Meer abtrotzte, dem Leben zurückgewann. Er landete auf der fast unbewohnten Insel. Ihr Name ging ihm vielleicht aus alter Erinnerung durch den Kopf. Denn in den vierziger Jahren hatte sein Vater, der österreichische Maler L. Kupelwieser, einen Griechen begleitet, war an die Polenser Küste gekommen, hatte sich im Dörfchen Verdoj aufgehalten und an seine Frau geschrieben: gegenüber vom Festland liege eine merkwürdige Insel, eine Insel nämlich, die ganz bewachsen sein soll. Das war merkwürdig, denn wer diese istrischen oder dalmatinischen Inselchen kannte, der wußte, daß sie ausgebrannte, sonnengeröstete Felsen sind, die wie feueraushauchende Körper im Meer schwimmen. Auch Brioni gehört zu den Scoglien, zu den Kalkfelsen, die sich westlich vom Polaer Kriegshafen ins Meer schieben — als Fortsetzung des untergetauchten Festlands — gelblich grauer Kalk, über dem die dicke Decke der terra rossa liegt, rote Erde von einer unheimlichen Fruchtbarkeit; ja man kann sagen, diese Fruchtbarkeit wurde neben der Malaria das Verderben der Insel. Denn aus der Erde schießt ein Urwald im kleinen, ein undurchdringlicher Busch, der mannshoch wird und ich weiß nicht, soll man sagen: kaum höher als ein Mann oder mindestens so hoch wie ein Mann — jedenfalls, so viel man heute davon noch sieht, eine Pflanzenmauer von unheimlicher Zähe und Tücke, die wie ein feindseliges Wesen dem Wanderer entgegenkriecht, ihn sticht, umschlingt, zerfetzt, erstickt. Das ist die Macchia ... Als Kupelwieser ein Jahr, nachdem er als Robinson

Digitized by Google



In der Arena zu Pola

Digitized by Google

die Insel betreten hatte, einen Freund mitbrachte und dieser homo novus sich ungefähr 100 Schritt vom Strand entfernte — fand er den Weg nicht mehr zurück. Es war wie verhext. Er brauchte einen vollen Tag, bis er erschöpft und verhungert den Strand wieder erreichte, denn die Macchia ist so tückisch, daß sie auch den Schall verschlingt. Dieses verpolsterte Dickicht ist viel dichter als Latschen und man macht sich erst eine Vorstellung davon, was die Pflanze als Feindin bedeutet, wenn man diese grüne Mauer einmal gesehen hat. Ein Wunder der Natur, aber eins der unangenehmsten,

Altes Kastell

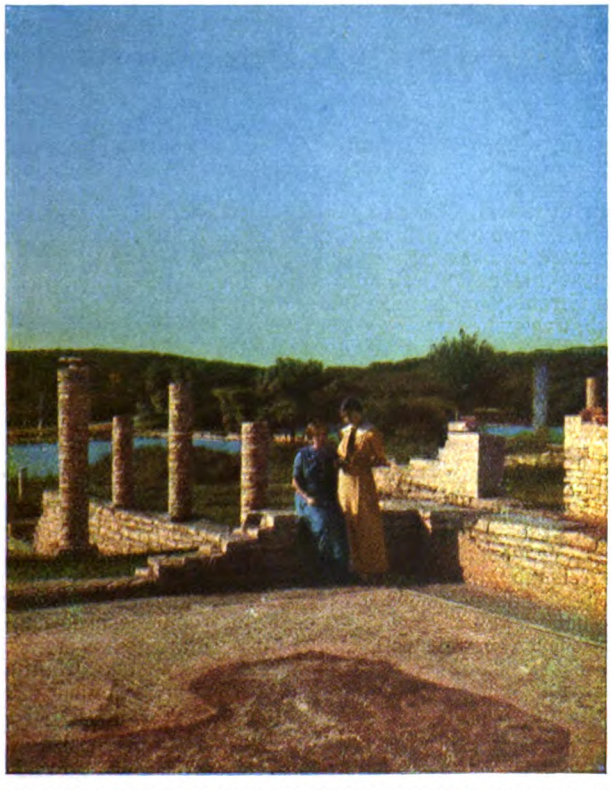
zusammengesetzt aus lauter Hartlaubpflanzen. Da sticht der sparrige Besenginster entgegen, die kleine Steinlinde streckt Blätter wie Spieße aus, die Steineiche durchschlingt das Grün mit gewundenen Armen, der dornige Smilax wehrt das Vordringen — die Stechwinde . . . nomen est omen — der schwarzbeerige Liguster steht da, der wilde Spargel und der Lorbeer, der hier sehr unpoetische Wirksamkeiten entfaltet. Dazu schmarotzt noch Osiris alba, die sich nur hier vorfindet, auf Steineichen-Wurzeln, aber diese Pflanzenhölle hat auch ihre Schönheiten und das sind die Erdbeerbäume. Wenn

Antilopengehege

Digitized by Google

Die Basilika Santa Madonna

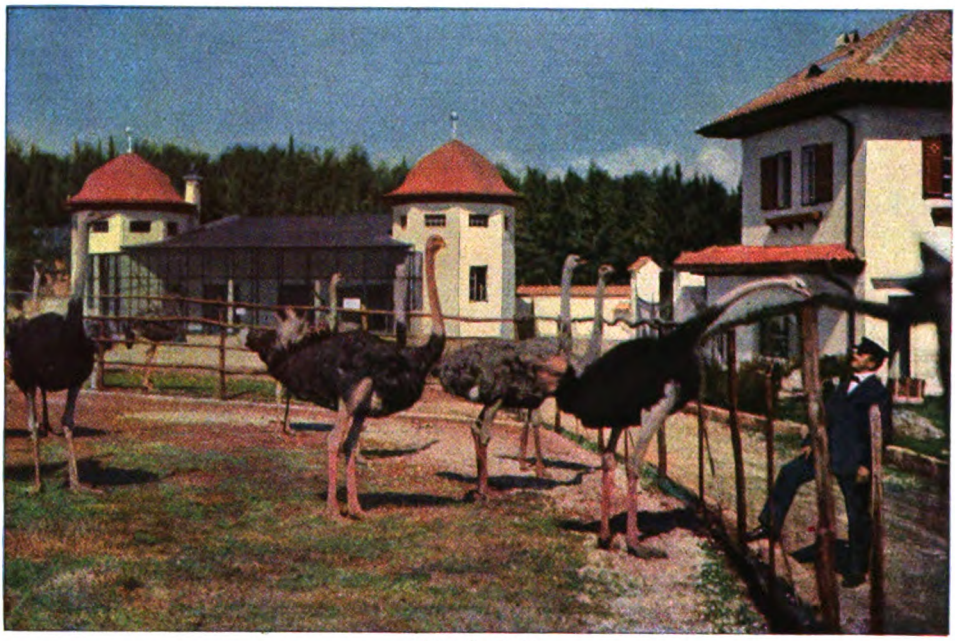
sie im Spätherbst mit ihren großen, gelbglühenden und rotglühenden Kugelfrüchtchen stehen, dann sehen sie aus wie Bäume aus einem Märchenbuch: ganze Kaskaden der Früchte sind über sie ausgeschüttet und glühen aus dem Grün wie farbige Lämpchen. Diese Ginster-Liguster-Lorbeer-Mauer, das Gestrüpp von Rankerosen, Kreuzdorn und Myrten sperrt die Welt, und haut man das Geschling nieder, so stroßt es im nächsten Jahr aus der furchtbar fruchtbaren terra rossa



Ausgrabungen im Val Catena: Römische Mosaikböden

mit doppelter Gewalt hervor. Heute führen durch diese Urwildnis hundert Kilometer der prächtigsten Straßen, Fußwege, Automobilstraßen mitten durch eine weite Parklandschaft ... Mit ungeheuerer Mühe, mit phantastischen Kosten hat Kupelwieser das Dickicht gerodet, indem er die Wurzelstöcke ausgrub und die hochwüchsigen Stämme freilegte. Man fährt heute durch einen gepflanzten Bosco von Pinien, Palmen, Agaven, Fichten, von lichtgrünen Zedern und Papyrusstauden, und

Digitized by Google



Straußenfarm

mitten in üppigen Wiesen stehen einsame Steineichen, ihre fünf oder sechs Arme in die Höhe gewunden: die Wahrzeichen der Brioni-landschaft von heute. Man kommt an fetten roten Äckern vorbei, worauf weiße Rinder wie Blumen stehen, an wohlgepflegten Weingärten, aus denen der purpurne Brioniwein stammt, an sanften, grünüberwellten Hügeln mit Aussichtstürmen — und nur stellenweise, draußen beim einsamen Leuchtturm von Peneda sieht man noch die wildursprüngliche Macchia: dort am Strand, wo sie vom Wind angesprungen wird, und zwar immer an den Stellen des schwächsten Widerstands. Wie mit eisernen Fängen fegt der Fallwind durch das Dickicht, reißt es ein und durchfurcht es in tiefen Streifen. Nur der Wind kann der Macchia an den Leib und läßt andre Pflanzen dort so wenig aufkommen wie die brandende See, deren salziges Spritzwasser immer nach bestimmten Stellen zischt und wie ein Gift andre Pflanzen wegätzt ... Stundenlang sitzt man auf der Strandplatte, sieht dem Kampf zwischen Meer und Land zu und denkt an den Wert, den hier ausnahmsweise die „berührte" Natur hat.

Das andre Ungeheuer, das Kupelwieser vernichten mußte, bevor er die Insel eroberte, war die Malaria. Die kroch aus fauligen Süßwasser-Tümpeln im Busch hervor, schlich die Menschen an, vergiftete ihr Blut, jagte das Fieber durch, bis sie als Skelette zusammenbrachen. Ein Viertel aller Menschen war siech: Tropica oder Tertiana. Frühzeitige Menschen hätten die Sage von einem Fabelwesen erfunden, das das Land plagte, von einem Drachen, einem Untier wie dem meleagrischen Eber; heute weiß man: es ist eine winzige Mücke, die Stechmücke Anopheles, die die Keime holt und sie überträgt. Kupelwieser umlauerte den Feind und als er unbesieglich schien, verschrieb er sich einen Bundesgenossen; er lud Koch ein, die Sache zu studieren und die kranke Insel zu heilen. Und Koch schickte sogleich einen seiner Mitarbeiter, Prof. Frosch, dann kam er selbst. Aus Erfahrung, Beobachtung und Scharfsinn setzte sich seine geniale Taktik zusammen: er schnitt dem Feind das Operationsgebiet ab, entzog ihm die Waffen: durch Chinin entgiftete er das Blut der Leute, die meistens im Sommer (Juli—September) erkrankten, und der Anopheles konnte aus gesundem Blut keine Malariakeime mehr aufsaugen. So packte Koch mit Ellsner, Frosch und Bludau den Feind zunächst an — mit glänzendem Erfolg. Dann wurde der Krieg fortgesetzt, und zwar mit einer ergänzenden Methode: man dezimierte das feindliche Angriffsheer, ja vielmehr man vernichtete es gänzlich, indem man nach der Celli-Grassischen Methode die Tümpel mit Petroleum übergoß, so daß die Larven darunter erstickten, und man sättigte das Blut der Leute täglich mit Chinin, obwohl die Eingeborenen mit hämischem Mißtrauen vino e carne — Wein und Fleisch — statt der Pillen verlangten. Allein, wie der rührige Assanierungsarzt Dr. Otto Lenz, der den ganzen Festungsgürtel von Pola säuberte, berichten konnte, sah man nach zwei Jahren statt der gelben Malariagesichter frische, rotwangige Menschen: das zweite Ungeheuer war besiegt,

Digitized by Google

und heute schmückt eine der romantischen Wände des römischen Steinbruchs in Brioni ein Relief, das das Brustbild des Retters und Reinigers zeigt: Robert Kochs.

Durch diese Riesenarbeit des Organisators Kupelwieser ist ein Kreislauf der Kultur entstanden und die Insel ist wieder das, was sie vor zweitausend Jahren war, ein Luxusbad, ein Kurort. — Die alte Wasserleitung der Römer ist ins Meer versunken. Kupelwieser baute eine neue. Weit drüben, hoch oben in den istrischen Bergen entspringt eine Quelle, das beste Wasser Istriens — und von diesem Ort, Galesano, baute er eine Leitung, die den Berg hinabgeht, unter dem Meer 2½ Kilometer fortläuft, und das frische Bergwasser den Gästen der Insel serviert.

Landete man früher auf Brioni, so wurde man als Fremder von Distinktion alsbald einem älteren Herrn vorgestellt: gerötetes Antlitz, weiße Haare, eleganter Greisen-Spitzbart, schöne, edle Arbeitshände, die überall zugriffen, ohne den Adel zu verlieren. Der Herr von Kupelwieser. Feiner Wiener, selbstsicher, seinen Stolz verschließend, nirgends den Monarchen Brionis betonend, führte er durch die modernen Wirtschaftsräume, die prachtvollen Kellereien, die einige horazwürdige Fässer purpurnen Brioniweins beherbergten, durch das Hotel, das durch Glasgang den Villen verbunden war, durch die Menagerie, worin possierliche Affen ein heiteres Finale der Besichtigung bildeten, Tierchen, die mich immer mit einer unausstehlich brüderhaften Gebärde zum Mitspielen einluden . . .

Dann schlenderte man allein durch die Alleen- und Wiesenruhe der weiten Insel, die sich „Eiland" nannte. Denn in „Eiland" liegt mehr, liegt das Gefühl für Bodenfestigkeit und Geborgensein, liegt etwas vom Hüttenbauenkönnen, vom Eichenbewundern und -fällen, was man auf einer Insel nicht kann. Odysseus wurde von Insel zu Insel geworfen; Robinson landete auf einem Eiland . . .

Weite Parkwiesen im Sonnenschein, lyrisch begeisternd, und zuerst für unwirklich gehalten, boten sich mit der einladenden Gebärde nordischer Blumenwiesen an, und verrieten so wenig wie Hotel und Speisesaal ihre Abkunft aus Sumpf und Gestrüpp. — Endlich aber kam das Meer. Das Meer mit homerischer Klippenzerrissenheit, wo man seine deutsche Sentimentalität ausbaden konnte. Man verschmähte das schöne Strandbad Saluga mit seinen bunten Sirenen aus Wien, man suchte, wie die Reisehandbücher sich ausdrücken, die „hehre Einsamkeit" der Klippen.

Acht Stunden dauerte diese Einsamkeit, wenn man sie ausschöpfen wollte, acht wundererfüllte Marsch- und Kletterstunden, bis man mit mehr oder weniger zerrissenen Halbschuhen wieder auf weichen Automobilstraßen ohne Automobil, durch Park und Allee, zur Gesellschaft zurückfand und in der Halle in den bequemen Faltstuhl der Faulheit bei Klavier und Brioniwein versank:

„O santa poltroneria,
Madre dei tristi,
Entrasti nel mio cuor
Più non uscisti . . .

In der Halle aber herrschte die Marine. Die k. k. österreichische Kriegsmarine. Sie

Inneres der Basilika

Digitized by Google

herrschte. Nicht nur in der Halle. Auf dem Strand. Im Bad. Auf der Wiese. Auf dem Meer. In Pola. Im Kasino. Auf allen erreichbaren Gebieten. Sie war das Leben, Licht und Luft, Vergnügen, Mond und Sonne von Brioni. Neben ihr versank der Zivilist, die stolze Arena, versank der Truppenoffizier, der arme Infanteriehauptmann, der nur ein Scheinsoldat, ja eines Kriegers wesenloser Schatten war. Der dunkle Flottenrock, die weiße Hose, das seegebräunte Antlitz, die weltläufige Gebärde, die seebefahrene Eleganz — das riß die Damen hin. Feiertag, wenn die „Marineure" aus Pola herüberkamen, ihre Tauchkünste mit dem U-Boot zeigten, zu Spazierfahrten längs der Küste luden, Réunionen veranstalteten, Girlanden zogen, sangen, huldigten, tanzten, betörten: ein tiberiusgleiches Schwelgen in den weichen Falten goldnen Lebens. In Polas Glanzzeit — et haec meminisse juvabit — war dort ein Marine-Kapellmeister — die Marine besaß das stärkste und beste Orchester aller Truppenkörper, etwa hundert gewählte Musiker —, welchem Kaiser Wilhelm II. auf seiner Frühlingsfahrt nach Pola 1895 mit Entzücken zuhörte. Der Mann besaß, was wenige besaßen, den Walzer-Schmiß, und überhaupt das unbestimmt Verführende der musikalischen Verführer-Natur, die dreifache Grazie eines Italieners aus Ungarn mit wienerischem Geblüt — weshalb der Kaiser stracks seinen Adjutanten Philipp Grafen zu Eulenberg hinschickte und seinen Dank, besondern Dank, ihm aussprechen ließ. Der sehr gerührte Kapellmeister betrachtete diese Auszeichnung als Beginn einer Laufbahn — er stand erst einen Monat im Dienst und zählte 25 Jahre — setzte sich hin, schrieb eine große Oper, die zwar durchfiel („Kukuschka" war ihr Name), aber doch kräfteweckend wirkte wie das Kaiserwort; andre Werke folgten, Operetten, die „Wiener Frauen", der „Rastelbinder", die „Lustige Witwe", woraus bereits zu entnehmen, daß der gerühmte Kapellmeister der später berühmte Franz Lehár war.

Erdbeerbäume mit Frucht und Blüte

So gehört Kaiser Wilhelm ein wenig in die Geschichte Pola-Brionis, sowie sein Freund Franz Ferdinand dazugehört. — Franz Ferdinand war oft zu sehen und warf seinen Schatten voraus. Plötzlich entstand im sanften Tempo des Eilands ein ankündigender rascher Rhythmus, zwar pianissimo; aber fühlbar. Zimmerkellner schossen, Stubenmädchen liefen, man hörte aufgeregtes Wesen, Zehen-Huschen, Möbelrücken, Fensteröffnen: das Chor-Ensemble vor dem Auftritt des Solisten. Der ließ nicht lange auf sich warten. Gerüchte schwirrten: „sieben Zimmer, fünfzehn, einundzwanzig Zimmer," mehr als ganz Brioni besaß. Und eines Tags — die Landung. Feierlichkeit senkte sich. Flaggen stiegen, die Volkshymne rauschte . . . Dann sah man den Badearzt, verklärt und eingeweiht, wie einen jungen Pfarrer, herausgehoben aus der Bade-Menschlichkeit durch ein Wort der Kaiserlichen Hoheit: „Wie geht's denn, Doktor?" Es war die Zeit der Ansprachen. Eines Wortes Glanz erhöhte und beglückte . . .

Auch der alte Kupelwieser schien beglückt, zumal wenn der Erzherzog wieder wegfuhr . . . Es ward ihm leichter. Denn er fürchtete die Brioni-Liebe dieses Marine- und Meer-Freundes, besorgte, wie er einmal sagte, Franz Ferdinand wolle ihm die Insel abkaufen, sein Nachfolger im Königreich

Digitized by Google

Das Hotel Carmen von Val Maria aus

Digitized by Google

der Klippenschönheit werden — und konnte er dauernd einem Antrag, der dem Wunsch glich, „Nein!“ entgegensetzen? Nun, der Juni 1914 hat den alten Kupelwieser auf unheimlich-ungeahnte Art von seiner Sorge befreit . . . Und mit diesem Tage beginnt Brionis neueste Geschichte: das „Früher“ ist zu Ende.

Es war eines der ersten Erholungsziele nach dem Krieg, als Wien wieder zu Geld kam. Eine Oster-Insel und vor allem eine Herbst-Insel. Ein etwas nach Norden verlegtes Corfu, das zu Pola gehört wie Capri zu Neapel. Die Carabinieri stehen nun zu

Im Val di Torre

Zweien in ihren schwarzen Zweispitzen würdevoll am Molo und versinnbildlichen die neue Verwaltung — wo sie stehen, fühlt man sich geborgen — schweigsame sardische Soldaten, deren Sprache nur sie selbst verstehen, haben die österreichischen Flottenröcke abgelöst. Pola ist kein Kriegshafen mehr; aber die Pracht seiner Arena ist die gleiche unter dem italienischen Dreifarb, und mit dem Dampfer ankommend, sieht man verwundert das erst unerklärliche, helle, steinerne Gespinst in der Blauluft schimmern, das weiße Skelett eines Riesentheaters, von dem man weiß: es ist der dritte Bruder der beiden großen italienischen Amphitheater, des zu Verona und des Colosseums zu Rom.

Geblieben ist auch noch die behagliche Eleganz. Mit Wiese, Wald und Klippe und Telephon. Und die Nacht ohne Mücken — was den Komfort, ja die Krönung des Komforts bedeutet. Denn wer die zarten Trompeten nächtlicher Zanzare zu Venedig miterlebte, weiß, was Höllendasein ist. O, Mücken, die der Satan zeugte! Ich habe dreifach gegen sie gestritten, ehrenhaft und zäh, mich tapfer vor dem Feind verhalten, ihn mit Geduld, ihn mit Humor betrachtet: — umsonst! Besiegt! Zerstochen und zerbissen!

Man riet mir erst das Mücken-Netz, den unfehlbaren Zanzaniere über dem Bett. Allein die schlauen Mücken kannten es, sie setzten sich schon vorher hinein, und waren nicht zu überreden, den Platz zu räumen. „Klitsch-Klatsch“ ging's mit flachen Händen die halbe Nacht, was nur die Wirkung hatte, daß die Zahl der Feinde anwuchs und das Opfer stöhnend sich im Bette wälzte. Man riet mir Räuchernägel, die Zampironi, es seien wahre „insettifughi“. Aber die „insetti“ flohen nicht, saßen vielmehr ruhig in den Ecken und ließen sich um keinen Preis betäuben. Die Zampironi stanken, das Zimmer stand in gelbem Rauch, ich war betäubt, die Biester sangen Lieder . . .

Als wahre galantuomi haben sich die Mücken indes aus Brioni notgedrungen entfernt. Eines guten Mannes Tat wirkt nach, und wir Brionifahrer genießen heute Kupelwiesers feurige Gewalten von einst. Ich habe manche Holdseligkeit im adriatischen Inselgewirr erlebt. Da ist Isola bei Triest, ein lucus a non lucendo, weil diese „Isola“ nur Halbinsel ist und ihr Paradies sich mit-

Digitized by Google

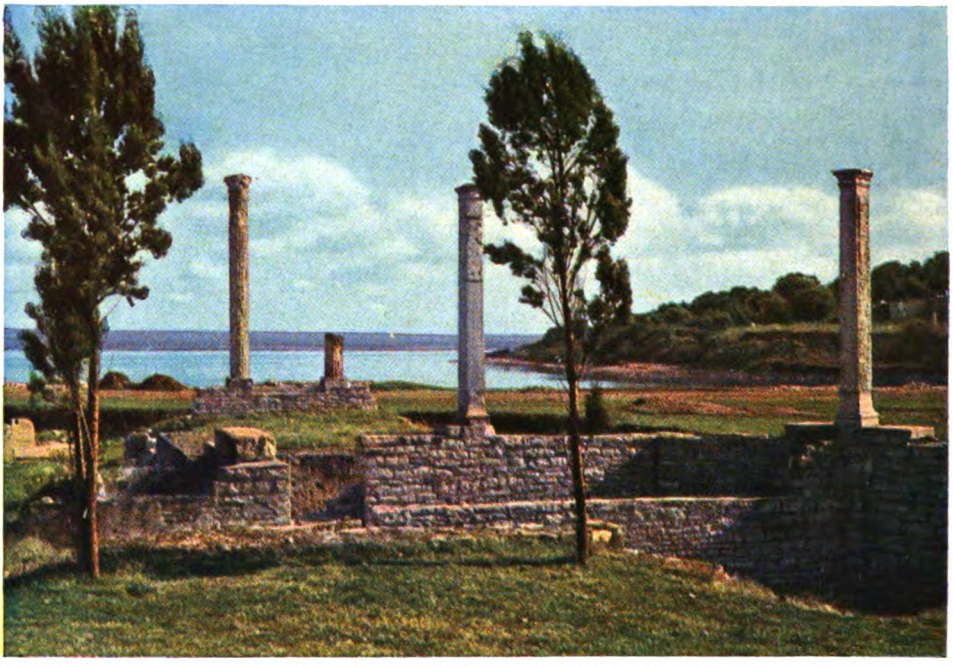
Das Seebad Saluga

telständischen Instinkten anschmiegt. Da ist Lussin (grande und piccolo), wo man in der Casa di Cura bei Frau Simonitsch ein „Zu Hause" findet; und da ist Sansego, eine rätselhafte kleine Sandinsel mit Bambus und Dschungel, wo eine röstende Sonne Katarrhe ausbrennt und Dickwänste dörrt. Man könnte noch nach Arbe gehen, man könnte nach Malta, auch nach Cypern . . . Je weiter man kommt, desto weiter will man — — —

Aber wozu? Man hat Brioni. Es ist die Erholung von Pola, ist der Faltstuhl mitten im Meer, und zu seiner neuesten Geschichte gehörten die italienische Höflichkeit und Billigkeit. Gehören auch die italienischen Eisgetränke: die kirschrote Amarena, die spangrüne Mente, die goldgelbe Aranciata, der bittere Americano und der König ihrer aller: der Café frappé! Kleine Freuden, die das Gefühl des Lebens steigern, das an

Blühender Ginster

Digitized by Google



Ausgrabungen im Val Cortena: Der Venustempel

großen keinen Überfluß besitzt.

Man berauscht sich daran, solange der Magen es verträgt wie unser großer Vorgänger Tiberius, der in rosengeschmückter Barke gewiß seinen Café frappé nahm. Und da mir wahrscheinlich weder Apollons noch Jupiters Eingriffe jenes reizende Hausboot verschaffen werden, auf dem ich unter Flötenspiel die Adria durchquerte, bin ich Weltweiser genug, sozusagen der Anaxagoras eines mir fehlenden fürstlichen Vermögens und schaukle schön piano auf weißem Passagierdampfer unter italienischem Kindergeschrei meine Hoffnungen und Gebresten nach Brioni, dem Eiland vieler, vieler Träume. — Es hat einen Lyriker hervorgebracht — endlich muß ich seinen Namen nennen: O. S. Fangor — aber es ist so schön, daß es auch Lyriker zum Schweigen bringt, was in meinem Fall, laßt mich's gestehn! — ein großer Vorteil ist . . .

Blühende Myrte

Digitized by Google

50 Jahre Weltpostverein

Vom Wirkl. Geh. Rat Ministerialdirektor a. D. Gieseke

Am 9. Oktober 1924 sind fünfzig Jahre seit dem Tage verflossen, an dem im Ständehause zu Bern der Vertrag geschlossen wurde, der zu Beginn zwar noch den bescheidenen Namen „Allgemeiner Postvertrag" führte, der aber gleich von Anfang an unter den Fachleuten, in der Presse sowie in der Bevölkerung den Namen „Weltpostvertrag" erhielt und der diesen Namen bereits auf dem Pariser Postkongreß im Jahre 1878 selbst amtlich annahm, denn inzwischen war die Zahl der beigetretenen Länder so groß geworden, daß der Verein wirklich schon fast die ganze Welt umfaßte: ein Ziel, das bald voll erreicht wurde. Das Verdienst, diese große völkervereinende Verkehrsgemeinschaft ins Werk gesetzt zu haben, gebührt einem Deutschen, dem ersten Reichs-Generalpostmeister Dr. Heinrich v. Stephan.

Es ist bei dem jetzigen beklagenswerten Zustande unseres Vaterlandes eine Erquickung und kann als Ansporn zur Arbeit nach alter Väter Weise dienen, wenn man sich bei Anlässen, wie diese Jubelfeier eine ist, glücklicherer Zeiten erinnern darf, in denen hervorragende Männer unseres Landes bahnbrechend wirkten und sich, wie Stephan, durch ihren weiten Blick für die Bedürfnisse des Weltverkehrs: ein Blick, der gleichzeitig geschärft war durch eine genaue Kenntnis der Technik und der Verwaltung, ein immerwährendes Denkmal in der gesamten Kulturwelt setzten.

Wer kennt heute noch die Zustände, wie wir sie vor Gründung des Weltpostvereins hatten? Ich kann darüber genau urteilen, denn ich bin fast zehn Jahre vorher in den Postdienst eingetreten und habe während eines großen Teils dieser Zeit fern an der Grenze zugebracht, also die schwierigen und umständlichen Verhältnisse gründlich kennengelernt. Der mir zur Verfügung stehende Raum reicht zu einer ins einzelne gehenden Schilderung dieser Zustände nicht aus; ich muß mich daher in dieser Beziehung auf eine allgemeine Übersicht beschränken.

Sollte man es heute noch für möglich halten, daß damals allein in Deutschland im Verkehr mit fremden Postgebieten nur für Briefe nicht weniger als 55 verschiedene Taxen festgesetzt waren? Das kam daher, daß für jeden Brief, der durch ein oder mehrere fremde Länder ging, an diese Länder mehr oder weniger hohe Transitgebühren bezahlt werden mußten. Je mehr und je ausgedehntere Durchgangsländer, desto höher die Transitgebühren. Ebenso verwickelt waren natürlich die Taxen für Drucksachen, Warenproben, Postkarten usw. Alle Sendungen mußten gezählt und in den Begleitpapieren vermerkt werden. Auf Grund dieser Aufzeichnungen erfolgte dann später die Abrechnung zwischen den einzelnen Postverwaltungen: ein recht umständliches und langwieriges, viele Arbeitskräfte erforderndes Geschäft. Immerhin war es doch gegen früher ein Fortschritt, da der Absender wenigstens den Brief bis zum Bestimmungsort frankieren konnte, während er vordem das Franko nur für das eigene Land entrichten durfte und jeder fernere, bei der Beförderung des Briefes beteiligte Staat sein eigenes Porto zuschlug. Es waren recht bunt bemalte Briefe, die der Empfänger auf diese Weise erhielt. Die Beseitigung dieses Urzustandes suchte man durch zahlreiche Einzelpostverträge zwischen den verschiedensten Ländern herbeizuführen. Der Abschluß dieser Verträge stieß oft auf die größten Schwierigkeiten; ein Staat suchte den andern bei der Portoteilung zu überfordern und seine eigenen Beförderungsschwierigkeiten in das hellste Licht zu stellen. Mehrfach kam es, wenn solche Verträge abgelaufen oder gekündigt waren, vor, daß man sich über einen neuen Vertrag nicht rechtzeitig einig werden konnte, daß es dann jahrelang zwischen großen Postgebieten an einer vertragsmäßigen Grundlage fehlte und daß der alte Urzustand wieder eintrat. Trotz alledem nahm mit dem Fortschreiten des Handels sowie mit dem Wachsen der politischen und sozialen Beziehungen unter den Völkern die Zahl der Postverträge dauernd zu; aber es währte doch ziemlich lange, bis man diese Verträge von der einseitigen Herrschaft fiskalischer Rücksichten befreien und ihnen eine einheitliche Richtung auf das gemeinsame große Ziel geben konnte, das die Post vor allem im Auge haben muß: ein mächtiges Bindemittel in geistiger und materieller Beziehung zwischen den Völkern zu sein.

Die allmähliche Vereinfachung des Inhalts der Postverträge und die gegenseitige Annäherung in den Anschauungen der Postverwaltungen ließ zuerst leise den Gedanken auftauchen, zwischen verschiedenen Staaten, ja selbst Weltteilen, eine Gemeinschaft herzustellen, die die internationalen Schranken für den Postverkehr beseitigen könnten. Deutschland hatte etwas derartiges zuerst erreicht, nachdem am 6. April 1850 der Deutsch-Österreichische Postvertrag abgeschlossen worden war, durch den die Gebiete von 16 staatlich geschiedenen Postverwaltungen zu einem einheitlichen Postgebiet mit gleichmäßigen Taxen und Dienstvorschriften zusammengefaßt wurden, was sich glänzend bewährt hatte. Es war dadurch bewiesen, wie eine engere Verbindung das Verkehrswesen zu erleichtern und zu fördern geeignet sei. Diese Erfahrungen benutzte Preußen beim Abschluß neuer Postverträge, der bald hauptsächlich in der Hand des jugendlichen Geheimen Postrats Stephan lag und der ihn nach

Digitized by Google

Madrid, Lissabon, Rom, Kopenhagen, Petersburg usw. führte, freieren Grundsätzen für den internationalen Verkehr die Wege zu ebnen. Dabei ward bei Stephan auch der von ihm schon häufig im stillen erwogene Gedanke lebendig, darauf hinzuwirken, die ganze zivilisierte Welt zu einem Verein zusammenzufassen, der etwas ähnliches, namentlich einheitliche Taxen bringen sollte, wie der Deutsch-Österreichische Postverein. Ich habe Stephan in seinen späteren Lebensjahren sehr nahe gestanden und auch häufig mit ihm über die Gründung des Weltpostvereins gesprochen; da sagte er einmal: „Bei mir lag der Gedanke daran schon lange im Geiste vor. Auf meinem Schreibtisch steht ein kleiner Kinder-Globus, den ich schon seit meiner Jugend besitze. Wenn ich den ansah, sagte ich mir immer, es ist doch merkwürdig und widersinnig, daß auf so einem kleinen Fleckchen Welt in einer für die Menschheit derart wichtigen Frage, wie die Briefbeförderung es ist, eine solche Zerrissenheit herrscht, und dieser Gedanke hat mich nicht losgelassen bis zur Vollendung des großen Werks."

Die von Stephan glänzend durchgeführte Aufhebung der alten Thurn- und Taxisschen Lehnspost und die Gründung der einheitlichen Norddeutschen Postverwaltung gaben dem Plan der Gründung einer Weltpostgemeinschaft festere Gestalt. In einer von Stephan verfaßten Denkschrift von Ende 1868, die die Genehmigung des Bundeskanzlers erhalten hatte, waren die Grundsätze für die Bildung eines alle zivilisierten Nationen umfassenden Postvereins niedergelegt, und es schloß sich daran der Vorschlag, sie einem einzuberufenden Postkongreß vorzulegen. Wie reformbedürftig die ganze Sache war, geht schon daraus hervor, daß das Porto für Briefe aus Deutschland nach England 2½, nach den Vereinigten Staaten 3, nach Frankreich aber 4½ Groschen betrug. Auch andere Staaten hatten die Unhaltbarkeit derartiger Verschiedenheiten eingesehen, und so war auf Veranlassung der Vereinigten Staaten im Jahre 1863 von 14 Staaten in Paris eine Postkonferenz beschickt worden, die sich aber nur auf eine theoretische Erörterung über die Möglichkeit einer Beseitigung jener Mißstände erstrecken sollte. Bei dem Widerspruch, den die wichtigsten Fragen mehrfach fanden, ging indes die Konferenz ergebnislos auseinander.

Die Verfolgung des deutschen Planes, einen Postkongreß zur Beratung eines umfassenden Postvertrags einzuberufen, wurde durch den Deutsch-Französischen Krieg unterbrochen, aber alsbald nach Friedensschluß wieder aufgenommen; die Schweiz übernahm es in bereitwilliger Weise, die Einladung zum Postkongreß nach ihrer Bundeshauptstadt Bern zu bewirken; sie erfolgte zum 1. September 1873 und war von einem seitens der Deutschen Reichs-Postverwaltung hergestellten Vertragsentwurf begleitet, so daß sich jeder eingeladene Staat gleich ein festes Bild über die zur Beratung stehenden Fragen machen konnte. Auf Wunsch der russischen Regierung, die bei ihrem ausgedehnten Gebiet die durch diesen Vertragsentwurf nötig werdenden Reformen nicht so schnell durchführen konnte, wurde die Einladung auf ein Jahr vertagt und der Postkongreß trat am 15. September 1874 in Bern zusammen. Diese Verzögerung hatte die erfreuliche Folge, daß nun die Unterstützung der russischen Regierung völlig gesichert war.

Die Mitglieder des Kongresses, zu dem 20 Staaten Vertreter entsandt hatten, wurden im Namen des Schweizerischen Bundesrats von dem Chef der Schweizerischen Postverwaltung, Bundesrat Borel, begrüßt, worauf sofort die Konstituierung des Kongresses erfolgte. Zum Vorsitzenden wurde Bundesrat Borel und zum Vorsitzenden der großen Kommission zur Beratung des deutschen Entwurfs der deutsche General-Postdirektor Stephan erwählt. Er war die Seele des Ganzen, die treibende Kraft, der in Gemeinschaft mit dem zweiten deutschen Vertreter, Geheimen Postrat Günther, schnell alle Schwierigkeiten zu beseitigen, Gegensätze auszugleichen und die ganze Angelegenheit so zu fördern wußte, daß schon am 9. Oktober der Vertrag unterschrieben werden konnte.

Man muß Stephan und die ihm eigene Kraft gekannt haben, durch Beredsamkeit, Schlagfertigkeit, Sprachkenntnisse und ein äußerst gewinnendes Wesen, Menschen zu beeinflussen, man muß sich gegenwärtig halten, wie er als Erfinder der Postkarte, die sich schnell die ganze Welt erobert hatte, schon damals ein in Postkreisen berühmter Mann war, um zu verstehen, wie es ihm gelungen ist, den Kongreß so schnell zur Annahme des Vertrags zu bewegen.

So war nun vom 1. Juli 1875 ab, an welchem Tage der Vertrag in Kraft trat, die einheitliche Grundlage für den gesamten Briefverkehr innerhalb der gebildeten Nationen geschaffen, die früheren großen Verschiedenheiten in den Taxen waren beseitigt und ein Einheitsporto für Briefsendungen war festgesetzt. Die Gesamtheit der Vereinsländer bildete ein einziges großes Verkehrsgebiet, in dem die Briefe ungehindert umliefen, die Transitgebühren waren teilweise ganz aufgehoben, teilweise erheblich ermäßigt worden. Auch fiel jede Abrechnung zwischen den Verwaltungen fort. Jeder Staat behielt das Geld, das er erhob, denn die Erfahrung hatte gelehrt, daß die Zahl der Briefe zwischen zwei Ländern hin und zurück ungefähr die gleiche ist. Das Ganze war ein glänzendes Zeugnis sowohl für die Umsicht, mit der die Einleitungen getroffen waren und die Verhandlungen geführt wurden, als auch für die Einmütigkeit der Überzeugungen, von denen die beteiligten Regierungen und ihre Vertreter beseelt waren. Daß diese so einzigartig schnelle Erledigung die größte Genugtuung und Freude bei allen Beteiligten hervorrief, ist erklärlich. Dieser Freude gab der

Digitized by Google

Präsident Borel in seiner Schlußansprache Ausdruck, die ich auszugsweise hier wiedergebe: „Meine Herren! So wären wir denn am Ende unserer Arbeit angelangt. In diesem Saale, wo vor einem Vierteljahrhundert die Abgeordneten der 22 helvetischen Kantone die Zentralisation ihrer Posten proklamierten, haben Sie, die Vertreter von 20 Ländern, mit einer Bevölkerung von mehr als 350 Millionen Seelen und einem Umfang von ungefähr 37 Millionen Quadratkilometer, soeben einen Vertrag unterzeichnet, der bestimmt ist, in nächster Zukunft, soweit dies Ihren Postverkehr betrifft, alle Mitglieder zu einer großen menschlichen Familie zu verbinden. Es ist nicht an uns, über dies große Werk ein Urteil zu fällen; seine Folgen wird die Zukunft entwickeln; ihr müssen wir die Sorge überlassen, dasselbe zu beurteilen und es wertzuschätzen. Eines aber können wir sagen: die Resultate haben unsere Erwartungen übertroffen. Die Bildung eines allgemeinen „Weltpostvereins", der die Frucht Ihrer Beratungen ist, wird zur Folge haben, daß der ganze Postdienst in den weiten Gebieten, die er umfaßt, zu einer einheitlichen Ordnung gelangt. Die unzähligen Tarife, welche ihn seither erschwerten, ersetzt er durch eine Einheitstaxe usw.

Meine Herren! Der Kongreß von Bern wird nicht nur in den Jahrbüchern der Posteinrichtungen ein wichtiges Datum bezeichnen, sondern auch in der Geschichte der Menschheit. Indem der allgemeine Postverein den Interessen des Verkehrs dient, wird er ein Werkzeug der Friedensstiftung und der Annäherung der Völker untereinander sein. Auch unter diesem Titel gibt Ihnen das Werk, das Sie vollendet haben, ein Recht auf die Dankbarkeit Ihrer Zeitgenossen und der kommenden Geschlechter.

Bevor ich den Schluß des Kongresses ausspreche, glaube ich, nur der Verkünder Ihrer Gefühle zu sein, wenn ich in Ihrem Namen an die Postverwaltung des deutschen Kaiserreichs, welche die Initiative zu seiner Einberufung ergriffen hat, den aufrichtigsten Dank richte. Endlich habe ich in meiner Eigenschaft als Präsident auch Ihnen noch zu danken und Sie für den Geist der Versöhnung und des gegenseitigen Entgegenkommens, von dem Sie im ganzen Verlauf Ihrer Beratungen Beweis gegeben haben, zu beglückwünschen. Dank dieser vortrefflichen Stimmung sind Schwierigkeiten, welche beim ersten Anlauf unübersteiglich schienen, leicht überwunden worden; außerdem hat der Kongreß unter den Leitern der Posteinrichtungen in den verschiedenen Ländern ein Band der Achtung und Zuneigung hergestellt und enger gestaltet, was diesen Einrichtungen selbst nur zum Vorteil gereichen kann." (Lebhafter Beifall.)

Mit Bezug auf die der deutschen Postverwaltung seitens des Präsidenten gezollte Anerkennung erwiderte der erste deutsche Vertreter, Stephan, folgendes:

„Herr Präsident, meine Herren! Ich kann diesen Saal, in welchem wir so arbeitsvolle Tage zusammen verlebt haben, nicht verlassen, ohne unseren Gefühlen lebhafter Dankbarkeit für die für Deutschland so ehrenvollen Worte, welche unser Herr Präsident soeben ausgesprochen hat, Ausdruck zu geben. Von diesem Beweis der Teilnahme, dem in so schmeichelhafter Weise die ganze Versammlung beigestimmt hat, bin ich tief gerührt. Was das Verdienst anbelangt, so erlauben Sie mir, dies von uns abzuweisen. Wenn Deutschland die Initiative zu unserem gemeinschaftlichen Werke ergriffen hat, so ist das eine einfache Tatsache, kein Verdienst; die wahre Initiative aller Werke dieser Art geht vom Geiste des Fortschritts unserer Ära und dem zivilisierenden Genius der Menschheit aus. Alle diejenigen, welche auf den verschiedenen Gebieten der Entwicklung des Menschengeschlechts zum Zwecke des Fortschritts tätig gewesen sind, haben teil am Zustandekommen des von uns soeben vollendeten Werkes. Und in dieser Hinsicht, Herr Präsident, meine Herren, denke ich, daß, wenn ein Verdienst in Frage kommen kann, es uns geziemt, unsere Blicke auf diejenigen zu richten, welche vor uns — es sind einige dreißig Jahre (sich gegen den Vertreter Großbritanniens wendend) — das Werk der Postreform begonnen (Beifall), und auf diejenigen, welche, indem sie die Initiative zu den Postkonferenzen von Paris im Jahre 1863 ergriffen (sich gegen den Vertreter der Vereinigten Staaten wendend), das Terrain für unsere gemeinschaftlichen Arbeiten so gut vorbereitet haben (Beifall). Wenn unsere gegenseitigen Bemühungen in so kurzer Zeit zu dem gewünschten Resultate gelangt sind, so ist dies das Verdienst der tätigen und erleuchteten Mithilfe der in diesem Saale vertretenen Regierungen, welche sämtlich von der Größe der uns gestellten Aufgabe beseelt sind. Die allgemeine und bestimmt ausgesprochene Übereinstimmung, welche während des Ganges unserer Beratungen und Verhandlungen geherrscht hat, ist von der glücklichsten Vorbedeutung; und man darf kühn behaupten, daß eine solche Einstimmigkeit der Regierungen der großen Mehrheit der zivilisierten Völker des Erdballs eine Tatsache ist, welche bis jetzt in der Geschichte ohnegleichen war. (Lebhafter Beifall.)

Wenn Deutschland es unternahm, den verschiedenen Regierungen die Vorschläge, welche unserer gemeinschaftlichen Arbeit als Grundlage gedient haben, vorzulegen, so war es dabei von der inneren Überzeugung geleitet, daß es im voraus die Sympathien aller zivilisierten Staaten für ein Werk erlangte, welches den Frieden, die allgemeine Wohlfahrt und die Brüderlichkeit der Völker zum Zweck hat (Beifall), und es war vollständig sicher, daß bei einem Reformwerke dieser Art eine jede Regierung Bundesgenossin sein werde. In Übereinstimmung mit dem an diesem Vertrage teilnehmenden Re-

Digitized by Google

gierungen, zur Verwirklichung eines Schrittes auf diesem Wege beigetragen zu haben, das ist die einzige Ehre, nach welcher Deutschland strebt, und in diesem Sinne, Herr Präsident, meine Herren, glaube ich die Bezeugung Ihrer Teilnahme, welche uns immerhin ein kostbares Andenken sein wird, annehmen zu können." (Lebhafter Beifall.)

Nach Rückkehr der Kongreßteilnehmer in ihre Heimat ging man sogleich rüstig an die Ausführung des Werks. Allen Staaten der Welt mit geordneten Posteinrichtungen war der Beitritt zum Vertrag offengehalten und es ist bewunderungswürdig, welche unglaubliche Anziehungskraft er von Anfang an ausübte: der Beweis dafür, wie man ins Schwarze getroffen hatte. Kein Jahr verging, ohne daß ein oder mehrere Staaten und Kolonien ihren Beitritt anmeldeten. Es würde mich zu weit führen, wollte ich hier auf Einzelheiten eingehen. Schon längst gehört die ganze Welt dem Verein an. Er ist natürlich nicht lange bei dem Berner Vertrag, der sich nur auf Briefsendungen erstreckte, stehengeblieben, sondern hat neben zahlreichen inneren Reformen seine Tätigkeit nach und nach auf die Beförderung von Wertsendungen, Postpaketen, Postanweisungen, Postaufträgen und auf den Bezug von Zeitungen ausgedehnt. Jeder Kongreß brachte etwas Neues.

Die Organisation des Vereins ist sehr einfach. Einen Teil der Geschäfte besorgt die Schweiz, das übrige das in Bern errichtete internationale Büro des Weltpostvereins, das auch eine in französischer, deutscher und englischer Sprache erscheinende Zeitschrift „L'Union postale" herausgibt. Der Direktor des Büros ist ein Schweizer, zum Vizedirektor ist seit mehreren Jahrzehnten ein deutscher höherer Postbeamter berufen worden.

Der Abschluß des Berner Vertrages wurde natürlich in Deutschland mit der lebhaftesten Freude begrüßt. Diese fand, abgesehen von zahlreichen Äußerungen der Presse, in der zwanzigsten Sitzung des Reichstags vom 28. November 1874 bei der Beratung des betreffenden Gesetzentwurfs von allen Seiten des Hauses ihren Ausdruck. Kurz und klar ergibt dies die Rede des Vertreters der größten Partei des Hauses, des Abgeordneten Miquél, die ich hier folgen lasse:

„Ich glaube auf die einstimmige Zustimmung des Reichstages rechnen zu können, wenn ich sage, daß die Befriedigung, welche die Bundesregierungen über den Abschluß dieses wichtigen Werkes empfinden, im Reichstage und im deutschen Lande gleichmäßig geteilt wird. (Bravo!)

So verschieden auch unter uns und im Volke über manche Institution des Reiches und ihre Wirkungen die Ansichten sein mögen, darin, glaube ich, ist doch das deutsche Volk einstimmig, anzuerkennen, welche segensreichen Wirkungen die Einheit des Postverkehrs als eines der wichtigsten Kulturmittel in Deutschland gehabt hat, und welche großen Fortschritte wir der Postverwaltung in dieser Beziehung im inneren Verkehr verdanken, von allen Seiten des Hauses ist dies stets gleichmäßig anerkannt worden. Um so größer aber ist die Befriedigung, wenn wir nun hier die Grenzen der Nationalität der einzelnen Völker überschritten sehen, wenn wir zum ersten Male die Einheitlichkeit, die im Weltverkehr fehlte, hier angebahnt sehen. Wir erblicken darin mit dem Herrn General-Postdirektor einen sehr wichtigen Kulturfortschritt, eine sehr bedeutsame Erleichterung und Förderung des friedlichen Verkehrs der Nationen, ein wichtiges Mittel zur Annäherung derselben untereinander. Wir können stolz darauf sein, daß das junge Deutsche Reich es war, welches dazu die Initiative gab, es gebührt gewiß unserer deutschen Postverwaltung und ihrem Chef der Dank des Landes, daß er bei diesem großen Werke die Initiative, die Förderung und Leitung übernommen hat. Ich habe nur dies ausdrücken wollen; ich halte mit den verbündeten Regierungen es nicht für notwendig, ein so auf der Hand liegendes heilsames Kulturwerk noch in seinen Einzelheiten zu rechtfertigen, ich bin überzeugt, daß der Reichstag diesen Vertrag einstimmig annehmen wird." (Bravo!)

Die einstimmige Annahme des Vertrages fand dann statt. — Haben nun auch manche damals geäußerten, reichlich optimistischen Stimmen über die Wirkungen des Weltpostvertrages, der die Völker so eng zusammenschließen sollte, daß Kriege unmöglich wären, nicht recht behalten, so muß doch mit Freude ausgesprochen werden, daß selbst der schreckliche Weltkrieg nicht imstande gewesen ist, den Vertrag aufzulösen, daß nach dem Kriege bereits ein Weltpostkongreß in Madrid getagt hat, und daß jetzt bei der Feier des fünfzigjährigen Bestehens des Vereins ein Kongreß in Stockholm stattfindet. Möchte der Verein ferner blühen und gedeihen!

Zum Schluß seien mir noch einige Worte über Stephans Mitarbeiter gestattet. Stephan war zwar die Seele des Ganzen, aber es würde unrecht sein und seinem eigenen Gefühl widersprechen, wenn ich in diesem Jubiläumsaufsatze nicht derjenigen gedächte, die ihn im weitesten Maße unterstützt haben. Das waren die Beamten des Auslandsbüros des damaligen General-Postamts: Männer, die sich durch gründliche Kenntnis der Technik des Auslands-Postdienstes und durch Beherrschung fremder Sprachen auszeichneten. An der Spitze stand der Referent für den Auslands-Postdienst, Geheimer Postrat Günther, der, wie schon erwähnt, zweiter deutscher Vertreter in Bern war, sowie der Ober-Postinspektor Hagemann, der als Sekretär mit nach Bern ging, endlich noch eine Reihe jüngerer Beamten. Stephan war stolz auf sie alle und nannte sie gern: „Meine Auslandsgarde". Sie alle wirkten daran mit, dem Weltpostvertrag seine Fassung zu

Digitized by Google

geben. Der Geheimrat Günther war ein ganz ausgezeichneter Mann. Bis zu seinem Tode hat er an allen Postkongressen und Konferenzen teilgenommen. Seinen Worten wurde bereitwillig Gehör gegeben und sein Rat von vielen begehrt. Einer der jüngeren Beamten, der spätere Geheime Postrat Galle, hat mehrere Jahrzehnte als Vizedirektor im internationalen Berner Büro gewirkt, auch die übrigen Beamten sind, soweit sie der Tod nicht frühzeitig abrief, in hohe Stellungen eingerückt.

Möchte unser Auslandsbüro auch ferner so tüchtige Kräfte finden!

Der Trauermantel

Von Fritz Fleischhauer

Was gaukelt schattenhaft im Kerzenring?
Ein Falter scheint berauscht von Glanz und Tönen.
Jung Mozart seufzt: Welch düstrer Schmetterling!
Will er beschämen die Pariser Schönen?
Man konversiert, dermalen ein Genie
Auf dem Spinett im Solo will brillieren.
Die Kavaliere ganz Philosophie
Vergeuden ihren Geist und — kritisieren.
Indes das Instrument, in Schmelz getaucht —
Kein Himmel flockt verklärter Schäferwölkchen —
Aus seiner Saiten Silber Sehnsucht haucht.
Der Meisterhand entschwebt ein Flügelwölkchen.
Die Stimmen, elfenzart und glockenrein,
Vergessen all' den Prunk des Spiegelsaales:
Plauscht lenzlich nicht ein Quell im Buchenhain?
O Jugendglück des fernen Heimattales!
An Elternhand ein ewig-heitres Kind —
Epheben können sich nicht reiner geben —
Blüht seine Melodie. Im Tongewind
Wiegt sich der Falter sammetblau. Da beben
Der braunen Schwingen Irisbänder sacht ...
Ein Trauermantel!? Mozarts weißen Händen
Entschluchzt ein Mollakkord. Welch' dunkle Macht,
O Mutter, wenn die Parzen dich schon fänden?!
Dein dünner Lebensfaden fiebert leis ...
Da dröhnt ein fahler Blitz aus D-Mollschwaden,
Als träte selber ein der finstre Greis.
Wen will der Schreckliche zum Hades laden?
Verdüstert schwimmt der lüsterreiche Saal.
Die schönste Dame weiß sich kaum zu fächeln.
O Menschenherz, dich knickt die letzte Qual ...
Erstorben ist schon längst der Zweifler Lächeln.
Ein süßes Tutti, tief und sternenweit!
Sind nicht bewegt des Kleinen blasse Wangen?
Prinz Conti applaudiert voll Höflichkeit.
Doch Mozart nur: „Mama ist heimgegangen."

Digitized by Google

Die neuesten Anekdoten vom
Tollen Bomberg, dem westfälischen Erzschelm
Erzählt von Josef Winckler

* *

Vorwort

Auf meinen Schelmenroman vom Tollen Bomberg sind mir von Amsterdam bis Wien so viele neue Streiche, Schwänke und Abenteuer zugegangen, daß ich kühnlich noch einen zweiten Band mit ihnen füllen könnte. Der Dichter überlasse zwar, nach einem Ausspruch Goethes, die Erfindung der Fabeln ruhig dem Leben selber, das unerschöpflich gestalte, und nur die Art, wie er sie wiedererzähle, mache den Dichter aus — aber einen kapitalen Karpfen, der so trefflich mundete, soll man nicht alsobald abermals verzehren wollen! Darum folgt kein zweiter Band des großen westfälischen Eulenspiegels, so toll und drollig, wild und ungeheuerlich es wiederum zugehen würde! Ich spreche hiermit auch an dieser Stelle allen Einsendern meinen verbindlichsten Dank aus und will nur noch ein Schock Anekdoten dem Schmunzeln der Öffentlichkeit übergeben.

Pauline Viardot-Garcia

Groß war die theatralische Arroganz der Pauline Viardot-Garcia, jener Tochter Manuel Garcias und der Schwester der Malibran, die — obwohl ihr Gatte, der auf allen Kunstreisen sie begleitete, mit Rheuma fiebernd zu Münster im „Hof von England" lag — der Einladung des Barons nur zusagte, ihren glatten vollen Mezzosopran von seinen Spiegeln widerklingen zu lassen, falls alle adligen Damen bei dieser Soiree in großer Toilette den ihrer würdigen Rahmen bildeten, denn sie habe in England, Nordamerika und Mexiko italienische Opern gesungen und kein geringerer als Franz Liszt sei in Paris ihr Lehrer gewesen!

Da gab es ein Torf- und Buschkentragen, ein Buchenscheit- und Kohlenschleppen auf Schloß Bullbergen, die Räume wurden erst sämtlich ausprobiert auf Heizung und Lüftung in diesem berüchtigt schlimmen Winter, denn trotz der tüchtigen Kamine wollte die Kälte nicht aus den Mauern weichen; so stieß der Nordost mit vollen Backen klirrend und fluchend auf die ganze Vorderfront und drückte seine Tatze auf die Schornsteine, daß dicker Qualm immer wieder unten aus der Feuerung quoll. Aber der Laune einer stolzen, gefeierten Frau fügte sich schließlich auch der bratschige Wetteronkel und stellte sich hinters Haus, wie man eben mal sich abseits stellt — es taute. Und es gefiel auch manchem andern Herrn, daß diese Dame die Diktatur solch weiblicher Charme mit Temperament vollführte, so sehr oder eben weil alle Frauen des westfälischen Adels vor ihr verblaßten wie in Schmand gequirlte Vergißmeinnicht.

Aber als die Diva nun durch die daunentiefe Winterlandschaft im Schlitten herübersauste, da fror es schon wieder und mehr als zuvor und alle nachfolgenden Schlitten stöberten stahlklingend in derselben Schmalspur mit pfeifender Schnelligkeit als lange, bunt gehäutete Schlangenlinie hinterdrein und konnten nicht schnell genug mit den dekolletierten Damen das schützende Gästehaus erreichen.

Gewohnt, Kavaliere wie Unschlittkerzen zu entzünden, kapriziös und kokett, ohne eigentlich schön zu sein, aber voll rassiger, südländischer Süßigkeit, wie man sie auf dem Bilde von Ludwig Pietsch heut noch bewundern kann, saß die Primadonna in ihrem Pariser Eislaufkostüm mit loser Glockenjacke aus rostroter Affenhaut (das kein Geringerer als Compte-Callix abgebildet haben soll), über und über in Schals gewickelt, an der Seite des Barons.

Den Abend brillierte sie. Ihr zu Ehren folgten Bal paré, Kotillonwalzer, sogar Fackelpromenade durch den Park. Dann versammelte man sich mit geröteten Backen im mollig durchwärmten Alkoven. Sie war auch die erste Dame, die hier im Münsterland in der Gesellschaft rauchte.

Die fromme Frau von Golen flüsterte zum Fräulein von Twuckel, dem älteren der beiden Jüngferchen: „Die chommt sicher nich in den Himmel —" Aber die Diva thronte stolz über dem Nacken aller Nebenbuhlerinnen und erzählte von einem ungarischen Fürsten, der ihr ein Bukett aus Rubinen und Perlen in goldenen Blättern überreichte, von einem Londoner Kaufherrn, der Schiffe in Indien nach ihrem Namen taufe. Und herablassend schwärmte sie vom Idyll des Dorflebens, dem Déjeuner sur l'herbe — Frühstück auf Rastepläţchen im Laub — mit ncert champêtre, ländlichem Konzert — Assemblées dans le parc, Gartengesellschaften — mit all den

Digitized by Google

vielen Divertissements ländlicher Vergnügen; o süßes Dolcefarniente, voll köstlicher Einfalt bäuerlichen Daseins — und erklärte: „Vraiment — ich möchte auch wohl eine ländliche Baronesse in Westfalie sein!"

Diese Arroganz plusterte die Frau von Isseburg wie eine Truthahnhenne auf: „Der Edelmann weiß aber auch ein ander Lied zu s-singen — Sie kennen wohl nur die S-Schäferspiele von früher?"

„O non, ma chère — für alle andern Professions ist mehr Intelligenz nötig als für die Ökonomie!" entfuhr es der Hochmütigen und sie züngelte Kringel um ihre Nasenspitze.

„Die Ökonomie erfordert ch-ans bes-sondere Mühsal —" wagte die Isseburgerin, die eine solide Person war, gedämpfter: „Man macht jetzt schwierige Moorkulturen —"

„Kultüre —? Kultüre? —?" spreizte sich Pauline erstaunter vor den Herren und Damen des Landadels — „Kultüre auf westfälischem Lande?" fügte sie bissig hinzu.

„Sie scheinen mißzuverstehen —" lächelte Herr von Schorlemer, der westfälische Bauernkönig, der Gründer des ersten Bauernvereins, und fügte ernster hinzu: „Gnädigste unterschätzen doch wohl den deutschen Bauern, den fleißigsten der Welt, hart mit karger Scholle ringend, der ein mühsamer Tagwerk hat, als wohl die meisten andern —"

„Ah — Sie kennen nicht le Théâtre! Was le Théâtre für Energie und —"

„Trauten Gnädigste sich denn wohl zu, bei kaltem Wetter nur Schweine zu füttern —?" schnarrte Schorlemer erbost.

„Apropos — kennen Sie Zugwind auf die Opernbühnen?" blitzte die Widerspruchsvolle.

„Wir haben ch-ans ch-ewiß chräßlich viel Kälte auf dem Lande!" meinte treuherzig das Baroneßchen von Droste-Fuschering, das jüngere der beiden.

„Eh bien — man kann immer machen dazu Toilette!"

„Allerdings —" bestätigte Herr von Dollwigk, um dem Gespräch die Spitze abzubiegen.

Da aber ließ der Baron schon einen prächtigen Sealmuff feierlich hereintragen und quer mit dem Holzstiel hindurchgezogen steckte darin eine Mistforke.

„So — meine Dame! Dies ist die passende Toilette zu Ihrer Vorstellung von Landarbeit!" Schallendes Gelächter.

Jäh erbleichte die Erhabene und stampfte vor Wut: „Sie Barbar — Sie Barbar! ..."

„Kinners —" schmunzelte der Baron, als sie im Schlitten wohl verpackt allein abgezogen war, mit Muff und Forke hinten drauf: „Lewer n' dütsken Barbar äs n' französken Ape!"

Die erste Bahnstation

Damals hielt die Bahn nur an den Hauptknotenpunkten und wichtigeren Städten; kleinere ländliche Stationen waren noch wenige eingerichtet. Der Baron aber zog einfach jedesmal in der Nähe von Bullbergen die Notleine, zahlte seine dreißig Mark Strafe und ging pfeifend querfeldein: „Ich will doch mal sehen, wer's länger aushält, der Herr Fiskus oder der Herr Baron!" Es hatte darob in der Handelskammer schon eine peinliche Anfrage gegeben und auch der Münsterische „Merkur" entrüstete sich. Das nutzte aber wenig, der Baron zog weiter nach Belieben die Bremse, ließ den ganzen Zug für sich halten, stieg gemächlich aus, zahlte und ging mit den Händen in den Hosentaschen davon.

Dies hatten sich bald allerhand Mitfahrer zunutze gemacht, die genau aufpaßten, an welchen Tagen der Baron zu fahren pflegte, und stoben alsdann wie auf Verabredung aus allen Kupees heraus. Denn die nächste Station in dieser Gegend war Dülmen und wer nicht in dessen Weichbild wohnte, konnte den Zug nicht benutzen. Man kannte bald diesen Bauern und jenen, die dann billig mit einer Perronkarte von Münster zurückfuhren, und selbst der reiche Schulten-Bader fragte den Baron ungeniert auf der Straße: „Treckt Ji morgen de Bremse —?" Und als der Baron gar den Expreß von Hannover, mit dem Salonwagen des Herzogs von Cumberland, darin Höchstderselbe samt Gemahlin tafelte, prompt mitten in sausender Fahrt auf offener Strecke halten ließ, daß Entsetzen Zugführer wie Reisemarschall ergriff und den Herzog fast der Schlag traf in Erwartung eines Attentates — da trat der übermütige Schloßherr von Bullbergen sogar nur eben mal ab und verrichtete seine Notdurft an der nächsten Telegraphenstange, auf eigenem Grundstück, stieg wieder ein und fuhr bis Dülmen mit, wo sein Wagen schon wartete.

Der Eisenbahndirektionspräsident war machtlos; er raste, er sah seine Karriere vernichtet und konnte sich des Spottes nicht erwehren, wenn der Baron ihm zuprostete: „Stramm stehn!" Die Staatsraison verlor von Fall zu Fall mehr an Autorität: denn das unheimliche Phänomen des urplötzlich still stehenden Zuges, das jedesmal unter den Reisenden je nach Temperament oder Tempo der Eile schallendes Hallo oder empörten Spektakel hervorrief, ging wie ein Gespenst nun in Dutzenden Eingaben, Gutachten, Pro-

Digitized by Google

tokollierungen durch alle Instanzenwege, bis der Amtsschimmel sich endlich müde hinlegte, das Rennen aufgab und die Bahnverwaltung in aller Stille kleine Brötchen backte und Bullbergen eine Station präsentierte. Dies war die kleinste Station in ganz Münsterland und selbst Mücken und Mistkäfer hätten mitfahren müssen, um hier Fahrgäste vorzutäuschen. Die Gemeinde jedoch beschloß ihrem „Wohltäter" einen feierlichen Fackelzug zu bringen.

Als nun der erste, offizielle Zug hielt, war der Baron mit seiner Musikkapelle anwesend. Alle in Zylinder, Gehrock, weißen Hosen. Unter dreimaligem „Hoch!" wurde der Lokomotive ein Eichenkranz um den Schornstein geworfen, der Baron taufte sie mit einer Pulle Sekt und schmetternd setzten die Hörner an, unterm Trumtrumtrum! der großen Trommel ward von Dachs in roter Weste dienernd den überraschten Gästen ein Willkommtrunk geboten, draußen winkte freie Tafel, über Bierfässer gelegte Planken luden als Sitze und es dauerte nicht lange, so stiegen alle miteins fröhlich aus, Lieder, Hurrarufe wechselten ohne Ende, die Kapelle strich flotte Walzer und Schottzken und schließlich tanzte der Zug wie auf einer Dorfkirmes um den Zug, bis selbst Schaffner und Führer beschwipst auf den Trittbrettern und unter den Rädern lagen.

Und so blieb diesen bösen Tag die wichtigste Verkehrsader im Westfalenland lahmgelegt und selbst der Kaiser von China hätte mit sämtlichen Mandarinen aussteigen und zu Fuß nach Peking weiter gehen müssen.

Der vornehme Reiter

Der Freiherr von B. war ein äußerst feiner Herr, wie gesagt, die distinguierte Erscheinung des echten Kavaliers, stets à la mode gekleidet, streng und ernst, von dem man nun die Äußerung dem Baron hinterbrachte: ‚Er würde es sich dreimal überlegen, nur einmal mit diesem Wüstling sich öffentlich noch sehen zu lassen — denn der Baron kenne nicht primitivsteReserve und keineSpur von Haltung!'

„Dann wollen wir mal sehen, wer Haltung hat —!" schmunzelte der Baron.

Der Freiherr pflegte Dienstags und Donnerstags mit den Kürassieroffizieren im Restaurant Matin einen Frühtrunk zu nehmen und der Baron setzte sich zu ihm. Er war aufgeräumt wie je. Hier, in der geschlossenen Korona, gab man dem Teufel keinen Pardon und wurden die Kürassierstiefel nicht auf die Goldwage gestellt. Der Baron blühte in Übermut. Freiherr von B. konnte nicht anders als kräftig Bescheid tun und entdeckte von Argwohn keinen Deut in seiner Seele. Beim Aufbruch warf Bomberg so nebenbei hin: „Haben ja denselben Weg — reiten ein Stückchen zusammen!"

Die Pferde warteten schon gesattelt draußen an der Wendeltreppe vorm Restaurant — es war dem Freiherrn sichtlich fatal, aber was blieb zu tun? Die Strecke über den Markt, die Ausgangsstraße war höchstens einige hundert Meter, man konnte flotten Trab nehmen, brauchte sich nicht lange mit ihm zu zeigen — besondere Blamage war also wohl nicht zu befürchten, sprang schnell und elegant auf, verneigte sich noch einmal zu den Kürassieren, die mit Zutrunk und Bücklingen alle Fenster füllten, und der Baron wippte die Reitpeitsche salutierend zurück:

„Faites votre jeu, messieurs!"

Kaum aber sollte der Trab beginnen, da ging's schon los. Der Gaul des Freiherrn ward störrisch und bockte! Nanu —? Bomberg ritt ruhig voraus. Freiherr von B. kniff das Monokel fester und gab diskret Sporen. Da hopste das edle, rassige Tier zehn närrische Sprünge auf einmal! Bomberg ritt ruhig zur Seiten. Der Freiherr drehte sich im Kreisel mit seinem Gaul, daß bereits die Spaziergänger auf den Steigen stehen blieben und lärmende Zurufe der Kürassiere, die aber nicht mehr verständlich blieben, durch die offen gerissenen Fenster des Restaurants hinter ihnen erschollen! Sie waren bereits auf dem Markt Unter den Bogen angelangt, wo das Treiben noch in vollen Wogen brandete und Kopf an Kopf Bauern, Hökerinnen, einkaufende Damen der Aristokratie, Bonnen, Studenten, Handels- und Kiepenkerle dem verrückten Schauspiel zuschauten, das sich nun vor aller Augen schonungslos entwickelte. Denn man sah den feinen, stadtbekannten Freiherrn von B. soeben in den tollsten Kapriolen und Zickzacksprüngen übers Pflaster hippuren, als ob ein frecher Hanswurst eine Harlekinade gäbe und sein Gaul besinnungslos beschwipst sei — während der Baron in eisiger Reserve, kerzengrad, voll Haltung, streng und ernst, distinguierte Erscheinung des echten Kavaliers, an seiner Seite dahinritt. Und plötzlich erhub sich maßloses Gelächter, hunderte Arme zeigten auf den armen Freiherrn, der vor Verwirrung den Zylinder vom Kopf fliegen fühlte, in die Zügel verkrampfte, instinktiv sich klein machte wie ein Kater zu Pferde und voll Verzweiflung lospeitschte auf das hopsende Ungeheuer, das verhexte Satansbiest vorwärts! — vorwärts! mitten über den Markt, quer durch das Ge-

Digitized by Google

Christus. Bronzebildwerk von Prof. Hermann Hahn
(Münchener Kunstausstellung im Glaspalast 1924)

Digitized by Google

Digitized by Google

wieher und den Trubel des Gelächters — als gälte es, um die ewige Seligkeit zu reiten — der Baron steif und kerzengrad immer zur Seiten — stob die Straßen hinauf, tanzend, kreiselnd, kindisch, aberwitzig, erreichte das Horster-Tor, sprang herab, am ganzen Leibe zitternd, dickste Schweißperlen auf der totenblassen Stirn, blieb fast noch in den Bügeln hängen und da sah er die infame Bescherung: der Baron hatte seinem Pferde einen tröpfelnden Salzhering unter den Schwanz geknüpft!!

Verhöhnung des Polizeipräsidenten

Es war ein neuer Polizeipräsident nach Münster gekommen. Der gedachte, mit allem alten Schludrian tüchtig aufzuräumen, denn jeder neue Amtsgewaltige sieht die Amtsführung seines Vorgängers als Schludrian an, und bald ging der Schrecken mit klirrenden Liktorenbündeln vor ihm her. Man erzählte, daß er persönlich auf den Straßen Schutzmänner kontrolliere, keinen Untergebenen wiedergrüße, jeden Eintretenden warten ließe ohne Aufforderung, Platz zu nehmen, und die gesamte Polizeimannschaft drille, bei kleinsten Angelegenheiten in militärischem Ton zu schnarren, das Publikum von oben herab zu behandeln, bis man spüre, wer die Macht habe!

Immer schlimmer wurde es mit dem „Preußenkopp", wie sein Spitzname hieß, denn er stammte aus Ostelbien.

Als nun die große Hundesperre einsetzte, nicht weil die Münsterischen Hunde den Mond verbellten, der blieb hier wie je in seinem Dorado, sondern weil die Tollwut herrschte, da schritt der Baron mit einem ruppigen, struppigen Biest von Köter ungeniert und hagelfrech durch die Stadt und hatte die Genugtuung, ein besonders schweres Strafmandat zu erhalten. Er erhob gleich heftigsten Widerspruch und es gab eine echt Bombergsche Szene vor Gericht, als er nachwies, es sei ja nur ein von Professor Landois gezähmter Privat-Wolf gewesen, der ohne Maulkorb und Leine mit dem Spazierstock zwischen den Zähnen ihn frei begleiten dürfe; denn auf normale Privat-Wölfe treffe die Polizeiverordnung nicht zu! Worauf der Wolf vor dem Tribunal erschien.

Der Polizeipräsident mußte sich allerorts wenig Schmeichelhaftes sagen lassen; mit den scharfsinnigsten Kniffen und Pfiffen sei er dem Baron nun einmal nicht gewachsen. Der Gewaltige fühlte den Turm seines Ansehens bersten.

Im Zweilöwen-Klub, in Gesellschaft vieler Herren, traf ihn der Baron und sofort schritt er auf ihn los, stellte sich vor und schnarrte mit barscher Stimme, daß er mitverantwortlich sei für diesen groben Mißgriff seiner Unterorgane, ob er denn sich einbilde, in Krähwinkel zu sein, ob er erst für die Polizei Unterricht suchen müsse, wie man einen Esel vom Stachelschwein, eine Laus vom Kuckuck und einen Wolf vom Hund unterscheide? Er verlange eine förmliche Entschuldigung für diese unerhörte Anremplung!

Weiß wie ein Laken, vernichtet in seinem Hochmut, schrie der Preußenkopp den Baron an: „Herr — glauben Sie, ich liefe Ihnen nach —?"

„Jawohl — ich werde Sie schon dazu zwingen!" spritzte der Baron mit geringschätzigem Lächeln und ging kurz davon.

Der Graf Schmusing brach das peinliche Schweigen: „Wie die Dinge nun einmal liegen — befürchte ich, Herr Präsident, daß Sie irgendwie doch den kürzeren ziehen!"

„Hat er denn so hohe Verbindungen —?" forschte dieser kleinlauter.

Man zuckte die Achseln.

„Ausjeschlossen —" wiederholte da der Gewaltige, sich aufraffend — „mag er tun, was er will, ich bleib' bei meinem Wort: keinen Schritt lauf' ich ihm nach!"

Aber er schlief die ganze Nacht nicht und bedachte in bangen Verfolgungsträumen alle Möglichkeiten — sah sich immer wieder im Zylinder vor die Tür des Barons treten und Abbitte leisten und verwarf es, aufschreckend, als unmöglich, unerhört und wappnete sich mit Trotz und Scharfsinn.

Bomberg verteilte sogleich am folgenden Morgen Dachs mit einigen Kerlen durchs ganze Polizeipräsidium, als warteten sie überall auf den Bänken. Es war nichts Auffallendes dabei, da stets ein lebhaftes Kommen und Gehen hier in den Korridoren wogte und ebbte.

Punkt zehn Uhr gab Dachs das Zeichen und rannte in Panik von oben die Treppe hinab: „Feuer! Feuer!" Im gleichen Atem polterten alle die andern von Gängen und Türen und schrien: „Feuer! Feuer!" Und aus Nischen, Erkern, Büros, von Stühlen und Tischen, der gesamte Beamtenstab eilte herbei — und richtig öffnete sich auch die Pforte zum Gemach des Gewaltigen und der Präsident in eigener Person stürmte höchstselbst, wie er war, im Bürorock, den Federhalter noch in der Hand, dem Ausgang zu und rief mit

Digitized by Google

aus Leibeskräften: „Wo ist Feuer? Wo ist Feuer?“ — Vorm Portal aber, in gelb lackiertem Jagdwagen, hielt der Baron und zündete lässig die Zigarre an: „Danke, Herr Präsident — ich bedien' mich schon selber!“

Schwubs! stoben die Gäule um die Ecke.

Die Rehabilitation

Ja, es gibt Menschen, die an ihrer Würde hängen wie der Klöppel an der Glocke, die nicht leben können, wenn der Ruhm ihres Wesens nicht zwölfmal täglich in die Runde schallt. Und die niemanden mit solchem Haß verfolgen wie den armen Ungeschickten, der am heiligen Strange ein falsches Tönchen zog. Dies Mißgeschick widerfuhr auch dem armen Kanzlisten Schlüter, der bei dem Landgerichtspräsidenten von Münster in Diensten stand und zu manch anderm Malheur schon wiederholt auf der Straße zu grüßen vergessen hatte. Dies Delikttum einer so öffentlichen Mißachtung eines Vorgesetzten trug ihm die dritte Verwarnung und damit die Entlassung ein. So war's damals.

Der Kanzlist wußte nun, daß der Baron öfters mit dem Präsidenten zusammentraf. Also lief er, daß ihm der Stehgreif unterm Fuß zerschliß, schnurstracks hinaus und trug dem Baron als armer Pönitant sein Unglück vor. „Kleinigkeit —“ schmunzelte der: „Heut abend nehm' ich Sie als meinen Leibdiener gleich mit. Lassen Sie sich die Livree über den Kadaver ziehn!“ Zögernd — was war viel zu verlieren? — versteckte das dürre Schreiberlein seine ängstliche Bürokratenseele in den Prunk einer kastanienbraunen Livree, bekam gepolsterte Waden und einen dicken Siegelring auf den Daumen. So flatterte er auf dem Bock am Nachmittag mit nach Münster und duldete Tantalusqualen auf allen Straßen, daß er von irgend jemand erkannt würde, und wunderte sich, wie selbst der alte Büroworsteher ihn gleichgültig übersah. Herzklopfend fand er sich gen Abend im „Englischen Hof“ wieder. Beinah hätte ihn der Schlag gerührt, als pünktlich zum Schoppen der Unnahbare erschien. Das Schreiber-Dienerlein hielt sich hinterm Wandschirm bei den Kellnern in Sicherheit — obgleich er bereits eine halbe Flasche leichten Surius hineingetröpfelt hatte, den der Ober als sein Deputat ihm hingestellt, obgleich er vernahm an den Titeln, daß der Gebietende hier keineswegs der Allgebietende sei und noch höhere Exzellenzen-Götter über sich dulden mußte, (welches vornehmlich in einem ganz ungewöhnlichen Hinneigen seines Kopfes offenkundig wurde) — er kriegte die Beklommenheit nicht los, er kriegte das Puppern unter den Rippen nicht still und erschrak, daß die Zehen sich krümmten im Schuh, wie plötzlich des Barons Stimme rief: „Schlüter!“ Da mußte er nun hervor und Farbe bekennen und sein Armsündergesicht, das so wenig mit der Selbstsicherheit eines aristokratischen Dieners sich vertrug, schwebte in die Verwunderung des aufhorchenden Landgerichtspräsidenten mitten hinein: „Wie — Sie sind jetzt hier?“ Schlüter brachte es zu seinem eigenen Erstaunen hervor: „Jawohl, Herr Präsident —!“ Und der Baron gab ihm irgendeinen Auftrag, schnitt aber gleichzeitig so heikle Themata für ehemalige Subaltern-Ohren an, daß das anfängliche Erstaunen des Präsidenten bald in bohrendes Unbehagen überschlug, und er sich sehr unvermittelt bloßgestellt sah und einsilbig dasaß. Am nächsten Abend gar wurden an seinem geliebten Stammtisch durch den Baron solch dicke Klatschgeschichten aufs Tapet gebracht (unter verständnisvollem Zustimmen der andern Herren), daß kaum der Präsident die Würde wahren konnte. Denn gewiß stand der neue Diener noch immer in Beziehungen zum gesamten Büropersonal — fatal, höchst fatal, kolossal fatal!

So wuchs von Abend zu Abend diese innerste Folterung, von der niemand was merken durfte und die der Baron mit teuflischem Geschick vor den Ohren des Dieners zu einem glühenden Marterinstrument für seinen ehemaligen Gebieter ausbaute, immer indiskreter, unerschöpflicher, daß jener jämmerlich hilflos litt und ängstlicher denn je keinen Abend zu versäumen wagte, denn er fürchtete in seiner Abwesenheit über gewisse Personaldinge (auch über sich selber!) eine noch schonungsloser entschleiernde Generalkritik, und als diese Quälerei am fünften Abend ihren Höhepunkt erklommen hatte, rief der Baron ausgelassen: „Schlüter — du Ulkgenie, du preisgekrönter Pfiffikus, der ja jeden famos nachahmen kann — zeig' uns auch, wie der Herr Präsident im Amt sich benimmt!“ Alle rückten gespannt, verwundert näher: „Zeig' den Spaß! Die Mimik steigt!“ Der Baron krümmte sich vor Lachen: „Ja, das wird ein Riesentheater — Herr Präsident, Sie können den stärksten Pfeffer doch vertragen?“ Da die andern nun dessen zornflammende Ohnmacht gewahrten, stachelten sie noch voll Schadenfreude und Übermut den ehemaligen Kanzlisten: der jedoch in Wirklichkeit keine Ahnung hatte, wie er den Präsidenten imitieren sollte!

Daher zur Verwunderung der ganzen Ko-

Digitized by Google

rona nahm Schlüter stramme Haltung: „Ich könnte mit bestem Willen vom Herrn Präsidenten nichts Komisches vormachen!"

Dabei blieb er wie der standhafte Prinz. Der Baron tat fuchsteufelswild, erst drängte er, dann befahl er, später schimpfte er, zuletzt brüllte er: „Sie rückgratloser Kastrat — ohne Kündigung marsch vor die Tür!" Schlüter schlich totenbleich ab. — „Bis in die Knochen bürokratisiert — total subordiniert!" schmiß der Baron geringschätzig hin: „Duckmäuser!" — Der Präsident aber kalkulierte: ‚Aha — also doch treuer Beamter, zuverlässig bis ins Grab —'

Schlüter wurde bald wieder angefordert und brachte es schnell zum Kanzleirat.

Blinde Passagiere

Tölke Bernd sah allerhand „Vorgeschichten". Besonders Irrlichter. Er fuhr die Post nach Ascheberg. Den weiten Weg übers Ottmarsbocholt. Drum mußte auch er dran glauben.

Kaum hatte er eines Abends den Bock bestiegen und wollte zurückfahren, so trat der Baron verkleidet in einer Schirmmütze an den Wagen: „Kann ick noch mit?" — „Jawoll — de Wagen is noch leer!" Der Baron stieg an der andern Seite wieder aus, wo ihm Dachs Mantel und Zylinder reichte und trat aufs neue vor: „Ist vielleicht noch Platz?"

„Erst een Mann is drin!" rief der Postillon und der Fremde stieg in den Wagen, sagte drinnen laut: „Guten Abend!" — und stieg an der andern Seite wieder aus, ging hinten herum, empfing von Dachs nun einen Kittel und hinkte als Handelsmann heran und kletterte schnell vor der Abfahrt als dritter Passagier ein — um an der andern Seite wieder zu verschwinden.

Tölke Bernd fuhr ab. Da winkte und schrie Dachs noch eilends heran und warf sich als vierter Fahrgast schon während der Fahrt lärmend hinein, mit Gelächter — heimlich rutschte er wieder raus.

Nach einer halben Stunde bei einem Tannenwäldchen, wo es stockdüster wurde, fragte Tölke Bernd durchs Bockfenster: „Sall ick Licht anmaken —?"

Keine Antwort.

Aha — sie schlafen ...

Durch tiefen Sand schleppen sie weiter und bei Bekken Moder mußte die Post stets Station machen, Briefe in Empfang nehmen und die Passagiere gaben dann ein Schnäpschen aus. Darum sagte Tölke Bernd zur Wirtin: „Ick häbb ver Mann binnen — wi willt wat drinken —"

Die Wirtin öffnete. Leer. Sie rief: „Du olle Käl driwwt noch Hallotrika mit mi? Dor sidd ja kin Mensk inne!"

„Wat? Kieck doch to — sedd di de Brille up'n Às!"

Die Alte leuchtet mit einer Laterne über den Wagenschlag hinein: „Du häs woll wat drunken? Kin Mensk!"

Tölke Bernd stotterte, den Wagen öffnend: „Blinde Passagiere —? blinde Passagiere —? Unglück — Unglück —" Und als er hineinsah, prallte er entsetzt zurück: „'n Spok —!!"

Da stand in jeder Ecke ein struppiger Besen.

Die Kollekte

Das Kollektenwesen nahm damals überhand. Jede Woche bettelten Paters mit ortskundigen Führern in den Dörfern rund, für den „Kölner Dombau", „die Diaspora in Berlin", „die armen Heidenkindlein", „den Peterspfennig". Es nahm kein Ende.

Der Baron ließ sich glatt rasieren und den Kopf kahl scheren. Desgleichen sein Kutscher Dachs. Sie stülpten Hüte bis zum Kranz der Haare, der über Nacken und Stirn stehn geblieben war wie bei Franziskanern.

So stiegen sie in den Zug nach Billerbeck—Rhedebrügge. Der Waggon war mit Marktbauern vollgepfropft. Sie saßen und sahen bescheiden vor sich hin. Unversehens lüftete der Kutscher den Hut, kratzte sich hinters Ohr nach einem Klosterläuschen und stülpte den Rand wieder zurück.

„'n Poter," schwirrte Geflüster im Kreis. „Noch ener —" hörte der Baron, als er gleichfalls die Krempe mal lüftete.

Ehrfurcht wob Stille um die Versammelten.

Da zog der Baron den Rosenkranz und begann zu beten. Gleich fielen die Weiber mit hellen Stimmen ein, die Männer murmelten unverständliche Suren aus preumenden Kieferknochen. Dann erhub sich demütig Dachs und sammelte milde im offenen Hut Almosen ein. Beide zählten umständig und steckten die Gaben mit vieler Vorsicht in einen großen gefüllten Sack, den sie mitschleppten. Aller Blicke hingen an diesem Sack.

An der nächsten Station schleppten sie den Sack heraus und stiegen in ein andres Kupee. So fuhren sie diesen Tag zweimal

Digitized by Google

Billerbeck—Rhedebrügge hin und zurück und schleppten zuletzt gekrümmt schon zwei Maltersäcke auf dem Buckel.

Am folgenden Tag wiederholte sich diese Schalkstour in Richtung Rheine.

Dann gen Appelhülsen, Recklinghausen. Kreuz und quer durch Münsterland. — Die guten, echten Paters wunderten sich, als sie bald vernehmen mußten, daß unglaubliche Gerüchte über riesenhafte Kollekten in der Leute Mund gingen, und die Bauern ihre Taschen wie zugelötet hielten.

Der Versicherungsonkel

Da kam nun ein Versicherungsonkel mit seinen Policen aufs Schloß, denn die deutschen Versicherungsgesellschaften, ursprünglich in England begründet, hatten sich erst vor nicht langer Zeit selbständig gemacht und suchten nun allenthalben festern Boden zu fassen. So waren die Versicherungsreisenden eine Landplage wie die Heuschrecken in Ägypten. Schon dreimal hatte der Baron einen abgewiesen. Aber der Mann blieb hartnäckig und gedachte irgendeine tolle Laune seines Opfers auszunutzen, um mit fetten Policen dann möglichst bald das Weite zu suchen. Denn, das wußte er zur Genüge aus tausend Schilderungen Reingefallener: „Nur nicht intim werden, schnell das Geschäft abwickeln und wieder fort —!"

Also erschien er zum viertenmal.

Dachs brachte die Karte herein: „Er ist schon wieder draußen —"

„Wie alt ist der Mann?"

„Ich taxiere so an die sechsunddreißig Jahre gut —" meinte Dachs treuherzig.

„Dann können seine Knochen noch was vertragen — laß den Gimpel 'rein!"

Der Versicherungsonkel verbarg nicht seinen inwendigen Triumph: ‚Aha, endlich!' Und schritt stolz an der roten Weste vorbei ins Zimmer.

„So, versichern wollen Sie mich?" fragte der Baron, freundlich, unheimlich freundlich.

Der Herr packte seine Akten aus und wollte die Vorteile der Versicherungen exemplifizieren, aber der Baron wehrte: „Ach, bitte keine langen Lamento — bin vollkommen im Bilde. Sagen Sie also kurz, mein Lieber: Können Sie versichern gegen Hagelschlag und Überschwemmung —?"

„Das ist sogar unsre Hauptsache —!"

„Gegen Brand?"

„Natürlich!"

„Hm — auch mich persönlich gegen Unfall?"

„Aber gewiß doch — selbstredend —!"

„So — so — dann könnte mir also nichts mehr passieren?"

„Dann könnten Sie ohne Sorgen bis Rom und Palästina reisen — ich versichere Sie gegen Unfall oder gar Todesfall zu Wasser und zu Lande, in der Eisenbahn und auf dem Schiff!"

„Donner und Doria!" staunte der Baron: „So tüchtig sind Sie? Sollte das nicht etwas übertrieben sein?"

„Absolut nicht, sehr einfach, Herr Baron! Ich bitte Sie!"

„Damit ich ganz klar im Bilde bin; ohne Deuteln und Kritteln: Versichern Sie mich für eine runde Summe gegen jeden Unfall?"

„Ehrenwörtlich!"

„Bon — dann arbeiten Sie alles genau zu Hause aus —!"

Der Versicherungsonkel fuhr in gehobener Stimmung ab, denn er war doch ein gut Stück weiter gekommen, zumal der Viererzug ihn heimbrachte, drin er lehnte auf rotem Sammetpolster, eine geschenkte Havanna zwischen den Fingern.

Mitten in Dülmen, an der bestimmten Stelle, wurde der Wagen durch den Knopf, den der Kutscher geheim vom Bock aus drücken konnte, mit kühnem Schwung im Bogen auf die auswendigen Räder gekippt und der entsetzte Versicherungsonkel stürzte mit „Jesus! Maria! Joseph!" kunstgerecht genau auf den Misthaufen, indes der Viererzug weiter raste.

Als er bald wieder vorsprach mit seiner Police und siegesgewiß eintrat, fuhr ihn der Baron saugrob an: „Wie —? Sie Kerl wollen mich versichern gegen Unfall und kann sich selber nicht mal sicherstellen? Ihr Geschäft ist purster Schwindel und Luxus! Raus!!"

Und dabei blieb es.

Wie der Baron einen ganzen Krammarkt aufkauft

Auf dem Prinzipalmarkt in Münster brodelte wieder buntes Treiben, da ritt der Baron von Bomberg die Straße heran, zwei Windspiele stolzierten voraus und zitterten in der Sonne.

„Sieh da, Baron —!" Landois bog um die Ecke und Bomberg warf ihm die Zügel übermütig zu: „Professor, wenn Sie Lust haben, steigen Sie hinten auf und halten sich an meiner Taille fest!"

Das ärgerte den Professor, der den Zügel gedankenlos geschnappt hatte: „Oller Schwabe — ich schlage Ihnen lieber 'nen Schoppen vor!"

Digitized by Google

„Gut, Carissime!"

Der Professor tat bereits einen Schritt voran, als er bemerkte, daß er immer noch den Zügel in der Hand hielt, überlistet wollte er sich aber nichts merken lassen und führte so, klein wie er war, in Zylinder und Brille nebenher trabend, den Baron gleichsam als Lakai am Pferdezügel zum Erstaunen der Leute vor die Altbierkneipe. Der Baron stieg gleichmütig ab und Landois band noch gleichmütiger den Gaul an den Pfahl.

Es fanden sich bald Stammgäste ein. Der Wochenmarkt hatte das Gespräch auf Vieh und Menschen gebracht und Landois war im Fach:

„Ick wette 'ne Runde, datt ick den wildesten Hahn ohne Band hier äs in 'ne Panne up de Diskplatte kriege!"

Der Baron wettete einen Bullenkopp Altbier dagegen und Landois ließ zwei Hähne einfangen, die der Wirt selbst mit Mühe unter dem Arm hereinbrachte, und er nahm das fürchterlich kreischende Federvieh, das mit schreckhaft aufgerissenen Augen und sperrweitem Schnabel sich sträubte, wie eine arme Seele an sich, drückte den Kopf seitwärts auf die Tischplatte, so daß das linke Auge flach darauf lag und zog dann mit Kreide einen weißen Strich vom Auge geradeweg. Genau so verfuhr er mit dem zweiten, und zum Gaudium aller Umstehenden blieben die tollwütig zappelnden Hähne, den Hinterteil emporgereckt, den Kopf auf den Strich, in verhexter Stellung liegen und beköddelten vor Angst die Bierfilze. Das Geheimnis löste sich, weil der Hahn, der nur seitwärts sehen kann, sich an einem weißen Band angebunden wähnt.

Dieser später oft wiederholte Scherz ist zuerst von Landois entdeckt worden.

Der Baron juckte sich ins Ohr: „Liebes Professörchen, ich glaube, daß Sie eine Schildkröte mit einem Kanarienvogel paaren könnten — aber einen ganzen Krammarkt innerhalb zehn Minuten sich sinnlos verprügeln zu lassen, das bekommen auch Sie Fossilienschnüffler nicht fertig!"

Nun setzte Landois einen Bullenkopp Altbier und der Baron winkte den Zapfer herbei und flüsterte ihm ins Ohr. Der nahm eine Ladenleiter, schraubte oben an der Haustür die Glocke ab, verschwand und kam im Sonntagsrock zurück. Gespannt trat die Gesellschaft an die Fenster und harrte der Dinge. Das Markttreiben hatte seinen Höhepunkt erreicht.

Plötzlich hub ein Mann vor dem Rathaus die Glocke zu heftigem Schlag und rief über die andrängenden Köpfe: „Der hochgeborene Baron von Bomberg muß den ganzen heutigen Wochenmarkt zu einem großen Volksfest, das er morgen feiern will, aufkaufen! Er zahlt das Doppelte! In zehn Minuten muß das Geschäft abgeschlossen sein! Hallo! Hallo!"

Verblüffung. Schweigen.

Unschlüssig, kopfschüttelnd, Hände überm Bauch und in den Hosentaschen, stand das Bauernvolk da. Gewiß hatte der Tolle wieder eine tolle Verschwendung vor! Aber man kann wie stets daran verdienen! So hörte man schon einen Kötter als ersten rufen: „He kann ale mine Enten un Schruten forts häbben!" — „Jau, jau, mine Smoltäppel auk!" antwortete ein Junge und drängte mit seinem Korb näher. „Minen ganzen Wagen vull Heu auk!" schrie ein Dritter. Da aber schellte schon ungeduldig der Ausrufer: „Gekauft! Gekauft! Gekauft! Beeilt euch! Mein Zug fährt!"

Und nun setzte der Spektakel ein, die einen waren dafür, die andern dagegen, immer übertönt von der Glocke: „Voran! Voran! Ich muß gleich weiter!"

Der Ausrufer hielt die Uhr in der Hand und starrte aufs Zifferblatt, mit der Rechten ununterbrochen läutend.

Schon waren zwei Bauern aus Hiddigsel handgreiflich geworden, denn ihre Käuferinnen, treue Hausfrauen, erhuben mit leer schwenkenden Körben Protest: „Ich will Eier!" — „Ich will Salat!" — „Ich will Radieschen!"

„Voran! Voran! Noch sechs Minuten, Herrschaften, beeilen Sie sich!" peitschte der Ausrufer.

„Dat is ja Schwindel!" — „Nix verkopen!" — „Alles verkopen!" — „Dat is Wahrheit!" schrien die Parteien durcheinander.

„Hier achtzig Bunzlauer Pötte! Fünfzig Näpfe! Zweihundert Kümpkes!" brüllte ein Budenbesitzer mit Löwenstimme. Aber bereits tobte es von der Ecke der Salzstraße, wo seit unvordenklichen Zeiten spinnefeindliche Hökerinnen wie Furien aufeinander fuhren: „Jau! Jau!" — „Nee! Nee!"

„Noch vier Minuten! Beeilt euch doch! Mein Zug fährt!"

Da — eine Gruppe Burschen stieß einheitlich von links hervor: „Schluß! Schluß!" „Alles för den Baron!" — „Wenn de Mann verrückt is, wat gehf uns dat an?" — „Lot Ju nich foppen!" — „Hau em vör de Schnute!"

Handgemenge, Kampf. Sie bewarfen sich mit Geschirr, gossen sich Milch ins Gesicht, klatschten Eier und Runkelrüben.

Der Baron war auf einen Stuhl gestiegen, besser sehen zu können.

Digitized by Google

Aber keiner verstand den andern mehr, der Teufel schien in eine Horde Wiedertäufer gefahren.

Der Ausrufer verschwand spornstreichs. Auch der Baron verließ auf Umwegen die Stadt.

Die Todesanzeige

Der Vetter Konrad humpelte aschfahl und sehr verdattert aus dem Garten seines Doppelhauses in die Veranda des Barons. Man brachte den alten Junggesellen sofort zu Bett.

Nun zeigte die Baronin ihre ganze edle Seele, trotzdem der Vetter sehr ungnädig sich gebärdete. Sie wich nicht vom Lager und pflegte ihn mit engelhafter Sanftmut. Nach etwa acht Tagen war sie selber so herunter, von Nachtwachen schwindlig — denn er duldete keinen Fremden um sich — daß sie dringend der Ausspannung bedurfte. Aber der Vetter heischte doppelte Sorgfalt. Es war gerade um die Karpfenzeit und der hypochondrische Kranke verlangte einen frischen Karpfen. Dem Baron lief auch das Wasser um die Zungenspitze und die Baronin sagte: „Gut — wenn du diese Nacht wachen willst, werde ist euch beiden die Lieblingsspeise heut abend selber kochen!"

Der Vetter aß aber nur Karpfen blau, der Baron liebte sie nur auf polnische Art.

„Sei drum unbesorgt —" lächelte die Gute — „ich werde dem Vetter extra einen Karpfen blau machen, wie er ihn so zart noch nie gegessen — und die ganze übrige Portion für dich in polnischer Sauce!"

Des war der Baron zufrieden und präparierte sich auf die Nachtwache. Die Baronin schickte indessen zum Pastor — denn der Hausvikar weilte seines Hustens halber fern in Italien — und dem bewährten Fischkenner glückte es denn auch bald, noch vor Abend, einige schöne Exemplare mit Hilfe des heiligen Petrus für den Kranken zu ergattern. Sie wurden ihm erst in der Schüssel gezeigt, frisch und rosig, daß er sein Herz daran ergötzte. Aber er war schon sehr unruhig und rieb unter der Bettdecke nach seiner Gewohnheit die Spitze des rechten Fußes am Hacken des andern. Er phantasierte leicht. Der Baron beschloß, den Doktor Möller morgen früh herüber zu bitten, daß er einige Tage im Hause logiere und den Vetter beobachte. Das müßte allerdings mit äußerster Vorsicht bewerkstelligt werden, denn der Kranke hatte eine abergläubische Idiosynkrasie vor Ärzten. Als Hagestolz ertrug er keinen Widerspruch mehr, dessen Launen man nach Möglichkeit zu erfüllen suchte; deshalb auch diese Karpfengeschichte.

Die Baronin nahm also in der Küche im Souterrain selber die Zurichtung vor. Während sie nun unten eifrig eine besonders leckere Portion bereitete, nahm droben die Katastrophe einen unerwarteten Verlauf und der arme Vetter starb plötzlich am Herzschlag. Der Baron sprang auf, erkannte sein Ende und stürzte zur Küche und schmetterte durch die Tür: „A l l e Karpfen auf Polnisch —!"

„Ich wollte es dir ja nur schonend beibringen —!" besänftigte er später die Empörte.

Eine ähnliche Geschichte wird auch von einem andern Feinschmecker erzählt.

Der Schulinspektor

Eines Morgens spazierte der Baron mit dem Handstock über die Heide. Die dicken Hummeln schwirrten in den rosahonigen Blütenglöckchen, warm roch der Föhrenstand. Ein Kuckuck schrie dunkelblau in der Ferne, wolkenlose Sonnenstille brütete im ganzen Land und er freute sich der träumerischen Stunde dieses Tages. Nahm den Hut ab, knöpfte die untere Zipfelweste gemächlich los, hing den Rock über den Arm und schlenderte hemdsärmelig wohl dahin, eine Blume wippend im Munde, die säuerlich schmeckte. So kam eine Schule in Sicht, die abseits der Gemeinde am Waldrand lag, wie ein Kotten noch mit Stroh bedeckt, und er hörte durch die offenen Fenster im Takte viele helle Kinderstimmen: „Hoch klingt das Lied vom braven Mann!" Zehn Minuten deklamierte das im Gleichton. Dazwischen polterten Worte und auch ein klatschendes Geräusch ward hörbar. Dann folgte ein Rechenexempel und deutlich rief's weinerlich: „Ich kann's doch nicht verstehn, Här Lehrär —!" Ein lautes Scheltwort und wieder wurde mit vielen Kehlen addiert, subtrahiert, multipliziert — der Kopf des Lehrers tauchte hie und da am Fenster auf, und plötzlich schnarrte eine Klingel: groß schnappte die Tür, Wellen von Kindern sprudelten hervor. — Hinten auf dem Sandbülten begann jetzt die Turnstunde. Knaben und Mädchen wurden reihenweise gedrillt. Der alte Lehrer grölte gurgelnd wie ein Korporal Kommandos und maß mit krummem Buckel die Reihen und wo ein Vorwitz hervorstach, prallte vom Stock gleich ein dästiger Hieb. Keine Kinderstimme tönte mehr.

Da zog der Baron gelassen den Rock wieder an, zupfte die weißen Manschetten um die Gelenke hervor und knöpfte auch den untern Schniepel der Weste zu. Er zwirbelte

Digitized by Google

den Bart an beiden Enden spitz und trat von der Dorfseite her um das Gebäude in die Schule. Schritt gleich ins Klassenzimmer und schrieb mit Kreide an die Wandtafel: „Heute nachmittag fällt die Schule aus! Der Schulinspektor ...“ Dann schaute er auf den Gang und entdeckte am Ende die Wohntür des Lehrers. Auf sein Klopfen öffnete eine Frau, die gerade beim Kochen die Wendeduse, den eisernen Haken überm Herd, wegschob und einen heißen Topf mit der Schürze in der Hand hielt, von dem sie den Schaum wegblasen wollte. Der Baron lüpfte ein weniges den Hut: „Ich bin der Schulinspektor; habe aber keine Zeit mehr, bestellen Sie bitte Ihrem Mann, er möchte für eine längere Konferenz sich bereit halten!“ Die Frau starrte ihn an und als sie gewahrte, wie der Herr in blaues Tuch gekleidet war, mit weißen Knöpfen an den Gamaschen und daß gewohnte Sicherheit des Befehlens von seiner Erscheinung ausging, komplimentierte sie den Inspektor ins Wohnzimmer: „Kummt Se 'n bettken rinne —!“ sichtbar erleichtert, als der mit höflicher Gebärde ablehnte und sich eilends entfernte.

Da sie die Klassentür offen fand und die Angst ihres Mannes vor unvermuteten Visitationen kannte, fludderte sie in sorgenvoller Ahnung heran und sah die große Schrift auf der Tafel! Nunmehr schwand ihr letztes Zaudern und, eine kurze Atempause noch wartend, bis der Herr Inspektor um den Waldrand gebogen sein mußte, brannte sie ungeduldig am Fenster, wölbte dann beide Hände um den Mund: „Antoon, Antoon!“ Sah, wie hinten auf dem Bülten aus dem exerzierenden Vogelschwarm eine schwarze Gestalt aufstieg und zu ihr hinspähte. „Komm 'rüber! Komm 'rüber!“ rief sie abermals.

Das mußte ein klüchtig Ding sein, und der immer Argwöhnische schubste einen Jungen: „Du kwaden Kerl, sieh zu, was los ist!“

Schon haspelte ein Knäuel aus der Masse hervor, schnellte zackige Form, wuchs zu Händen und Beinen und rollte als rotköpfiger Bub vor die Füße der Lehrersfrau. „Segg forts, datt de Scholinspekter —“ weiter hörte der Junge nicht und raste zurück, voll dunkler Angst des Unerhörten: „De Scholinspekter!“

Kaum vernahm der Lehrer das abgehackte Wort, sahen alle ihn erbleichen und mit der feinen Witterung, die jede Klasse für die Stimmungen des Lehrers durchschauert, erkannte urplötzlich die ganze Gemeinde, daß große Gefahr im Verzuge stand, und starrte in gemeinsamem Trotz vorm Schicksal den Lehrer an. Diese plötzlich sich verratende Schicksalsverbundenheit aber peitschte unbewußt den Lehrer auf, gab sein sicheres Wort zurück und härter als natürlich kommandierte er: „Stillgestanden, paarweis marsch!“

So trippelten sie der Schule zu und klapperten in die Bänke. Der Lehrer, noch ganz dösköppig über sein unrasiertes Kinn und daß er auch den Kragen der Hitze halber vergessen, stolzierte als letzter in gewaltsamer Haltung und sah jetzt erst die Schrift. Doch seine Frau rief durch die Tür: „He is al wehr weck!“ Aufatmen weitete sein Herz und so empfand er die Freude der hundert Augen, die alle wie gebannt auf die große, weiße Schrift starrten, als eigene Erlösung mit und bekräftigte: „Ja, die Schule fällt aus, ihr könnt gehen!“

Mit den ölfleckigen Zopfsterzchen am Kopf schrien die lütten Wichter wie flügge Krähen auf und begannen gleich zu ringelreihen; die Jungens klabasterten los wie klobige Füllen, die noch keine Holzschuh tragen können, und warfen sie tobend in die Höh —

Wohl nie im Leben hat der Baron eine solch leuchtende Spur von Glück hinter sich gezogen, seliger als die Fußstapfen von Göttern, in denen Veilchen und Narzissen blühen.

Der Professor S. schreibt:

„Sie haben mit geradezu halluzinatorischer Sicherheit das Geniale im Wesen des Barons erkannt und dargestellt, der sein Leben lang seiner Umgebung ein unverstandenes Rätsel blieb, ja gerade von seiner nächsten Verwandtschaft wohl am wenigsten begriffen wurde — die alte Tragik des absonderlichen Menschen! Lesen Sie auch nur die Erinnerungen des Zumbusch, wie sie alle nur an der Oberfläche tasten und nie zum Kern dringen, nur Anhäufung aller möglichen Überschwenglichkeiten und Rüpeleien, die doch stets nur Ausfluß eines wild phantastischen Kopfes waren, der vor Unbändigkeit platzte, vor Verzweiflung über die Muffigkeit der Welt alle Schranken übersprang, an einer furchtbaren Pathologie der Langeweile litt, die kleinliche Armseligkeit der sogenannten Selbstbewußten verspottete, weil alle Satirteufel in ihm tanzten und er ‚hinter alle Lampenputzer der Welt geschaut' hatte! Nur aus dieser dämonischen Tiefe eines letztlich doch düstern Temperaments wetterleuchtet das Brillantfeuerwerk seiner tollen Einfälle, die keine Rücksicht irgendwelcher Art kannten. Der ‚Verblichene' war das Schreckgespenst aller Spie-

Digitized by Google

ßer und Duckmäuser hat exochen! Wenn Sie ihn nach dem Geschmack alter Tanten zurechtgeschnippelt hätten, würden Sie eine Todsünde wider seinen Geist begangen und nur eine Attrappe beschworen haben! Sie wissen auch natürlich so gut wie ich, daß im Volke wirklich noch ganz andere Derbheiten von Mund zu Mund gehn, die man schlechterdings nur von Mund zu Mund in einer übermütigen Zecherlaune anhören kann — weil unsre überfeinerten Nerven viel zu schwach geworden sind für solche Ungeheuerlichkeiten eines Grimmelshausenschen Humors — auch an den ‚berüchtigten' Magister Laukhard wird man oft erinnert — also: Sie haben wahrlich genug gemildert und gedämpft, daß nur der Wissende noch den scharfen Braten riecht! Dafür aber haben Sie ihn auch einer wohllöblichen Bürgerschaft von Masuren bis zum Bodensee schmackhaft gemacht. Nun gestatten Sie aber, daß ich Ihnen eine kurze kräftige Pointe noch mitteile, bei der man nie vergessen soll, daß sie aus dem Lande stammt, wo der schwer verdauliche Pumpernickel Volksspeise ist. Hören Sie zu: Eines Tags saß der Baron mit dem alten Förster allein hinterm Ofen in der Wirtschaft. Es kam die Rede darauf, daß der üble Leumund immer üblere Untaten dem Baron anhinge. Der schwieg und hörte ruhig zu. Plötzlich setzt der große Köter des Försters mit einem einzigen Satz durchs klirrende Fenster mitten hindurch und verschwindet mit eingekniffenem Schwanz ins Gehölz. Der Baron wirft die Arme vor Verwunderung in die Höh: ‚Mein Gott — was ist denn das?' Der Förster rückte nur langsam mit der Sprache heraus, daß nämlich das Biest einen Geruch verbreiten könne, wie sonst nichts stänke in der Welt, schier unglaubhaft, und darum bekomme es stets mit der Hundepeitsche eins über und jetzt sei dem wohl heimlich wieder was passiert und da habe er spornstreichs beizeiten Reißaus genommen.

Der Baron nahm die Pfeife bedächtig aus dem Mund: ‚Der Wahrheit die Ehre — auch diesmal war ich's!' ...

Ist ein wahrer Volksheld ohne solche Eulenspiegeleien denkbar? Gestehen wir's doch ehrlich: in keinem Lande der Welt!"

Mysterium. Von Ina Seidel

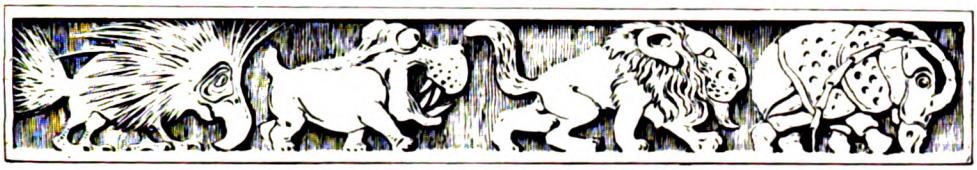
Trauertrommeln dröhnen, Klageflöten stöhnen,
Kränze sind zerrissen, Fahnen sind zerfetzt;
Denn es hat der schöne
Schüler des Geweihten
Ausgelöscht die Lampe
Und das anvertraute
Heiligtum verletzt — — —

Klagt! Klagt!
Klagt! Klagt!
Weil verwehrt das Opfer
Ist in frevlem Wahn,
Weil die heil'gen Tiere
In die Wildnis flohen,
Weil das Brot zertreten,
Weil der Wein verschüttet
Und der Gott vertan.

Klagt! Klagt!
Schlagt die Brüste!
Rauft das Haar!
War er nicht der Morgenstern
Und der helle Hirte
Unsrer dunklen Schar!
Weh, auf welchen Straßen
Wandert der Verirrte,
Der des Priesters Erbe
Und sein Liebling war! — — —

Aber der Geweihte schreitet langsam
durch das hingemähte
Feld der Beter zum Altar.
Und es schweigen Trauertrommeln und
die schrillen Klageflöten,
Denn der Heil'ge will sich töten
Und zum Opfer bringen dar: — — —
Blut ist dir teurer als Tränen
Und ein geprüftes Herz lieber als Tieres-
Wie Gold ist und Elfenbein [herz —
Besser als Zedernholz — —
Aber des Knaben Tanz
An deinem hohen Fest
Trug mich empor zu dir
Wie junger Adler Flug — —
Blut ist dir teurer als Tränen
Und Opfer der kürzeste Weg zu dir!
Des Knaben Tanz war ein Umweg —
Nimm mich hin und wasche ihn rein. —
Und nun wirbeln alle Trommeln,
Und die Flöten singen auf,
Und die jungen Tänzerinnen
Eilen zum Altar hinauf,
Und das Volk der Trauervollen
Blüht empor in neuem Glück,
Und die heil'gen Hirsche schreiten
In den Vorhof still zurück.
Freude! Freude!
Blutbesprengte
Beter bringen Hymnen dar,
Und der Geist in blauen Flammen
Lodert aus bekränztem Haar;
In der neu entfachten Lampe
Strahlt der Gott so heiß wie nie — —
Und an einem fernen Kreuzweg
Bricht ein Büßender ins Knie.

Digitized by Google



Humoristische Treppengeländerleiste. Holzschnitzerei

Karl Wagner.

Von Geh. Rat Prof. Dr. L. Heck

Unter den Tiermalern ist Karl Wagner einer der geschätztesten und beliebtesten. Das darf man heute ohne Bedenken sagen, nachdem er sechzig Jahre alt geworden ist und man einen Rückblick auf sein Lebenswerk werfen kann.

Er ist der Vorsitzende der Berliner „Künstlergruppe Sport und Jagd" und einer ihrer Hauptaussteller, wenn sie alljährlich zur Zeit der Geweihausstellung und Landwirtschaftlichen Woche, früher pünktlich zu Kaisers Geburtstag, mit ihren neuesten Werken vor die Öffentlichkeit tritt. Seine zahlreichen Verehrer und Abnehmer wissen ihn aber auch in seiner Werkstatt und seinem wohnlichen, mit allerlei originellem und humoristischem Zierat ausgestatteten Künstlerheim zu finden, scheuen den Weg nach der Sophie-Charlotte-Straße in dem Berliner Vorort Zehlendorf nicht. Es lohnt aber auch: man sieht immer auf mehreren Staffeleien mehreres Neue; denn Karl Wagner schafft rastlos und unermüdlich in echtem Künstlerdrang, dem das Schaffen zugleich Lebensbedürfnis ist. An die 300 Bilder hat er schon gemalt; aber man sieht nie viel bei ihm unverkauft oder gar unverkäuflich in den Ecken herumstehen: es findet alles schnell seinen Liebhaber, das meiste ist schon vorher bestellt, und alles wird gut bezahlt.

Da nun aber Karl Wagners Abnehmer — ich habe hineingesehen und weiß es — Leute sind, die nicht nach Künstlernamen kaufen und noch weniger bei solchem Bilderkauf an gute Kapitalsanlage für die Zukunft denken oder andere Hintergedanken hegen, so muß eben doch der Gegenstand und die Art und Weise der Darstellung einen so starken Reiz auf sie ausüben, daß sie in die Tasche greifen. Und das ist bei den norddeutschen Gutsbesitzern und Jagdpächtern aus Kaufmanns-, Finanz- und Industriellenkreisen nicht so leicht. Die

Am Rande der Dickung (Rotwild). Gemälde

Digitized by Google

kaufen im allgemeinen eher und lieber so manches andere als gerade ein Bild. Wenn sie es schließlich doch tun, so muß der Künstler eben imstande sein, eine sehr starke Wirkung auf sie auszuüben, und das kann er nur, wenn er es vermag, zu ihrer Seele und ihrem Gemüte zu sprechen. Ist das aber nicht die schönste Aufgabe des Künstlers? Karl Wagner löst sie. Er gibt Wild und Wald und Flur, das Naturleben der norddeutschen Tiefebene sowohl als der Hochalpen so wieder, wie es seine Verehrer und Abnehmer sehen und wie es ihr Herz erfreut. Das ist eine schöne Lebensaufgabe; sie darf ihm wohl genügen und mag ihn nicht gereuen. Denn er trägt eine ideale Regung in das Seelenleben weiter und breiter Kreise, bringt eine ideale Saite in ihrem Innern zum Klingen.

Was gehört aber dazu? Was sind dazu die nötigen Vorbedingungen, die erst erfüllt sein müssen? Sehr viele und sehr schwere; sie setzen jahrelange, zähe, fleißige und geduldige Vorarbeiten voraus. Unser heimisches Wild und unsere heimische Landschaft solchen Leuten zu Danke malen, die beides mehr oder weniger genau kennen und mit scharfen Weidmanns- oder Landmannsaugen ansehen, das ist keine Kleinigkeit. Da heißt es vor allem, zeichnerisch die Sache aus dem ff und bis zum tz beherrschen. Denn vor solchen Augen findet kein Bild Gnade, auf dem das Wild nicht seine richtigen Knochen im Leibe und nicht seine richtige Farbe auf der Decke hat, auf dem nicht jeder Baum, jeder Strauch und Halm, jede Luftstimmung, Wolken- und Himmelfarbe so wiedergegeben ist, „wie man's eben draußen sieht." Damit zitiere ich unwillkürlich einen Kunstberichterstatter, der so wider Willen eingestand, daß er das alles ebenso sieht — es war von der Ausstellung der Künstlergruppe Sport und Jagd die Rede —, wenn er unbefangen, als einfacher Mensch hinausgeht. Mit anderen Worten: wer solche Jagdbilder nicht nur malen, sondern auch verkaufen will, der muß vor allem zeichnerisch die Sache so beherrschen, daß er alles, was dazu gehört, sozusagen im Handgelenk hat. Das läßt sich aber nur durch jahrelange, besser gesagt: langjährige Studien der Tiere sowohl als der Landschaft mit allen ihren Einzelheiten erzielen, und das war z. B. die Erklärung dafür, daß ich voriges Jahr auf der ganzen großen Ausstellung im Münchener Glaspalast, der größten Kunstschau in Deutschland und weiter hinaus, nur ein einziges Jagdtierbild in dem hier gültigen Sinne fand, und das war vom alten Meister Schmitzberger. Heute verwendet eben keiner mehr ein halbes Leben auf solche Vorstudien, ohne diese bringt er aber kein solches Bild zusammen. Das tun die Jungen im 20. Jahrhundert nicht mehr, das taten nur die Alten im 19. Jahrhundert, und in diesem Sinne — das sage ich hier zum zweitenmal:

Auswanderer (Wildschweine)

Digitized by Google

Eine liebe Last (Fuchs und Hase). Gemälde. (Aus Ed. Schultes Kunstausstellung, Berlin)

ist Karl Wagner auch 19. Jahrhundert. Das wird ihn aber nicht gereuen angesichts der großen Schar treuer Verehrer, die ihm anhängen, und wir rechnen es ihm erst recht zum Verdienst an. Wir freuen uns, daß wir ihn haben, so, wie er ist.

Wir schätzen und verehren ihn vor allem als einen ganz virtuosen Zeichner. Als solcher war er von Kindsbeinen an veranlagt, und diesem außerordentlichen Zeichentalent verdankt er als kleiner Schuljunge schon — ein paar tüchtige Ohrfeigen von gestrenger Lehrerhand. Das ging so zu. Die Klasse sollte dem neuen Zeichenlehrer zeigen, was der einzelne aus sich selber heraus konnte, und deshalb in die nächste Stunde nach freier Wahl eine eigne „Originalzeichnung" mitbringen. Der kleine Karl Wagner brachte als Häkchen, das schon beizeiten angefangen hat, sich zu krümmen, drei Tierköpfe mit, und die waren so gut, daß ihm der Lehrer sofort „eine klebte", in der festen Überzeugung, daß der Bengel die Köpfe irgendwo abgepaust habe. In einer Nachsitzestunde mußte er erst beweisen, daß es wirklich „Wagnersche Originalzeichnungen" waren; seine Ohrfeigen hatte er aber weg.

Einigermaßen herangewachsen, hielt er es auf der Schulbank in Leipzig kaum mehr aus und setzte es schließlich bei seinen Eltern durch, daß er in die dortige Kunstschule übertreten durfte. Die befriedigte ihn aber auch nicht; ein ganzes halbes Jahr ließ man ihn da an einem Gipsauge zeichnen. Ein veralteter und verknöcherter Betrieb, sicherlich, und doch möchte man gerade den unzweifelhaften Talenten unter den zeichnerischen Stümpern von heute etwas mehr „Gips" verschreiben.

Wagner kam dann auf der Berliner Kunstakademie in die gediegene Meyerheim-Schule und wurde kraft dessen, was ihm angeboren war und was er da noch hinzugelernt hatte, als junger selbständiger Künstler zunächst ein ausgezeichneter Illustrator sowohl für humoristische Tierbilderbücher als für ernste Werke verschiedener Art.

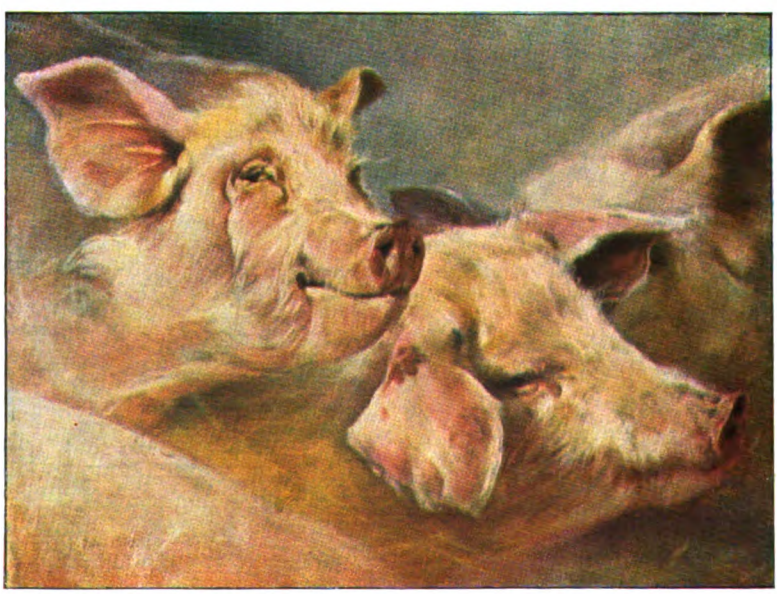
Eine ganz bestimmte und für alle beteiligten Personen und Sachen sehr ersprießliche Richtung nahm diese Tätigkeit durch die Verbindung mit der großen Berliner Landwirtschafts- und Jagdverlagsfirma Paul Parey, eine Verbindung, die heute noch, jetzt schon dreißig Jahre, andauert. Da ist es Karl Wagner gewesen, der die Abbildungen der landwirtschaftlichen Rassetiere auf eine bis dahin nicht gekannte Höhe gehoben hat und auf dieser Höhe hält. Diese Karl Wagnerschen Rassebilder sind ebenso maßgebend wie die amtliche Rassebeschreibung, und die älteren haben heute schon vielfach die Bedeutung künstlerischer Urkunden zur Rassenentwicklung. Und zugleich sind es immer lebensvolle, flott gezeichnete oder saftig gemalte Tierbilder, die jeden ansprechen müssen, auch

Digitized by Google

den blutigsten Laien und tierfremdesten Stadtmenschen, der von Rassekennzeichen gar keine Ahnung hat. Wie kräftig und einfach ist die schwarzweiße Wesermarschkuh gekennzeichnet und der schwere rheinisch-belgische Kaltblüterhengst als dunkler Kohlfuchs! Und der rote vogtländische Bulle aus der Entwicklungsperiode des Jahres 1887. Wer aber die Schweinsstudien und die Köpfe der Merinoböcke früherer Zuchtrichtung gemalt hat, der darf sich ohne Scheu als Zeitgenosse des großen Zügel sehen lassen.

Ganz gewaltige Anforderungen stellte und stellt noch fortwährend der Pareysche Verlag an die Illustrationskunst Karl Wagners. Er hat für die verschiedenen in den deutschen Jägerkreisen weitverbreiteten Jagdwerke des Verlags alles in allem wenigstens 1400 Zeichnungen geliefert. Darunter nicht wenige Kabinettstücke. Als solche schätzte ich immer ganz besonders hoch seine Geweih- und Gehörnzeichnungen für die Pareysche Jagdzeitung „Wild und Hund“ aus unseren jährlichen Geweihausstellungen in Berlin. Immer wieder Hirschgeweihe und Rehgehörne, das muß ja auf die Dauer unerträglich langweilig werden. Wagner hat es aber so belebt und kurzweilig gemacht, nicht allein durch ebenso scharfe und genau richtige wie flotte und elegante Wiedergabe der Geweihe selber, sondern auch durch reizvolles Beiwerk (grüne Brüche, kleine Wildszenen und Landschaften), daß mir jede einzelne dieser unzähligen Zeichnungen immer wieder eine neue Feinschmeckerei war. Freilich gehört dazu eine zeichnerische Schulung im Menzelschen Geiste, wie sie eben Paul Meyerheim, der „große“ Verehrer seines „kleinen“ Freundes, ganz wohlbedacht und zielbewußt lehrte. Man kennt sie aber heraus, die noch bei ihm zeichnen gelernt haben.

Merinoböcke (Ölstudie)



Weiße Edelschweine (Ölstudie)

Gediegenes Handwerk, darauf sich was aufbauen läßt. Bei Karl Wagner baute sich in späteren Jahren die reiche Fülle seiner Jagdtiermalerei darauf auf, die ihn in ganz Deutschland volkstümlich gemacht hat. Es mag wohl mancher Künstler, der auf anderen Gebieten verdienstliche Leistungen aufzuweisen hat, leicht denken: Ich werde doch auch solchen Hirsch auf einer Wiese malen können mit

Digitized by Google

Hase (Ölstudie)

müssen sie das Wild darstellen in seiner natürlichen Umwelt, „wie man's eben draußen sieht." Man muß da an die geläufigen Ausdrücke erinnern: „Wie ein Bild!" und „Zum Malen!", die wir immer gebrauchen, wenn sich in der Wirklichkeit einmal etwas zu einem ganz und gar befriedigenden und erfreulichen Gesamteindruck abrundet, der in keiner Kleinigkeit oder Nebensache mehr etwas zu wünschen übrigläßt. Wie selten aber kommt das vor! Mit anderen Worten: Wieviel muß der Künstler immer aus eigenem dazutun, um ein wirkliches Bild, d. h. ein in jeder Beziehung befriedigendes Ganzes zusammenzubringen, das dem Beschauer einen ungetrübten Genuß bietet! Auch all die Künstler, die, wie unsere Jagdtiermaler, scheinbar nichts weiter tun, als die Natur kopieren, mit Pinsel und Bleistift photographieren, müssen in Wirklichkeit viel mehr tun, um sich selber und uns zu genügen. Sie müssen das Tier in eine Landschaft hineinstellen, in die es nach der Naturgeschichte hineingehört und in der es in diesem Sinne natürlich drinsteht. Zugleich aber soll es sich von diesem natürlichen Hintergrund, von dieser seiner natürlichen Umwelt doch wieder wirkungsvoll abheben. Dieses Ziel zu erreichen innerhalb der ganzen natürlichen Möglichkeit, das erfordert ebensoviel künstlerische

Kiefernwald im Hintergrund oder solchen Rehbock, der in einem Kornfeld hinter einer Ricke herrennt! Ja, prost die Mahlzeit! Es wird auch danach. Welche Vorstudien, welche große Übung gehört allein schon dazu, das Geweih, dieses nach zwei Seiten im Raume sich emporschwingende Knochengebilde perspektivisch überzeugend durch richtige Verkürzungen auf die Bildfläche zu bringen! Daran scheitert gleich von vornherein auch der talentvollste Künstler, wenn er sich einbildet, das so nebenbei, vorkommenden Falles ohne weiteres machen zu können. Ebenso hat das ganze Gebäude des Hirsches, des Rehbockes, der Gemse, des Fuchses, in jeder Einzelheit sein Besonderes, das erst genau erfaßt, erworben werden muß, um es zu besitzen.

Und die Landschaft? Da muß man wahrlich unseren beliebten Jagdtiermalern, nicht zum wenigsten auch Karl Wagner, rühmend nachsagen, daß sie dieses Beiwerk ebensogut beherrschen, wie die Hauptsache, das Wild, während gar mancher gute Landschafter durch stümperige Tierstaffage, mir wenigstens, sein ganzes Bild verdirbt. Unsere guten Jagdtiermaler sind aber auch alle ausgelernte Landschafter, müssen es sein, wenn sie wirklich harmonische, in einer bestimmten Art vollendete Kunstwerke schaffen und verkaufen wollen. Denn dann

Vogtländisches Rotvieh (Bulle). Ölstudie

Digitized by Google

Phantasie wie Feingefühl. Das merkt man, wenn man sieht, was herauskommt, wenn ein sonst sehr talentvoller und bewährter Künstler zum erstenmal probiert, solch ein Jagdtierbild mit Landschaft zu malen. Es ist zum Erschrecken, und man festigt sich die Überzeugung, daß, je größer die sachliche Richtigkeit, desto größer auch die persönliche Arbeit an solchem Bilde ist, wenn es auf uns eine befriedigende Schönheitswirkung übt. Manchmal habe ich es bei befreundeten Künstlern miterlebt, wie an solchem Bilde des von Karl Wagner oder ähnlich arbeitenden Künstlern einmal so, wie sie auf dem Bilde gemalt ist; ja, man würde das ganze Bild mehr oder weniger schroff ablehnen, wenn das nicht der Fall wäre. Aber das Ganze, das sieht man in der Wirklichkeit kaum jemals so, kaum jemals so schön, daß man unwillkürlich denkt: „Ein Bild!“ oder „zum Malen!“ Ein Bild muß uns der Künstler aus den Einzelheiten der Wirklichkeit erst machen. Wenn wir schon einmal einen Brunfthirsch auf herbstlich gelber Wiese hin-

Gemsen

die Einzelheiten der Tierfiguren und der Landschaft verändert und hin- und hergerückt werden, die Beleuchtung heller und dunkler, wärmer und kälter genommen wird, bis der wirklich befriedigende Eindruck erzielt ist. Aber vor jedem solchen Bilde kann man es sich bei einiger Überlegung selber sagen. Da darf nichts, auch nicht die kleinste Kleinigkeit einfach so hingemalt werden, wie es der Künstler in seinen Studien „auf Lager“ hat, sondern es muß alles und jedes nach einem ungeschriebenen, deshalb aber nicht weniger bestimmten Gesetze zum Bilde zusammengestellt und zusammengestimmt werden. Man sieht wohl jede Einzelheit eines solchen Bilder seinem Rudel her gegen ein dunkelndes, von der Abendsonne noch rötlich angeleuchtetes Kiefernstangenholz hinziehen sehen, so hat er entweder kein so starkes, das Jägerherz höher schlagen machendes Geweih auf, oder er steht nicht so frei vor dem Hintergrunde, oder die Tiere verteilen sich nicht so befriedigend auf der Sehfläche, oder es fehlt gar die Sonne und mit ihr die schöne, warme, verklärende Beleuchtung des Ganzen. Wenn vor dem Kampf zwei Hirsche in stärkster Brunfterregung im kalten, frischen Herbstmorgen auf moorigem Bruch einander wutentbrannt umkreisen, dann fehlt vielleicht auch die liebe Sonne, die den Wald im Hin-

Digitized by Google

Vor dem Kampf (Rotwild). Gemälde. (Aus Ed. Schultes Kunstausstellung in Berlin)

Digitized by Google

Treibende Rehe. Gemälde

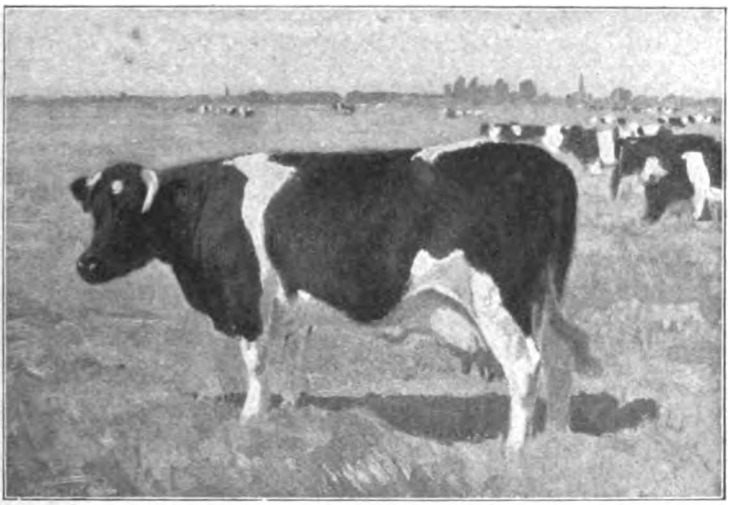
tergrunde und den Himmel rosig anscheint und so ein helles, erfreuliches Gegengewicht gegen den dunklen Vordergrund schafft oder es fehlt sonst irgend etwas. In der Wirklichkeit eigentlich immer. Ausnahmen bestätigen auch hier nur die Regel. Wenn ein solcher Künstler, wie unser Karl Wagner, in allen Einzelheiten sich also noch so peinlich genau an die Natur hält, das Ganze des Bildes ist doch immer sein ureigenstes Werk, das reine Erzeugnis seiner schöpferischen Phantasie, und solch ein „Wirklichkeitsmaler" ist deshalb genau so schöpferisch, wie einer, der ohne weiteres nach eignem Gutdünken drauflospinselt, ohne nach der Natur zu fragen. Nur, daß der „Wirklichkeitsmaler" im einzelnen sich selber diejenigen Fesseln anlegt, die die Natur ihm vorschreibt. Diese Ketten sind aber Ehrenketten, und sie werden allen, die sie ihr ganzes Künstlerleben lang freiwillig getragen haben, von der Kunst- und Kulturgeschichte als solche angerechnet werden. Es muß nur erst noch einige Zeit vergehen, bis diese Künstler „historisch" geworden sind, bis man außerhalb der tierfreundlichen und tierkundigen Kreise den nötigen Abstand von ihnen gewonnen hat, um sie kunstgeschichtlich unbefangen würdigen zu können. Zum mindesten als zeichnerische Höhepunkte, als unbeirrt sachliche Darsteller der Natur, wie sie und ihre Zeitgenossen sie gesehen haben.

Nun glaube man aber deshalb beileibe nicht, daß sie wirklich nur einfache Abschreiber der Natur wären. Das ist Karl Wagner so wenig wie irgendein anderer der mit ihm Gleichstrebenden. Ganz im Gegenteil: jeder einzelne von diesen Künstlern, die alle nur danach streben, die Natur so genau, wie möglich — allerdings zugleich aber auch so ansprechend, wie möglich — wiederzugeben, die sich also mit heißem Bemühen der größten Sachlichkeit befleißigen, jeder einzelne von ihnen schreibt doch seine ganz persönliche Handschrift, die, wer sich für ihre Kunst interessiert, ebenso rasch und sicher erkennt, wie der amtliche Kunstgelehrte die alten und ältesten oder die neuen und neuesten Meister. Ein Wildschwein von Karl Wagner, das im Harz über einen Kahlschlag des winterlichen Fichtenwaldes trottet, bis an den Bauch im hohen Schnee, eine Gemse von Karl Wagner, die am schmalen, latschenbestandenen Felsenband hinauf über den Grat zieht, ein Fuchs von Karl Wagner, der sich seinen Hasen über die Laubwaldblöße im Sonnenschnee in Sicherheit bringt, ein flüchtender Hase oder ein treibender Rehbock von ihm: sie sind alle auf den ersten Blick zu erkennen und ihrem Urheber mit aller Bestimmtheit zuzuschreiben für jeden, der von diesen Dingen überhaupt etwas kennt.

Vor einem Rehbild von Karl Wagner, ähnlich dem, das diese Zeilen begleitet, hatte ich da mit dem Künstler ein sehr merkwürdiges Erlebnis. Auf dem Bilde stand ein Bock vor einem hohen Ährenfeld mit rotem Klatschmohn und blauen Kornblumen. Im Hintergrund sah man nur einen schwachen Streifen vom Wasserspiegel eines Sees und einen ebensolchen Streifen vom jenseitigen

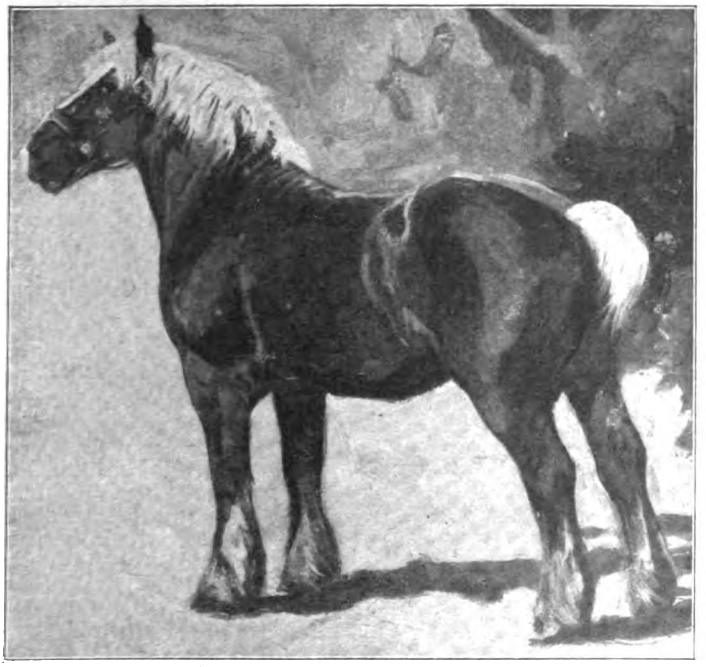
Digitized by Google

Ufer. Von Landschaft im weiteren Sinne also blutwenig. Und doch hatte ich von dem Ganzen einen so starken und bestimmten Erinnerungseindruck, daß ich unwillkürlich sagte: „Das sieht ganz aus wie Bansin, hinter der Düne.“ Darauf machte Wagner ein ebenso erstauntes Gesicht und sagte: Das ist auch Bansin. Da bin ich auch gewesen.“ So stark ist also die Kraft kennzeichnenden Nachschaffens in ihm, daß ein schmaler Hintergrundstreifen genügte, um meinem Auge ein kenntliches „Lokalkolorit“ zu geben.



Westermarsch-Kuh. Ölstudie

Und dabei ist Wagner keiner von den Tiermalern, die unübersehbare Massen von Figuren- und Landschaftsstudien in Mappen und Spinden aufgestapelt haben. Solche kenne ich auch, schätze den ungeheuren Fleiß eines ganzen Lebens, der darin niedergelegt ist, und freue mich über die feine Beobachtung und die frische Darstellung, die gerade aus diesen Studien spricht. Leider bekommt man diese Schätze in der Regel nur zu sehen, wenn man dem Künstler nähersteht und er weiß, wie man ihm gegenübersteht; sonst würde man das allgemein künstlerische Können manches Künstlers an manchen mehr oder weniger berufenen Stellen höher bewerten. Wagner arbeitet nur mit einem nach Zahl und Umfang mäßigen Studienmaterial. Um so höher ist aber wohl die Kraft seines nachschaffenden Künstlergedächtnisses und seiner auf dieses Gedächtnis aufbauenden Künstlerphantasie einzuschätzen, mit der er uns unser Wild in seiner Umwelt so überzeugend und packend vor Augen stellt. Wagner hat seine ganz ausgeprägte Eigenart und hie und da vielleicht auch seine Schwäche. So sagt man ihm die Neigung nach, bei Hirsch und Reh die Lichter (Augen) etwas zu groß und den Kopf in der Senkrechten vom Auge zum Kinnbackenwinkel zu hoch zu nehmen. Aber wen man liebt, den liebt man auch mit seinen Fehlern. Die Köpfe der alten gotischen, holzgeschnitzten und steingemeißelten Heiligen scheinen mir auch oft zu groß: es läßt sich aber so mehr Ausdruck hineinlegen.



Niederrheinisch-belgisches Kaltblut. Ölstudie

Und Ausdruck in seine Tierköpfe und Tiergestalten hineinzulegen, das versteht Karl Wagner meisterlich. Am allerbesten in seinen humoristischen

Digitized by Google

Bleistiftzeichnung eines preisgekrönten Rehgehörns

Kompositionen, die in diesem Sinne wahre Meisterwerke sind. Wagner steht darin auf den Schultern des liebenswürdigen Leipziger Tiermalerhumoristen Fedor Flinzer, der in den letzten Jahrzehnten vorigen Jahrhunderts durch seine Tierbilderbücher und seine Zeichnungen für unsere Familienzeitschriften so sehr beliebt und volkstümlich war. Wagner verehrt ihn als seinen Meister, hat ihn aber als Tierhumorist mindestens erreicht, wenn nicht übertroffen. Meiner Ansicht nach übertrifft er ihn an genauer Kenntnis und Wiedergabefähigkeit der Tiergestalten mit allen ihren Einzelheiten und eben dadurch auch in der Fähigkeit, die Tiere in menschlichen Stellungen und Handlungen darzustellen, ohne ihren natürlichen Körperverhältnissen unangenehm merklichen Zwang anzutun. In diesem Sinne wirken seine Hunde als Jäger, seine Rehhochzeit, sein Fest der Tiere des Waldes und andere Blätter, die zum Teil auch als Kunstbeilagen zu „Wild und Hund“ erschienen sind, nicht nur erheiternd, sondern durch ihren echten, gemütvollen Humor geradezu herzerfreuend. Freilich muß man, um das voll würdigen zu können, etwas von Tieren verstehen; man muß wissen, wie ihnen die Knochen im Leibe sitzen und was man sie in der menschlichen Verkleidung mit ihren Gliedmaßen anfangen lassen darf, ohne ihnen diese unheilbar zu verrenken.

Ganz in Groteske ist Wagner mit reliefgeschnitzten Tierfiguren gegangen, die er in seinem Atelier auf einer Treppengeländerleiste angebracht hat. Das sind ganz abenteuerliche Spukgestalten, über die man aber gerade, wenn man Tiere genauer kennt, beim ersten Anblick gleich laut loslachen muß. Wie sie da hintereinander aufmarschieren, dieser Mischling von Bockkäfer und Nashorn, dieser unbeschreibliche Löwengnom, bei dem man unwillkürlich an „Felix Levi“, den „Jelben“ und „Iroßmütigen“, denken muß, den der „urkomische Bendix“ des Berliner „Théatre américain“ seligen Angedenkens uns Studenten in seiner Naturgeschichte vorzuführen pflegte; ferner das Mops-Nilpferd und das tapirrüsselige und vogelfüßige Stachelschwein, das sind wirklich unglaubliche Teufeleien eigenwilligster Künstlerlaune!

Aber selbst in diesen Ausgeburten merkt man die Schule des Naturstudiums und kann deshalb um so ungetrübter den grotesken Humor genießen, der aus diesen Schöpfungen Karl Wagners spricht.

Zu guter Letzt verdienen auch alle die kleinen, leicht hingeworfenen Gelegenheitsfächelchen Karl Wagners noch ein Wort; denn sie entzücken durch die Treffsicherheit im Gedanken und in der Ausführung. So die ebenso anmutige, wie lustige Szene, da Meister Grimbart, der Dachs, in seinem Freilichtatelier unter dem Eichenlaub Lampe, den Hasen, porträtiert. So etwas möchte man am liebsten in Silberrelief mit schwarz oxydierten Tiefen auf dem Feuerzeug oder Zigarettenetui eines Jägers sehen!

Digitized by Google

Bergzauber

Von Georg Freiherrn von Ompteda

*

Salige schweben um Bergeshöhn.
In hellen Nächten könnt ihr sie sehn,
Aber es muß sehr klar sein.

Durch der Saligen Leib, den er liebend umspannt,
Erblickte der Ritter die eigene Hand.
Sprach er zu ihr: „Dein Herz ist Glas!"
„Nimm mit mich!" bat sie ohn' Unterlaß.
Sie flehte gar sehr in saliger Qual.
Da stieg der Ritter mit ihr zu Tal.
Und, siehe, fortan war sein Haus bestellt,
Durch doppeltes Kinderlachen erhellt.
Doch eines Nachts fand ihr Bett er leer,
Als er erwachte. Das wunderte ihn sehr.
Stand auf und schlich durch das stille Haus:
In der Speise trank sie den Milchzuber aus
Und schüttelte raschelnd ihr langgolden Haar
Und lachte wie kein Menschenlachen war.
Da er die Salige also gesehn,
Sprach sie: „Nun muß ich von dir gehn!"
Die toten Mauern gähnten ihn an.
Das hat ihm oft gar weh getan.
Doch der Bub wuchs heran, das Mädel gedieh,
Nur milchgläserne Herzen hatten sie,
Wenn dem Jüngling eine die Lippen bot:
Dann brannte sein Herz wie eine Ampel rot.
Wenn der Jungfrau einer ein Küßlein stahl:
Dann glühte ihr Herz gleich dem heiligen Gral.
Und nächtens bisweilen, wenn alles schlief,
Die Salige kam und senkte tief
Den Mund in die Milch und ließ raschelnd wehn
Ihr langgolden Haar.

Ihr könnt sie sehn,
Aber es muß sehr klar sein.

*

Digitized by Google

Über den Volksbund „Rettet die Ehre"

Von seinem Begründer und Leiter Domprediger D. h. c. O. Hartwich in Bremen

Etwas zu hören von den rund fünfjährigen Erfahrungen, die sich bei Begründung und Leitung des Volksbundes „Rettet die Ehre" ergaben, war der Wunsch der verehrten Schriftleitung. Und dieser Wunsch war dadurch geweckt, daß die Theologische Fakultät zu Jena mich zu ihrem Ehrendoktor machte. Auch mir kam es unerwartet, daß man die vaterländischen Erfolge und die Art, wie sie erreicht wurden, in so ungewöhnlicher Weise ehrte. Man hob den Volksbund „Rettet die Ehre" damit unter den 54 deutschen Organisationen gleicher Art als die erfolgreichste hervor. Worin also liegt die Eigenart dieses Bundes und seiner Erfolge? Darüber Genaueres zu erfahren, kann vielleicht für manchen wissenswert sein.

„Sind Sie eine Führung oder eine Organisation?" fragte der Minister des Auswärtigen, Herr Dr. Stresemann, den Bundesvorstand, und bewies damit, daß er den springenden Punkt in solcher Bewegung kannte. Unsere Antwort lautete: „Im Inlande sind wir eine Führung und im Auslande eine Organisation!" Wir haben nämlich im Inlande keine „Mitglieder", sondern nur Gönner und Freunde unserer Arbeit, die uns die, für bestimmte Zwecke nötigen, wirtschaftlichen Mittel anvertrauen oder die uns ihre Presse öffnen, während wir im Auslande über 40 000 Vertrauensleute allmählich organisch mit uns verbanden, die heute in allen Ländern der Erde unsere kostenfreien Berichterstatter und Helfer sind. Denn es kommt darauf an, notwendige Wirkungen mit möglichst einfachem Apparate zu erzielen. Wozu besoldete Leiter auf Klubsesseln, wenn man ehrenamtliche auf Rohrstühlen haben kann? Wozu in jeder Stadt einen Zweigverein mit eigenem Vorstande, Mitgliederbeiträgen, Statuten, Abzeichen, Monatsversammlungen, Jahresberichten u. dergl., wenn man durch ganz kleine Ortsgruppen, die aktionsfähig und -bereit sind, viel mehr leisten kann? Wozu das Renommieren mit Hunderten von „angeschlossenen Verbänden", wenn man deren Unterstützung finden kann, sobald man nur etwas tut, was auch in ihrem Interesse liegt? Wozu Mißgunst gegen andere, wenn sie nur gleiches wollen? Wozu eine eigene Presse-Korrespondenz, wenn eine schon vorhandene sich öffnet und billiger ist? Wozu Fühlungnahme mit Untergeordneten und Unverbindlichen, wenn man die Wissenden und Verantwortlichen befragen kann? Auf vier Dinge kommt es an, auf Sachkenntnis, Willenszähigkeit, Anpassung an das zurzeit Mögliche und auf Geldmittel. Zur Sachkenntnis gehört zugleich die Fähigkeit, den vorhandenen Stoff auch geistig auszuwerten; zur Willenszähigkeit die Kraft, sich nicht durch Nebendinge zersplittern und ermüden zu lassen; zur Anpassung die Stärke, auch geistig Wertvolles sachlichen Einwänden opfern zu können; und zur Erlangung von Geldmitteln, daß man bestimmte Summen für klare und erreichbare Zwecke erbittet, öffentlich nur solche Veranstaltungen unternimmt, deren Sammlung am Schlusse die Unkosten sicher wieder decken kann, nichts tut, was an bloße Lufthiebe erinnert, weil's nur akademischen Wert hat, und eigenen, sachlich neuen, vom Büro „kostenfrei" erhältlichen Propagandaschriften einen Zettel mit der Bitte um wirtschaftliche Unterstützung der Propaganda beifügt. Diesen vier Hauptgesichtspunkten ordneten wir uns im Volksbunde „Rettet die Ehre" unter und hatten dauernd von Monat zu Monat und von Jahr zu Jahr steigenden Erfolg und niemals Not. Allerdings arbeiten auch alle, mit Ausnahme des gedungenen Büropersonals, ehrenamtlich und nicht eine Mark wird für bloße Mitgliederwerbung oder für sogenannte „innerbundliche Zwecke" verwendet; alles dient der Wirkung nach draußen in einem überparteilichen, rein vaterländischen Sinne.

Vielleicht hatte Herr Dr. Stresemann recht, wenn er meinte, daß unsere Erfolge im Auslande auch stark durch die Übersee-Beziehungen bedingt seien, die Bremen in so hohem Maße hat und die uns sehr zustatten kommen. Ich glaube aber, daß der Erfolg vor allem durch die Zusammensetzung des Vorstandes bedingt ist. Der kaufmännische Leiter und zugleich Finanzminister des Bundes, Herr W. Keller, ist ein gewiegter Großkaufmann, dessen Persönlichkeit schon voll bürgt für geordnetes wirtschaftliches Gebaren; der Propagandachef, Herr Ad. Hauschild, stellt den Betrieb seiner Großdruckerei, sowie seine reichen Erfahrungen im Ankauf von Papier, im Reklamedruck und im Vertrieb ohne eigenen Gewinn zur Verfügung; ich selbst als Vorsitzender und geistiger Leiter des Ganzen habe nichts weiter nötig, als das, was jeder Pastor können muß, auf das Vaterländisch-Weltliche zu übertragen, nämlich die Routine, einen gegebenen Stoff von Tatsachen und Gedanken so zu ordnen und rhetorisch zu gestalten, daß er auf den Leser oder Hörer spannend wirkt. Uns dreien zur Seite stehen drei sehr erfahrene Rechtsanwälte, die nicht nur juristische Mißgriffe verhindern, sondern auch Anregungen staatsrechtlicher und politischer Art geben; und außerdem gehören dem Vorstande zwei politisch sehr geschulte Ärzte an, deren Wissen oft von ausschlaggebender Bedeutung ist. Zwischen diesen Personen gibt es keine Eifersüchteleien und auch keine falschen Rücksichten. Das Ganze ist wie das Räderwerk einer Maschine, wo alles präzise ineinandergreift. — Die so zusammengesetzte Führung des Bundes durfte auf

Digitized by Google

öffentliches Vertrauen rechnen, hat es auch in stetig wachsendem Maße gefunden und läßt sich in ihrem vaterländischen, zielbewußten Wollen durch niemanden und nichts verblüffen. —

Des Bundes erste Tat war die Organisation des deutschen Volkswiderstandes gegen die Auslieferungsartikel 227 und 228 des Versailler Diktates. Im Volke bildeten sich Vereinigungen, die der Auslieferung deutscher Fürsten, Heerführer, Staatsmänner und Kriegsteilnehmer bewaffneten Widerstand leisten, und auch Vereinigungen, die den Bedrohten zur Flucht ins Ausland verhelfen wollten. Beides erschien uns als Mißgriff, und wir riefen das Volk auf, sich zum Träger des staatsrechtlichen Gedankens zu machen: „Deutsche gehören vor deutsche Gerichte!“ Es gelang uns, da wir jede Parteipolitik im Volksbunde ausschließen, dafür in 486 deutschen Städten und 375 ländlichen Kreisen Ortsgruppen zu gewinnen. Zugleich forderten wir als erste von der Regierung Aufstellung einer deutschen „Gegenliste“ und machten auch namens des Bundes eine vornehm ausgestattete, vierſprachige Eingabe an alle Regierungen der Welt, in der wir ihnen vorstellten, daß die Entente mit ihrer Auslieferungsforderung einen „Präzedenzfall“ zu schaffen drohe, der sich in künftigen Kriegen stets am Unterliegenden wiederholen werde. Das Ergebnis des Vorgehens ist bekannt: Man begnügte sich mit „Probeurteilen“ vor dem Leipziger Reichsgerichte und ließ die ganze Sache langsam im Sande verlaufen. —

Nachdem wir gesehen hatten, welchen Eindruck der einheitlich organisierte deutsche Volkswille trotz deutscher Waffenlosigkeit machte, schritten wir weiter zur Organisation des Kampfes gegen die „Schwarze Schmach“. Auch hier waren wir m. W. die ersten auf dem Platze, indem wir Proteste auch in fremden Sprachen, soweit sich die ausländische Presse dafür öffnen wollte, verbreiteten. Jedenfalls stammt der heute weltbekannte Ausdruck „Schwarze Schmach“ von mir, was ich aber nicht erwähne, als wär' es Besonderes, sondern zum Beweise, daß wir auch in diese Abwehr Leben brachten. Es nahmen, wie ich dankbar anerkenne, kurz nach uns und vielleicht auch schon neben uns andere Organisationen diesen Kampf mit auf. Vor allem waren die „Rheinische Frauenliga“ mit amtlichem Beweisstoffe und der Münchener „Notbund“ schon früh mit in der Kampfesfront, so daß es vermessen wäre, wenn der Volksbund „Rettet die Ehre“ das, was erreicht ist, allein auf sein Konto buchen wollte. Es kommt ja herzlich wenig darauf an, wer den besten Erfolg hatte, sondern nur darauf, daß auch hier Erfolge überhaupt zu verzeichnen sind. Geleistet haben hier viele Organisationen ganz Vortreffliches, besonders auch einige in Berlin und Hamburg und — nicht zu vergessen — die „Grenzland-Korrespondenz“. — Unser Volksbund hatte die Freude, daß seine, von 74 Frauenvereinen mitunterzeichnete, an den „Völkerbund“ gerichtete Eingabe gegen die „Schwarze Schmach“ in Südamerika ins Spanische übersetzt und in ungeheurer Auflage, in gediegener Ausstattung, verbreitet wurde. Allein in Buenos Aires wurden, als Viviani dort landete, 40 000 Exemplare dieser Übersetzung gratis ausgegeben, so daß wir durchaus begreifen, warum seitdem das französisch redigierte „Coblenzer Nachrichtenblatt“ dauernd gegen den Volksbund „Rettet die Ehre“ als gegen einen „äußerst gefährlichen“ Bund zu eifern begann. Auch Clémenceau verdankt seine politische Niederlage von 1922 in den Vereinigten Staaten unserem Bunde. Wir standen damals, wie auch sonst öfter, im Kabelverkehr mit unseren dortigen Vertrauensmännern und kabelten hinüber, was wir an amtlichen Auskünften von der deutschen Regierung erfuhren. Clémenceau erklärte im Spätsommer 1922 in Washington vor einer vieltausendköpfigen Menge gegenüber dem Senator Hitchkock, die Behauptung, daß noch Farbige am Rhein ständen, sei eine, von deutschen Privatorganisationen verbreitete, schamlose Lüge, was mit tosendem Beifall aufgenommen wurde. Senator Hitchkock empfing dann aber durch unseren Vertrauensmann in Washington sofort das genaue Material über die farbigen Truppenteile und deren Garnisonorte unter Hinweis auf meine, die Wahrheit verbürgende, exponierte Lebensstellung als Geistlicher am Bremer Dome und hielt im Vertrauen darauf am nächsten Tage im Senat zu Washington seine weltbekannt gewordene, große Rede, in der er Herrn Clémenceau so scharf als „Lügner allerersten Ranges“ kennzeichnete, daß dieser daraufhin schleunigst seine amerikanische Kunstreise abbrach. Unfruchtbar ist also unsere Arbeit auch auf diesem Felde nicht geblieben. — Wenn jene vielen, deren ganze Leistung sich immer nur im Bemängeln und Besserwissen zu erschöpfen pflegt, lächelnd darauf hinweisen, daß Farbige auch heute noch im besetzten Gebiete hausen, so wird man ihnen zu bedenken geben müssen, warum unter diesen Farbigen keine Senegalneger mehr sind, warum eine Anzahl von den schon eingerichtet gewesenen Bordellen für die Farbigen wieder geräumt worden ist, und wie es heute im Hinblicke auf die „Schwarze Schmach“ wohl aussehen würde, wenn dieser Kulturkampf nicht auf der ganzen Erde geführt wäre! Wenn andere, die sich noch weiser dünken, von der „Weißen Schmach“ reden, die darin besteht, daß charakterlose und dirnenhafte deutsche Weiber den Farbigen „entgegenkommen“, so darf man sie darauf hinweisen, daß dies weibliche deutsche Gesindel um nichts besser ist, als das entsprechende, recht zahlreiche französische, daß aber beide Typen nicht die anständige Frauen- und Mädchenwelt der beiden Völker repräsentieren. Und wenn endlich die ganz Superklugen, die sich zugleich als die „Gemütvollen“ zu gebärden pflegen, den Einwand erheben,

Digitized by Google

daß doch die Farbigen „auch Menschen" seien, und die angebliche „Farbigenhetze" als „unchristlich" verwerfen, so darf man ihnen gratulieren, daß sie mit ihren Familien nicht im besetzten Gebiete zu wohnen brauchen; denn dort werden sie für ihre „liebevolle" Denkweise wohl schwerlich Echo finden. Zugleich aber wird man ihnen zu „Gemüte" führen dürfen, daß sich der Kampf nicht gegen die farbigen Franzosen, sondern gegen die weißen Franzosen richtet. Der Farbige kann allerdings nichts dafür, daß er so ist, wie er ist; aber daß die französischen Europäer jene, ihnen in ihren Qualitäten sehr genau bekannten Glieder niederer Menschenrassen sowie niederer religiös-sittlicher Denkweise und brutaler Naturtriebe zu „bewaffneten Herren" und „Aufsehern" über ein fast zweitausend Jahre altes, nachbarliches und christliches Kulturvolk machen, das bekämpfen wir als den Ausdruck einer ganz niederträchtigen Gesinnung dieser gallischen vermeintlichen Erbpächterin der „Zivilisation"; und in diesem Kampfe erfreuen wir uns glücklicherweise eines so weitgehenden Verständnisses bei allen kaukasischen Völkern der Erde, daß wir die Andersdenkenden getrost ihrer salbadernden Beschränktheit überlassen dürfen. Wie wir im Volksbunde im übrigen über deutsche Pflichten gegen Schwarze denken, mag man noch aus dem Schlusse dieses Aufsatzes ersehen. —

Zu einer Weltpropaganda im wirklich großen Stile kamen wir aber erst durch Organisation des Kampfes gegen die Kriegsschuldlüge des von Deutschland zwangsweise unterzeichneten Artikels 231 des Versailler Diktates. Je mehr sich herausstellte, daß die Feinde dem deutschen Volke mit diesem Artikel nicht nur eine Verleumdung anhängen, sondern sich selbst eine moralische Begründung für die unglaubliche Härte der Friedensbedingungen und der Ausbeutungsgelüste nach dem Friedensschlusse schaffen wollten, desto mehr begann man in der Tagespresse, sowie in Broschüren und Sonderdrucken, Beweismaterial ans Licht zu bringen, daß von einer Kriegsschuld Deutschlands oder wenigstens von dessen „Alleinschuld" gar keine Rede sein könne. In Parlamenten, an Regierungstischen, in Memoiren, in Prozessen, in absichtlichen Enthüllungen aus Geheimarchiven und auf ähnliche Art kam eine Fülle von Tatsachenstoff zutage, der nur gesichtet, zusammengestellt, geordnet und als Ganzes ausgewertet zu werden brauchte, um große Wirkung zu tun. Die Tagespresse brachte ihren Lesern diese Dokumente zwar kostenfrei, aber immer nur tropfenweise; und in Broschüren fand er sich zwar gesammelt, bisweilen auch schon nach Gesichtspunkten geordnet, aber nicht kostenfrei. Sollte jedoch eine „Welt" damit vertraut gemacht werden, so mußte das Ganze nach bestimmten Richtlinien verarbeitet und jedermann kostenfrei zur Verfügung gestellt werden. Dem entsprachen wir seit dem Frühjahr 1921. Ich selbst verarbeitete die ganze, damals vorhandene Literatur über die Kriegsschuldfrage und schrieb zunächst die beiden Broschüren „Die große Lüge" und „Die Kriegsschuld Englands", die wir sofort in neun Sprachen: deutsch, englisch, schwedisch, holländisch, spanisch, dänisch-norwegisch, italienisch, portugiesisch und französisch erscheinen ließen und gratis darboten. Parallel damit und zur Unterstützung des öffentlichen Interesses für diese Broschüren veranstaltete ich Vortragsreisen, für alle Hörer natürlich auch „kostenfrei". Das war alles sehr mühsam und sehr interessant, aber vor allem auch sehr wirksam. Die Druckerei konnte zeitweilig kaum mit der Größe der Nachfrage nach den Broschüren Schritt halten*). Die Zahl der bisher versandten Exemplare beziffert sich auf Millionen und wächst dauernd weiter. Wie der in diesen Broschüren Satz für Satz „aktenmäßig" geführte Nachweis wirkte, ersieht man daraus, daß Poincaré gegen die „Große Lüge" eigenhändig einen Abwehrartikel in der „Revue des Deux Mondes" schrieb, der Bürgermeister von Luxemburg, Emil Prüm, eine Gegenbroschüre verfaßte, die belgische Regierung die Beschlagnahme beider Broschüren an der Landesgrenze verfügte, die Londoner „Times" und die „New-York-Times" sich spaltenlang damit beschäftigten und im englischen Unterhause beide Broschüren, jede unmittelbar nach ihrem Erscheinen, Gegenstand einer Interpellation wurden. Die beiden Broschüren sind buchstäblich bis in die entlegensten Winkel der Erde gedrungen. Angesichts dessen war es etwas komisch, daß uns ein — jetzt übrigens dort nicht mehr vorhandener — Geheimrat im Auswärtigen Amte in Berlin dringend riet, den Titel „Die große Lüge" abzuändern in „Der große Irrtum" und „Die Kriegsschuld Englands" in „Die Kriegsursache Englands". Wer hätte wohl Broschüren mit so pflaumenweichen Titeln beachtet? — Meine Absicht, noch eine dritte Broschüre über „Die Kriegsschuld Frankreichs" zu schreiben, erübrigte sich, weil ich eine in Frankreich verbotene Broschüre entdeckte, die der Vizepräsident der „Liga für Menschenrechte", Louis Guétant in Lyon, herausgegeben hatte und die alles sagte, was ich hätte sagen mögen. Mit Herrn Guétants Genehmigung verbreiteten wir nun auch diese seine Broschüre als „Die Kriegsschuld Frankreichs" in alter Weise über die ganze Erde und erlebten mit ihr manches Schöne, das aber aus Rücksicht auf den wahrheitsmutigen, unerschrockenen Verfasser besser ungesagt bleibt. — Natürlich gingen uns aus aller Herren Ländern nicht nur immer neue Geldmittel für diese äußerst kostspielige Propaganda zu, sondern auch zahllose neue Beweisstücke für die Kriegsschuld der Feinde. Wir besitzen z. B. die Originalnummer eines französischen illustrierten Journals, die im „Juli" 1914 schon

*) Die Propagandaschriften sind kostenfrei im Büro des Volksbundes „Rettet die Ehre" in Bremen, Straßburger Straße 7, zu haben.

Digitized by Google

die Abbildungen vom Einmarsch der deutschen Truppen in Belgien fix und fertig hatte und dann wieder kassiert werden mußte, weil Deutschland im Juli noch an der Erhaltung des Friedens arbeitete. Wir haben von dem Vorhandensein dieser Nummer, sowie auch manches anderen interessanten Beweisstückes bisher noch nicht einmal öffentlichen Gebrauch gemacht, weil Erfahrungen, die wir mit einem anderen, sehr viel wichtigeren Funde machten, uns lehrten, daß an maßgebender Stelle in Deutschland selbst für neue Beweise von deutscher Unschuld — gelinde gesprochen — noch kein Interesse bestand. In einer, in unserer Hand befindlichen, in England kassierten Nummer des „John Bull" vom 11. Juli 1914 — also drei Wochen vor Kriegsausbruch — ist nämlich die photographische Wiedergabe eines chiffrierten Aktenstückes der „Serbischen Gesandtschaft in London" vom 15. April 1914 enthalten, in welchem für die Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand, die bekanntlich am 28. Juni 1914 erfolgte, „2000 Pfund Sterling" angewiesen werden, u. zw. „1000 Pfund bei Ihrer Ankunft in Belgrad durch die Hand von Herrn G. und 1000 Pfund bei Beendigung der Arbeit" nebst „200 Pfund für Spesen und zur Bezahlung von Agenten". Wir veröffentlichten dies wichtige Aktenstück sofort in deutsch und englisch und verbreiten es noch heute. Niemand in der ganzen Welt hat bisher die Echtheit bestritten; nur der deutsche „Parlamentarische Untersuchungsausschuß" hat alles versucht, die Glaubwürdigkeit des Dokumentes anzufechten, als wäre er der Anwalt der Gegenpartei. Solche Erfahrungen lähmen eine Privatorganisation natürlich, ihre Geldmittel in bloße Einzeldokumente zu investieren; denn „anvertraute" Gelder sind nicht für „Experimente" mit neuen Beweisstücken hergegeben, wenn schon sonst genug andere Beweisstücke vorhanden waren. — Übrigens hatten wir in den ersten Jahren auch mehrmals den Vorzug, von der politischen Kriminalpolizei revidiert zu werden, ob wir nicht eine „Geheimorganisation" seien, bis man endlich begriff, daß gerade die breiteste Öffentlichkeit unsere Domäne ist und auch dauernd bleiben muß. — Es ließe sich noch viel, Erfreuliches wie Betrübendes, aus dem Kampfe gegen die Kriegsschuldlüge berichten. Doch da wir noch mitten in diesem Kampfe stehen, so hat es keinen Wert, sich hier in Einzelheiten zu ergehen. —

Dagegen dürfte von Interesse hier noch sein, daß wir auch den Kampf gegen die angebliche deutsche Schuld „im" Kriege aufnahmen, indem wir den Stier bei den Hörnern packten und beim „Internationalen Gerichtshofe im Haag" den Antrag auf gerichtliche Feststellung stellten, was an den Geschichten von „abgehackten Kinderhänden", von „abgeschnittenen Frauenbrüsten" und von „ausgestochenen Greisenaugen" wahr sei, da doch in der „Auslieferungsliste" der sogenannten „Kriegsverbrecher" und bei den „Probeurteilen" in Leipzig nicht ein einziger Fall dieser Art namhaft gemacht sei. Wir erhielten die Antwort, daß nach den „Satzungen" nur die Nationen Anträge im Haag stellen dürften, die auch zum Völkerbunde gehören. Auch das war genügend, um die ganze innere Verlogenheit der Prediger von „Recht und Gerechtigkeit" für jedermann erkennbar zu machen. Zugleich dürfte es für Deutschland vielleicht eine Veranlassung sein, den Eintritt in den Völkerbund zu „fordern", damit es seine „Ehre" durch Aufrollung der Fragen von der Schuld am und im Kriege beim „Internationalen Gerichtshofe im Haag" nach allen Formen des Rechtes verteidigen kann. Hängt man der Katze nicht auf diese Art die warnend klappernde Schelle um, so wird sie außer der österreichischen und deutschen Drossel auch noch einige andere europäische Singvögel verspeisen. — Selbstverständlich griffen wir auch in den Ruhrkampf ein, indem wir nicht nur aufklärende Broschüren von meiner Hand über „Die weltpolitische Lage der Gegenwart" und über den „Ruhrkampf" — beide vom Frühling 1923 — verbreiteten, sondern auch an der Hilfsaktion für die Ruhrkinder beteiligt waren. —

Eine weitere große Sache, die uns viel Mühe und Sorge machte, haben wir jüngst dem Reichstage, dem Reichsgesundheitsamte, den Reichsministerien des Innern und der Justiz, und den Gesundheitsämtern der Bundesstaaten unterbreitet. Wir ließen eine vom Kreisarzte Dr. Georg Hartwich in Einbeck verfaßte Broschüre „Deutschlands größte Gefahr" (Der Geburtenrückgang) drucken. Auch sie ist kostenfrei von unserem Büro, Straßburger Straße 7, zu erhalten. In ihr wird der Nachweis geführt, daß und wie deutsche Agenten in französischem Solde auf den Dörfern Mittel anbieten, um den Kindersegen zu verhindern, und daß, wenn es so weiter geht, in wenigen Jahrzehnten die 20 Millionen Einwohner, die Deutschland nach französischer Meinung „zu viel" hat, beseitigt sein werden. Da der Hauptschaden durch die gewerbsmäßigen Abtreiber und Abtreiberinnen kommt, diese aber nicht zu fassen sind, solange die abtreibenden und in ihrer Gesundheit meist schwer geschädigten Mütter mit auf die Anklagebank geraten, so beantragten wir für diese Mütter eine kurzfristige Amnestie, falls sie in der Amnestiezeit als Zeugen gegen die Abtreiber mit aufträten. Diese Eingabe an die genannten zuständigen Instanzen ist von einer großen Zahl der Direktoren unserer deutschen Universitäts-Frauenkliniken und Landeshebammen-Anstalten, sowie von vielen Reichstagsmitgliedern mit unterzeichnet worden. Was aus unserer Anregung wird, muß abgewartet werden. —

Die neueste, von uns in die Hand genommene Sache ist die Abtragung einer deutschen Ehrenschuld an die Askari in Deutsch-Südost-Afrika. Herr von Lettow-Vorbeck teilte mit, daß die Askari, die in den fünf Kriegsjahren als Kämpfer oder Lastträger treu zur deut-

Digitized by Google

schen Fahne gestanden haben, ihren Sold in Höhe von rund 11 Millionen Goldmark noch nicht erhielten, aber felsenfest auf sein, ihnen gegebenes deutsches Wort, nach welchem nachträglich gezahlt werden sollte, bauten. Die entsprechenden Verhandlungen mit der deutschen und englischen Regierung währen nun aber schon weitere fünf Jahre, ohne zu einem bestimmten Ergebnisse geführt zu haben. Wir nahmen uns nunmehr auch dieser deutschen Ehrensache an, indem wir uns vorweg die Zusage des Herrn von Lettow-Vorbeck sicherten, selbst der Überbringer des Soldes sein zu wollen, vorbereitende Schritte einleiteten, um die erforderliche Summe zu beschaffen und sie zu treuen Händen bei einer sicheren Bank deponieren zu lassen und zugleich die Verhandlungen mit den beiden Regierungen über die Erlaubnis zur Auszahlung erneut aufzunehmen. Wir glauben dabei als Privatorganisation zu einem befriedigenden Schlusse kommen zu können, weil wir in der Lage sind, die dieser Sache und uns zuteil werdende Behandlung ganz anders vor das Forum der Weltpresse zu bringen, als dies einer Regierung, die tausend Rücksichten nehmen muß, möglich ist. Daß der Druck der öffentlichen Weltmeinung auch bei den sogenannten Siegerstaaten recht unerwartete Erfolge zeitigen kann, obwohl dieser Druck nur von uns als einer Privatgesellschaft ausging, dafür besitzen wir genug Beweise aus der Zeit, wo wir widerrechtlich zurückgehaltene deutsche Kriegsgefangene mit Hilfe der Weltpresse freifochten. Über solche und ähnliche Einzelhandlungen des Bundes aber, insonderheit auch über die Art seiner Verhandlungen mit führenden Persönlichkeiten, läßt sich im Rahmen dieses Aufsatzes nichts mehr sagen. Wer für diese, oft sehr instruktiven und überraschenden Erlebnisse und Erfahrungen mehr persönlicher Art noch ein Interesse hat, den darf ich wohl auf das Kapitel „Rettet die Ehre“ in meinem jüngst erschienenen Buche „Aus der Schmiede des Glücks“, Verlag von Fr. Leuwer, Bremen, hinweisen, das ein Zeitbild in Form einer Selbstbiographie ist. Den Hinweis auf dies Buch würde ich hier unterlassen, wenn sein Erscheinen nicht gerade auch der Theologischen Fakultät zu Jena die Veranlassung gegeben hätte, sich mit der Eigenart des Volksbundes „Rettet die Ehre“ eingehender zu befassen und seinen Erfolgen eine besondere Anerkennung durch Promovierung seines Leiters zum theologischen Ehrendoktor zu zollen, eine Tatsache, für die ich namens des Bundesvorstandes hier auch öffentlich mit Genehmigung der Schriftleitung noch meinen Dank aussprechen darf.

Sonne im Hafen. Von Hans Friedrich Blunck

Rot die Frühe, die über den Werften steht,
Gischt im Hafen, die weißlich am Kai vergeht.
Schuten drängen mit Männern zum Helgenbau,
Schattengeschnitten, umwallt von Dampf und Gestau,
Das sie geballt und hoch überbrückend verschlingt,
Tanzend den Rücken hoch über den Wassern schwingt.
Dann ein Schaum, der die Barkasse leuchtend umspringt,
Ein Fahnenknauf, der satt unterm Morgen blinkt,
Alles noch blaß im Nebel, der sie umspannt,
Doch schon zerreißt und wie von wiegender Hand
Wieder sich schließt und über der Gischt verschanzt
Rötlich vorm Licht jäh unter den Borden tanzt,
Bis er sich eng um die roten Dickdalben wie Samt,
Und in den Helgen entzündet, purpurn entflammt
Und sich blührot bläht, ein umbrandeter Turm, —
Über den Borden ein windender Lichtersturm
Bis zum Schlot und brennenden Trossen hoch,
Ungeheuer ein flammender Wogenschwog,
Sonne wird, die über den Hafen kreist
Und zu tanzendem Licht in Himmel und Wogen zerreißt.

Musik in stiller Stunde. Von Heinrich Eckmann

Ich schließe beide Augen zu
Und warte nun, daß du beginnst,
Daß nach dem Schnee und Wetter du
Ein Liedlein in die Stille spinnst.

Und leise, wunderleis und fein
Singst du das Dämmerständchen mir
In meine Wartezeit hinein,
Und jedes Trostwort glaub' ich dir.

Wie schön du singst! Ich möchte dich
Auch meine Lieder lehren. Doch
Sie warten selber noch auf mich
Und suchen mich wohl selber noch.

Digitized by Google

Arthur Kampf als Zeichner

Von Prof. Dr. Hans Wolfgang Singer

(Zum 60. Geburtstage des Künstlers)

Woran erkennt man die gute Zeichnung? Wir halten vor uns einen wahrhaft klassischen, nur aus einem Umriß bestehenden Holzschnitt eines alten Japaners und staunen vor dem Können dieses Zeichners. Dann blicken wir auf Whistlers Radierung „Zaandam", auf der ein paar Millimeter lange Häkchen meilenweites Gelände, Tiefen und Töne, ja bestimmte Formen, denen sie an sich nicht im geringsten gleichen, mit unverständlicher Kraft andeuten, und sind stumm vor Entzücken. Auf einer Skizze von Forain ist es unbegreiflich, wie fast alles „fortgelassen" ist und das Bild dennoch in seiner ganzen Plastizität vor uns steht, und wiederum bei einem Akt Stauffers folgen wir mit Vergnügen dem Künstler, wie er jeder kleinsten Schwellung und Abwandlung der Form mit zärtlichem Verständnis nachgeht. Bei allen vieren gibt es kaum einen Punkt, an dem man nur einen Vergleich anknüpfen könnte; sie sind so verschieden untereinander. Wenn wir auch meinen möchten, sie widersprächen sich untereinander, so kommen wir doch nicht zum Schluß, daß die eine gut, die andere schlecht sei. Wir fühlen, daß bei allem eine gleichgroße, wenn auch stets andersgeartete Zeichenkunst obwaltet. — — Stauffer und Forain steuern beide je hart an eine Klippe heran: der eine an die der photographischen Charakterlosigkeit, der andere an die der unzulänglichen Leere. Aber letzten Endes vermeiden sie beide die Gefahr, und ihre Arbeit bleibt ganz Kunstwerk. Vielleicht hat kein anderer Meister, so wie Menzel, es verstanden, in der Zeichnung den Seiltanz entlang des schmalen Grats der reinen Kunst auszuführen, immer hart neben dem jähen Abgrund, der in die Tiefe der Künstelei fällt, in die ihn der leiseste Fehltritt gestürzt haben würde. Doch, möge er die Gewissenhaftigkeit gegenüber dem Naturobjekt noch so weit treiben, der Eindruck einer wahren Ge-

Digitized by Google

nialität verliert sich nicht. Er war ein gewaltiger Held des Fleißes und der Arbeitslust, und in dieser Hinsicht ist Kampf in seine Nähe zu rücken.

Wem der Vorzug zuteil geworden ist, Mappen Kampfscher Zeichnungen, — es gibt übrigens auch hundert in zwei Bänden vervielfältigte, — durchzuschauen, dem wird zunächst die Vielseitigkeit des Meisters einen großen Eindruck machen. Da gibt es neben der Feder-, Graphit-, Kreide- und Kohle-Zeichnung, den Rötel, den herrlichen Silberstift, die mit Pinsel getuschte und die durch Deckweiß auf getöntem Papier, oder durch Farbe in Wirkung gesetzte Zeichnung. In allem erscheint der Meister in gleichem Maße zu Hause, alle beherrscht er sie technisch bis zur Vollendung. Er hat ein feines Gefühl für die Eigenheit, die in jeder liegt. Er wird nie den Federstrich so führen, wie er den Kreidestrich zieht. In anderen Worten, wenn er zu zeichnen anfängt, steht ihm nie ein vorgefaßtes Bild vor seinem geistigen Auge, das er nun zu erreichen sucht mit demjenigen Mittel, das ihm zufällig jeweils zur Hand liegt, daß er also als Kreidezeichnung ausführt. wenn alles andere Werkzeug meinetwegen gerade weggeschlossen ist. Nein, Kampf besitzt das intimere Stilgefühl, vermöge dessen jede Anschauung sich gleich an die Eigentüm- | lichkeit einer besonderen Technik anschmiegt. Und so kommt es ihm natürlich, daß er, wenn es ihm darum zu tun ist, eine flüchtige Bewegung zu erhaschen, zur hastigen, unruhigen und suggestiven Feder greift: daß, wenn er sorgfältig die Form studieren will, er die Kreide in die Hand nimmt: daß, wenn er die Absicht hegt, der Wirkung eines farbig-malerischen Ölbildes vorzuarbeiten, er sich des Rötels bedient. Sein inneres Künstlerauge sieht nicht abstrakt, sondern gleich in einer bestimmt angewendeten, der Gestalt der Konzeption entsprechenden Technik, sowie der wahre, bedeutende Schriftsteller nicht in Begriffen denkt, sondern in einer bestimmten Sprache, oder der Musiker in einer bestimmten Tonart. Für diesen hat C-Dur auch einen ganz anderen

Digitized by Google

Charakter als F-Dur, und wenn er komponiert, erfaßt er nicht eine Melodie, die er dann beliebig in der einen oder anderen Tonart setzt, sondern die Melodie kommt ihm von selbst und unverrückbar in dieser Tonart. Genau so „denkt" der echte Künstler sein Werk von Anfang an in einer bestimmten Technik, und es ist ihm nicht möglich, die Konzeption anderswie zu verwirklichen.

Solch ein Meister kann wohl denselben Kopf mit der Kreide, mit dem Rotstift, mit der Feder, mit dem Silberstift wiedergeben, aber das ist nur möglich in dem Augenblick, wenn das geistige Abbild dieses Kopfes sich ihm plötzlich in einem neuen Licht gezeigt hat. Wir würden sagen bei jedem neuen Bild, — wären sie auch sämtlich äußerlich in derselben Haltung wiedergegeben, — „diesmal hat er ganz etwas anderes in dem Kopf gesehen."

Kampf weiß, daß er dieses Mittel ganz anders weit treiben kann als jenes und weiß aus jedem restlos herauszuholen, wozu es herhält. Nie aber geht er den verhängnisvollen Schritt, der zu weit führt; auch bei Bleistift- oder Kreidezeichnungen nicht, die ja manchem Künstler gefährlich wurden, indem sie ihn verleitet haben, sein Bild bis zur trockenen, sogenannten photographischen Naturtreue auszutüfteln. Bei Kampf verlieren wir nie das Bewußtsein, hier hat Menschenhand geschaffen. Stets macht sich der persönliche Wille des einzelnen Menschen be-

Digitized by Google

merkbar: nie erscheint das Werk einfach entstanden, wie ein Naturobjekt.

„Vor die Trefflichkeit setzten den Schweiß die unsterblichen Götter," hat Hesiod gesagt.

Oder, um Jahrtausende herabzusteigen, Ernst Nietschel äußerte sich: „Großes Talent ist = 0, dagegen etwas gelernt zu haben = 1. Das klingt paradox, aber leider habe ich soviele junge Männer kennengelernt, reich begabt, doch ohne Lust und Eifer, etwas zu lernen, um einst etwas zu können. Die Meinung, das Talent sei die Hauptsache, das andere sei leicht sich anzueignen und Nebensache, ist der Grund, daß sie nur das tun, was ihnen angenehm und wegen ihres Talentes leicht wird. Es gibt ja keinen Menschen, der von Natur dazu angelegt ist, Anstrengungen aufzusuchen und sie an und für sich zu lieben. Das Genie wird sich in aller Weise durchbilden und deshalb auch die andere Seite als innerste Notwendigkeit üben und pflegen. Wer für Kunstbildung kein Gefühl hat, hat es auch nicht für eine technisch saubere Vollendung. Die Sauberkeit und Reinheit beim Handwerk ist schon ein Strahl der Schönheitssonne, welche das Kunstwerk mit ihrem Licht übergießen muß, soll es ein solches sein."

So genialisch die Künstler sich auch gebärden, und so sehr sie sich im Lauf der letzten hundert bis hundertfünfzig Jahre über die gewöhnliche Menschheit fühlen mögen, gerade für sie gilt die Wahrheit dieser beiden Sätze am meisten. Für uns heute ist das ein bedenkliches Kapitel. Wir haben eben eine Periode durchlebt, — glücklicherweise ist sie nun so gut wie vorüber, — während der die unbegrenzteste Verständnislosigkeit gegenüber diesen Weisheiten herrschte. Der Kernpunkt der Stimmung, die den Expressionismus möglich machte, ist die Reaktion gegen die Arbeitsamkeit. Wir, namentlich in Deutschland, haben gearbeitet bis zum Überdruß. Da kamen ein paar Leutchen, die sich vornahmen, nicht mehr mitmachen zu wollen. Sie gründeten eine kleine Vereinigung, deren Losung Faulheit war. Selbstverständlich wurde das nicht offen bekannt. Der Deckmantel war, daß das Künstlerische nicht in der Arbeit bestehen könne, sondern in dem Sichausdrücken: und sich ausdrücken könne eben jeder wie er wolle. Dazu brauche er nicht erst etwas zu erlernen. Eine Zeitlang vegetierten die Bürschchen nur. Dann kam der Krieg. Er war auch nur das Aufbäumen der Welt gegen das Übermaß deutschen Arbeitswillens. Die anderen haben nicht mehr mit uns in diesem Punkt wetteifern wollen: so haben sie uns brutal kaputt geschlagen.

Das Prinzip, das unsre Leutchen bei ihrer

Digitized by Google

„Kunst“ eingeführt hatten, hatte auf einmal in anderer Gestalt politische Weltgeltung erhalten. Nun war die Psyche, besonders bei uns in Deutschland, für den Expressionismus eingestellt. Aber der Kater blieb nicht aus. Die anderen sehen, daß sie sich mächtig verhauen

Digitized by Google

haben, und daß sie, indem sie uns ins Verderben stürzten, sich selbst auch außerordentlich geschadet haben. Auch in der Kunst ist der Standpunkt wieder von einem gesünderen abgelöst worden. Selbst die Jugend fängt schon wieder an, einzusehen, daß das tollste Gebaren uns doch nicht zu etwas anderem macht als den Menschen, der wir von jeher waren, und daß noch nie eine gewalttätige Revolution etwas von dauerndem Wert geschaffen hat.

Jedoch, während der kurzen Taumelzeit war es merkwürdig zu sehen, wie Meister von klangvollem Namen, die für ihr Volk schon ein bestimmtes, angesehenes Gesicht hatten, auf einmal ihr neues Herz entdeckten. Der Vorteil erlaubte es ihnen,

Digitized by Google

plötzlich auch expressionistisch zu arbeiten. Etwas Schwieriges dabei zu erlernen gab es ja nicht. Das konnte jeder im Handumdrehen. Daher auch die lawinenartige Verbreitung der Bewegung in so kurzer Zeit.

Kampf hat nicht zu diesen Opportunisten gezählt. Für ihn gilt der Satz, daß Kunst vom Können kommt, und daß auch der hervorgehoben Begabte sich dieses Können nur im Schweiße seines Angesichts erwerben kann. Warum ist der Expressionismus so jähe zusammengebrochen? Weil er sich einen Sport daraus macht, die Technik zu verachten. Dank dieses Grundsatzes konnte dieses Heer von Expressionisten in anderthalb Jahren erstehen. Mag man auch die expressionistische Auffassung als die größte göttliche Offenbarung preisen, für die Ausführung kann man kein Wort übrig haben. Das läßt sich leicht in folgender Weise verdeutlichen. Ich bin kein Maler, aber ich habe Bilder von Matisse gesehen, von denen ich mich verpflichte, binnen zwei Wochen eine gute Kopie herzustellen. Eine gute Kopie eines Gemäldes von Rembrandt, oder Rubens oder Valezquez herzustellen, dazu könnte ich wohl nicht in zwei Jahren gelangen. Die hatten etwas erlernt. Die Idee, die künstlerische Anschauung ist ein schwankender Begriff, dem verschiedene Zeitstimmungen den verschiedentlichsten Gehalt geben werden. Die Form aber wird dem Kunstwerk vom Handwerkszeug verliehen, und es hat noch nie eine vollgültige, der Kritik der Nachwelt standhaltende Kunst gegeben, noch wird es je eine geben, die die Technik mißachtet. Daß dieser Standpunkt derjenige Kampfs ist, verraten auch seine in so hohem Maße vollendeten Zeichnungen. An ihn ist die Versuchung gar nicht einmal herangekommen: keine Aussicht auf vorübergehende Volkstümlichkeit hat ihn dazu bestimmen können, sich auch nur einen Augenblick lang untreu zu werden. In den Abbildungen, die diesen Zeilen beigegeben sind, erkennen wir das unbeirrbare Bestreben, die Form zu beherr-

Digitized by Google

schen. Manchmal geschieht das durch die rhapsodisch und nervös hingeworfene Linie, die das Stichwort abgeben soll, auf Grund dessen unsre Sehphantasie sich ein weiteres Bild aufbaut. Ein andermal leiht sich das technische Mittel dazu her, in liebevoller Weise selbst die Form nach ihren leisesten Regungen hin zu verfolgen. Immer ist reife Überlegung, Verantwortlichkeitsgefühl, selbstlose Hingabe an die besondere Eigenheit des Handwerks vorhanden. Als Laien mag uns ein leiser Neid überkommen, daß so etwas so hoch über unserem eigenen Vermögen liegt. Da ist es eine Art von Befriedigung, die wir zum Genuß noch hinzugeschenkt bekommen, wenn wir fühlen, — das ist dem Mann nicht geschenkt worden, er hat es sich durch Arbeit verdienen müssen.

Die mannigfachen, reichen Schönheiten von Arthur Kampfs Zeichenkunst stechen einem ohne weiteres in die Augen, selbst wenn man nur, wie hier, solche verkleinerte Wiedergaben in die Hände bekommt. Aber daß der Meister den Mut hat, auch in diesen Zeitläuften sich zum Evangelium der Arbeit zu bekennen, trotz des billigen Spotts, dem ein jeder, der dies tut, sich heute dabei leider aussetzt, verdiente besonders hervorgehoben zu werden (wie es in diesen Zeilen geschehen ist).

Digitized by Google

Die Heimkehr · Von Paul Zech

Peregrino verließ den Schnellzug als letzter. Fünf Träger bemühten sich um sein Gepäck und dirigierten es in das Hotel, das mit einer herausfordernd gesäulten Fassade den Bahnhofsplatz beherrschte. Durch den nervösen Betrieb von schnell aufeinander folgenden Trams und rücksichtslosen Autos wie ein ermatteter Schwimmer pustend, näherte Peregrino sich wieder der Stadt, von der er ausgegangen war. Die Larve, die sie jetzt trug, phosphoreszierte aus bläulichen Zuckungen den Irrsinn kalter Genußsucht. Aus dem Nervenschauer der Krüppel aber wuchs und wuchs dem silberhaarigen Christus, der die Orgel drehte, das steinerne Herz zur Faust.

Peregrino, der diese Erscheinung nicht zum erstenmal in sein Gesicht gehoben fühlte, küßte sie mit kalten Lippen. Und weil er nichts sagen konnte vor Staunen des Blutes in der Kehle, so schluckte er und schluckte ... Dunkle Apostelstöne des Herzens rannen aus. Es weitete sich seine geengte Seele. Und glaubte an eine Kraft, die erst im letzten Augenblick gewaltig einsetzt: das Demütige in der Welt Gott gleich zu machen.

Eine Stimme durchdröhnte ihn: nichts ist unwirklich. Du stehst jetzt so am Beginn der Welt, daß Bewegungen, die keinem Gesetz untertan sind, dich wie ein scharfer Wind bestürmen. Du siehst Berge versinken, die seit Urzeiten den Schnee der Firne glänzen, und Brunnen, tief wie die Ewigkeit, siehst du aufsteigen; aber nicht stehen bleiben im Steigen.

Nichts ist unwirklich!

Peregrino bekam ein komfortables Zimmer im ersten Stock zugewiesen. Er schlief, trotz scharfer Medikamente, die ganze Nacht nicht. Und schellte, gegen sieben Uhr früh schon, den Kellner herbei —: das Frühstück zu servieren.

Die Morgenzeitungen, die er dann begehrte, sagten in knappen Sätzen des Telegramms die Geschehnisse jenes Tumultes aus, der sein Werk zu Fall gebracht hatte. In seltener Übereinstimmung das Urteil auch: daß Musik hier von einem Lyriker, von einem Fanatiker der Fleischeslust erniedert wurde zu einer satanischen Messe.

Ein Genie? Freilich! Aber nur in den leichteren Bezirken des Liedes. Für das Drama, für das buntflutende Bildwerk eines Bühnenstücks jedoch —: zu verworren, gestaltungsschwach, wortreich.

Ein Könner im Kontrapunkt? Gewiß! Aber schon von Irrsinn umkrallt.

Lorbeer ihm zu reichen hieße —: Dünste Satanas als zauberisches Wunder manifestieren ...

Peregrino fühlte kalte Fühler eines schwefligen Wurmes vom Papier her gegen sich wachsen. Er schüttelte sich und zertrat das Gehäuf der Gazetten mit laut aufstampfenden Füßen.

Das Licht der sieben Glühbirnen riß grausam in seine Lider. Mit einer schmerzhaften Anstrengung bog er den Arm zum Kontakt und schaltete den Strom aus.

Die Gardinen ließen bereits Sonne durch.

Peregrino bestellte einen Wagen.

Im langsamen Hinunterschreiten, Stufe um Stufe mechanisch zählend, lagen Peregrinos Gedanken auf halbem Wege zur Mutter. Und der Mund fühlte schon den Duft der weißen Scheitel ...

Das Ziel aber, das er dem Kutscher blitzschnell ansagte, lag in der entgegengesetzten Richtung.

Dieser jähe Entschluß zu Mareija war der Triumph des Herzens über ruhige Windungen des Gehirns.

Die Kolonie „Sieben Eichen" lag eine gute Stunde vom Zentrum der Stadt. Eine elektrische Schnellbahn war geplant, die Kosten von den Stadtverordneten schon bewilligt. Arbeitslose zu frohem Tun seit Monaten zum Bau bereit.

Nur das Ministerium des Verkehrs hatte noch Einwendungen. Bemängelte die Linienführung, stemmte sich gegen die Erprobung eines neuen Typs von Triebwagen. Daß im Nachbarstaat alle Kleinbahnen mit diesem Antrieb schon ausgerüstet waren und rentabel liefen, was kümmerte das die Geheimräte oder den Minister gar, den Gewerkschaftsbeschluß aus dem Zentralbüro in dieses Amt hinaufgepflanzt hatte, weil man ihn auf Zahlabenden fürchtete?!

Peregrino ließ an der Brücke halten, zahlte und schlug den Mantelkragen hoch.

Hinter den schrecklich ausgeleierten Spuren des Fahrdamms begann das kahle Feld eines ehemaligen Exerzierplatzes. Schmutziger Sand, voller Löcher noch von den Handgranatenübungen. Ein früher Zitronenfalter taumelte frierend über Wasserlachen, die weder Spiegel noch Farbe hatten.

Mitten auf der Fläche stand ein dürrer Baum. Die Wurzeln waren angesägt von den Sprengstücken und zerhackt von den Zacken der Drahtgeflechte.

Peregrino, in den Füßen noch eine rieselnde Müdigkeit, blieb stehn und umfaßte

Digitized by Google

den Baum, mehr, um einen Halt zu finden, als irgendeine Betrachtung auszulösen.

Er sah mit zwinkernden Augen in das schwarze Monogramm der Äste empor, sah alles gleichzeitig mit scharfer Auffassung jeder Einzelheit, als hefteten sich alle seine Gedanken mit einemmal darauf. Er sah und vernahm alles in einem; Worte im Geräusch des Windes, der unaufhörlich in dem Zweigicht feilte und bohrte, das Bedeutungsmotiv jedes Tones im Geräusch, die Ordnung dahinter, die Bilder des Hirns, die Wallung des Blutes, den Schmerz der Wunden — so, wie man es im Traum nur zu fassen vermag. Man las aus seinem Blick, daß er auf offenen, fernen Gefilden ruhte, die jenseits dieser Gegend aufschimmerten, Städte, die tief unter ihm im halben Licht der Wolkenspalten leuchteten, Felder und Flüsse, deutlich und klein: so, wie die Vögel der Berge sie sehen, wenn sie um den Felsen kreisen.

Über seine Lippen ging in traumhaften Gesprächen: Du hast mir den Schatten des Lebens wiedergegeben, und damit den Schatten des Begehrens, den Schatten der Unruhe . . . Und ich komme mir so arm vor und friere vor Leere. Viel wärmer hätte ich mich betten, viel weiter meine Arme und meinen Blick erstrecken können. Ich hätte größer sein können und reicher . . .

Mit schnellen Schritten, die fast ein Straucheln waren, bog Peregrino ab von diesem Erlebnis und in die Allee hinein. Unwissend noch, was immer mit ihm und um ihn geschah.

Es war eine breit ausladende Baumreihe, die ihn jetzt umfing. Das zage Grün der Kastanienmassen lag über ihm wie eine tief schwebende Regenwolke und drückte mächtig auf die Blutbahnen. Er versuchte die Schultern hochzuziehen, die Brust aus dem bedrükkenden Gebücktsein herauszustemmen. Kampf flog über sein Gesicht und entstellte es mit den dunklen Farben der Anstrengung zur Grimasse.

Da trafen ihn die volle Sonne und die fabelhaften Gewalten des Duftes. Er zog den Mund breit auf und trank die Luft in hitzig sich steigernden Zügen. Es weiteten sich die Augen, hatten plötzlich Feuer und den Ausdruck einer unbändigen Freude. In den ersten Minuten war ihm diese jähe Verwandlung seines Zustandes nicht ganz klar. Aber dann überkam ihn das: „Frühling! Frühling!“

Erinnerungen stiegen auf, blitzten und rieben sich knisternd an seinen Nerven. Bilder formten sich aus dem leisen Nachdenken des Gehirns. Alle Vergangenheiten lagen mit eins offen, lösten sich in einem Tönen aus, das mit dem zauberhaften Geschehnis der Landschaft korrespondierte, an irgendwelche Begebnisse des Einst rührte und das Innen gewaltsam zerzerrte.

Wie eine stetig sich steigernde Betrunkenheit überkam ihn die Landschaft mit ihrer tausendfachen Verästelung. Das imaginäre Rauschen der Wipfel war darin und die Süße des Weißklees. Das Gras verstreute die Duftwellen in breiten Schwingungen, die Wärme des Erdreichs zitterte bis in die roten Steinbrüche des Bergrückens hinauf und das Gebüsch und seine steigenden Säfte umklammerten alle Gefühle des Körpers mit unerbittlicher Strenge.

Peregrino taumelte von Baum zu Baum, bis die Anhöhe mit ihrem breit ausladenden Rücken ihn zum Stehen zwang. Auf seiner zerhackten Stirn stand der Schweiß in tausend zierlichen Perlen. Er mühte sich, einen Baumstumpf zu finden. Seine Beine trugen kaum noch diese übermäßig forcierte Ausgepumptheit. Noch die Augen hatten Verlangen: Ruhepunkte zu finden, um darin zu baden.

Durch Lücken eines herabgebogenen Astes geisterte plötzlich das ebene Land.

Peregrino streckte mit Zähneknirschen die Kniekehlen zum Ausharren. Er bog Zweige, die die Aussicht halb verdeckten, breiter auseinander. Und nun lag da das Land und wiegte in der Musik des Windes die Siedelung.

Sie lag hinter dem silbernen Licht verborgen, sie war bunt vom frühen Gelb und Lila in den Gärten, sie war bewegt von den braunen Silhouetten der Arbeit und schallte von Vieh und Ackergerät.

Peregrino spannte die Arme in gottergebener Inbrunst weit in die Fläche hinaus. Es tobte in ihm wie kaum in jenen wüsten Tagen des Lebens mit Leonore von Taumel zu Taumel. Die Erkenntnis, daß irgend etwas einmal schön war im Leben, daß Bäume waren, Flächen mit sanften, glatten Tieren, Schleierspitzen der Berge und die immer blauen Fernen —: dieses Brennen zermalmte ihn jetzt mit unbeschreiblicher Beglückung.

Rief es nicht mit tausend feurigen Zungen herab aus dem sanft geschweiften Zug der Wolken: „Zieh mit! Zieh mit!“ Wie?

Seele der Erde, wohin lockst du mich?!

Pfeifend flog ein Krähenschwarm über sein erhobenes Gesicht und vertropfte über der Waldkuppel wie ein schwerer, perlender Rosenkranz. Das riß ihn wieder zurück aus einer Ekstase, die ohne Grenzen war. Frostschauer durchschüttelten seinen ausgegebenen Körper und gaben den Gliedern wieder die Bewegung.

Digitized by Google

Er floh mit Angstaugen aus dem Ungeheuren der rauschenden Bäume zu dem schmalen Feldweg. Die Siedelung war zum Brechen mit Bauhandwerkern gefüllt. Die Gerippe von dreißig neuen Häusern überdrohten die Dächer der vollendeten, als wäre der rote Zauber der Wohnlichkeit zu klein geraten für das Dasein eines Menschen in diesem Jahrhundert.

Invaliden humpelten, liebkosten den Fleck, der ihnen geruhige Heimat werden sollte, nachdem sie zehn Jahre im Unrat der Stadt lungern mußten, Hunden, Rebellen von links und Revoluzzern von rechts, Soldaten, Zuhältern und Gesindel zugesellt.

Peregrino sah erschauernd die vielen Gesichter, auf denen die fahle Tragödie der Schlacht die schweißfeuchte Schlaflosigkeit in dreißig Lazaretten und der kurze Blizzard der Barrikade unverlöschbare Lettern eingegraben hatten.

Er stieß sich mit der Vehemenz eines Irrsinnigen durch ihre Reihen: daß man mit Steinen nach ihm warf und Flüche ballte.

Nur diese begrünten Ruinen nicht jetzt —: tobte es durch seine Sinne. Nur einen Schoß jetzt, sich auszuheulen mit allen Zuckungen der Lust und des Schmerzes!

Hinter weinbewucherten Zäunen standen die letzten Gärten ... O diese Haufen Weiß und Gelb der Narzissen! Krokus dazwischen. Kinderblondköpfe, Wäsche auf der Leine und schwarze, salzbefruchtete Erde: den Samen aufzuteilen zu allen Kräutern des Gaumens.

Für die neubarbarische Stimmung solcher Existenz und des aus ihr Werdenden, war Peregrino mit heiß schlagendem Puls empfänglich. Heftiges Überfließen des Herzens im Teilnehmen verpflichtete die Seele noch brüderlich. Aber daß als vollendet hier nur jenes Schritt für Schritt Geruhige galt, daß sie alle in einer Atmosphäre der Einfachheit lebten, nicht neue Beziehungen des Daseins formten —: das konnte ihn nicht freuen.

Wozu dann die Lösung vom Betrieb der Stadt? Der Chimborasso ihrer Verlogenheit rollte Lavastücke schon in dieses kaum betretene Eiland.

Warum lockt mit den roten Lettern die Destille aus einem Fliedergrün, das welken muß, wenn das Orchestrion den „letzten Walzer" knallt?!

Warum schon Modenhaus und Tennisplatz?

Die Parallele zum Gestern zu finden, die Kurve der Tram in den Gesang der Lerchen ausmünden zu lassen —: schlug die abgelebte Zeit euch nur darum zu Krüppeln und Wurzelgräbern?

Gefüllt mit einer gischtenden Wut wuchs es ihm die Kehle hinauf —: Volk um sich zu sammeln. Die Unzulänglichkeit ihrer Lust, das neue Leben zu leben, in die grelle Helle der Wirklichkeit zu reißen —: formten sich ihm schon Worte?

Da sah er Mareija auf der geschweiften Bank vor dem Fenster. Er fühlte bloß: daß sie da war. Denn der jähe Schreck beflorte seine Augen mit einem rosamilchigen Schein. Das ungeahnte Schicksal überwältigte ihn. Die Siedelung drehte sich über ihm zu einem leichten Regengewölk. Jeremias auf der Zunge und im Hirn schaltete sich aus. Armut der Seele war wieder groß.

Alle Haltung verließ ihn.

Er stürzte in Mareijas schreckhaft gebreitete Arme, erschöpft, wie ein Kind nach durchstandener Angst anschmiegsam.

„Peregrino!" schluchzte sie zitternd. „Wer hetzte dich ... dein Herz ... so laut ... was ist dir?"

Auf seinen Lippen erbrach sich ein leiser Blutschaum. Tonlos mahlte die Kehle und die Hände klammerten sich hilfesuchend in die Schultern der zarten Figur.

„Herr Gott, ist es noch nicht genug? Hat es denn überhaupt kein Ende damit? Dieses tausendfache Zerbrechen und Abwürgen aller Schöpfung jenseits von Tag und breiter Straße." Sie streichelte mit mütterlicher Weichheit sein Gesicht. Er schüttelte in aufregender Anstrengung den Kopf: „Schweigen, Mareija! Schweigen! Nicht der Sturz aus meiner Höhenkurve ist es, nicht die Brandpfeile, die man abschoß auf mein Werk, schmerzen so ...

Dich nie wiederzusehen war die Antwort, die ich mir gab, da dein Brief in meinen Händen lag eine lange Kampfstunde lang. Aber dann das Erlebnis des Dunkels im Raum ... die Fiebernadeln der Seele! Schmerz verlangte da dein Haar und deiner Augen leisen Blauhauch ...

Und heute —: vor einer Stunde, der Wagen, von geheimnisvollen Kräften gezogen, war stärker als mein Wille.

Und dann dieses Schweigen von Keim zu Keim auf den Feldern ... Duft auf den Feldern!

Plötzlich, mit dem Wind ist er gekommen. Und alles ist grün geworden und so trunken von Liedern und Wipfelrauschen!"

Immer tiefer verkrallten sich seine Fäuste in das blühend zuckende Fleisch Mareijas.

Aber sie fühlte nicht den Schmerz und den Frost des Fiebernden. Seine gestammelten Worten flogen ihren Ohren vorbei. Unablässig seine Hände, sein Gesicht, sein Haar streichelnd, hauchte sie ihr Herz in seine Augen.

Digitized by Google

Dreimal bettelte er: „Mareija ... Mareija ...!“

Und ließ ab von dem Klammern ihrer Schultern. Richtete sich auf und ergriff ihre Hände von seinem ruhiger gewordenen Gesicht herab.

„Mareija, sieh, es ist Frühling mit einemmal und stürzt mit ungeheuren Waldungen über mich zusammen. Daß ich das noch erleben darf! Nichts mehr zu wünschen hatte ich, keine Weite war um mich und kein Echo mehr in meinem Wort ... Und nun ... und nun? Fühlst du nicht, wie das verwundet, wie es das Hirn und das Blut langsam zum Sieden bringt?

Fühlst du das nicht?

Du mußt das mit mir fühlen, Mareija!

Denk': immer war Tod in mir; jede Stunde drohte ein anderer, fraß das Denken leer, goß Eis in die Adern, verklebte die Gaumen und zeigte mich im Spiegel als irgendeinen der vielen Tode. Schließlich glaubte man daran: selber einer zu sein, spielte damit, überfiel damit und war das Tempo eines Sports von Todspielern.

Ich war so sehr schon Tod, daß ich damit erstarrte, als Stein quer lag in dem Herzen meiner Mutter, in den Zuckungen meines Vaters, und ich trug das in mir wie ein zweites, stärkeres Ich. Ich hatte kein Mitleid mehr, und alle Zartheit war nur ein Traum, der manchesmal mir des Nachts in den Herbergsbetten, unter den Kotmassen der Straße, in den Verwesungsgerüchen des Karneval, in der Frau, an die ich mich verbissen verschwendete, in dem Erben, der nicht mein Ebenbild ist, an meine Lider rührte —: wenn du erschienst als tagblaues Erlebnis eines fernen Geschehnisses ...

Ich bin nicht weich, nicht von Delirien zerzaust ... ich fühle was wirklich ist und als steiles Monument aufgestellt ... Aber in diesem Augenblick —: sieh den Krokus dort ... sieh diese schaumgrünen Spitzenwunder der Kastanie ... ich bin nicht weich ... nicht klein geworden. Aber es traf mich zu jäh! Ohne Übergang und Fanfarenrufe der Ankunft. Es flammte etwas in mir auf, es ballten sich Erkenntnisse. Es wurden Licht und Weite aufgetan.

Wieder ist das Leben. Das frühere, und ein neues in einem. Ich weiß, meine Hände zerbrechen, wenn ich es hebe. Dir möchte ich es endlich emporheben. Aber die Hände wollen sich nicht füllen, es fließt alles ab; so gehärtet sind sie. Mit leeren Händen stehe ich jetzt, Mareija!“

Die langsam in sein Gesicht getretene Röte entwich mit einemmal. Er bäumte die Brust hochauf und verschluckte gewaltsam den heranbrechenden Husten. Die Augen ließen nur das Weiße sehen, während sein Körper von Krämpfen hin und her geworfen wurde.

Er war so abgeschlagen und ausgelöst, und zwang sich dennoch zu einer Haltung, die beinahe etwas Heldisches hatte.

Nach einer Weile fuhr er fort, keuchend, tonlos und mit den Händen förmlich taktierend —: „Ich komme doch zu dir, Mareija! Ich schmiege mich in dein reines Herz, in den Hauch, der über mein Leben wie ein Stern war ... Wie lange ist es doch, daß ich dich nicht sah. Und — war ich nicht längst dumme Episode in deinem Schmerz?

Meine Hände hältst du ... fürchte dich nicht —: den Staub, der von Leonore zurückblieb, wusch ich fort, ehe noch dieser lichte Tag begann. Denn ich bin heimgekommen ... zu dir! Zu dir! Um zu sterben, ja! Im Grün, wie zu sterben uns heilig versprochen wurde, da wir noch Kinder waren.

Ja darum, nun fühle ich es, hast du mich gerufen; mit dem Grün und den Duftwellen über Nacht.

Weißt du noch, wie Pöbel nach meiner Kehle faßte ... drüben, zwischen meines Vaters Fabriken?

Deine Augen waren schwarz von Tod und von deinen Lippen flogen Schwärme Angst mit schluchzenden Flügelschlägen.

Nun siehst du mich wieder so an wie damals durch die graue Wand deines Vaters hindurch.

Und du sollst doch nicht trauern. Ich sehe alle, die um mich trauern werden. Eine wird sein, drüben. Das wird meine Mutter sein ... hol' mir das Bild von der Kommode. Du wirst es doch nicht verbrannt haben?

Es ist deine Schwester, Mareija! Ihr seid alle Schwestern des einen unwirklichen Gedankens zur letzten Lust.

Hast du eine Mutter schon weinen sehen? Hast du Mütter gemeinsamer Herzzerschmetterung schon weinen sehen? Wie Trauerweiden hängen die Runzeln herab, es rauscht in den Verästelungen der Falten, bebt, schlingt sich tausendfach durcheinander und erstarrt und wird eine kalt in Stein gehauene Figur ... Dich kann ein liedfroher Lenz, ein seliges Blaugewitter wieder aufdonnern zu einer sieghaften Lohe von Blüte und Frucht. So jung bist du!

Es kann nur ein Zwischenspiel sein; was aber schon Form hat und ausgekühlt ist ...

Grauenhaft diese Monumente der Trauer.

Doch du kannst noch singen. Aus dem Zimmer heraus schallt das Echo deiner Lieder. Es überschwemmt die Straßen und fängt sich in den Wipfeln ... Immer höre ich dich, du Nachtigall!

Digitized by Google

Es werden hundert andere vor dieser Bank zu deinen Füßen liegen. Du bist erst Anfang, wie diese Luft ein Beginn ist und Aufbruch.

Man hat mich überrumpelt damit. Ich hätte mich wehren können. Aber noch tausend Fäuste würden nicht aufgehalten haben, was schon im Rollen war.

Wie weh diese Helle, dieses Bunt und der Geruch der Beete tut! Es ist nicht auszuhalten mehr!

Lebewohl zu sagen, bin ich gekommen nur, Mareija!

Und du darfst darum nicht weinen, Mareija!

Nicht weinen, Mareija!"

Ihn fröstelte. Ganz innen. Erschöpft fiel er zurück und schloß die Augen. Ihm war, als hätte er etwas Unwiederbringliches verloren.

Mareija neigte sich mit einer Zärtlichkeit ohne Grenzen über ihn und fuhr durch sein dampfendes Haar. In ihrem Mund erstarb jedes Wort, das zu tönen anhob.

Endlich fanden ihre Lippen seinen Mund.

Peregrino wurde stille und unbeweglich darunter.

Sie sah an ihm vorbei. Starr, wie geistesabwesend mit aufgerissenen Augen. Fern durch die Astlücken der Kastanie auf die Gemarkung, wo Schatten über den Acker hinkrochen, Schatten, die sich denen von dem blaudunstigen Abhang herunter entgegendehnten. Und mitten in dem blänkernden Gelb der Wiese eine frierende Birke, das einzige, was sich dort erhob, wie ein Schwert den Himmel durchschneidend, stolz und tragisch.

Mit allen Fibern fühlte Mareija: nun fällt alles um mich her zusammen ... das von Grenzen Umschlossene — Irrlichtschein des Dämons Lust. Den Hauch dieser Wesenheit noch als Beglückung fühlen zu müssen, als der mit spinnendem Warten durchwachten Nächte endliches Erwachen zum Garten Eden —: das nimmt mir den letzten Glaubensstrich zu Gott. War er Parvenü der Verheißungen gewesen bis jetzt — nun wird er endlich schwarzer Schatten über der Menschen lautlosen Wandel zur Sternfigur ...

Dieses in meinen Armen kindgewordene Herz aber: wie ist das voll Güte noch im Zerschellen am eigenen Zaun zu den Himmeln!

Mareija senkte das Haupt, fühlte sich im Körperlichen nicht mehr zurecht. Das Reale zerrann mit Eistropfen an ihrer Stirn. Die steile Flamme ihres Instinktes löschte aus. Das Blut brach nach außen und verkrustete auf der Haut wie Lava.

Nur einmal noch bewegte sie die Hände, als hätte sie sich zu tief aufgedeckt. Und krallte sich, dem Strom widerstehend, tiefer in des Geliebten Stummheit.

Plötzlich riß sich Peregrino aus ihren Armen empor. Phantasierte: „Mareija, warum bin ich nicht immer hier gewesen ... in dieses Geschehnis hineingeboren mit der Muskelspannung eines bäurischen Wildlings?!

Daß die Zärtlichkeit des proletarisierten Genusses die alte Welt zu Ende lebt, rieb sich bis zur Qual in meinem Blut. Und da kam mir die Kraft es auszutreiben ...

Du aber trägst das Saatgrün des schöneren Südens in deinen Augen, und deines Mundes Unbeflecktheit verheißt der schwankenden Arche der sieben Gerechten endlich die Segnungen des Ölblattes ..."

Abermals stand ein zartrosa Schaum auf seinen Lippen.

Mareija bemühte sich mit einer ungemeinen Hingabe um ihn. Sie wußte seine zunehmende Schwere kaum zu halten. Dennoch war es ihr, als müsse er jeden Augenblick aufgehoben werden von leichten Winden und herrlich emporgetragen.

Und sie fing den Hauch seines Atems auf, die Schläge seiner Pulse und das zitternde Flattern der Augenlider.

Sie dachte: dürfte ich immer mit diesem Verwundeten mich mühen, würde ich ihm ein Spiegel und ihm daraus durch meines Blutes ausgeglänzte Energie: die Erlösung. Ganz gewiß!

In Pausen hustete Peregrino. Dann wurde er immer ruhiger und fand die Kraft zu gehn.

Mareija zitterte in seiner jähen Umarmung. Wie ein gefangenes, scheues Tier machte sie sich los.

Peregrino schluchzte in sich hinein: deine Augen, Mareija, bleichen; was spielt sich dahinter ab im Zentrum der Seele?

Sie gingen zusammen durch die Gärten, auf Umwegen, ohne die Siedelung, die noch voller Menschen wogte, zu streifen. In dem jungen Gras der Weideflächen zeichneten sich ihrer beider Spuren deutlich ab. Sie hörten, wie die Schwarzamseln zu trillern begannen, als ob der Klang jedes Wassertropfens zu Klang geworden wäre.

Peregrino hemmte plötzlich den Schritt.

Mareija fühlte: nun ist das Ende!

Sie schieden mit einem kurzen Händedruck.

Die Augen drehten ab und füllten sich mit Scham.

Auf halbem Wege zu der Siedelung wieder hinunter, blieb Mareija stehn und wandte sich um. Der Stoß des bangen Herzens floß als Kurve in sich zurück. Das Gehirn arbeitete intensiver. Es kroch etwas an ihr empor und warf sich über sie in katzen-

Digitized by Google

gleichem Sprung. Und wie sie sich dagegen stemmte: sie wußte nicht was es war, hatte seinen Namen vergessen und nicht ein Fünkchen von all den Träumen, die sie davon geträumt hatte, war ihr geblieben. Ihr sprödes, kleines Bewußtsein wurde zerschmettert, wie ein Spielzeug aus Glas. Nur Entsetzen fühlte sie, nur flatternde Angst und einen schmerzlichen Riß in ihrem schwachen, verzweifelten Kampf gegen das riesengroße Unbekannte.

Es weilte noch Stunden als eine leichte, unruhige Stille, als eine starre Kälte für das tausendfach Blühende in der Landschaft. Und trank ihre Tränen und ihre zerbluteten Worte.

Ihr Blut schrie: er ist nicht verloren für mich ... ich will ihn aufheben mit meinem ganzen Dasein.

Das Gehirn aber sah klar und streute sich aus: Du hast mit kalter Grausamkeit das Gift in sein Leben getropft. Aus einem kindischen Trotz, aus einer altjüngferlichen Ziererei ... aus Neid vor seiner einsamen Höhe ... Du Stümper ... Du klangloses Nichts ...

Peregrino hatte die waldige Anhöhe wieder erklommen. Durchlief die Allee und den braunkupfrigen Dunst, der von den Bäumen tropfte, in der höchsten Kurve seines Blutes. Er fühlte dieses hörbare Transpirieren eines ironischen Auges nicht. Ziel war ihm vorerst jener Stamm wieder, der aus dem Sand des Exerzierplatzes mit geschändeter Krone wuchs. Brüderlich drängte es ihn hin zu des Verwüsteten abgeblätterter Haut: am bloßgelegten Nervennetz die Wange zu lehnen.

Eulen begannen schon zu streichen. Und die Salamander standen steil pfeifend in den Pfützen.

Peregrino war fertig mit Atem und Herz. Fand einen Stein und ruhte darauf. Er war wie ein vom Föhn angesägtes Haus, das nicht wußte, welches Fenster zuerst mit starken Latten verrammeln, was zuerst im Keller bergen, welches Schlagloch zuerst mit isolierender Füllung verstopfen. Noch liefen die sieben Ströme in seinem Gehirn wirr durcheinander. Die Augen schmerzten unter dem Pulsdruck in den Schläfen.

Der Luftzug stachelte rabiater. Das Grau der Dämmerung baute nach der Siedelung hinunter schon Doppelwände vom Horizont zum Waldgelände.

Erschrockenheit und Kälte würgten in ihm, als sog ein unsichtbarer Mund den letzten, blauen Sauerstoff aus enger Zelle. Er strich sich über das Haar. Seine Hände troffen feucht und beschlugen mit Eis die Haut unter den Strähnen. Die Schauer darauf machten sein Denken frei.

Fast laut sprach er dies ohne Druck aus Überlegung: Nun habe ich das alles in der Hand, was mein Leben ist. Es ist kein Schwamm mehr. Und drückte ich mit Zentnerzangen: kein Blut rönne.

Mein Leben ist in meiner Hand!

Wie das mir endlich untertan wurde, wie kann ich es begreifen? Wie konnte möglich es werden, daß ich es der Übermacht entriß und mich bereiten muß, der Urmacht Geliehenes wiederzugeben?

Ich meine damit nur das Bild, das ich von mir habe. Freilich: darum jauchze ich auch nicht hinaus in das Land, in das Erwachende unter dem Land. Ich messe dem unveräußerlichen Ich, das immer war und immer sein wird, andere Kräfte zu als die, die man beweisen will mit der Stimme aus dem toten Gerät eines Mediums. Ich glaube an den Kräftekreis, der in jedem Ton schlägt, der vor mir geregt wurde als Kurve zwischen dem Unten und Oben einer fünffachen Oktave. Ich glaube, daß ich durch jede Kehle zittern werde, die die Skala erklettert, mit dem Donner eines hundertfachen Lebens.

Darum hatte ich keine Heimlichkeiten mehr. Vor dem Moloch Bürger nicht, vor ihren Lusthäusern nicht und dem Götzen nicht, zu dem sie beteten oder wider ihn schweinten.

Und wie hätte ich noch lügen können vor Mareija ... in ihren Körper hineinzwingen, was nur Saite war, die den Ton anschlug.

Man wird mich steinigen darum ... so, wie man mich in Foltereisen legte, da ich Lüge nicht zur Wahrheit bog.

Die Masse war immer wider mich. Wider meine Geburt, wider mein Erbteil, wider mein Erleben, wider den Strahl meines Ichs —: meine Musik.

Wo sie von entehrter Tradition sprach, ehrte sie mich.

Wo sie von der Bläße abgestandenen Blutes sprach: blies sie mir den Odem wilder Herden ein.

Wo sie von Heimsuchung Beelzebubs sprach, reckte sie meine Arme steiler zu Gott.

Nun sehe ich über ihrem Trab, ihrem Rebellengerott hinweg in meinen Himmel und weiß ihn scharf geschieden.

Ich kann ihre Sprache nicht mehr ansprechen, denn wir unterhielten uns nie darin, sondern daran vorbei. Ich trug nicht leichte Werke vor ihren Augen aus, da ich vor Inbrunst leichenfahl zu sterben vergaß und beinahe umgekommen wäre darum.

Wer von den Hörern am Strand des Töne-Meeres will noch die letzte Ölung danach: daß man in Palmen ihn ausstreue, so der Meister gen Golgatha reitet?

Digitized by Google

Ein Spiegel seines Gehirns blitze auf, daß nur Nerven ihn trieben, an Symphonien sich heil zu reiben, weil Ärzte derlei Rezepte mit an Gift schon genug versauten Händen schrieben.

Unserer Schöpfungen Erzväter dachten nie an solche geschäftliche Alchimie.

Arbeit unserer sechs harten Tage schuf frei das Werk.

Es kam und war da.

Und darum wollt ihr, in Massen Winselnden, Richter sein über mich? ...

⁂ ⁂ ⁂

Der Rest, den man ließ, heißt Mutter. Die weißen Scheitel sagen aus: daß ich erst werde, ist Lüge!

In den weißen Scheiteln gruben Jahre ein Grab. Stürzen die Schollen über mich, sprießt das helle Blond wieder. Zwischen diesen Polen dauern Mütter ewig. Manchesmal das Tal von Sohn zu Sohn überspringend. Dann stirbt ein Schoß mit dem angegangenen Keim an der Welt vorbei.

So schuldig konnte ich darum an Mareija nicht werden. Sie wird sieben braunen Söhnen die Brüste neigen ... oder schöpferisch sein; für beiderlei Mission gebe ich sie frei. Das ist der Kontrapunkt, der über meinem Blut die Tat heilig sprechen wird ...

Peregrino löste sich aus der fast schwarz gewordenen Mauer des Baumes und fühlte in der Ruhe seinen Körper fast flügelhaft leicht.

Zwei, drei Schritte stieß er voraus und zog die Uhr aus der Tasche. Das Zifferblatt zeigte mit seinen beiden Fingern in einer ganz schmalen Spanne den Beginn der Nacht.

Er überlegte: um sieben kann ich in der Stadt sein. Und mit der Ringbahn um acht am Schloßberg.

Ich hätte ein Telegramm vorauf schicken sollen. Meiner Knöchel jäher Widerklang an der Tür könnte der Mutter Tod sein.

Dennoch: ich weiß, sie wartet seit gestern nacht auf meiner Schritte endlichen Eingang.

Gedulde dich, Mutter!

⁂ ⁂ ⁂

Nun war er wieder auf der Chaussee.

Ein Radfahrer sauste vorüber.

Der Windzug wirbelte Staub und baute Brücken zum undurchsichtigen Meer der Ferne. Die Bäume stülpten ihr Runzel-Innen nach außen und näherten sich in der Maske menschlicher Figur. Äste ballten Fäuste. Äste krümmten Schmerzschöße. Äste warfen tausend Arme empor zum Gebet.

Peregrino klammerte sich mit letzter Spannung in das immer heißer schlagende Blut —: warum hetzen mich Schatten ruhloser Seelen? Warum stacheln mich Spitzen, die ich abgetrennt habe vom grellen Licht der Wirklichkeit? Gierte mein Gehirn Verbrechen? Mein Herz Mord, den meine Hand vollzog ohne daß es Rauschwoge war durch mein Bewußtsein? Starben Söhne mir, ehe ich sie auftrieb zum Da-Sein in meinem Tag? Wann war ich wirklich schöpferischer Bändiger über Frauen und Liebesnächten?!

Die, die ich mit dem Geschlecht bezwang, ging geblendet aus meiner Muskeln düstrem Aufschwung. Was sie floh, war nicht Gesicht; aber Gier der Wollust: in höchster Entflammung zu sterben.

Daß Mareija hingegen mich erriet in jeder Faser in allen Flächen: müssen darum vergeudete Nächte mich jagen mit Schatten, die nicht bluten wollen, nicht strafen wollen und das Seil knüpfen?

⁂ ⁂ ⁂

Peregrino peitschte die Muskeln zu schnellerem Lauf. Vorbei an den versperrten Gesichtern ... an den Droharmen ... den Peitschenhieben.

Fühlte schon Striemen bluten die Stirn herunter bis tief in den Nacken. Die Lungen stießen Alarm-Trompeten durch die Kehle, Trommelschläge und Paukenwirbel.

Die Lichter der Stadt tauchten aus dem Dunkelgebirg herauf. Umrisse des Domes zackten sich drohend. Tanzendes Gesträuch brach aus mit Schwärmen Fledermäuse.

Baumgesichter vergreisten. Grabsteine wuchsen darüber. Schärfe aber schnitt die Silhouette der Schwärze. Wuchs ins Gottähnliche empor. Nicht unklar mehr. Nicht leblos mehr.

Peregrino flog fast. Gehetzt von den Leichensteinen. Angezogen von des fremden Gottes Begehr. Er dachte in rasender Zergliederung diese Erscheinung: dies könnte die Masse sein, die nach gequaderter Geballtheit strebt. Und wird doch nur der eine sein, dem das Obenthronen gestautes Blut einer schwachen Generation ist.

Grauenvoll, sich mit ihm auseinandersetzen zu müssen!

Immer näher rückte er den ausgewölbten Brustberg heran.

Peregrino konnte kaum noch atmen.

Drückte die Hände vor. Stemmte sich hinein mit pfeifenden Stößen.

Rang Atem in Atem. Preßte die Zähne. Straffte die Schenkel. Stemmte Kinn gegen Kinn. Fühlte sekundenlang Millionen Zentner über sich. Sackte damit ein. Brannte zu Feuer.

Löschte aus ...

Und die Erde blieb einen Atemzug lang stehn und trauerte um ihr unvollkommenes Kind ...

Digitized by Google

Peter der Große

Von Detlef Riggers

Als Peter der Große gen Norden fuhr
Und kam auch nach Kopenhagen,
Kam Asien mit und donnerte Dur:
„Vier Pferde sofort vor den Wagen!“

Sie rissen die Renner heraus aus dem Stall,
Sie reichten die Leine dem Zaren,
Griff, Pfiff, Gewieher, Peitschenknall,
Und der Satan ist in ihn gefahren.

Und der Satan, der tollte, der tobte Sturm,
Der teufelte Höllenängste
Und peitschte hinein in den Runden Turm
Die sonst so verhätschelten Hengste.
„Was? Bocken wollt ihr? — Ich werde euch!
Ich will euch euer Geziere!“ —
Die Knute fiel klatschend in ihr Gekeuch
Und preschte die zitternden Tiere
Das Wendelgewölbe in rasendem Lauf
Hoi! vierebreit bis zur Zinne hinauf.

Doch als er oben ins Lichte trat,
Als er sie sah dort unten,
Die alte, stille Dänenstadt
Im Zauber ihrer bunten,
Wie hingedichteten Dächerpracht,
Hat er vergnügt herausgelacht:
„Herr Friederich, Freund und Vetter,
Das lass' ich mir, alle Wetter!
Das lass' ich mir wirklich gefallen!“

Doch das Lachen wurde Gelächter bald,
Es wuchsen ihm wieder die Krallen,
Und die Frage kroch aus dem Hinterhalt:
„Wie ist das Völkchen unten dort?
Ist's treu?“
„Treu und ergeben!“
„Und folgt es?“
„Ja, es folgt aufs Wort!“
„Doch nicht auf Tod und Leben
Wie meine Russen! ... Glaube mir! —
Du zweifelst? ... Wart', das zeig' ich dir!“

Und wieder war er ganz der Zar,
War ganz und gar der Gossudar.

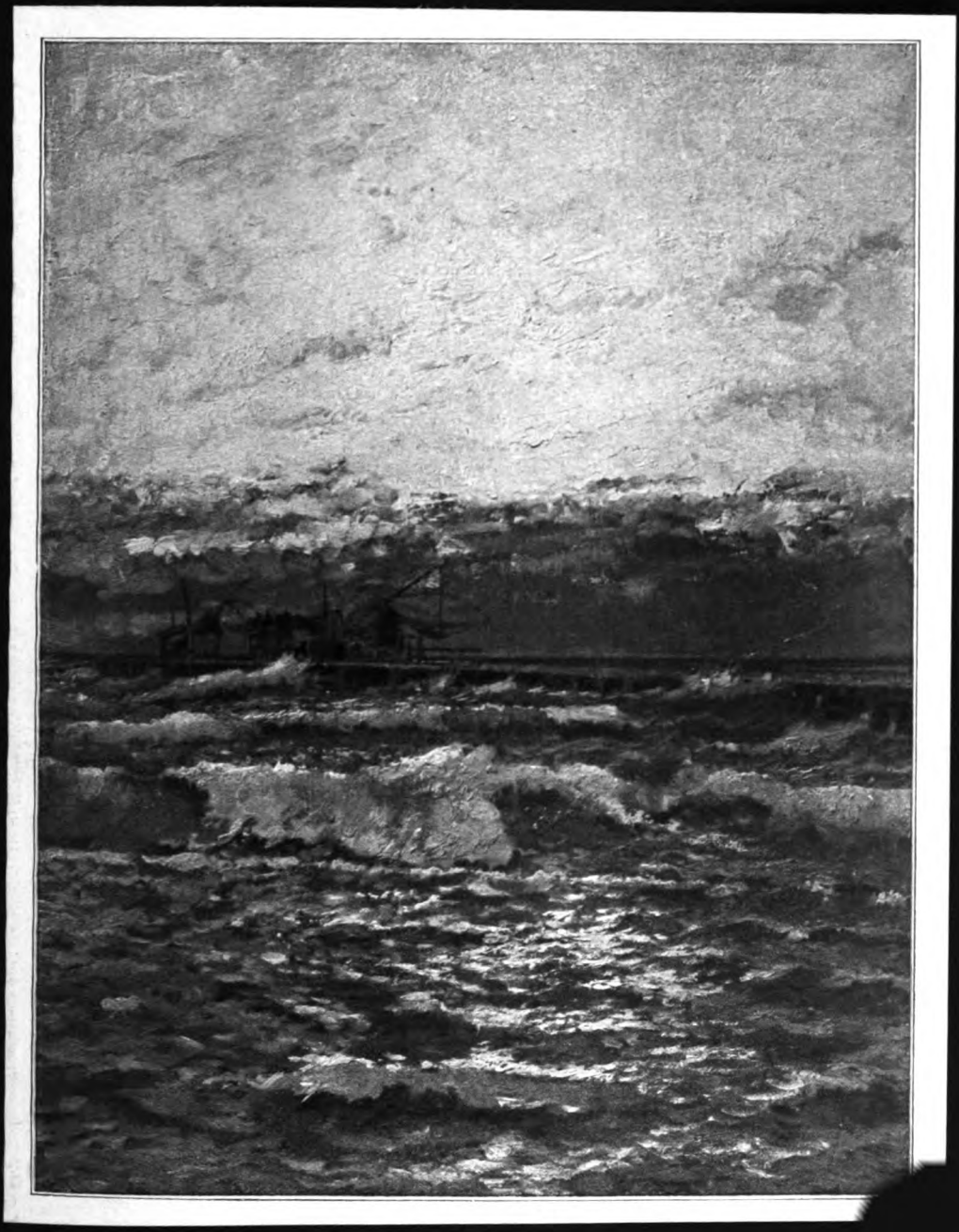
Hin tritt er an der Zinne Rand
Und winkt dem Leibkosaken;
Der fliegt herbei, am Haupt die Hand,
Und schlägt zusammen die Hacken.
So steht er stramm, steht steif und stur,
Doch Peter weiter nichts als nur:
„Allons! Paschol! Hinunter!“

Der arme Steppensohn erbleicht,
Sein Blick entlang am Zaren schleicht.
Ob er nicht widerriefe.
Kurz Kehrt dann, Anlauf, Schwung und Sprung,
Um Himmels willen wirklich Sprung,
Sprung in die grause Tiefe.
Ein Aufschlag unten und ein Schrei,
Ein Mensch war wieder mal vorbei,
Ein Mensch von Fleisch und Blute.

„Nun,“ loderte Peter Herrn Friederich an,
Das Auge wahnunterlaufen,
„Ist einer, nur einer, ein einziger Mann
Bei dir dort unter dem Haufen,
Der blindlings, und bräche er Hals und Bein,
Dir so gehorchte?“ — —
„Zum Teufel, nein!“
König Friederich sah die Reihe lang.
„Nicht einer! ... Gott sei Dank!“ —

*

Digitized by Google



Brandung. Gemälde von Prof. Karl Heffner
(Kunstausstellung T. Heinemann, München)

Digitized by Google

Berliner Bühnensommer

Von Paul Oskar Höcker

Bevor die Berliner Bühnen in die Pacht der seit Jahren als kunstgefährlich verrufenen Sommerdirektoren übergingen, gab's noch ein paar starke Überraschungen. Das Staatstheater brachte im Schauspielhaus Grillparzers „Medea" heraus und heimste für sich und für die Darstellerin der Titelrolle den tiefsten und schönsten Erfolg ein, der ihm seit langem beschieden war. Karl Heinz Martin hatte das Trauerspiel in Szene gesetzt, zeichnete auch verantwortlich für Bühnenbild und Kostüme. Jeder von uns hat die „Medea" schon einmal über sich ergehen lassen müssen, wo er — Hand aufs Herz — sich furchtbar gelangweilt hat. Etwa zuzeiten der von Kräften dritten Ranges bestrittenen „Schüleraufführungen", oder wenn eine berühmte Tragödin gastierte, die ihr goldenes Jubiläum in der beliebten Rolle hätte feiern können. Das Stück kann unausstehlich wirken, wenn es hohl deklamiert wird. Was geht uns die mißglückte Ehe dieser beiden unglückseligen, so wenig sympathischen Menschen aus unbestimmbarer Zeit an? Und es gab zudem manche Berliner, die sich geradezu fürchteten, wieder für ein paar Stunden in die gefängnisgleiche Kiste mit der nackten Treppe und der sparsamen Hinterhausbeleuchtung eingesperrt zu werden . . . Aber es ward ein hinreißender Theaterabend, man schied tief ergriffen und in der freudigen Gewißheit, der Entdeckung einer deutschen Tragödin großen Stils beigewohnt zu haben.

Gerda Müller war jedem Theaterbesucher schon wiederholt an verschiedenen Stätten ihrer Bühnenwirksamkeit aufgefallen. Die Berliner Theaterdirektoren liehen sie sich für diese und jene Rolle gegenseitig aus. In ihr selber zigeunerte es auch wohl stark. Sie mag nicht besonders fügsam und bequem in einem Ensemble sein. Ihre Vielseitigkeit, ihre Wandlungsfähigkeit hat sie geführt und verführt. Sie hat zuletzt noch im Deutschen Künstlertheater an einem Einakterabend in drei grundverschiedenen Paraderollen geglänzt. In Oscar Wildes „Florentinischer Tragödie" gab sie die Bianca, die den bisher mißachteten Gatten in dem Augenblick leidenschaftlich zu bewundern, vielleicht sogar zu lieben beginnt, in dem er mit allem Schneid eines oberbayri-

Gerda Müller als ‚Medea' (Staatstheater). Zeichnung von Eugen Spiro

Digitized by Google

schen Messerhelden dem bevorzugten Renaissancefürsten den Dolch zwischen die Rippen setzt. Die tragisch-ironischen Schlußverse, um derentwillen das Stück wohl überhaupt nur geschrieben ist, gaben Gerda Müller Gelegenheit, Witz und Überlegenheit zu zeigen. Die Brettlkokotte in Heinrich Manns „Varieté" war in ihrer Verkörperung kälter, raffinierter, als früher einmal Tilla Durieux, dann Dagny Servaes sie gegeben haben. Aber die Person hatte Gesicht, erinnerte in nichts mehr an die florentinische Bianca. Und in Bernard Shaws „Musikalischer Karikatur" zeigte sie als muskelstarke Klavierpaukerin die Beherrschung auch der unterirdisch gröbsten Register. (Übrigens fiel neben ihr der gelenkige, amüsante, immer wirksam travestierende Kurt Bois wieder auf.) Aber niemand hatte wohl geahnt, daß in der schmächtigen, geschmeidigen, jungen, blitzschnell sich wandelnden Wildkatze die starke, große Löwin steckte, die uns das Drama der „Medea" zu einem so packenden Erlebnis gestalten sollte.

Hans Herrmann als Puck im ‚Sommernachtstraum'. (Theater in der Königgrätzer Straße.) Zeichnung von Julius C. Turner

Michael Bohnen als Escamillo in ‚Carmen' (Deutsches Opernhaus.) Radierung von Julius C. Turner

Jason hat ein schweres Spiel, wenn eine Frau wie sie die Medea verkörpert. Hat diese Unglückliche nicht in allem recht? Ist er nicht ein Verräter, ein Feigling, ein Waschlappen? Ist es nicht nur eine kleinbürgerliche Sehnsucht nach häuslichem Frieden, die ihn beherrscht? Ein flammendes Herz, eine verzehrende Leidenschaft, eine verirrte aber große Seele zeigt Gerda Müllers Medea. Ihr Werben — „Jason, ich weiß ein Lied" — ist zwingend, rührend, erschütternd, ihre Anklagen erscheinen gerecht, aus dem Urinstinkt auch der primitivsten Frau geboren, darum nur folgerichtig ihre Verzweiflungsausbrüche und schließlich selbst die gräßliche Tat des Kindermords, die wie im Wahnsinn geschieht. Mancherlei ist auf den Kopf gestellt. Grillparzer hat es anders beabsichtigt. Eine solche Medea, die jeden Satz vermenschlicht, die in jeder Lage durch die seelische Wucht des dargestellten, erlebten und gelebten Leids die Siegerin bleibt über den un-

Digitized by Google

schlüssigen, nun fast wienerisch weich anmutenden Jason, hat er sich wohl doch nicht vorgestellt; sonst würde er seinen Jason stärker gepanzert, heldenhafter ausgerüstet haben. In atemloser Spannung folgte man dem Fortgang des Dramas, unbekümmert darum, ob die Literarhistoriker einen berechtigten Einwand gegen diese Eindrücke erheben würden.

Die äußere Gliederung der Bühne war ausgezeichnet. Dem Tempel fehlte die in älteren Darstellungen übliche Altarkommode; die mittlere der drei mächtigen Säulen, die wie erdgewachsen sich im Hintergrund aufrecken, dient zur Anrufung der Götter. Dahinter neigt sich der Strand zum Meer, beiderseits ist die Burgenstadt Korinth angedeutet. In Gewitterstimmung wie in hellenischer Sonnenfreude spielt diese Szene mit, immer irgendwie belebt. Starke Silhouettenwirkungen ergeben sich, wenn der Vorderteil der Bühne im Dunkeln liegt und Meer und Himmel aufleuchten. Carl Ebert, mehr und mehr an Matkowsky erinnernd — äußerlich —, bemühte sich um den Jason. Rosa Bertens, die noch immer klassische Sprecherin, gab Medeas Amme. Mit Takt fügten sich Margarete Schön als Kreusa (natürlich blond im Gegensatz zur brünetten Ausländerin Medea) und Walter Frank als Kreon dem Zusammenspiel mit dieser reichen, starken, überragenden Menschendarstellerin, die jetzt die größte Hoffnung für die deutsche Bühne bedeutet. Ihr Name

Generalmusikdirektor Leo Blech. Radierung von Julius C. Turner

Digitized by Google

ist so leicht zu merken — das hätte ihr bei uns eigentlich den raschen Aufschwung erschweren müssen.

Im Opernhaus am Königsplatz hatte das Staats-Theater eine Sommeroperette eingerichtet. Betont sei gleich: eine Sommeroperette, die sich turmhoch über das Niveau der bisher in Berlin üblichen Feriengastspiele erhob.

Zuerst gab man „Polenblut", die melodiöse, rhythmisch zwingende, musikalisch feingebaute Operette von Oskar Nedbal, dem Böhmen. Man hat sie mit Soubretten, die keine Stimme besitzen, mit Tenören, die knödeln, mit salopp und unrein spielenden Handwerkerorchestern schon da und dort gehört. Hier war nun die künstlerische Sorgfalt darauf verwendet worden, die man anderwärts höchstens etwa dem „Barbier" oder den „Lustigen Weibern", allenfalls einem biederen Lortzing angedeihen läßt. Und siehe da: es lohnte. Ganz verwundert lernte man eine allerliebst charakterisierende Partitur kennen. Man schwelgt in dem witzigen, spritzigen Orchester. Sogar die Chöre klingen gut. Und mit musikalischem Schmiß werden die flotten Ensembles herausgebracht, z. B. das Polenlied „Solang es solche Frauen gibt." In Mimy Vesely hat die Sommeroperette die denkbar beste Kraft — in der freilich die Gesangskünstlerin nicht ganz die temperamentvolle Darstellerin erreicht. Aber es mißlingt ihr auch musikalisch nichts. Das ganze Persönchen hat sich ausgezeichnet in die rustikal veranlagte polnische Gutsbesitzerstochter eingelebt. Köstlich, wie sie im ersten Bild an dem ihr unbequemen Tanzkleid herumzerrt, köstlich die halbgespielte Dorfderbheit im Mittelbild. Ihr Rhythmus ist gut, alles klappt, alles sitzt. Die Sorgfalt der musikalischen Kleinarbeit ist dem Kapellmeister Arthur Guttmann auf der Lobseite zu buchen. Erich Deutsch-Haupt, der den verlotterten polnischen Grafen gibt, das gefügige Erziehungsobjekt seiner vermeintlichen Wirtschafterin, erwies sich in „Polenblut" als eleganter, gewandter, liebenswürdiger, herzenswarmer Bonvivant, der sehr gut singen kann. — Erst im zweiten Stück der Sommeroperette, im „Fürstenkind", gewahrte man, daß dieser Künstler ja in erster Reihe ein ausgewachsener Tenor besten Formats und bester Schulung ist. Es war eine Freude, einmal einen Operettentenor zu hören, dem alle schlechten Eigenschaften seiner Kollegen fehlen: er knödelt nicht, er näselt nicht, er spricht gut aus, man hört ihn auch in der Mittellage, er singt mit Geschmack, er forciert nichts, er hat eine gesunde Atemtechnik. Und zu alledem: er ist ein brillanter Darsteller.

Max Adalbert im Lustspiel ‚Klubleute'. (Deutsches Theater)
Zeichnung von Eugen Spiro

„Das Fürstenkind" ist die musikalisch beste Partitur von Franz Lehar — aber diese Operette gilt dabei doch als sein Schmerzenskind. Viel leichtere Ware hat rascheren und nachhaltigeren Erfolg gefunden als sein

Digitized by Google

„Fürstenkind“ z. B. die nette „Frasquita“ (deren geschickt hier angebrachte Erwähnung dazu dienen möge, den Druckfehler zu berichtigen, der bei der Vorführung im „Thaliatheater“ das Werk durchaus und durchum, sogar in einer Bilderunterschrift, einem Berliner Schwankmusikverfasser zuschreiben wollte, es war haarsträubend!). Eine eigentliche Operette ist das „Fürstenkind“ nicht. Die Musik ist so vornehm gearbeitet, daß man sie in vielen Teilen als komische Oper ansprechen kann. Einzelne Partien, vor allem die großen Szenen des Fürsten von Parma, des heimlichen Räuberhauptmanns, stellen geradezu die Anforderungen der heroischen Oper. Da sich Lehar aber doch wohl verpflichtet fühlte, eine Operette zu schreiben, und mehrmals auch richtig wieder zu den lockenden, mit innerlich-wohligen Seufzern gesummten Boston-Melodien zurückkehrt, so entstand daraus ein Stilmischmasch, mit dem weder der Opernhausbesucher noch der Operettengast etwas anfangen kann. Eine böse Geduldsprüfung mag „Das Fürstenkind“ sein, wenn ein schludriges Kurtheater-Ensemble die Sache schmeißt, dabei die ernst gedachten Szenen, denen es musikalisch nicht gewachsen ist, pflichtschuldigst nur so hinpfuscht. Hier an der Staatsoper stand jede Kraft an ihrem rechten Platz. Neben Mimy Vesely, die die Tochter des romantischen Spitzbuben sang, holte sich Marie Escher als junge englische Bankierstochter, die sich in den neu erstandenen Fra Diavolo verliebt, einen hübschen Erfolg. Es ist in den Orchester- und Soloproben tüchtig gearbeitet worden — das überrascht dermaßen, wenn sich's um eine Operette handelt, daß man besonders dankbar eines solchen Abends gedenkt. Oskar Sachs hatte im „Polenblut“ wie im „Fürstenkind“ die komische Charge in Händen und wußte sie drastisch und dabei doch geschmackvoll zur Geltung zu bringen.

Das Schauspielhaus und das Schillertheater waren für die Sommerspielzeit verpachtet. Und das Schillertheater hat unbestritten den Schlager der Berliner Ferien zu verzeichnen. Man gab ein hübsches Lustspielchen von Richard Keßler „Die Frau ohne Kuß“ mit einigen recht niedlichen Gesangseinlagen von Walter Kollo. Fast Abend für Abend ausverkauft, trotz Sommerhitze und erschreckend hoher Abendpreise (die glücklicherweise von vielen Wissenden auf dem Wege der „Steuerbilletts“ umgangen werden können). Das Geheimnis dieses durchschlagenden Erfolgs kann einem ohne Erröten jeder Besucher des ersten, zweiten oder dritten Rings in dem Riesenhaus verraten. Man freut sich eben einmal, auf der Schwankbühne eine anmutige, aus sauberem Leben stammende junge Dame zu sehen — nicht die schmierfinkige Kokotte, die sonst in fast sämtlichen Erzeugnissen der Berliner Lustspiel-

Mady Christians im Lustspiel ‚Die Frau ohne Kuß‘. (Schillertheater)
Zeichnung von Eugen Spiro

Digitized by Google

G. m. b. H.'s die Hauptrolle spielt. Und die blonde, adrette, vornehm-liebenswürdige Darstellerin des jungen Schreibmaschinenfräuleins, das den eigenen Chef, den berühmten Arzt, so über alles liebt (heimlich!), ihm nach Persien folgt, mit ihm eine Scheinehe eingeht (denn er muß verheiratet sein, sonst verliert er den wichtigen Posten bei der Prinzessin) und hernach im Netz der Liebe zappelt (wie er), wo es programmgemäß wieder ans Scheiden gehen soll, dieser Ferienliebling der Berliner und Charlottenburger ist Mady Christians. Keine große Gestalterin, kein überragendes Genie, aber ein feiner, warmherziger Mensch mit einem goldenen Lachen, mit Humor (übrigens sehr hübsch gewachsen) und trotz nur kleinstem Singstimmchen doch durch gute Schulung, angeborenen Rhythmus und Takt wohl imstande, wochenlang ein großes Publikum Abend für Abend zu entzücken. Es ist der Sieg der guten deutschen Kinderstube über die Animierkneipe der östlichen und westlichen Nachbarschaft. Neben Mady Christians darf Paul Heidemann, der den jungen Frauenarzt ganz scharmant hinstellt, nicht vergessen werden. Es wird überhaupt gut gespielt, stellenweis auch nett gesungen („Das ist der

Elisabeth Bergner in „Wie es euch gefällt"
Zeichnung von Julius C. Turner

Elisabeth Bergner. Skizze von M. Wetzel-Schubert

Frühling von Berlin!"), das verbrauchte Klischee eines radebrechenden Ausländers (diesmal ist es ein persischer Prinz) tut noch immer seine Schuldigkeit. Die Deutschen sind so dankbar, wenn sie ihre Sprache mißhandelt hören, es gibt für sie kaum eine schönere Komik.

Die zweite, noch größere Charlottenburger Bühne hatte in diesem Sommer weniger Glück als ihre Nachbarin in der Bismarckstraße. Vorzeitig mußte das Deutsche Opernhaus, das Anfang Juli eine Operettenspielzeit begonnen hatte, seine Pforten schließen. Und man hätte dem vielgeprüften Kunstinstitut einen dauernden Erfolg nun wahrlich gegönnt. Es muß anerkannt werden, daß Leo Blech, der das Amt eines Generalmusikdirektors am Deutschen Opernhaus übernommen hatte, Orchester und Chor mit meisterlicher Hand zusammenzufassen verstanden hat. Am Dirigentenpult sucht er seinesgleichen. Fraglicher, vom Außenstehenden nicht zu entscheiden, ist es, ob seine Übersicht auch für die Generaldirektorpolitik genügte, die rechten Solisten zu finden und sie auf die richtige Stelle zu weisen. Viel überflüssige

Digitized by Google

Gastspiele störten immer wieder die Arbeit des Ensembles. Nach dem jähen Bruch, der mitten in der Spielzeit das für das Kunstleben der Reichshauptstadt so wichtige zweite Opernhaus ohne eigentlichen musikalischen Leiter ließ, konnten einwandfreie Vorstellungen kaum mehr erwartet werden. Für die Operette „Ein Märchen aus Florenz" hatte man Richard Tauber verschrieben. Die Partitur von Ralph Benatzky entbehrt der Originalität. Aber die Musik klingt hübsch, es ist vorhandenes geschmackvoll verwertet. Schlager fehlen. Ein Genuß ist es immer, Taubers weichen, ergiebigen Tenor zu hören. Er wird mit Caruso verglichen, aber solche Vergleiche sind ganz wertlos. Tauber wird wohl niemals die heroische Gewalt und geistige Bedeutung erreichen, die der Rhadames des großen Gestalters Caruso besaß, — aber die Eleganz und weltmännisch strahlende Liebenswürdigkeit, durch die Richard Tauber in solch einer Spieloper entzückt, fehlten wieder dem massigeren Neapolitaner. Das „Märchen aus Florenz" gehörte rasch der Vergangenheit an. Viel Arbeit war nutzlos vertan — wenn Arbeit an sich nicht für jeden Mitwirkenden einen Nutzen bedeutete.

Sonst brachte der Berliner Bühnensommer keine musikalischen oder literarischen Neuheiten.

Doch, richtig, im „Theater am Kurfürstendamm" führte man eine überflüssige Eindeutigkeit auf. Sie hieß „Ein Fehltritt" und hat gewiß manchen Barbierjüngling und manche Verkäuferin von Tietz dankenswerterweise in die Sittenverderbtheit der gehobenen Stände eingeführt. Kein Mädchen ohne Kind, kein Junggeselle ohne Kinder. Die Namen der Autoren sind unwesentlich. Solche Schmarren, die mit Kunst nichts zu tun haben und nur durch plumpste und platteste Hinweise auf flüchtige Bettgenossenschaften bei einem untergeordneten Theatermob einen raschen Erfolg herauszukitzeln versuchen, kann jeder kleine Theaterreporter, der ein gutes Gedächtnis hat und durch keinerlei Skrupel behindert ist, mit der großen Zehe schreiben. Schwamm drüber. An dem verlorenen Abend, den ich der Vorstellung widmete (wie leid tat mir die Ida Wüst, die ihre gesunde Kunst für sowas hergeben muß), war das Theater gottlob ziemlich leer.

Lebhaft war dagegen die Kasse im „Deutschen Theater" umdrängt, als ich ein paar Tage später die „Klubleute" besuchte, die für das Sommergastspiel einer um Max Adalbert herum gegründeten Feriendirektion aus

Mimi Vesely als Helena in O. Nedbals ‚Polenblut'. (Staatstheater)
Zeichnung von Eugen Spiro

Digitized by Google

Richard Tauber in der Ralph Bernatzkischen Operette ‚Das Märchen von Florenz'. (Deutsches Opernhaus.) Zeichnung von E. Spiro

älterem Schwankbestand herausgesucht worden sind.

Max Adalbert ist berühmt geworden durch Aufgaben, die ihm eigentlich gar nicht liegen, die zum mindesten nur einen ganz kleinen Teil seiner Begabung ahnen lassen. Wer ihn nur als den schnoddrigen Berliner in der „Scheidungsreise" und andern ähnlichen Situations- und Verwechslungsstückchen gesehen hat, vermutet kaum den Tragiker in ihm. Aber er hat in seinen grotesk-verzerrten Kleinbürgern, wie hier wieder in dem armselig verkrachten, in Selbsttäuschung befangenen „Familienältesten", so viel echte Menschlichkeit, abstoßend und versöhnend, daß man's fast bedauert, ihn nicht einmal in einer wirklich großen Charakterrolle sehen zu können. Vielleicht hat ihn sein ewiges „Extemporieren" (das freilich auch wieder einen besonderen Reiz in diesen leichten Schwänken ausübt) für die Disziplin einer ernsteren Bühne schon völlig verdorben. Wie auch Max Pallenberg. Und vielleicht kann er überhaupt nichts anderes spielen als eben diesen in sich wandlungsreichen Max Adalbert. Aber er hat mitten in der Posse oft herzergreifende Momente, besonders wenn er in anscheinend tiefem Ernst, nervös durch tückische Objekte gereizt, den gefährlichen Schritt vom Tragischen ins Lächerliche tut.

Die Darstellung der „Klubleute" war flott. Nur glaubte man Max Landa, der den elegant gewordenen Wiener Zweig des Berliner Kleinbürgerhauses spielte, nicht so recht die Abstammung von derselben Mama. Aber in diesen salopp gezimmerten Schwänken muß man ja noch über viel bösere Unstimmigkeiten hinwegsehen. Ein echter Komiker von Adalberts Kaliber erleichtert es einem.

Ein kleines Nichts unterhielt in den „Kammerspielen" das Ferienpublikum: „Kümmelblättchen". Seltsam, im ersten Sommer der Rentenmark fanden nur solche Ferienstücke durchschlagenden Erfolg, in denen man auf die platten Eindeutigkeiten und Ferkeleien der Inflations- und Schieberzeit verzichtete. Der innere und äußere Zusammenhang dieser Geschmackswandlung mit dem Abmarsch des landfremden Valutagesindels nach Paris liegt da wohl auf der Hand.

Digitized by Google

Quartett. Gemälde von Prof. Richard Winternitz
(Münchener Kunstausstellung im Glaspalast 1924)

Digitized by Google

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Im Reiche der fünf Linien

Musikalische Erinnerungen aus vier Jahrzehnten

Von Dr. Gustav Manz

Es mag überraschend sein, wenn ein Mann der Feder aus dem Schatz seines Gedächtnisses zuerst nicht seine literarischen, sondern seine musikalischen Erinnerungen ausgräbt. Aber es gibt ja auch Menschen, die einem mehr von ihren Liebesgeschichten als von dem Segen ihrer Häuslichkeit erzählen. Und wenn ich dem Leser gleich von vornherein verrate, daß die Musik in meinem Leben immer eine stille Liebe gewesen ist, so ist es wohl begründet, daß ich gerade von ihr erzähle. In vielen Fällen soll es nun für den Mann auch ein Glück sein, wenn er seine Geliebte nicht — heiratet. So will ich mich dessen getrösten, daß es mein gutes Schicksal war, den manchmal nahe gerückten Entschluß, Musiker zu werden, doch nicht ausgeführt zu haben. Denn auf diese Weise bleibt Klang und Sang, die in mein Leben hineingezogen sind, im romantischen Schimmer. Und ich gehöre heute nicht zu den vielen ausübenden Vertretern des Musikberufs, die aus dem jugendlichen Ikarusflug voll glühender Begeisterung schmählich hinabgestürzt sind in das dornenvolle Los eines Orchestermusikers, Klavierlehrers oder Musikkritikers.

So darf ich in den nachfolgenden zwanglosen Plaudereien, zu denen ich freundlichst aufgefordert wurde, behaglich erzählen, ohne die Sonde des Kritikers anlegen zu müssen oder gar die Rolle eines Enttäuschten zu spielen . . .

⁂ ⁂ ⁂

Je älter ich werde, um so mehr empfinde ich es als Glück, in dem fruchtbaren und gesegneten Südwestwinkel Deutschlands geboren zu sein, im Lande Baden, um welches Vater Rhein so freundlich seinen schützenden Arm legt. Die badische Residenz, in deren einst fächerförmigem Weichbild sich meine Jugendjahre abspielten, hat uns vor noch nicht zu langer Zeit der Herausgeber dieser Hefte in seinem Buche „Kinderzeit“ so anschaulich geschildert, daß ich es mir versage, hier ebenfalls eine genauere Beschreibung jenes Kulturbodens zu geben, auf dem sich mein Lebensweg mit dem seinigen in einigen Jahren gemeinsamer Schulzeit gekreuzt hat. Genug, daß man sich dessen entsinnt, wie dort unter der langen und segensreichen Landesvaterschaft des Großherzogs Friedrich, (den sie mit Recht den „Gütigen“ genannt haben), auf einer Schicht regsamen, manchmal etwas philiströsen Bürgertums sich allerlei Kunst und Künstlertum entfaltete. Und mit demselben behäbigen Lokalpatriotismus, den man etwa heimischem Kirschwasser und Laugenbrezeln zuwandte, wurde die Kunst gehegt und gepflegt. Neben der Kunstakademie war es vor allem das Theater- und Konzertwesen, das in Hofbühne, Museumsgesellschaft und anderen Vereinigungen lebhaft aufblühte.

Ganz besonders war es die Karlsruher Bühne, die den Brennpunkt des Interesses aller jener Kreise bildete, die irgendwie höher strebten oder wenigstens mitreden wollten, wenn man von allerlei neuen Ereignissen sprach: es lag in alledem immer etwas von jenem Bürgerstolz, der sich etwas darauf zugute tut, Angehöriger eines Gemeinwesens zu sein, das sich vor anderen größeren in keinem Fall zu schämen hat. Dazu kam bei den engeren und kleineren Verhältnissen der damaligen Residenz, — sie zählte in meinen ersten Knabenjahren noch nicht 50 000 Einwohner, — das Gefühl einer fast persönlichen Verbundenheit mit den gefeierten Größen männlichen und weiblichen Geschlechts, die man als „unser“ bezeichnete.

Und so ist es in der Tat eine meiner allerfrühesten Erinnerungen jenseits von Haus und Schule, daß mir meine früh verstorbene Mutter von unserer Landsmännin Amalie Haizinger erzählte, der später so berühmt gewordenen Zierde des Wiener Hofburgtheaters. Mit Stolz wußte sie zu berichten, daß die gefeierte Künstlerin, die ein Menschenalter hindurch die Karlsruher entzückte, sich von meiner, dem Schwarzwald entstammenden Großmutter eine ländlich-bunte Schürze geliehen habe, um damit ihre Bühnentracht als Lorle oder Pfefferröschen (ich weiß nicht mehr, worum es sich handelte) farbenreich zu vervollständigen. Und mit geheimnisvollem Schauder berührte es uns Kinder zu hören, daß unsere Mutter als halbflügges Ding sich eines Tages mit ihrem Bruder darum gestritten habe, wem von ihnen beiden das Anrecht auf eine zu erwartende Freikarte ins Theater zustehe. Die Strafe für den Zank war die mütterliche Entscheidung, daß keines von beiden auf den „Juchhe“, d. h. den obersten Rang, dürfe. An diesem Abend aber geschah jenes furchtbare Theaterunglück, eines der größten in der deutschen Theatergeschichte, durch welches das ganze Bühnen- und Zuschauerhaus ein Raub der Flammen wurde

Digitized by Google

und zahlreiche Menschen teils verbrannten, teils in der entsetzlichen Panik sonstwie jämmerlich zugrunde gingen! . . .

Auch meine eigenen frühesten musikalischen Erinnerungen sind nicht etwa mit dem Konzertsaal verknüpft, sondern ebenfalls mit dem geheimnisvollen Haus, in welchem uns jeder große Dichter durch Hölle, Welt und Himmel führt. Persönliche Verbindungen bildeten dabei die Brücke. Jahrelang waren wir Hausgenossen der Familie des aus Österreich stammenden Hofkapellmeisters Ruzek. Die heranwachsenden Sprößlinge dieser kinderreichen Familie waren unsere Lern- und Spielgenossen. Kein Wunder, daß die Welt des Theaters und der Musik nun bald für meine Brüder und namentlich für mich als den Ältesten aus dem Kreise nebelhafter Phantastik heraustrat und greifbare Gestalt annahm. Die Familie des Hofkapellmeisters war ein Musterbeispiel dessen, was man „Theaterleute" nennt; nicht nur, daß der Vater den Taktstock schwang, alle heranwachsenden Kinder waren bereits in frühen Jahren dem Zauber der Bühne verfallen. Zwei der Töchter sind meines Wissens später Bühnenkünstlerinnen geworden, ein Sohn Kapellmeister und ein anderer, mein besonderer Altersgenosse, sollte und wollte Musik studieren, ist aber leider vor der Zeit gestorben.

So wob Sang und Klang zwischen den beiderseitigen Kinderzimmern hin und her, es ging treppauf und treppab in allerlei gemeinsamen häuslichen Unternehmungen, wie Puppentheater und Hauskonzerten. Daß ich bei diesen Dingen einer der eifrigsten Mittäter war, lag an einer früh erwachten Doppelbegabung musikalischer und, wenn ich so sagen darf, dramaturgischer Art.

Wenn ich heute nach Jahrzehnten meine alten Tagebücher durchblättere, muß ich mich selbst darüber wundern, wie früh ich diesen Spielen und Spielereien eine würdevolle Wichtigkeit beilegte. In den kleinen noch kindlich geführten Oktavheftchen, welche die ersten Vorläufer späterer Aufzeichnungen des Gymnasiasten und Studenten bildeten, finde ich bereits die Musikstunden und die Musikaufgaben des elfjährigen Knaben als etwas Erwähnenswertes angeführt; ja ich habe nicht versäumt, mir zu vermerken, wann ich zum erstenmal in meinem musikalischen Unterricht etwas von „Takten" und „Akkorden" vernommen habe. Auch die Persönlichkeiten, die mich in das bunte und doch so gesetzmäßige Reich der fünf Linien einführten, sind nicht vergessen. Da tauchen die Schwestern Rampmeyer auf, bei denen ich den ersten Violinschlüssel malen lernte, da erscheint Konzertmeister Will mit seiner Musikschule, die in einem alten Schlößchen mitten in einem Parke untergebracht war. Heute noch höre ich uns jungen Musikbeflissenen die blauen Notenhefte um die Ohren klatschen, wenn wir in der Harmonielehre schlechte Akkordfolgen fabrizierten oder gar mit den berüchtigten „hohlen Quinten" uns einließen. Der elfjährige Knabe vergißt es auch nicht, in sein Geheimbüchlein einzutragen, daß am 27. Januar Mozart geboren sei. Noch wichtiger aber erscheint ihm die Tatsache, daß wir am 22. Mai des Jahres 1880 ein vielersehntes Ideal verkörpert vor uns sahen, daß nämlich ein Flügel ins Haus kam! Es war ein braves altes Instrument, welches wir als gebraucht erwarben, und auf dem gewiß schon mehr als eine Kindergeneration musikalisch herumgestottert hatte. Gleichwohl wurde dieser 22. Mai zu einem unerhörten Festtag, dessen blendender Glanz mir heute noch in lebhaftester Erinnerung ist. Hätte ich damals schon gewußt, daß er in der Musikgeschichte als Richard Wagners Geburtstag eine immerhin noch wichtigere Bedeutung habe, so hätte ich das mindestens in einen symbolischen Zusammenhang gebracht!

Es war in demselben ereignisreichen Jahre 1880, daß ich Verdis „Aida" zum erstenmal sah und damit die Welt der großen Oper mit beklommenem Staunen kennenlernte. Diejenige des heiteren Scheins und der tändelnden Anmut war mir bereits in Gestalt der Spieloper fröhlich aufgegangen. Wie manchesmal habe ich als halbwüchsiger Knabe auf einem kleinen Stühlchen mäuschenstill im Karlsruher Hoforchester hinter dem Pult unseres Hofkapellmeisters Ruzek gesessen! Die „Weiße Dame", „Fra Diavolo", der „Waffenschmied" und wie sie alle hießen, diese heiteren Werke deutscher, französischer oder italienischer Herkunft, sie prägten sich mit erstaunlicher Lebhaftigkeit in das empfangsbereite Gemüt. Es war wahrlich kein Schade, daß ich, — damals kaum ahnend, welch ein Geschenk ich erhielt, — bei solchem Anlaß so große Künstler, wie die Koloratursängerin Bianca Bianchi, den Bariton Hauser, den Bassisten Speigler singen hörte und spielen sah.

An meinem 13. Geburtstag geschah es, daß ich wohl als besondere Vergünstigung ein Konzert des Hoforchesters anhören durfte. Doch scheint damals die absolute Musik noch nicht so starke Reize auf mich ausgeübt zu haben, wie die Welt der Bühne. Denn sonst stünde dieses Konzert in meiner Tagebuchaufzeichnung doch noch etwas bedeutsamer da, als es der Fall ist: ich nenne es in einem Atem und in einer Zeile zusammen mit dem — Reispudding, den mir die mütterliche Hand zu diesem Tage gespendet! Es mußte in jenen Jahren schon irgendeine Besonderheit vorhanden sein, um auf diesem Gebiet erwähnenswert gefunden zu werden. Und so ist es z. B. in der Tat der schwarze Geigenkünstler „Senor Brindis de Salas", der nach einer langen Pause wieder durch einen Vermerk ausgezeichnet wird. Wichtiger erschienen mir damals unsere eigenen Hauskonzerte, bei denen unser braves Klavier zweihändig oder vierhändig ins Gebet genommen wurde oder späterhin auch noch die ergänzende Geige in Erscheinung trat, für

Digitized by Google

die sich damals ein jüngerer Bruder mit mehr Eifer als Klangschönheit ins Zeug legte.

Das wohl in jedem Knabenleben so entscheidende sechzehnte Jahr, die Epoche des ersten Sturm und Drangs, bildete auch in meinem musikalischen Sonderdasein einen bedeutsamen Markstein. Hatte ich einst an einem 27. Januar Mozarts Geburtstag vermerkt, so war es jetzt die ebenso lakonische, wie banale Ausrufung „Welch wunderbare Musik!", die sich als schriftlicher Niederschlag des erstmaligen Erlebens von Richard Wagners „Lohengrin" findet.

Hiermit beginnt ein Abschnitt musikalischer Entwicklung, der vielleicht typisch ist für die meisten meiner Altersgenossen, deren Werdejahre mit dem Abklingen des Kampfes um die „Zukunftsmusik" zusammenfallen. Die heutige Jugend hat ja keine Ahnung mehr davon, mit welch leidenschaftlichem Eifer das vorige Geschlecht sich in seinen jungen Tagen in den Kampf für und gegen Wagner geworfen hat. Mir selbst war der Zauberer von Bayreuth bis zu dem Augenblick eine mystische Größe geblieben, wo ich zum erstenmal die Sphärenklänge des „Lohengrin"-Vorspiels hören durfte. Daß er etwas sein müsse, worauf man als Deutscher Anlaß habe, stolz zu sein, war wohl dem Knaben schon ein unklares Ahnen gewesen. Heute noch empfinde ich den Schreck der Erschütterung nach, den der Fünfzehnjährige empfand, als an einem Februartag des Jahres 1883 ein Extrablatt die Kunde verbreitete, daß im Palazzo Vendramin zu Venedig Richard Wagner gestorben sei. Jedenfalls wurde sein Tod für mich und ein kleines Häuflein meiner Klassengenossen das Signal zum Leben des großen Künstlers in uns. Genau entsinne ich mich der köstlichen Gesinnungskämpfe und endlosen Wortgefechte, in denen sich in unserem besonderen Kreise im kleinen jener ungeheuere Kampf widerspiegelte, der sich um den Reformator des deutschen Opernwesens entsponnen hatte. Einem Kameraden gab ich damals eine Ohrfeige, weil er „Lohengrin" für eine scheußliche Oper erklärte, obwohl er sie gar nicht gehört hatte. Und innerlich jauchzte ich meinem Freunde Max zu, als er mit der Autorität seiner langen Persönlichkeit erklärte, Siegmunds Liebeslied werde dereinst noch die deutschen Lesebücher als Prunkstück deutscher Lyrik zieren.

Das waren die herrlichen Jahre, in denen Felix Mottl zu jedem Geburtstag der ebenso wie ihr Gemahl wagnertreuen Großherzogin Luise ein neues Werk des Meisters seinen musikbegeisterten Karlsruhern schenkte, die Jahre, in denen die zum erstenmal gehörten Meistersingerrhythmen oder gar die nur halb verstandenen Tristanklänge ein solches Chaos der Empfindungen in uns aufwühlten, daß der eine oder der andere am nächsten Tag unmöglich durch den Besuch des Pennals eine nachträgliche Entweihung eintreten lassen konnte. Die als Grund des Fernbleibens angegebenen Kopfschmerzen waren nach solchen Erstlingseindrücken tatsächlich vorhanden, nur daß sich damit kein Übel-, sondern ein in höheren Sphären schwebendes Wohlbefinden verknüpfte. Das waren die Jahre, in denen die Finger auf dem Klavier nachstümperten, was sie tags zuvor im Orchestergebrause gehört hatten. Dank unseren bescheidenen Geldmitteln und unserem noch bescheideneren Können waren es aber nicht etwa die schweren Klavierauszüge, sondern die recht blutarmen Cramerschen Potpourris, die uns diesen zweifelhaften Nachgenuß verschafften. Ein Ereignis war es, als sich ein etwas wohlhabenderer Schulfreund einen Kleinmichelschen Auszug der „Walküre" anschaffen, ja sogar mit einer vierhändigen Bearbeitung des Kaisermarsches aufwarten konnte. Unsere Schwärmerei mußte sich damals in ungestümen Worten und Tönen austoben, denn die höchste Glückserfüllung, den verehrtesten Künstler von Angesicht zu Angesicht zu sehen, wurde uns ja nicht mehr zuteil. Die einzige Berührung mit ihm und seinem Kreis ergab sich bei dem Karlsruher Tonkünstlerfest i. J. 1885, dessen Mittelpunkt die ehrwürdige Persönlichkeit Franz Liszts bildete. Damals standen wir entschlossen morgens um fünf Uhr auf, stellten uns in der Maienkühle an das Seitenportal der katholischen Stadtkirche, um den Abbé, geführt von seinen Enkelinnen Eva oder Isolde, zur Morgenandacht wandeln zu sehen. Und einer unserer Gesinnungsgenossen geriet vor Stolz fast außer sich, als ihn Liszt in höchst eigener Person während der Pause eines der großen Festhallenkonzerte um den Weg nach einem unentbehrlichen Nebengelaß fragte . . .

Wir hatten damals schon die Empfindung, daß wir nicht nur beglückt Empfangende sein dürften, sondern auch für all das Schöne, das unsere jungen Gemüter überflutete, einen Dank abzustatten hätten. Und so heckte ich mit meinem Freunde Joseph zusammen die Idee aus, daß der Schlußgesang des Kaisermarsches an Stelle der Siegerkranzmelodie zur deutschen Nationalhymne erhoben werden müßte, eine Idee, mit der wir beide bei der damals in Köln erscheinenden Neuen Musikzeitung ebenso schmählich abblitzten wie ich persönlich bei der ersten mutigen Bresche in den Wagnerkreis, die ich mir durch die Bekanntschaft mit Richard Pohl verschaffte.

Es hat dann Jahre gedauert, bis sich meine jugendlichen Wünsche erfüllten, die in einem ersten Besuch der Bayreuther Festspiele gipfelten. Das war 1899: mit diesem Zeitpunkt begann für mich die engere seelische Fühlung mit dem Lebenswerk Richard Wagners und ein freundschaftlicher Verkehr mit den künstlerischen Persönlichkeiten, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, die Schöpfung des großen Künstlers der Nachwelt zu erhalten.

Zunächst war es eine persönliche und schriftstellerische Verbindung mit dem ge-

Digitized by Google

treuen Herolde der Wagnerschen Sache, mit Hans von Wolzogen, die mich in das Haus Wahnfried einführte und seinen Insassen näher brachte. Einer treuen Hausschwalbe vergleichbar, die ihr Nest an einen sicheren Giebel baut, so hat sich Hans von Wolzogen, der seßhaft-ernste Gelehrte, unmittelbar neben dem großen Park angesiedelt, der Richard Wagners letztes Heim und den dauernden Wohnsitz seiner Familie mit stattlichen Bäumen umgibt. Durch ihn, den bescheidenen und allem Scheinwesen abholden Freund der Familie eingeführt zu werden, galt immer als eine besondere Empfehlung, gewissermaßen als eine Kennzeichnung des Ankömmlings, die es leicht machte, den Gesprächston zu bestimmen.

Seit jenen Tagen, da ich zum erstenmal Frau Cosima Wagner, der geistigen Leiterin des Bayreuther Unternehmens und Hüterin des Wagnerschen Erbes, gegenübertrat, haben sich mir gesellschaftliche und briefliche Beziehungen mit ihr ergeben, die ich zu den unverlierbaren Schätzen meines Lebens zähle. Ich habe erst vor kurzem an anderer Stelle anläßlich des 85. Geburtstages dieser bedeutenden Frau versucht, ein menschliches und künstlerisches Bild ihres Wesens zu entwerfen und möchte mich darum hier nur auf eine kurze Andeutung beschränken.

Die geistige Beweglichkeit dieser ihrem großen Vater Franz Liszt ebenbürtigen Tochter war so stark, daß der einzelne, der mit ihr in Berührung kam, fast immer nur gewisse Seiten ihres Wesens oder gewisse Richtungen ihrer Energie kennenlernte, die eben gerade auf die ihr selbst oder ihrem Besucher am Herzen liegenden Dinge hinstrebten. Wohl niemand, der ihr in persönlichem Gespräch gegenübergestanden hat, konnte sich dem Eindruck einer imponierenden Persönlichkeit entziehen, deren Handlungen immer geleitet waren von einer rasch überblickenden und klar sichtenden Intelligenz. Und gerade weil die Ausprägung dieser Eigenschaft sonst als ein männliches Vorrecht gilt und sich von jeher nur bei den bedeutendsten Frauen im Gegensatz zu der großen Masse gefunden hat, ist auch die Ablehnung, ja die Gehässigkeit begreiflich, die sich im Laufe der Jahrzehnte bei denjenigen äußerte, denen die zwingende Kraft dieser lauteren Persönlichkeit unbequem war. Marie von Ebner-Eschenbach tat einmal den klugen Ausspruch, daß eine geistreiche Frau Tausende von geborenen Feinden habe, nämlich alle dummen Männer. Oft mußte ich daran denken, wenn ich die Wirkungen der auf den Bestand und den Ausbau Bayreuths gerichteten Tätigkeit der Frau Cosima Wagner beobachten durfte. Freilich hat sie nicht allein mit begeisterungsunfähiger Indolenz, sondern auch mit bewußter Falschheit zu kämpfen gehabt, und wenn einst die Zeit gekommen ist, um sachlich unvoreingenommen die Geschichte des nachwagnerischen Bayreuth zu schreiben, dann wird man erst erkennen, wie viel Arbeitskraft und ein wie großes diplomatisches Geschick diese Frau (unterstützt von so treuen Beratern, wie zum Beispiel Kommerzienrat Gros), aufwenden mußte, um die Festspiele in dem überlieferten Charakter zu erhalten und auszugestalten. Keine Schmähung und kein Mißverständnis, keine künstlerische Verunglimpfung und keine materielle Schädigung hat den unbeugsamen Willen dieser gestrafften Intelligenz zu beugen vermocht. Bis zum Versagen ihrer körperlichen Kräfte, welches sie zwang, die Leitung der Festspiele ihrem Sohn und seinen Helfern zu übergeben, kannte sie kein Ermatten; ihr Lebensinhalt war Arbeit und immer wieder Arbeit. Dieser seelische Heroismus prägt sich auch in ihrer äußeren Erscheinung aus, die gleich auf den ersten Blick unverkennbaren Herrscheradel verrät, eine überaus reizvolle Mischung entgegenkommender Liebenswürdigkeit und überlegter Zurückhaltung. Wer je in früheren Jahren Empfänge im Hause Wahnfried mitgemacht hat, wird das ohne weiteres bestätigen können. Neben dieser Fürstin des Geistes, die den Ehrendoktortitel der Berliner Universität trägt, verschwanden sehr oft die Fürstinnen des Titels, sie bildete stets den ungewollten Mittelpunkt ihres Kreises und ihre Souveränität bestand in der meisterhaften Verbindung einer für alle geltenden Freundlichkeit mit der persönlichen, nur dem Gesprächspartner zugewandten Aufmerksamkeit. Im engeren Kreise, etwa auf einem der sommerlichen Familienausflüge in das Fichtelgebirge oder zur Teestunde im Lichterfelder Krankenhaus (wo sie sich in früheren Jahren bei dem Arzte und Freunde, Geheimrat Schweninger, spärliche Wochen der Erholung gönnte) konnte man feststellen, wie sehr diese Eindringlichkeit auf einer gründlichen Kenntnis der allerverschiedensten Geistesgebiete beruht, wie unmöglich es gerade ihr gegenüber war, etwa im Stil einer landläufigen Konversation Schaum zu schlagen oder schillernde Seifenblasen steigen zu lassen. Sie ist wohl die sachlichste Frau, die mir begegnet ist, und ihrer geistigen Konzentration in Verbindung mit der leidenschaftlichen Herzenshingabe an „das Werk" verdankt sie den Ruhm, das ungeheure Lebenswerk ihres Mannes, so weit es sich in dem Gedanken „Bayreuth" ausprägt, vor dem Zusammenbruch bewahrt zu haben.

Es war einer der seltenen Glücksfälle, mit denen die Geschichte der Festspiele begnadet wurde, daß dieser Frau in ihrem Sohne Siegfried Wagner schon in seinen jungen Jahren — nach einer kurzen, der Architektur zugewandten Neigung — in bewußter Erkenntnis innerster Begabung ein szenischer und musikalischer Helfer erstand, der sich seit ihrem eigenen Rücktritt zur leitenden Persönlichkeit entwickelte und emporbildete. Als dieser Sohn am 6. Juni 1869 geboren wurde, genoß der Vater sein spätes Glück in vollen Zügen und schrieb an seinen alten Dresdner Freund Pusinelli die ahnungs-

Digitized by Google

vollen Worte: „Jetzt erst habe ich noch gern und froh zu leben. Ein schöner, kräftiger Sohn mit hoher Stirn und klarem Auge, Siegfried Richard, wird seines Vaters Namen erben und seine Werke der Welt erhalten." Ein andermal schrieb er in jenen Tagen: „Und dereinst — da muß mein Junge für das Rechte sorgen." Die Persönlichkeit Siegfried Wagners, der ja nun selbst in der Mitte der fünfziger Jahre steht, hat sich allmählich aus dem riesengroßen Schatten seines Vaters herausgelöst und steht heutigentages in ihrer Doppeleigenschaft als schaffender Künstler und als Leiter der Bayreuther Festspiele in festumrissenen Zügen vor uns. Er hat selbst in einem frisch plaudernden Erinnerungsbuch frank und frei gestanden, wie wenig Talent er in sich zur tragischen Gestalt fühle. Er betrachtet es als Glück, Sohn eines Vaters sein zu dürfen, dem er eine glückliche Jugend verdankt, betrachtet es als Glück, sein Werk fortsetzen zu können, daneben aber auch in sich die Kraft zu fühlen, Eigenes zu leisten. Siegfried Wagner hat es in der Tat verstanden, sich auf seinem künstlerischen Heimatboden Bayreuth Respekt zu verschaffen. Und bei seinen vielfachen Kunstfahrten ins Reich oder ins Ausland, wo es galt, sich für die eigenen Werke einzusetzen, steuerte er unbekümmert hindurch zwischen der zudringlichen Scylla kritikloser Anhimmelung und der Charybdis gehässiger Verunglimpfung. Gestützt auf einige Analogien unbedeutender Söhne großer Väter, wollte man ihn unbedingt zum Epigonen stempeln. Gewiß hat auch er, wie so viele musikalisch Schaffende unseres Geschlechts, sich nur schwer der bannenden Übermacht des Wagnertums entziehen können. Wer aber sich wirklich einmal die Mühe nimmt, Opern wie den „Bärenhäuter", „Bruder Lustig", „Herzog Wildfang" u. a. genauer zu prüfen, der wird sich dem Eindruck nicht verschließen, daß gewisse vom Vater übernommene musikalische Redewendungen und Gesten der Orchestersprache schließlich doch nur Zeittribut sind, während sein eigentlichstes künstlerisches Wesen viel mehr einer fröhlichen Romantik Weberschen Gepräges nahesteht. Sei dem wie ihm sei, es dürfte selten wohl der glücklich-unglückliche Erbe eines großen Namens sein Geschick mit so viel Frohsinn und Würde getragen haben. Seitdem Siegfried Wagner gar an der Seite seiner lebensheiteren Frau, der Adoptivtochter des alten Freundes Karl Klindworth, glücklicher Ehemann und Vater einer reizenden Kinderschar geworden ist, hat er wahrhaftig auch nicht den geringsten Anlaß, sich pessimistischen Anwandlungen hinzugeben. Im Augenblick, in welchem ich diese Zeilen schreibe, kreuzt er den Ozean, um im Lande Dollarika die Mittel für den Wiederbeginn der Festspiele zu holen, die unser armes Deutschland leider nicht mehr aufbringen kann. Und so befolgt er in doppeltem Sinne das Goethewort: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!"

So viel für heute an persönlichen Eindrücken, an reicher Erfüllung einstiger Kinderträume durch ein freundliches Schicksal. Ich könnte noch mancherlei erzählen von dem bunten Reigen der Persönlichkeiten, die mir in dem kaleidoskopischen Sommerbild der Bayreuther Festspiele entgegentraten (ich nenne nur Hans Richter, Eugen Humperdinck, Altmeister Hans Thoma, Chamberlein und Thode, ganz zu schweigen von den großen Sangeskünstlern beiderlei Geschlechts). Davon aber ein andermal, und ein andermal auch einiges über den Mann, von dem gerade in Bayreuth „offiziell" nicht gesprochen wurde, und den ich dank einer seltsamen Fügung des Schicksals in jungen Jahren kennenlernen und dann in ehrlicher Bewunderung des Menschen und Künstlers in mein Herz schließen sollte: Johannes Brahms.

Oktobertag. Von Frida Schanz

Sonnenwarm die Luft, voll leisem Wehn
Und Glückshauch, wie in Veilchentagen.
Wie blaue Augen sind die Seen
Zu noch viel blaueren aufgeschlagen.

Die Stille so verzaubert klar,
Daß feinste Laute leuchtend schallen.
Von seltnen Blumen blüht ein Paar
Noch lichtstark in den Föhrenhallen.

Kundry. Von Anne-Marie Tittal

Einst zog durch märzlich jungen Wald
Mein Weg, der nie ein Ende kennt.
Da fand ich Parsifal, den jung und alt
Den Makellosen, Reinen nennt.
Dem Müden strich ich sanft die wirren Haare
Aus seiner Knabenstirne trotziger Reine.
Daß ich dies heilig Herz vor Kundrys Fluch bewahre,
Dies eine wollt' ich, flehte nur dies eine.

Bist du mein süßes Kind, mein Bruder, daß sich neigte
In Tränen Kundry, segnend deine Spur?
Daß auch dein Blick der Hexe Liebe zeigte?
— Auf, reite weiter — zu Kondwiramur!

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Sir Galahad: Die Kegelschnitte Gottes (München) — Peter Rosegger: Die neue Bahn. Aus dem Nachlaß (Berlin 1924) — Max Dreyer: Mein Drachenhaus (Leipzig 1924) — Max Jungnickel: Sorge 13 (Leipzig-Wien 1924) — Artur Brausewetter: Der Kampf mit den Geistern (Leipzig 1924) — Paul Oskar Höcker: Thaddäus (Berlin 1924)

Mit dem Roman Die Kegelschnitte Gottes habe ich (das Subjektive ist in diesem Fall nicht zu meiden) einen stillen, zähen Kampf gekämpft, bevor ich mit ihm zu Ende kam. Es war nicht der immerhin etwas geschmackbrüchige Deckname Sir Galahad, es waren auch nicht die 541 geräumigen Seiten in augengefährlichem Druck, die mich schreckten. Aber als ich etwa ein Drittel gelesen hatte, schien mir, daß schon im zweiten der vier Bücher, in die der Roman zerlegt ist, eine andere Hand am Werke war, als im ersten. Ich blätterte weiter und fand das letzte Buch wieder in anderem Stil und Ton gehalten. Ich vermutete, daß ein Autor in sehr verschiedenen Lebensaltern an dem Werk gearbeitet hatte. Leider unterbrach damals eine nicht leichte Krankheit meine Beschäftigung mit dem Buch, und als ich wieder genesen war, fand ich nicht sogleich den inneren Anschluß wieder; der Eindruck des Zwitterhaften, Zusammengeleimten blieb; das Werk zerfällt buchstäblich in drei verschiedene Teile, die man etwa so benennen könnte: Asiatisches Idyll (1. Buch), Kritische Gänge (2. und 3. Buch), Novelle mit satirischen Hemmungen (4. Buch).

Immerhin ist das Ganze, namentlich in der Satire, so bedeutend, daß man nicht leicht darüber hinweggehen darf. Es bedeutet zwar nicht den „Untergang des Abendlandes", aber es erstrebt in seinem wesentlichsten Teil nicht weniger als die Vernichtung unserer gesamten Kultur mit den technisch vervollkommneten Mitteln einer Spottschrift. Mitunter macht es sich Sir Galahad etwas leicht, so wenn er den Nazarener damit abzutun sucht, daß er den Heiden ihr „Plappern" vorwerfe und selber immerfort rede. Es gibt eben Unterschiede, Sir, zum mindesten künstlerischer Art, den Meister des Gleichnisses und der Bergpredigt trifft Ihr Vorwurf so wenig wie den großen Ethiker, der das Siegel seines Blutes unter ein gigantisches Lebenswerk setzte. Aber sonst ist Galahad meist glücklich in seinen Geißelhieben, leider überwiegt die Satire so unharmonisch, daß sie wie ein übervolles, geschwollenes Euter die Gehversuche einer Handlung von vornherein hemmt, die Erzählung kommt nicht vom Fleck — bis zum letzten Teil, wo sie plötzlich munter zu traben beginnt, so daß man, wenn auch nicht von einem regelrechten Verlauf, so doch von einem Auslauf sprechen darf.

Das erste Buch versetzt uns weich und wohlig, wie von einem Elefantenrüssel in schönem Schwunge behutsam dahingetragen, in die Tropenwelt Ceylons. Kokosplantagen, „zitternder Smaragd der Reisfelder". Dahinter der „Urwald mit seinen dumpf-dunkeln Abenteuern, berstend vor Leben und duftend nach Brunst und Tod". In der Stille singt das Licht. Es klingt wieder in dem „goldenen Bienensummen des Glücks", das die Kindertage des schönen Paares erfüllt: Horus und Gargi. Er ein junger Europäer aus vornehmem Geschlecht, der aber seine Heimat kaum kennt, sie eine südindische Prinzessin, in ihrer holden Schlankheit geadelt von dem Schönheitssinn und Feingefühl einer vieltausendjährigen Kultur.

Auf diese alte Kultur, die er abgöttisch verehrt und als letzte Erfüllung ansieht, kommt es „Sir Galahad" vor allem an. Sie in scharfbelichtetem Kontrast dem gegenüberzustellen, was die Europäer als ihre Errungenschaft preisen, ist der Sinn und Zweck des ganzen Buchs. Darum schildert er mit hemmungloser Vorliebe — und teilweise wunderschön — den Lebensfrühling der beiden Kinder, die sich schon mit dreizehn Jahren ehelich zusammenfinden. Mag das in der Tropenwelt erklärlich sein — ein Grund, darüber in Entzückung zu geraten und es schlechtweg den „feinen Dingen" zuzuzählen („Weidengerte — Weidenrute, die sich im Frühlingswind verzweigen") ist wohl nur bei der einseitigen Verstiegenheit möglich, die dem bedeutenden Werk leider so viel von seiner Beweiskraft nimmt und die sich oft in schwülstiger Ekstase äußert. Aber zu den vielen klugen Meinungen, die in diesem Roman auch zwischen grellbunten Wortblüten und tropisch-wunderlichen Satzranken immer wieder aufleuchten, gehört auch die, daß es eigentlich nur Sinn und Zweck habe, mit jemandem, der gleicher Ansicht ist, zu diskutieren; „auch da ergeben sich antagonistischer Kanten noch übergenug, aus ihnen lebendige Funken zu schlagen. Polemiken aber aus unharmonischer Empfindung heraus oder gar verschiedener Unterscheidungskraft degenerieren, werden bitter, lang und steril". Das sollten sich die Deutschen hinter die Ohren schreiben und nicht nur die Bierbankpolitiker. Jedenfalls will ich als Deutscher, der sich zur indischen Weltauffassung nicht so ohne weiteres verstehen kann, den Anfang machen und

Digitized by Google

nicht mit dem Dolmetsch des Verfassers, dem superklugen Horus Echo, dem die Weisheitssprüche meterlang aus dem Munde hängen, in Meinungsstreit geraten.

Was den ersten Teil, das asiatische Idyll, neben dichterischen Schönheiten besonders anziehend macht, ist der ganz einzige Humor, den Galahad bei Tierschilderungen entwickelt. Namentlich für die Eigentümlichkeiten des Elefanten hat er das lustige Malerauge eines Oberländer; aber auch die alten Papageien, die in der Mauser „alles über Hornbrillen herab mißbilligen und mit dicken Zungen in einer uralten heiligen Gaunersprache schimpfen", oder einen Kater weiß er mit beispiellosem Humor zu zeichnen. Hin und wieder tritt diese Gottesgabe auch bei seiner Menschenschilderung hervor (die alte russische Großfürstin!), aber meist rinnt hier zu viel Galle in die Feder, bittere Satire löst jene weltweise und gütig lächelnde Stimmung ab, die wir unter Humor verstehen.

Freilich ist auch diese Satire meist so stark und scharf, daß man unwillkürlich mitunter an Swift erinnert wird, auch wenn man sonst den Kritikerunfug, immer gleich die Größten der Weltliteratur als Parallelen heranzuziehen, wenn einem einmal etwas gefällt, zu meiden sucht. Sie tritt überwiegend vom zweiten Buch an in den Vordergrund, als Horus und sein junges Weib auf einer eigenen Dampfjacht Europa besuchen. Schon bei der Landung in Marseille, wo der wüste Hafenmob die exotischen Fremden aufdringlich begafft und belästigt, die Polizei sie schikaniert, beginnt Horus-Galahad zu schäumen, und hageldicht klatschen jetzt die Geißelhiebe des gereizten Spötters auf alle Zustände und Menschen nieder, die ihm begegnen. Er übersprudelt sich förmlich, er weiß nicht, was er zuerst mit Spott und Hohn übergießen soll: den ohrenzerreißenden Lärm der Sirenen, die Verstänkerung der Luft und Verdunkelung des Himmels durch Schlote, die häßlichen Gesichter und rohen Manieren des Publikums, die Kleidung und Haltung der Frau (die Faust in die Hüfte gestemmt, statt des Haares Wellblech, auf diesem ein zweiter Kopf, der Hut, so geschmacklos als möglich, die Füße in harte Schachteln gepreßt usw.). Dann die allgemeine Andacht vor losen bedruckten Blättern, die immer frisch gereicht werden. Horus liest: „Dem eminenten französischen Forscher M. Foreſt ist es gelungen, die seelische Minderwertigkeit der deutschen Rasse auch chemisch nachzuweisen (ähnliche haßverzerrte Verlogenheiten findet er auch in den Blättern anderer Völker), dann folgen Unglücksfälle, Verbrechen und andere herzerhebende Neuigkeiten als täglich zwei- bis dreimal gereichte Geistesnahrung der Europäer ... Horus fährt nach Paris, besucht das Theater. Wie lächerlich das Innere mit seinen faustdicken Symbolen des „Musentempels". Dann die Reklamelichtbilder auf dem Vorhang ... Er sieht Sarah Bernhard als „L'aiglon": „eine Greisin in weißen Lederhosen, den Kopf voll roter Wolle. Fingerdicker Ruß hing um die kahlen Augen, ein Klumpen Sacharin zerging im Mund zu Lächeln, während sie Küsse um sich streute mit verwesender Hand. Unter dem abgemagerten Kopf hing ihr ein Kuheuter zwischen Vatermördern herab. Kokett schleifte das Kunstbein (das linke) nach."

Man sieht an dieser Probe ungefähr, „wes Geistes Kind" dies Buch ist. In ähnlicher Weise geht es über alles her, was dem jungen Inder begegnet: das Sporttreiben in St. Moritz, wo er bei dem „Arrageschrei der Amerikanerinnen" und dem Schmuck der Millionärinnen bemerkt: „Warum hängen sich die alten Frauen in Europa nicht lieber einen Scheck in gleicher Höhe um den Hals, wäre das nicht optisch erfreulicher, als Perlen über häutige Hälse holpern zu lassen?" So werden Menschen und Sitten allerorten unter die kritische Sonde genommen, selbst die Engländer, die er als die stärkste und bestgeratene Rasse ansieht, bekommen wegen ihrer Prüderie und politischen Heuchelei einen gehörigen Denkzettel, während er die reisenden Russen als „fanatische Nasenbohrer" abtut. Besonders schlimm ergeht es Wien, dem er auch den Ruhm der „Musikstadt" streitig macht, während ein Berliner Pfingstausflug und die schikanöse Beamtenwirtschaft am Fahrkartenschalter leider nur allzuverdiente Pritschenschläge bekommen. Überhaupt kann man der beißenden Kritik unserer Zustände in den meisten Fällen nicht unrecht geben. So etwa wenn er die modernen Tänze eine „erotische Friktionsgymnastik" nennt. Es trifft seinen Helden etwas unvorbereitet „diese jungfräulich erhaltenen Damen der besten Welt, plötzlich, wie auf Verabredung, mit ihren Körpern die Sprache südamerikanischer Prostitution mehr oder weniger begabt nachahmen zu sehen", wozu die Musik eine Art „getretene Katzenschwanzweis" ertönen läßt.

Die Spottschrift würde erheblich gewinnen, wenn der Verfasser weniger Verbitterung und Ärger, mehr überlegene Ironie und Humor bekundete; oft sinkt seine Persiflage zu einem schimpfenden Fischweiberton hinab, der sich bei einem solchen Musterexemplar ästhetischer Vornehmheit wie diesem gemessenen Horus etwas sonderbar ausnimmt. Überhaupt wirkt er, immer unfehlbar und immer Schulmeister, wie ein Spielhagenscher Held, auf die Dauer ein wenig belustigend, und künstlerisch verfehlt scheint es, ihn zuletzt noch zu einem Märtyrer europäischer Sittenroheit zu machen.

Was besagt nun der absonderliche Titel? Er ist Theodor Fechners geistvoller Formel von den geometrischen Symbolen der Liebe und des Hasses entlehnt: „Der Kreis symbolisiert mir die Eigenliebe: den Egoismus, die Ellipse das Ideal der Liebesfreundschaft, die Parabel das der Liebe gegen das Unendliche, Göttliche, die Hyperbel das Ideal des bittersten Hasses. So ist in den Kegel-

Digitized by Google

schnitten Gottes alles enthalten: West und Ost — Ihr und Wir. Niemand wird behaupten können, daß der Titel Wesentliches mit dem Inhalt zu schaffen habe ...

Schon zu lange haben wir bei diesem Buch verweilt; eine ungewöhnliche Erscheinung verleitet zu eindringlicherer Betrachtung, bedarf ihrer schließlich auch. Zum Glück vertragen einige der vorliegenden Neuerscheinungen Anzeige in gedrängter Form, so vor allem ein Nachlaßwerk des alten, lieben Peter Rosegger: Die neue Bahn. Es erscheint in der Reihe „Deutsche Dorfgeschichten", die Heinrich Sohnrey als berufener Fachmann herausgibt, und hat insofern literaturgeschichtlichen Reiz, als eine sehr hübsche Einleitung vom Sohn des vor sechs Jahren verstorbenen Dichters, Dr. H. L. Rosegger, Wesentliches über des Vaters Heimat und Jugend bringt und die Erzählung selbst, die zu des Dichters Erstlingen gehörte, Rosegger als jungen Vorkämpfer für die Fortschritte des Verkehrs und der Technik, gegenüber dem Aberglauben und dem stumpfen Beharrungswillen des steirischen Landvolkes, zeigt. Der Bau der ersten Eisenbahn in seiner Heimat liefert die kräftigen Fäden zu einer spannenden Handlung, deren Einschlag und Knotenschürzung schon die sichere Hand des geborenen Erzählers verrät, wenn der junge Ingenieur, der die Bahn baut, das hübsche Töchterlein des alten Postmeisters (natürlich einem verbissenen Gegner der aufregenden Verkehrsneuerung), erobert und gleichzeitig alle Intrigen Böswilliger, wie die Schwerfälligkeit der Menge niederzwingt. Es kommt viel auf die Stimmung und Umwelt an, in denen man ein Buch vornimmt. Ich las diese Erzählung zufällig in österreichischen Bergen, im altväterlichen Gasthause Josef Speckbachers, und mir war, als ob die alte Zeit aus den würdevollen aber kunstlosen Ölbildnissen der berühmten Familie von den dicken Steinwänden her grüßte.

Ein erheblich luftigeres Haus hat sich ein norddeutscher Poet unserer Zeit an der Waterkant errichtet, und er plaudert davon in dem Buch: Mein Drachenhaus und was es sich mit mir erzählte. Nicht als ob Max Dreyer nun einen Drachen in diesem Hause zu bewachen hätte, der Titel stammt von den Giebelköpfen seines in norwegischem Stil gebauten Holzhäuschens, das von der Höchstspitze des „Hövt" auf Mönchgut weit in die Ostsee schaut. Ich erinnere mich noch — ein Menschenalter fast ist's her und Dreyer leitete damals die Unterhaltungsbeilage der „Täglichen Rundschau", der leider unselig entschlafenen, — an die Bauzeit, wo zwei mächtige Eichen auf dieser Höhe Wache hielten. Auch von ihnen erzählt der Verfasser in der Einleitung, die das Entstehen und Schicksal des Drachenhauses mit Liebe und jenem unaufdringlichen Humor schildert, der zu Dreyers besten Eigenschaften gehört. So liest man in behaglicher Laune weiter und erlebt willig die kleinen Schicksale mit, von denen das Drachenhaus und sein Eigentümer plaudert. Nur eine der Geschichten erhebt sich nach Wesensart und Umfang zur Kunstform einer Novelle: „Küsters Fritz und Pastors Frieda". Dafür gehört sie zum Besten, was Dreyer auf diesem Gebiet geschaffen hat, ganz seine Eigenart wahrend und dabei im Aufbau, in der Seelenkunde und Lebenswärme, wie in sicherer Linienführung ein kleines Meisterstück. Wir erwarten zwar von vornherein, daß Fritz und Frieda sich trotz aller Hindernisse, die das Schicksal zwischen ihnen auftürmt, schließlich „kriegen" werden, aber das Wie ist hier groß zu schreiben, es spannt, erquickt und wirbt in seiner schlichten Anmut die Freundschaft des Lesers. Dagegen geht Dreyer in der letzten, leider zu fragmentarischen Erzählung (hier läge der Stoff zu einem Roman!) „Das Geschenk" über seine sonstige Eigenart hinaus und bezeugt, daß zum starken Handlungsroman mit zarter Untermalung er sehr wohl das künstlerische Rüstzeug besitzt. Auch die übrigen kleinen Geschichten und Skizzen sind nicht ohne Reiz, so daß Max Dreyer mit diesem Buch seinen zahlreichen Freunden ein willkommenes Geschenk bietet und gewiß andere dazu gewinnen wird, die trotz dräuender Drachenköpfe in sein Erzählerhaus gern für ein paar Stunden einkehren.

Das letzte kann man von einem anderen Max sagen, mit Vatersnamen Jungnickel, der freilich, wie's scheint, noch kein eigenes Häuschen hat, wenigstens berichtet er in der letzten und schönsten Geschichte seines neuen Büchleins, wie er mit Bündel und Wanderstab bei einem Windmüller einkehrt, der ihm ein winziges Kämmerlein abgibt, aus dem man nur ins Freie schauen kann, wenn man sich glatt auf den Fußboden legt und durch das kleine, so tief angebrachte Fensterlein den Kopf steckt. Aber es kommt immer auf den Kopf an, nicht auf das Fenster, aus dem er herausguckt. Und da der Kopf einem Poeten gehört, so sieht er von diesem dürftigen und unbequemen Ausguck nicht nur den Mond und die Wolken, sondern dahinter auch noch allerlei große Geister stehen. Aber mehr noch erlebt der Wanderer in seiner Mühle (aus der er, wie Daudet, mehr Briefe an seine Leser schreiben sollte): Köstliche Liebesstunden, wie sie eben nur ein Dichter — beschreibt. Ja, daß er ein Dichter ist, bekundet Jungnickel auch in diesem Büchlein. Wir haben ihm diesen Rang schon vor einem Jahrzehnt zuerkannt, aber bald mußten wir leider feststellen, daß er nicht vom Fleck kam, sich vielmehr immer weiter in einen süßlichen, kindlich-gesuchten Ton verlor; und auch an schiefen Bildern fehlte es nicht. Um so größer ist die Freude, sein neues Buch warm empfehlen zu können, das nach der mittleren der drei Erzählungen Sorge 13 benannt ist. Hauptmanns Hannele ist im Fabelland die rechtmäßige Schwester dieser kleinen Philine, die in der Spielzeugmacherstadt im sächsischen Erzgebirge ein kurzes Dasein voll sehnsüch-

Digitized by Google

Bildnis. Gemälde von Josef Bató

Digitized by Google

Digitized by Google

tiger Träume führt. Sie wohnt bei ihrem Großvater, dem Spielzeugmaler August Kirchpfennig, ihr Vater ist ein Tunichtgut gewesen und nach Amerika gegangen, ihre Mutter bewegt sich auf bedenklich schiefer Ebene, so bleibt dem armen Kinde bei dem mürrischen Großvater nichts als ein sehnsüchtiges Verlangen nach Liebe und ein wenig Glück. Ein Flausen- und Flötenmacher redet ihr vor, er wolle sie mit nach Indien nehmen, aber besser Wort hält der Tod, der sie bald aus ihren Phantasien in ein unbekanntes Land führt. Jungnickel verzichtet auf spannende Ereignisse, es genügt ihm, die Seelenvorgänge in diesen armen Leuten und vor allem in der kleinen Philine verstehend mit liebevoller Hand aufzudecken. Darin liegt auch der Hauptwert der ersten Erzählung „Witwun", die im Ton einer Ballade das Aufblühen und Vergehen eines Gutshofs „zwischen Bergen und kleinen Seen, ganz außer der Welt, in tiefer Waldeinsamkeit" schildert. Der unbekannte Mann, der diesen Gutshof sich erbaut, hat das Geld im Spiel gewonnen und so ist sein Haus, der Besitz, trotz wertvollen Bodens auf Sand gebaut. Nach des Besitzers Tode hält es niemand dort mehr aus, das Gut verfällt und endlich stürzt sich seine Frau mit dem letzten alten Gaul, der ihr noch geblieben ist, in den Fluß. Schöne und seltsam poetische Gesichte, so der Tod des alten Witwun, der auf dem Sterbebett noch alles, was er im Leben nicht genossen hat, wenigstens im Spiel seiner Gedanken noch nachholen will, oder in „Sorge 13" die Episode mit dem Sargschlüssel, geben diesen Erzählungen, die in einem märchenhaften Ton gehalten sind, ihren Wert. Oft wird die Märchenstimmung etwas gewaltsam aufgetragen, und weinende oder singende Engel müssen in Person erscheinen, um einfachen Vorgängen scheinbar höhere Bedeutung zu geben. Das gibt in „Novellen" falsche Töne. Ein so liebenswürdiger und warm empfindender Sinnierer wie Max Jungnickel hat derartige Anleihen aus „Herzblättchens Zeitvertreib" nicht nötig, es gibt andere Wege, die zum Herzen des Lesers führen.

Das weiß Artur Brausewetter, der doch, als Archidiakonus, sozusagen amtlichen Verkehr mit den verschiedenen Engelarten hat, besser, er sucht die bewegenden Mächte des Lebens in der Menschenbrust. Der treffliche Mann und Schriftsteller hat in diesem Jahr die 60 erreicht, aber damit, wie sein neuer Roman Der Kampf mit den Geistern offenbart, nur noch größere Reife und Abgeklärtheit einer weitherzigen Weltauffassung. Auf Schicksalswegen eines Arztes Werner Thormann werden wir zu den Quellen wahren Menschentums geführt, die unter der bunten Oberfläche des Alltags rauschen. Wie ein Fluch liegt ein arges Vergehen seines Vaters — das nebenbei edlen Beweggründen entsprang und durch Gefängnisstrafe gesühnt wurde — auf seinem Leben. Der böse Leumund (das häßlichste Gespenst menschlicher Gemeinschaft) liegt immer auf der Lauer und bricht jedesmal, wenn Thormann etwas erreicht hat im Leben, vernichtend hervor. Aber noch mit anderen bösen Geistern muß er kämpfen. Er hat die furchtbare und geheimnisvolle Gabe, im Auge eines Kranken den nahen Tod zu sehen. Auch hiergegen ringt er unter Aufbietung aller Seelenkraft, mit der stärksten Waffe, die es gegen schlimme Geister gibt: der tiefen und reinen Menschenliebe. Und sie siegt auch hier. Wenn auch nicht immer, so vermag er doch in entscheidenden Fällen die dämonische Gabe zu bannen und dem Tode sein Opfer abzuringen. So bleibt er schließlich siegreich in diesem Kampf mit dem Unsichtbaren, wie in dem mit der Gesellschaft, die ihn boykottieren will, und endlich im schwersten, mit den beiden Menschen, die ihm am nächsten stehen: seiner Frau und seiner Tochter. Beide waren drauf und dran, ihn zu verlassen und so einen bösen Erfahrungssatz seines Vaters von der Unverläßlichkeit der Frau im Unglück des Mannes zu bestätigen. Doch endlich ringt er auch diesen gefährlichen Feind, der mit den schmerzlichsten Wunden vertraut ist, nieder, beide Frauen erstarken an seiner Liebe und Sicherheit —: verheißend und in ewiger Jugend steht so das Leben am Schluß vor ihm.

Wieder hat Artur Brausewetter, man fühlt es, diese Hauptgestalt des Romans selber erlebt, die Kämpfe Thormanns sind, mutatis mutandis, seine eigenen Kämpfe und Siege. Das Drum und Dran ist aus dem Alltagsleben geschnitten ohne auffallende Besonderheit. Aber gut gesehene Typen, namentlich aus dem Stande der Mediziner, und klar, dabei ohne Umständlichkeit gezeichnete Situationen geben der Erzählung auch äußere Realität, wennschon ihren Hauptwert die innere Wahrhaftigkeit ausmacht.

Thaddäus, der neue Roman Paul Oskar Höckers, liegt in Buchform vor. Das wird den Lesern dieser Hefte eine willkommene Nachricht sein, denn: auch wer diese Erzählung schon in den Löffeldosen der Zeitschrift genossen hat — und gerade der — wird wünschen, das Werk dauernd in geschlossener Form zu besitzen und damit einen stillen Freund mehr. Soviel steht fest: der Roman Thaddäus gehört zum Besten, was die Feder Paul Oskar Höckers je geschaffen hat. Wie er sich in die Seele, in die Nöte und Ängste, aber auch in die überwindenden und erhabenen Herzenskämpfe dieses armen Buckligen hineinversenkt hat, wie er ihm das Ideal männlicher Schönheit und Vollkommenheit gegenüberstellt und doch beide in den gemeinsamen Strom menschlichen Schicksals zwingt, wirklich und sinnbildlich mit den Wellen kämpfen, siegen und untergehen, im Untergehen noch siegen läßt —: das ist nicht nur mit technischer, ist auch mit dichterischer Meisterkunst gestaltet. Ein packendes, erschütterndes Dichterwerk, das die Menschheit ehrt und vor allem den innerlichen Menschen, der es erträumt und geformt hat.

Digitized by Google

Illustration aus
Paul Mahn: „Die Gedichte des Properz". (Dom-Verlag)

Illustrierte Rundschau

Zu unsern Novellen, unsern Kunstbeilagen und Rundschaubildern

Der Zehntausendmarkpreis, den wir für eine Meisternovelle ausgeschrieben haben, soll unsere bisherigen Mitarbeiter um Himmelswillen nicht kränken, ihre Leistungen nicht etwa herabsetzen. Es wäre ja undankbar, wollten wir nicht bekennen, daß sie uns poetische Schöpfungen anvertraut haben, die zum Besten gehören, was nach dem Krieg in deutscher Sprache geschrieben worden ist. Aber Novellen im strengeren Sinn dieser Kunstform waren es nur selten. Die älteren Erzähler schreiben immer gleich ganze Romane — und die jüngeren Novellisten scheinen ein wahres Grauen davor zu haben, von allen Lesern sofort verstanden zu werden, sie besitzen gar nicht den Ehrgeiz, sich die von Maupassant, Keller und Heyse so brillant geschliffene Kunstform anzueignen, sondern sie verlieren sich in bunt wechselnden Stimmungsbildern. Es ist lehrreich, die Ausdrucksform des literarischen Nachwuchses an einer Erzählung wie etwa Paul Zechs „Heimkehr" zu studieren. Ungeduldige werden suchen und blättern und nach der eigentlichen „Handlung" fahnden — und darüber kaum bemerken, daß sie ja zwischen den Zeilen zu lesen ist. Man müßte, um flüchtigeren Lesern gerecht zu werden, eine Art Polizeibericht von solch einer Novelle bereithalten, etwa: „Genialer Musiker, leidenschaftlich, überreizt, in halber Hörigkeit von einer Frau lebend, die für ihn erglüht, aber sich ihm prüde verschlossen hat, wird durch den völligen Mißerfolg seines Tondramas, seiner Lebenshoffnung, so zerschmettert, daß seine Heimkehr zur Geliebten zugleich sein Untergang wird." Aber den moderner erzogenen Lesern, denen ein Handlungs-Gerüst überhaupt altfränkisch vorkommt, wird damit der ganze Reiz der Expressionskunst geraubt. Und der Autor vollends mag Blut schwitzen ...

Mit manchen Bildern verhält sich's ähnlich. Die ältere Generation ist mit einem Gemälde, dessen „Polizeibericht" klar aus einem dargestellten Vorgang zu lesen ist, am raschesten einverstanden. Das war der ungeheure Erfolg der alten Düsseldorfer Schule, des Anekdotenbildes. Junge Dachse, die vor fünfundzwanzig Jahren Anton Werners Soldatenbild am französischen Kamin eine Illustration „schimpften", konnten unter Umständen Prügel besehen. Heute, wo auch der Impressionismus von der neueren Jugend schon überwunden ist, teilen sie wiederum Hiebe aus gegen die Ausdruckskünstler. Wie öde wär's aber in unserm Kunstleben, wäre die Schule auf dem Standpunkt von 1900 erstarrt! Damals galten Liebermann, Corinth und Slevogt ja noch als wilde Neuerer, denen man das Weitermalen polizeilich untersagen sollte! Nun, heute zählen auch sie schon zum Kanon, und junge und allerjüngste Bilderstürmer sind da. Wir zeigen sie in unsern Heften nur immer versuchsweise, in vorsichtigen Proben. Aber es ist eine freudige Genugtuung, daß wir feststellen dürfen: wie Bilder, die noch vor einigen Jahren vom allgemeinen Urteil abgelehnt worden wären, nun doch schon mehr und mehr Freunde finden. Übrigens ist die Auswahl in einem einzelnen Heft ja auch stets so reich, daß jeder Kunstliebhaber auf seine Kosten kommen kann. Im vorliegenden Heft ist nun freilich kein Neuer zu erklären. Hommel, Jettner, Volkmann, Jank, Pellar, Holm, Winternitz, lauter liebe Vertraute, deren Künstlerhand uns schon so oft erfreute.

Aber nachzuholen ist eine Würdigung Karl Hessners. Nur ein Zufall ist es, daß dieser große Landschaftsmaler, der inzwischen schon ein Siebziger geworden ist, zum erstenmal in unsern Heften auftaucht. Und es will uns jetzt fast wie eine Unterlassungssünde vor-

Digitized by Google

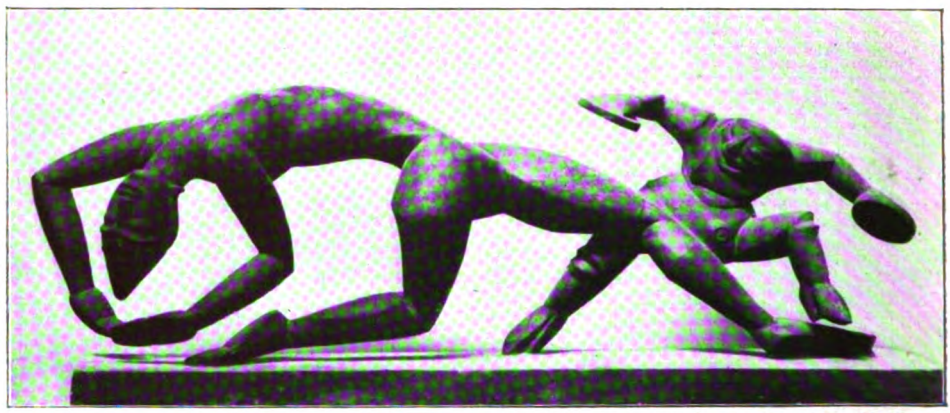
kommen. Wieviel innere Wandlungen hat dieser Künstler durchgemacht! Es gab Zeiten, in denen seine Mit- und Umwelt durchaus nicht mit ihm mitgehen wollte. Übersieht man aber jetzt sein Lebenswerk, dann begreift man dies kaum mehr. Eine wundervoll vorwärts und aufwärts strebende Linie bezeichnet sein ganzes Schaffen. Karl Heffner, in Würzburg geboren, hat sich ursprünglich dem Studium der Musik gewidmet. Nach München übergesiedelt wandte er sich der Malerei zu, nahm sich Lier zum Vorbild, lernte auch von Adolf Stadermann, dem Vielverkannten (den indessen Schack mit Recht den Niederländern gleichstellt), und ganz besonders aus dem Vorbild der Meister von Barbizon. Vom Jahre 1870 an kam Heffner wiederholt nach England und studierte in den Privatgalerien die schönen, intimen Gemälde von Rousseau und Duprés, Daubigny und Corot. Den tiefsten Eindruck übte Rousseau auf den Künstler aus. Von Rousseau lernte er die Wiedergabe des Charakters einer Gegend und die launenhaften Stimmungen, die Erde und Himmel beseelen. Er lernte die Melancholie einer Gegend ebenso zwingend ausdrücken wie frisches Frühlingslicht, regennasse Vegetation und goldiges Herbstlaub ...

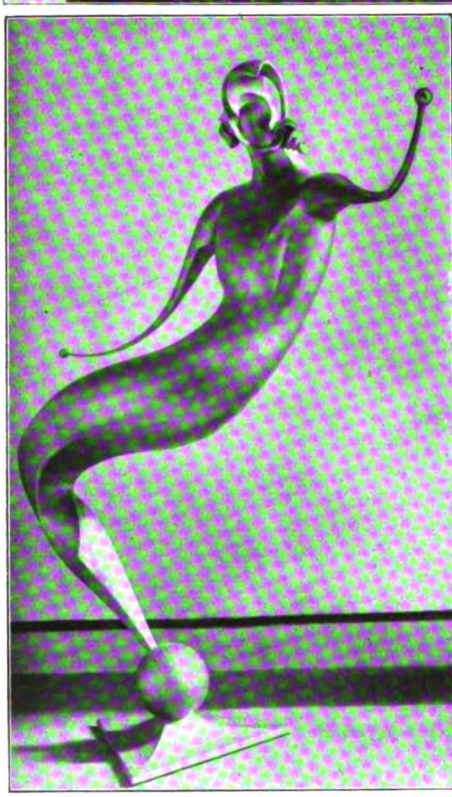
Heute mag seine „Brandung" eine kleine Probe seines reichen Könnens geben. Es wird lehrreich sein, einmal die ganze Entwicklung dieses vielseitigen Künstlerwirkens zu betrachten.

Die Rundschaubilder leitet eine Illustration zur Prachtausgabe von Paul Mahns geistvoller und sprachlich wie rhythmisch mustergültiger Übertragung der Liebesgedichte des Properz ein. Aus Caspers Kunstausstellung stammt die stimmungsvolle Szene aus Lutter und Wegners Keller: „E. T. A. Hoffmann erzählt". Fremden, die Berlin kennen lernen wollen, möchte man fast empfehlen, dem fleißigen Berliner Kunstsalon (und seinen ebenso anregenden Konkurrenten) noch ein Stündchen mehr zu schenken als den Berliner Weinstuben . . . Und nun seh' ich schon, beim Umblättern, das erschrockene Zusammenzucken aller unserer guten Freunde über Fünfzig. Rudolf Belling! In der jüngsten Ausstellung seiner Werke in der Nationalgalerie hat es sogar Entrüstung gegeben. „Aber das sind doch keine Menschen —!" Nein, es sind bloß Ausdrucksstudien, es ist konstruktivistische Plastik. Aber als Übergänge, Studienmaterial doch sehr interessant — mit Erfolg auch schon praktisch in der Konfektion verwertet, um die scheußlichen Modeleichen aus Wachs mit den verschminkten Mannequinfratzen auszumerzen. Die feine Radierung von Paul Geißler stellt die Wasserburg Gemen vor. Sie liegt im Münsterischen. Der Park Sternbusch, der zu dem Schloß des Grafen von Landsberg-Velen und Gemen gehört, wird wegen seiner malerischen Ausblicke viel bewundert. Die ganze Anlage erinnert an die Wasserburgen im Artois und in Flandern, die im Krieg als zähe kleine Verteidigungsnester viel zu schaffen machten.

E. T. A. Hoffmann erzählt. Radierung von Max Schenke. (Aus Caspers Kunstausstellung, Berlin W.)

Digitized by Google





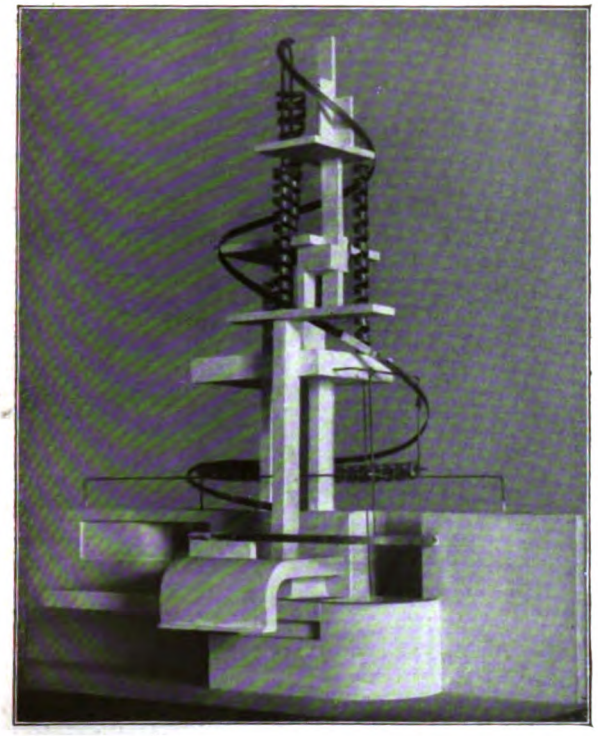
Der hübschen kunstgewerblichen Anregung des weiblichen Stuttgarter Professors folgt zum Schluß unserer Rundschau eine anregende kleine Abhandlung aus deutscher Ausgrabungsarbeit in Italien, der mehrere bisher unveröffentlichte Abbildungen von nicht nur kulturgeschichtlichem Wert beigegeben sind. Der Aufmerksamkeit unserer Freunde angelegentlich empfohlen. H. G.

Die Jägerkatakombe an der Via Appia in Rom.

Im Frühling des Jahres 1915 war ich mit den Ausgrabungen in San Sebastiano, eine gute Wegstunde außerhalb der Stadt Rom, beschäftigt. Eines Nachmittags kam eine Bäuerin aus dem nahen Gehöfte hilferufend dahergerannt: ihr Kind sei plötzlich während des Spielens auf dem Platz vor dem Hause in einer tiefen Grube verschwunden. Niemand habe zuvor eine Ahnung gehabt, daß

Oben: Tanz. Mitte: Modeplastik. Unten: Natur. Bildwerke von Rudolf Belling
Aus der Belling-Ausstellung in der Nationalgalerie zu Berlin

Digitized by Google



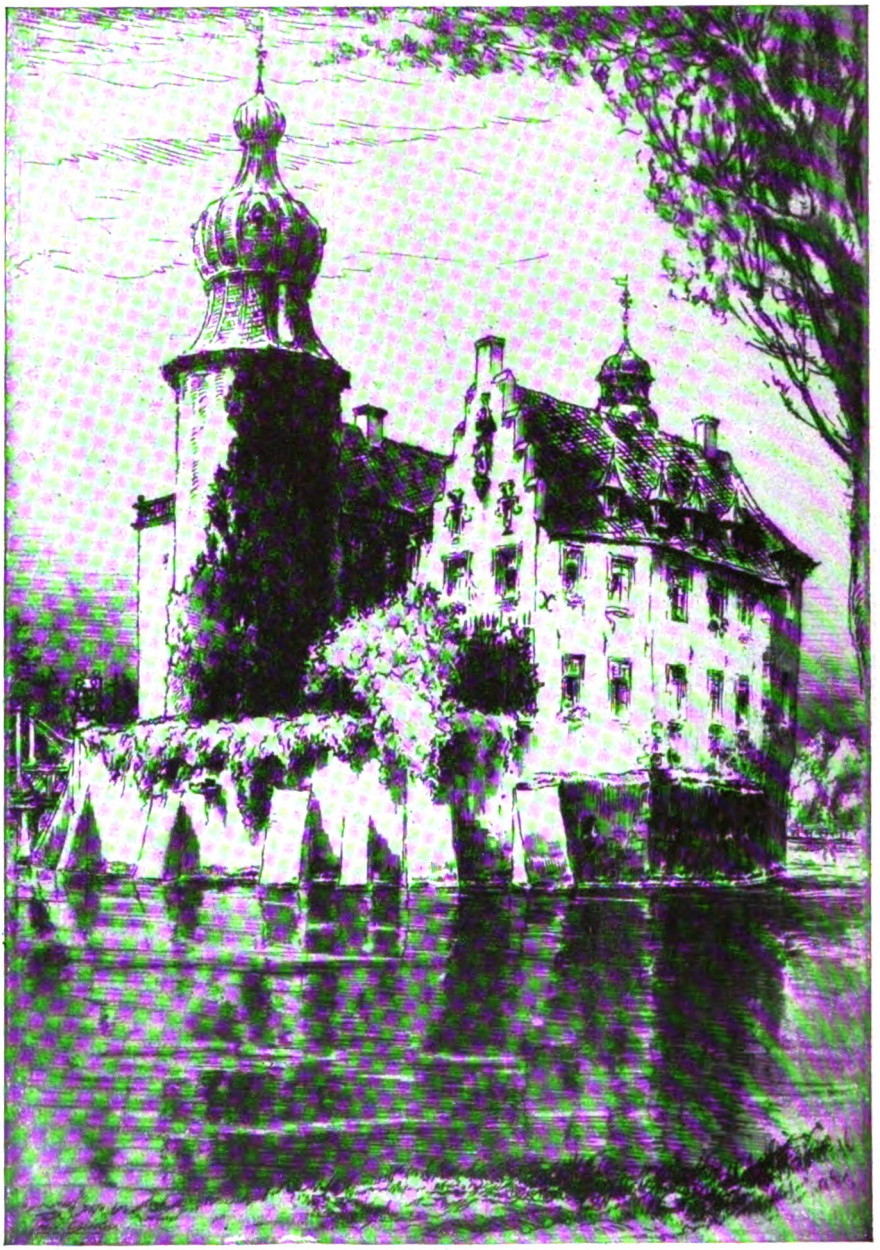
sich an jener Stelle ein Abgrund öffnen könnte. Hilfsbereit eilten unsre Fossoren mit Stricken, Schaufeln und Lichtern zur Unglücksstelle, die sich gerade gegenüber dem Eingang zum Trappistenkloster, hart an der appischen Straße befand. Aus einem viereckigen Schacht drang das leise Wimmern des Kindes empor. Sofort wurde angeseilt, ein Mann, in der Schlinge stehend, hinuntergelassen, und in kurzer Zeit war die Bergung vollzogen. Außer leichten Schürfungen hatte das siebenjährige Mädchen durch den unverhofften Sturz 10 Meter unter den Erdboden keinen Schaden erlitten; es kam mit dem Schrecken davon. Nach dem kleinen Dankesfest, mit Campagna-Wein aus der häuslichen Kelter, harrte aber der Rettungskolonne eine viel willkommenere Überraschung. Filipetto, der ein erprobter Kenner der unterirdischen Anlagen war, behauptete nämlich, der Schacht müsse von einer altrömischen Sandgrube herrühren. Ein erneuter Abstieg zeigte tatsächlich die Richtigkeit dieser Vermutung. Wir entdeckten einen regelrechten Anschluß von Katakombengängen mit Grabnischen, sog. loculi, von denen einige noch Inschriften unzweifelhaft altchristlichen Charakters besaßen, während die Malereien auf eine Begräbnisstätte von Jägern hindeuteten.

Im Gange befand sich die ursprüngliche Eingangstreppe, die heute von oben her verschüttet ist. Am Fuß der Treppe sind zwei Bogengräber, sog. arcosolia. Dasjenige rechts war von einem Nachbargang aus durchbrochen. Hier sind offenbar zu einer Zeit, als der ursprüngliche Eingang schon geschlossen war, vandalische Räuber eingedrungen, um die Leichen in der verlassenen Katakombe ihres Schmuckes zu berauben.

Das Arcosol ist mit Malereien versehen, die nach Stil und Technik etwa der 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts angehören. In der Lünette ist ein Jägersmann dargestellt. Die Beine sind durch ein späteres Grab zerstört worden. Dichtes Strauchwerk kennzeichnet die Gegend als Wald oder Gebüsch. Der junge Nimrod mit dem kurzgeschnittenen Bart trägt die engärmelige gegürtete Tunika mit Segmenten, d. h. aufgenähten

Oben: Brunnen im Hause Westend. Unten: Der Mensch. Bildwerk von Rudolf Belling
Aus der Belling-Ausstellung in der National-Galerie zu Berlin

Digitized by Google



Schloß Gemen. Radierung von Paul Geißler

Zierstoffen. In seiner Linken hält er den Bratspieß, während die Rechte einen Bogen umfaßt, der heute noch unter dem Namen archetto in der römischen Campagna als Vogelfalle bekannt ist. Der Jäger hatte es also auf Gefieder abgesehen. Auf den obersten Ästen der Sträucher sind zwei Vögel, die man als Amseln bezeichnen möchte, abgebildet. Aber was bedeuten denn die großen Heuschrecken, von denen rechts zwei und links eine ebenfalls über dem Gebüsch gemalt sind? Diese Tiere können doch unmöglich als Delikatessen zur Jagdbeute gerechnet werden. In Italien herrscht heute noch der Weidmannsbrauch, die Vogelfallen mit der besten Aussicht auf reichen Fang zur Zeit des Heuschreckenfluges, im August, aufzustellen. Ja man steckt sogar, wenn das Gewerbe kunstgerecht gehen soll, an Bindfaden flatternde Heuschrecken als Lockspeise neben die Fallen.

Digitized by Google

Geknüpfter naturfarbener Basthut mit gleichfarbiger Seide gefüttert. Von Laura Eberhardt, Professor an der Württ. Staatl. Kunstgewerbeschule zu Stuttgart

Es scheint also, daß die Jäger wie die Vögel in diesem Punkte seit dem Altertum noch nicht schlauer geworden sind.

Neben dieser Spezialität des Vogelfanges, dem unser Jäger so geschickt oblag, schreckte er doch vor größern Taten nicht zurück. Dies beweist die große Wildsau, welche im Bogen links über dem gleichen Grab verewigt ist. Diesem Tier ging er dann wohl mit der Lanze zu Leibe, während die kläffende Meute hinterherjagte.

Und gutdressierte Hunde besaß der Jäger zweifelsohne, wie aus der Darstellung des rechten Bogenfeldes ersichtlich ist, wo eben ein feister Hase von einer schnellfüßigen Diana am Pelz erfaßt wird. Derartige Ereignisse erfreuten den Jäger so sehr, daß er den Fall für würdig erachtete, in die gemalte Lebensgeschichte aufgenommen zu werden. Am Fuß der nahen Treppe ist noch ein Rest der zerstörten Malerei des Bogengrabes erhalten. Das Brustbild eines Jägers in natürlicher Größe.

Im gleichen Gang ist ein drittes Bogengrab mit Freskenschmuck. An der Stirnwand ist eine Rehjagd im Walde abgebildet. Zwei Jäger sind aus dem Hinterhalt in den Baumkronen die Leiter herabgestiegen, um hinter den Hunden her das gehetzte Wild in die Netze zu jagen, welche zwischen den Stämmen ausgespannt sind.

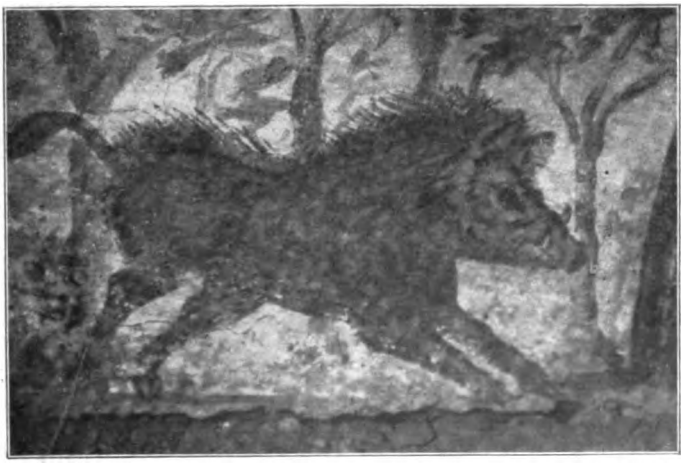
Das Fresko in der Lünette des Arcosols stellt eine Weinkelter dar, worin Putten die Trauben stampfen.

Im Gange sind einfache Gräber mit Ziegelverschluß. Im frischen Mörtel, der die Fugen deckt, sind häufig Monogramm Christi und Palme eingeritzt. Allem Anschein nach sind in diesem Teil der Katakombe die ärmeren Mitglieder des Jägerkollegiums, die Treiber, oder wie sie damals hießen, die restigatores, beigesetzt.

Prof. Dr. Paul Styger.

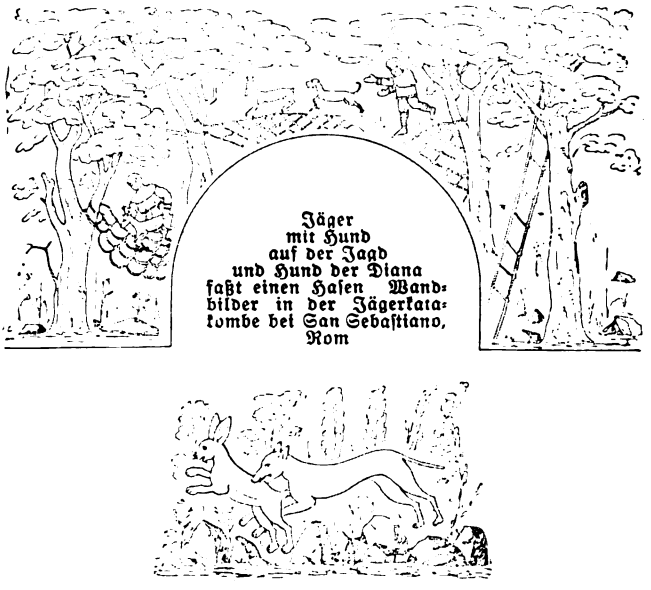
⁂ ⁂ ⁂

Es wird viele unserer alten Freunde freuen, wenn sie hören, daß im nächsten Heft ein Roman von Max Dreyer „Das Gymnasium von St. Jürgen" zu erscheinen beginnt. Obwohl Max Dreyer schon seinen 50. Geburtstag gefeiert hat, zählt man ihn doch immer noch gern zu den Jungen. Seine köstliche Frische, sein gesunder, wenn auch bisweilen männlich derben Humor, seine Draufgängernatur, die sich in seinen Lustspie-



Lünette mit einem Wildschwein in der Jägerkatakombe bei San Sebastiano, Rom

Digitized by Google



Jäger mit Hund auf der Jagd und Hund der Diana faßt einen Hasen Wandbilder in der Jägerkatakombe bei San Sebastiano, Rom

len und Romanen ausprägt, hat ihn jung erhalten. Sein stärkster Erfolg als Erzähler war ihm mit dem Werk beschieden, das zuerst in unseren Heften veröffentlicht worden ist: der Roman „Ohm Peter". Dreyers hier wie im „Probekandidat" sehr temperamentvoll angefaßtes Schul- und Erzieher-Thema ist in seiner Aktualität besonders reizvoll. **H. G.**

Lünette mit einem Jäger in der Jägerkatakombe bei San Sebastiano, Rom

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin
Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing** in **Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

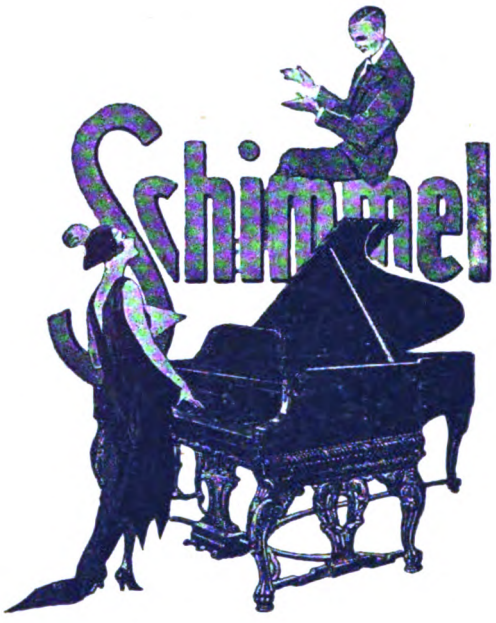
Digitized by Google

39. Jahrg. / November 1924 / 3. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50,
Tauentzienstraße 7b.
Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

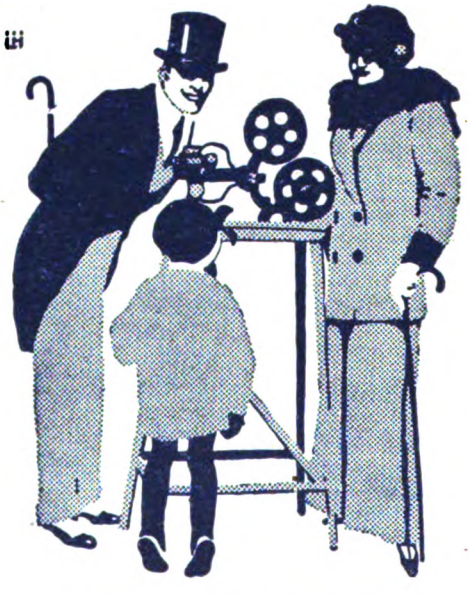
Digitized by Google



Hofpianofabrik

Gegründet 1885

LEIPZIG



Den Besitzern von **Aufnahme-Kinos** bietet unser ERA-Film mindestens 50% Ersparnis. Kein Positiv und Negativ, nur ERA-Film. Ausführl. Druckschriften kostenfrei

KRUPP-ERNEMANN KINOX

DER IDEALE FAMILIEN-KINEMATOGRAPH

Der in aller Welt beliebteste und verbreitetste Heimkino. Kleiner, leichter Präzisionsapparat, unerreicht in den Leistungen, sofort von einem Kinde zu bedienen. Bezug durch alle einschlägigen Geschäfte. Verlangen Sie kostenfrei auch unsere Preislisten über Ernemann-Projektionsapparate, Ernemann-Cameras, sowie über Ernemann-Prismenfeldstecher

KRUPP-ERNEMANN-KINOAPPARATE G.M.B.H. DRESDEN 169

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

Novemberheft zum Preise von 2 Goldmark

Inhalt des Novemberheftes:

	Seite
Das Gymnasium von St. Jürgen. Roman von Max Dreyer . .	241
Täuschung. Gedicht von Ludwig Fulda	265
Die Paradies- oder Göttervögel. Von Dr. Emil Carthaus. Mit sieben farbigen Abbildungen nach Aquarellen von Otto Wiedemann	266
Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt: Lebenserinnerungen und Lebenslehren aus hinterlassenen Papieren des Generalfeldmarschalls Colmar Frhr. v. d. Goltz I. Teil	273
Kyffhäuser. Ballade von Robert Schalek. Mit Vignetten von Max Malitz	280
Die Höchstleistungen des Menschen. Von Prof. Dr. R. Rosemann	283
Die deutsche Malerei der letzten 50 Jahre. Von Prof. Dr. Joseph Popp. Mit 18 ein- und mehrfarbigen Wiedergaben von Gemälden	289
Der Piccolo. Novelle von Gudrun Wette	305
Akazien. Gedicht von Frida Schanz	318
Gotische Wasserspeier und Groteskfiguren. Mit einem Blick ins mittelalterliche Geistesleben. Von Prof. Dr. W. v. Grolman. Mit 18 Abbildungen . .	320

Digitized by Google

Seite

Gedichte von Hans Benzmann: Die drei abgedienten Kürassiere. — Quelle im Walde . 329
Freut euch des Lebens. Sein Dichter und seine Melodie. Von Eduard Korrodi 330
Blätterfall. Gedicht von Julius Havemann. — Am Kamin. Gedicht von Eberhart v. Zelewski-Waldenburg 334
Karsten Deichfahrer. Novelle von Wilhelm Lobsien . . . 335
Neues vom Büchertisch. Von Karl Strecker 341
Illustrierte Rundschau: Kortum, der Verfasser der Jobsiade — Gerhart Hauptmann bei der Arbeit — Max Tauts Grabdenkmal — Sternkirche von Dr. Otto Bartning — Bildnisse von Karl Schenker — Möbel von Prof. Emil Fahrenkamp — Skizzen von Marie Wetzel-Schubert 345

Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck:

Rokoko-Bildnis. Gemälde von George des Marées . . Titelbild
Allee der Villa Borghese. Gemälde von Otto Dill . . 256—257
Benvenuto Cellini (Das Duell). Gemälde von Prof. Oscar Graf . . . . . 312—313
Abendsonne. Gemälde von Prof. Ernst Liebermann . . 336—337
Der steinerne Gast. Gemälde von Georg Richter-Lößnitz 344—345

Kunstbeilagen in Tondruck:

Über Tag. Gemälde von Hans Baluschek . . . . . 248—249
Bildnis des Papstes Pius XI. Gemälde von Ernst Windhoff . . . . . 264—265
Der Rufer. Gemälde von Prof. Karl Hofer . . . . . 280—281

Selbständige Textbilder:

Dorfklatsch. Zeichnung von Wilhelm Thielmann 319

Digitized by Google

Digitized by Google

Rokoko-Bildnis
(Johann Maximilian IV. Emanuel Graf von Preysing-Hohenaschau)
Gemälde von George des Marées

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte
39. Jahrg. / November 1924 3. Heft

Das Gymnasium von St. Jürgen

Roman von Max Dreyer

Ein altes Zisterzienserkloster war das Haus. Von der Straße her blickten auf den lindenbestandenen Hof die gotischen, die Renaissance- und Barockgiebel der Stadt. Alte Geschlechter sahen den Spielen der Jugend zu.

Es war Freistunde. Unter den Bäumen tummelten sich die jüngeren Knaben. Die älteren gingen in meist bewegten Reihen auf und ab, räsonierend, sich neckend und zankend die vielen, diese und jene verbissen in leidenschaftlichen Wortkampf, wenige in ernstem, versunkenem Zwiegespräch. Hier und da standen ein paar geheimnisvolle Gruppen zu wenigen, zu zweien, dreien, die miteinander flüsterten und tuschelten. Abseits hielten sich ganz vereinzelte Streber, die in ihre Lehrbücher sich verbohrten.

An eins der vermauerten Rundbogenfenster des Erdgeschosses lehnten mehrere von den Größten, Oberprimaner. Sie rauchten Zigaretten. Das war verboten, darum taten sie's.

Die beiden Lehrer, die die Aufsicht führten, waren auf der Hut und mieden diese Ecke. Tat auch jeder vor dem andern so, als ob er von der Ruchlosigkeit nichts bemerkte. Sie waren von denen, die ihre Pose wahrten, die noch Versteck spielten vor der neuen Zeit.

Dann und wann wirbelte, sprühte, spritzte einen von den ganz Kleinen, den Sextanern, das jagende Spiel in diesen Winkel, vor diese Verbrecherkolonie. Dann blieb er wohl stehen, mit offenem Munde vor so erhabenem Frevel, eh' ihn die kindliche Lust wieder verschlang. Einer aber, ein rosiges Kerlchen, purzelte hinein in den Kreis, stürzte mit dämonischen Augen auf den längsten der Unholde: „Laß mich auch mal!" Der nahm die Zigarette lächelnd aus dem Mund und steckte sie zwischen die knospenden Lippen. Ein paar lasterhaft tiefe Züge, und ruchlos beseligt fliegt der kleine Bösewicht wieder in die tobende Schar der Kameraden.

Heftig politisiert wurde in dem Tabakskollegium. Und mit jungenhaft großen und gebauschten Worten Weltanschauung gepredigt. Oswolt von Riebnitz hatte das Wort. Er war Kadett gewesen, dann im Felde, jetzt ein Krüppel. Ein Schrapnell hatte ihm den rechten Arm zerfetzt, der ihm abgenommen war. Nicht der erste Kriegsmann, den langes Krankenlager zum leidenschaftlichen Innenmenschen vertieft und in die umgekehrte geistige Bahn geworfen hatte. Schwärmerblässe leuchtete auf seinen zerwühlten Zügen, die tiefen Augen unter dem vorspringenden Stirnjoch waren Flammen. Ein ehrlicher Fanatiker sprach er, den Kopf gehoben — versagte sich ihm ein Wort, strich er mit der Linken die glatten, dunklen Haare. Wenn er redete, schwieg jeder jungenhafte Hohn in dem Kreise.

„An sich selbst soll der Mensch arbeiten! An der Verwirklichung der Idee! Die seinem Geiste entstammt! Was tut er statt dessen? Er müht sich damit zu Tode, fremde Dinge zu produzieren. Diese ganze äußere Wirklichkeit, an der er sich zermürbt — wenn sie nicht ein Trugbild wäre, ein Popanz! Es gibt nur eine Wirklichkeit, die Wirklichkeit des Geistes! Die Idee lebendig machen, die Idee leben, das ist der Menschheit Erfüllung. Dafür aber müssen sie alle, alle brüderlich sich vereinen, dafür wird der Glaube aller, der Wille aller, die Inbrunst aller gebraucht. Nur

 Nachdruck verboten. Copyright 1924 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

so kann die Idee Wirklichkeit werden, sonst bleibt sie wesenlos — und wesenlos, inhaltlos bleibt die Menschheit."

„Das ist deine Menschheit sowieso." Es war Oswolts eigener Vetter, der gegen ihn die Klinge führte, Dibrand von Riebnitz, ein blonder, schlanker, schnittiger Junge mit schnellen, scharfen Augen und klug geprägten Zügen. In seinem Organ war ein seltsam federnder Klang. Auch er, der Jüngere, war vorm Feinde gewesen, wenige Wochen nur — von dem wilden Schicksal, dem Feuerbrand, der Deutschland verheerte, war seines Wesens Metall in eine Form gegossen, mit der des Vetters Schwarmgeist sich nimmermehr vertrug. Sie standen sich nahe, sie fühlten die Stimme des Bluts, sie berieten sich und halfen sich, aber in ihren Lebensanschauungen bekämpften sie sich schonungslos, bis zur Vernichtung. Und den jungen Hörern boten sie das aufregend reizvolle Bild feindlicher Brüder.

„Deine Menschheit — eine gewaltige Seifenblase — etwas rein begrifflich Aufgepustetes. Ein großes Gedankenwindei! Zeig' mir einen Menschen — Du kannst es nicht! Einen Deutschen kannst du mir zeigen, einen Engliſhman, einen Beduinen, einen Papuaneger! Mensch ist Wandtafel, ist leerer Begriff!"

„Warum mußt du denn so an unserm armseligen Planeten festkleben! Willst du nicht einmal zu den Sternen aufblicken? Zu der Sonne? So wie du sieht sie der Papuaneger, mit zwei Augen wie du. Mit einem Herzen wie du. Und gleich hast du den Menschen! Hast du alle Menschen! Mit derselben Vertiefung in die Wunder der Welt, mit derselben Sehnsucht! Mit derselben Idee der großen Gemeinschaft. Versuch' es, ein wenig kosmisch zu werden —"

„Kosmisch werden! Das ist auch so ein Wort! Kann ich im Weltenraum herumwimmeln? Nur auf der Erde kann ich stehen — und nur von da aus kann ich zu den Sternen aufblicken. Und die Füße, auf denen ich stehe, in heimatlichem Boden wurzeln sie, wo ich mich auch befinde. Was ich auch bin und wo ich auch bin, immer ist die Heimat in mir. Und wenn ich meinetwegen auf den Bermudasinseln sitze und von da durch ein amerikanisches Fernrohr mir die Sterne betrachte — zu dem ja wahrscheinlich deutsche Kunst die Linsen geschliffen hat — nur mit meinen deutschen Augen kann ich sie sehen! Und deutsch sprechen die Sterne mit mir! Deutsch — so wahr ich nur deutsch zu ihnen hinaufſühlen kann."

Oswolt schüttelte schwer den Kopf. „Gut," — und eine gewisse Nachsicht schlich sich in seinen Ton, die den Gegner noch fester wappnete und wehrhafter stimmte, „so wollen wir also auf der Erde bleiben. Wollen einmal ihre Naturgewalten sprechen lassen, die Elemente, die dem Menschen gefährlich werden — die der Menschengeist bekämpft und unterjocht. Das Meer, die Feuer des Erdinnern, Stürme der Luft. Sind nicht alle Menschen verbündet gegen sie, in dem Gefühl, daß sie nur gemeinsam diese urgewaltigen Feinde bezwingen können! Und wenn du liest, daß der Ausbruch des Krakatowa so und so viel Javaner verschüttet hat, hast du nicht gleich das Gefühl: Brüder sind hier zugrunde gegangen, Geschöpfe wie du — fragst du hier nach der Volksart, der Stammeszugehörigkeit —"

Dibrand konnte seine Einwände schon nicht mehr zügeln, da läutete die Glocke der Freistunde ihr Ende.

Eine kräftige, ehrliche Männerhand zog den Strang. Der Schuldiener Peter Huswädel, ein alter Soldat, grau, kernig und strenge, gab aus seines Wesens Grunde die ganze Unerbittlichkeit der Pflicht in den Glockenton hinein. Professor Joachim Braß, der in diesem Bezirk das schärfste Ohr und das klarste Auge für die Dinge und die Menschen hatte, behauptete, dieser Klang wäre das einzige in der Anstalt, das treu und fest und wahr geblieben.

Wild hatte der revolutionäre Geist sich auf das Gymnasium geworfen. Die Schule war städtisch, zu Vätern der Stadt aber hatte die Woge der neuen Zeit Männer der äußersten Linken emporgehoben. Jetzt sollte die Welt etwas erleben! Hier sollte eine Musteranstalt geschaffen werden, eine wahrhafte Stätte humanen und humanistischen Geistes sollte hier erblühen. Und das Provinzialschulkollegium, in das der neue wahlverwandte Kultusminister zwei seiner feurigsten Propheten entsandt hatte, war bereit, mit leidenschaftlichem Eifer Hand ans Werk zu legen.

So war das innere Gefüge der Schule erheblich ins Wanken gekommen, und die Bande lösten sich. Der schwere, langsame, gutartige Menschenschlag herrschte auch unter den Schülern vor. Allein wenn Schweres gerüttelt wird, mag gerade das am heftigsten schwingen. Und die Disziplin hatte bereits ihre tüchtigen Sprünge und Risse abbekommen.

Aber die Glocke gebot mit der alten Stimme. Man hörte auf sie wie je, niemand, der ihr den Gehorsam weigerte. Ein wenig gemächlicher wohl und lässiger als sonst, aber in dem breiten, gemeinsamen Zuge der Folgsamkeit flutete alles in die Klassen zurück.

In der Gruppe der Primaner, die sich in Bewegung gesetzt hatte, sprach jetzt der

Digitized by Google

Längste, Unbeholfenste, ein Junge mit eckigen Zügen wie aus Holz geschnitzt, aber dafür mit großen, klugen, tiefen Augen begabt, ein Starker, Zuverlässiger und geachtet von allen, Bernhard Prahn, der Sohn eines Schiffszimmermannes.

„Warum können wir das, was uns so lebhaft beschäftigt, jetzt nicht gleich in die Unterrichtsstunde mit hineintragen! Der Alte aber —! Sonst nichts gegen ihn! Aber würde er nicht seine ambrosischen Locken schütteln und unbesehens in den höchsten Griechenhimmel klettern? Der einzige, der hier noch standhielte und Hals gäbe, wäre Fortinbras. Bloß daß der immer herrischer, verschlossener und einsamer wird."

Fortinbras: der Kriegsname des Professors Braß. Er stand unweit vom Eingang im Gespräch mit dem alten Schuldiener. Eine hohe, schlanke Gestalt, die scharfen Züge wie aus Erz gemeißelt, die dunklen Augen seltsam gehalten, gebändigt, nach innen gewandt. Eine tiefe, schmerzliche Furche grub sich zwischen den Brauen.

An einen der Primaner schlängelte sich ein Altersgenosse hinan, der aber noch die Obertertianerbank drückte, ein hübscher, geschmeidiger Kerl mit großstädtischen Allüren, Benno von Treutlien.

„Ich hab' 'n famosen Tipp für dich!" Er war der Buchmacher, der Spekulant, der Börsenmann, mit einem Zug ins Große und mit einwandfreien, sauberen Händen. Auf die verschiedenen kleinen schmierigen Schieber, die ihr Unwesen in dem Kreise trieben, blickte er mit Verachtung.

Die beiden blieben zurück. Benno war dann der letzte auf dem Schulhof, der einzige. Der Unterricht lockte ihn nicht. Er wollte sowieso zum Zahnarzt. Die Religionsstunde bei Doktor Bode, wenn dieser oder jener sich nicht aufraffte, ein paar Unverschämtheiten hineinzupfeffern, war zum Verzweifeln öde. Und schließlich — ist Religion nicht Privatsache? So gab er selber sich Urlaub, verließ den Hof und ging auf die Straße.

Das Schicksal fügte es, daß zu gleicher Zeit Betti, des Schuldieners Töchterlein, aus einer Nebentür des Gebäudes trat, ihre Musikmappe in der Hand. Der Alte wandte etwas an ihre Erziehung.

Benno bemerkte sie gleich, aber er dachte nicht daran, hier im Bereiche der Anstalt und der väterlichen Augen Annäherungsversuche zu machen. Man wußte, die Kleine wurde wie ein Juwel gehütet. Sie war erst seit ein paar Wochen im väterlichen Hause. Nach dem Tode der Mutter hatte eine Verwandte in der Nachbarstadt sie zu sich genommen, da war sie zur Schule gegangen. Jetzt sollte sie hier die höheren Weihen bekommen.

Als sie in die Nebengasse eingebogen war, fand sich Benno gleich an ihrer Seite. Er zog den Hut. „Darf ich den gleichen Weg zusammen mit Ihnen gehen — in gleichem Schritt und Tritt? — Treutlien!" stellte er sich vor.

Sie sah an ihm vorbei, sagte kein Wort und schüttelte lebhaft den Kopf. Aber der Erregung, in welcher der dunkle, schwere Zopf perpendikelte, merkte Bennos Vertrautheit mit weiblichen Schwingungen ein freudig Erwartungsvolles an. Und jetzt rührte er eine Saite, die wirken mußte.

„Ich schwänze nämlich die Schule," sagte er mit abenteuernder Offenherzigkeit. „Und brauche so was wie einen sittlichen Halt."

Nun drehte sie doch halbwegs ihren sechzehnjährigen Kopf zu ihm hin, der aus ihm nicht recht klug werden konnte. Sprechen tat sie noch immer nichts, doch die halbe Wendung war schon volle Gewähr.

„Mit Ihnen zusammen bin ich doch nicht so ganz von Gott und der Schule verlassen, nicht ganz Vagabund. Nicht ganz auf der Bahn des Verbrechens."

Diesen Menschen, der immerhin kein landläufiges und verbrauchtes Zeug redete, mochte es lohnen, mit einem Blick zu streifen. Das geschah, die kleine temperamentvolle Nase mit den witternden Nüstern aber, die schon alle Anstalten getroffen hatte, sich abweisend zu rümpfen, verzichtete jetzt auf diese Kundgebung. Der hübsche, gepflegte, welt- und wortgewandte Junge gefiel ihr.

Sie selbst war nicht auf den Mund gefallen. Gespreizt wie er gab sie zurück: „Müßte man Sie da nicht eigentlich arretieren lassen? Und in die Besserungsanstalt zurückführen?"

Er musterte sie munter. „Besserungsanstalt! Sie wissen, der Mensch ist gut. Ist er aber gut, so kann die Dressur ihn doch bloß verderben. Es ist also eine sittliche Pflicht, den Käfig zu meiden."

Sittlich war offenbar sein drittes Wort. Und doch wirkte die Großartigkeit seiner Stilistik auf sie ein. Darin, daß er diese selbst nicht ernst nahm, spielte noch ein besonderer, unbewußt geheimnisvoller und um so tieferer Reiz. So umspann er sie mit doppelter Wirkung.

Da er sich aber mit der Lockung an sie wandte: „Wollen Sie nicht auch Ihre Musikstunde schwänzen?" — verriegelte sie sich fest genug. „Wie käme ich dazu?" Und jetzt steifte sie sich in voller Bravheit. „Ich würde es auch nicht tun, wenn mir der Musikunterricht nicht so viel Freude machte."

Er hatte gleich eine neue, pomphafte, revolutionäre Redensart zur Hand. „Dann frei-

Digitized by Google

lich. Freude ist die einzige Moral, die es gibt."

Auf diesem Gemeinplatz ruhten sie zunächst einmal gemeinschaftlich aus. Und Benno meinte, es wäre gut darauf sitzen, zusammen mit diesem kleinen Mädchen, das nicht abgeneigt war — er spürte es wohl — sich von ihm die noch nicht ganz erwachten, aber erwartungsvollen Augen über die Dinge dieser Welt öffnen zu lassen.

Jetzt waren sie allbereits in den gleichen Schritt und Tritt gefallen. Er plauderte fröhlich von seiner sattsam krausen Vergangenheit. „Dies ist nun mein fünftes Gymnasium, von vieren bin ich bald mehr, bald weniger geschaßt worden — meist mehr. Aber damit hat es jetzt ein Ende. Der neue Tag ist da. Jetzt sind wir die Schasseure."

Das alles kam aus lachendem Mund, und all das Großsprecherische war zu leicht und zu scherzhaft beschwingt, um aufdringlich zu wirken. Ihr beweglicher Sinn, den häusliche Ordnung in allzu strengen Schranken hielt, meinte, es ließe sich gut atmen in dieser Luft. Und sie atmete hoch.

Aber sie fand den Ton nicht, wollte ihn wohl auch noch nicht finden. So blieb sie wortkarg in ihrer wohligen Verwunderung.

Die Klavierlehrerin wohnte nahe, aber die kurze Strecke hatte genügt, die Berührung zwischen den beiden herzustellen.

„Wann sehen wir uns wieder?" fragte er, als sie sich trennten.

Sie schüttelte den Kopf. Das hieß aber nicht „nein", das hieß „ich weiß nicht".

„Können wir uns nicht nachmittags einmal treffen — abends?"

„Das ist ganz ausgeschlossen."

„Wann haben Sie Ihre nächste Klavierstunde?"

„Immer Dienstags und Freitags."

„Dann also Freitag."

„Sie werden doch da nicht wieder schwänzen?"

„Lächerlich! Für Sie würde ich die ganze Bude in die Luft sprengen."

88 88 88

Während Benno so sich selber nach seiner höchst eigenen individualistischen Methode weiterhalf und entwickelte, hatten die Primaner mehr oder weniger geneigt die Antigone vorgenommen und ließen sich von dem Direktor Kornelius Boldewiek in das Wesen des griechischen Chors einführen.

Der „Alte", ein fein geschnittener Mommsenkopf, war „tabu", gefeit gegen jedweden jungen Übermut. Was ihn schützte, war die Ehrfurcht. Seines Wesens Reinheit, die Höhe seines Geistes, die Wärme seines Herzens zwangen alles Zügellose nieder. Und die Wunden, die er vom Schicksal trug, gaben ihm besondere Weihe. Seine beiden Söhne waren im Felde geblieben, der Verlust hatte der Mutter das Herz gebrochen. Einsamkeit war um den alten Mann.

Schwer trug sein vaterländischer Sinn an der deutschen Not und Schmach. Sein Amt, umbrandet von den Stürmen der neuen Zeit, wankte ihm unter den Füßen. Er war kein Kämpfer, kein Rufer und Führer im Streit. Seine Forschung, seine Wissenschaft war ihm Zuflucht und Trost.

Formvollendet sein Vortrag, inhaltschwer, geistreich in den Ausblicken, den Beziehungen, den Anwendungen. Hie und da vielleicht ein wenig zu hoch für die Jungen. Aber gerade das war es, was die Flugkräftigen fortriß. Und auch die Dumpferen, Trägeren, Gleichgültigen, Zerstreuten spürten wenigstens das Rauschen und blieben im Bann.

Er hatte selbst über den „Chor als idealen Zuschauer" und über „die Gesänge des tragischen Chors" zwei in der wissenschaftlichen Welt sehr angesehene Studien veröffentlicht. Das verführte ihn, allzusehr in Einzelheiten aufzugehen, aber gelangweilt war keiner von den Jungen, geschweige denn, daß der Zusammenhang zwischen Lehrer und Schülern zerriß und der Geist der Störung sich einnistete. Von außen her aber kam eine Ablenkung.

In der Klasse nebenan war es nicht richtig. Durch die Wand tönte es — eine Unruhe, ein Rumoren in kurzen Stoßwellen — dann eine breite Lachsalve — dann wieder die kurzen, schlagenden Wellen — dann ein brandendes Meer.

Hier in der Obertertia, der gottvergessensten aller Klassen, der Station vor der Hölle, war Religionsstunde, Herr Doktor Philipp Bode gab sie. Ihn hatte doch wohl der Herrgott in seinem Zorn zum Lehrer gemacht. Gewiß, er war eine ehrliche Haut und rechtschaffenen Sinnes. Aber alles an ihm war so unfroh kümmerlich und so lustlos subaltern. Die höchste Leidenschaft, zu der er es brachte, eine mürrische Verbitterung und Reizbarkeit. Und es lohnte ihm selber kaum, sich selbst zu heben, sich zu helfen, sich zu pflegen, seinen Geist, seinen Körper, seinen Anzug.

Letzterer legte dem Beobachter Fortinbras einmal den Ausspruch in den Mund: ganz sonderlich betone der Kollege Bode ohne Scheu und Verhüllung den gefährlichen Neuerer. Während sonst die Theologie mit langen Schößen einher wandele, stelle er unter seiner allzu kurzen Joppe das, was die Schöße verdecken, allzu absichtlich und fast drohend zur Schau. Und es könne nur wenig beruhigen, daß der hängende, faltige Hosen-

Digitized by Google

spiegel sich eines demütigen und zerknirschten Wesens befleißige und gerne maßlos klägliche Gesichter schneide.

Natürlich war es diese sterbliche Stelle, nach der die Wortlust der Jungen griff, und es wäre unnatürlich gewesen, hätten sie Philipp Bode nicht Philipp Hosenboden genannt.

Es war an dieser Anstalt, dank der pädagogischen Einsicht des Leiters, schon ehe die neuesten Stürme mit lautem Feldgeschrei dem Kinde die Initiative, den Aktivismus, die Bestimmung, die Führung zuerteilen wollten, die anregende Mitarbeit der Schüler, ein Zutraun, das in eigenen Fragen und Wünschen sich aussprach, längst angestrebt worden und hatte bei den wirklich berufenen Lehrern auch ihre fröhliche und fruchtbar grünende Stätte. Nur daß die wenigsten auch hier zu den Berufenen gehörten. Und Geister — „Geister" in Anführungsstrichen — wie Philipp Bode, die eigene Regsamkeit der Schüler immer mit Mißtrauen und Sorge betrachteten, hatten durch ihre ängstliche Trägheit der lebendigen Fühlungnahme stets entgegengearbeitet. Dafür brach nun gerade über sie das, was in der Luft lag, schonungslos und unbarmherzig herein. Die Frager pochten gerade da, wo sie bisher nicht zu Worte gekommen waren, auf ihr Recht und übten es eben hier mit bewußter Niedertracht.

Und nun erst in der furchtbaren Obertertia, wo von je die härtestgesottenen aller Halunken Unheil brüten.

So geschah es denn heute. Herr Doktor Bode hatte das einleitende Gebet gesprochen und machte Miene, das aufgegebene Pensum, die Grundunterschiede der christlichen Konfessionen, abzufragen, da erhob sich ein Finger. Dieser Finger gehörte zu dem größten Galgenstrick der Klasse. Er hieß Amandus Lind — niemals haben Namen, Vor- wie Zunamen, sich mehr geirrt. Von einem karikierenden Schlingel unter seinen Komplizen war er einmal abkonterfeit: eine grinsende Klosettbürste mit geschlitzten Hunnenaugen.

„Was willst du?"

„Darf ich etwas fragen?"

„Nun?"

Die Stirne des Bittenden war schwer gefurcht in tiefen, ernsthaften Falten, wie zerquält — um so ausgelassener zwinkten und hüpften die kleinen, schrägen Augen in dem pickligen Kalmückengesicht.

Und jetzt langsam und tonlos, als trüge jedes Wort den Ton in sich selbst: „Herr Doktor, glauben Sie an Gott?"

Daß hier nichts anderes als eine gewollte beispiellose Unverschämtheit dem Lehrer ins Gesicht sprang, wer es nicht begriff, der ahnte es. Und wenn auch Philipp Bode seinerseits einen Versuch machte, vom Begreifen zum bloßen Ahnen und von da zur Ahnungslosigkeit zu flüchten, die grausame Wirklichkeit nahm ihn am Hosenboden. Hiergeblieben! Standgehalten! Den Angriff abschlagen! Den Angreifer unschädlich machen!

Er hatte einen lichten Moment. Den Frager und die Frage ganz ernst nehmen! Gründlich ernst. Bei jedem ist diese Frage berechtigt — bei mir so gut wie bei euch. Des Glaubens innere Gewißheit — wer hat sich nicht darauf zu prüfen, immer und immer — auch hier ist alles an dem Willen gelegen — der Wille ist der Weg zu Gott — dann als belebende, leuchtende Illustration — etwas was immer auf Jungen ihre Wirkung tut — und zugleich als ein Zugeständnis mutig die große Stelle aus Faust herbeigeholt: „Wer darf ihn nennen? Und wer bekennen: ich glaub' ihn?" Davon dann den Weg in die göttliche Offenbarung der christlichen Heilslehre gewonnen! So geistige Pfade wandeln! Mit geistiger Überlegenheit es zwingen!

Wäre er ein Berufener gewesen, der lichte Moment wäre geblieben und hätte ihn erleuchtet — zum Siege. Er aber, wankend und unsicher, wie ihm das Gaunergesicht des Fragenden immer mehr in die Augen stach, verlor die Besinnung und verlor das Spiel.

Er stand eine Weile wortlos, schnaubend — dann tat er das Falscheste, er schimpfte. „Unerhört ist das! Weißt du, daß du der frechste Lümmel unter der Sonne bist?"

Dies in der Fragestellung war nun ganz vom Übel. Es erfolgte darauf denn auch ein verschmitzt harmloses: „Wieso?"

Solche Harmlosigkeit aber entfesselte die Katastrophe. „Links und rechts hinter die Ohren müßte man dich schlagen!"

Und da der Harmlose überlegen mit den Achseln zuckte, lief der Wutschnaubende auf ihn zu und pflanzte sich bebend vor ihm auf.

Eine Bewegung wie über ein Kornfeld durchlief die Jungenschar. Gespannt sie alle — doch nicht alle schwiegen — ein großer Teil murrte unwillig, die Übermütigen lachten.

Der Rebell fühlte die Masse hinter sich und blieb unerschüttert. Um so mehr warf es den Machthaber. Er bezwang die Glieder nicht mehr. Seine Hand packte den Frevler an der Brust und zog ihn aus der Bank.

Ein „ah!" — scharf wie eine Klinge saust, fuhr es aus all den Mündern der Jungen.

Und der Angefaßte rief: „Lassen Sie mich los!"

Die Hand des Lehrers hob sich. Da keuchte der Bedrohte und die schrägen Augen stachen giftig: „Wenn Sie mich schlagen —!"

Digitized by Google

Es hing alles an einem Haar. Hätte es eingeschlagen, hätte es eine Tat gegeben, fest, klar, hart, entschieden — der Sieg wäre nicht zweifelhaft gewesen. Nun aber mit dem Zaudern, dem Zurückstutzen, war alles verloren.

Und jetzt brandete das Meer.

Im Chor ging es: „Schlagen — das wäre noch besser — das gibt's nicht — das hat's schon früher nicht gegeben — jetzt gibt's das erst recht nicht!"

Der Aufruhr herrschte und tobte sich aus.

Da öffnete sich die Tür und der „Alte" trat herein, Direktor Boldewiek. Wie abgeschnitten der Lärm. Atemlose Stille.

Kornelius hatte in seiner Klasse mit Widerstreben vernommen, was von nebenher durch die Wand, seinen Vortrag und seine Hörer störend, herüberdrang. Er hoffte auch immer noch, daß die Wellen von selbst sich glätten würden. Aber wie die Flut immer mehr anschwoll, ließ er den idealen Zuschauer beiseite, brach kopfschüttelnd die Erörterung ab, trat zu dem Stundenplan, der an der Wand hing. Sein Finger legte sich auf die betreffende Kolumne, er las: Obertertia, Religion Doktor Bode. Leise, wie zur Bestätigung seiner Ahnung, nickte er mit dem Kopf, sagte zu seinen Jungen einfach: „Ich muß Sie einen Augenblick allein lassen," und ging nach der Obertertia hinüber.

Hier hing alles jetzt an seinem Munde, den feinen Lippen, auf denen ruhige Herrschaft lag.

„Verzeihung, Herr Doktor Bode" — und nun an die Schüler gerichtet, mit bewußter Nutzanwendung, klar und hart: „In dieser Klasse fängt offenbar der Geist an sich breit zu machen, den ich in erster Linie von unserer Anstalt fern zu halten habe!" Und dann fragte er den Lehrer, auf Amandus deutend: „Bitte, Herr Doktor — was ist mit dem Jungen?"

Doktor Bode flog noch am ganzen Körper. „Er hat sich dermaßen unverschämt benommen —" weiter ging es nicht.

Der Leiter, der die Sachlage durchschaute, wollte hier und jetzt keine große Untersuchung. „Herr Doktor, Sie werden nachher die Güte haben, mir das Nähere mitzuteilen." Und dann zu dem Jungen: „Du erklärst auf alle Fälle Herrn Doktor Bode dein Bedauern, diese Erregung hervorgerufen zu haben."

Amandus blieb der Lage einigermaßen gewachsen. Nur nicht klein beigeben! Und immer mit der Unschuld! „Ich weiß gar nicht, was ich Herrn Doktor getan habe!"

Der Direktor sah dem Schlingel in die Augen und wußte, woran er war. „Du weißt es nicht — du siehst mir nicht so aus, als ob du Dummheit als mildernden Umstand für dich in Anspruch nehmen könntest — was sie im übrigen auch nicht ist. Gleichgültig, wie weit du an der Erregung beteiligt bist. Beteiligt bist du. Du bittest Herrn Doktor Bode um Verzeihung."

„Ich —"

„Nun?"

„Ich — bitte Herrn Doktor Bode um Verzeihung." Was liegt schließlich an dem Wort? Die Meinung macht es. Die behält man für sich, bis sie bei geeigneter Gelegenheit sich wieder Luft schafft. Und im übrigen, gibt es nicht noch einen Schülerrat? Und hat man in dem nicht Sitz und Stimme? Jawoll!

„Und jetzt," spricht der Direktor das Schlußwort, „geht der Unterricht weiter! Ohne daß es neue Störungen gibt! Hier und für uns nebenan!"

Früher pflegte er alle direktorialen Maßnahmen mit einer feinen, scherzhaften Wendung, die immer große Gegenliebe fand, abzuschließen. Aber der Scherz war ihm immer mehr abhanden gekommen. Zu viel, was ihm in Scherben gegangen war. Und was er an Berufsfreude sich gerettet hatte, zerfraß nun einmal unerbittlich die neue Zeit.

Müde, wie abwesend, nahm er dann nach der Unterrichtsstunde, die ihn erst langsam wieder auf andere Bahn geleitet hatte, in seinem Amtszimmer Doktor Bodes Bericht über das Geschehene entgegen.

Bode war nun ganz gewiß nicht sein Mann. Früher aber hätte er sich gerade seiner, als eines Schwachen — der nur dem Namen nach eine „Lehrkraft" war — mit um so größerer, um so festerer Güte angenommen. Nun gab er kurz und bündig sein Urteil.

„Sie glauben, der Junge hat Sie ‚blamieren wollen', wie Sie sagen."

„Das hat er auch."

„Ja, lieber Herr Kollege, wenn ein Junge einen Lehrer blamieren will, gibt es dagegen doch das einfachste Mittel."

„Sie meinen?"

„Daß der Junge sich selber gründlich dabei blamiert. Wofür ist der Lehrer denn Lehrer!"

Diese Weisheit ging dem Bodehirn nicht ohne weiteres ein. Aber über den alten Herrn kam wieder die Müdigkeit und mit ihr das Abschiedswort. „Bin ich übrigens für all diese Dinge noch die Instanz? Haben wir dafür nicht jetzt den Schülerrat, den Elternrat, den Lehrerrat! Der Direktor — steht ratlos allein. Verzeihung für das kümmerliche Wortspiel — unsere Verhältnisse verdienen keine besseren Witze."

Bode ging. Fortinbras kam. Sturmhauch strömte ein statt des Muffs.

Kornelius Boldewiek und Joachim Braß

Digitized by Google

liebten sich. Der Unterschied des Alters — Braß war noch nicht vierzig — der Lebensanschauungen, des Herkommens — Kornelius stammte aus einem Senatorenhause, Joachim war ein Fischersohn — eben an den Gegensätzen war ihre Freundschaft gewachsen.

Wie viele, bei denen sich mühsam im Kampf mit der Umgebung der Geist die Form hatte schaffen müssen, neigte Braß dazu, in einer geradezu leidenschaftlichen Ästhetik die Form fast heftig zu betonen. Von einem Lehrer nun gar verlangte er die sorgsamste äußere Erscheinung. Er selbst, tadellos gewachsen, legte Wert auf seinen Anzug, natürlich mit Geschmack und ohne ins Geckenhafte zu entgleisen.

Als der Direktor ihm von dem Geschehenen berichtete — er war Ordinarius der Obertertia und es ging ihn an — lachte er hell und kurz: „Der Kollege Bode! Ich kann mir nicht helfen! Er gehört nun mal nicht in die scharfe Beleuchtung all der hellen Jungenaugen! Wenn einer solche Hosen trägt! Natürlich schlottert ihm ebenso die Seele. Und die Frage an einen so behosten Geist, ob er einen Gott hat, halte ich für sehr berechtigt. Ja für notwendig."

Das war nun freilich ein anderer Kram, wenn er mit seinen Obertertianern ins Zeug ging. Er war ein Führer, ihm folgten sie gern. Er zeigte ihnen die Weiten, er nahm die Höhen. So sich das Wissen erobern, war eine Lust.

War das eine Fahrt, wenn er so in der Geographiestunde mit ihnen die Küste des Mittelmeeres abstreifte! Das ging denn doch noch aus einer anderen Tonart, als wenn bloß das Lehrbuch Steuermann war.

Es geschah, daß sie allsamt als Wikinger sich auf den Heereszug machten. Und so erzählte er ihnen erst von den Normannen — die Enge eines peinlich abgezirkelten Pensums gab es für Joachim Braß nicht. Aber sie hörten nicht bloß, nein, sie erzählten selber mit — sie erzählten nicht, sie erlebten, sie selber führten Taten aus. Leibhaftig bemannten sie eine Flotte von „Meeresdrachen", Joachim Braß war ihr Heerkönig, so fuhren sie durch den Atlantischen Ozean gen Süden und grüßten die Säulen des Herkules, die Torpfeiler des Meeres nordischer Sehnsucht.

Als richtige Seefahrer warfen sie hier in der Meerenge das Senkblei — ob sie es schon für ihre Wellenrosse nicht brauchten, die so wenig Tiefgang hatten, daß sie auf ihnen die Flüsse hinauftritten. Und fanden, daß die Meerenge verhältnismäßig flach ist, so daß sie den eisigen Tiefwassern des Ozeans das Eindringen verwehrt. Ein Bassin gleichmäßig warmen Wassers bleibt dieses Meer, daher das wunderbar gleichmäßige Klima seiner Küsten, ohne Winterrauheit, ohne übergroße Sommerglut. Darum trug an seinen vielgestaltigen Ufern — wo auf der Welt durchdringt sich, umschlingt sich, vermählt sich so innig Wasser und Land? — das Leben der Völker die leuchtendsten, die duftigsten Blüten, die reichsten, köstlichsten Früchte. Auch dem deutschen Mute wuchsen sie, sollten und mußten sie wachsen, der deutschen Kraft. Germanische Krieger, die letzte Stütze des verfallenden römischen Reiches, Ostgoten, Westgoten, Normannen die Herren dieser Gestade. Die Phantastik des Kreuzrittertums lohte auf — der betörende Weltenrausch der kaiserlichen Romzüge —

So spiegelte sich deutsche Geschichte in den hellen Jungenaugen. Und sie waren dabei, alle, alle — sie schufen mit an deutschem Werk, an deutschem Schicksal, sie schwärmten und fieberten mit in deutschen Träumen.

So nahm Joachim Braß sie an der Hand, so ließ er ihre Herzen schlagen. Er selbst entflammte sich an seinen Jungen. Raketensatz — das ist, was der Unterricht braucht! Ach, und davon hatte der Hosenbodenphilipp nun ganz und gar nichts.

Und jetzt, in amtlicher Besprechung, nahmen Direktor und Ordinarius das in der Obertertia Geschehene vor.

„Er hat den Jungen beinahe geprügelt," stellte der Alte fest, und Unmut zitterte durch die weißen Locken.

„Geprügelt und beinahe — schlimmeren Widerspruch gibt es nicht. Nichts auf der Welt verträgt sich weniger als prügeln und beinahe. Man prügelt ganz oder gar nicht. Ja, und damit ist er gerichtet."

„Und der Junge? Was wird? Soll ich nun auch diese Sache versumpfen lassen? Es muß doch was geschehen! Ich kann nicht auf die Dauer der Greis sein, der sich nicht zu helfen weiß."

„Bleibt es dabei, daß der Schulrat morgen kommt?"

„Ja."

„Der hat sie doch, die Weisheit Salomonis. Wollen wir nicht ihn den rechten und gerechten Richter sein lassen?"

„Es ist so vieles unerledigt —"

„Er will uns doch zeigen, wie es gemacht wird. Er brennt doch darauf. Jedenfalls wollen wir uns keine Beine ausreißen. Ich glaube, wir werden sie noch einmal sehr nötig brauchen. Sehr nötig für unsern Weg. Sehr nötig, zum Marschieren."

Der alte Scholarch lächelte wehmütig. „Zum Marschieren, ja. Und der, der marschiert, bin ich. Ich habe es satt, ich halt' es

Digitized by Google

nicht länger aus. Und — ich nehme an, daß die da oben mich auch nicht länger ertragen!" Darin war eine Genugtuung, ein Stolz. Wie ein Glanz von Kampf und Schwertstreich. Ein ehrenvolles Unterliegen, einem Siege gleich.

* * *

Als Fortinbras heute mittag seine Wohnung betrat — sie lag im obersten Stockwerk eines alten Patrizierhauses, aus gotischen Bogenfenstern blickte er in diese Welt, die alles gotische Ranken und Blühen ins Fieberhafte zerfaserte — trat ihm seine Haushälterin entgegen, und durch ihr asthmatisches Phlegma, das sonst unerschütterliche, zitterte etwas, da sie vermeldete, daß eine Dame auf ihn warte.

Sie habe ein dringendes Anliegen und so rührend gebeten, hierbleiben zu dürfen.

Wie Joachim sein Arbeitszimmer öffnete, erhob sich eine schlanke Frauengestalt. Sehr elegant gekleidet, in hechtgrauem Frühlingskleid, unter dem kleinen modischen Hut ein feines, kindlich zartes Gesicht, von großen, schweren Augen seltsam durchleuchtet.

„Entschuldigen Sie, Herr Professor, daß ich Sie hier so belagere. Ich bin auf ein paar Stunden in der Stadt und spräche so gern mit Ihnen über meinen Jungen. Ich bin die Mutter von Benno Treutlien."

„Die Mutter —?"

„Ja." Sie errötete leicht unter seinen forschenden Blicken, die sich umsonst bemühten, ihr Alter zu ergründen. Geradezu mädchenhaft wirkten die Züge. Dagegen wollten die leichten Schatten und feinen Striche um ihre Augen nicht aufkommen, was sie auch von Leben und Schicksal zu berichten hatten. „Glauben Sie, daß der Unband hier nun endlich zur Ruhe kommen wird?" Ihre Ratlosigkeit machte sie noch mädchenhafter.

„Gnädige Frau — wir sind uns klar darüber, nicht wahr, daß Ihr Sohn ein besonders schwieriges Kapitel ist. Ich habe ihn bisher, so gut es ging, im Auge behalten — hab' aber absichtlich die Zügel locker gelassen. Gerade hier kann der Anfang alles verderben. Solche Jungen müssen erst von selber Fühlung mit einem gewinnen — ich denke, wir finden sie, und dann werden wir sehen."

Sie blickte zu ihm auf, gewonnen, gehalten von dem klaren, festen Ton — obschon der Inhalt der Worte nicht reine Zuversicht war. Desto mehr Vertrauen und Gläubigkeit gab es jetzt bei ihr. „Ich würde mir nicht erlaubt haben, Sie aufzusuchen, wenn Benno mir nicht von Ihnen erzählt hätte. Was er mir da sagte —" sie hielt inne und wurde leicht verlegen, zu schmeichlerisch plump erschienen ihr die starken Worte des Lobes.

Dann sprach sie sich ganz unverhohlen über sich selber aus und vergaß, daß so große Offenheit ihm noch viel eher schmeicheln konnte. Daß ihr eigenes unstetes Wesen in dem Jungen sich fortgepflanzt hätte. Niemals hätte sie ein Heimatsgefühl gehabt. Als Tochter eines Offiziers, dann als Offiziersfrau wäre sie von einer Garnison zur andern geworfen worden, darum müßte sie noch heute in der Welt herumzigeunern. Das einzige, worin sie ausruhte, wäre ihre Musik.

„Und immer bin ich eine schlechte Mutter gewesen — bald übermäßig zärtlich, bald grausam strenge, dann wieder teilnahmlos gleichgültig — so vagabundiert auch hier mein Wesen in einem fort! Mit zu großer Strenge war natürlich am wenigsten bei ihm anzufangen. Einmal hatte ich den kleinen Kerl in seinem Giebelzimmer eingesperrt. Als ich aus dem Hause ging, sah ich ihn oben an der Dachrinne hängen. Dann ließ er die eine Hand los, und winkte mir mit der höchst munter seinen Abschiedsgruß zu. ‚Viel Vergnügen, Mutter! Wiedersehen!' Natürlich kehrte ich spornstreichs um, und er hatte seinen Willen. Sie, Herr Professor —" forschend blickte sie in sein Gesicht — „Sie hätten das nicht getan."

„Ich glaube nein."

„Sie hätten ihn lieber herunterfallen lassen."

„Ich glaube ja."

Durch ihre großen Augen zog es wie ein leiser Schreck, ein Erschauern, ein schmerzliches Erinnern. „Bei Ihnen gab es hier eben noch so etwas wie ein Besinnen. Bei seinem Vater hätte es nicht das einmal gegeben. Er war wie von Eisen."

Und wieder ein Versunkensein. „Natürlich ging es ohne Komplotte, ohne Verschwörungen zwischen mir und dem Jungen nicht ab — das gerade Gegenteil von Erziehung! Oft genug bin ich ganz einfach eine Gefährtin seiner dummen Streiche gewesen. Gerade dann, wenn sie am ausgelassensten und gottvergessensten waren, hat das Groteske seiner abenteuerlichen Einfälle mich schlechthin entwaffnet." Sie lächelte — beinahe verschmitzt. „Ich will Ihnen mal einen solchen Fall erzählen. Vor mehreren Jahren — der Junge war zehn, elf — war ich mit ihm in Baden-Baden. Da in unserm Hotel eines Nachts — der Bengel steht auf, und als er wiederkommt — noch sehe ich das spitzbübische Gesicht, mit dem er wieder in die Kissen kriecht — da hat er, wie sich später herausstellt, von allen Toiletten des Hotels, in allen Stockwerken die Schlüssel abgezogen

Digitized by Google

Über Tag. Gemälde von Hans Baluschek
(Berlin, Akademie-Ausstellung 1924)

Digitized by Google

Digitized by Google

und sie zum Fenster hinaus ins Gartengebüsch geworfen. Der Kriegstanz, den er aufführte, als am anderen Morgen im Hause der Aufruhr losbrach! Und ich war von seinem jubelnden Geständnis wie erschlagen!"

Joachim gab sich längst keine Mühe mehr, zu verhehlen, wie die ganze Ungezwungenheit ihrer Art ihn eroberte. Der Einklang zwischen ihnen war gewonnen, sie fühlten es beide.

Und nun erzählte sie noch, mit der gleichen Offenheit, von ihrem jetzigen Leben. „Ich bin die letzten Monate in München, dann in Berlin gewesen. Jetzt hat es mich doch wieder in die Nähe des Jungen getrieben. An der See hab' ich Quartier genommen, in dem alten Vorwerk von Nordhöft."

„Da?" rief Joachim und seine Augen wurden hell.

„Kennen Sie es?"

„Ob ich es kenne — in dem Fischerdorf daneben bin ich geboren. Damals war es noch verfallenes Gemäuer. Nur der alte Wartturm stand noch ungebrochen. Der hat an all meinen Kinderspielen teilgenommen. Der ist eigentlich schuld daran, daß ich dem väterlichen Beruf den Rücken gekehrt habe — er hat mich zum Träumer, zum Romantiker, zum Historiker gemacht."

„O damit hat mein Wohnsitz noch an Bedeutung für mich gewonnen!" erklärte sie mit unverhohlener Wärme. „Er hat ja in der Tat was Zauberhaftes. Sie kennen die neu ausgebauten Räume nicht —?"

„Nein. Und ich bin ihnen nicht eben freundlich gesinnt. Denn sie haben mir mein Heiligtum verschandelt, an dem nur meine Phantasie bauen durfte!"

„Hat es mein Onkel Nordhöft nicht leidlich geschmackvoll gemacht? Er war auch ein Romantiker, er wollte hier seine Tage beschließen. Nun ruht er in der Champagne von seiner letzten Kriegsfahrt aus."

„Ich schätzte den alten Herrn sehr, wir sind uns näher gekommen, wir haben einmal in demselben Schützengraben gelegen. Und ich will ihm den Eingriff in mein Traumreich gewiß nicht nachtragen."

„Ich weiß nicht," fragte sie ein wenig unsicher — und dies Zaghafte stand ihr nun mal so gut — „ob Ihr Zorn nicht wieder aufwachen wird, wenn Sie die neuen Räume jetzt selbst einmal betreten? Ist es unbescheiden, wenn ich Sie bitte, mich einmal zu besuchen? Ich möchte mir in erzieherischen Dingen noch so manches sagen lassen. Vielleicht reizt es Sie, einmal außerdienstlich mit Herrn Oberschulrat Falkner zusammenzukommen. Der übermorgen hier sein will und mir seinen Besuch angekündigt hat."

Hier stutzte Joachim und blickte sie befremdet an. Sie kannte den Schulrat — wollte sie protegieren! Das lag ihm nicht. Und bei Herrn Falkner —!

Sie hatte gefragt, ob es ihn „reizte" — allerdings reizte ihn an dem neuen Herrn so mancherlei.

„Sie verkehren mit Herrn Falkner?" fragte er, nun doch etwas gehaltener im Ton.

„Ja. Ich bin in Berlin ein paarmal mit ihm zusammengewesen. Bei Fräulein Bernardine von Nordhöft, der Schwester des alten Herrn. So steht der alte Wartturm gewissermaßen auch über dieser Bekanntschaft. Allerdings, zu dem, was im Salon der Stiftsdame Freiin Bernardine von Nordhöft alles gesprochen wird, würde er wohl erheblich den Kopf schütteln. Eine anarchistische Stiftsdame — was unsere Zeit für Blasen treibt! Ich muß sagen, daß sich in diesem Kreise Herr Falkner als gemäßigt und für mich verständlich sehr vorteilhaft auszeichnete. Was gab es hier sonst für mystischen, für okkultistischen, für hyperpsychoanalytischen Dunst. Vielleicht aber hab' ich auch nur deshalb für ihn etwas übrig, weil er beruhigend auf mein mütterliches Gewissen einwirkt."

„Ich verstehe." Joachim nickte. „Freiheit des Kindes. Freiheit auch der Eltern und der Lehrer, Freiheit auch von jeder Verantwortung. Ein Leben für Götter und Göttersöhne."

Seine Ironie schüchterte sie ein, und sehr matt kam der Einwand, den sie aus dem anderen Heerlager bezogen: „Ist nicht an unserer Jugend all die Jahre durch Zwang so viel gesündigt —"

„Ist sie ruiniert, dürfen wir sie doch erst recht nicht sich selber überlassen! Gerade so, gerade nach alledem bedürfen sie heute doch der sorgsamsten Beratung."

Dann reute ihn das frostig Überlegene in seinem Ton. „Ich hab' nun mal einen eigenen Freiheitskoller. Ich kann das Wort Freiheit nicht mehr vertragen," sagte er wie zur Entschuldigung. „Wenn eines, ist dies das Wort des Unfugs. Von all seinen Definitionen hat mir immer die am besten gefallen: Freiheit — ist die Knechtschaft der andern. Und nun dies auf unsern Fall angewandt: die Freiheit der Kinder ist die Abhängigkeit, die Willenlosigkeit, das Sklaventum der Lehrer — und auch der Eltern. Wofür ich meinenteils mich bedanke. Und worüber ich mit Herrn Schulrat Falkner mich zu unterhalten gedenke. Aber dienstlich, sehr dienstlich. Und am liebsten ohne die glättende Vorbereitung persönlicher Bekanntschaft."

Dies mußte Frau von Treutlien nun doch

Digitized by Google

als eine Absage empfinden. Und da sie sich verabschiedete, allerdings unter Joachims Zusicherung, daß er Bennos sich annehmen wollte, lag wieder etwas von der alten Scheu über ihr, mädchenhaft, und wie ein Schleier.

Und dieser Schleier war es, mit dem Joachim sich herumschlug, bärbeißig und feindselig — und in den er dabei immer mehr sich verfing.

Mädchenhaft — er selbst fand das Wort und warf es dann zornig von sich als Romangewinsel. Eine reife Frau — selbst Mutter eines erwachsenen Jungen.

Was schminkte er sich da an ihr zurecht! Er wurde unmutig über sich selber, unmutig auch gegen sie. Was sollte sie ihm? Sie gehörte zu der Art Frauen, die ihm nichts zu geben hatten. Diese weiche, verschwimmende Linie — er brauchte feste, klare Konturen. Mochte sie mit dem Schulrat, dem „differenzierten" und anderen differenzierten Geistern seelisch sich verflüchtigen. Er nach seiner Natur war mehr für die Summe als für die Differenz.

Und doch — was fand er an dieser Frau, daß der Gedanke an sie nicht von ihm abließ? Wie Wein war es ihm ins Blut gegangen von ihrem Wesen, ihrer Atmosphäre, ihrer Berührung, ihrer Nähe. Aber nicht eigentlich etwas Belebendes war es, ein Betäubendes mehr und Erschlaffendes, das auf die Sinne ging und dem er sich nicht unterwerfen mochte.

Und wieder — das Unterwürfige in ihr selbst, ein Hinlauschendes, leise Tastendes, hingegeben Suchendes — eben das war es, was ihn bestrickte. Dieses Sichanlehnen mit einer Art bittender Gebärde — das, ja das war es, was so in die Phantasie sich schmiegte.

Aber lehnt sie nicht nach rechts, nicht nach links sich an — ein Rohr im Winde, sagt man ja wohl dazu.

Rohr im Winde — so etwas ist nicht nach seinem Herzen. Oder noch feiner mag sie sein, ein Zittergras, das im leisesten Hauche, das von selbst sich bewegt. Soll der Schulrat, der Mann der leisesten Schwingungen, sich ihrer annehmen. Ich bin zu robust dafür — zu plump meinetwegen — zu unmodern. Ja unmodern, ehrlich unmodern, völlig und von Herzen. Und wenn meine Hand führen darf, für Andersartige ist sie da. Für solche, die kräftig einschlagen, die ehrlich zupacken — nicht für zage, müde, blasse, kühle und welke Fingerspitzen. Mit diesen überzärtlich gepflegten rosenroten Nägeln.

Er sieht die eigenen Hände an. Tatzen. Eines Werkmanns schwere, harte, redliche Faust ist ihm gewachsen.

Seine Hand hatte immer mit seinem Schönheitssinn in Widerspruch gelegen. Jetzt betont er sich ihre Derbheit mit einem frohen Zorn. Der sich schniegelnde Ästhet in ihm hatte seine Hand oft genug als plebejisch beschimpft, als Zeichen seiner niedern Herkunft. Nieder? Was ist nieder? Nur das Schwache, das in Schwachheit Entartete.

Ist er nicht eines Fischers Sohn? Stammt er nicht aus einem alten Seefahrergeschlecht? Gibt es einen freieren und stärkeren Beruf als diesen, der mit dem Meere kämpft, dem das Meer dient, den das Meer segnet?

Und ist er nicht so etwas wie ein Menschenfischer geworden — als Erzieher der Jugend? Einem Amte zugeschworen, das das allerhöchste ist auf der Welt? Dessen Weihe nur die Auserlesensten empfangen dürften! So daß er oft genug und immer wieder an eigener Würdigkeit zweifelte.

Und wenn er sich so ansah, was alles in diesem Bezirk sich umtrieb! Wenn er mit anhörte, wer alles und was alles in die Heilslehre hineinredete!

Schulmeister — oft war es ein Tadel für ihn gewesen im Munde der Freunde. Ganz wahrscheinlich, daß die Schattenseiten bei ihm überwogen — das Herrische, das Starre und Sture, das Besserwissenwollen, das Lehrhafte, der Bakel und der erhobene Zeigefinger.

Haben nicht auch zärtliche Lippen ihn manchmal einen Pedanten gescholten?

Und wenn er das Weib sich vorstellt, das für sein Leben etwas bedeuten soll — muß sie nicht, eine ganz Unfertige, sich gläubig geben in seine, des Bildners Hand! Das bekannte, bespöttelte „unbeschriebene Blatt".

Das unbeschriebene Blatt, das ein Märchen sei wie die blaue Blume. Aber er glaubte an Märchen, sein Sonntag lebte in Märchen, er würde suchen und würde finden.

Sie finden — die nun allerdings der ausgesprochene Gegensatz sein würde zu Frau von Treutlien, die eben von ihm ging — und ihn immer noch nicht verläßt. Diese kein unbeschriebenes Blatt fürwahr. Vielerlei hatte das Leben in sie eingeritzt, es flimmerte von diesen Zügen. Nicht tief gegraben — die große Linie fehlt. Ob es nicht doch lohnen könnte, ihr das feste Gepräge zu geben? — Ihr — dieser Frau — kann man Fließendes fassen und festigen? Darf man an Unmögliches, an Unerreichbares seine Kraft setzen?

Darf man es nicht? Muß man — soll man das nicht gerade und erst recht! Denn nur in unserm Ziel lebt unsere Kraft!

So bist du also dabei, mit ihr, mit dieser Frau deinen Höhenkult zu treiben —? —

Digitized by Google

Und Joachim Braß nahm sich kräftig bei den Ohren. Sollte er sie nicht als Phantom beiseite tun?

Und er tat sie beiseite. Doch nicht ehe von ihr seine Gedanken zu dem erwarteten, dem feindrähtigen Schulrat, der feinnervigen Instanz hinübergeleitet wurden — kampfbereit, in dem fröhlichen Fieber der Arena.

* * *

Der linde Amandus hatte den Schülerrat einberufen. Im Klassenzimmer der Quarta tagte er. Wie in einem Bienenschwarm ging es zu. Die lautesten wie immer und überall die Kleinen. Der Vorsitzende, Oberprimaner Bernhard Prahn, hatte längst auf parlamentarische Ordnung verzichtet und in seinem Humor sich behaglich zur Ruhe gebettet.

In den ersten Sitzungen dieses hochwohlweisen Rates hatte eine gewisse Würde die Vertrauensmänner der Klassen getragen. Jede entsandte drei gemäß der Organisation, die sie sich selber gegeben. Ein Versuch, die untersten Klassen auszuschließen, die „rohe Gewalt der langen Knochen", war zurückgewiesen.

„Die Kleinen sind die Großen," kollerte eins von den Donnerworten der neuen Zeit. Dagegen kam nichts auf, nicht Dibrand von Riebnitz mit seinem lachenden Unmut: „Wir sollten Säuglinge mitbringen! Ja die noch nicht geborenen müßten dabei sein. Sie, die Schar der Embryonen — sind die wahren Myrmidonen!"

Es war der Vorschlag gemacht worden, zur Vereinfachung des Verfahrens und damit man überhaupt zu fruchtbaren Schlüssen komme, einen Ausschuß, einen Rat der Alten, eine Art Gerusia zu schaffen. Aber die kleinen, kribbelnden, quecksilbernen Geister hatten nichts damit im Sinn, und die Quartaner schrien: „Wir wollen keine Greise!"

Ihr Stimmführer war der kleine, bucklige Sally Veilchenfeld, der schlaueste und reifste Junge der Anstalt. Ein erwachsener Verstand saß in dem kümmerlichen Körper. Um den leidenden Mund schattete eine müde Skepsis. Dann und wann aber konnte es in den großen, schwarzen Augen hinter den Brillengläsern von einem schmerzlichen Fanatismus auflodern, den er hütete wie eine heilige Flamme. Längst war er ein Meister in aller Dialektik. Geschärft war sein Blick für menschliche Schwächen, fein seine Witterung für die Forderungen der Stunde.

Keiner lachte im Innern mehr als er über dieses lächerliche Schülerparlament. Aber es war ihm eine willkommene Übungsstätte für die Technik des Worts. Daß er hier eine ausschlaggebende Rolle spielte, tat ihm wohl, und in der Opposition fand sein Geist einen erfreulichen Tummelplatz.

Amandus trug seinen Fall und seine Klage vor, umbrandet von den Spritzwellen der Erregung. Was rückte alles an Verwünschungen dem armen Philipp Hosenboden zu Leibe!

Die ältesten Jungen amüsierten sich restlos. Von den mittleren fand dieser und jener sich nicht ganz zurecht.

Und jetzt die Frage der Stürmer und Dränger: Was muß geschehen? Auf alle Fälle hat der prügelwütige Pauker feierlich Sinnesänderung zu bekunden und öffentlich Kirchenbuße zu tun. Mit Redensarten würden sie sich nicht abspeisen lassen! Denn hier handelt es sich um Grundsätze! Grundsätze, weißt du und verstehst du und jawohl!

Einen schweren Kampf wird es geben!

Den wollen wir!

Und die oberste Schulbehörde ist auf unserer Seite!

Wenn sie's auch nicht wäre!

Und mit Pathos: Wir sind die Jugend — und die Jugend hat recht!

Höher und hohler rollen die Wogen. Sally hält eine Rede — ihm hören sie zu.

„Arbeitgeber — Arbeitnehmer, diese Cäsur des neuen Weltrhythmus geht auch durch die Schule. Arbeitgeber die Lehrer, Arbeitnehmer die Schüler — und die Arbeitnehmer auch hier ihrer Macht sich bewußt.

Auch hier gibt es das radikale und elementare Mittel, das unfehlbare Schutz- und Heilmittel gegen Überhebung des Arbeitgebers, gegen Willkür und Vergewaltigung — den Ausstand!"

„Hurra!"

Und in Begeisterung überkreischen sich die hellen Stimmen: „Ja, ja — wir streiken! Gestreikt wird! Streik! Streik! Streik!"

Die kleinen Fäuste schlagen die Tische und begleiten diesen Kampfruf im Takt.

Lange dauert es, ehe einer der Bedachtsamen unter den Mittelgroßen, ein nachdenklicher Junge mit dem Finger an der Nase sich Gehör verschafft. Aber dann dringt er durch: Veilchenfeld hat gut Ausstand predigen gegen den Religionslehrer — er, der sowieso am Religionsunterricht nicht teilnimmt!

Ein Schweigen — ein Stutzen — dann ein Murmeln und Grummeln. Nun fangen zwei Gruppen sich zu bilden an, in denen es rollt und grollt.

Sally bleibt über der Situation. Seine Achseln zucken. „Hab' ich das getan? Hab' ich den Ausstand gegen Herrn Doktor Bode gepredigt? Habe ich nicht vielmehr ganz prinzipiell die Sachlage aufgedeckt? Die Kriegslage, wenn wir so sagen wollen. Und allerdings die ultima ratio als solche uns kräftig

Digitized by Google

ins Bewußtsein gerückt! Ehe es zum äußersten kommt, muß es natürlich Verhandlungen geben. Wer sagt denn, daß Herr Doktor Bode nicht zu der von uns gewünschten Genugtuung bereit ist? Und diese Verhandlungen soll nicht unser guter, aber leider veralteter Direktor leiten, sondern der neue Schulrat, Herr Ministerialrat Falkner, der in diesen Tagen hier eintrifft, der Bahnbrecher einer neuen Zeit, der Bannerträger unserer Weltanschauung."

Sally wird bewundert und wird verhöhnt. Das Los der Edlen auf der Erde, wie er mit einem Schuß Selbstironie sich bekräftigt.

Der Zündstoff aber, der in der Versammlung sich angehäuft hat, geht jetzt in helle Flammen auf. Meinungsverschiedenheiten führen zum Handgemenge. An allen Ecken verknäulen sich Arme und Beine in höchst ergiebigen Dreschereien, in Stößen und Zuckungen wogt und keucht und sprudelt und schäumt es durch den Raum.

Die Großen denken nicht daran, diesen Gefühlsaustausch zu hemmen. Im Gegenteil. Zu Bernhard aber bemerkt Dibrand, da sie den Raum verlassen, mit einer Kopfbewegung gegen solchen handgreiflichen Kampf der Gemüter: „Jetzt haben wir's. Würdig der Väter. Ein wirkliches und wahrhaftiges Parlament."

⁂ ⁂ ⁂

Und nun war er da, der Ersehnte, Beargwöhnte, Gefürchtete, von dem alle wußten, alle sprachen, der sie alle bewegte, die Eltern, die Lehrer, die Schüler, die ganze Stadt.

Er, die neue Zeit, die Wendung, die Epoche, die Zukunft. Und er selbst war ganz gewiß der Höhe, die ihn sichtbar machte, sich bewußt. Fühlte die Pflicht, mit seiner Wirkung gleich ins Große und aufs Ganze zu gehen. Die Mittel der Inszenierung und der Regie waren ihm wohlbekannt.

Sein erster Gang nach seiner Ankunft in der Stadt hatte ihn zu der Zeitungsredaktion geführt. Es war gegen Abend und — er liebte die Überraschungen. Auch hielt er darauf, in dienstlichen Dingen so weit wie möglich den Abstand zu wahren.

So meldete er sich nicht mehr beim Gymnasium an. Daß er morgen zur Stelle sein würde, hatte er dem Direktor brieflich mitgeteilt. Seine Anwesenheit würde das Kollegium aus der Zeitung erfahren. Die Gesichter sich auszumalen, hatte seinen Reiz.

Am andern Morgen las man denn: „Herr Oberschulrat Falkner, Referent im Kultusministerium, ist auf einer dienstlichen Inspektionsreise in unserer Stadt angelangt. Er wird heute abend in einem öffentlichen Vortrag die Ziele unserer Jugenderziehung, die wichtigste aller kulturellen Fragen beleuchten. Mittelpunkt seiner heutigen Betrachtung ist ein auf Grund der neuesten wissenschaftlichen Forschung gestelltes Problem, das der Titel: ‚Die Schule und der Rhythmus des Lebens' kennzeichnet. Eine freie Aussprache nach dem Vortrage ist erwünscht."

Als Joachim das las, sagte er sich lachend: der Mann versteht's! Fehlt bloß noch die Anschlagsäule. Und nächstens werden wir ein Zirkus sein. Erst kommt das hochverehrliche Publikum! Wichtiger ist die Tribüne als die Stille des Amtszimmers, der Schul- und der Arbeitsstube.

Erst Volksmann, dann Schulmann — so will es der Geist der Zeit, dieser Zeit des Geistes!

Und nachdem der neue Herr so zuvor bei der großen Öffentlichkeit seine Karte abgegeben hatte, fand er andern Tages im Gymnasium sich ein.

Mit ruhiger Würde empfing ihn Kornelius in seinem Amtszimmer, auf alles gefaßt, für alles gerüstet.

Aber bald war seine Güte geneigt, alle Wehr und Waffen von ihm abzutun vor dem schlechthin Bezwingenden der Erscheinung. Auf einer schlanken, ebenmäßigen Gestalt ein Kopf mit überraschend wohlgebildeten Zügen. Bartlos, das Haar glatt zurückgestrichen. Große, dunkelblaue Augen, aus denen ein starker und heißer Wille leuchtete. Auch ihr Blick gepflegt und kultiviert, sicherlich seiner Mittel sich bewußt, nach Bedarf auch ganz auf blaue Treuherzigkeit eingestellt. Aber ganz gewiß nicht ohne innere Kraft und innerliches Leben. Und über allem eine gewisse Selbstverständlichkeit, die mit aller Aufmachung versöhnen konnte — halb göttlich, halb kindlich, eine Naivität, eine „Naivität der Pose", wie Joachim es später in Worte faßte.

Er sprach mit sehr klangreichem, tiefem und sinnlich vollem Organ — als Joachim die Stimme hörte, dachte er gleich: ‚Wie muß die auf sensible Frauen wirken (und soll es natürlich auch!), wie muß das brünstig Schwingende in ihrem Ton ihnen über den Rücken rieseln.'

Jetzt sprach er warm und herzlich mit dem Direktor. „Ich wollte Sie gestern abend nicht mehr bemühen. Vielleicht haben Sie die Güte, mich jetzt in der großen Pause mit den Herren des Kollegiums bekannt zu machen. Wenn ich bei dieser Gelegenheit ein paar allgemeine Worte sprechen darf —"

Und so geschieht es. Das Lehrerkollegium hat sich im Konferenzzimmer versammelt. Es kann sich sehen lassen. Freilich auch hier sind die Minderen in der Mehrzahl — in welchem

Digitized by Google

Kollegium der Welt wäre es anders? Und wenn keiner ganz den Ansprüchen von Joachim Braß genügt — er selbst genügt ja auch seinen eigenen Ansprüchen nicht und kennt seine Fehler zur Genüge. Aber es ist kein einziger Schleicher unter ihnen, und das ist viel.

Keiner von ihnen hat sich bisher aus Überzeugung dem neuen Kurs zugewandt oder aus irgendeinem Grunde Fühlung mit ihm gesucht, und wenn sich Falkner dieser geschlossenen Phalanx gegenüberstellt und hier gerade seinen Ideen Bahn schaffen will, so soll ihm das zu Ehren angerechnet sein.

Ein paar besondere Charakterköpfe fallen ins Auge. Professor Bonsel, Physiker und Metaphysiker zugleich, Astronom und Astrolog, der wie ein byzantinischer Heiliger aussieht. Daneben das scharf gemeißelte Profil des Altphilologen und Historikers Professor Höltz, bald ein Cäsar Augustus, bald mehr ein Jesuitenpater. Dann das magere Jockeigesicht, trainiert, draufgängerisch und verschmitzt, des Naturforschers Professor Schruff.

Bescheiden im Hintergrunde und schweigend hält sich der junge, blasse, ernste Studienassessor Einhart Steffensen. Und er hätte voranstehen, er hätte führen müssen. Er, der den jungen, freien, offenen Sinn hat, das starke, gläubige Herz, in das mit Sturmeswehen der neue Geist hineinbrauste. In vielen, stillen, harten Stunden hat er gerungen mit dem Schwall, der wirrend um das reine Wort und das echte Wesen der neuen Lehre sich schlingt. Eigene Gedanken beglückten ihn hier. Noch hat er nicht den Weg unter den Füßen, aber er sieht durch Wolken das Licht. Und mit hochschlagenden Pulsen lauscht er jetzt auf das, was sich entspinnt.

Die Lehrer sprechen über das, was bevorstehen mag. Aber gehalten und mattherzig. Läge nur nicht diese Resignation auf ihnen allen, eine müde Ablehnung bis zur Gleichgültigkeit auf den meisten. Zu viel hat diese mörderische Zeit erschlagen.

Fortinbras beteiligt sich nicht an dem lauen Gespräch. Er steht allein und trommelt gegen die Fensterscheiben.

Jetzt tritt der Alte mit dem Schulrat ein. Fest packen Joachims Augen ihn an.

Falkner gibt jedem einzelnen die Hand. Dann spricht er, und der Wohlklang seiner Stimme wirkt, wie die Offenheit dessen, was er sagt.

„Meine Herren Berufsgenossen — ich finde in Ihrem Kreise mit einer Bitte mich ein. Sie wissen — wie ich — daß bisher von Ihnen zu mir keinerlei Fäden sich spinnen, und ich weiß, daß bei den heute mehr als je gesteigerten Stimmungen und Empfindungen unseres geistigen deutschen Lebens solche Zusammenhanglosigkeit eine Art Gegensatz bedeutet. Nirgendwo ist mehr für mich zu tun als hier, in Ihrem alten Gymnasium — da ich mit Ihnen allen, um Sie alle zu ringen habe — eben deshalb bin ich gekommen. Eben deshalb habe ich Ihre Anstalt als besonderen Platz für meine Tätigkeit mir erkoren."

Hier verlängern sich die ausdrucksvollen unter den Gesichtern des Kollegiums, der Bart des byzantinischen Heiligen zieht sich fadenartig nach unten.

„Nur ein Kampfmittel," fährt der Sprecher mit Betonung fort, „soll es und kann es für mich geben: das Überzeugen. Ich glaube an die überzeugende Kraft meiner Ideen so wahr ich an sie selber glaube. Und jetzt meine Bitte: lassen Sie das, was mich erfüllt, auf Sie einwirken, ohne daß Sie aus irgendeinem Grunde sich verschließen oder gar sich widersetzen. Es handelt sich hier um Dinge, die nicht uns allein, die alle, alle aufs innigste angehen. Ich habe es deshalb für gut gehalten, vor größerem Auditorium den neuen Fragen, die die ganze geistige Welt bewegen, den stärkeren und lebendigeren Widerhall zu schaffen. Hier sollen denn auch alle Einwendungen, alle Bedenken, alle Zustimmungen, alle Hoffnungen, alle Besorgnisse zu Worte kommen. Wenn wir Schulleute hier auch in erster Linie zuständig und berufen sind, so sind wir es doch nicht allein. Da Sie aber vor allen hier mitzusprechen haben, so darf ich darauf hoffen, auch Sie alle heute abend in den Reihen meiner Zuhörer zu sehen. Ich darf mich für heute morgen damit begnügen, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Mich nehmen heute hier noch persönliche Besorgungen in Anspruch" — jetzt geht er zu Frau Treutlien, denkt Fortinbras und wird wütend über sich selbst, weil ein Zorn ihn packt — „morgen beginnt dann hier meine dienstliche Arbeit."

Nach ein paar Worten zwangloser Unterhaltung verabschiedet er sich von den Herren. Kornelius geleitet ihn hinaus.

Nun war es doch lebendig geworden in dem Kollegium und geteilte Meinungen schwirrten gegeneinander.

Das ist doch ein famoser Kerl auf seine Art!

Die Sorglosen: Ja, der stippt keine Fensterläden ein! Und wird mit sich reden lassen.

Die Behutsamen: Mit sich reden lassen! Wenn einer selbst so gut und so gerne redet!

Der cäsarische Jesuitenpater von oben: Was wären wir für traurige Monde, wenn wir mit dem Herrn nicht fertig würden!

Der byzantinische Heilige nach unten: Ich weiß nicht — für mich ist etwas Unbehag-

Digitized by Google

liches, etwas Unheimliches unter der schillernden Hülle!

„Das böseste ist ja die Mache, meine Herren! Diese Mache —!“ sagte Hände ringend der alte Neusprachler Strübing.

„Ach was! Das nennt sich Schulpolitik!“ hieß es dagegen. „Der Mann kommt aus dem Ministerium.“

Professor Schruff aber, der Jockeimäßige, verbiß sich immer mehr in einen Grimm, verzog seinen breiten Mund und berlinerte sein Urteil: „Der Mann is jar nich so schlimm — wie einem bei ihm werden kann! Donnerwetter! Ick sage bloß: Damenprediger! 'n Kognak!“ Und er schüttelte sich.

Jetzt wandte man sich an Braß, der schweigend dastand. „Und was sagen Sie?“

Joachims Gedanken hatten den Vorgesetzten gemessen wie einen Gegner, mit dem er auf die Mensur zu treten hatte. Ganz kühl, sehr sorgsam, ohne irgendwelche eigene Überschätzung. „So ganz einfach ist der Mann jedenfalls nicht. Nun wollen wir erst mal hören, was er heute abend uns erzählt. Ich glaube, er wird uns so manches zu knacken geben.“

Still und in sich gewandt war Einhart, schmerzlich versunken. ‚Ihr führenden Geister,‘ so dachte er, ‚soll das euer Sendbote sein?‘ Der Scharfblick seines lauteren Herzens warnte ihn vor der Gewiegtheit, dem Gesalbten, dem Wirkungsbewußten dieses Selbstsicheren. Und die Zweifel quälten ihn: ist er der Mann für das heilig Neue, das nur reine Hände reichen dürfen?

⁂ ⁂ ⁂

„Kann ich nicht mit, Vater?“ fragte Betti Huswädel zum zweitenmal. Unter „Rhythmus des Lebens“ witterte sie ganz was Besonderes, und es zog sie mit Macht zu dem Vortrag hin.

Aber auch Vater Huswädel hatte seine Witterung. Natürlich war die ganze moderne Schulbewegung seinem alten, braven Unteroffiziersherzen ein Greuel. Und von allem, was diese Freiheitshelden schrieben und redeten, hielten verständige Väter ihre Kinder fern. Schlimm genug, daß ihn selber so etwas wie eine Amtspflicht zu dem Schrecknis dieses Vortrags führte.

„Du bleibst zu Hause und übst. Wenn ich wiederkomme, spielst du mir die Mozartsche Sonate vor.“

Vater Huswädel war ein leidenschaftlicher Musikfreund. Er kannte keine Noten, aber er hatte ein gutes, reines Gehör. Wenn er sich allein wußte und ganz unbeobachtet, machte er sich verstohlen an das Instrument, legte treuherzig die schweren, steifen Finger auf die Tasten und leise weckte er die Töne auf — zusammenschrak er, wenn sie lauter anschwollen unter der wuchtenden Hand. Wie seine heimliche Geliebte war das Klavier.

Und nun schlich die kleine Betti wie ein eingesperrtes Kätzchen durch die Schuldienerwohnung. Unmutig reckte sie die schmalen Schultern. Viele von den großen Schülern würden da sein. Auch Benno gewiß. Wie gut hätte es sich mit dem liebäugeln lassen.

Verliebt ist der Junge — sie stellt sich vor den Spiegel. Was er manchmal für verrückt geschwollene Redensarten braucht. „In Ihren Augen ist das fragende Ungeheuer!“ Der Schafskopf.

Und doch kein Schafskopf, ganz gewiß nicht. Das fragende Ungeheuer — das klingt nach was und ist wohl auch was. Und es ist sein Ernst und er macht zugleich sich darüber lustig. Und eine Frechheit ist es auf alle Fälle. Sie kroch in sich zusammen und erschauerte wohlig.

Unter allen Umständen aber hat er seine schätzenswerten Eigenschaften. Als Wettbüro. Vorgestern hat sie ihm einen Teil ihrer Ersparnisse eingehändigt. Er hat damit auf ein Hoppegartener Pferd gesetzt und ihr den zehnfachen Betrag zurückgegeben. So einen Freund kann man brauchen in diesen Zeiten drangvoller Kümmernis.

Daß sie diesen Stubenarrest haben mußte! Wieder reckte sie sich zornig, und dann wurde ihr naschhaft zumute. Vielleicht findet sich in der Speisekammer noch ein kleiner Zungenschmatz. Abgeschlossen! Was fällt dem Vater nur ein! Ist dieser Schlüssel nun auch auf den großen Ring gewandert! Und mit all den andern im Sekretär eingeschlossen!

O du heiliges Familienleben! Sie sah in dem Wohnzimmer sich um. Diese gehäkelte Sofadecke erregte ihre Wut. Die ganze philisterhafte Enge drückte ihr die Kehle ein.

Sie hatte keine Romantik, nichts von den „historischen Sehnsüchten“ — sonst hätte der alte, kleine, innere Klosterhof, auf den die Fenster der Wohnstube blickten, sie versöhnen müssen. Hier steht eine alte, einsame Linde, hoch genug, in dem engen, mauerumhegten Raum sich die Sonne vom Himmel zu holen. Ein alter Ziehbrunnen von unermeßlicher Tiefe träumt unergründlichen Traum, und der Efeu an den ganz besponnenen Mauerwänden, ein Zeitgewebe ist er endlos reicher Vergangenheiten.

Ihr aber ist dies alles nur ein Gefängnis. Und nur angemessen dünkt es sie, daß ruchlos praktische Hände den kleinen Kreuzgang, der aus dem stillen, besonderen Refektorium in den Garten führte, mit Bretterverschlägen in einen Kohlenstall verschandelt hatten.

Digitized by Google

Sie fliegt in die beste Stube und blickt auf die Straße. Da huschen noch ein paar Gestalten — verspätete offenbar — in der Richtung nach der Tonhalle zu dem großen Ereignis des Tages. Und sie — sie muß hier hinter Gittern sitzen!

Üben soll sie. Zu spaßen ist mit dem Vater nicht. Aber sie trommelt nur ihren Ärger, ihre Pein auf die Tasten. Und läuft dann wieder ans Fenster.

Verlassen die Straße. Jetzt hat der Vortrag begonnen. Alle Welt ist jetzt versammelt in dem großen Saal.

Da — kommt jemand um die Ecke. Ist das nicht Benno? Natürlich ist er's! Wer sonst! Wollte er nicht auch zu dem Vortragsabend? Aber er ist nun mal die ewige Überraschung.

Schon hat er sie erspäht. Sie bekommt seinen zärtlichsten Blick. „Guten Abend. Ich geh' doch lieber zur Schule — wenn keine Schule ist."

„Sie wollten doch heut abend —"

„Da Sie auch wollten, ja. Aber eben bin ich Ihrem Vater begegnet — allein. Da dacht' ich, warum soll meine alte Dame es besser haben, und hab' sie auch allein gehen lassen. Du sollst Vater und Mutter verlassen."

Wie immer wehrte sie sich erst gegen ihn, nur um sich noch fester in seine Art zu verfangen. Ihre Augen lachten.

„Kommen Sie!" lockte er. „Wir wollen 'n schönen Abendspaziergang machen."

„Ich darf nicht. Kann auch nicht. Eingeschlossen." In halbem Schmerz rüttelte sie an den Gitterstäben, die die Fenster des Erdgeschosses sicherten.

Benno, der Welt- und Frauenkenner, nickte zufrieden. Dieser Vater Huswädel! Einen besseren Helfer konnte er sich nicht wünschen. Der soll nur so weitermachen.

„Ja — da werde ich zu Ihnen hineinkommen müssen."

Sie fühlte sich in Sicherheit. „Wie Sie sich das denken!"

Durch das Gitter konnte er nicht. Aber ein Dachrinnen- und Fassadenkletterer verzagt nicht so leicht. „Das Ding werden wir schon drehen. Ich komme auf den Hof."

Sie glaubte es nicht. Aber eine leise Furcht packte sie doch. „Dummes Zeug." Die Fenster nach dem Hof — die waren nicht vergittert.

Sie glaube es nicht. Aber schon macht er sich auf den Weg. Am Blitzableiter klettert er über die Mauer.

Angst, Neugier, ein zitterndes Verlangen — das ist mehr als alles Widerstreben — sie geht in das hintere Zimmer — da ist er schon munter auf den Hof gesprungen — klopft sich den Staub von den Knien und zieht grüßend die Sportmütze.

„Hier sind die Fenster ohne Gitter,
Sie öffnen sich dem treuen Ritter,"

dichtet er sie an.

Sie schüttelt lebhaft den Kopf und winkt ab mit beiden Händen.

„Gut. Dann bleibe ich hier stehen mitten auf dem Hof — auf einem Bein bleibe ich stehen — bis ich versteinere und in ein Naturalienkabinett komme. Oder in die Märchenbücher. Als Bruder vom standhaften Zinnsoldaten."

Schon hat er das eine Knie gebeugt und steht auf einem Fuß, unbeweglich, starr, eine Bildsäule.

Sie läuft verzweifelt im Zimmer umher. Was ist dem verrückten Jungen alles zuzutrauen!

Er steht — immer noch auf dem einen Bein — und rührt sich nicht. Wie lange soll das dauern! Und wenn der Vater zurückkommt! Was bleibt ihr anders übrig, sie öffnet das Fenster, nur einen Spalt, und ruft hinaus: „Jetzt seien Sie vernünftig!"

Der Junge tut ihr auch leid in dieser quälenden, unerträglichen Stellung. Aber was sie bannt, sie unterwirft, ist seine Willensstärke — seine tödliche Entschlossenheit.

Der Spalt scheint ihm nicht zu genügen. Weiter macht sie das Fenster auf. „Wollen Sie das jetzt endlich sein lassen!"

„Auf ‚sein lassen' reimt sich ‚reinlassen'!" Er sitzt schon auf dem Fensterbrett — springt in die Stube, schlingt die Arme um sie. „Daher der Name Rhythmus des Lebens!" ruft er laut und packt ihren Mund mit den Lippen.

⁂ ⁂ ⁂

Die Zuhörerschaft im großen Saale der Tonhalle eine lückenlose, kompakte Masse, festgefügt in Spannung, lautlos gebannt von dem klingenden und auch geistig zwingenden Wort des Redners.

Falkner war einer von den Sprechern, die nicht los und locker lassen. Alles ging mit ihm und blieb bei ihm, die, die er gewann und gleichermaßen die, die ihm widerstrebten. Er hatte die Technik, in dem allzu gleichmäßigen Fluß der Rede, daß er nicht einschläfere, kleine Stockungen sich kräuseln zu lassen — wie Improvisationen wirkten sie, die erst suchend, schürfend, bildend, aus Worten das Wort sich schufen — Fortinbras freilich hatte sie in Verdacht, daß sie wohl vorbereitet und einstudiert waren. Aber gleichviel, der Inhalt nahm auch ihn gefangen und forderte seine ganze Spannkraft.

Digitized by Google

Unwillkürlich hatte er nach Frau von Treutlien gesucht. Sie hatte einen Platz eingenommen, daß er sie nicht sehen konnte. Das war ihm lieb, nun zog ihn nichts von dem Gegenstande ab.

Nur auf seine Zöglinge warf er dann und wann einen Blick. Es waren nicht eben viele gekommen — schon den ganzen Tag Schule und dann abends noch einen Vortrag über Schule! dachten ablehnend die meisten. Und da gerade die neue Richtung volle Entschlußfreiheit betonte, machten sie lieber etwas anderes. Draußen der Maiabend gab ihnen mehr. Falkner aber war sich gewiß, daß er in kürzester Zeit solche Gleichgültigkeit und Sprödigkeit bezwingen würde.

Dibrand und Bernhard waren zur Stelle. Von den Kleineren wohl nur ein paar Wichtigtuer und neugierige Frechlinge. Die Jungen hatten den Erwachsenen die Sitzplätze lassen müssen, sie standen im Hintergrunde und an den Wänden.

Von den Einwohnern der Stadt aber war alles erschienen, was Beine und was Kopf hatte — die letzteren wie überall in der Minderzahl, vorherrschend die, die darauf zu lauschen wußten, die überall dabei sein wollten, die Neuheithascher und Sensationssucher. Und alle kamen sie auf ihre Kosten, durch alle strömte das prickelnde Fluidum.

Ein Prophet reckt sich der Redner vor ihnen auf und zeigt ihnen das neue Land. Anklagend, fordernd, befeuernd.

Einem Moloch hat bisher die Schule geopfert, der unendlich viele verschlungen, unendlich viel vernichtet hat: dieser Götze ist das Schema. Dieselben Pensen in ewiger Wiederkehr, für dieselben Zeiten, für dieselbe Stunde! Ein Mord an dem Geiste, an der Seele der Kinder. Die nicht nur untereinander grundverschieden sind, jedes eine Eigenheit für sich — von denen auch jedes einzelne nicht zu jeder blinden, mechanisch angesetzten Stunde das gleiche an Aufnahmefähigkeit, an Kraft der Leistung, an Tätigkeit des Sinnes und der Sinne mitbringt, an Begabung mit einem Wort, die ganz und gar kein Dauerzustand ist.

Was weiß die Pädagogik von den menschlichen Gezeiten? Wenn aber wer davon wissen muß, so ist sie es!

Da wird so ein armer Junge Tag für Tag, Stunde für Stunde, ohne Rücksicht auf das, was in seinem Leibe, in seinen geistigen und seelischen Funktionen vorgeht, mit demselben Maß gemessen. Das außerdem nicht allein für ihn, das für viele Hunderte als eiserne Norm festgestellt ist. Starr und unerbittlich bleibt das Examen, starr und unerbittlich seine Stunde, sein Pensum.

Und was hat die Forschung uns inzwischen alles enthüllt! Weiß man auf unseren Lehranstalten nichts vom Familienkörper? Von der dauernden organischen Zusammengehörigkeit aller Glieder einer Familie, die wie Zweige eines Baumes sind, durch die dieselben Säfte kreisen? Mit denselben Trieben, demselben Steigen und Sinken? Demselben Drängen und Zögern? Demselben Rhythmus mit einem Wort.

Daß die Kinder Schößlinge sind an dem Gewächs der Familie, daß in ihnen allen der gleiche große Wechsel kreist und wirkt von guten und schlechten Tagen, von Leiden und Wohlsein — das ganze Geschehen des Stammes bebt durch die kleinen Körper, seine ganze Geschichte — so kann der Tag, die Stunde von dem Tode eines Ahnen auf dem Wohlbefinden eines unserer Zöglinge lasten!

„Müssen wir nicht zugeben, daß das bisherige starre System unserer Zensuren, unseres Tadels, unserer Auszeichnungen, unserer Strafen ebenso unzulänglich wie — ich kann mir nicht helfen — grausam, ungerecht, fast könnte man sagen verbrecherisch ist gegen die zarte Psyche des Kindes?

Über diese zu wachen ist unseres Amtes Inbegriff. Ihre Schwingungen zu beobachten muß des Lehrers erste Aufgabe sein. Wie ihre Rhythmen sich in den Vorstellungskreisen, der Sinnestätigkeit, den schöpferischen Regungen, der Reproduktionsfähigkeit des einzelnen, auch in seinem gruppenpsychologischen Verhalten sich auswirken, dürfen wir nicht müde werden zu verzeichnen. Die Gefühlswelt des Schülers muß uns bis ins feinste vertraut sein, mit allen Fasern müssen wir auf den Ablauf der Gefühle bei ihm lauschen — sonst finden wir niemals zu ihm den Weg!

Wahrlich, eine ganz neue Welt ist die Schule geworden. Eine Welt des Lichtes, sie, die bisher im Finstern lag. Die Flammen der Morgenröte zucken auf. Wir grüßen den Tag. In der Sonne werden wir wandeln."

Die großen Worte hallten aus in einer langen Pause. Sie taten schon ihre Wirkung, überrumpelten die Masse durch den ersten Schwall, weckten erst langsam in den wenigen ein Widerstreben gegen die Verwunderung, riefen das Nachsinnen, die ernste Prüfung. Der Redner störte wohlweislich diese trächtige Pause nicht. Erst als die gebannten Reihen in flüsternder Zwiesprache sich zu lokkern begannen, nahm er wieder das Wort zu der Bitte: „Darf ich jetzt eine Diskussion eröffnen? Für jede Frage, für jede Einwendung bin ich dankbar."

Ein Schweigen — ein Zaudern. Dann erhebt sich wuchtig der Bürgermeister. Hoch

Digitized by Google

Allee der Villa Borghese. Gemälde von Otto Dill
(Münchener Kunstausstellung im Glaspalast 1924)

Digitized by Google

Digitized by Google

reckt er den runden, kurzgeschorenen, massigen Kopf, sein Stiernacken glänzt. „Meine Damen und Herren, ich darf für mich und nicht nur für mich allein das Bekenntnis einer großen Genugtuung, ja einer erhebenden Freude aussprechen. Hier ist uns der Weg gezeigt, der aufwärts führt in die Höhe. Daß unsere Jugend ihn einschlägt, darin liegt das Heil unserer Zukunft beschlossen, daran haben wir alle mitzuarbeiten, dafür werde ich für mein Teil meine ganze Kraft einsetzen. Und mit ganz besonderer Freude begrüße ich es, daß unser Gymnasium von den führenden Geistern im Kultusministerium dazu ausersehen ist, als eine Art Musteranstalt die Fackel zu entzünden, die weithin ins Land leuchten soll."

Hier war der Geist der Agitation entflammt, lauter Beifall ertönte — die anders Gesinnten hielten sich zurück, duckten sich, beschränkten sich auf Kopfschütteln und Gemurmel.

Ihre Augen wandten sich auf Kornelius Boldewiek.

Der saß still versunken da, begraben von einer verschütteten Welt. Er war nie ein Mann der Arena gewesen. Hier aber auf den Plan zu treten — wie nutzlos kam es ihm vor, wie ungeeignet dafür erschien er sich selbst. Er fühlte nur, daß seine Zeit um war.

Da erhob sich Joachim Braß. „Herr Schulrat Falkner hat um Einwendungen gebeten. Die hab' ich allerdings zu machen. Und in größerer Zahl."

Alles horchte auf. Jetzt gab es Kampf. Wie spannten sich die Nerven! Und ein Lehrer zückte die Klinge gegen den Vorgesetzten! Die Schauer einer neuen Sensation.

Alle musterten die beiden Kämpfer. Prüfend lagen die Augen auf den Gesichtszügen des Schulrats. Mit liebenswürdigem Gleichmut waren sie dem Gegner zugewandt.

„Für Herrn Ministerialrat Falkner ist die neue Schule, wie er sie sieht und will, eine Welt des Lichts. Für mich ist sie das Gegenteil."

Die glatte, scharfe Kampfansage. Durch die Reihen zittert eine Bewegung wie über ein Kornfeld. Die Nacken straffen sich, und ganz groß werden die Augen.

„Licht ist Sammlung. Hier aber ist die Auflösung, die Zerfaserung, die Zersetzung schlechthin. Und damit gerade das Dunkel, das Herr Falkner überwunden haben will. Was ist der Junge in Zukunft für mich? In eine Unendlichkeit von sogenannten Rhythmen zerfällt der arme Kerl. Mit den an sich schon unzähligen Gezeiten des berühmten Familienbaumes, in dem noch die Freuden und Leiden aller Ahnen und Urahnen herumwirken, ist es nicht getan. Da sind noch in jedem Individuum die Maße, die Bedingungen des Pulsschlages und der Atmung, des Schlafens und Wachens, der Nahrungsaufnahme und Verdauung. Ganz gewiß auch sie von Einfluß auf unser Leben, unsere Arbeit, unsere Leistungen. Jeder einzelne von den Jungen also eine Aufgabe mit unendlich vielen Unbekannten. Eine unlösliche Aufgabe. Deren aber hab' ich, der Lehrer, fünfzig und mehr. Und bitte — ich selbst bin auch ein Problem. Wir Lehrer sind doch auch sozusagen Lebewesen. Auch wir haben diese unendlich vielen Rhythmen im Leibe, die mit all ihren Wirkungen ewig gegeneinander branden, sich vermischen und durcheinanderwirbeln. Zunächst hätte ich mich einmal selbst zu kontrollieren, in Tausenden von Rubriken über mich selber Buch zu führen. Und dann verwirrt von mir selber hineinzutaumeln in diesen großen Hexenkessel einer chaotischen Rhythmenverschlingung, die meine Klasse vor mir aufführt. Das soll meine Klasse, das soll die Schule sein!"

Und jetzt zum Schlußwort richtete er sich auf zu voller Höhe, und eine ehrliche Schwungkraft trug ihn empor.

„Wenn ich von Lebensrhythmus und Schule höre — ein anderes Bild stellt sich mir vor Augen als der Lehrer, der Hunderte von Listen zu füllen hat und Tausende von Kurven zu ziehen, die im Grunde weder er noch irgendein anderer verstehen — oder verwenden kann. Ich sehe ihn von eigenen innigen, ehrlichen, geistigen Erlebnissen bewegt, durchströmt von der seelischen Freude sie mitzuteilen, die sich auswirken muß. Der Rhythmus beginnt zu schwingen. In gleichem Takt setzt der Herzschlag seiner kleinen Hörer ein, in den gleichen Schwingungen atmen sie, sie leben und schaffen in einer lebendigen Welt und schaffen an einer Welt. Die Empfangenden geben und der Gebende empfängt. Und das Individuelle, das Persönliche — worauf es uns ankommen soll — kann sich nirgend mehr und besser ausleben als in dieser Gemeinschaft der Schaffenden. Das und nichts anderes ist für mich der Lebensrhythmus in der Schule."

Eine Stille, atemlos — von entflammten Augen durchleuchtet — wie vielen hatte er aus der Seele gesprochen! Die „Unentwegtheit" der Neuerer freilich half sich mit hochmütigem Achselzucken. Der Herr Bürgermeister murmelte Schlagwortartiges vom „geistigen Rüstzeug der Reaktion".

Der Schulrat selbst, von der Gefährlichkeit dieses rücksichtslosen Gegners betroffen und nicht geneigt, weiter die Klinge mit ihm zu kreuzen, rettete sich, wenn auch nicht mühe-

Digitized by Google

los, in eine freundliche Überlegenheit. Er sagte: „Ich danke dem Herrn Kollegen Professor Doktor Braß für seine Stellungnahme. In den warmherzigen Worten seiner Schlußbetrachtung finde ich nichts, was meine eigene Auffassung nicht freudig unterschreibt. Im übrigen jedoch sind von seinem Standpunkt zu meiner Weltanschauung (Standpunkt und Weltanschauung!) noch verschiedene Brücken zu schlagen. Das eine aber möchte ich betonen. Die großen, die ungeheuern Schwierigkeiten der minutiösen individuellen Behandlung der Zöglinge, von denen Herr Professor Braß sprach, verkennen wir durchaus nicht. Aber sie schrecken uns nicht, im Gegenteil, sie feuern uns an! Sie beflügeln uns! Wir werden sie überwinden. Das hohe Ziel ist unser hoher Lohn!“

Das war ein Wort! Bravo! dröhnte der gewaltige Vater der Stadt. Und seine Gefolgschaft klatschte laut und leidenschaftlich.

Joachim mußte im stillen lachen. Der Mann versteht seinen Kram! Ich drücke ihn an die Wand — und er, mit so gewonnener Rückendeckung, spielt den Sieger.

Aber was lag ihm, Joachim, an der Publikumswirkung! Und mit dem da oben würde er nun im Engeren wieder zusammentreffen. Hart auf hart würde es gehen, an ein Ausweichen war da nicht zu denken.

Was ihm selber aber daraus erblühen würde? Er sah, da die Versammlung jetzt auseinanderging, den schrägen Blick des Stadtgewaltigen, des Vorsitzenden vom Schulkuratorium. Dieser Bulle zeigte alle Lust, ihn auf die Hörner zu nehmen.

Kampf — Kampf — nun gut! So erst freut einen das Leben. Und — „das hohe Ziel ist unser hoher Lohn“ — mit und ohne Jambenpathos hat das Wort seinen Wert!

Kornelius tritt zu ihm. Ein Junges leuchtet in den ermüdeten Augen auf. Er drückt Joachim die Hand. „Unberührt abgestochen haben Sie! Sie werden ihn auch weiter zudecken. Und ich kann mich beruhigt zur Ruhe begeben.“

Blicke der Achtung, der Zustimmung, der Scheu, der Feindschaft treffen ihn aus der Menge.

Ein Augenpaar lag auf ihm, groß, klug, suchend und leuchtend. Aber in dem Leuchten war keine Gewißheit aufgeflammt, kein freudiges Zustimmen. Einhart Steffensen blickte Joachim voll ins Gesicht. Aber er hielt sich zurück. Und ihn vor allen hätte Joachim gern an seiner Seite gehabt.

Dessen Antwort — ja, eine Abfertigung möchte man es nennen — hatte Falkner für Einhart verdient. Immer mehr war es dem reinen und feinen Gefühl des jungen, wahrhaftigen Herzens aufgegangen: dem, was wir wollen, um was wir ringen, was uns tragen und führen soll auf die Höhe, die wir sehen und die wir haben müssen, dem ist in diesem Manne nicht der rechte Prophet beschieden. Der die kleinen Künste des Bluffs handhabt und die Kniffe persönlichen Rattenfängertums. Die „sieghafte Persönlichkeit“ — hatten die leitenden Männer in ihm sie erblickt? Daß sie ihn als Eroberer ausziehen ließen in die Welt? Mußten sie ihm das Flammenschwert in die Hand geben — das ihm zuerst dazu dient, einen Glorienschein um das eigene Haupt zu schwingen!

Warum bist du, Joachim Braß, nicht beheimatet in dem Lande, aus dem er kommt — und aus dem das Heil uns kommen wird, des bin ich gewiß! Du, der du nichts, nichts Inneres gemein hast mit diesem Pompösen! Du, in dem der reine Wille ist der innerlichen Kraft! In deine Hand gehörte dies Schwert!

Jetzt, wirst du vor dem, was dir zuwider ist, nicht noch feindlicher und trotziger dich verschanzen in unwegsamem Kampfgelände, wo keine Früchte wachsen können?

Nun sieht Joachim Frau von Treutlien, und sie sieht ihn. In Begleitung eines Herrn, den er nicht kennt, kommt sie ihm entgegen.

„Herr Potschinak, mein Klavierlehrer.“

Joachim starrt in die wirre Wildnis dieser aus allen Rassen der Welt gemischten Züge, dann erschrickt er fast vor den Augen, so unergründlich ist ihre Pracht. Die stört und beklemmt ihn. Erst durch die kleine, unscheinbare Gestalt mit der schlechten, schiefen Haltung und durch die Pockennarben des Gesichts wird er wieder versöhnt.

Wie zur Klarstellung fügt sie hinzu: „Herr Potschinak kommt jede Woche einmal zum Unterricht aus Berlin herüber.“ Das trübt nun eigentlich mehr als es klärt. „Er ist der beste Bachspieler der Welt.“

Im Leben nicht! ruft es in Joachim, dem der Mann gerade sein Tatarenprofil zugekehrt hat. Linie bleibt Linie. Johann Sebastian — du reiner deutscher Bergquell im deutschen Waldesdom! Was hast du mit diesem Irrwisch von asiatischem Steppenreitersproß zu schaffen! Nur die Augen! Geschlitzt hätten sie sein müssen, aber sie sind das Gegenteil.

Und schon spricht Frau von Treutlien über den Vortrag. „Es ist für mich noch ein Rest geblieben,“ sagt sie ehrlich. „Darüber spräche ich gern einmal mit Ihnen.“

Das verdrießt ihn, der gerne vor ihr, wie vor sich selber als Sieger gegolten hätte. Dann, nach seiner Art, ärgert er sich, daß es ihn verdrießt. Und so, in Ärger und Verdruß, rückt er weiter von ihr ab.

Digitized by Google

Er macht eine gemessene Verbeugung, sagt aber nichts. Da fühlt sie seine Ablehnung, wird verlegen, und springt auf eine Frage über: „Haben Sie meinen Benno nicht gesehen? Er ist mir wieder einmal auf der Straße abhanden gekommen."

„Nein, gnädige Frau."

„Im Grunde bin ich nicht unglücklich, daß er nicht hier war."

Falkner kommt in Sehweite. Joachim verabschiedet sich und wendet sich Kollegen zu, die sich an ihn heranmachen.

„Glatt jekniffen hat er zum Schluß," knirscht der Naturwissenschaftler mit seinem malmenden Mund.

Caligula von Loyola — wie Braß scherzend den Historiker nennt: „Weidwund ist er. Jetzt wird er sacht bei uns verenden."

Der Astrologe aber holt sich Unheil aus den Sternen zusammen. „Dies ist ja erst der Auftakt, Kinder! Was wird uns noch der Schädel brummen. Und manch einem wird er auseinandergehen."

Joachim nahm durch eine Querstraße allein seinen Weg. Nur einer hastete hier noch nach Hause: der Schuldiener Huswädel. Als der Professor ihn eingeholt hatte, grüßte er in Ergebenheit und wollte zurückbleiben.

„Kommen Sie nicht mit?" fragte Joachim.

„Wenn Herr Professor erlauben?"

„Ich möchte gern von Ihnen wissen, was Sie über den Vortrag denken."

Huswädel reckte sich auf zu strammer Haltung und sagte ehrlich: „Angst und bange wird mir vor all dem Neuen. Glücklich, wer heute keine Kinder hat."

„Dann sagen Sie doch lieber gleich, wer begraben ist!"

„Die haben es allerdings am besten."

„Stop, Huswädel, so bald packen wir denn doch noch nicht ein."

„Ja, Herr Professor sind noch jung — aber wir Alten! Ich habe immer unsern verehrten Herrn Direktor ansehen müssen. Wie er bei dem Vortrag immer mehr in sich zusammensank. Und wie er dann in die Höhe wuchs, als der Herr Professor in die Bresche sprangen und unsere Sache verfochten, daß die Fetzen flogen. Entschuldigen, Herr Professor, wenn ich unsere Sache sage —"

„Na, Huswädel, wenn Sie nicht zum Bau gehören!"

„Und was soll jetzt werden?"

„Krieg wird es geben, bis aufs Messer."

„Gut!" Das alte Soldatenherz schlug. „Ich bedauere bloß, daß mir so wenig geistige Waffen gegeben sind — nicht mal ein Messer. Ist das eine Welt! Und meine Tochter wollte durchaus mit in den Vortrag! Es treibt mich nach Hause — als müßt' ich sie vor Unheil behüten!"

Er kam ins Laufen — ihre Wege trennten sich sowieso hier an der Ecke. —

Joachim war allein in seinem Zimmer.

Er schloß das Fenster. Eisig wehte es von Norden her von der See. Ein Nachtfrost kündigte sich an. Es war ein hartes Frühjahr.

Den elektrischen Teekessel setzte er in Betrieb. Die kurze Pfeife wurde angesteckt. Eine Stunde der Beschaulichkeit sollte es geben.

Einen Trank braute er sich, gut für kräftig gründiges Behagen. Heiße Milch mit Whisky. So hatte es sein Bruder Jürgen, der Schiffskapitän, befahren auf allen Meeren und allen Getränken der Welt, ihn gelehrt.

Alles in allem ist er zufrieden mit dem Abend. Jedenfalls kennt er jetzt den Gegner, kennt seine Klingenführung, seine Künste, seine Paraden und Finten, kennt seine Stärke und seine Schwäche.

Aber dann und jetzt — er wehrt sich, doch es hilft ihm nichts — das Weib meldet sich. Immer das schaumgeborene, das feuchte — sie steigt nun einmal auf aus dem Getränk.

Kurz und schlecht behandelt hat er sie. Warum muß sie nun auch noch mit diesem kuhhessigen und kuhäugigen Klavierspieler angezogen kommen — nicht genug, daß sie mit dem Kerl, dem Schönredner von Schulrat sich beschnüffelt!

Aber schließlich — sind zwei nicht weniger als einer!

Diese feurige Milch ist nun doch nicht das Sachgemäße! Was sie entflammt, ist regelrechte Sehnsucht.

Joachim stößt das Fenster wieder auf und drängt den Kopf in den Nordwind hinein. Die Mondsichel zittert in der kalten Luft, die Sterne flimmern wie im Winter. Als wären sie Schnee, so glitzern die armen, frierenden Blüten da unten in den Obstgärten der Stadt.

Seewind — Joachim atmet die Heimat in dem Rauschen. Morgen ist Sonntag. Er will wieder einmal nach Hause. Will wieder einmal segeln, wieder einmal was wagen. So dicht vorbeischrammen an dem neuesten und dem letzten aller Erdteile — dann läßt es sich zur Not hier wieder leben.

Wenn sie nur nicht auch da wäre, da an der See.

O du Lügner, du Schwindler! Ist sie es nicht grade, die dich dahinzieht. Mehr noch, als dein Heimatgefühl!

Schnee sind die Blüten. Hart macht er sich. Soll bei ihm etwas aufsprießen, dem Weiberfesten, so lange Entweibten?

Herrgott — ein höllisches Zeug, was er da schlürft! So etwas von Liebestrank! Jür-

Digitized by Google

gen — Kerl — der beste Bruder bist du auch nicht!

Eine neue Pfeife — von dem guten Shag — das muß auf andere Gedanken bringen.

Die Jungen hatten ihn gebeten, am Sonntag mit ihnen in die Wälder zu wandern. Es gab drei Jugendbünde in der Stadt, einen sozialistischen, einen nationalen, einen der ideologisch über die Parteien sich stellte — die andern, die „Zielbewußten", nannten ihn dafür die Wassersuppe. Oswolt von Riebnitz, der Schwärmer, war hier der Leitende.

In diesem Kreise war am meisten weiche Empfänglichkeit und entzündbare Begeisterung für die neuen Ideen, deren Banner der neue Schulrat trug. Joachim fand hier, ob selbst auch aus ganz anderm Holz geschnitzt und von anderer innerer Struktur, die tieferen Quellen und den größeren Reichtum, der den Jungen nur zu sehr zerfloß. Hier die harte, feste Form zu schaffen, war eine Aufgabe, und in den Jungen selber ward diese Sehnsucht wach. Darum horchten sie gerade auf den kräftigen, den rauhen Ton, der die Lebensmelodie von Fortinbras durchzog. Und er wiederum fühlte, daß er hier einen Widerhall wecken konnte, der in den vielfältigsten Modulationen sich ausschwingen mußte.

Eben mit diesen Jungen wollte er am Sonntag zusammen sein. Und gerade jetzt, wo ihnen mit der neuen Herrschaft eine Ära der Auflösung zu drohen schien, konnte er hier an einer Sammlung der Kräfte schaffen, die sowieso dazu neigten, in die Wolken zu zerflattern.

Ich gehe mit den Jungen in den Wald!

Das letzte Glas Whiskymilch trank er.

O du lieber Himmel — was nützt das all! Zu viel Milch der unfrommen Denkart hatte er genossen. Flammen kreisten durch sein Blut. Und er beschloß — morgen — nicht mit den Jungen zu gehen. Allein mit sich zu bleiben! Oder doch — seine eigenen Wege zu wandeln. Nach der Heimat! war die Losung.

* * *

In einer sonnenbeschienenen Waldlichtung, geschützt vor dem Nordwind, lagert am Sonntag die Jugendgruppe, die Oswolt führt.

Ein Wandervogellager, Mädchen und Jungen. In viele einzelne Gruppen aufgelöst. Alle Schattierungen spielen hier. Fanatiker der Menschheitsidee, schwärmende Pazifisten, kosmische Weltentdecker, grübelnde Gottsucher, Frauenverächter und Asketen — bis hinüber zu den Fraglosen, Unbeschwerten, den leichtherzigsten, verliebtesten Sangesbrüdern und hinunter zu den denkfaulsten Mitläufern.

Sie alle einig in der Jugend, dem Taumeln, dem hellen Flattern, dem Fliegen und wieder dem dunklen Irren und Graben des Jugenddranges.

Die Vorsitzenden und Berater dieses Bundes wollten die Politik fernhalten. Aber die Zeit duldete nun mal solche Ausschaltung nicht. Und an der unsagbaren deutschen Not wuchs auch in diesen jungen Herzen hier der Flammengeist deutschen Zornmuts, dort der utopistische Sehnsuchtsrausch, der nach dem Chaos rief. Auch bei ihnen ein linker und ein rechter Flügel, an deren Rand die brausenden Strömungen der nationalen und der kommunistischen Jugendbewegung leckten.

Auch Bernhard war in diesem Kreise, aber er stand hier nicht mehr auf festen Füßen. Auch ihm war die Zeit gekommen, wo das Vaterlandsgefühl allem voranging. Immer mehr kehrte er von Oswolt sich ab zu Dibrand hin, dem Führer der Nationalen.

Die beiden großen Jungen hatten eine schwere Auseinandersetzung gehabt. Jetzt lagen sie wortlos nebeneinander im Gras. Zwei andere hatten ihnen zugehört, auch sie blieben schweigend — sie alle nahmen es nicht leicht, sie trugen an Weltanschauung und Verantwortung.

Der eine von diesen beiden andern war der Kleinste von den vieren und wirkte als der am meisten Erwachsene. Weißblond war er und hatte etwas von einem alten Mann, zäh, trocken und hart. Er hatte hier eigentlich nichts zu suchen, der Gegensatz hatte ihn hergezogen. So steckte er die spitze, verstandesscharfe Nase in diese „weihräuchernde Mystik". Und der Gegensatz auch war es, der ihn Fritz Prüter, mit dem vierten der Jungen, Hans Weinhold, freundschaftlich verband. Der war die rechte unreife Jugendmischung von Leichtherzigkeit und Sentimentalität — bald ein ungestüm triumphierendes Vorwärtsbegehren, bald ein zages Verträumtsein und Hindämmern in Halbgedanken.

Die vier, noch mit dem verklungenen Wortkampf beschäftigt, lagen still und hörten mit halbem Ohr nach der nächsten Gruppe hinüber. Männlein und Weiblein lagen einem Lautenspieler zu Füßen, der etwas von dem jungen Schiller hatte. Und er war voll Sturm und Drang. Neuerdings war der alte, junge, überselig-unselige Christian Günther von ihm ausgegraben, von den trunkenen Versen hatte er selbst welche in Musik gesetzt. Nun sang er ihnen vor.

„Laß des edlen Tages Schein
Unser sein!
Laß die freien Jauchzer klingen!
Laß des Bacchus Traubenblut
Wie den Mut
In dem Glase springen.

Digitized by Google

Manch liebe, lange Nacht
Hat gewacht,
Wenn wir auf dem Fasse schliefen,
Oder auch, nachdem es kam,
In den Kram
Art'ger Mädchen liefen."

Es schäumte in der Musik von genialischer Jugendgärung. Und begeistert lauschten all die Gesichter zu ihr empor, halb noch in Kindesanmut befangen und doch schon durchzogen von dem fordernden Lebenstrotz der ersten Jugendzeit.

Hans wandte immer mehr diesen Tönen sich zu, die drei andern — sie hatten gestern alle den Falknerschen Vortrag mit angehört — waren jetzt wieder bei dem neuen Kurs.

„Ich kann mir nicht helfen," sagte Bernhard, „für mich hat Fortinbras den Mann glatt zur Strecke gebracht. Wie er ihm auf den Pelz rückte — ein Bild für Götter war's!"

Fritz Prüters Spitzmausgesicht ward noch schärfer — er bemühte sich um eine Formel und fand sie, die dürrste von allen. „Es ist der alte Kampf zwischen Theorie und Praxis," meinte er überlegen.

„Herrgott ja!" rief Bernhard unmutig über das leere Wort. „Aber schließlich ist doch die Schule nun mal Praxis und nichts anderes."

Oswolt hob die schweren Augen. „Ich möchte es anders fassen," sagte er, „den alten Kampf zwischen Gesetz und Geist möchte ich es nennen. An den Gesetzen hat die Welt gelitten von Anbeginn, an Gesetzen geht sie zugrunde — wenn der Geist sie nicht heilt! Und daß hier ein Heilungsprozeß ansetzen soll, ist das nicht eine Lust!"

„Ja, eine Lust ist es," rief Hans, sprang auf und reckte die schlanken Glieder. „Bisher war die Schule Zwang — jetzt ist sie Freiheit! Es gibt keine Examina mehr — Kinder denkt das aus! Und macht nicht weiter eure Froschgesichter! Wir brauchen nicht mehr zu büffeln! Und das Ganze heißt: freie Bahn dem Tüchtigen!"

Lachend sprang er zu dem Sängerkreis, nahm sich ein blondes Mädel und tanzte mit ihr auf dem Rasen. Zum Saitenspiel klang es dabei:

„Doch Vergangenes hilft nicht mehr,
Gib Gehör,
Heute geht es von dem Frischen,
Heute soll sich Rauch und Trank
Und Gesang
In der Gurgel mischen!"

Kein Paar auf der Welt tanzte besser als die beiden, ein einziger Akkord der Körper. Alles sah ihnen zu. Eigene Tanzlust ward von der Augenweide gebändigt. Und in Jugendwonnen schwelgten Gehör und Blick.

Fortinbras war nach der heimatlichen Küste unterwegs. Er brauchte gut an die drei Stunden, aber er war ein Freund so weiter Wanderungen. Die endlos langweilige Chaussee hinter der Stadt mit ihren verblühten Kirschbäumen, die mürrisch in die kalte Mailuft starrten, hegte so gut die schweifenden Gedanken ein. Noch brachte das Ebenmaß, die Eintönigkeit der Felder zur Seiten keinerlei Ablenkung in die Sammlung des versunkenen Schreitens.

Ich will und werde die Frau heute sehen. Sie ist nun einmal in mein Leben gestellt, und ich muß fertig mit ihr werden, so oder so.

In dem alten Mauerwerk an der See haust sie. So also hat sich die Traumwelt meiner Jugend belebt. Und kein Sträuben nützt hier, ich muß die Gestalt bannen, muß sie mir zwingen.

Mach' weiter keine Flausen, Joachim! Steckt nicht schließlich auch in dir das Stück Weibernarr, so gut wie in jedem Manne von wirkender Männlichkeit! Vielleicht noch ein größerer als in den andern, weil du gegen ihn so überlegen tust! Was fabelst du dir da vor von den klaren, hellen, festen, gradlinigen Frauen, die allein dein Verlangen sind! Hat dich an dieser Frau nicht gerade das Unklare, das Helldunkel, das Dämmernde, das scheu Tastende, das Sichanrankende in Fessel geschlagen?

„Wer liebt denn so mit der Sonde?
Das Braune ist auch das Blonde!"

Ein Studentenübermut federte und trug ihn.

„Das erste Anathema
Dem Schema!"

Das Schema — Donnerlüchting nochmal! Das war ein böses Stichwort. Jetzt stellte wie gerufen der Schulrat sich ein. Gebügelt, geschniegelt, „soigniert" in seiner bildhübschen Männlichkeit. Und auch mit der geistigen Bügelfalte, so genial umstürzlerisch er sich gebärdet. Mit der ganzen Zaubersalbe der Modernität bestrichen und dabei ästhetisch aufs beste „assortiert". Eben ganz von dem Parfüm umwoben, wie Frauen es lieben — mehr oder weniger alle!

Hol' der Schinder solche Konfektionskultur!

Er ist ins Rennen gekommen. Er will heraus aus solcher Gedankengegend. Aber sie läuft mit ihm weiter wie diese endlose Chaussee, die er nachgerade verflucht.

Einen Feldweg schlägt er ein, durch Kar-

Digitized by Google

toffeläcker. Und gleich ist ein anderer an seiner Seite. Ein zweiter noch hängt sich an diese Frau. Er will mit den Brüdern nichts zu tun haben — aber sie geben ja keine Ruhe.

Dieser zweite! Diese prickelnde Häßlichkeit, die in Musik gesetzt sinnlich reizbaren Frauen so leicht verwirrend zu Kopf steigt. Beleuchtet dazu von dieser fast gewaltigen Pracht der Augen.

Ja, ja — indes war die Erscheinung besonders original? War es nicht eine von diesen ramponierten Duodezausgaben Rubinsteins, diesen mehr oder weniger schlechten, auch heute noch gangbaren Nachdrucken?

Eigenartiger — das muß man ihm schon lassen — ist auf alle Fälle der andere. Der alle Begriffe, aber auch alle Vorstellungen von einem Schulrat einfach auf den Kopf stellt. Er, der auf alle Fälle mein Gegner ist. Im Fachlichen, im Sachlichen. Und im Persönlichen auch — mir im Wege bei der Frau — nennen wir das Kind schon beim rechten Namen: mein Nebenbuhler!

Hm! Mach' ich mich nicht lächerlich mit solchem Wettstreit! Haben er und sie, diese beiden, nicht viel mehr Wahlverwandtes miteinander als ich mit ihr!

Und dann ist da noch der Junge, der Benno, der Luftikus. Der mir im Grunde nie so recht gelegen hat. Aber ihr Kind ist er. Und für den wird dieser neue Geist, diese Ungebundenheit das gefundene Fressen sein. Um dessen Seele wird nun auch der Kampf gehen — ? —

Herrgott, er möchte die Bande mal in seinem Kahn haben! Der Nordost ist im Wachsen, eine ganz gute Mütze voll Wind wird es geben. Hier weht schon der Atem der See. Und freudiger wird Joachims Schreiten.

Der Gesellschaft mal das nötige Spritzwasser um die Ohren peitschen, sie einmal gründlich mit Gefahr taufen! Die mal so ein bißchen schräg nehmen, so kurz vorm Umkippen, so gerade noch am Jenseits vorbei! Wie es dann wohl um die Nasen aussehen würde!

Und dann schämte er sich solch eigener Krafthuberei. Und dachte: ‚Was gehen diese fremden Gebeine mich an!' Sein Zuhause ward in ihm lebendig.

Bruder Andreas, der einzige, der von der Familie noch im Lande war. Hart und karg, ein Schweiger von Natur, noch spröder und verschlossener geworden, seit ihm die Segelstange das Nasenbein zertrümmert und ihm das Antlitz verhunzt hatte — denn wie jeder Braß hielt auch er auf das Äußere, mit dem man nun mal sein Inneres nicht verschimpfieren darf! Aber etwas von einem Organisator hatte er, der Hochseefischerei auf der Ostsee galten seine großen Pläne. Leider aber war er so wenig wie im Mundwerk im Schreibwerk ein Held, so ging es mit seiner Fischereigenossenschaft nur langsam vorwärts. Doch hatte sie es immerhin bereits zu einem größeren Fischdampfer gebracht. Und neues geschäftliches Leben regte sich hier an der Küste.

Joachim hatte mehrfach des Büros sich angenommen, das dieses Unternehmens schwächster Teil war. Andreas aber war ihm böse, daß er nicht ganz Hand in Hand mit ihm ging. Seiner kurzen Worte langer Sinn war immer wieder der: was mußt du dich mit fremder Leute Kindern abplagen! Mit fremder Kinder Eltern dazu — und mit einer Behörde, deren Ideen und Bestrebungen dir gegen den Strich gehn! Schmeiß ihnen den Kram vor die Füße! Hier sind wir unsere eigenen Herren! Hier ist freies, echtes Männerwerk und deutsche Kulturarbeit dazu!

Wie er jetzt bei dem Bruder eintrat — der wohnte in dem erweiterten, aber seinem ursprünglichen Charakter ganz treugebliebenen, strohgedeckten, väterlichen Hause — fand er die Genossenschaft versammelt. Alte Seebären die meisten, mit Freesenbärten und Gesichtern, in denen diese Mischung von Meerkönigtum und verschmitzter Piraterie umging.

„Na ihr Meerungeheuer!" so begrüßt sie Joachim. „Nach welchem armen Opfer streckt ihr denn heut eure Polypenarme aus?"

Sie schmunzeln, er schüttelt ihnen allen die haarigen Hände.

„Der Tintenfisch fehlt uns!" Andreas singt die alte Melodie. Da entflieht er nach der Küche und holt sich bei der Haushälterin Mutter Zobel — Andreas ist unbeweibt wie er — seinen gehörigen Imbiß.

„Lachs in Gelee habt ihr Schlemmer! Na, ich werd' dem Lachs die Lex verhören!" Und er tat's mit Hingabe.

Dann hieß es aufs Wasser! Der Nordost rüttelte an den Fensterläden und rief. Der halbwüchsige Junge von Mutter Zobel sollte mit ihm segeln. Aber der war zur Kirche.

Und so stand Herkules wieder einmal am Scheidewege.

Da hinten lockt das Kastell am Meer und die Frau, die hier residiert. Nein, nichts jetzt vom Weibe! Männliches Tun! Die Knochen rühren! Im Kampf mit Wasser und Wind! Alle Sinne, alle Kräfte sammeln in diesem Kampf! Und glückhaft wunschlos und gedankenfrei sein.

Wollen dem Jungen nach der Kirche entgegengehen. Der Gottesdienst ist bald vorüber.

Und so schritt er durch die Dorfstraße und dann durch die alte Lindenallee auf das Gotteshaus zu, das eigentlich eine Gotteshütte

Digitized by Google

war, so geduckt lag es da, verwahrt gegen die Stürme.

Die Kirche entließ gerade ihre Besucher. Viel waren es nicht. Die Fischer waren mit diesem ihrem neuen Pastor nicht zufrieden. Sie hatten Anspruch auf Heulen und Zähneklappern. Er war ihnen zu weich und zu weitherzig.

Joachim kannte ihn. Auch er mochte ihn nicht. Der Mann, mehr ein sinnenfroher Schönheitsfreund, innerlich mehr den Mysterien des großen Pan zugeschworen, er gehörte einfach nicht auf die Kanzel. In die Halbheit seines Wesens und Lebens fand Joachim sich nicht hinein. Er war sehr musikalisch, hatte eine prachtvoll leuchtende, wenn auch etwas weichliche Baritonstimme — warum ging er nicht zur Bühne? Auch das Heldenmaß hatte er.

Da zeigte sich eben seine hohe, beleibte Gestalt am Ausgang der Sakristei. Wer aber sind die städtisch Gekleideten, zu denen er tritt? Eine Dame — zwei Herren?

Frau von Treutlien! Und ihre beiden Trabanten, der Schulrat und der Musikant.

Die auch hier? Nun ja, der Schulrat wird ja diese Art kirchlicher Atmosphäre gelten lassen. Und auch die Musikantenseelen kommen hier auf ihre Rechnung.

Der Gesellschaft auszuweichen widerstrebt ihm. So treffen sie zusammen.

In Frau von Treutliens Zügen ist ehrlich freudige Überraschung. Der plattnäsige Klavierspieler sieht wie immer abwesend und verloren darein, in weltmännischer Höflichkeit gibt sich Herr Falkner.

Der Pastor öffnet den weichen, sinnlichen Mund mit dem starken dunkelroten oberen Zahnfleisch zu freundlicher Begrüßung. „Herr Potschinak hat heute bei uns die Orgel gespielt — Bach."

Das erklärt dies Beisammensein und die gehobene Stimmung. Joachim hält nun auch nicht hinter dem Berge: daß die See ihn hergezogen habe, er müsse wieder einmal hinaus!

„Bei dem Wind!" spricht schauernd der sybaritische Pastor.

In Frau von Treutliens Augen ist ein Leuchten aufgeblüht. „Ich möchte mit!" sagt sie mit froher Entschlußkraft.

Gleich stimmt Falkner sich darauf ein. Er denkt nicht daran, das Feld zu räumen. „Das ist ein Gedanke," sagt er flott. Aber eine stille Hoffnung heftet sich an den Musikmann, der mißtrauisch, klagend und scheu mit weltflüchtigen Augen zu den schäumenden Wellen hinübertastet. „Wenn Herr Potschinak auch will!" fügt der Schulrat hinzu, als läge auch hier in seinen Händen Verantwortung und Bestimmung.

„Ich bitte sich durch mich nicht stören zu lassen. Ich persönlich bin nun mal kein Freund von solchen Wagnissen," bekennt der Klavierspieler mit ehrlicher Feigheit — die Joachim besser gefällt, als jene Art Versteckspiel seines Widersachers.

Herrgott, wenn ich die Gesellschaft wirklich und wahrhaftig in meinen Kahn bekomme! Wenn so mein Traum sich erfüllt!

Nun wendet sich Eva an den Zaghaften. „Sie müssen einfach mit! Ihr Bach und die Meerfahrt — Sie sollen sehen, das gehört zusammen. Ich glaub' sogar, daß Ihnen so noch ein Neues aufgeht, für Ihre Musik."

Der starke Wunsch und Wille legt sich ihm um die Seele, und wie gebannt folgt er der Gebieterin. Herr Falkner aber trägt den Kopf hoch. Hm, wenn das Schicksal also seinen Gang geht —! Er weiß, was er sich schuldig ist.

„Wenn die Herrschaften mir also die Freude machen wollen —!" Joachim greift fest zu. „Hier haben wir auch meinen Schiffsjungen!" Er winkt dem Sohn der Frau Zobel und sagt ihm Bescheid. Dann zu Frau von Treutlien: „Ich weiß nicht, gnädige Frau, ob Sie sich noch umziehen wollen für die Fahrt. Ölzeug und Südwester finden wir bei meinem Bruder."

„Dann bleib' ich, wie ich bin."

Jetzt sind sie am Strand. Schnell ist das Boot segelfertig.

„Ein kleines Reff legen wir ein," befiehlt Joachim. Der Junge, sachverständig, macht ein bedenkliches Gesicht. Da gibt der Bootsführer noch ein Reff zu.

Windgeschützt ist die Stelle, wo sie ins Wasser gehen. Allerdings eine leichte Brandung gilt es zu überwinden, die Riemen müssen helfen. Dann kommen sie in Fahrt.

Joachim ist jetzt ganz bei der Sache. Für Nebenabsichten und Nebengedanken, für Seelenanalyse und dergleichen ist jetzt keine Zeit. Und alle Teufeleien verschlingt die Pflicht. Am schwersten die Navigation, wo See und Land gegeneinander streiten. Hier, wo die Landratten sich noch einigermaßen sicher fühlen. Erst wenn es denen schlecht wird, atmet der Seemann auf.

Das Boot torkelt noch und tappt wie verschlafen. Jetzt stampft es auf und schüttelt unwillig die Mähnen. Um die platte Nase des Klavierlehrers weht die erste blasse Angst.

Joachim verstaut die Gäste nach der Luvseite zu. Die Segel sind aufgezogen, das Fahrzeug spürt die Hand des Herrn und gehorcht. Erst noch schlägt es sich langsam die Wellen um die Ohren, dann kommt es in Schuß.

Und jetzt die Hand am Steuer, er, dem

Digitized by Google

ihrer aller Schicksal anvertraut ist — als Herr über die Geister fühlt sich Joachim wieder. Und er prüft die Gesichter.

Eva hat sich von ihren Schützlingen oder ihren Beschützern gelöst und blickt mit eigentümlich fern- und farbentrunkenen Blicken in die hallende Weite des durchsonnten, grünen und blauen Lichtes. Es ist, als ob sie alle Schattierungen belauscht: das purpurne Dunkel des Wassers unter ihr — wie die Wellen tiefgrün sich erheben — wie es die Kämme grasgrün durchleuchtet — wie der Schaum in Goldfunken versprüht. In Falkners Zügen ist ein Bedachtes, Gesammeltes, Beherrschtes — nichts von Hingabe, nichts von Genuß — er traut sich nicht ganz, hält seine Kraft zu Rate und ist auf der Wacht. Herr Potschinak aber schweift noch mit einer gewissen behutsamen Wehmut der Endlosigkeit entgegen.

‚Ja, Kinder,' denkt Joachim, ‚hier treiben wir ja noch so glatt vor dem bißchen Wind, das die Uferhöhe uns gönnt! Laßt uns aber erst um die Landzunge herum sein, dann wird doch so manches in euch Hoppla schreien.'

Und jetzt, wo das schützende Gestade sich endgültig von ihnen lossagt, jetzt geht es aus der richtigen Tonart. Jetzt springt der erste jähe, große Wellenhund dem Boot an die Kehle und reißt es, daß es wild sich bäumt und um sich schlägt.

Das Herz fliegt ihnen in den Hals. Bogumil, dem armen Musikmann, rollen die großen, runden Augen aus den Höhlen. Falkner packt den Bootsrand, lächelt „hurra" und gibt todesmutig sich Erhabenheit. In Evas Augen aber wächst die jauchzende Freude, wächst der Mut zu freiem Wagnis in Meeresrauschen und Sonnenlust.

Daran befeuert sich Joachim zu ungestümer Ausgelassenheit. Tiefer geht er mit dem Fahrzeug — was es trägt an Wind, brummt er den Segeln auf — die Leeseite schneidet das Wasser — die Wellen krallen und beißen sich in den Rand — sie reißen und zerren, zu Grund soll das Boot — und von Luv die Sturzseen helfen —

In den Ohren saust es, die Augen brennen, hoch klopft das Herz, wie auf des Messers Schneide geht es auf der Grenze zwischen Leben und Tod —

Dem Steuermann eine herrisch grausame Lust — der Frau eine zuckende Wonne — wie dicht beieinander sie beide! Den zwei andern Männern gefriert das Blut —

Und jetzt — eine blitzschnelle Wendung des Ruders — ganz kurz vorm Koppheisgehen — ein Schrei aus einer der Männerkehlen, gurgelnd, todesnah — Bogumil bricht zusammen und sinkt wie ein Bündel auf den Boden in das fußhohe Wasser.

Verflogen die Schauer der Lust — Eva hilfreich, hingenommen beugt sie sich zu ihm nieder, auch Falkner springt bei und findet im Helfen sich zurück —

Joachim aber, für den es getrost so hätte weitergehen können, steuert unwillkürlich andern Kurs — höher nimmt er das Boot, und jetzt noch höher bis fast vor den Wind. Noch mehr als nötig ist tut er.

Und etwas in ihm schilt ihn aus: hast du dich zeigen wollen! Schäm' dich und mach' es gut. Und er hält sich so brav es irgend geht.

Sie haben den Kranken auf die Bank gehoben und zwischen sich genommen — ist es nicht, als wären die beiden Samariter, Eva und Falkner, jetzt wie im Bunde gegen ihn? Gegen ihn als den Übeltäter? Nun regt sich in ihm doch ein grimmiges Lachen.

Oh — und wie der da drüben jetzt in der ruhigen Fahrt wieder aufgelebt ist, er, der schöne Mann, der auch schon grün genug aussah und eine halbe Wasserleiche war! Nun findet er noch seinen besonderen Halt, in dieser Gemeinschaft mit Eva. Und aus den Augen der Frau trifft ihn, den bösen Schiffsmann, nicht jetzt geradezu ein vorwurfsvoller Blick?

Wundervoll! Und so hab' ich es denn verspielt. Ja, ja, das kommt nun so bei einem Anschlag heraus. Denn ein Anschlag war es — das läßt sich nicht leugnen —

Ach was! Die Bande! Soll ich nicht wieder umlegen und diese ganze rührende Gruppe mit Spülwasser segnen!

Aber er bleibt zahm, ingrimmig zahm. Er sieht zu, wie sorgsam die zarten, zärtlichen Frauenhände den Kopf des Kranken umspannen, der zuckend, stoßend, würgend vor Übelkeit über Bord sich lehnt.

Und Falkner darf jetzt, wo das Boot den gefahrlosen Kurs innehält, die hohe Miene des edlen Menschenfreundes aufsetzen!

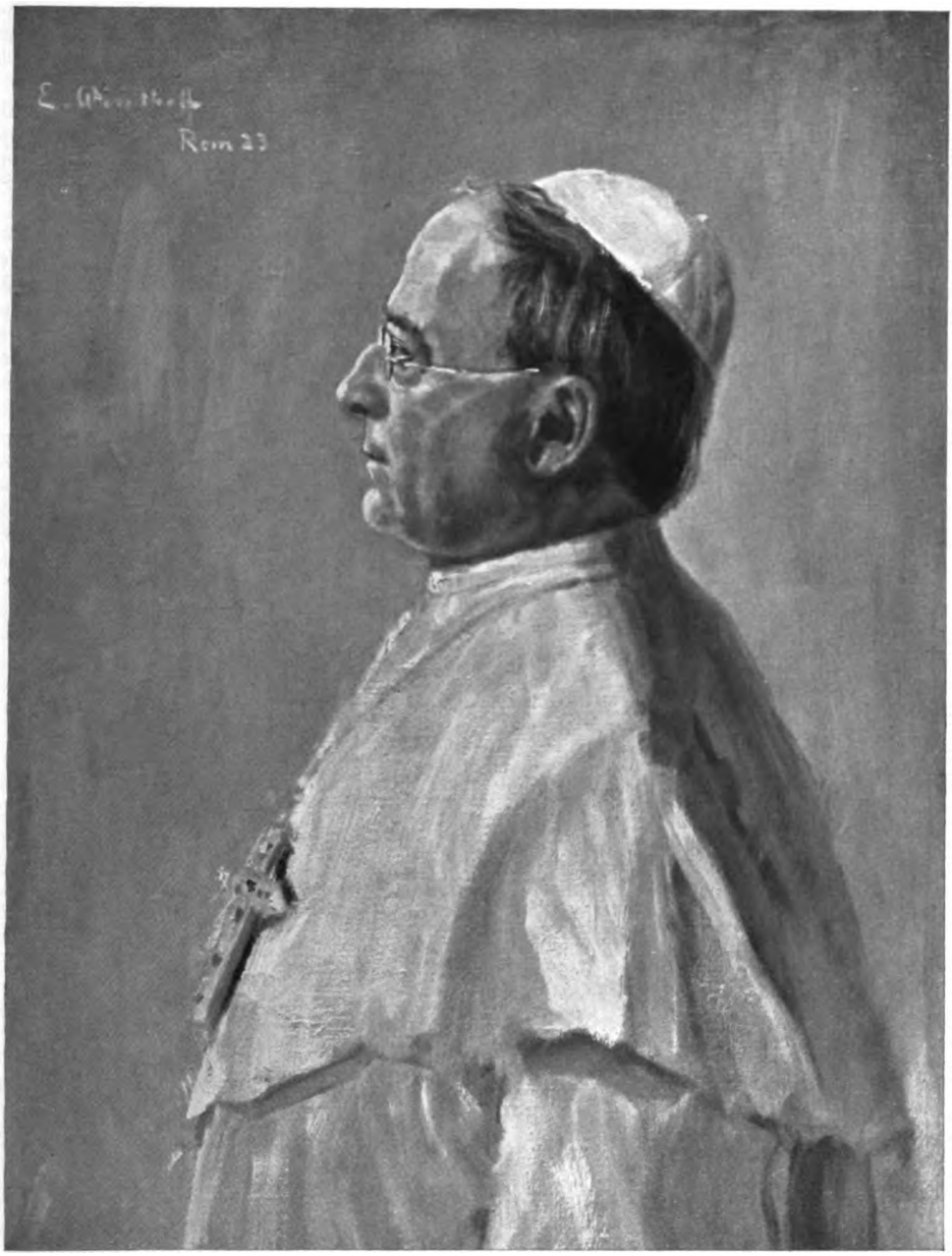
Noch einmal ruckt es verbrecherisch in Joachims Hand — aber dann gibt er es auf. Und gräbt sich ein in seine Verbissenheit, in seinen Hohn über sich, über die andern, über die Welt.

Wieder bohren sich seine Blicke in Evas Züge. So viel Strahlendes in dieser Hingabe und Selbstentäußerung — oder ist es nicht ebensogut ein dumpf Animalisches, eine sinnliche Mütterlichkeit? Klingt nicht der Hang, die Neigung zum Manne mit ein, so armselig und erbärmlich das Männliche hier sich bietet?

Wer hat einmal das Wort von der Frau gesprochen, daß sie eine Mischung von Madonna und Dirne sei?

Immer mehr wütet Joachim in sich hinein. Dieser Mann — dieses Elend von einem

Digitized by Google



Bildnis des Papſtes Pius XI. Gemälde von Ernſt Windhoff

Digitized by Google

Digitized by Google

Stück Mann! Und doch ist es das Elende, was ihm das Frauenherz gewinnt.

So viel Häßliches! Jetzt, wo die Augen, diese „Dämonen der Schönheit" ausgelöscht sind! Jetzt, wo nur diese plumpen Züge das Feld behaupten. Züge — kann man das Züge nennen! Was für ein Gesicht — in Wüstheit und rohes Schmähen verfällt Joachim — ein Gesicht, das eigentlich in die Hose gehört!

Dann erschrickt er über sich selbst. Warum entfernst du dich von ihr! Schlang es sich nicht um uns beide wie eine starke Nähe! Wie eine kraftvolle Freude! Sie, die einzige, die auf der kühnen, stolzen Fahrt bei mir war! Warum verstoß' ich mich jetzt selber?

Nein, nein! Ich will bei dir bleiben! Und wieder warben seine Sinne und woben um sie. Mit dir, bei dir! Nun laß' ich dich nicht mehr heraus aus dem Bezirk meiner Wünsche, meines Willens und meiner Kraft!

Leidenschaftlich legen seine Augen sich auf die Linien ihrer Gestalt, die so hingebungsvoll sich neigt, auf das Licht ihrer innig warmen Züge.

Und es geht durch ihn hin: Möchtest du nicht selber der Schwache und ihr Pflegling sein!

Und besser gefällt ihm, in dem Glanz ihrer Güte, der arme Musikant, für den jetzt in ihm selber ein Mitgefühl schwingt, als der aufrecht gestellte Machthaber, der längst seine Selbstgerechtigkeit wiedergewonnen hat.

Ein Jammer ist es und bleibt es, daß er dem nicht auch noch eins hat auswischen können! Viel hat nicht mehr dazu gefehlt. Jetzt ist der Mann wieder ganz Herr der Lage und Hans auf allen Gassen. Ist und bleibt er, der sich so leicht nicht umbringen läßt, nicht der bei weitem gefährlichere Nebenbuhler? Der einzige wohl gar!

Nun gut, so gilt es den Kampf gegen ihn — auch hier! Nicht nur in der geistigen Lebensführung, in der Ideenwelt, im Schaffen und Bauen an neuen Werten — nicht nur um die Jugend, auch um das Weib!

Noch wehrt er sich, aber dumpf fühlt er, daß seine Schicksalsstunde geschlagen hat!

Und jetzt an Land! Genug war es der Charitas — genug auch seiner eigenen Herrschaft und robusten Überlegenheit. Die nicht einmal ihre Wirkung tat. Und die in der Hauptsache versagt hatte. Da er den Schulrat, den steilnäsigen, nun doch nicht auf die Knie gekriegt hatte.

Der, beim Landen, fühlte sich nun wieder vollends als Hauptperson. Tat, als ob er sachverständig hülfe, gab dem schlotternden Bogumil tröstenden Zuspruch, reichte Frau Eva ritterlich zum Aussteigen die Hand, und all das kleidete ihn.

Nicht ohne Neid blickte Joachim zu ihm hin. Ja, ja — man kann von dir lernen! Ein Lehrer bist du schon! Selbstgefühl und Selbstregie — das ist es, was die Welt regiert. Und wer sich einbildet, er hat genug davon — eben der hat zu wenig.

Kühler und starrer noch als sonst trat er den dreien gegenüber. Und Eva wurde es schwer, ihm ihren Dank auszusprechen. War er nicht der Genießer gewesen, in der grausamen Freude, sich als den Überlegenen zeigen zu können und die andern klein zu kriegen! Woher sonst diese Gespreiztheit!

Dennoch lud sie ihn ein, am Nachmittag zusammen mit den anderen Herren eine Tasse Tee bei ihr zu trinken. Wenn er Freude an Musik hätte — ! —

Ob es ihr schmerzlich gewesen wäre, hätte er abgelehnt? Aber er, nach leichtem Schwanken und kurzem, festem Blick auf die beiden andern, sagte zu. (Fortsetzung folgt)

Täuschung. Von Ludwig Fulda

Du siehst in spiegelglatter Runde
Befriedigt ruhn das weite Meer
Und kannst nicht glauben, daß vorher
Es aufgewühlt war bis zum Grunde.

So siehst du stille Seelen auch:
Sie regt kein Wind, sie trübt kein Hauch;
Dir scheint, als ob sie traumlos schliefen,
Und doch verging noch nicht ein Tag,
Seit Sturm und Blitz und Donnerschlag
Sie hat durchrast in tiefsten Tiefen.

Digitized by Google

Die Paradies- oder Göttervögel

Von Dr. Emil Carthaus

In Insulinde, dem sonnigen Reiche, das „sich um den Aquator schlingt wie ein Geschmeide von Smaragden" mit seinen im üppigsten Tropengrün prangenden gottgesegneten Eilanden, von Sumatra im Westen bis zur Rieseninsel Neu-Guinea im Osten, tritt das Tier- wie das Pflanzenreich in einer Großartigkeit und einer oft mit berückender Schönheit gepaarten Formenfülle hervor, die auf der weiten Gotteswelt wohl ihresgleichen sucht. Sind es auf den westlichen Inseln majestätische und so recht exotisch erscheinende Pflanzengestalten, welche uns zu bewunderndem Erstaunen hinreißen, so wird auf den östlichen dieses Gefühl wachgerufen durch geradezu abenteuerlich sich ausnehmende, teilweise an alte Erdenzeiten gemahnende Tierformen und besonders auch durch Vogelarten mit einer Farbenpracht des Gefieders, wie sie selbst die Sippe der Kolibris, dieser „fliegenden Blume" des wärmeren Amerikas, kaum aufzuweisen hat. Dazu suchen diese den Kolibris gegenüber als wahre Riesen erscheinenden Prachtvögel die Wirkung des wunderbaren Farbenglanzes ihres Gefieders in oft geradezu raffinierter Weise noch durch dessen nicht selten eigentümlich verwickelten Zuschnitt zu erhöhen. Zusammengeschart erscheinen fast alle diese märchenhaft schönen Segler der Lüfte in der Familie der Paradies- oder Göttervögel.

Paradisea intermedia De Vis

Schon die Bezeichnung „Paradies- bzw. Göttervögel" ist vielbesagend. Dem gebildeten Europa, welches drei Jahrhunderte vor uns lebte und noch ein viel empfänglicheres Herz als wir für die Natur hatte, erschienen diese befiederten Wundergeschöpfe, deren ausgestopfte Bälge zuerst im Jahre 1522 durch Pigafetta, einen Gefährten des großen Seefahrers Magalhaes, nach unserem Erdteile kamen, so über alle Maßen schön, daß es dem Glauben zuneigte, dieselben könnten nur sehr wenig mit dem „Schmutze des Erdenlebens" gemein haben und hätten sich aus dem alten Schöpfungsgarten Eden, dem Paradiese, abseits von der sündigen niedrigen Kreatur, in das reine Reich der Luft gerettet. Zu dieser naiven Denkungsart trug nicht wenig der Umstand

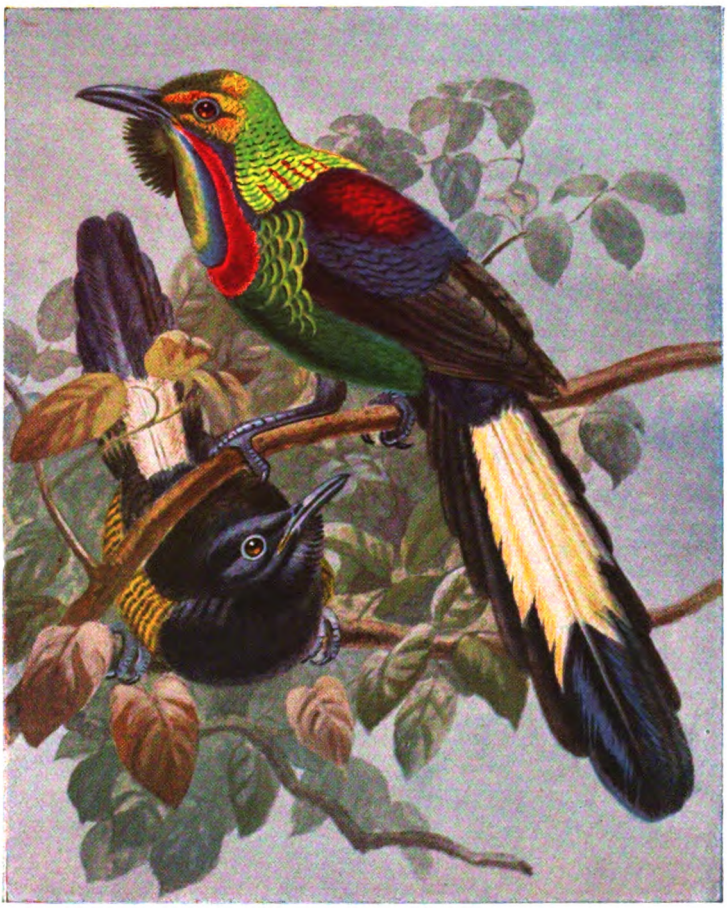
Digitized by Google

bei, daß allen früher zu uns kommenden, von den Eingeborenen Neu-Guineas ausgestopften Exemplaren dieser herrlichen Vögel die Beine fehlten, was denn auch den guten Vater Linné dazu bestimmt hat, die am häufigsten nach Europa gebrachte Paradiesvogel-Art als Paradisea apoda d. h. den fußlosen zu bezeichnen. Das vermeintliche Fehlen der gewöhnlichen Stützorgane des Körpers, der Füße und die wunderliche Umbildung der Schwingen bei diesen prächtigen Vögeln deutete man nun dahin, daß sie sozusagen immer in der Luft schwebten, getragen allein durch ihr weit ausgebreitetes Federkleid. Nur gelegentlich sollten sie sich mit den langen, draht- oder fadenförmigen Schmuckfedern ihres Schweifes an dem Geäst hoher Bäume aufhängen. Ihre Nahrung bestehe, so nahm man allgemein an, lediglich aus dem Tau des Himmels und dem Nektar der Blumen. So dem Staube des Irdischen mehr entrückt, wurden die herrlichen Geschöpfe in der Volksphantasie als luftige Sylphen zu wahren Göttervögeln. Viele, viele begeisterte Vogelfreunde des 16. Jahrhunderts bekamen selbst die ausgestopften Bälge dieser Vögel niemals zu Gesichte, und wir können in ihren Tagebüchern lesen, wie sie den Tag als einen besonders glücklichen in ihrem Leben bezeichnen, an dem es ihnen vergönnt war, wenigstens das erhaltene Federkleid eines solch herrlichen Geschöpfes mit eigenen Augen zu sehen. Bekannter wurden die Paradiesvögel in Europa eigentlich erst durch den berühmten englischen Naturforscher Wallace, welcher im Jahre 1862 auch die ersten beiden lebenden Exemplare, die er in Singapore für 2000 M. nach unserem heutigen Gelde erstanden hatte, im Zoologischen Garten von London zur Schau stellen ließ.

Rhipidornis Guilelmi III

Die Heimat der Paradiesvögel ist das Rieseneiland Neu-Guinea mit seinen dem Malaiischen Archipel zugekehrten Nachbarinseln bis nach Halmahera hin, doch kommen ein paar Arten auch in Nordaustralien vor. Die meisten dieser prächtigen Vögel leben inmitten des Urwaldes, einige aber bevorzugen als Wohnplatz den Waldsaum der Küste, wenn sie hier Bäume mit ihnen zusagenden Früchten finden. Manche Arten besitzen ein auffallend kleines Verbreitungsgebiet, wie beispielsweise eine durch ihr herrliches Federkleid besonders hervorragende Spezies, Paradisea decora Salv. et Godm., die nur auf der der Nordwestküste von Neu-Guinea benachbarten kleinen Fergusson-Insel und hier auch ausschließlich in ungefähr 800 m Meereshöhe zu finden ist. Diese weitgehende örtliche Beschränkung so mancher Formen erklärt es denn auch, daß die Familie der Paradiesvögel in einem verhältnismäßig doch kleinen Gebiete mit einem so überraschend großen Artenreichtum hervortritt. Bis heute sind nämlich schon gewiß 100 Spezies von ihnen bekannt, die man in etwa 20 Gattungen geteilt hat, und man kann wohl sagen, daß uns jede wissenschaftliche Expedition in das Innere von Neu-Guinea neue originelle Formen dieser prächtigen Repräsentanten der Vogelwelt kennen lehrt.

Digitized by Google



Astrapia splendissima (mit Weibchen)

Die Paradiesvögel bilden, wie gesagt, eine eigene Familie (Paradiseidae), die zu dem großen Kreise der rabenartigen Sperlingsvögel gehört. Ausnahmlos haben sie denn auch in anatomischer Hinsicht etwas Rabenartiges an sich und ebenso in ihrer Stimme. Diese zeigt zwar bei den verschiedenen Arten unglaubliche Verschiedenheiten, indem sie bei einigen wie ein tiefer, vibrierender Pfiff klingt, bei anderen mehr starenartig, bei wieder anderen sogar an das Miauen einer jungen Katze erinnert oder Tonfärbungen zeigt, wie man sie sonst bei den Vögeln nicht findet, aber bei alledem ist doch das Krächzen der Raben der Grundton in der ganzen Paradiesvogel-Familie.

Was den Körperbau dieser Prachtvögel angeht, so besitzen sie einen mittellangen oder schon lang zu nennenden, geraden oder auch gebogenen Schnabel. Ihr Fuß ist ganz im Gegensatze zu der über sie verbreiteten alten Fabel sehr kräftig im allgemeinen entwickelt, und dasselbe gilt auch von den mit gekrümmten, scharfen Krallen versehenen Zehen. Der Schwanz ist entweder mittellang, wobei die beiden mittelsten der zwölf Steuerfedern zu auffallenden Schmuckfedern verlängert erscheinen, oder er bildet einen sehr langen, einfachen, aber stark abgestuften Schweif. Das Federkleid der weiblichen Paradiesvögel ist ein recht einfaches und bescheidenes, frei von allem auffallenden Zierat, wobei braune und grüne Farbentöne in ihm vorherrschen, um so prunkhafter erscheint aber das Gefieder der Männchen. Es zeigt bei einigen Arten eine solch wundervolle Farbenpracht, daß sie auch der geschickteste Malerpinsel kaum annähernd — vor allem in ihrem Metallschiller — wiederzugeben vermag. Dabei tragen die „Schmuckfedern" die seltsamsten Umformungen zur Schau, die man überhaupt in der Vogelwelt findet und sie treten an den verschiedensten Körperteilen, dazu häufig an mehreren zugleich auf: am Kopfe, am Halse, an den Seiten des Rumpfes sowie namentlich auch im Schwanze. Einzelne dieser Federn haben durch eine besondere Entwicklung der Hautmuskulatur einen hohen Grad von Beweglichkeit erhalten, um in gewissen Stellungen die Farbeneffekte des Gefieders noch zu erhöhen und lebhafter zu gestalten. Manche Schmuckfedern stechen nur durch ihre außerordentliche Verlängerung hervor, bei anderen erscheinen deren Fahnen sehr locker und zerschlissen. Bei wieder anderen ist der Schaft bis auf das oberste Ende völlig fahnenlos oder nackt; ja es kann sich diese Nacktheit der Feder auch auf ihre Spitze erstrecken, so daß von ihr nichts als der in diesen Fällen ungewöhnlich lang und dadurch drahtförmig erscheinende Kiel übrig bleibt. Verbreiterungen, wellige, sowie spiralige Biegungen machen in gefälliger Anordnung diesen seltsamen Zierat bisweilen sehr wirkungsvoll.

Die Paradiesvögel tragen ihr Prunkgefieder gewissermaßen als Hochzeitskleid in

Digitized by Google

der Fortpflanzungszeit nur einige Monate lang und es kommt in seiner ganzen Pracht, an Vollendung mit jeder Mauserung zunehmend, erst im 5. oder 6. Lebensjahre zur Entfaltung. Bemerkenswert ist es bei dieser gefallsüchtigen Äußerung des Liebeslebens jener Vögel, daß sie fast in allen ihren Arten nicht zur Vielweiberei neigen, sondern ausgesprochen monogam leben. Es möchte fast scheinen, als ob sich diese merkwürdigen Tiere der Schönheit ihres Gefieders bewußt und geradezu eitel wären. So blicken sie in der Gefangenschaft kokettierend um sich unter tänzelnden Bewegungen, sobald jemand ihrem Käfig naht, baden sich täglich zweimal und verwenden auf ihre Toilette, die Säuberung und Schlichtung ihrer Prunkfedern, ebenso viele Zeit wie eine moderne Salondame. Auch wird die Sucht zu glänzen ihnen oft zum Verhängnisse. Während sie nämlich sonst aus guten Gründen sehr scheu sind, zeigen sie bei ihren in die Paarungszeit fallenden „Tanzgesellschaften" in blindester Gefallsucht ein unglaublich törichtes Gebaren. Dutzendweise lassen sie sich dann zu gewissen Stunden auf bestimmten Bäumen nieder, welche die Eingeborenen genau kennen und beginnen alsbald vor den Augen der Weibchen ihre Liebestänze und Possen — „Sakakleli" in der Papua-Sprache genannt. Hierbei erscheinen ihre Sinne so sehr gegen die ganze Umgebung abgeschlossen daß die unter dem Tanzbaume in Hütten aus frischem Laube verborgen lauernden Eingeborenen einen Vogel nach dem andern herabschießen können, ohne daß die verblendeten eitlen Tiere davonfliegen. Die Papuas bedienen sich hierbei stumpfer Pfeile, um die Vögel nur zu betäuben und nicht blutig zu schießen, wodurch ihre Bälge ja an Handelswert sehr einbüßen würden.

Die Nahrung der Paradiesvögel besteht aus Früchten und Samen, sowie aus Insekten und anderem kleinen Getier, wozu bei einigen Arten auch Vogeleier kommen. — Die Eier der Paradiesvögel selbst haben eine gelblichbraune oder dunkelbraune Grundfarbe und erscheinen meistens gefleckt oder gesprenkelt.

Zoologisch zerfallen die Paradiesvögel in drei Gruppen, nämlich in erstens echte Paradiesvögel mit geradem, dem Kopf an Länge höchstens gleichkommenden Schnabel, zweitens Paradieshopfe mit dünnem, sanft gebogenem Schnabel von größerer als Kopflänge, und drittens Laubenvögel. Vom Standpunkte des gewöhnlichen, nicht streng

Der große Paradiesvogel Paradisea apoda (mit Weibchen)

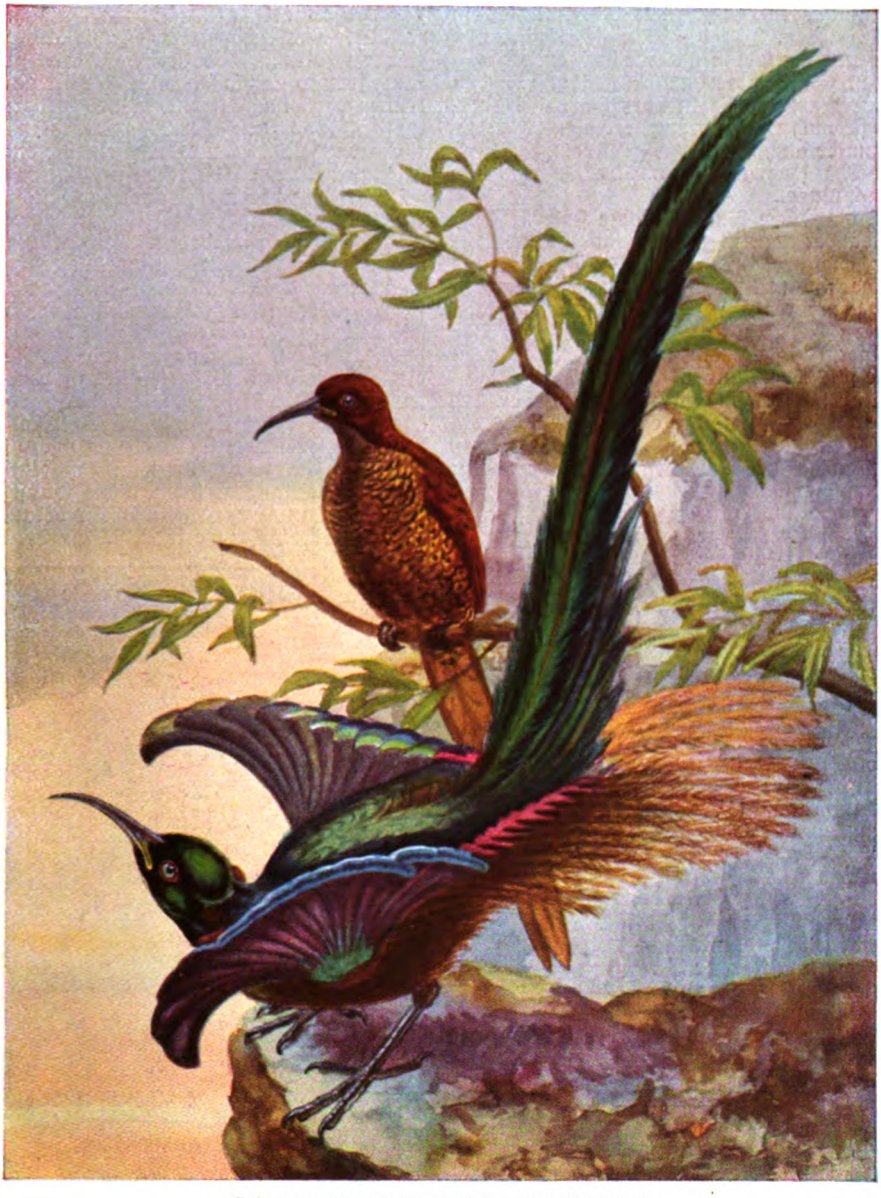
Digitized by Google

Parotia Lawesi (vorn links das Weibchen)

wissenschaftlichen Vogelfreundes betrachtet, sollte man diese letzteren nicht den Paradiesvögeln zuzählen; denn von einem wirklichen Prachtgefieder kann bei ihnen nicht die Rede sein. Dafür haben die Laubenvögel aber ihr Liebesleben in einer Weise zu verschönern gewußt, wie wir sie sonst in der ganzen Vogelwelt nicht wiederfinden. Mit erstaunlicher Meisterschaft errichten sie sich nämlich, vollständig getrennt von ihrem Nestbau, aus Gezweig, Gräsern und Blättern runde oder längliche Lauben, deren Eingang oder Eingänge sie mit am Boden hingebreiteten, glänzenden oder irgendwie auffälligen kleineren Gegenständen, namentlich Muscheln, Schneckenhäuschen, bunten Steinchen und gebleichten Knöchelchen verzieren, wozu sie die Wände der Laube mit schön gefärbten Vogelfedern ausschmücken. Diese Lauben dienen dann für ein Jahr oder auch wohl länger den verliebten Tierchen als Brautgemach, sonst aber nicht als Wohnung.

Was nun die echten Paradiesvögel betrifft, so geht ihre Farbenpracht und die bis-

Digitized by Google



Epimachus Meyeri, Finsch (oben das Weibchen)

weilen bis an das Bizarre grenzende, im ganzen aber höchst geschmackvolle Zusammensetzung ihres Federaufputzes wirklich ins Erstaunliche. Durchweg ist bei ihnen der Schwanz kurz, dessen mittelstes Federnpaar jedoch bei schon älteren Männchen ungemein verlängert. Als ob die Verlängerung auf Kosten der Fahnen- oder Seitenfederchen erfolgt sei, ist die Fahne dieser beiden Schmuckfedern entweder außerordentlich schmal, oder sie ist gänzlich geschwunden, so daß der allein übrig gebliebene Kiel die Feder draht- oder fadenförmig erscheinen läßt. Die hervorragendste Zier der völlig ausgewachsenen Männchen unter ihnen sind aber die mächtigen, den Seiten der Brust entwachsenen Büsche von weitstrahligen, luftig oder locker herabwallenden Schmuckfedern, die sich beim Paradieren der Vögel aufbauschen.

Der größte und am längsten bekannte unter den echten Paradiesvögeln ist, wie schon gesagt der Große Paradiesvogel oder Göttervogel. Seine Gesamtlänge beläuft sich auf 95—100 cm, also ein Meter, die Länge des Schwanzes auf nur 18 cm, wobei aber die beiden soeben besprochenen drahtförmigen

Digitized by Google

Schmuckfedern in ihm nicht weniger als 70 cm lang werden. Dabei hat der Körper des Vogels nur die Größe unserer Dohlen.

Im ganzen kennt man bis jetzt von den echten Paradiesvögeln oder Paradiesraben, wie sie auch wohl genannt werden, 10 Arten, worunter auch die hier abgebildete, recht seltene Art Paradisea intermedia De Vis. von Neu-Guinea.

Als typische Paradieshopfe sind die Vertreter der Gattung Epimachus zu nennen. Ihr Schnabel ist lang, sichelförmig. Ihre Flügel sind nur mäßig lang, dagegen erreicht der scharf abgestufte, aus spitz endigenden Federn bestehende Schweif eine bedeutende Länge; beispielsweise bei Epimachus striatus eine solche von 70 cm.

Unbeschreiblich schön soll (nach Lassen und anderen Forschern) der Glanz des Gefieders der Paradieselstern in den verschiedenen Stellungen der lebenden Vögel sein. Sie bilden die Gattung Astrapia, welche durch fast geraden Schnabel und breit- und stumpffederigen Schweif gekennzeichnet ist.

Durch Farbenpracht und originellen Zuschnitt ihres Federkleides sich den Schlegelia-Arten nähernde Paradiesvögel sind die Angehörigen der Sippe Diphyllodes bzw. Rhipidornis, unter denen ganz besonders die nach dem König Wilhelm III. von Holland benannte Spezies Rhipidornis Guilelmi tertii Meyer hervorgehoben zu werden verdient.

Als einer der seltsamsten Typen in der ganzen so farben- und formenreichen Familie der Paradiesvögel sei hier noch der Wimpelträger oder Schuppenparadiesvogel (Pteridophora Alberti A. B. Meyer) genannt. Derselbe hat keine besonderen Prunkfarben aufzuweisen, besitzt aber in den beiden vom Hinterkopfe ausgehenden Federn von der doppelten Länge des ganzen Vogels einen einzig dastehenden Schmuck.

Leider läßt das allzu realistische, allzusehr auf Putz sinnende Denken unserer modernen Damenwelt alle diese schmucken Vögel nicht ungestraft ihr prächtiges Hochzeitskleid tragen; denn ihre ausgestopften Bälge werden bekanntlich zu vielen Tausenden alljährlich auf den Federmarkt gebracht, um, gewöhnlich zerteilt, dem schönen Geschlechte als Hutzier zu dienen. Dabei hat das große, kaum jemals nachlassende Begehr der ganzen Kulturwelt nach ihnen die Eingeborenen in den von den herrlichen Vögeln bewohnten Land- und Inselgebieten so geschickt in deren Abschießen und Einfangen gemacht, daß die Bälge auch der selteneren Arten im malaiischen Inselmeere heute mit verhältnismäßig niedrigen Preisen bezahlt werden. So bot mir ein arabischer Großhändler auf der Molukken-Insel Banda Neira schon vor etwa 20 Jahren Bälge von recht seltenen Paradiesvogelarten zum Preise von 30 Gulden an, während in früheren Zeiten ein ausgestopfter Balg selbst von dem gewöhnlichen Großen Paradiesvogel noch mit 50 Dukaten bezahlt wurde. Soweit soll auf den Aru-Inseln die Dezimierung auch dieser Art schon fortgeschritten sein, daß jetzt die Weibchen anfangen, sich um die Gunst der Männchen zu bewerben, wie ein bekannter englischer Ornithologe schreibt.

Pteridophora Alberti A. B. Meyer

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Lebenserinnerungen und Lebenslehren

aus hinterlassenen Papieren des Generalfeldmarschalls Colmar Frhr. v. d. Goltz

Kein Vorwort, sondern eine Plauderei

General von Moltke, der Neffe des großen Feldmarschalls und später sein dritter Nachfolger in der Stellung als Chef des Generalstabes der preußischen Armee, erzählt im Vorwort zur Geschichte des deutsch-französischen Krieges von des Onkels ausgesprochenem Widerwillen gegen Memoiren. Sie dienten nur dazu, die persönliche Eitelkeit des Verfassers zu befriedigen und trügen oft dazu bei, geschichtliche Tatsachen aus der immer subjektiven Auffassung des Memoiren-Schreibers heraus zu verzerren.

Den Widerwillen habe ich stets geteilt; der Grund dafür trifft allerdings bei meinen Verhältnissen nicht zu. Mir ist es nicht vergönnt gewesen, in einflußreicher Stellung an historischen Ereignissen teilzunehmen. Ich habe ihnen nur als Beobachter folgen dürfen, und mein Lebenslauf gehört zu denjenigen, die man in den kurzen Satz zusammenfassen kann: ‚er ward geboren, nahm ein Weib und starb'. Persönliche Erlebnisse habe ich auch nie für wichtig genug gehalten, um fortlaufende Aufzeichnungen darüber zu machen. Ich tat dies nur während meiner türkischen Dienstzeit, da mir der Gedanke kam, ich würde einmal über sie Rechenschaft ablegen sollen und mein Gedächtnis könne mich dann im Stiche lassen. Aber auch aus dieser Zeit sind meine Notizen unvollständig. Es wurde mir immer schwer, sie niederzuschreiben. Zumal ergriff mich stets eine gewisse Scheu, Aufzeichnungen über Gespräche mit hochgestellten Persönlichkeiten zu machen. Mir erschien es wie ein Vertrauensbruch. Man nagelt dabei leicht Äußerungen fest, die nur einer augenblicklichen Regung entsprangen, nicht in vollem Ernste aufzufassen waren, und die der Sprecher gar nicht getan oder nicht so getan hätte, wenn er ahnte, daß man sie sofort zu Papier bringen werde.

So muß ich mich im allgemeinen darauf beschränken, die Umrisse der Bilder, die im Leben an mir vorüberzogen, nach dem Gedächtnis zu entwerfen. Daß ich sie meinem ursprünglichen Vorsatz entgegen aufzeichne, hat seinen besonderen Grund. In engen Verhältnissen aufgewachsen, war ich von früh an gewohnt, für mein Tun die nüchternsten Beweggründe walten zu lassen. Das wird am Ende zur Lebensgewohnheit, von der Herz und Sinn nicht mehr loskommen. Der Vorschlag, den mir eine Buchhandlung für die Herausgabe dieser Lebenserinnerungen machte, ist für mich ausschlaggebend gewesen. Er eröffnete mir die Aussicht auf ein Stück nutzbringender Arbeit im späten Lebensalter. Das ist stets eine gute Gabe, die man nicht leichtfertig von sich weisen soll. Dem Verleger fällt damit aber auch die Verantwortung für das Erscheinen dieses Buches zu. Er mag sich mit der Menschheit deshalb abfinden.

Ist auf den nachfolgenden Blättern auch weniger von welterschütternden Ereignissen und Staatsgeheimnissen die Rede, als der Leser vermutet, so wird es ihn doch vielleicht fesseln, zu sehn, wie die Zeiten, die hinter uns liegen, sich in der Erinnerung eines alten Mannes von heute widerspiegeln. Er wird sich auch überzeugen, daß es im Vaterlande immer noch möglich ist, ohne besondere Bevorzugung durch Natur oder Schicksal, ja ohne Mittel und ohne mächtige Förderer und Beschützer durch Mühe und Arbeit vorwärts zu kommen und den Weg selbst bis zu hohen Stellen im Staate hinauf zu finden.

„Euere Exzellenz werden zugeben müssen, daß heute ohne Konnexion nichts mehr zu erreichen ist" — wie oft habe ich es in späteren Jahren hören müssen, als die Leute fälschlich von mir voraussetzten, daß ich einflußreich genug sei, um zu ihren Gunsten ein Machtwort zu sprechen. Mich hat die Erfahrung eines anderen belehrt. Ich kann mir ehrlich das Zeugnis ausstellen, daß ich niemals nach ‚Konnexionen' gesucht habe, um auf dem Rücken anderer eine Stufe höher zu steigen. Nie habe ich um Empfehlungsbriefe gebeten, die mir meinen Lebensweg erleichtern sollten und nur ein einziges Mal habe ich einen solchen ohne mein Zutun erhalten. Seiner Seltenheit halber hat er sich mir tief ins Gedächtnis gegraben.

Es war vor 31 Jahren, als ich auf Vorschlag des in die Türkei berufenen Generals Kähler aufgefordert wurde, ihm zur Neuordnung des türkischen Militärschulwesens nach Konstantinopel zu folgen. Der erste Botschaftsrat der türkischen Botschaft in Berlin, Ohan Bagdadlian Effendi, gab ihn mir, ohne mein Verlangen, mit auf den Weg. Er war an Reschid Bei, den damaligen Privat-Sekretär des Sultans Abdul Hamid II. gerichtet.

Digitized by Google

Daß er auf mein Schicksal einen besonderen Einfluß geübt haben sollte, glaube ich nicht. Ich aber hatte ein Gefühl von Beschämung, mit einem solchen Schriftstück in der Tasche umherzulaufen und mich nicht allein auf mich selbst zu stützen. Für mich haben die Worte ‚Empfehlung' und ‚Protektion' stets einen unangenehmen Klang gehabt, etwa wie ‚Hintertreppe' und ‚Schleichweg'.

Gott sei Dank sind wir noch nicht so weit, daß wir ihrer nicht zu entraten vermöchten. Sollte diese schlichte Aufzeichnung meiner Lebenserinnerungen auch nur den einen Erfolg haben, den Glauben an die Zauberkraft ‚hoher Fürsprachen' zu vernichten, so wäre sie nicht ohne Nutzen geblieben. Ein Mann, der bei allem, was er tut, sich zunächst nach fremder Hilfe umsieht, wird in allen ernsten Lagen des Lebens ratlos, wie ein Volk, das seine Sicherheit nicht in der eigenen Kraft, sondern in der Bundesgenossenschaft sucht. General Nogi, der Eroberer von Port Arthur, hat die, zumal für den Soldaten wertvolle Lehre geprägt, man solle stets bereit sein, die Freunde zu unterstützen, aber nie mit Sicherheit auf ihre Hilfe bauen. Kommt diese, so soll sie uns ein willkommenes Göttergeschenk sein. Auch ohne sie aber muß unsre Rechnung stimmen. Selbst ist der Mann!

Freilich gehört dazu Augenmaß für das Erreichbare. Zahlreiche begabte junge Leute scheitern daran, daß dieses ihnen fehlt. Wer nach den Sternen greift, für den paßt meine Lehre nicht. In der Besorgnis, daß das Genie, welches sie in sich vermuten, nicht hinreichend zur Geltung kommen könnte, versuchen viel junge Leute sich zur Unzeit in die Lüfte emporzuschwingen und stürzen ab, trotz des Ikarus warnendem Beispiel. Als höherer militärischer Vorgesetzter habe ich junge, begabte Offiziere öfters gemahnt, bei ihnen gestellten Aufgaben zunächst die einfachen natürlichen Lösungen zu suchen, die dem gewöhnlichen Verstande am nächsten liegen, statt die genialen anzustreben, um Außergewöhnliches zu leisten. Wenn wirklich ein Bonaparte in ihnen schlummerte, würde er sich bei geeigneter Gelegenheit auch ohne ihr absichtliches Zutun kund geben. Diesen Augenblick abzuwarten, gebiete die elementarste Vorsicht. Gewaltsam sich durchsetzen, glückt nur den allergrößten Sterblichen, deren jedes Jahrhundert kaum einen hervorbringt. Und auch sie hängen davon ab, ob ihre Zeit sie versteht und fördert. Ein Bonaparte würde heute wahrscheinlich Gefahr laufen, als Bezirksoffizier zu enden, weil Unverträglichkeit, Rechthaberei, Ungehorsam, Herrschsucht und Unbelehrbarkeit ihn zu anderem unbrauchbar erscheinen ließen.

Geradezu verheerend wirkt oft das Verhalten zärtlicher Verwandten. Nach Erstlingserfolgen, die der frische Wagemut der Jugend erringt, ist leicht ein ‚kleiner Bismarck', ein ‚kleiner Moltke' entdeckt und dieser beginnt allmählich selbst daran zu glauben, daß er für Außergewöhnliches bestimmt sei und dem Alltäglichen den Rücken wenden müsse. Nichts ist aber mächtiger, als gerade das Alltägliche; und der junge Stürmer erschöpft gar bald seine Kraft an den Widerständen der Wirklichkeit. In deren Überwindung erst zeigt sich das wahre Genie. Es ist darum in unserem Heere eine wohltätige Einrichtung, daß auch der Begabteste, der früh in die Regionen von Generalstab, Kriegsministerium oder hohen Kommandobehörden emporgehoben wird, von Zeit zu Zeit immer wieder in die tieferen des praktischen Dienstes hinabsteigen muß. Wir sollten von diesem System niemals weichen. Freilich sind dabei Irrtümer und Härten des Schicksals nicht zu vermeiden. Offiziere, auf deren Zukunft von einem weiten Kreise von Freunden große Hoffnungen gesetzt wurden, scheiterten daran, daß sie irgendwelche Forderungen des elementaren Dienstlebens nicht oder nur mangelhaft erfüllten. Solche Fälle sind traurig, aber im ganzen doch auch nur selten. Sie gehören zum Soldatenlose, das sich nicht nach Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit, sondern nach dem Erfolge entscheidet.

Zum Erfolge gehört Glück — wie oft hört man das aussprechen, wie oft glaubt man selbst daran, wie häufig schon hat ein jeder sich über den Mangel an Glück beklagt. Ganz ohne Inhalt ist der Glaube an das Glück gewiß nicht. Schon die Übereinstimmung so vieler gleichartiger Beobachtungen von Menschen verschiedenster Art deutet an, daß es ein geheimnisvolles Etwas gibt, das wir als ‚Glück' bezeichnen. Blinder Zufall, der beharrlich den einzelnen trifft, kann es nicht sein, sonst wäre es ja eben kein Zufall. Moltke hat dies in seinem bekannten Ausspruch: ‚Glück hat auf die Dauer doch zumeist wohl nur der Tüchtige' endgültig festgestellt. Der einfache Sinn der Orientalen glaubt an eine geheimnisvolle Vorausbestimmung, die nicht nur Menschen, sondern auch Tiere, Zeiten, Gegenstände betrifft. Er kennt noch die glückverheißende Stunde — ‚eschref saat' — er glaubt auch an den Begriff ‚aughurfuß' d. h. ohne gute Vorbedeutung, ‚unglückbringend'. Er knüpft sich am leichtesten an ein Haus, ein Pferd und — eine Frau! Das Wort ist wohl aus dem Altertum sitzen geblieben; es wird aber noch täglich gebraucht. ‚Aughurlar' ruft der Karawanenführer dem Reisenden in der frischen Morgenluft zu, wenn der Marsch beginnt. Es heißt: ‚Gute Vorbedeutung, Glück auf die Reise!'

Die Alten nannten Glück ein Talent und kommen damit der Wahrheit wohl nahe. Wir sehen Leute, die niemand für besonders befähigt hält, dauernd von den Umständen begünstigt. Es ist, als ob die Gunst des Schicksals ihnen förmlich zugetragen wird. Manche von ihnen zögern sogar mit dem Zugreifen, ohne ihrem Glück zu entgehen. Es sind die ‚Lieblinge der Götter'. Alles schlägt zu ihrem Vorteil aus. Die geheime Ursache davon mag eine von uns noch nicht definierte Eigenschaft sein, die sie unwillkürlich auf den

Digitized by Google

Weg führt, auf dem ihr Vorteil liegt. Ihr Besitz ist weder Verdienst, noch ihr Mangel Schuld. Der ernste Mensch aber, der sich selbst prüft, soll so viel Selbsterkenntnis besitzen, daß er weiß, ob er Glück habe oder nicht. Töricht sind diejenigen, denen das Glück fehlt und die dennoch dauernd Dinge unternehmen, zu deren Gelingen eine besondere Gunst der Umstände gehört.

Ich habe in meinem langen Leben niemals die Empfindung gehabt, daß ein unerwartet eintretender glücklicher Zufall mir zum Vorwärtskommen geholfen habe. Dafür habe ich mich auch niemals auf Versuche eingelassen, deren Gelingen das Zusammentreffen besonders fördernder Umstände zur Voraussetzung hatte. Am ehesten empfand ich Lust zu einem Wagnis in der Truppenführung. Leider ist sie mir nur im Frieden beschieden gewesen, und die ernste Probe auf das Exempel hat gefehlt.

Ganz zu erklären, was Glück ist, sind wir also nicht imstande. Ein jeder aber muß wissen, wie er zu dieser geheimen Macht steht und nicht eigensinnig seine Befriedigung dort suchen, wo es ihm augenscheinlich versagt sein soll. Es kann wohl ein jeder auf seine Fasson ‚selig', aber nicht auf Erden ‚glücklich' werden.

Mit dieser Lebenslehre will ich die Erzählung meiner Schicksale beginnen.

Kindheit

„Versäumte Jugend ist ein Schmerz
Und einer ew'gen Sehnsucht Hort.
Nach seinem Lenze sucht das Herz
In einem fort, in einem fort!"
Aus Conrad Ferdinand Meyers „Lenzfahrt".

Fabiansfelde

Meine frühesten Kindheitserinnerungen führen mich nicht, wie Adalbert Chamisso, zu einem aus schatt'gen Gehegen schimmernden Schloß zurück, sondern zu einem kahl in den Feldern gelegenen kleinen ostpreußischen Gute. Geboren bin ich am 12. August 1843 zu Bielkenfeld bei Labiau, aber sehr bald mit meinen Eltern nach Fabiansfelde, zwischen Königsberg und Preußisch-Eylau übergesiedelt. Ein viereckiger Wirtschaftshof von weißgetünchten, strohbedeckten Fachwerksgebäuden, das Holzwerk schwarz geteert, auf der einen Seite ein flacher Teich, daneben, — wenn man von der Chaussee kam, — links das Wohnhaus, rechts das Kämmererhaus, hinter diesem ein kleiner Hügel mit einigen Eichen, ein paar Insthäuser auf der anderen Seite des Teiches — so sah Fabiansfelde damals aus. Das Wohnhaus unterschied sich von den übrigen Gebäuden nur dadurch, daß es massive Mauern hatte. Sein Dach war, wie jene, nur mit Stroh gedeckt, aber es hatte drei Schornsteine, mein und meines anderthalb Jahre älteren Bruders Stolz. In der Mitte der Front schützte der sogenannte Windfang die Haustür, die in einen kleinen Vorraum führte, den zum größeren Teil eine Falltür zum Keller einnahm. Stand diese offen, so konnte der Eintretende, der nicht aufpaßte, sich leicht kopfüber auf dem Kellerboden wiederfinden. Ein paar niedrige Zimmer rechts, ein paar andere links. Die Küche und die Leutestube, wo die Knechte aßen, lagen nach dem Giebel zu, der einen zweiten Ausgang mit einer baufälligen Freitreppe besaß. Hinter dem Hause ein kleines, schattenloses Gärtchen mit der sogenannten „Laube" und einem Kruschkenbaum*) darin, auf dem Hofe ein zweiter Kruschkenbaum — das war unser Reich. Solche „Herrensitze" soll man in den russischen Ostseeprovinzen noch heute finden. Vom Boden des deutschen Vaterlandes sind sie bis auf wenige Ausnahmen verschwunden. Dem Auge des Kindes schien alles groß und weit; als ich nach 57 Jahren einmal wiederkam, sah ich, wie dürftig, ärmlich und eng es gewesen sein muß.

Unser ehemaliger Familienbesitz war in der schweren Zeit nach den Kriegen von 1806/07 und 1812/13, während welcher Ostpreußen ganz besonders gelitten hatte, verloren gegangen. Mein Großvater starb früh; die Großmutter, eine Zeitlang noch Schloßherrin zu Domnau, zog schließlich in eine kleine Stadt, wo sie sich ziemlich kümmerlich durchschlug. Mein Vater hatte, wie seine Brüder, als Offizier in der Armee gedient, brachte es aber unter den traurigen Avancementsverhältnissen jener Hungerjahre, trotz 19jähriger Dienstzeit, nicht weiter als bis zum Leutnant. Mit einem geringen Vermögensrest widmete er sich dann der Landwirtschaft und soll sich redlich geplagt haben, ohne vorwärts zu kommen. Er starb als ich sechs Jahre alt war.

Seine Erscheinung schwebt mir nur aus zwei Szenen vor Augen und die eine davon muß auf Sinnestäuschung beruhen. Ich nehme sie aber dennoch auf, da sie mir noch heute am festesten in der Erinnerung vorschwebt.

Die erste knüpft sich an einen ganz unbedeutenden Vorgang. Mein Vater soll ein guter Deklamator gewesen sein, und ich sehe ihn, einen hochgewachsenen, schlanken Mann mit braunem Haar, etwas vornüber gebeugt, lebhaft sprechend und gestikulierend inmitten seiner Gäste.

Das andere Mal ist für mich bedeutsamer geworden. Meine Mutter reiste nach Danzig, um einen Bruder zu besuchen; mein Vater brachte sie nach Elbing aufs Dampfschiff, um dann durchs Land wieder heimzukehren. Eines Tages aber kam das Fuhrwerk allein zurück. Meinen Vater hatte im letzten Augenblick die Lust angewandelt, mit nach Danzig zu gehen — zu seinem Verhängnis. Während der ‚langen' Reise war ein Schwager meines Vaters nach Fabiansfelde gekommen, um dort nach dem Rechten zu sehen und auf die Jagd zu gehen. Hierbei liefen wir Jungen

*) Wilde Birne.

Digitized by Google

mit. Eines Tages waren auch ein paar Gäste dabei und hinterdrein zum Frühstück geladen. Als wir nach Hause kamen und dort im Zimmer über die Jagd verhandelt wurde, lief ich noch einmal hinaus. Da sah ich zu meinem Erstaunen meinen Vater von Groß Lauth, dem Nachbargute, her über Feld kommen. Mir schien, als winke er mir; er war aber noch weit genug, daß ich ins Haus zurückspringen und hineinrufen konnte: „Der Papa kommt, der Papa kommt von Lauth übers Feld!“ Alle waren im höchsten Grade erschrocken; denn wie sollte mein Vater aus dem fernen Danzig plötzlich angekommen sein. Wir stürzten hinaus — und die ganze Umgebung war leer, niemand, mit dem ich den Vater verwechselt haben konnte, zu entdecken. Ich starrte sprachlos ins Feld und es regnete Schelte über den ‚infamen Bengel‘, der die Erwachsenen hatte foppen wollen. Auch einige Hiebe gab es; denn man war damals noch nicht so empfindsam wie heute mit Kinderzüchtigungen, sondern huldigte mehr der Maxime des alten Bogumil Goltz: ‚Schuljungen dürfen so viel gehauen werden als der Lehrer Motion braucht.‘ Umsonst waren meine Beteuerungen, daß ich den Vater wirklich ganz deutlich gesehen hätte; man glaubte mir nicht.

Der Tag ist sein Todestag gewesen; die Stunde stimmte nicht. Am frühen Morgen schon war er in Danzig nach nur einer einzigen Krankheitsnacht gestorben. Am Abend hatte er sich bei den ersten Anzeichen von Unwohlsein aus einer Gesellschaft entfernt und anfänglich sogar die Begleitung meiner Mutter abgelehnt, sie aber auf ihr Bitten mitgenommen. Um fünf Uhr war er trotz schnell herbeigeholter ärztlicher Hilfe eine Leiche — von der Cholera dahingerafft.

Objektiv waren die Prügel, die ich bekommen hatte, berechtigt, subjektiv nicht; denn noch heute glaube ich bestimmt, des Vaters Gestalt gesehen und deutlich erkannt zu haben.

Was nach diesem unerwarteten Schicksalsschlag auf uns herniederfiel, war Not und Bedrängnis. Meine Mutter kehrte völlig gebrochen nach Fabiansfelde zurück, nachdem sie den Mann, mit dem sie nur etwa neun Jahre verheiratet gewesen war, in Danzig der Erde übergeben hatte. Die Beileidsbesuche der Nachbarn trafen ein. Sie mußte immer wieder den Hergang des Unglücks erzählen. Dabei brach sie regelmäßig mitten in ihrem Bericht in Tränen aus. Alle bedauerten sie; geholfen hat ihr niemand. Man schied mit verlegenen Mienen, und ich bekam mehr, als für ein Kind bestimmt und gut war, von den traurigen Verhältnissen zu hören, in denen mein Vater die Seinen zurückgelassen hatte.

Die Eindrücke jener Zeit haben nachhaltig auf mein Gemüt gewirkt; die Erinnerung daran verfolgte mich durchs Leben. Daß es auf unserem Gute schlecht und schlechter ging, empfanden auch wir Kinder. Wir hatten unseren eigenen Barometer dafür, nämlich Pferde und Vieh. Wenn die wohlgenährten Groß Lauther Gespanne von ihren singenden, pfeifenden und peitschenknallenden Knechten nach Beendigung der Ackerarbeit vom Felde heimkehrten und unsere mageren Tiere müde zu den Ställen getrieben wurden, dann überkam uns das Bewußtsein, daß wir arm und die da drüben reich seien.

Meine Mutter hat sich sicherlich alle Mühe gegeben, sparsam zu wirtschaften, aber was half das in einer Notlage, wie die unsrige. Selbst die Chausseehäuser wurden auf Feldwegen umfahren, um den einen Silbergroschen zu sparen, den das Chausseegeld kostete. Briefe nach der Stadt gingen ‚durch Gefälligkeit‘, wenn ein Bekannter hinfuhr. Bares Geld pflegt auf dem Lande immer knapp zu sein; bei uns aber traf das besonders zu. Von der Dürftigkeit jener Zeit macht sich heutzutage niemand mehr einen Begriff. Materiellen Mangel empfanden wir Kinder freilich nicht. Man nährte sich damals noch recht einfach und ohne viel hygienische Skrupel. Bewirtete uns die alte Kämmererfrau heimlich einmal mit ‚Saubohnen‘, die heute niemand mehr essen will, so zweifelten wir, ob es jemand besser haben könne. Aber wir fühlten doch den gesellschaftlichen Druck, der auf uns lastete.

Zur Zeit, als mein Vater starb, hatte ein Schwager meiner Mutter sein kleines Gut, Silberberg in Masuren, notgedrungen gerade verkaufen müssen. Onkel Meßelhäuser war wohl ein Abkömmling der zu Anfang des 18. Jahrhunderts ins Land gezogenen Salzburger Emigranten. Auch er muß sehr sparsam gewesen sein, wenigstens entsinne ich mich, daß er statt des Tabaks getrocknete Kirschblätter rauchte. Auch ihm war es aber nicht geglückt, sich emporzuarbeiten. Als sein magerer Besitz unter den Hammer kam, bestand sein einziger Reichtum in einer Frau und sechs Kindern. Diese ganze Familie nahm meine Mutter zu sich; Onkel Meßelhäuser sollte die Wirtschaft führen. Zu Fabiansfelde gehörte ein kleines Bauerngrundstück von 30 Morgen, das mein Vater im nahen Dorfe Lawd hinzugekauft, aber glücklicherweise meiner Mutter zu eigen verschrieben hatte. Das darauf befindliche Häuschen, zu dem auch noch eine kleine Scheune gehörte, war halb Wohnraum, halb Vieh- und Pferdestall, wie es in Ostpreußen damals Sitte war und vielfach auch heute noch ist. Dort zogen die Silberberger mit Sack und Pack, mit Kind und Kegel ein. Wohnungspolizei gab es glücklicherweise noch nicht. Wir Kinder gewannen durch den Zuwachs muntere Gespielen; meine Mutter verlor insofern, als ein jüngerer unverheirateter Landwirt, wie sie damals vielfach aus dem Westen kamen, um im Osten Stellung zu suchen, wohl eher geeignet gewesen wäre, unser heruntergekommenes Gut in die Höhe zu bringen.

So richteten wir uns ein, so gut es ging; es ging aber nur von Tag zu Tag rückwärts. Ich war als Kind kränklich und weinerlich,

Digitized by Google

wurde viel als ‚Piepsgesel'*) geneckt und von den andern beiseite geschoben. Mein älterer Bruder Oskar war frischer, gesunder, jungenhafter und mehr als ich beliebt. Meiner nahm sich nur mein gleichaltriger Vetter Otto an, ein aufgeweckter Bengel mit anschlägigem Kopf, zumal wenn es galt, irgendeinen Unfug anzurichten. Er hat es im Leben zu der hohen Stellung eines Schutzmanns-Wachtmeisters gebracht und ist vor einer Reihe von Jahren in allen Ehren gestorben. Er war es, der mich etwas ‚aufstöberte' und mein Fähnchenführer wurde; jedenfalls folgte ich seinen Einfällen, und so kam ich durch seine Vermittlung auch zu den wenigen dummen Streichen, die zu machen ich in meiner Jugend Gelegenheit fand — sie gehören doch auch zur Entwicklung.

Wenn abends die Pferde vom Felde kamen und in den Roßgarten getrieben wurden, stiftete er mich an, mit ihm heimlich dorthin nachzuschleichen. Aus alten Stricken verstand er Zäume mit hölzernem Gebiß zu verfertigen. Dann wurden die alten Ackergäule in eine Zaunecke getrieben, der eine oder der andere eingefangen, gezäumt und geritten. Wir sehnten uns aber bald nach einem muntereren Reittier und versuchten es mit einer Stärke, d. h. einer jungen Kuh, die uns durch ihre Bocksprünge mehr Vergnügen machte als die arbeitsmüden Rosse. ‚Liese' hatte ein entschiedenes Talent zur Jagdkuh, und ich machte so meine ersten Vorstudien als künftiger Jagdreiter. Freilich habe ich lange gebraucht, um das Erlernte anzuwenden; denn ich bin im späteren Leben zum ersten Male mit 54 Lebensjahren als Divisions-Kommandeur in Frankfurt a. O. Jagd geritten, und zwar unter des bekannten Herrenreiters Kramsta Führung.

Liese, deren Rückgrat für unsere Reitstudien wohl noch zu weich war, bekam übrigens mit der Zeit einen Buckel, der Onkel Meßelhäusers und meiner Mutter Verdacht erregte. Wie es geschah, weiß ich nicht mehr, aber unsere Übeltaten kamen am Ende ans Licht der Sonne, und unseren verfrühten Sportsfreuden wurde mit einer gehörigen Lektion ein unbarmherziges Ende gemacht.

Auch Birnen von einer gesicherten strategischen Basis hinter dem Gartenzaun her mit einer langen Knechtspeitsche ungesehen vom Baume holen oder mit einer selbstverfertigten Sichel eigenmächtige Ernteversuche anstellen, bis das Loch im Getreide allmählich größer wurde und uns verriet, Bauholz heimlich ansägen und dergleichen lernte ich von Otto Meßelhäuser — sonst aber nicht viel oder gar nichts. Nur eines musikalischen Versuchs entsinne ich mich, bei dem ich es dahin brachte, die Melodie „war ein Jud' ins Wasser gefallen — hab'n ihn hör'n plumpsen" mit einem Finger auf dem Klavier zu spielen. Ich wurde jedoch bald als ‚musikalisch gänzlich hoffnungslos' aufgegeben. Aus Ellendts Lesebuch lernte ich auswendig, was für Haus und Wissenschaft unentbehrlich war. Der Sohn des Kantors und Organisten Bangel kam aus dem eine halbe Meile entfernten Kirchdorf Jesau gelegentlich nach Fabiansfelde hinüber und gab uns Stunden. Das war es, was für den Geist geschah. Große Ansprüche machten wir also in dieser Beziehung nicht. —

Kauflustige erschienen, um unser Gut zu besichtigen und fuhren wieder ab; auch wir Kinder ahnten etwas von bevorstehendem Abschied und sprachen unter uns davon, ob wir wohl ins Königsberger Waisenhaus gebracht würden, zumal seit ein etwas größerer Junge von dort bei uns zum Besuch gewesen und erzählt hatte, wie man den Lehrern ein Schnippchen schlägt und allerlei ‚Schabernack' treiben könne.

Meine gute Mutter ermahnte mich freilich oft, fleißig zu sein und viel zu lernen. Sie fügte dann immer irgendeine Erzählung von einem armen Hirtenjungen hinzu, der am Ende General oder Minister geworden war. Wahrscheinlich, weil sich so viele Gespräche um ein paar Kupfergroschen oder ‚Dreipfenniger' drehten, soll sich meine kindliche Phantasie oft damit beschäftigt haben, wie man einen Baum verkaufen und dafür zwei andere pflanzen könne, um sie dann auch zu Gelde zu machen usw., usw. Deshalb wurde ich häufig geneckt, ich würde einmal Finanzminister werden. Ich muß von der Undankbarkeit dieses Amtes aber schon eine intuitiv richtige Vorstellung gehabt haben; denn ich wies die Zumutung immer mit entrüsteten Worten zurück. Aber ans Forstfach wurde für mich gedacht, obwohl der Weg zum Reichwerden, den ich dabei vorgeschlagen hatte, ein etwas weitläufiger war. Auch manches andere soll ich im Leben verkehrt angefangen haben, so den Gebrauch der deutschen Sprache. Nach meiner Mutter bündiger Versicherung war das erste Wort, das ich sprach, nicht „Mama" oder „Papa", sondern „Broczynski". Ein alter Waldwärter dieses Namens lebte in Fabiansfelde, und er mag mit mir wohl öfter gespielt haben. Als ich als Baby noch auf dem Arm des Kindermädchens zum Fenster hinaussah und der Alte vorüberging, soll ich mit dem Finger auf ihn gezeigt haben und das erste längst erwartete Wort „Bschinski" zum Vorschein gekommen sein.

Da meine Finanzpläne nicht ausreichten, um in Fabiansfelde zu helfen, wurde es immer schwieriger, das Gut zu halten. Ich war mittlerweile acht Jahr alt geworden; so, wie es ging, konnte es nicht weiter gehen. Aus dieser trüben Zeit hat sich das erste Dokument als ‚pièce justificative' für meinen Lebenslauf erhalten, und da es ein gewisses kulturhistorisches Interesse hat, so will ich es hier einfügen. Es kam nach 60 Jahren ganz zufällig in meine Hand, als ich schon Armee-Inspekteur in Berlin war. Die noch lebende Schwester meines älteren Vetters Max v. d.

*) Eine ostpreußische Bezeichnung für junge, wenig lebensfähig ausgekommene Gänschen.

Digitized by Google

Goltz, früheren kommandierenden Admirals unserer Flotte, hatte es zufällig unter verschollenen Andenken ihrer 1895 verstorbenen Mutter gefunden, ein Notizbuch mit perlengesticktem Deckel nach dem Geschmack jener Zeit. Darin lag ein vergilbter und vergessener Brief des letzten lebenden Bruders meines Vaters an des Admirals Mutter aus der Zeit, als auch diese, die einen jüngeren Bruder zum Mann gehabt, eben in Berlin Witwe geworden war. Der Schreiber, der ‚Herr Kapitain', wie er allgemein in der Familie genannt wurde, hatte bei der Erstürmung von Wittenberg das Eiserne Kreuz erworben und galt uns Kindern als eine hohe Respektsperson, in deren Zimmer wir stets mit einer gewissen ehrfurchtsvollen Scheu eintraten. Als alter Junggeselle lebte er auf dem Gute Postehnen bei Friedland im Hause unserer Tante Klein, einer geborenen v. Viereck. Diese hatte in erster Ehe einen Herrn v. Königsegg und nach dessen Tode ihren ehemaligen Gutsinspektor, Oberamtmann Klein, geheiratet, der es verstand, die Güter in die Höhe zu bringen und das ererbte Vermögen nicht nur zu erhalten, sondern noch zu vermehren. Sie war die reiche Frau in der Familie.

Der ‚Herr Kapitain', Onkel Leopold, schrieb der Schwägerin am 3. November 1851 Familien-Nachrichten; dann kam das Schicksal ihrer Kinder und auch das unsere an die Reihe: „Über die glückliche Wahl eines Vormundes Deiner Kinder habe ich mich sehr gefreut, das sind aber auch Vorzüge der Residenz, die auf die Bildung Deiner Kinder sehr vorteilhaft einwirken müssen. Hier geht es schlechter; Ottos — d. h. meines Vaters — Kinder haben den Justizkommissarius Jester zum Vormunde; kein Vermögen, keine Aussicht! Poußardière — meines Vaters Schwager — welcher jahrjährlich immer mehr zusetzt, hat den ältesten, Oskar, der im Kadettenkorps notiert, zu sich nach Rastenburg auf das Gymnasium genommen. An Beiträgen zu Kleidern, Büchern, Schulgeld, erhält er dieses Jahr von Lieutenant v. d. Goltz, Adjutant bei Prinz Adalbert, 10 Rthlr., Gustav Goltz-Mertensdorf 15 Rthlr., Leopold G. (der Schreiber selbst) 5 Rthlr. und Hannchen Klein 18 Rthlr. Was soll nun aber aus dem zweiten Sohne Kolmar — das war ich — werden? Der Staat tut auch nichts, der Unterricht mangelt schon sehr — Gott mag helfen — ich vermag es nicht. Den 12. März 1852 wird Fabiansfelde verkauft. Die Taxe ist 14 000 Rthlr. Zur Deckung der Gläubiger sind noch Aussichten vorhanden, für die Familie gar keine."

So sah es damals, ähnlich sieht es auch noch heute in vielen Familien der ‚begehrlichen' Agrarier aus, die nach den Versicherungen unseres selbstgerechten Liberalismus vom Marke des Volkes leben.

Der zu Anfang des 19. Jahrhunderts in Ostpreußen beginnende Wohlstand war neueren Datums und nicht so solide aufgebaut gewesen wie der älterer Kulturländer. Wer denkt heute daran, daß diese Grenzmark nach der Schlacht von Prostken, von 1657 ab, noch durch furchtbare Tataren-Einbrüche verheert worden ist, die bis nahe an die Königskrönung zu Königsberg heranreichten. Mehrere hundert Städte und Dörfer gingen dabei in Flammen auf; viele tausende Bewohner wurden erschlagen, ebenso viele in die Sklaverei geschleppt, die Felder verwüstet, das Vieh fortgetrieben. Im Beginn des 18. Jahrhunderts folgte dann die Pest in Litauen, die ganze Landstriche veröden ließ, später der Siebenjährige Krieg mit der russischen Okkupation.

In welcher unglaublichen Art Ostpreußen sodann unter den Wirren zum Beginn des vorigen Jahrhunderts gelitten hat, ist erst kürzlich durch Publikationen aus den Provinzial-Archiven bekannt geworden. Der furchtbare Krieg von 1806 und 1807 hatte den mühsam wieder aufgebauten Wohlstand schon vernichtet; was noch übrig war, nahm die Große Armee beim Durchmarsch 1812 mit. Dann folgte die Rückkehr ihrer Trümmer und der Zug der russischen Verfolger. Trotz allem wurden die Opfer für den Befreiungskampf freudig getragen. Nach demselben kam der vollkommene Stillstand in Handel und Wandel, die entsetzliche Geldknappheit, unter der das ganze Königreich litt. Die Nachwehen dieser harten Zeiten brachten nicht nur leichtlebige Feudalherren, sondern auch alte ehrenwerte und arbeitsame Familien an den Bettelstab. Ohne Schonung wurden sie von Haus und Hof getrieben.

Heute leistet die Provinz dem industriereichen Westen Frondienste, für den sie einen Teil der Arbeitskräfte großzieht, deren er bedarf. Fürwahr, wenn ein Teil Deutschlands seine Lebenskraft bewiesen hat, so ist es dieser, und er verdient des Reiches tatkräftige Unterstützung mehr, als die herben und ungerechten Kritiken über Ostelbier und Latifundienwirtschaft, die ihm so oft zuteil werden. —

Die unruhigen Zeiten von 1848 und 1849 blieben nicht ganz ohne Wirkung auf die ländliche Einsamkeit. Zwar wurde auf unserm stillen Gut keine Politik getrieben, auch entsinne ich mich nicht, daß je unter den Leuten Unruhe geherrscht hätte. Aber ich weiß, daß es hieß, der König wollte die Russen gegen die Demokraten ins Land rufen und öfters entstand Alarm. An einem gewitterschwülen Abend konnte man am Horizont ringsum fünf Feuerscheine zählen. Die Aufregung war groß und es hieß, die Revolution hätte begonnen. Am nächsten Tage gegen Mittag erscholl der Schreckensruf: „Die Russen kommen!" Alles rannte hinaus und nach der Chaussee zu, auf der damals die riesigen, mit Leinwandplanen überspannten Frachtwagen, Elefanten gleich, oft in förmlichen Karawanen schwerfällig dahinzogen. Bei Mühlhausen, dem nächsten nach russischer Seite hin gelegenen Kirchdorfe, blitzten Helme und Bajonette; aber endlich klärte es sich auf, daß es preußische Bataillone

Digitized by Google

seien, die wohl zu irgendeinem Übungszweck nach Königsberg marschierten. Der Glaube an den heimlichen Landesverrat der Regierung war von gewissenlosen Hetzern weit verbreitet worden.

Vom Sturm und Drang der Zeit regte sich in Preußen besonders die religiöse Bewegung. Nächst Johann Jacoby, dem Mann der vier Fragen, der es noch 1870 für notwendig fand, sich durch einen Protest gegen die Einverleibung von Elsaß-Lothringen lächerlich zu machen und dafür in die Feste Boyen gesperrt wurde, spielte Julius Rupp, ehemaliger Divisions-Pfarrer und Gründer der ‚freien Gemeinde' die größte Rolle in der Provinz. Alles lief ihm nach; seine stark verweltlichte Auffassung vom Christentum, die an den Rationalismus des 18. Jahrhunderts erinnerte, fand allgemeinen Anklang. Mit den sächsischen ‚Lichtfreunden' traten die ostpreußischen in Verbindung und eine Zeitlang beherrschte die Bewegung das öffentliche Interesse vollkommen. Auch wir Kinder bekamen genug davon zu hören; denn sie wurde zum regelmäßigen Tagesgespräch. Wer sich einigermaßen selbst achtete, mußte geistreich und vor allem ein ‚Freigeist' sein. Das Wort kam in Mode und wurde auf jeden einigermaßen flotten Schwadroneur angewendet, wenn er nur alle Autorität, die früher der Welt gegolten hatte, über den Haufen warf. Die Freiheit an sich war das ersehnte Ziel, gleichgültig, welchem Zweck sie dienen sollte. Den ‚Dunkelmännern' erging es herzlich schlecht, wenn auf sie die Rede kam. Damit waren zumal die Besitzer der größeren Güter gemeint, die sich redlich abmühten, die harten Taler für ihre Zahlungstermine zusammenzubringen. Der Gottesdienst wurde im Freien abgehalten. Groß Lauth war zur freigemeindlichen Hochburg geworden, und als Kind habe ich Rupp in eigener Person in der Fasanerie, einem Lustwäldchen, das neben dem Gutshause lag, predigen hören. Der Besitzer des Guts, Herr Louis de Terra, begeisterte sich für die Moderichtung so, daß er Haus und Hof verlassen und nach Amerika gehen wollte. Seine verständige, kluge und nüchterner denkende Frau hielt ihn jedoch zum Heil der Familie davon ab.

Die hochfliegende Freigeistschwärmerei bekam übrigens in vielen Fällen der Ordnung in der Wirtschaft auf den Gütern nicht besonders gut. Gar mancher, der damals im Osten viel genannten Namen ist früh verschwunden, weil die Hypothekengläubiger sich mit der vielgepriesenen politischen Freiheit allein nicht abspeisen lassen wollten, sondern außerdem noch ihre Zinsen verlangten. Bis in die sechziger Jahre hinein hat aber in Ostpreußen die Freigeisterei ihr Wesen getrieben; als ich mit den Leutnants-Epauletts in die Heimat zurückkehrte, war sie noch sehr im Schwunge.

Mein blanker Topf

Ich muß ihm ein eigenes, wenn auch nur kurzes Kapitel widmen; denn er hat es verdient. Meine Mutter kämpfte in Fabiansfelde verzweifelt mit dem hereinbrechenden Verfall. Für die Familie Meßelhäuser aber war sie noch immer die Wohltäterin. Dafür fühlte diese augenscheinlich die Verpflichtung, sich dankbar zu erweisen und erschien einmal in voller Stärke zu meinem Geburtstage — es muß der 12. August 1850 gewesen sein —, um mir ein Körbchen Birnen und etwas höchst Kostbares, nämlich einen irdenen, aber mit blinkender Kupferglasur und blauem Vergißmeinnicht darauf verzierten, Sahnentopf zu bringen. Was ein siebenjähriger Junge damit sollte, war uns allen nicht recht klar, aber niemand zerbrach sich den Kopf darüber. Der Topf hatte sich irgendwo unter den Trümmern des Meßelhäuserschen Hausstandes vorgefunden und erschien höchst geeignet zum Geburtstagsgeschenk, das nichts kostete.

Je weniger ich den Sinn des Geschenks verstand, desto höher war ich erfreut und soll nach meiner Mutter Aussage eine Weile ganz starr davor gestanden und ihn angestaunt haben. Das machte sie sich pädagogisch zunutze. Als ich mich genug an meinem blanken Topf erfreut hatte, verschwand er. Wollte meine Mutter von da ab etwas von mir erreichen, so hieß es: „Wenn du folgsam bist, wenn du dies und das gelernt hast — so zeig' ich dir deinen blanken Topf." Das geschah auch tatsächlich. Feierlich wurde die Schranktür geöffnet, feierlich der Topf herausgenommen und mir gezeigt. Anfassen durfte ich ihn nicht. Dem blanken Topf zuliebe tat ich daher gar manches. Er beschäftigte oft meine Phantasie; ich hegte bald den Aberglauben, er würde auf irgendeine geheimnisvolle Art unser Helfer und Retter werden. Wenn ich meine Mutter weinen sah oder aus einigen aufgefangenen Worten heraushörte, daß wieder Not eingekehrt sei, dann beschlich mich die stille Hoffnung, der blanke Topf werde sich eines Tages auf seinem verborgenen Platz mit Gold füllen. Er wurde sorgsam gehegt und gepflegt, wurde bei allen Umzügen — ein zweites Glück von Edenhall — sorgsam bewacht und hat mich durch das ganze Leben begleitet, auch die Wanderung nach der Türkei mitgemacht. Heute noch steht er wohlbehalten vor mir auf dem Sims und sieht als alter treuer Lebensgefährte auf mich herab. Wenn er sich auch nie insgeheim mit Goldstücken gefüllt hat, so half er doch mit, mich in der Jugend auf der Bahn der Strebsamkeit zu erhalten, und so ist er am Ende wirklich der Talisman meines Lebens geworden.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Kyffhäuser

Von Robert Schalek

*

Der Herbsttag war hell — der Abend wird trüber,
Franzosen ziehn am Kyffhäuser vorüber.

Sie reiten dem Kaiser nach Rußland nach,
Der ein feindliches Heer vor Moskau zerbrach.

Die Mähnen der Rosse sind sauber gestutzt,
Die Säbelscheiden blank geputzt.

Über das weiche Laub auf der Erde
Traben die wohlgefütterten Pferde.

Die jungen Reiter vergnügt die Reise,
Und sie singen ins Land hinein diese Weise:

Wir kommen mit frohem Trompetenschall,
Wir kommen daher mit Tontain-tonton,
Wir sind von den kühnen Chasseurs à cheval
Die vierte Eskadron.

Wir waren am Rhein ein halbes Jahr,
Genossen des Weins aus staubigen Flaschen,
Nun wollen wir russischen Kaviar
Und Rubel für unsere Taschen.

Wir zeigten galant uns, feurig und schlau
So manchem deutschen Mädchen,
Wir kennen die Gretchen nun mehr als genau,
Die Lieschen, die Bärbchen, die Kätchen.

Es hatte ein Dutzend der Leutenant,
Der Fähnrich sechse bis sieben,
Und viere zum mindest der Sergeant,
Der Rest ist den andern geblieben.

Wie seht ihr so blaß, ihr Mädeln, aus,
So manche weint an der Türe,
Wir aber traben zum Tore hinaus
Und singen: Tirelire.

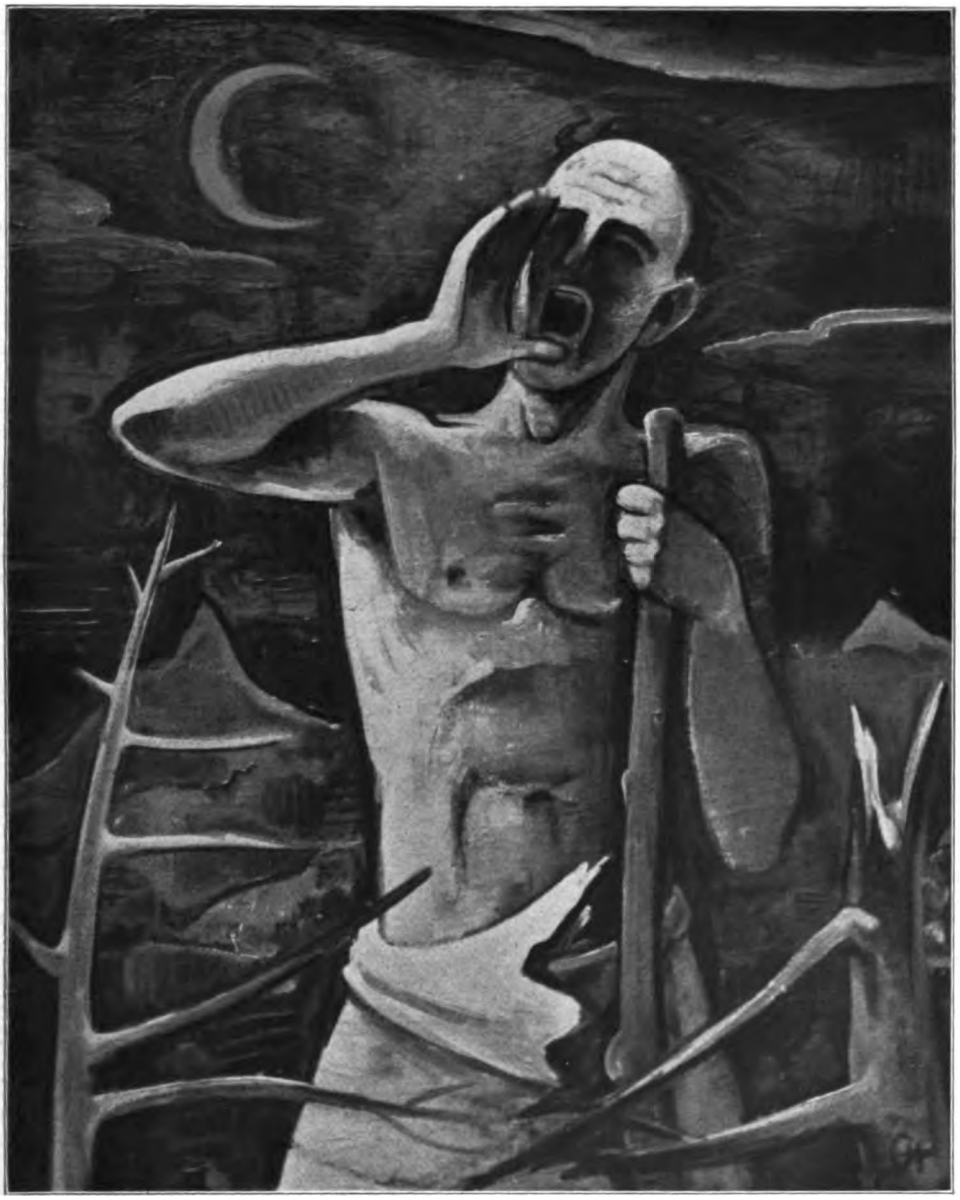
Wir ziehen hinaus mit Tontain-tonton,
Uns ruft unser Heros Napoleon.
So leicht auf der Welt ist das Siegen,
So endlos des Siegers Vergnügen.

Du weinst vergebens, mein deutscher Schatz,
Dir hilft kein Flennen und Beten,
Und bald ist an Bärbchens und Kätchens Platz
Tatiana und Marfa getreten.

Barbe-rosse, du Alter im Königsgewand,
Uns haben die Mädchen erzählet:
Du habest den Berg hier im Thüringerland
Zu deiner Traumburg erwählet.

Barbe-rosse, wir ziehn mit Tontain-tonton
Zur großen Armee und zum Kaiser,

Digitized by Google



Der Rufer. Gemälde von Prof. Carl Hofer

(Ausstellung der Künstler-Vereinigung, Dresden 1924)

Digitized by Google

Digitized by Google

Wir bringen Heros Napoleon
Viel Grüße von deinem Kyffhäuser.

Und wie das Lied zu Ende klingt,
Steht Einer oben und winkt und winkt,
Ist er wie wir, ein Mensch von heut
Oder ein Riese der Vorweltzeit?
Zieht sich um ihn eine schwarze Wolke?
Ist er umschwärmt von geflügeltem Volke?
Krächzend und jubelnd im eiligen Flug
Wirbelt um ihn ein Rabenzug,
Streift mit den Flügeln Brust und Gesicht,
Und eine hallende Stimme spricht:

Seid ihr alle da, meine schwarzen Friedel?
Derbschnabel, Scharfkrall und Krächzelaut?
Wimmelt ihr, meine rußigen Gesellen,
Um den getreuen Rabenpfleger?
Heute gibt es noch Alltagsspeise,
Käsekrümchen und Brot unsres Tisches,
Nächstens jedoch gibt es festlichen Fraß,
Ich künde euch frohe Fahrt
Nach dem Rabenparadies.
Seht ihr die schwarze Wolke,
Die den schwefelgelben Abendhimmel frißt?
Fühlt ihr den Wind, der sie treibt,
Der anschwillt stärker und stärker?
Der Wolke werdet ihr Wandergesellen,
Mit dem Winde wettet im Eilflug!
Und seid ihr drei Tage, drei Nächte geflogen,
Dann seid ihr am Ziel.
Dies Ziel erkennt ihr am Feuerprasseln,
Rauchwolken steigen zum Himmel empor,
Brandgeruch zieht durch das Land.

Da reitet ein Männlein heraus aus der Stadt,
Aus der qualmenden, schwelenden Riesenstadt,
Ein kleines Weilchlein, des dicker Bauch
Wie ein Sack sich legt auf die Mähre,
Mit gelbem Gesicht und verdrießlicher Miene,
Und ringsherum schweifwedelnder Troß.
Und seht ihr das Männlein, so stimmt eure Kehlen
Dem freundlichsten Laut, zu dem sie taugen,
Das Weilchlein sollt ihr dreimal umflattern,
Dann ruft ihm zu, so laut ihr könnt:
Ich lasse ihn grüßen. —

Digitized by Google

Das Wort von oben ist verklungen,
Ein gellendes Lachen hat es verschlungen.
Das Licht verging, die Luft wird kalt,
Die Fremdlinge reiten im deutschen Wald.

Da kriechen hervor aus den Wurzelstöcken
Alraunen mit Bärten von Ziegenböcken,
Grauweiblein mit schäbigen Ranzen am Rücken
Schaben Rübchen und drohn mit den Krücken,
Mit ellenlangen Fingern zeigen
Kobolde nieder von den Zweigen,
Geflügelte Kröten und Fische kommen
Mit glasigem Blick durch die Luft geschwommen.

Jetzt aber hebt sich in dem Wald
Ein Wüten, so tobend, rasend und brausend,
Daß all das Gekreisch der abertausend
Nachtgeschöpfe darin verhallt.
Gegen Norden jagt das wütige Heer,
Der wilde Jäger brauset daher.
Das Heulen des Hundes, der den Herrn verloren,
Des sterbenden Knaben, der kaum geboren,
Des Wolfs, dem der Pfeil zu Herzen drang,
Des Käuzchens, das vom Tode sang,
Der Angstruf des Mörders, der in der Nacht
Aus quälendem Traume aufgewacht,
Des Gepfählten letzter verhallender Schrei,
Zersplitternder Knochen Schall ist dabei.
Eine riesige Schleppe niederhängt,
Die sich in den Wipfeln und Kronen verfängt,
Die Bäume sich winselnd zur Wehre setzen,
Da krachen die Zweige und fliegen die Fetzen.

Noch einmal heult's auf von Berg zu Tal,
Und dann wird's still mit einemmal.

Die Nacht ist stumm und eisigkalt.
Es reiten die Fremden durch den Wald.
Kein freundliches Licht den Weg erhellt,
Er führt in die lauernde, drohende Welt,
Es zieht der Frost durch Mantel und Kleid,
Und Flocken kommen, es schneit, es schneit.

Und von der Heimat geht's immer weiter.
Ist's weit nach Rußland, fränkische Reiter?

Franzosen, Franzosen, viel Glück auf die Reise.
Wie geht es Heros Napoleon?
Vorher wart ihr laut, jetzt seid ihr leise,
Wo blieb denn euer Tontain-tonton?

Wo blieb denn euer Tire-lire?
Warum wird euch jetzt das Herz so schwer?
Ihr habt ja jeder drei oder viere,
Französlein, warum singt ihr nicht mehr?

Digitized by Google

Die Höchstleistungen des Menschen

Von R. Rosemann

In den Jahren vor dem Ausbruch des Weltkrieges konnte man wohl die Meinung äußern hören, der lange Friede, dessen sich die großen Kulturnationen Europas zu erfreuen gehabt hatten, habe die Menschen so sehr verwöhnt und verweichlicht, daß sie den Anforderungen eines mit den modernen Vernichtungswaffen geführten Krieges nur für eine sehr beschränkte Zeit genügen können würden. Die Wirklichkeit hat uns eines andern belehrt. Vier Jahre hindurch sind von den Kämpfenden auf beiden Seiten Leistungen vollbracht worden, an die keine von den Heldentaten der Geschichte heranreicht, und gerade das deutsche Volk hat nicht nur an der Front, sondern ebenso in der Heimat, von allen Hilfsquellen abgeschnitten und nur auf sich selbst angewiesen, so Ungeheures erduldet wie nie ein Volk zuvor. Wir wollen es der vielgerühmten „ritterlichen" französischen Nation und den auf ihr „fair play" so stolzen Engländern nie vergessen und die Geschichte soll es ihnen immer wieder vorhalten, daß sie uns nicht auf dem Felde der Ehre, sondern durch gemeinen Hunger besiegt haben. Trotz des Zusammenbruchs, der unter diesen Umständen freilich unabwendbar war, darf das deutsche Volk auf das, was es im Weltkriege geleistet hat, mit Stolz zurückblicken, und es darf darauf die Hoffnung gründen, daß es, wenn es sich einmal von den Folgen seines Zusammenbruches erholt haben wird, in einem ihm aufgezwungenen zukünftigen Kampfe um Freiheit und Ehre sich nicht schlechter erweisen wird als seine Helden der Vergangenheit. Mit inniger Freude dürfen wir es erleben, wie durch die weitesten Kreise unseres Volkes, sei es nur dunkel geahnt oder klar erkannt, das Streben geht nach Wiederaufraffung aus dem tiefen Fall, nach Ertüchtigung für die Zukunft. Da liegt es nahe, die Frage nach den Höchstleistungen, deren der Mensch auf den verschiedenen Gebieten seines Tätigkeitsbereichs überhaupt fähig ist, aufzuwerfen, zu untersuchen, wie weit ihn seine natürliche Beschaffenheit in den Stand setzt, das, was von außen auf ihn eindringt, zu ertragen und selbst in die Außenwelt wirkend einzugreifen.

Alle Leistungen des Menschen, die körperlichen wie die geistigen, haben zur notwendigen Voraussetzung die Ernährung. Die Kraft, die für die Vorgänge in unserm Körper ebenso wie für die Vorgänge in der unbelebten Natur benötigt wird, kann nach einem unabänderlichen Naturgesetz nicht aus dem Nichts entstehen, sie muß von außen zugeführt werden, und dies geschieht im Körper des Menschen wie der Tiere in der Form der Nahrungsstoffe, die vom Körper aufgenommen und in ihm zersetzt und verbrannt werden. Dabei wird die in den Nahrungsstoffen enthaltene chemische Energie in Freiheit gesetzt, sie dient zur Bestreitung der Lebensvorgänge, die unsern Leistungen zugrunde liegen. Werden die dafür notwendigen Nahrungsstoffe dem Körper nicht zugeführt, so hört freilich die Leistungsfähigkeit nicht sofort auf. Der Körper verfügt über einen gewissen Vorrat an energieliefernden Stoffen, Kohlehydraten, Fetten, Eiweißstoffen, die er in diesem Falle heranzieht. So kann der Körper, wenn die Nahrung nicht ausreicht, um seine Bedürfnisse zu decken, fürs erste von seinem eigenen Bestande zehren. Dabei bleiben die Leistungen zunächst die gleichen wie zuvor. Aber natürlich wird bei fortgesetzter Unterernährung der im Körper vorhandene Vorrat immer mehr angegriffen und aufgebraucht, und endlich muß der Augenblick kommen, wo der Vorrat nicht mehr ausreicht, den Bedarf zu decken, der Zusammenbruch der körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit und schließlich der Tod ist die unabweisliche Folge. Bei gewöhnlicher Ernährung werden wir wohl kaum jemals an einem Tage genau so viel Nahrung aufnehmen wie gerade für unsere Leistungen erforderlich sein würde, einmal wird es etwas mehr, ein andermal etwas weniger sein. Im ersteren Fall wird der Überschuß unserer Ernährung nicht etwa zwecklos vergeudet, sondern im Körper zum Ansatz gebracht, im zweiten Fall wird dieser aufgespeicherte Vorrat wieder zur Deckung des Mangels in der Nahrung herangezogen. Als während des Krieges die Einschränkung unserer Ernährung notwendig wurde, da konnte man vielfach hören und lesen, daß das deutsche Volk vor dem Kriege sich viel zu reichlich ernährt habe und daß ihm die jetzt notwendig werdende Beschränkung keineswegs schädlich, ja sogar noch zuträglich sein würde. Solche tröstlichen Versicherungen entsprachen, so gut gemeint sie sein mochten, leider der Wahrheit keineswegs, und der Fortgang der Ereignisse hat das ja nur allzu deutlich bewiesen. Es war ein großes Glück für uns, daß die Ernährung weiter Schichten des deutschen Volkes vor dem Kriege eine gute, wenn auch keineswegs übertrieben reichliche gewesen war; sonst hätten wir die Unterernährung des Krieges nur noch kürzere Zeit ertragen können. Die erfreuliche Besserung unserer Ernährungsverhältnisse in der letzten Zeit ist, so prosaisch das klingen mag, die unentbehrliche Grundlage für die Wiederaufrichtung unseres Volkes. Die Sorge für die Verpflegung der Truppen im Felde war stets eine der wesentlichsten Aufgaben der Kriegsführung von den Tagen Cäsars an, der nach Überschreiten des Rheins immer sehr bald wieder umkehren mußte

Digitized by Google

„propter inopiam frumenti“ (wegen Mangel an Getreide), um seine eigenen Worte zu gebrauchen, bis zu dem Untergang der großen Armee Napoleons, der ebensosehr durch den Mangel an Lebensmitteln wie durch die Kälte des russischen Winters bedingt war. In Zukunft wird für ein Volk in der Lage, in der wir uns befinden, auch die Ernährung der Heimatsbevölkerung während des Krieges stets eine entscheidende Rolle spielen.

Die Frage liegt nahe, wie lange der bei gewöhnlicher Ernährung im Körper aufgestapelte Vorrat ausreicht, um die Bedürfnisse des Körpers zu decken, mit andern Worten, wie lange ein normaler Mensch den Hunger ertragen kann. Ein jeder von uns hat wohl schon einmal, wenn er z. B. nach einer anstrengenden Wanderung auf seine wohlverdiente Mahlzeit wartete, bei sich gedacht: ‚Wenn ich jetzt nicht bald etwas zu essen bekomme, falle ich um.‘ Aber das ist ein Irrtum. Es ist zu wissenschaftlichen Zwecken zuweilen nötig, Versuche im Hungerzustande anzustellen, die darüber Aufschluß geben können. Ein bis zwei Tage zu hungern, ist keineswegs eine besondere Leistung. Die Beobachtungen an sogenannten Hungerkünstlern zeigen, daß der Mensch noch sehr viel länger ohne Schaden den Hunger ertragen kann. Ein derartiger Hungerkünstler namens Succi hat im physiologischen Institut in Florenz einen Hungerversuch von 30 Tagen ausgeführt. Am Ende dieses Versuchs fühlte sich Succi noch immer leidlich wohl, seine Photographie am 29. Hungertage macht keineswegs den Eindruck, als ob er sich etwa kurz vor dem Tode befände. Andere Hungerkünstler sollen sogar 40 und 50 Tage gehungert haben, und diese Angaben sind durchaus glaublich; ein großer Hund kann, wie wir aus genau beobachteten Versuchen wissen, den Hunger 90 Tage, also drei Monate lang ertragen, ehe er zugrunde geht. Dabei ist der Hunger keineswegs etwa ein so qualvoller Zustand, wie man es sich gewöhnlich denkt und wie phantasievolle Dichter es gelegentlich dargestellt haben. Am ersten und zweiten Tage besteht allerdings ein unangenehmes, aber doch keineswegs etwa unerträgliches Verlangen nach Nahrungsaufnahme; in den späteren Tagen des Hungers schwindet aber auch dieses, und es bleibt nur ein Gefühl der Schwäche und herabgesetzter Leistungsfähigkeit, das aber durch den Willen überwunden werden kann, der Hungernde bleibt noch lange imstande, Arbeit zu leisten. Natürlich wird der Mensch, der etwa in einem Bergwerk verschüttet oder nach einem Schiffbruch in einem Boot auf dem Ozean verschlagen ist, bei dem Gedanken an das elende Schicksal, das ihm droht, unter den schwersten psychischen Qualen zu leiden haben; aber mit dem Hungerzustande an sich haben diese natürlich nichts zu tun. Es ist gewiß eine der wunderbarsten Einrichtungen unseres so zweckmäßig gebauten Körpers, daß der Mensch so lange Zeit von der Nahrungszufuhr unabhängig sein kann.

Für die Verbrennung der Nahrungsstoffe in unserem Körper ist Sauerstoff nötig, den wir mit der eingeatmeten Luft zuführen. Von diesem Sauerstoff kann im Körper kein Vorrat aufgehäuft werden, das wäre auch überflüssig, da wir jederzeit Luft im Überschuß zur freien Verfügung haben. Und doch gibt es Verhältnisse, unter denen auch das Angebot an Sauerstoff zu gering werden kann. Die Atmosphäre, die unsere Erde umgibt, wird immer dünner, je mehr wir uns von der Oberfläche der Erde entfernen, und in der dünneren Luft wird auch die Menge des Sauerstoffs immer geringer. So muß in größeren Höhen, wie wir sie beim Besteigen hoher Berge oder beim Aufsteigen im Flugzeug erreichen, allmählich ein immer größerer Sauerstoffmangel sich einstellen. Die Symptome, die dadurch hervorgerufen werden, sind seit langem unter dem Namen der Bergkrankheit bekannt. Sie treten bei manchen Menschen bereits in Höhen von 3000 m, bei anderen erst in Höhen von 4000—5000 m und mehr auf, wir können sie auch experimentell in dem sogenannten pneumatischen Kabinett herbeiführen, dessen Luft durch Auspumpen beliebig weit verdünnt werden kann. Bei vollkommener körperlicher Ruhe machen sich zuerst deutliche Störungen der Hirnfunktionen bemerkbar. Eine immer mehr zunehmende Müdigkeit und Schläfrigkeit stellt sich ein, aus der der Mensch schließlich überhaupt nicht mehr aufgerüttelt werden kann. Versucht man in diesem Zustande auch nur unbedeutende Muskelbewegungen auszuführen, so gehört dazu eine ganz ungewöhnliche Willensanstrengung, die schließlich nicht mehr zu leisten ist. So berichten Untersucher bei wissenschaftlichen Aufstiegen, daß es ihnen außerordentlich schwer geworden sei, in größerer Höhe auch nur die einfachsten Ablesungen an den Instrumenten zu machen, obwohl sie wußten, daß der Zweck der Fahrt vereitelt werden würde, wenn sie diese Ablesungen unterließen. Luftschiffer, denen es völlig klar ist, daß sie dem sicheren Tode entgegengehen, wenn sie nicht den schnell steigenden Ballon durch Ziehen an der Ventilleine zum Sinken bringen, können doch die Energie dazu nicht oder nur mit äußerster Willensanstrengung aufbringen. Bei einer Luftfahrt der drei französischen Forscher Sivel, Crocé-Spinelli und Tissandier, bei der der Ballon eine Höhe von 8600 m erreichte, verloren schon vor Erreichung dieser Höhe alle drei das Bewußtsein, die beiden erstgenannten erwachten überhaupt nicht wieder zum Leben, während Tissandier sich glücklich wieder erholte und den Ballon zum Landen brachte. Bei einer Ballonfahrt der deutschen Forscher Berson und Süring vermochte Berson noch in 10 225 m Ablesungen vorzunehmen und in 10 500 m die Ventilleine zu ziehen, dann verlor er, wie Süring schon zuvor, das Bewußtsein. Der Ballon stieg dann noch weiter bis auf 10 800 m und sank darauf sehr schnell auf 6000 m, in dieser Höhe erwachten beide wie-

Digitized by Google

der. Wie sehr die Beherrschung der Muskulatur durch den Sauerstoffmangel beeinträchtigt wird, zeigt am deutlichsten die auffällige Veränderung der Schrift: an Stelle der klaren, gleichmäßigen, festen Züge tritt zittrige, undeutliche, oft sogar kaum lesbare Schrift. Dabei machen sich natürlich auch die Störungen der Gehirnfunktionen deutlich bemerkbar. Ein Untersucher schrieb in der verdünnten Luft des pneumatischen Kabinetts in sein Protokoll: „Ich atme ohne Schwie-Schwa-Schwu-Schwierigkeit" und ähnliches dummes Zeug. Als er bemerkte, daß die Mitarbeiter aus Sorge um ihn mit dem weiteren Verdünnen der Luft im Kabinett aufhörten, während er selbst die Fortsetzung des Versuchs wünschte, fing er an, sie in den unflätigsten Ausdrücken zu beschimpfen, was sonst nicht seine Art war. Beim Bergsteigen kommt natürlich zu der Verdünnung der Luft noch die starke Anstrengung der Muskulatur hinzu, diese versagt mehr oder weniger plötzlich den Dienst, der Betroffene muß haltmachen oder sich niederlegen. Dabei handelt es sich keineswegs um einfache Ermüdungserscheinungen, wie sie nach starken Anstrengungen auch in der Ebene auftreten. Ein Mensch kann noch so sehr ermüdet sein, er wird immer noch in der Lage sein, wenn Lebensgefahr droht, einige hundert Schritte zu machen. Der Bergkranke dagegen bricht im Schneesturm hundert Schritt vor der rettenden Hütte, die er vor sich sieht, zusammen, ohne imstande zu sein, den kurzen Rest des Weges zurückzulegen. Daß diese Erscheinungen wirklich in der Hauptsache auf den Sauerstoffmangel zurückzuführen sind, beweist am besten die Tatsache, daß die Symptome der Bergkrankheit prompt durch Einatmung von reinem Sauerstoff zu beseitigen sind und daß man mit Hilfe von Sauerstoffatmung Höhen erreichen kann, die ohne diese absolut unerreichbar sein würden. Die größte Höhe, die der Mensch mit Hilfe von Sauerstoffatmung erreichen kann, läßt sich auf Grund der theoretischen Grundlagen zu 12 000 m berechnen, sie ist bei der vorhin erwähnten Ballonfahrt Berson und Sürings, bei der der Ballon bis 10 800 m stieg, also beinahe erreicht worden. Sie würde jedenfalls genügen, um die höchsten Berggipfel der Erde zu besteigen. Der höchste Berg der Erde, der Gaurisankar oder Mount Everest im Himalaja, ist nur 8840 m hoch. Die Engländer, die ihren Ehrgeiz an die Besteigung dieses höchsten Gipfels setzen, haben bereits mehrfache Expeditionen zu diesem Zwecke ausgesandt; bei der letzten Expedition im vergangenen Juni wurde eine Höhe von 8540 m, also nur noch 300 m unter dem Gipfel erreicht, die beiden Bergsteiger aber, die von dieser Höhe aus weiter aufstiegen, sind nicht wieder zurückgekehrt und unzweifelhaft umgekommen; die Expedition hat abgebrochen werden müssen, ohne ihre Aufgabe zu erreichen. Es unterliegt aber wohl keinem Zweifel, daß auch dieser Berggipfel schließlich mit allen Mitteln moderner Technik besiegt werden wird. Wie herzlich wenig das aber im Vergleich zur Größe der Erde bedeutet, wird am besten klar, wenn man es auf einen Erdglobus überträgt. Auf einem Globus von 3 m Durchmesser, der also etwa gerade noch in einem gewöhnlichen Zimmer aufgestellt werden könnte, würde ein Mensch noch nicht einmal die Größe von einem tausendstel Millimeter einnehmen, also gerade mit einem guten Mikroskop sichtbar sein, und dieses winzige Wesen würde sich etwa 3 Millimeter in die Höhe erheben können, also eine Strecke, die wir mit dem Auge gerade noch bequem würden wahrnehmen können.

In noch viel höherem Grade beschränkt ist das Vermögen des Menschen, in die Tiefe einzudringen. Der tiefste Bergwerksschacht erreicht nur 1850 m, die tiefsten Bohrlöcher gelangen bis auf etwa 2300 m, in diesen Tiefen herrscht bereits eine Temperatur von 83 Grad, die einen längeren Aufenthalt für einen Menschen natürlich unmöglich machen würde. Beim Tauchen unter Wasser ist der gewaltig ansteigende Druck der Wassersäule schon sehr bald für den Menschen unerträglich. In einer Tiefe von 30 m bei etwa drei Atmosphären Druck können Taucher noch bis zu zwei Stunden arbeiten, in einer Tiefe von mehr als 60 m ist der Aufenthalt unmöglich. Natürlich können auch Unterseeboote sich nur in recht mäßigen Tiefen unter Wasser aufhalten; die tiefsten Gründe des Ozeans, die in einer Tiefe von 8000—9000 m liegen, sind dem Menschen völlig unzugänglich.

Bei der Verbrennung der Nahrungsstoffe im Körper wird die in ihnen enthaltene chemische Energie in Freiheit gesetzt und erscheint teils in Form von Wärme, teils in Form von Muskelarbeit. Die dabei gebildete Wärme dient zur Aufrechterhaltung der Körpertemperatur. Durch einen bewundernswerten Regulationsmechanismus wird die Temperatur des Körpers fast vollkommen konstant erhalten trotz all der wechselnden Bedingungen, von denen man erwarten sollte, daß sie abändernd darauf einwirken müßten. So ist es dem Menschen möglich, sowohl in der eisigen Nacht der arktischen Zone wie unter der brennenden Glut der Tropensonne sein Leben zu fristen. Unter den sehr verschiedenen Regulationseinrichtungen, die eine derartige Leistung ermöglichen, spielt besonders die Wasserdampfabgabe von der Haut eine wichtige Rolle; dabei wird Wärme gebunden und damit dem Körper entzogen. Daher kommt es, daß sich hohe Temperaturen viel leichter bei trockner als bei feuchter Luft ertragen lassen, da bei feuchter Luft natürlich die Möglichkeit der Wasserdampfabgabe vom Körper stark eingeschränkt ist. Bei einer eng aufeinander geschlossen marschierenden Truppe treten Unglücksfälle infolge unzureichender Regulierung der Körpertemperatur viel leichter ein, als bei einem einzeln marschierenden Manne, weil die Truppe

Digitized by Google

eine von Wasserdampf reich beladene Atmosphäre mit sich führt. Und jedermann weiß, wie erfrischend bei hoher Außentemperatur das kleinste Lüftchen auf uns einwirkt, indem es die mit Wasserdampf beladene Luft wegführt und die weitere Wasserdampfabgabe erleichtert. Im russischen Dampfbade von 53—60 Grad versagt die Regulierung der Körpertemperatur, so daß sie auf 41 Grad und darüber steigen kann. Völlig ausgeschlossen ist die Abgabe von Wasserdampf im heißen Bade, in einem Bade von 45,5 Grad vermag ein Mensch noch acht Minuten auszuhalten, doch besteht dabei bereits Lebensgefahr. Dagegen vermag der Mensch in heißer trockner Luft sogar noch bei 127—132 Grad, also über der Siedetemperatur fünf bis zehn Minuten zu verweilen. Die Einrichtungen für die Regulierung unserer Körpertemperatur sind also sogar für Verhältnisse noch ausreichend, denen wir normalerweise niemals ausgesetzt sein werden.

Neben Wärme wird bei den Umsetzungen der Nährstoffe in unserm Körper Muskelarbeit, also mechanische Energie geliefert. Arbeit messen wir in Kilogrammetern, d. h. als Einheit gilt die Arbeitsleistung, durch die 1 kg 1 m hoch gehoben wird. Wir können den Betrag einer Arbeitsleistung aber auch in Wärmeeinheiten ausdrücken, als Einheit der Wärme gilt diejenige Wärmemenge, durch die ein Kilogramm Wasser um einen Grad erwärmt wird, sie wird eine Kalorie genannt, und nach dem sogenannten mechanischen Wärmeäquivalent sind 427 kg/m gleich einer Kalorie. Bei der Tätigkeit unserer Muskeln entsteht nun niemals Arbeit allein, sondern stets Arbeit und Wärme, genau so wie bei unsern Maschinen. Dem Techniker wäre natürlich eine Maschine am liebsten, die die gesamte Energie der in ihr verbrennenden Stoffe nur in Arbeit umwandelte und gar keine Wärme dabei bildete. Als Nutzeffekt einer Maschine bezeichnet man in der Technik eine Zahl, die angibt, wieviel Prozent der in dem verbrannten Material enthaltenen Energie in Arbeit umgesetzt worden ist. Dieser Nutzeffekt ist bei unsern Maschinen von dem Idealwert von 100 % weit entfernt. Bei den Dampfmaschinen beträgt er je nach Größe der Maschine 4—15 %, beim Benzinmotor 25, beim Dieselmotor sogar 40 %. Nehmen wir einmal den Nutzeffekt einer Lokomotive zu 10 % an, so bedeutet das also, daß von 100 Zentnern Kohlen nur 10 Zentner wirklich zur Bewegung des Eisenbahnzuges verwertet werden, während die übrigen 90 Zentner in Wärme übergehen und so verloren werden. Unsere Muskeln sind, wenn wir ihre Leistung von diesem Gesichtspunkt aus beurteilen, recht vollkommene Arbeitsinstrumente. Der Nutzeffekt der Muskelmaschine beträgt je nach der Art der geleisteten Arbeit etwa 25—30 %, ein Wert, der noch weit über dem Nutzeffekt der Dampfmaschine liegt und dem unserer besten Maschinen fast gleichkommt.

Bei der Beurteilung der Arbeitsleistung, deren ein Mensch fähig ist, kommt natürlich nicht allein in Betracht, eine wie große Arbeit er in einem Momente zu leisten vermag, sondern wie oft er die Arbeitsleistung im Laufe eines Tages produzieren kann. Man rechnet als Wert der täglichen Arbeit eines Mannes bei acht Stunden Tätigkeit 6,3 bis 10, höchstens 10,5 bis 11 Kilogrammeter in einer Sekunde. Ein ruhender Mensch, bei dem also nur die unentbehrlichen Atem- und Herzbewegungen ausgeführt werden und die notwendigen chemischen Umsetzungen im Körper ablaufen, bedarf pro Tag zur Bestreitung dieser Lebensvorgänge etwa 2400 Kalorien. Leistet ein mittlerer kräftiger Arbeiter nun dazu noch während acht Stunden Muskelarbeit, so kann man diese nach dem eben angegebenen Sekundenwert auf ungefähr 200 000 kg/m oder 470 Kalorien berechnen; bei einem durchschnittlichen Nutzeffekt von 20 % wäre dafür das fünffache, also auch etwa 2400 Kalorien an Energie erforderlich. Mit andern Worten: der Ruheumsatz eines Arbeiters, der 2400 Kalorien beträgt, wird durch seine achtstündige Arbeit um weitere 2400 Kalorien d. h. auf das Doppelte erhöht. Bei sehr angestrengt arbeitenden Menschen sind maximale Arbeitsleistungen bis zu 400 000 kg/m pro Tag beobachtet, der Gesamtverbrauch würde hier also sogar das dreifache des Ruheverbrauchs ausmachen. Aber auch damit ist die äußerste Grenze des überhaupt Möglichen noch keineswegs erreicht, die Rekordleistungen trainierter Sportsleute übertreffen diese Werte noch ganz erheblich. Bei dem Dauer-Wettmarsch Dresden—Berlin, bei dem die Strecke von 202 km von dem Sieger in 26 Stunden 58 Minuten zurückgelegt wurde, läßt sich die Arbeitsleistung auf über fünf Millionen kg/m oder 11 000 Kalorien in 24 Stunden berechnen. Der Ruhebedarf an Energie würde hier auf 13 400 Kalorien oder das fünfeinhalbfache erhöht worden sein, eine Leistung, die kaum zu überbieten sein dürfte.

Wir stellen uns häufig vor, daß die Alten, besonders die Griechen, bei denen körperliche Übungen von früh an einen so wesentlichen Teil der Ausbildung einnahmen, uns in den körperlichen Leistungen erheblich übertroffen haben werden. Das ist jedoch keineswegs der Fall. Jeder denkt dabei wohl zunächst an den berühmten „Läufer von Marathon", eine Nachbildung dieser Skulptur sieht man ja häufig unter den Ehrenpreisen unserer Sportsfeste. Allerdings steht die Tatsache, daß nach der Schlacht von Marathon ein Läufer nach Athen gelaufen und dort auf dem Marktplatze mit dem Ausrufe: nenikekamen! (wir haben gesiegt) zusammengebrochen sei, historisch durchaus nicht fest. Bei Herodot, dem wir den ersten und unzweifelhaft besten Bericht über die Schlacht bei Marathon verdanken, lesen wir von einer derartigen Siegesbotschaft nicht das geringste. Herodot berichtet vielmehr, daß vor der

Digitized by Google

Schlacht die Athener einen Läufer namens Pheidippides nach Sparta gesandt haben, um die Spartaner um Hilfe zu ersuchen, dieser habe den Weg in zwei Tagen zurückgelegt, von irgendeiner körperlichen Schädigung, die er dadurch erlitten habe, ist aber nicht die Rede. In späteren Quellen erscheint die Nachricht bald in dieser, bald in jener Form, man sieht, daß jedenfalls die Legende die Tatsache vielfach umgewandelt hat und daß ein zuverlässiger Bericht fehlt. Die Strecke von Marathon nach Athen beträgt 42 km, wir wissen ja nicht, in welcher Zeit dieser Weg zurückgelegt sein soll, bei den heutigen deutschen und internationalen olympischen Spielen werden dazu zwei Stunden 40 bis 49 Minuten gebraucht. Soviel darf man jedenfalls sagen, daß heute für viele sportlich trainierte Männer die Zurücklegung dieser Strecke keine so außerordentlich große Leistung darstellen würde, daß sie sie jedenfalls vollbringen würden, ohne sich dabei den Tod zu holen. Etwas anderes ist es schon mit der von Herodot berichteten Leistung des Läufers Pheidippides, der mit der Bitte um Hilfe von Athen nach Sparta in zwei Tagen lief. Die Strecke beträgt 215 km und wenn man bedenkt, daß er natürlich sehr unwirtliche Gegenden ohne Weg und Steg zu passieren hatte, so ist das gewiß eine recht achtbare Leistung. Bei dem oben erwähnten Dauermarsch Dresden—Berlin wurde allerdings ungefähr dieselbe Strecke in einem Tage und drei Stunden zurückgelegt, also in erheblich kürzerer Zeit, wobei aber natürlich die viel besseren Bedingungen zu berücksichtigen sind. Die Spartaner kamen den Athenern erst nach einigen Tagen zu Hilfe, so daß sie zur Teilnahme an der Schlacht zu spät anlangten; sie legten den Weg in drei Tagen zurück, also täglich etwa 70 km, ebenfalls für eine mit den Waffen marschierende Truppe eine sehr ansehnliche Leistung. Im Weltkriege sollen deutsche Truppen ausnahmsweise bis zu 100 km an einem Tage marschiert sein, eine Leistung, die sich dem Marsche der Spartaner auch bei Berücksichtigung der äußeren Umstände wohl an die Seite stellen läßt.

Bei der Bewertung einer Muskelarbeit kommt es nun aber nicht allein auf den absoluten Betrag der geleisteten Arbeit an, von viel größerer Bedeutung ist es uns, daß die Arbeit so zweckmäßig wie möglich ausgeführt wird. Alle Bewegungen unseres Körpers, wie wir sie im gewöhnlichen Leben ausführen, sind wohl geordnete, koordinierte Bewegungen, d. h. die Tätigkeit der einzelnen Muskeln, die dabei beteiligt sind, greift so vollkommen ineinander, daß die zustande kommende Bewegung mit geringstem Kraftaufwand und mit höchster Zweckmäßigkeit ausgeführt wird. Wenn wir z. B. nach einem gefüllten Glase greifen, so sind bei der Bewegung Muskeln der Schulter, des Ober- und Unterarms, des Handgelenks und der Finger beteiligt. Sie alle arbeiten zweckmäßig zusammen, so daß die Bewegung in der richtigen Weise, wie die Aufgabe sie erfordert, zustande kommt. Niemals wird es uns dabei etwa passieren, daß wir über das Ziel mit dem Arme hinausfahren, daß wir das Glas so ungeschickt anfassen, daß es umfällt, oder daß wir es beim Ergreifen durch zu festen Schluß der Hand zerdrücken. Es erscheint uns freilich das alles als ganz selbstverständlich, und man muß erst einmal darüber nachdenken, um gewahr zu werden, daß offenbar besondere Einrichtungen vorhanden sein müssen, die das richtige Zusammenarbeiten so vieler beteiligter Muskeln gewährleisten. Diese Einrichtungen liegen nun nicht etwa in den Muskeln selbst, sondern in unserm Zentralnervensystem, von dessen Ganglienzellen die Anreize zur Muskelbewegung ausgehen und durch die Bewegungsnerven den Muskeln zugetragen werden. Die verschiedenen Ganglienzellen stehen nun offenbar durch Leitungsbahnen untereinander so in Verbindung, daß jedesmal bei Ausführung einer bestimmten Bewegung der Anreiz dazu von der einen Ganglienzelle zur andern in der Weise fließt, wie es die glatte Ausführung der Bewegung, eben die Koordination der einzelnen Muskeln erfordert. Das Bemerkenswerte ist aber, daß diese Verbindung der Ganglienzellen untereinander durchaus nicht immer von vornherein vorhanden ist, sondern in der Mehrzahl der Fälle erst durch Übung erworben wird. Der Mensch kann fast keine Bewegung von Geburt an ohne weiteres glatt ausführen, er muß sie alle erst lernen. Während das neugeborene Tier bereits stehen, gehen und laufen kann, muß der Mensch diese Bewegungen sich erst durch Übung aneignen. Aber auch für alle andern Bewegungen gilt das gleiche. Ein Kind benimmt sich sehr ungeschickt dabei, wenn es ein volles Glas ergreifen soll, ihm kann es passieren, daß es dabei das Glas umwirft oder den Inhalt verschüttet, und erst nach immer wiederholter Ausführung der Bewegung verläuft diese schließlich so sicher und glatt wie bei uns. Auch dem Erwachsenen geht es nicht anders, wenn er eine Bewegung ausführen soll, die ihm nicht vertraut ist. Wer zum ersten Male in seinem Leben eine Zigarre raucht, dem sieht jedermann es auf zehn Schritt Entfernung an, daß er ein Anfänger ist, obwohl wir vielleicht selbst nicht anzugeben wüßten, was der Anfänger denn eigentlich anders macht wie wir. Auch beim Turnen und beim Sport spielt die Koordination der Bewegungen eine wichtige Rolle. Keineswegs wird hierbei der bereits etwas leisten, der nur über eine große Muskelkraft verfügt. Ein Bauernbursche oder ein Schmiedegeselle mag über sehr ausgebildete, starke Muskeln verfügen, trotzdem kann er vielleicht keinen einzigen Klimmzug machen, geschweige denn einen Aufschwung oder gar eine Kippe ausführen. Hier handelt es sich darum, daß die einzelnen Muskeln nicht nur die erforderliche Kraft besitzen, sondern daß sie in der richtigen Weise bei ihrer Tätigkeit

Digitized by Google

ineinander greifen, eben um Koordination. Turnen ist daher auch keineswegs allein Übung der Muskeln, sondern daneben in noch viel höherem Maße Übung des Zentralnervensystems, denn in diesem liegt die Grundlage der Koordination. Wie soll man sich nun das Zustandekommen der Koordination durch Übung denken? Wir wissen leider noch viel zu wenig von den Vorgängen im Nervensystem, als daß wir darüber sehr viel Bestimmtes aussagen könnten, wir müssen uns damit begnügen, uns ein gewisses Bild von diesen Vorgängen zu machen. Wir müssen uns vorstellen, daß die unzähligen Ganglienzellen unseres Nervensystems alle untereinander durch Nervenbahnen in Verbindung stehen, so daß im Prinzip jede Erregung von jeder Ganglienzelle nach jeder andern gelangen könnte. Durch Übung nun, d. h. also durch die immer wiederholte Benutzung einer bestimmten Bahn wird diese immer gangbarer, die Widerstände, die sich in ihr der Fortpflanzung der Erregung in den Weg stellen, werden immer kleiner, die Bahn wird, wie man wohl zu sagen pflegt, allmählich „ausgefahren" oder „ausgeschliffen". Wenn eine Bewegung häufig ausgeführt, eben eingeübt ist, dann ist von den zahlreichen Leitungsbahnen, die der Nervenerregung zur Verfügung stehen, nur eine so ausgefahren, daß die Erregung ohne jede Schwierigkeit, sozusagen von selbst, in ihr entlang fließt, und das ist eben diejenige Verbindung zu der nächsten Ganglienzelle, die den glatten Ablauf der Bewegung gewährleistet. Diese fast unbegrenzte Fähigkeit zur Ausschleifung der Bahnen ist eine der wertvollsten Gaben, die die Natur dem Menschen mit auf den Weg gegeben hat, sie ist es recht eigentlich, die ihm seine Vorrangstellung vor dem Tier verschafft. Das Tier kann schon bei seiner Geburt mancherlei, aber es lernt in seinem Leben nichts oder doch nur sehr wenig hinzu, der Mensch ist bei seiner Geburt fast ganz hilflos, aber er kann alles lernen.

Die Übungsfähigkeit des Zentralnervensystems gilt aber keineswegs nur für die Muskelbewegungen, sondern für alle seine Leistungen, die rein geistigen nicht ausgeschlossen. Wenn ich frage: Wieviel ist zwei mal zwei?, so wird niemand es verhindern können, daß bei dieser Frage in seinem Innern die Zahl 4 auftaucht. Die Bahnen, die hier in Frage kommen als materielle Unterlage für den Ablauf unserer geistigen Vorgänge, sind durch fortgesetzte Übung so ausgeschliffen, daß geradezu unbewußt die richtige Antwort sich darbietet. Und dasselbe gilt für unsern gesamten geistigen Besitz. Worauf wir uns erst mühsam besinnen müssen, darüber verfügen wir noch nicht vollkommen; erst das ist völlig unser Eigen, was in jedem Augenblick sozusagen von selbst bei entsprechender Auslösung in unserm geistigen Innern auftaucht. Eben darin liegt die Bedingung jeden Fortschreitens auf geistigem Gebiet; indem uns bei intensiver Beschäftigung mit einem Wissensgebiet ein gewisser Bereich von Tatsachen und Beziehungen so völlig zu eigen wird, daß wir kaum noch geistige Energie bedürfen, um ihn zu reproduzieren, können wir nunmehr unsere geistige Arbeit darüber hinaus weiteren Gebieten zuwenden. So kommt es auch, daß große Gelehrte nicht immer die besten Lehrer sind, ihnen erscheint vieles auf ihrem Gebiete so selbstverständlich, daß sie sich nicht hineinversetzen können in die Geistesverfassung des Schülers, der gerade dieses erst lernen will. Und leider scheinen ja manche gelehrte Bücher nur für die geschrieben, die das, was darin steht, schon vorher wissen. Auch für die moralische Seite unseres geistigen Lebens gibt es ein solches Einschleifen der Bahnen durch Übung.

Der bekannte Satz Vischers: „Das Moralische versteht sich immer von selbst" besagt ja nichts weiter, als daß für den, der überhaupt moralisch empfindet, gewisse Gedankenrichtungen und Handlungsweisen geradezu zwangsmäßig werden. Es ist eine bekannte Tatsache, daß im Zweikampf mit dem Gemeinen der Edle häufig den kürzeren ziehen wird, weil jener nicht durch altruistische Überlegungen eingeschränkt wird, die diesem die rücksichtslose Ausnutzung seiner Kraft unmöglich machen.

Die höchsten Leistungen unseres Nervensystems allerdings sind nicht Sache der Übung, sie können nicht erlernt werden. Was der geniale Mensch schafft — und das ist es doch, was wir als die höchste Leistung des Menschen bezeichnen müssen —, das stammt gleichsam aus einer höheren Welt; alle großen Männer haben es bekannt, daß ihnen ihre letzten und größten Gedanken wie durch eine Eingebung von oben gekommen sind. Vor diesen Geheimnissen ziemt uns nur ehrfürchtiges Verstummen.

Was der Mensch leisten kann, das ist auf den meisten Gebieten seiner Tätigkeit durch die natürlichen Bedingungen seines Daseins in bestimmte und ziemlich enge Grenzen eingeschlossen. Nur die Tätigkeit unseres Nervensystems scheint einer fast unbegrenzten Ausbildung und Fortentwicklung fähig. Hier liegt der grundlegende Unterschied des Menschen vom Tier, hier haben wir die Aufgabe, die dem Menschen gestellt ist. Sie zu lösen, ist ihm als höchste Kraft seines geistigen Wesens der Wille gegeben. Und er soll sich mit Stolz des Vorrechts bewußt sein, das in den Worten ausgesprochen ist: Du kannst, was du willst. Pflegen wir jeder an seinem Teile diese edelste Gabe, die dem Menschen verliehen ist, es fehlt niemandem an Gelegenheit, sie zu betätigen und zu üben. Möge es unserm deutschen Volke nie an Männern gebrechen, die wahrhaft wollen können. Dann wird uns ein gnädiges Geschick auch in der höchsten Not den Genius nicht versagen, der uns den Weg weist zu den Zielen, die nur ein willensstarkes Geschlecht erstreben und erreichen kann.

Digitized by Google

Die deutsche Malerei der letzten 50 Jahre

Von Prof. Dr. Jos. Popp

Die Geschichte der deutschen Malerei des 19. Jahrhunderts muß seit der diesbezüglichen Berliner Ausstellung (1906) neu geschrieben werden: im Aufbau, in der Charakteristik von Schulen und Künstlern, wie in der Wertung. Hamann hat dies versucht. Sein Standpunkt war aber noch zu sehr von den Überraschungen jener Ausstellung beeinflußt; außerdem leidet er unter einer zu gesuchten Systematik. Jetzt wäre es Zeit für eine Synthese. Man konnte sie von der Münchener Sommerausstellung „Deutscher Malerei der letzten 50 Jahre" wenigstens bis 1905 erwarten. Sie bot aber unter Bevorzugung einiger gesicherter Namen vom übrigen nur einen spärlichen Auszug, der weder gut gewählt noch übersichtlich gehängt ist. Was soll es bedeuten, wenn von Bochmann, Bracht, Buchholz, Eysen, Greiner, Hagemeister, Hagen, Herbst, Heim, Klinger, Kühl, P. Meyerheim, Pleuer, Scholderer, Schreyer, Steinhausen, Sterl u. a. je ein Bild, von Viktor Müller, Gebhardt, Schider eine oder zwei Skizzen, von Defregger, Piglhein, Max Grützner, Kirchberg u. a. Werke gezeigt werden, die innerhalb ihres Lebenswerkes vereinzelt sind?

Anderseits überrascht, selbst bei den Be-

Abendliche Waldszene. Gemalt um 1870. Gemälde von Hans von Marées
Im Besitze der Familie von Hildebrand, München

Digitized by Google

Auf dem Heimwege. Gemälde von Hans Thoma. Gemalt um 1888
(Verlag von H. Keller, Frankfurt a. M.)

vorzugten, Leibl und sein Kreis mit etwa 50 Bildern, Thoma mit 24, Marées mit 20, Trübner mit 13, Slevogt mit 15, Liebermann, Uhde, Corinth mit je 10, Böcklin mit 7, die Unsicherheit des Urteils. Gewiß war nicht alles Erstrebte erreichbar, aber weniger wäre bei manchem mehr gewesen. Aus Platzmangel wurden die Künstler nach der Leiblperiode bis ungefähr zum Impressionismus in einem Gang kunterbunt zusammengehängt. Der Saal für dekorative Malerei wirkt besonders kümmerlich.

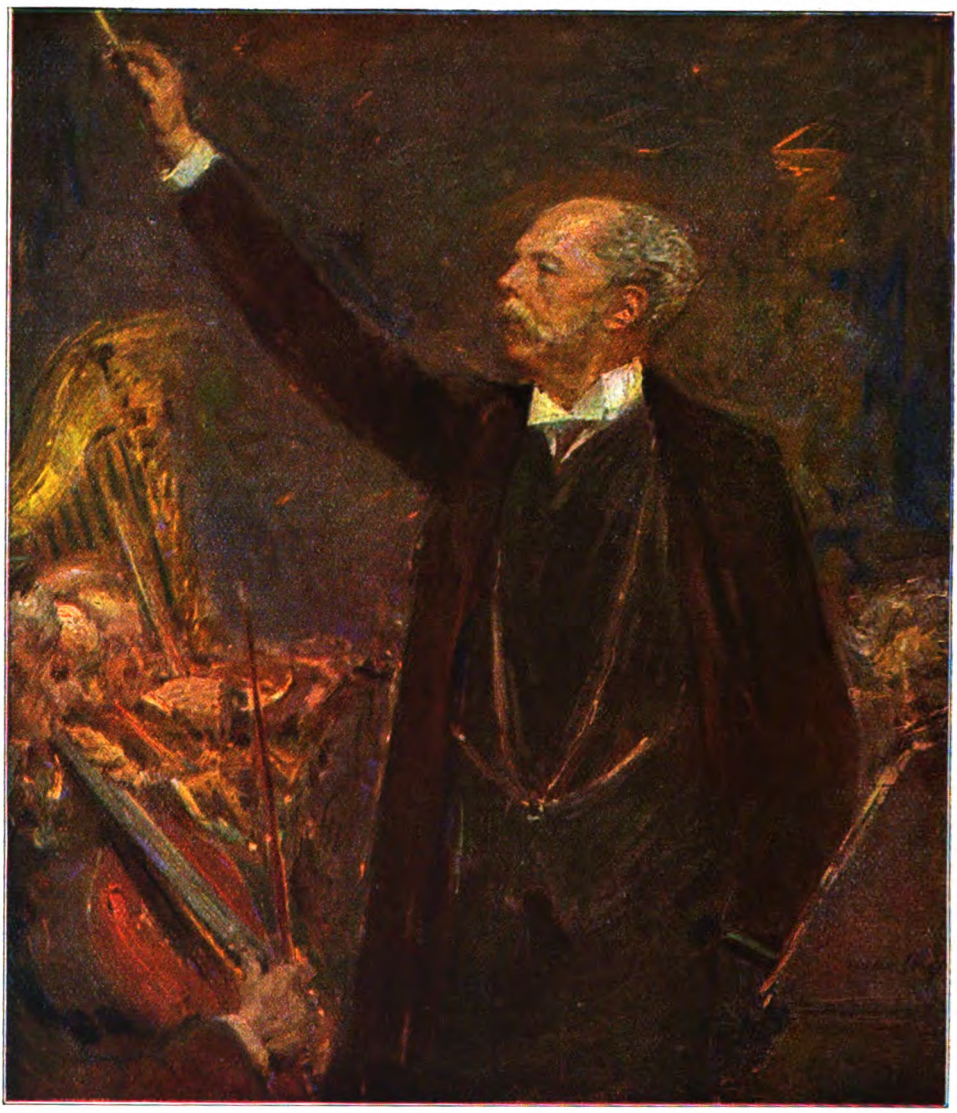
Statt der äußerlichen Bindung durch eine Zeiteinheit wäre eine sachliche Auswahl interessanter und fruchtbarer geworden: etwa die Münchener Malerei dieser Zeit, mit charakteristischen Werken jener Künstler, die von hier aus entscheidend in ihrer Entwicklung beeinflußt wurden. Oder die koloristische Malerei Münchens. In dem Fall konnten Namen und Werke, die aus der gegenwärtigen Darbietung herausfallen, organisch wirken; hier hätte sich auch die breitere Auswirkung Leibls gezeigt. Oder eine Vorführung des deutschen Impressionismus oder unserer dekorativen und monumentalen Malerei. Peinlich spürt man die allzuweit gehende Rücksicht auf die noch tätigen Münchener Künstler, ohne daß sich die wirkliche Qualität Münchens klar herausstellte: von etwa 300 Bildern und 108 Künstlern stammt ungefähr ein Drittel aller Werke von 51 Münchenern, darunter 32 Lebenden. Das drängte zu Kompromissen, die jetzt noch die Ausstellung in peinliche Unruhe versetzen: bis zur Stunde, da wir dies schreiben, brachte fast jeder Tag Änderungen. Kompromisse sind im Leben und in der Politik unvermeidlich und selbst fruchtbar, in der Wissenschaft sind sie vom Übel und stillos. Hier aber handelte es sich um eine wissenschaftliche Angelegenheit, für die der verantwortliche Leiter Dornhöffer der berufene Mann war: er ist einer der ganz wenigen Galeriedirektoren, deren Horizont und geistige Spannkraft von den alten Meistern bis zur jüngsten Malerei reicht. Deshalb mußte er absolut freie Hand haben. Mit das Hauptverdienst der Ausstellung besteht darin, daß durch 58 Werke 30 modernster Künstler deren Art vor Publikum, Staatsverwaltung und Kollegen gleichsam offiziell als galeriereif erklärt wurde. Ungleich bedeutsamer ist die jüngste Kunst in Stuttgart vertreten, wo Direktor Otto Fischer mit starker Hand und sicherem Urteil in ausgezeichneter Aufmachung die erste Übersicht dieser Malerei, Graphik, Plastik geschaffen. Eine wahrhaftige Tat, ein wertvoller Dienst an die wissenschaftliche Erkenntnis und Kritik der modernsten Kunst, eine starke Anregung und Klärung den Künstlern. Weiß man in Stuttgart, wie wohl auch anderswo mit dieser aufregenden Schau nicht viel anzufangen, so verdient sie doch ernsteste Beachtung.

Zunächst die Münchener Ausstellung! Leibl, der in den ersten siebziger Jahren viele Münchener in seinen Bann gezogen, verlor mit seinem fast fluchtartigen Wegzug nach den oberbayerischen Bergen allzuschnell eine bleibende Auswirkung und für sich selbst immer mehr das Verständnis breiter Kreise. Erst die Berliner Ausstellung von 1895 brachte

Digitized by Google

Euterpe. Gemälde von Arnold Böcklin
Gemalt 1861. Besitzer: Exzellenz Frhr. v. Heyl, Darmstadt
(Mit Erlaubnis der Photographischen Union, München)

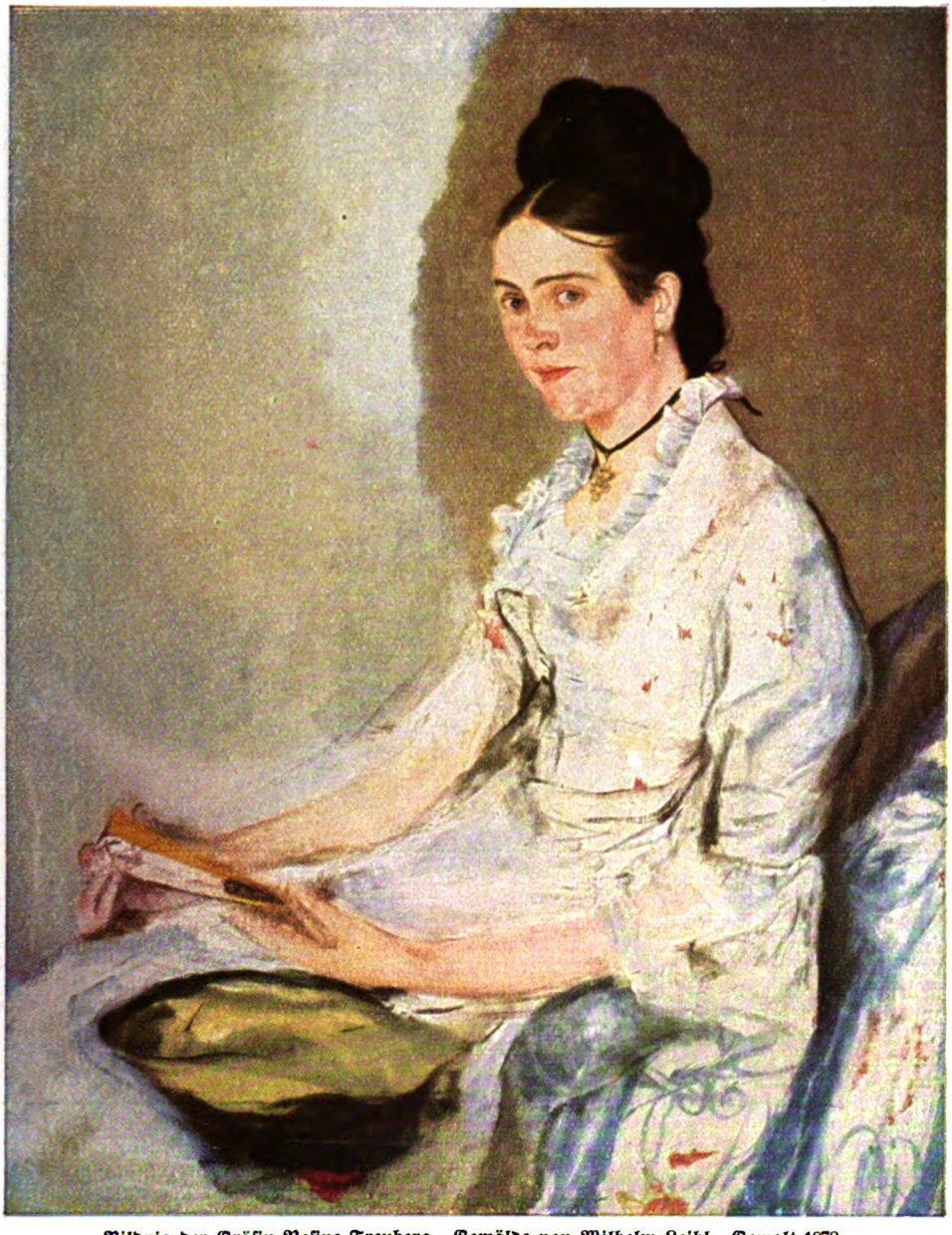
Digitized by Google



Generalmusikdirektor E. von Schuch dirigiert eine Symphonie-Konzertprobe in der Hofoper zu Dresden
Gemälde von Robert Sterl. Gemalt 1914. Dresden, Staatliche Gemälde-Galerie

ihn wieder zu Ehren. Seitdem ist er für Kunstschriftsteller, Galeriedirektoren und Händler nahezu heilig gesprochen und muß entsprechend gepflegt wie bezahlt werden. Es ist dies eine Überschätzung wesentlich epigonaler Malerei von mäßigem Gehalt. Den letzteren vermissen wir nicht wegen der Themen, wohl aber wegen der Art ihrer Behandlung: für Leibl ist alle Wirklichkeit unantastbar. Dieses Prinzip führt zum Abmalen, statt schöpferischem Gestalten. Es ist ein unbewußter Niederschlag jener naturwissenschaftlich-technischen Zeit, zu deren größten Triumphen solche Malerei gehört. Ihr gegenüber bedeutet der Impressionismus, trotz allem Verhaftetsein im sinnlichen Eindruck, etwas ungleich Höheres: Natur gesehen durch ein Temperament — nicht durch einen optischen Registrierapparat. Selbst Leibls erstaunliches Können, das ein wahrhaft geadeltes Handwerk mit fast religiöser Hingabe in den Dienst des Objektes und seiner farbigen Wiedergabe stellt, entschädigt nicht für den Mangel eines beherrschenden geistigen Fluidums. Die geringe künstlerische Phantasie, die sich besonders in der Komposition bemerkbar macht, ersetzt im einzelnen ein reiner, starker Sinn für das Echte. Hieraus erklärt sich das ungemein Packende in Leibls Bauern, die als Typ und Individualität

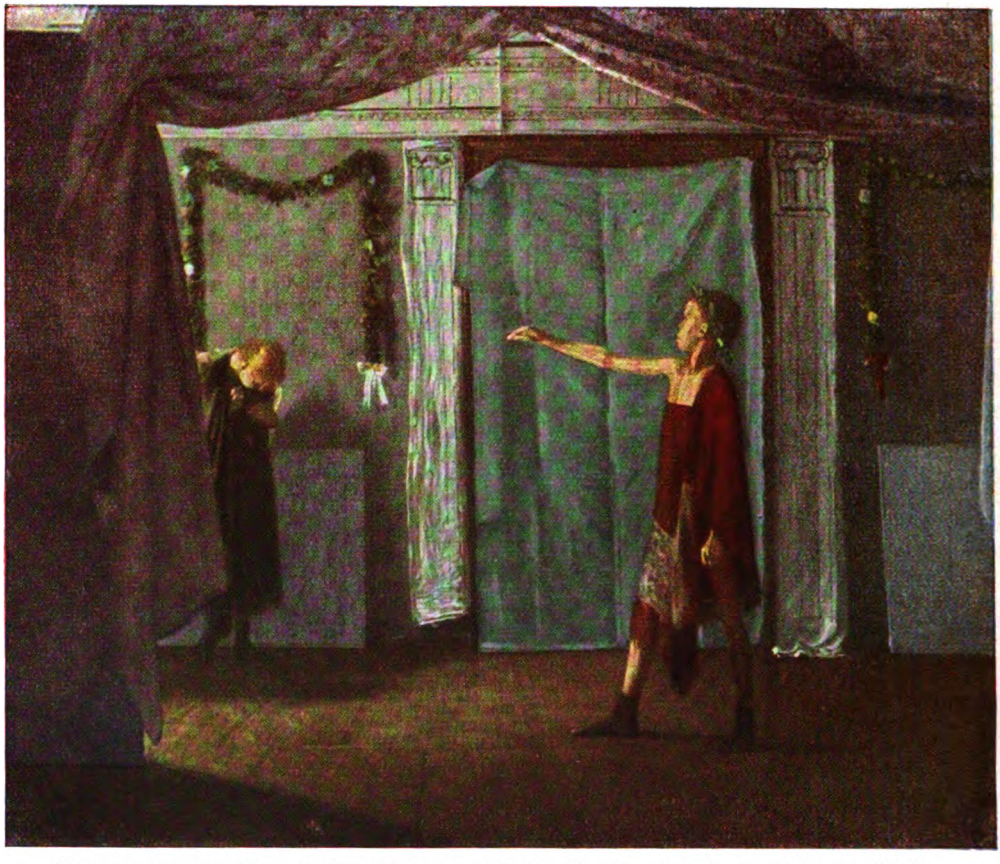
Digitized by Google



Bildnis der Gräfin Rosine Treuberg. Gemälde von Wilhelm Leibl. Gemalt 1878
Im Besitze der Kunsthalle, Hamburg

alles Ähnliche des 19. Jahrhunderts weit hinter sich lassen. Aber auch hier hängt alles vom Modell ab, das an sich stets treffend gewählt ist. Soweit es ergiebig, wird alles aus ihm herausgeholt, doch bleibt dies stets gebunden und stillebenhaft abgekühlt. Dem widerspricht keineswegs, daß Leibl die schönsten und beseeltesten Hände gemalt: in ihnen konnte sich das Innenleben ungestört vom Modellzwang gleichsam im verborgenen entfalten. Leibl hat es mit seinen Falkenaugen auch dort entdeckt und hat wie die Stofflichkeit der Gewänder, die Spannung und den Glanz der Haut, u. a. getreulich wiedergegeben. So begreift sich auch die verhältnismäßige Behendigkeit im alten Pallenberg, die süße Mürbe in Frau Gedon, das breitspurig Behagliche im Landedelmann Perfall, die schüchterne Grazie der Gräfin Treuberg wie anderseits die allzu gleichmäßige Beruhigtheit

Digitized by Google



Kindertheater. Gemälde von Leopold Graf von Kalckreuth. Gemalt 1900. Im Besitz des Künstlers

seiner meisten Bildnisse: sie sind mehr Malerei als Bildniskunst. Daher ermüden sie verhältnismäßig bald, wenn sie so zahlreich nebeneinander stehen wie in München, sehr zum Unterschied von der eroberten Objektivität Holbeins und dem prachtvollen Phlegma des Valesquez. Leibl erreichte in den neunziger Jahren in kleineren Bildern und Bildnissen eine aus dem Impressionismus erwachsene Vibration, die auch das Seelische lebendiger macht. Hiervon zeigt die Ausstellung nichts Erstklassiges.

Da Alt, Hirth du Frênes u. a. des Leibl-Kreises wesentlich in des Meisters Art schaffen, ohne dessen Können zu erreichen, ergibt sich wohl ein gutes Niveau, aber wenig Überragendes. Allein Trübner reicht mit seinem wuchtigen Bildnis Hoffmeisters und jenem des Dragoner-Einjährigen an beste Leibls heran, ein Chiemseebildchen besitzt feine Tonigkeit, in breiterem Vortrag zeigt das gleiche der „Jagdhund mit Wildschweinen". Aus der Brache der achtziger Jahre ist nichts vorhanden; aus den neunziger Jahren, da sich der Künstler mit dem Pleinairismus und Impressionismus auseinandersetzte, fehlt Charakteristisches. Die Zeit nach 1900, da Trübner in der Vereinigung formaler Kraft mit farbigem Klang, Licht und Luft, noch manches starke Bild glückte, vertritt nur so ungefähr der „Gardasee", besser das Neuburger Portal und Blumenbeete.

Von Schuch, der zuerst von Leibl, dann von Trübner, zuletzt von den Franzosen angeregt worden, hätten vor allem Landschaften aus der Pariser und folgenden Zeit interessiert; ebenso mehr Stilleben, da hier die eigene Persönlichkeit sich herausarbeitet: Schuch ist unter dem Impressionismus bedeutend gewachsen und einer unserer besten Maler geworden. Aus Haiders Bauernmädchen ersieht man, was auch eine weniger geschickte Technik vermag, wenn sie ganz beseelt wird. Noch mehr zeigt sich dies in der Sommer- und Herbstlandschaft, die voll tiefster Ruhe einen Naturwinkel zum friedvoll heiligen Bezirk, zu einer in sich beschlossenen Welt erheben. Thoma, den im Vorjahr Berlin und heuer Basel durch eine große Ausstellung geehrt, durfte in München nur bestens vertreten sein. Das ist leider nicht der Fall. Die Puttenwolke und ähnliche Volkstümlichkeiten, wie auch das große Malerbildnis wären besser weggeblieben. Die Landschaften stehen

Digitized by Google

Schiffe. Gemälde von Lyonel Feininger, Weimar. Gemalt 1924

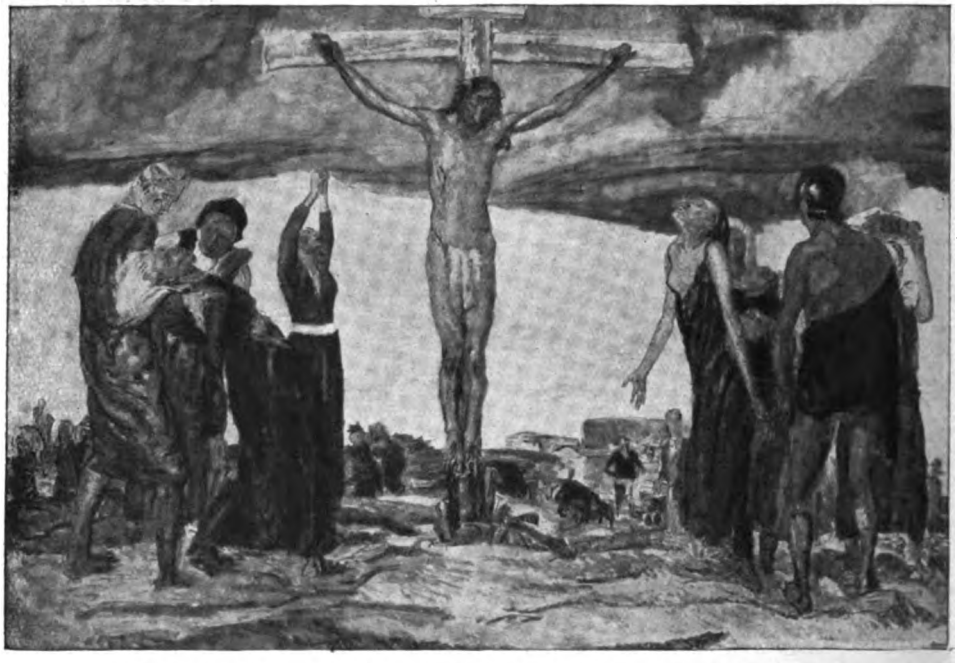
nicht durchweg auf der erreichten Höhe. Am besten sind wohl die drei Blumenstücke, voll versenkerischer Liebe, von jeweils verschiedener, aber stets lebendiger Malerei. Thoma wirkt am stärksten, wo er unabhängig von Italien, Böcklin und Marées unter Verzicht auf Belehrungen, als gefühlseliger, kultivierter Maler Welt und Menschen gibt.

Von Böcklin erfreut nur eine kleine Meeresidylle und die bekannte Gartenlaube. Dort packt die Dämonie der ganzen Szene, hier die farbige Glut.

Glänzend repäsentiert sich Marées, dessen reicher Münchener Bestand gut ergänzt wurde. — Er ist wohl auch heute noch der große Einsame, den nur wenige verstehen und lieben. In ihm triumphieren Geist und Kunst über eine oft nur fragmentarisch geratene oder erhaltene Darstellung. Alle deutsche Sehnsucht nach der Schönheit der Griechen spricht voll Wehmut aus diesen gedämpften Farben und stillen Formen. Nach gehaltenem, edlen Rhythmus entfalten die Menschen Marées' ihre Leiber, stehen, wiegen, neigen, greifen, wandeln sie, gruppieren sie sich, schaffen sie Raum unter sich oder fügen sie sich in den Allraum ein. Aus solchem Verflochtensein ergibt sich jeweils ein absolutes Bild voll gedämpfter Musikalität. Man bedenke in diesem Sinn die schwebende Grazie der Hesperiden, die keusche Zartheit und scheue Anmut in den einzelnen Etappen der „Werbung", die mystische Erfülltheit in den drei heiligen Reitern. Wie bewunderungswürdig weise ist der „Ganymed" komponiert, wie tief ausgedeutet: Die Wölbung des stehenden Ovals überschneidet die mächtigen Adlerschwingen, sie gleichsam in ihrem Auftrieb hemmend — aber da dies jenseits der spannigen Gelenke geschieht, stört dieser Schnitt nicht, erfüllt uns vielmehr mit der Ahnung einer noch größeren Spannkraft. Außerdem die Einheit von Figuren und Landschaft. Antike und Renaissance sind durch Marées' heldenhaftes Ringen in die deutsche Wesenheit eingegangen: Wir besitzen nun Existenzbilder, die über die mehr im Sinnenhaften verweilenden Alt-Venezianer hinaus, in die höhere Welt der Geistigkeit hinaufragen.

Lenbachs Bildniskunst, die allzulange die deutsche Meisterschaft ausschließlich beanspruchte und als Malerei vielfach übel ist, veranschaulichen vorteilhaft Döllinger, Liphart und Kaiser Wilhelm I. Darin offenbart sich bedeutende Kunst. Dagegen fehlt der Darstellung Leos XIII. die Objektivität; dessen bestrickendes Lächeln wird zum Grinsen und das Gesicht durchaus zur Maske. In diesem

Digitized by Google



Christus am Kreuz. Gemälde von Prof. C. J. Becker-Gundahl. Gemalt 1914

Saal mußte Samberger mit Lenbach konfrontiert werden. Das war eine wissenschaftliche Pflicht und zugleich ein Akt der ausgleichenden Gerechtigkeit, den man in München um so mehr erwarten mußte, als der Norden ohne genügende Berechtigung in Liebermann und Corinth allzu ausschließlich die großen Porträtisten sieht und fördert. Im Katalog hatte man offenbar diese Absicht, in der Ausführung unterblieb sie. Es waren vorgesehen das ruhig repräsentative Bild des Vaters, der scharf erfaßte Reber, der witzig sprudelnde Bradl und ein ausgezeichnet gemaltes Selbstporträt. Nur die zwei ersten wurden der Nachbarschaft Lenbachs gewürdigt, Samberger

Tänzerin. Gemälde von Oskar Schlemmer, Weimar. Gemalt 1924

selbst im Gang placiert. Statt dessen gibt es einen vornehm langweiligen F. A. Kaulbach, unwichtigen Defregger und Piglhein und zwei Habermann, deren einer hier genügt hätte. Samberger erreicht die schlagendere Ähnlichkeit als Lenbach, was sich bei gemeinsamen Sujets leicht erweisen läßt. Auch sonst ist er umfassender, tiefer. Mit Recht sagt sein Biograph Eßwein: „Die Bildniskunst ist für Samberger kein Fach im Sinne des handwerklichen oder bloß geistreichen (Lenbachschen) Porträtspezialistentums, sondern eine geistig-seelische Angelegenheit.“ Deshalb spielt das Technische bei ihm nicht die erste Rolle. Als echter Deutscher ist er mehr auf das Helldunkel

Digitized by Google

Diner. Gemälde von Franz von Stuck. Gemalt 1913. Im Besitz der Neuen Pinakothek in München

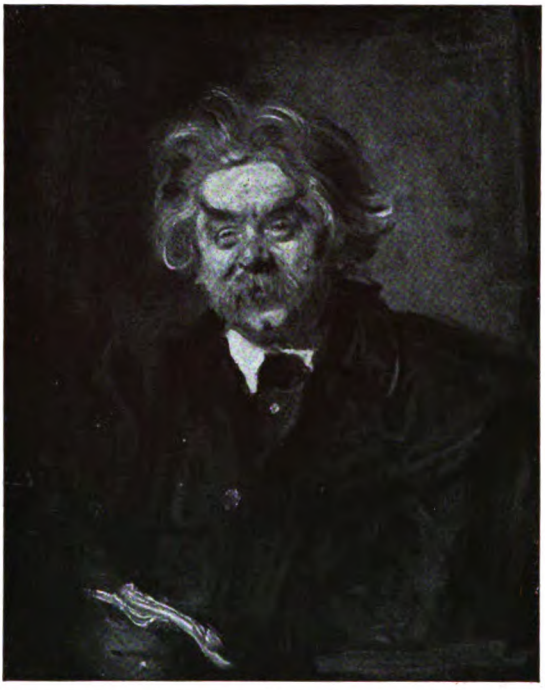
als auf das rein Koloristische eingestellt. Das Entscheidende für den Bildnismaler, die geistige Vielseitigkeit und Gestaltungskraft, besitzt Samberger in ungewöhnlichem Maße: er meistert die verschiedenste Art des Repräsentativen, aber auch das Dramatische und Humorige, grüblerisch Bohrende und jede Art Temperament wie Stand: je besser der Kopf von Natur, desto besser gerät er als Kunstwerk.

Stucks einstige Größe ist mit der Zeit immer kleiner geworden, wie seine Bilder. Dennoch konnte deren eigenartige Mischung aus Antike und Böcklin, sicherem, dekorativem Gefühl und starker Sinnlichkeit markanter hervortreten.

Den Impressionismus veranschaulichen dessen drei Hauptmeister Uhde, Liebermann und Slevogt; der gleichzeitige Corinth gehört nur teilweise hierher. Uhde hat diese Bildform und Auffassung zunächst in den Dienst des Religiösen gestellt und damit Aufsehen erregt. Wir verstehen heute vor diesen stillen, gütigen und innigen Bildern die einstige Aufregung nicht mehr. Ihre zarte Blondheit ist lockerer, schöner und durchfühlter gemalt als jene Liebermanns. Leider fehlen gerade die starken Stücke. Auch aus den späteren Werken, die weltliche Themen, Landschaftliches und Interieurs oft glänzend behandeln, hätte man schon zum Vergleich mit Liebermann bessere Bilder gebraucht. Die „Kinderstube" erweist Uhde als einen der ersten Kindermaler, aber auch als Meister des Pleinair und der impressionistischen Komposition.

Liebermann gewinnt am meisten, wo er tonig ist. Hierin wächst er zu immer geschlossenerer Breite, Fülle und Kraft. Der „Reiter am Strand", seine „Tochter zu Pferde", Partien aus dem Amsterdamer Judenviertel und vom Delfter Gemüsemarkt, der Wannseegarten liegen in dieser Richtung. Liebermanns weniger erfreuliche Bildniskunst zeigt in solchem Sinn das Porträt eines Militärs; ungleich besser wirkt das Selbstbildnis — aber auch hier viel breiige, ja mörtelhafte Farbe: in allem zeigt sich ein kultivierter Eklektizismus, der sich wesentlich bei den modernen Franzosen umgesehen hat. Slevogt, dessen frühere Periode fehlt, erscheint ausschließlich als der gereifte Meister.

Digitized by Google



Bildnis des Bildhauers Jakob Bradl. Gemälde von Leo Samberger. Gemalt 1907. München, Neue Staatsgalerie

viel Erdenschwere an, die bis zur Stumpfheit der Farbe führt. Eines seiner besten Bildnisse, in denen man Geist und Seele spürt, ist Graf Keyserling, der müde Sproß eines aussterbenden Geschlechtes. Die erstaunliche Wandlungsfähigkeit des Sechzigjährigen erweisen dessen Arbeiten seit 1920, vor allem die energisch geformte Walchensee-Landschaft und das Stilleben mit Bronzefigur, in dem sich die Farbe zu zuckendem, prächtigem Leben erhebt.

Das neue Bild — die einzige objektive Bezeichnung, die den Unterschied von Impressionismus zwar nur allgemein hervorhebt, aber ihn auch nicht schlagwortmäßig einseitig auf das Inhaltliche beschränkt, wie dies im „Expressionismus" geschieht. Während der pleinairistische Impressionismus sich mit einem augenmäßigen Eindruck der Gesamterscheinung begnügt, will man jetzt ein geistiges Erlebnis der Innen- und Außenwelt gestalten, nicht eine Nachbildung oder Stilisierung des Wirklichen: in möglichster Konzentration, daher einfach, aber lebendig und überzeugend. „Immer mehr sehe ich ein, daß

Bildnis des Pianisten Conrad Ansorge. Gemälde von Lovis Corinth Gemalt 1904. München, Sezessionsgalerie

Er ist der stärkste Kolorist und Poet des deutschen Impressionismus, voll Temperament, Geist und Geschmack. Eine süße Trunkenheit breitet sich oft schwelgerisch über die Pfalzbilder, keck und prickelnd malt er funkelige Gartenecken, von pompöser Pracht ist ein Fisch-Stilleben. Der „weiße" Andrade bewährt immer noch seine noble Behandlung des mild leuchtenden Weiß. Corinths massive Vitalität geht den Dingen wie Menschen mit der Faust zu Leib und packt vor allem ihre Stofflichkeit. Wo diese reichlich vorhanden, kommt sie voll Saft und Leben zur Darstellung, so im Familienbild oder in der wilden Kraft des „Florian Geyer" — aber es klebt ihr doch auch

Digitized by Google

Weinlese in der Pfalz. Gemälde von Max Slevogt. Gemalt 1918

es darauf ankommt, im Bild auf die Formen und Farben zu kommen, wie sie die erste Vision gestaltet hat." (Kirchner.) So entsteht ein neuer Barock, aus unserer Ergriffenheit und Spannung, ohne das Pathos des Alten und seine schwungvoll geschönten Mittel, vielmehr in einer gewollten Primitivität der Formelemente. Daher auch die Vorliebe für alle frühe und selbst die exotische Kunst der Naturvölker, in denen man das starke Empfinden und naive Bilden einer ungebrochenen Menschheit schätzt. Es ist nicht neues Barbarentum, sondern die Rückkehr zum Geistigen in der Kunst! Litten die Anfänge unter dem revolutionären Auftrieb der Neuerung, dem quälenden Ekel der Großstadt und unerbittlichem Wahrheitsfanatismus, die weitere Entwicklung unter den Schauern des Krieges und den Aufregungen der nächsten Jahre, so hat sich nun alles wesentlich beruhigt. Man kann deshalb nicht von dem „Ende" des Expressionismus sprechen: noch leben und schaffen seine Bahnbrecher, die fast durchweg erst in den vierziger Jahren stehen.

Die neue Kunst will das Wesen, die Seele, ja die letzten Geheimnisse der Erscheinungen und des Lebens sichtbar machen. Was in ihnen sich regt, webt, brütet, lauert oder sich stolz, prächtig, üppig hervordrängt und zu Scheu oder Bewunderung, Ehrfurcht oder Andacht, Heiterkeit oder Trauer, Sehnsucht oder Genuß zwingt. — Selbst die toten Dinge des Stillebens erwachen: Kobolde sprechen aus ihnen, unheimlich glüht es um sie auf, süßbetörend lockt es, in heilige Verschwiegenheit hüllt sich alles ein. Der Tiere Wesen, Glück und Not wird wie ein Menschliches erschaut. Wie rührend der jungen Rehe anmutige Grazie, der älteren unschuldsvolle Treuherzigkeit. Das dumpfe Notgefühl der Natur spricht bang fragend selbst aus einem Tiger. Die buhlerische Geschmeidigkeit einer wohlig sich rekelnden Katze läßt die Lust des Gegraultwerdens überaus anschaulich werden. (Marc.)

Der Mensch wird im Bildnis mit einer Rückhaltlosigkeit und Rücksichtslosigkeit gegeben, die zwischen Wahrheit, Mitleid und Grausamkeit viele Abstufungen hat. Einen Ehrenplatz gewährte man in Stuttgart, als einzigem Ausländer, dem Norweger Munch, als einem der Großmeister dieser Kunst. Die Künstler selbst nehmen sich von solcher Art der Darstellung nicht aus, so Beckmann, Dix, Kokoschka. Des letzteren jüngstes Eigenbild vereint kindliches Erstaunen mit Besessenheit, ist halb Mannequin, halb Maniak. Wie der Modersohn stilles Glück in ihr singt und klingt! Eine gesunde Bauernmagd, voll Güte und Seelenschönheit, die aus ihrer versonnenen Märchenwelt nicht aufwachen und noch weniger sich darüber äußern kann. Dann ein Dr. Sch., in dem Dix den gequälten Gehirnmenschen gibt, dessen Salz- und Pfefferanzug

Digitized by Google

dem verhockten Körper die würdige Folie schafft. Erschütternd Kokoschkas „Forell". Ein krakelürenhaftes Gespinst überzieht das Greisengesicht, aus dem das Fleisch fast wund herausschimmert. Eine flehende Gebärde erbittet schüchtern Erfüllung aus den durchgeistigten Händen. Coesters leichenhafter Mensch wendet sich von Unheimlichkeit erfüllt, erschreckt einem unsichtbaren Etwas zu, das sich heimlich heranschiebt und ihn bannt. In solchen Bildnissen tritt die äußere Ähnlichkeit hinter das innere Wesen und Schicksal des

Nördliche Sibylle. Gemälde von Karl Caspar. Gemalt 1923

Digitized by Google

Dargestellten zurück; es steckt in ihnen etwas von der Unerbittlichkeit einer wissenschaftlichen Diagnose, aber auch etwas von visionärer Hellseherei.

Ähnliches gilt von der Darstellung der Menschen überhaupt und ihrem Gehaben. Im Mann wird gerne das urhaft Triebmäßige, das Tierische im Sinn der Kraft, die harte Intellektualität, in der Frau das Sinnenhafte, anmutig Graziöse oder bloß Spielerische gegeben. Aus den Kindern spricht viel Humor, aber auch das erschütternde Leid der verkümmerten und kränkelnden Großstadtjugend. Überhaupt hat die Menschheit der Großstadt das besondere Interesse der neuen Malerei. Wir sehen das flanierende Geschiebe in den Straßen, die hin- und herwogende Unterhaltung einer animierten Teegesellschaft, das mühsam verhaltene Kinderlachen und Kichern, die fast platzende Straffheit der in Reih und Glied präsentierenden Soldaten. In starrig gestraffter Erregung malt ein Vater seinen Sohn. Prachtvoll die Animalität des „Heiden" im Menschen. In überfüllter Stube Menschen, die schon „vor dem Kostümfest" gelangweilt und abgespannt, jeder nur mit sich selbst beschäftigt, eine traurige Gesellschaft sind. Aus der linken Ecke eines anderen Bildes leuchtet ein roter, weiblicher Halbakt im fahlen Grunde auf. Zuerst nur Fleck, entwickelt sich dem längeren Schauen eine lose Plastik. Der quergelegte Arm schafft Raum, die Brüste blühen und glühen, in den Augen zuckt es in schlangen-

Alte Bäuerin mit gekreuzten Händen. Gemälde von Paula Modersohn-Becker
Gemalt 1906/07. Im Besitze der Kunsthalle zu Hamburg

Digitized by Google

Mäher. Gemälde von Philipp Bauknecht

haster Gier, die Gestalt folgt dem magnetischen Zug der dunklen Wolke im rechten oberen Bildeck, gierig greift die hackenförmige Hand voraus: ein Danaemotiv. Aus heißen, lodernden Farben tobt der Taumel um das goldene Kalb. Die verschiedene Ergriffenheit der nordischen und südlichen Sibylle, Christus und Nikodemus, wie manch anderes religiöse Thema wird aus persönlichem Erlebnis geformt (Nolde, Kirchner, Schmidt-Rottluff, O. Müller, Hofer, Macke, Felixmüller, Caspar).

In der Landschaft erstrebt man den kosmischen Zug des Gebauten, den Raum und seine Spannungen, das formal oder geistig Besondere einer Gegend. Das „Endtal" mündet wie in eine bergende Bucht, strömig schließt sich das Land an den ziehenden Fluß; im sommerlichen Glanz und Klang schieben sich fast trunkene Häuser dem funkelnden Bach entlang. Im hügeligen Lande wogt es in bebenden Hebungen und Senkungen. Eines Dorfes enges Gewinkel, der Großstadt spannige Brücken und verpflockte Häusergevierte kommen in Bewegung (Unold, Heckel, Kirchner, Beckmann, Caspar-Filser). Dunkel und schwer steigt die Nacht über der Ebene auf, in der einsam ein weißes Pferd mit Fohlen unter tiefrosig angeglühten Wolken auftaucht. Dort dehnt sich der teppichweiche, saftige Rasen der Marschlandschaft und hier schäumt das aufgewühlte, düsterblaue Meer wie eine brodelnde Masse, unergründlich in seiner Tiefe, melancholisch in seiner Schwere. Im stillen Bauerngarten friedlich geborgene Blumen, aber auch aus Töpfen in milder Schönheit wie Glasfenster leuchtend (Nolde, Macke).

Digitized by Google

Oldenburger Marschlandschaft. Gemälde von Karl Schmidt-Rottluff. Gemalt 1909
Im Besitze der Kunsthalle zu Hamburg

Um alles das zu erreichen, werden die Naturformen oft zu Runen, deren Raunen wertvoller ist als ihre tatsächliche Erscheinung und Nachbildung. So werden Menschen und Dinge nicht selten deformiert. Die Berechtigung liegt im Grade des Erreichten.

Ist zu solchen Auffassungen und Offenbarungen eine Welt- oder auch nur Lebensanschauung notwendig? Unseres Erachtens genügt die Erlebnisfähigkeit und gestaltende Kraft des Künstlers. Aber um besser verstanden zu werden und bei der seismographischen Empfindsamkeit des Künstlers wäre in einer Zeit geistiger Unruhe und Verworrenheit, dunkler Sehnsucht und drückender Leidensfülle der sichere Halt einer Weltanschauung wertvoll.

Gegenüber den sich verflüchtigenden Formen des Impressionismus erstrebt das neue Bild wieder das Körperliche, Tektonische, klar Räumliche, und zwar im Organismus eines solchen Bildbaues. Drängte schon die expressionistische Absicht, die Ausdrucksmittel wieder zu festigen, so erfordert die jetzige Bildanschauung dies erst recht: hierin greifen Inhalt und Form organisch ineinander. — Die Linie gewinnt gleichsam ihre Urgestalt zurück: sie schließt sich und wird bald fest, ja hart, kantig und selbst stachelig, aber auch weich, federnd, flüssig. Ebenso bindet sich die Fläche und gewinnt daraus die Möglichkeit vielseitiger Spannungen und einer reichbewegten Rhythmik, die Fähigkeit, das Körperliche klar und füllig, geschmeidig und kraftvoll zu gestalten, das Räumliche zu architektonischer Wirkung zu bringen. Die Farbe dient der Fläche sich zu gliedern und differenzieren, schafft plastische und räumliche Wirkungen. Sie ist lebendig im Dunkel, strahlig im Hell, intensiv und voll Glanz wie persische Fliesen, von der tiefen Weichheit der Edelsteine und der Pracht der Glasfenster erfüllt. Voll Stimmungsgehalt und geistiger Anregung ist sie mehr als die bunte Haut der Welt, hat sie Macht über Form und Gehalt. Das Licht tritt nicht mehr diffus auf, sondern verdichtet sich zu geschlossenen Bahnen, strömt durch den Raum und erfüllt die Erscheinungen. Aus solcher Erneuerung und Vertiefung der Darstellungsmittel kann man

Digitized by Google

verſtehen, daß der Gedanke an eine abſolute Malerei erſtehen konnte: Durch Linien, Farben, Licht und ihre gegenſeitige Beziehung ergeben ſich „Kompoſitionen“ von der Art der Muſik. Das Feinſte derart ſchuf bis jetzt Klee. Da wir aber hierfür noch keine Kontrapunktik haben, bleibt die Wirkung allzuſehr im Allgemeinen und Subjektiven.

All das ſteht im Dienſte einer Bildform, die möglichſt die Fläche erhalten, aber auch aus ihr das Räumliche entwickeln will. Das Leben im Bild gibt die gleichzeitige Spannung ſeiner Teile, die um ſo lebendiger wirkt, je ungleicher dieſe und ihre Gruppen ſind. Wie im expreſſioniſtiſchen Bild die Naturform dem Ausdruck geopfert wird, ſo hier dem Bildorganismus, der Form, Maßſtab und Proportion des einzelnen. Dies wurde im Kubismus bis zur Zerlegung der Formen getrieben. Im Konſtruktionismus der Weimarer geht der Weg nach einer anderen Seite ins Abſtrakte. Beide Male erſteht etwas ſinnlich Mageres und Nüchternes. Bald wird der letztere dem Schickſal des erſteren folgen: erledigt zu ſein und vergeſſen zu werden.

Schüchtern fragt auch der wohlwollende Kunſtfreund, wie es in dieſer Kunſt um die Schönheit beſtellt iſt. Es gibt in der Kunſt aber auch die Wahrheit und Kraft, das Leben und den Ausdruck als Ideal — und dieſe ſind von der Harmonie des Schönen immer mehr oder weniger entfernt. Solche Art iſt nordiſch, iſt deutſch. Nicht ſie allein, aber doch weſentlich. Die jüngſte Kunſt erſtrebt in dieſer Richtung ein Neues. Und auch um dieſes Anfanges willen kann ſie nicht ſchön ſein. Iſt dies die archaiſche Kunſt der Griechen, die frühe Romanik, Gotik und Renaiſſance?

Stören wir nicht aus einſeitigen Idealen und Ungeduld das hoffnungsvoll Werdende; fördern wir es durch ringendes Verſtändnis und bereitwillige Verſenkung. Die Schöpferiſchen der neuen Kunſt haben ſich ſchon vielfach geklärt und vertieft. — Auch dieſe Einſicht verdanken wir der Stuttgarter Ausſtellung, in der ſich die gleichgerichtete Graphik und Plaſtik in verwandter Geſinnung und Strebung mit teilweiſe ſchon gereifteren Werken vorſtellt.

Dieſe deutſche Kunſt iſt gegenüber der franzöſiſchen robuſter und unbändiger, aber auch geiſtig ſtärker und reicher. Möchten wir das erkennen und ſchätzen, trotz ihrer Schwächen und Problematik. Nur was man achtet und liebt, erſchließt ſich dem Verſtändnis. Das Verſtändnis aber bildet die erſte Vorausſetzung jedes Urteils, jeglicher Wertung der neuen Kunſt.

Rote Abendwolken. Gemälde von Emil Nolde. Im Beſitze des Kunſtvereins, Barmen

Digitized by Google

Der Piccolo · Novelle von Gudrun Wette

Das linke Schaufenster des Herrenbasars in Via San Lorenzo war durch eine graue Strohmatte den Märzstrahlen und den Blicken der vorübergehenden Mailänder Bürger entzogen. Dahinter machte Lippo den neuen Aufbau. Hellgraue Filzhüte hingen frühlingverheißend auf kleinen Ständern, Stöcke mit allerhand lustigen Krücken sproßten überall aus dem Boden hervor, dazwischen, gleich bunten Blumen, vielfarbene, seidene und batistene Taschentücher, Geldbörsen, Brieftaschen, Etuis aus gepreßtem, farbigem Leder in verschiedenen Formen und Größen. Glänzende, zartblaue Hemdenbrüste, bis zur Decke ansteigend, bildeten einen harmonischen Hintergrund.

Lippo empfand bei seiner Arbeit das Freudige, Verheißungsvolle, das bei den ersten vollen, schon heißen Frühlingsstrahlen aus hellen, hübschen Sachen lacht. Es verspricht gradezu eine Erneuerung des ganzen Menschen. Er verrichtete alles mit ruhigem Eifer, wie einer, der gewohnt ist, eine Arbeit grundsätzlich gut zu vollbringen, aber auch mit der Losgelöstheit des Menschen, der weiß, daß in solcher Verrichtung nicht alles liegt. Hinter der notwendigen Arbeit lag die ersehnte, aber er tat jene gewissenhaft, ohne Unwillen noch Ungeduld. Er setzte jetzt noch zwischen die Seidentüchlein und die Lederetuis einige bemalte Steingutvasen aus der Kunstmalerhütte von Ghirla nieder, eine hoch und schlank wie ein Rohr, eine dickbauchig mit zwei Henkeln, zierlich eine dritte mit einem Ausguß wie ein Kännchen. Alle hatten ein übereinstimmendes Muster, ein Rankengewirre, aus dem bunte Blumen hervorschauten, eine wahre Frühlingsfeier.

Die schmalen Längsspiegel in den vier Ecken des Schaufensters warfen ihm sein farbenfrohes Werk zurück, und inmitten dieser Frühlingsherrlichkeit sein eignes Bild, das all diese Heiterkeit der Menschenerneuerung mit einer unerwarteten Note störte. Che piccolo! Unnatürlich, ganz sonderbar klein. Von der Natur betrogen. Ein schmächtiger Kinderkörper unter einem reifen Jünglingsgesicht. Eine Gestalt, nach der sich unwillkürlich die Köpfe zurückwenden. Eine jener Erscheinungen, die dem sorglos Begegnenden einen feinen Schmerzensstich versetzen, daß es Wesen gibt, die die natürlichsten Güter entbehren, Güter, die so sehr aller Recht sind, daß niemand an ihren Besitz denkt. Schmerzensstich, so flüchtig wie die Erscheinung, die die Menge schon verschluckt.

Lippo prüfte einen Augenblick sein Spiegelbild mit ernstem Blick, wand dann hurtig die graue Strohmatte in die Höhe, daß die Frühjahrsauslage den Mailänder Bürgern in die Augen lachte, und sprang hinab in den Laden. Das Kommen und Gehen wurde lebhafter, aber ohne Gedränge, es entstand kein Wartenlassen. Die bedienenden jungen Leute, die Schubladen auszogen und Waren unterbreiteten, verloren nie ihre freundliche Gelassenheit und zeigten bei aller Dienstfertigkeit durch die leichte Würde ihrer Haltung, daß ihnen der gute Ton etwas Angeborenes sei. Lippo hielt sich etwas im Hintergrund des tiefen Raumes, und manchmal streifte seine Hand im Vorübergehn einen länglichen schwarzen Kasten, der da hinten auf dem Ladentisch stand.

Als die Tür klingelnd wieder ging, empfand er unerwartet etwas wie einen kurzen Stoß in der Herzgegend, das ihn aufblicken ließ. Sogleich ergoß sich eine lebhafte Freudenröte über sein Gesicht, die ebenso schnell der gewöhnlichen Blässe Platz machte. Ein hochgewachsener junger Mensch, vollendet im Wuchs wie eine antike Statue, war eben eingetreten. Er war mit der Nachlässigkeit italienischer Studenten gekleidet, und sein Blick flog suchend durch den Laden.

„Buon giorno, Signor Conte," rief Lippo lauter als die andern und machte hinter dem Ladentisch einen Schritt ihm entgegen. Der gräfliche Student ging auch schnurstracks, ohne viel auf die Grüße der andern jungen Leute zu achten, in den Hintergrund des Ladens.

„Caro Lippo, eccomi, da bin ich schon wieder," sagte er, dem jungen Mann kräftig die Hand schüttelnd, dem wieder das rasche Rot über die Wangen lief.

„Wie geht's, caro Signor Conte, womit kann ich dienen?"

Ohne zu antworten, legte der junge Graf seine Hand auf den schwarzen Geigenkasten. „Heute ist wohl Antrittsprobe des Tedesco (des Deutschen)?"

„Beethoven," entgegnete Lippo lakonisch.

„Beethoven," sagte der Student — er sprach Be-thóven aus — „das haben sie los, die Deutschen. Da können sie sich ruhig mit Toscanini schlagen. Vedremo (wir werden sehen). Dieser Beiwolf hat ja einen außerordentlichen Artikel im Corriere gehabt. Plastik, Wucht, Gedankentiefe, Teutonenkraft. Vedremo, vedremo. Sie haben ihn ja wohl gelesen. Gestern in der Abendausgabe."

Digitized by Google

Lippo zog statt einer Antwort das Zeitungsblatt aus der Rocktasche und warf es auf den Tisch.

„Caro Lippo, ich freue mich wahrhaftig. Wissen Sie, daß ich das mal wieder nötig habe?“ Er stützte sich auf den Ladentisch, so daß sein Kopf nahe zu Lippo herüberkam, und dämpfte seine Stimme. „Ich muß einmal wieder durchgeschüttelt werden. Die starken Erschütterungen wollen nicht zu mir kommen. Es geht immer an mir vorbei. Es ist alles seicht, was ich um mich fühle; ich wate, wo ich stampfen möchte. Alles Erleben ist so klein. Warum kann man nie ordentlich gepackt werden?“

Er sah an Lippo vorbei auf die braunlackierten Ausziehfächer der Wand.

„Aber manchmal, nicht wahr, Lippo, kommt doch eine Stunde, wo man fast erschrickt vor der Gewalt. Musik! Musik! Den Kopf in die Fäuste drücken und es über sich herrasen lassen, die Elemente, die ein Riesengeist entfesselt. Die Dämonen in sich heulen hören und die Paradiese aufblitzen sehn — — und zerrissen, durchwühlt und erlöst und beseligt zu sein.“

Er blickte Lippo fragend an. Da sah er, wie Lippo den Kopf weit vorgereckt an seinem Antlitz hing. Das sanfte Märtyrergesicht des Kleinen war von einer inneren Flamme durchglüht und die großen, tiefbraunen, immer etwas schmerzlichen Augen redeten eine leidenschaftliche Sprache von Lebensdurst, daß es den gräflichen Studenten heiß überkam, als tobten hier vor seinen Augen die Gewalten, die er beschwörend gerufen. Er sah Lippo lange an, seufzte unwillkürlich auf und schüttelte sich.

„Womit kann ich Ihnen heute dienen?“ fragte Lippo leise, blasser als sonst.

„Starke Briefbogen, großes Format, in Schachtel, wenn das hier zu haben ist,“ sagte der Student.

Es fand sich, daß auch dies im Herrenbasar vorrätig war, und der Student fragte nach dem Preise.

„Dreizehn Lire, unmöglich,“ rief er, plötzlich in den Alltag zurückgerufen. „Sie spaßen wohl. Sagen wir zehn.“

„Kann nicht,“ sagte Lippo. „Sie wissen doch, feste Preise.“

„Feste Preise?“ rief der Student, verwundert die Augen zur Decke hebend, als suche er dort die drohende Inschrift: Prezzi fissi — „feste Preise? Kein vornehmes Mailänder Geschäft hat feste Preise. Ich für mein Teil gehe nie in Geschäfte mit festen Preisen. Diese barbarische Starrheit, die aus dem Norden zu uns gekommen ist, fröstelt mich an.“

Lippo lächelte und sagte leise: „Für Sie machen wir eine Ausnahme,“ und laut rief er hinüber: „Kassa, elf Lire.“ Dabei legte seine Hand sich wie zufällig in schüchterner Berührung neben die des Grafen, die noch auf dem Ladentisch lag. Der junge Aristokrat nahm die Hand, die blutlos und viel kleiner war als die seine, mit herzlichem Druck.

„Auf Wiedersehn, Lippo, Glück zur Probe.“ Und er tippte noch einmal auf den Geigenkasten, als wolle er auch diesen abschiednehmend begrüßen.

Lippo reckte sich ordentlich, als sein vornehmer Freund hinaus war, und atmete tief auf. Nur das hatte ihm noch gefehlt heute. Sein Gesicht war wie verklärt. Er hatte es gleich empfunden am Morgen, daß dieser 1. März ein besonderer Tag sei. Und nun kam noch dazu, daß der Patron sich mit der Stunde der Probe irrte und ihm zurief: „Es ist Zeit für Sie, Lippo, Sie können gehn.“

Lippo widersprach nicht. Er hatte schon den Hut auf und war mit seinem Geigenkasten an der Tür. Einen Augenblick stand er still auf der Straße, um die Kraft der Sonnenstrahlen besser auf seinem Körper zu fühlen. Das ist die Jahreszeit, wo die Mailänder Bürger keine Gelegenheit versäumen, wo sie aus Geschäften, Büros oder Häuslichkeiten einen Augenblick auf die Straße springen können, um sich an der Sonne zu wärmen, denn welcher bescheidene italienische Bürger heizt noch nach dem 15. Februar?

Die sechzehn korinthischen Marmorsäulen aus der Römerzeit gleißten in der Sonne und bildeten ihre lange, ehrwürdige Reihe in der lebhaften Geschäftsstraße. Lippo wunderte sich heute zum erstenmal darüber, daß sie hier standen, wo sie scheinbar nichts verloren hatten, wo gar nichts sie mit der neuen Zeit verband. Das Großstadtleben, die moderne Zeit raste um ihren langen Sockel, Trambahnen und Automobile sausten fortwährend an ihr vorüber, unschöne, nüchterne Geschäftshäuser standen zu beiden Seiten. Das machte sie noch merkwürdiger. Lippo, der doch täglich hier vorüberging, fühlte sich heute durch ihre vollendete Schönheit in seiner ganzen Seele erhoben. Es schoß ihm heiß durch den Sinn, wie das wahrhaft Große ewig ist. An ihrem steinernen Sockel vorbeistreichend, verlor er fast das Bewußtsein seiner Körperlichkeit, seiner Kleine, das ihn sonst so niederdrückte. War nicht der Geist, der schuf, allmächtig, war nicht das Leben groß, die Seele unendlich? Für einen Augenblick wurde er ganz ein frischer Jüngling, der Leben und Zukunft in seiner Gewalt hält und dem das Herz in Schauern vor unverständlich Großem stärker schlägt.

Digitized by Google

Munter und doch fast ein wenig benommen von seiner eignen Freude schritt er aus. Und was machten ihm jetzt, dem eine innere Froheit Sicherheit verliehen, die leisen oder lauten Ausrufe der Vorübergehenden: „Che piccolo!“ die erstaunten Blicke, das neugierige Umwenden, die alle sagten: che piccolo! Sein Herz, in der Trauer oft so widerstandslos, stählte sich in der selbstgeschaffenen Freude. Lippos Hand umschloß fest den Griff des Geigenkastens, als hielte er in diesem schwarzen Koffer das Geheimnis seiner Kraft, das ihn über das Erdenelend emporhob.

Wie warm die erste Märzsonne war! Jeder öffnete den Überzieher. Auf dem Domplatz schoß sie in brennenden Strahlen herab, als wolle sie den ganzen Platz in Flammen setzen. Die Kathedrale mit ihren unzähligen steinernen Heiligen und marmornen Spitzen schimmerte silbern unter dem blauen Dach des Himmels. Lippo trieb sich einige Zeit hier herum, ehe er in den Corso Vittorio Emanuele, auf dem wie immer ein eifriges Menschengewimmel flutete, einbog. Da kam es auf ihn zu, schlank, hoch und hell, wie Frühlingswolken und Glücksboten, ein zierliches, kurzröckiges Mädchen am Arme einer wunderschönen Frau. Ganz nahe neben ihm hörte er die halblaute Flüsterstimme: „Che piccolo, mamma!“ und ein „Pst“, das Schweigen empfahl, und empfand deutlich ein Umschauen, das ihn selber zwang, den Kopf zu wenden. Er sah gerade in die Augen der schönen Frau, die sich mit einem Blick, noch mehr Zärtlichkeit als Mitleid, in die seinen senkten. Er wurde bleich, und dann glutrot.

Manche Menschen sagen, daß es ihnen Unglück bringt, wenn über ihren Weg eine Katze läuft. Lippo sagte das, wenn eine Frau seine Straße kreuzte. Eine, die irgendwie sein Herz anrührte. Kränkung war es immer. Das demütigende Mitleid! Wie beschämte diese teilnahmvolle Zärtlichkeit! Und daß zu dieser Kränkung noch die heiße Woge kam, die jäh an sein Herz stieß, ihm vom Kopf bis in die Zehen flutete und ihn mit Sehnsucht und Bitterkeit schüttelte! Wie sie ihn angesehn! Nicht anders wie eine zärtliche, betrübte Mutter ein leidendes Kind. Die alte Scham! Die ewige Scham! Nie ein Mann werden, nie als Mann gelten!

Seine Heiterkeit war verflogen; trübe und verwirrt ging er unter der heitern Sonne her. Das Gefühl der kostbaren Besonderheit des Tages war zerstört; er mischte sich gleichmütig grüßend unter die Herren des Orchesters; verstimmt erklomm er seinen gewohnten Platz. Erst als er wartend da saß, wurde seine Neugier wieder wach. Sie wurde nicht lange auf die Probe gestellt. Mit dem Glockenschlag betrat der fremde Dirigent, dem sein Name so rühmend vorausgeeilt, den Dirigentenstuhl, vom Orchester mit leichtem Aufschlagen der Bogen auf die eisernen Pulte ehrenvoll begrüßt. Hier und da ein Flüstern, ein kritisches Besprechen seiner Erscheinung, das von der Ansprache des Kapellmeisters erstickt wurde. Er sprach fließend italienisch, mit einer breiten, harten Aussprache, die manch flüchtiges Lächeln auf die Gesichter rief. Lippo hatte ihn gleich beurteilt. Klein und gedrungen, mit kurzen, kräftigen Gliedmaßen, starker Körperfülle, lebhaft gerötetem Gesicht unter einer Wucht schwarzer, dichter Haare, riesigem Schnauzbart, wulstigen Lippen, kleinen Augen von unbestimmbarer Farbe unter buschigen Brauen, schien er ihm der vollendete Barbar. Seine harte Aussprache verletzte förmlich sein Ohr.

Aber schon wurde abgeklopft. Lippo legte die Geige unters Kinn, neigte die Wange darauf, hielt den Bogen bereit, die Augen auf den erhobenen Taktstock geheftet. Ein Zeichen —

Wie das löste! Wie das weit von sich selber wegtrug! Wie das hoch über sich selbst emporhob! Da war kein Piccolo mehr, kein Kleinheitselend, keine drückende Last. Alle Bitterkeit schmolz, und Schmerz und Freude waren gleichsam wie außer ihm, so stark beide, daß ein schwacher Körper sie gar nicht hätte fassen können. Es war unerhört, dieser Ansturm von Gefühlen, der von der Riesenseele seines Schöpfers gegen die vielen Seelen brauste, die sein Werk erschüttert und beseligt wiedergaben. Jubel und Schmerz, Wüten und Entsagen einer großen Seele schrie in Hunderten wieder und machte sie alle stark und groß mit einer Kraft, die ihnen nur in dieser Stunde bewußt war.

Aber auch, welches Wunder! Welche Zauberkraft ging von jenen beiden Armen aus, die sich anfeuernd, befehlend, beschwörend über ihren Köpfen bewegten! Hier war der große Künstler, der Beethoven nachschuf. Fortreißend war er wie ein Sturm; man konnte ihm nicht mehr widerstehn als einer Lawine oder einem Bergstrom. Seine beiden beschwörenden Hände holten alles aus ihnen heraus, was sie geben konnten, von dem sie selber nicht wußten, daß sie es hatten; er holte ihnen das Herz aus dem Leibe und legte es auf ihre Geigen. Und alle, wie von einer herrlichen Raserei erfüllt, folgten ihm blindlings, atemlos, bezwungen. Alle wurden eins mit ihm und wurden eine feurige Gemeinschaft mit dem Werke.

Eine Sekunde Schweigen. Dann eine

Digitized by Google

einzelne Stimme, kurz und überzeugt: Bravo! Viele Stimmen: Bravo, Maestro! Ein lärmender Chor: Maestro, bravo! bravo! Die Rücken der Bogen klappern eine lange, begeisterte Huldigung auf die eisernen Pulte.

Es ist eine allgemeine Bewegung im Orchester. Die Hälse recken sich lang, um den Wundermeister besser zu sehn; die applaudierenden Hände, wie von sehnsüchtigen Armen vorwärtsgestoßen, strecken sich zu ihm hin; das ganze Orchester strebt ihm entgegen. Alle die jungen und die alten Gesichter sind kindlich geworden vor Freude; eine Schar bärtiger Kinder, denen ein großes Geschenk geworden ist, und die nun jubeln müssen und dem Geber danken. Und er, der fremde, fremdländische Meister wurde in diesem Augenblick ihr Freund oder ihr Vater; er freute sich wie sie seiner schnellen künstlerischen Eroberung, sein Gesicht war strahlender als alle andern, und während er mit dem Taschentuche eifrig, fröhlich, erschöpft, den strömenden Schweiß von der Stirne und dem ganzen runden, glänzenden Antlitz wischte, gingen seine lebhaften befehlenden Augen vom einen zum andern und verbanden sich durch einen raschen Blick mit ihm.

An einem blieben sie haften, an einem, der sich nicht rührte, und dessen Hände ihm nicht entgegenstrebten. Lippos Kopf war gegen die Stuhllehne zurückgesunken, das Gesicht in seiner Blässe war so wächsern, daß es fast einer edlen Totenmaske glich, hätten nicht die Augen ein so starkes, ein wahrhaft heftiges Leben ausgeströmt. An diesen wunderbaren Augen blieb der wandernde Blick des Dirigenten haften, betroffen von der glühenden Seele, die ihm entgegendrängte. Und mochte er auch im Leben die tiefen Empfindungen nicht allzu hoch stellen, im Banne seiner Kunst lag sein Herz nackt und bloß und fühlte plötzlich hundertfach, was er später kaum mehr wußte. Er lächelte den Kleinen liebevoll, geradezu innig an.

Lippo erwachte wie aus einem Traume. Er schoß empor, die Wangen mit Glut übergossen. Sein Herz hämmerte harte Freudenschläge. Zwischen ihm und dem Maestro war ein schweigendes, inniges Einverständnis geschlossen, das trug er wie ein seliges Geheimnis in der Brust.

Schwer, schwer die Rückkehr in den Alltag, mühsam der Rückweg in den Herrenbasar von Via San Lorenzo. Von solcher Höhe herabsteigend verletzte die geschäftliche Kleinlichkeit seiner Arbeit. Alles wurde plötzlich zur Reibung. Er war ganz wund von zu starker Wonne und Erschütterung. Was er nie geliebt, bisher nur aus Gehorsam, mit ergebenem Gleichmut getan, wurde zum erstenmal unerträglich. Er wurde sich bewußt, nicht an seinem Platze zu sein; es schien ihm beinahe, daß seine Verrichtung ihn erniedrige.

Bei Ladenschluß verließ er als der letzte den Basar, sich absichtlich versäumend, um nicht mit seinen Schwestern zusammenzutreffen, die auch in der Nähe ihre Arbeit hatten, und deren seichtes Scherzgespräch er heute nicht ertragen konnte. Wenigstens den Heimweg wollte er für sich haben, um sich etwas zu sammeln nach der Fülle des Erlebten. Er faßte sich, und er dachte, daß nichts Besonderes in seinem Aussehn seine innere Bewegung verriete. Aber bei der Abendmahlzeit vermochte er doch den Blicken der Mutter, die hin und wieder behutsam fragend zu seinen strahlenden Augen kamen, nicht zu widerstehn, trotzdem eine innere Stimme ihn warnte, sich jetzt nicht preiszugeben, nicht seine jubelnde Bewegung dem Angriff bloßzustellen. Er erzählte die ganze Probe. Bald war nur noch er allein, der sprach, mit leuchtendem Blick, das Essen vergessend, um so mehr, als der Vater ruhig und mit Aufmerksamkeit ihm zuhörte, der Vater, der seit langer Zeit zufrieden mit ihm war, und mit dem er seit langem keine schmerzlichen und demütigenden Zusammenstöße mehr gehabt. Ja, so sicher war Lippo durch den langen Frieden zwischen ihm und dem Vater geworden, daß er, getragen und betört von seiner Freude und dem aufs neue heftig erwachten Verlangen, sich fortreißen ließ, das Dasein des Musikers das einzig wirkliche Leben zu nennen.

Es entstand ein kurzes Schweigen am Familientisch, wo solche Worte nicht üblich und seit dem letzten heftigen Auftritt zwischen Vater und Sohn vor zwei Jahren nicht mehr gehört worden waren. Damals war Lippos Widerstand, armer, ängstlicher Widerstand eines zarten Gemüts, das nur aus der Verzweiflung, der jähen Angst vor dem endgültigen Erliegen eine nie bezeugte Kraft nahm, gebrochen worden, und alle dachten, endgültig, so gut hatte er sich dann später gefügt.

Die Gründe seines Vaters waren lauter Angriffe auf ihn, auf seine Neigungen, seinen Träumerhang, seine ängstliche Scheu, seine versteckten Schwärmereien, so daß all das, was bisher weiß oder fröhlich bunt für den Piccolo gewesen, plötzlich sich schwarz färbte, und er sich allgemein schuldig und wertlos fühlte.

Nach jener häßlichen Szene hatte es lange in Lippos erregtem Gemüt auf und nieder gewogt, daß er das Elternhaus verlassen wolle, daß er sich durchsetzen müsse, daß er die Demütigung, die Beugung seines Willens nicht ertragen könne. Die Härte seines Vaters,

Digitized by Google

die gefühllos seine wundesten Stellen traf, gellte ihm in den Ohren: du wirst nie ein Mann werden! Und das andre: wo ist sie denn, die große Gabe, die dir das Recht gibt, dich über das Leben der andern hinwegzusetzen? Womit hast du sie bewiesen?

Er war geblieben. Er hatte sich dem Willen des Vaters gebeugt, der als Bedingung für seinen Eintritt ins Orchester den Eintritt ins Geschäft stellte. Er hatte sich ihm gebeugt, wie er sich seine ganze Kindheit hindurch gebeugt hatte, als sich die Kontraste, die immer herber wurden, die ewigen Reibungen einstellten.

„Das sind so Jugendfaseleien," pflegte Lippos Vater zu sagen. „Die müssen wir alle einmal durchmachen. Mir sind die auch gekommen. Nicht so verrückt wie dir, nein, da kommt eben der selige Vater deiner Mutter immer wieder durch. Meine Ansprüche waren bescheiden und durchaus vernünftig. Kann man sich einen vernünftigeren Wunsch vorstellen, als den, Schullehrer zu werden? Nein, nicht wahr? Ich war, weiß Gott, dazu berufen, ganz anders als du zur Kunst. Das Erziehen steckte mir nur so im Blute. Aber nein, mit sechzehn Jahren wurde ich in die Kanzlei gesteckt. Seit dreißig Jahren arbeite ich ungefähr in derselben Weise. Bin ich daran zerbrochen?"

Er sah sich einen Augenblick im Kreise um. Niemand antwortete. Alle hatten diese Geschichte zu wiederholten Malen gehört, aber keines der drei Kinder trachtete nach einem ähnlichen Lose.

„Ich bin ein Mann geworden," rief Herr Ghiringhelli und schlug ganz unerwartet mit der Faust auf den Tisch, als müsse er diese schläfrigen Gewissen aufwecken, so daß die Gläser klirrten und seine Frau nervös zusammenzuckte. „Eine Persönlichkeit. Das bezahlt sich mit einem Preis. Ich habe meinen Preis bezahlt und stehe im Leben wie ein Felsen. Die erste Bedingung zum Gelingen ist Charakter. Eine fleckenlose Existenz wie die meine, ein geregeltes Hauswesen wie dies, und dann — — eine fruchtbare Erziehung wie die, die ihr gehabt, sind das Werk eines Charakters. So etwas befriedigt, glaube es mir, mein Sohn."

„Nicht jeder ist gleich veranlagt," wagte Lippo zu sagen. „Eine gleiche Existenz wäre vielleicht für manchen eine bare Unmöglichkeit."

„Menschen, denen unmöglich war, was andern möglich ist, hat es immer gegeben," sagte sein Vater scharf. „Nur sollen diese Zarten, diese Ausnahmenaturen, die doch auch Appetit haben, nicht verlangen, von den braven Arbeitsmaschinen gefüttert zu werden. Was hindert dich denn," rief er plötzlich in verächtlichen Zorn ausbrechend, „zu fiedeln soviel du willst, nachdem du wie ein Mann deine Pflicht im Leben getan? Aber erst schaff dir eine Existenz, Luftikus, bilde dir einen Charakter, hörst du, einen Cha — rak — ter."

* * *

Der Küster von San Lorenzo war Lippos Freund. Die Basilika von San Lorenzo wurde ihm etwas wie eine Mutter. Schon als Knabe war er nach überstandenen Schmerzen am liebsten in eine dieser uralten Kirchen geflüchtet. Das Dunkel des kreisförmigen Raumes, wo das gedämpfte Licht einzig und aus der hohen Kuppel niederfloß, glättete seine sturmhohe Seele. Aber erst jetzt, wo er von der ihn unwiderstehlich fester packenden Musik, von einem täglich mehr sich festigenden Willen zur Kunst in beständiger leidenschaftlicher Wallung erhalten wurde, berührte ihn der Schauer der alten Größe, die hier einmal vorübergegangen. Die Steine begannen in ihm zu reden. Häufiger begehrte er in das unterirdische Gewölbe der römischen Ausgrabungen unter der Kirche hinabzusteigen. Da er die Geige mit sich hatte, versuchte er sie einmal dort. Es klang prachtvoll. Von da an geigte er täglich in seiner Mittagspause zwischen den alten Steinen unter der Basilika von San Lorenzo. Kein Laut der Außenwelt störte ihn. Nie anderswo nahm seine Geige diesen vollen, tiefen Klang, nie wie hier sein Bogen solch glühenden Schwung. Römische Heldengestalten, herrliche Mannesgestalten glitten in Siegerhaltung an dem Piccolo vorüber. Ihre markige Erscheinung, ihr stolzer Verachtungsblick machten, daß er den Bogen so siegreich führte. Vor diesen Schatten bestand er, sie bliesen ihm von ihren Seelen etwas ein.

Der Küster schloß ihn um Mittag in das unterirdische Gewölbe ein, schloß die ganze Kirche, die wie fast alle Kirchen in den Mittagsstunden den Betern versagt war, und ließ ihn kurz vor zwei hinaus. Noch häufiger kam er zu ihm hinab, hockte, grau wie die Wand, regungslos auf einem Stein und hörte zu. Wenn Lippo sein Mittagbrot hervorzog und verzehrte, kaute auch der Alte und sagte hin und wieder ein Wort vom Pantheon in Rom, wo er einmal ein halbes Jahr Kirchendiener gewesen war.

Wenige Wochen hatten Lippo in seinem Spiel unendlich gefördert. Er glaubte nun wahrhaft an sich, strebte atemlos weiter und wurde immer unzufriedener über den Frondienst, wie er sein Ladendienen jetzt nannte. Der Gedanke, der Maestro könne einmal in den Laden treten und ihn bei dieser lächerlichen

Digitized by Google

Verrichtung antreffen, flößte ihm geradezu Furcht ein. Es hätte ihn gewiß erniedrigt in dessen Augen, vielleicht die zarten Fäden zerschnitten, die sich damals angeknüpft und die so lose waren. Er dachte fast ebensoviel an den Maestro wie an seine Geige. Er wartete immerfort darauf, daß jener liebevolle Blick des Einvernehmens sich wiederhole, ihm eine neue Gewißheit ihrer inneren Gemeinschaft gebe. Er mußte lange warten. Der Maestro hatte anderes zu tun. Er war wohl eine Gemeinschaft mit dem Ganzen, das Orchester war ein einziger Körper, mit dem er sich verband. Scharfe Zurufe trafen wohl den einen und den andern. Leise vertrauliche Ansprache erging an die ersten Konzertmeister. Da lernte Lippo, was Eifersucht war. Es tat ihm geradezu weh, wenn in den Pausen der Maestro mit den Großen zusammenstand, gestikulierend, so eifrig redend, daß er auch nicht den Schatten von dem Piccolo sah, der mehrfach ganz nahe vorüberstrich. Es nagte und fraß an ihm, aber aus derselben brennenden Wunde wuchs auch der Wille: sich auszeichnen! Durch sein Verdienst zu ihm gelangen.

Nun probierten sie eine Brahms-Sinfonie, die Lippo einmal unter Toscanini gespielt, das einzige Mal, daß er im Orchester des gefeierten italienischen Dirigenten mitgewirkt hatte. Damals hatte sich ihm alles sehr tief eingeprägt. Die Verschiedenheit, mit der der deutsche Meister sie brachte, traf ihn. Sie dünkte ihn so, unter Beiwolfs Leitung, viel gewaltiger, aber von manchen Einzelheiten wußte er sich aus Macht der Gewohnheit nur schwer zu lösen. Da war besonders eine Stelle, wo alle Geigen, Bässe, Hörner und Schläger in wilder Jagd hinaufrasten, zu einem hohen Punkte, um alsogleich von dieser Höhe in einen dröhnenden Abgrund abzustürzen, daß die tiefen Wände ein schauerliches Echo hallten. Nein, nicht so wollte es der deutsche Maestro, er gebot ein Halt der rasenden Jagd da oben auf der Höhe, eine Luftpause, ein banges, schicksalschweres Atemholen, und dann erst krachte der Titanensturz furchtbar in das wartende Schweigen hinein.

Die Proben häuften sich. Dirigent und Orchester gaben Zeichen von Nervosität. Lippo war einfach erschöpft. Die fortwährende Spannung, verkürzter Schlaf, mangelhafte Ernährung unterwühlten seine schwachen Kräfte. Er war fast in einem halben Traumzustand. Der Bogen ging, weil irgendein Inneres ihn trieb, die Augen folgten der führenden Hand mit dem Taktstock und fingen dann aus Müdigkeit, die den Geist zerstreut, umher zu irren an. Da saß unter der einzigen Lampe, die in dem großen leeren Saal entzündet war, eine königliche Frau. Als einziger heller Punkt in dem umgebenden Dunkel leuchtete ihre Schönheit stärker hervor. Lippo sah an ihrer Erscheinung gleich, daß sie eine Sängerin sein müsse. Der Maestro selbst hatte sie an jenen Platz geführt. Wer mochte sie sein? Sie war prachtvoll, wie eine römische Kaiserin.

Ein Fluch. Ein hartes Abklopfen. Ein sekundenlanges Schweigen voll Angst und Drohung, währenddessen Lippo begriff. Er war, er ganz allein, mit seinem Bogen hinabgesaust, da, wo sie alle warten sollten. Mechanisch hatte er die alte Auffassung wiedergegeben, während sein Auge an dem königlichen Schwung der im Dunkel aufleuchtenden Frau hing. Er duckte sich unwillkürlich unter dem erdrückenden Gefühl eines selbstverschuldeten Unglücks.

Dann prasselte der Zorn des erregten Dirigenten auf ihn nieder. Eine Stimme von Wut entstellt, die er nie gehört. Harte Worte, gradezu roh, wie sie da herausgeschrien wurden. Das ganze Orchester litt darunter. Alle hatten eine peinliche Empfindung, schämten sich für den Maestro. Manch lieber, mitleidiger Blick ging zu dem Piccolo. „Weiter," sagte der Maestro kurz mit einer unglaublich wegwerfenden Handbewegung.

Lippo zitterte so stark, daß er kaum Geige und Bogen halten konnte. Er war entsetzt über sein Vergehen, entsetzter noch über die Wirkung. Er litt namenlos unter der Härte des Dirigenten. Er litt, als habe man ihm plötzlich ein Heiligtum vom Altar gerissen und geschändet. Die Schändung ertrug er nicht. Das konnte, durfte nicht sein. Gleich mußte es wieder emporgehoben werden, sonst ertrug er den Schmerz nicht. Er, er war der Schuldige, er der täppische Träumer, er der geschmacklose Handwerker, der tölpelhaft ein feines Kunstwerk zerstörte. Sich auszeichnen! Er hatte sich ja auszeichnen wollen. Nun hatte er sich hervorgetan, die Aufmerksamkeit des Maestro auf sich gezogen. O wie armselig, wie lächerlich und erbärmlich war dieser Fall! Und das um einer Frau willen! Er wurde immer kleiner, immer blasser, sank ganz in sich zusammen. Alle Augenblicke seines ganzen Lebens, wo er besiegt, erniedrigt worden war, sausten an ihm vorüber. Nie ein Mann werden. Die Demütigung als Tageskost hinnehmen. Die Tränen rollten ihm über die Wangen.

Da war ihm, als fühlte er etwas Warmes über sich hingehn. Er sah zum Gesicht des Maestro — — ja, es war Wahrheit. Der Maestro sah ihn mit einem Blick tiefen Bedauerns an, und als nun Lippos Augen den

Digitized by Google

seinen begegneten, machte er mit beiden Händen eine lange Bewegung nach ihm hin, als ob er ihm die Arme entgegenstrecke.

In einem Augenblick war Lippo für die Schmerzen seines ganzen Lebens entschädigt. Die Bewegung des Maestro empfand er als eine unsagbare Güte, und er war glücklich, daß er an dessen Güte glauben durfte. Glühend wallte es in ihm auf, toller wirbelte die Freude nach der Bitterkeit der Erniedrigung. Was bis jetzt verworren in ihm gewogt an Ehrfurcht und Bewunderung für diesen Großen, an Ehrgeiz und Verlangen, schlug plötzlich in eine Flamme glühender Zärtlichkeit zusammen, die sein ganzes Wesen durchlohte und erhob.

Schlaflos war die Nacht nach dieser ereignisreichen Probe. Die Gefühle so wach, und plötzlich unerhörte Zukunftsträume erschlossen! „Du Guter!“ sagte Lippo in Gedanken, „du guter Mensch! Du bist nur das Opfer eines Übermaßes von Arbeit. Und ich Tölpel rief deinen gerechten Zorn hervor. Um des Anblicks eines Weibes willen zerstörte ich deine mühsame Arbeit. Aber du streckteſt mir die Arme entgegen. Du hilfst mir in die helle Zukunft. Ich werde dir meine ganze Not sagen. Du wirst mich aus dem geistigen Elend herausführen, Vater, Freund, Geliebter!“

Er geriet immer mehr in eine Verzückung, die ihn stammeln und leise stöhnen machte. Das Morgen stand so klar vor ihm, sein Gang zu dem Maestro, die Erzählung von seinem unwürdigen Doppelleben, des Maestros Bereitschaft, ihn hinauszureißen, zum ganzen Künstler zu machen. Und immer wieder, immer wieder sah er die Arme, die sich nach ihm ausstreckten, und immer inniger drängte er ihnen entgegen, und als schon die ersten Sperlinge zirpten, sank auf den Schlaflosen eine traumhafte Vorstellung, daß diese Arme ihn warm und sicher umschlossen, ihn, den seit den Kindertagen kein Arm mehr gepreßt, und er schlief ein.

Es war ein Sonntagmorgen. Um elf Uhr schellte Lippo an der Wohnung des Maestro. Der hatte Solistenprobe. Man wollte ihn abweisen. Aber Lippo, unternehmend in seiner Erregung, zog ein Geldstück aus der Westentasche und schob es in die Hand des abweisenden Cerberus mit erneuter Bitte. Natürlich half das. Man ließ ihn im Vorzimmer warten. Den Klang eines Flügels und einer weiblichen Stimme hatte er schon beim Öffnen der Eingangstür gehört. Er setzte sich auf einen Stuhl nahe bei der Tür und hörte nun ordentlich zu.

„S'amor non è, che dunque è quel ch'io sento?“

Es sank wie Balsam und heiliges Feuer in Lippos Adern. Er lauschte ganz hingegeben. Mitten in einer Phrase wurde der Gesang unterbrochen, er hörte den Maestro einige Worte sprechen, mit so sanfter, leiser Stimme, daß er den Inhalt nicht verstand, dann sang der Maestro halblaut dieselbe Phrase, dann nahm die Sängerin den Gesang wieder auf. Jedesmal, wenn der Maestro vorgesungen, wurde der Goldklang der Sängerin tiefer, wärmer, menschlicher. Es war, als holte er auch ihr eine besondere Seele aus der Brust, die noch auf Lösung gewartet hatte. So ging es wohl eine Viertelstunde lang. Lippo, der am Morgen höchstens eine Stunde geschlafen, versank in eine halbe Träumerei, aus der er aufschreckte, wenn der Gesang unterbrochen wurde, in die er wieder zurückfiel, wenn des Maestros Stimme halblaut sang.

„S'amor non è, che dunque è quel ch'io sento?
S'a mia voglia ardo, ond' z 'l pianto e lamento?“ *)

Die Arie war zu Ende. Nun sprach auch die Frau. Der Maestro antwortete. Welche Stimme! Nie hatte Lippo gedacht, daß der Maestro solch weiche, beredende Stimme haben könne, so gar nicht befehlend. War es wirklich die seine? Der Piccolo fühlte ein siedendes Unbehagen seinen Körper durchlaufen, er wußte nicht recht warum. Hin und wieder sang die Frau einige Töne, dazwischen klang öfter ihr leises Lachen, ein zärtliches Lachen, das fast wie Taubengurren klang. Und immer wieder die sanfte, weiche Stimme des Dirigenten. Jetzt machte das Warten Lippo nervös, er zog öfters die Uhr. Plötzlich begann die Frau aufs neue zu singen:

„S'amor non è, che dunque è quel ch'io sento?“

ohne Begleitung, und auf einmal brach der Gesang ab, als seien die singenden Lippen urplötzlich versiegelt worden.

Als nun das Schweigen fortdauerte, wurde es Lippo ganz unerträglich. Er sprang vom Stuhle auf, ihn absichtlich hart zurückstoßend, und ging ein paarmal mit lauten Schritten auf dem glänzenden Parkettboden hin und her.

Die Tür wurde aufgerissen. Das gerötete Gesicht des Maestro schaute heraus. Die Augen verkündeten den aufsteigenden Zorn.

„Diavolo, was machen Sie denn hier?“

---

*) Wenn es nicht Liebe ist, was ist's denn, was ich fühle?
Wenn es mein Wille ist zu glühn, warum denn weinen und klagen?

Digitized by Google

fragte er barsch. Aber als er Lippo so mitleiderregend klein vor sich stehn sah, erinnerte er sich besser des vergangenen Abends. Er glättete seine Züge, lächelte sogar.

„Sie möchten mit mir sprechen? Kommen Sie nur hier herein."

Das war dem Piccolo gar nicht recht. Die Sängerin mußte doch noch drin sein. Er wollte den Maestro allein sprechen, hätte am liebsten hier, im Vorzimmer, angefangen. Aber der Maestro war schon ins Zimmer zurückgetreten. Lippo folgte ihm. Das war ja die schöne Frau von gestern abend, die sein Unglück verschuldet! Lippo wurde rot. Auch die Sängerin erkannte ihn als den, nach dem soviele Köpfe sich umgewandt. Sie lächelte ihm zu.

„Was wollten Sie mir sagen?" fragte der Maestro gutmütig, herzlich. Lippo sah ihn an. Und auf einmal schoß es ihm durch den Kopf, wie das erstemal, als er den Dirigenten gesehn, daß dies gerötete Antlitz roh und unedel sei. Er brachte mit stockender Stimme einige Worte um Entschuldigung für sein gestriges Versehen vor.

„Zum Donnerkeil," lachte der Maestro, „wärmen Sie mir doch keine alten Töpfe auf. Ich lebe nicht mit dem Gestern. Wenn Sie darum gekommen sind, konnten Sie den Gang sparen. Ich weiß nichts mehr davon. Bringen Sie Ihre Seele in Frieden. Wir sind gute Freunde. Sonst noch etwas?"

Aber Lippo nahm die dargebotene Hand nicht. Er sah den Maestro so verzweifelt an, daß dieser mit plötzlich erwachter Teilnahme, ungeduldig und herzlich rief: „Also reden Sie, Sie zugeknöpfter Mund. Nur alles von der Seele herunter. Sind Sie in Not? Haben Sie Geld nötig?"

Lippo schüttelte energisch den Kopf. Leise, voll Scham, bekannte er seine Tätigkeit im Herrenbasar, die den Dirigenten in kein besonderes Erstaunen versetzte, stammelte von seinen Künstlerträumen. Alle die klaren, schönen Worte dieser Nacht waren zerstoben; mühsam mußte er suchen, ganz ungeschickt drückte er sich aus, alles kam stockend heraus, und seine hohe Sehnsucht erschien ihm selbst durch seine platten Worte herabgezogen.

„So so, so so," machte der Maestro ein paarmal, auf- und niedergehend. „Ja, so geht es vielen. Arbeiten, das ist das einzige. Damit setzt man sich durch. Arbeiten Sie, Mensch, arbeiten Sie ganz furchtbar. Lassen Sie einmal alles liegen und stehn und arbeiten Sie nur an Ihrer Geige. Und kommen dann zu mir und spielen mir vor. Wenn's verlohnt, helfe ich Ihnen gewiß. Einem rechten Talent helf' ich immer. Ich schwör's Ihnen."

Und wie zum Schwur fiel die schwere Hand auf die Schulter des Piccolo und blieb da liegen. Lippo fühlte die mächtige Hand des Großen auf sich ruhn. Es wühlte seine ganze Seele auf. Er sah die ausgestreckten Arme des Maestro, die sich im Traume um ihn geschlossen. Bebend, totenbleich, sah er den Maestro mit einem Blick so leidenschaftlicher Hingabe an, daß der, betroffen, ein halblautes „Verrückter Mensch" auf deutsch, halb zu der Sängerin hinwarf. Aber die Sängerin, die den Piccolo aufmerksam angesehn, trat nahe hinzu.

„In meinem Leben habe ich nicht solche Augen gesehn," sagte sie leise. „Er ist bildschön, der Kleine."

Der Maestro wandte sich rasch zu ihr und sah sie an. In seinen kleinen lebhaften Augen unter den buschigen Brauen funkelte es wie eifersüchtiger Zorn und tierhafte Gier. Den Blick sah Lippo. Es ging wie eine Woge über ihn hin, darunter er erstickte. Er verneigte sich kurz und rannte ohne weiteres hinaus.

Er rannte lange. Durch die mittagbelebten Straßen, durch die sonntäglich bewegte Via Dante, bis zum Castello, und hindurch, durch den riesigen Schloßhof der Herzöge Sforza, in den Park dahinter, unter dem Napoleonsbogen her. Hier war es stiller, fast einsam. Die Frühlingssonne lachte auf die erstrahlenden Rasenplätze. Und in dem frühlingsmilden Park wie ein Verfolgter umherirrend, sagte sich Lippo aufs neue, daß er jene Frau hasse, daß er die Frauen wie den Ursprung alles Übels hasse, und daß er diesen Mann liebe, diesen Mann, dessen unedle sinnlich grobe Maske vielleicht eine wirkliche Roheit deckte, aber der ein Gott wurde, wo er Töne hervorlockte.

Er war ganz außer sich, es kam wie ein beängstigender Rausch über ihn, wenn er dachte, wohin es ihn tragen würde. Einmal sollte es dahin kommen, daß er die Vollendung seiner Kunst wie eine Gabe in des Maestros Hände legte: „Du bist es, der mich geschaffen, der mich groß gemacht. Freue dich deines Werkes." Dann hatte der Piccolo dem Großen eine große Gabe zu bieten.

⁂ ⁂ ⁂

„Alles liegen und stehn," wie der Maestro geraten, ließ Lippo zwar nicht. Zum offnen Kampf war es noch zu früh. Aber er versäumte immer mehr. Immer häufiger kam es vor, daß er unter diesem und jenem Vorwand Urlaub nahm, sich von Kameraden ersetzen ließ, daß er auch einfach nachmittags erst eine Stunde später in den Laden zurückkehrte, denn die Kirche von San Lorenzo war bis drei Uhr geschlossen, und bis dahin

Digitized by Google

Benvenuto Cellini. Gemälde von Prof. Oscar Graf
(Münchener Kunstausstellung im Glaspalast 1924)

Digitized by Google

Digitized by Google

konnte er ungestört da unten geigen. Der Patron wurde immer unzufriedener, ließ ein Wort von Entlassung fallen. Lippo wußte ihn zu begütigen, indem er Überstunden anbot, oft auch ganz allein das große Räumen nach Ladenschluß abends besorgte, auch selber kleine Gehaltabziehungen für Versäumtes vorschlug. Da er bisher so tadellos gewesen, ließ man es lange durchgehn.

Das ganze Wesen des Piccolo war verändert, besonders draußen, solange er nicht dem Vater gegenüber stand. Er schien beinahe gewachsen. Mit den andern Ladendienern sprach er ein wenig überlegen, ein wenig ironisch, und dem Patron gegenüber war sein Auftreten energisch und sicher. Seinen gräflichen Freund nannte er nun nicht mehr Signor Conte, sondern kurzweg caro Conte, was diesem übrigens nicht aufzufallen schien. Im Gegenteil, der junge Graf bemühte sich mehr um Lippo, seit dieser so geheimnisvoll geworden war. Einmal vergönnte ihm Lippo, mit in das unterirdische Gelaß der römischen Ausgrabungen zu steigen. Aber er tat es nie wieder. Es störte ihn einfach. Trotzdem der junge Graf ebenso regungslos verharrte wie der Küster, sogar das Gesicht in den Fäusten vergrub während des Spiels und nachher stumm und ergriffen blieb, es war doch nicht das anspruchslose Zuhören des einfachen Mannes aus dem Volke, und diese Gegenwart störte ihn. Sie scheuchte die herrlichen Traumgestalten fort, die sonst sein Spiel so feurig durchloderten. Seine bewundernde Verliebtheit in den schönen Studenten erschien ihm jetzt fern, zum Belächeln, wie etwas, das der Kindheit angehört. ‚Der Geist schafft Gleichheit; Schönheit und Ansehn vor den Menschen kann vor dieser Ebenmachung nicht bestehn,' dachte jetzt Lippo.

Die Mittagstunden in San Lorenzo genügten ihm bald nicht mehr. Er hatte Tage, wo er, wie unter einem Zwang stehend, den ganzen Nachmittag fortgeigen mußte. Das war unmöglich in San Lorenzo, nach dem Öffnen der Kirche, wo das Geigenspiel wie aus einer unsichtbaren Welt die Beter lieblich störend tief unter ihnen hervorscholl. Der Student bot Lippo sein eignes Zimmer zum Studieren an. Im Grunde war der Graf sein einziger Freund.

Lippo kam in diesem Frühling ganz erstaunlich voran. Er hatte sich selber nie eines solchen Spieles fähig gehalten. Seine Träume wuchsen, und seine Gewißheit wuchs. Er wußte schon, was er dem Maestro vorspielen wollte. Für den letzten Mai war die Erstaufführung des sinfonischen Gedichtes von dem jungen Mailänder Meister Perusa angesagt. Die Proben dafür hatten begonnen. Im zweiten Satze war ein langes Geigensolo. Den Piccolo dünkte es das schönste Stück Musik, das er kannte. Das studierte er jetzt. So wie dieses hatte er nie ein anderes Stück beherrscht. Das kam, weil diese Musik ihm wie aus seiner eignen Seele hervorquoll. Es war ihm ein mächtiges Ausdrucksmittel, in dem er sich ganz ausgeben konnte. Das wollte er dem Maestro vorspielen, nach der Aufführung der Sinfonie, die gleichzeitig das letzte Konzert des Dirigenten in Mailand war, und dann mochte der Maestro ihn mitnehmen, wohin er wollte, ans Ende der Welt.

Sein Schlaf wurde immer weniger. Wenn er es gedurft hätte, so hätte er Nächte durch gegeigt. Aber in der engen Wohnung durfte er ja nach den Abendstunden überhaupt nicht spielen. Seine Mutter sah ihn jetzt oft sorgenvoll an, fragte ihn auch öfters, ob es ihm nicht gut ginge, riet ihm verschiedene Medikamente, um eine Frühlingskur zu machen, denn an zarten Menschen zehrt der Frühling. Die Sorge seiner Mutter ängstigte ihn, sie konnte bemerken, daß er sich manchmal nur mühsam aufrecht hielt, vielleicht den Gründen nachforschen, seinen Schritten nachspüren. Aber daß Lippo so versteckt handeln könne, kam seinen Eltern gar nicht in den Sinn. Besonders Herr Ghiringhelli war viel zu fest überzeugt von den Früchten seiner Erziehung. Sie würden von seinem Treiben nichts erfahren haben, bis Lippo es zur offnen Erklärung kommen ließ, wenn dieser nicht mit seiner Geschäftsversäumnis so unklug übertrieben hätte, daß es zur Entlassung kam. Diese Entlassung sandte der Patron, der sich über Lippos anmaßendes Wesen geärgert hatte, durch einen Boten an seinen Vater, auch das noch rückständige Gehalt. Lippo kehrte geradeswegs von des Studenten Wohnung, ohne auch nur noch in den Herrenbasar einzutreten, nach Hause, wo ihm sein Vater ganz bleich, mit entstelltem Gesicht, den eben erhaltenen Entlassungsbrief entgegenhielt.

Als Lippo die Blässe seines Vaters sah, tat er ihm leid, und er empfand eine schmerzliche Reue. Aber nur einen Augenblick lang. Denn schon sah er dem Vater das Blut zur kahlen Stirn steigen, erkannte, daß dies der letzte, der entscheidende Kampf sei. Und weil er seit langem in Angriffsstimmung war, da er doch an die Gerechtigkeit seiner Sache glaubte, da er nun an den herausfordernden Ton schon gewöhnt war, so verlor er auch plötzlich die schüchterne Bescheidenheit des Unterdrückten dem Vater gegenüber.

„So mußte es kommen," rief er selber mit erhobener Stimme. „Du hast mich unterdrückt,

Digitized by Google

hast meine Zukunft zunichte machten wollen. Ich habe gehandelt. Ich will zum Ziel kommen. Die Zukunft liegt offen vor mir."

Herr Ghiringhelli sagte kein Wort. Er trat nahe vor Lippo hin, dem vor Erregung die Knie zitterten, und schlug ihm zweimal ins Gesicht.

Lippo taumelte zurück. Hart, sehr hart hatte der Vater geschlagen. Sein Kopf brauste davon, die Ohren schmerzten. Das wußte er kaum. Was er ganz empfand, war die entsetzliche Erniedrigung. Er lehnte sich gegen die Wand, so elend war ihm zumute.

„Deine Zukunft," höhnte Herr Ghiringhelli, „deine Zukunft ist offen! So geh doch in deine Zukunft, du Faselhans. — — Vernichtet hast du sie, deine Zukunft, charakterloser Taugenichts, Weichling, Betrüger!"

Lippo löste sich von der Wand und trat mit keuchender Brust auf seinen Vater zu, um Worte ringend, sich vor seinen eignen Worten fürchtend. Aber seine Kraft war schon beinahe aufgerieben.

„Bleibe da, wo du stehst," sagte Herr Ghiringhelli drohend, „ich rate es dir. Und höre mich an. Es gibt zwei Wege für dich. Der eine ist gerade und geht hier durch mein Haus, der andre geht weit weg davon, ganz hinaus, und ist krumm und unehrlich."

Lippo wartete, an die Wand gelehnt.

„Morgen früh gehst du zu deinem Patron, mit einem Brief von mir, tust ihm Abbitte, versprichst tadellose Aufführung, und bittest um Wiederaufnahme. Um meines guten Namens willen, den du trägst, wird man dich wieder aufnehmen. Das ist so eine Art Bürgschaft. Eigentlich begangen hast du ja nichts, du Esel. Du versäumst keine Viertelstunde. Deine freie Zeit bringst du hier zu."

Lippo schwieg.

„Für drei Monate rührst du keine Geige mehr an. Deine Geige gibst du mir zur Aufbewahrung."

Lippo machte eine heftige und entschlossene Bewegung.

„Es gibt nur den einen Weg hier," sagte Herr Ghiringhelli stark. „Sonst gehst du hinaus, hinaus, hinaus in deine ‚Zukunft'. Hier ist kein Heim für dich."

Die Empörung kochte plötzlich über in Lippo und verlieh ihm Worte.

„Bin ich ein Kind, daß du so zu mir sprichst?" begehrte er auf. „Ein Kind, das man züchtigt und dem man ein Spielzeug abnimmt? Ich weiß, was ich tue. Ich habe gehandelt, wie ich mußte. Treibe mich nicht zum Äußersten."

Herr Ghiringhelli sprang plötzlich auf Lippo zu, als wolle er ihn packen. Aber er faßte sich, rührte ihn nicht an.

„Hinaus!" schrie er.

Lippo sah sich um. Wo war die Mutter? Beugte sich ihr entsetztes Gesicht zu keiner Tür hinaus? Sie mußte hinten in der Küche sein, daß sie nichts von alledem hörte.

Herr Ghiringhelli sah den suchenden Blick. „Hinaus!" schrie er noch einmal.

Auf der Treppe erklang Lachen und lautes Reden. Die Schwestern, die heimkehrten. Da wandte sich Lippo rasch, öffnete die Eingangstür und ging hinaus.

Er irrte die ganze Nacht in den Straßen umher. Als seine Beine ihn nicht mehr tragen wollten, richtete er seine Schritte dem Bahnhof zu, wo auf steinernen Bänken, die um die blühenden Beete der großen Anlage vor dem Bahnhofsgebäude standen, noch andre in den milden, dämmernden Maimorgen hinein schliefen, auf die die großen Hotels zu beiden Seiten hochmütig herabschauten. Aber Lippo schlief nicht, nicht nur, weil er solch hartes Bett nicht gewöhnt war, sondern weil sein Entschluß in ihm umging, dessen er sich schämte. Doch was blieb ihm andres übrig? Er war obdachlos, stellenlos, beinahe geldlos, und in einer Woche fand das letzte Konzert statt, nach dem der Maestro Mailand verließ. So ging er, als das Leben in den Straßen sich zu regen begann, wieder zur Wohnung seines aristokratischen Freundes, erklärte ihm seine Lage und sprach ihn geradeswegs um Geld an.

Graf sein heißt noch lange nicht reich sein, besonders in Italien nicht. Der Student hatte nicht gespart, und so zu Ende des Monats saß er selber auf dem Trockenen. Er bot dem Piccolo an, bei ihm zu wohnen, alles mit ihm zu teilen, bis die große Stunde für ihn vorüber sei. Das lehnte Lippo ab. So nah vor der Entscheidung, hatte er ein gebieterisches Bedürfnis nach Alleinsein. Lieber des Nachts auf steinernen Bänken ruhn, am Tage eine Armensuppe essen, aber einmal, für diese sieben Tage lang, sein eigner Herr sein, und sich ganz und rückhaltlos auf die große Stunde vorbereiten.

Um keinen Preis hätte der Graf seinen Künstlerfreund im Stich gelassen. Während Lippo auf dem Bett des Studenten einen Erschöpfungsschlaf verschlief, ging jener und lieh Geld, das er dem Erwachenden scherzhaft in die Taschen schob.

* * *

Bei der Generalprobe zum letzten Konzert war geladenes Publikum. Der Saal war voll. Des jungen Komponisten Perusa sinfonisches Gedicht sollte die erste Nummer sein. Statt dessen fing man mit einer Konzertarie von Verdi an. Lippo, so ganz in sich versunken, so erfüllt vom Morgen, von

Digitized by Google

Angst und Seligkeit gepeitscht, emporgetragen von riesiger Hoffnung und grenzenlosem Willen, versuchte gar nicht, den Grund der Verschiebung zu erfahren, obschon es leicht gewesen wäre, denn es wurde im Orchester von Mund zu Mund weitergesagt. Das ganze Konzertprogramm wickelte sich ab, ohne Perusas Sinfonie. Der junge Meister saß wartend unten im Saal. Des Dirigenten Stirn wurde immer finsterer, seine Hand nervöser, seine leisen Zurufe an das Orchester waren ein zorniges Zischen.

Dem Piccolo war es lieb, daß das schöne Werk mit dem Solo, das er wie sein Eigen liebte, zum Schluß kam. Erst als die andern Nummern vorüber, der Augenblick der Sinfonie nun unabwendbar gekommen, als er da den Dirigenten leise zornig und ratlos fluchen hörte und eine allgemeine Bestürzung auf den Gesichtern der Mitwirkenden sah, fragte er seinen Nachbar, was es gäbe. Boselli, der berühmte Geiger, der das Solo spielen sollte, fehlte. Man hatte nach ihm geschickt, er war noch gar nicht in Mailand eingetroffen.

Es durchzuckte den Piccolo wie ein großer Blitz. Alles in ihm lohte. Seine Stunde war gekommen. Heute noch, hier würde er es ausführen. Vor diesem großen Saale voll Menschen. Sein Schicksal besiegelte sich in einer Minute. In einem Augenblick baute sich die hohe Zukunft. Vor all diesen Menschen legte er seine Kunst vor dem Meister nieder und erhöhte ihn und sich.

Er zögerte nicht. Er empfand keinerlei Furcht. Er mußte. Er war schon aufgesprungen und klomm, die Geige im Arm, die Stufen der Tribüne herab, unempfindlich für die erstaunten Blicke, die ihm folgten, hielt schon vor dem Maestro, der vom Dirigentenstuhl herabgestiegen, in erregter Beratung mit dem ersten Konzertmeister stand. Den unwilligen Blick auf ihn, den Störenden, empfand er nicht.

„Maestro, lassen Sie mich das Solo spielen," sagte Lippo. „Ich habe es studiert, ich spiele es wie kein andrer."

Vor Staunen starrte der Dirigent den Kleinen wortlos an.

„Lassen Sie mich es spielen," bat Lippo ganz inbrünstig flehend. „Wenn Sie wüßten, wie ich es beherrsche! Sie werden sehn. Ich werde Ihnen keine Unehre machen. Es wird ein Erfolg."

Die schweißglänzende Stirn des Maestro rötete sich tiefer, die buschigen Brauen zogen sich zusammen. Und doch, wie er das Geigerlein da so klein vor sich stehn sah, wußte er nicht, ob er toben oder laut herauslachen sollte.

„Sind Sie ganz von Sinnen?" stieß er schließlich hervor. „Haben Sie den Verstand verloren? Glauben Sie, wir spielten hier vor einer Kinderkrippe? Dem Perusa liegt das Solo am Herzen, wie ein Schatz; es ist ihm der goldne Punkt, der Schwerpunkt, einfach der Höhepunkt seines ganzen Werkes. Und das soll ich Ihnen geben, wofür ich eigens den großen Boselli engagiert habe, Ihnen, einem Irgendwem aus dem Orchester?"

Lippo war so erregt, daß er gar nicht ganz begriff, wie sehr er gedemütigt wurde.

„Ich will den Perusa herausbringen heute abend, glänzend herausbringen, haben Sie verstanden?" rief der Maestro.

Lippo fühlte, daß es sich um Leben und Tod für ihn handelte. Das peitschte seinen Verzweiflungsmut.

„Eben darum bitte ich Sie noch einmal, mir das Solo zu geben," sagte er mit weißen Lippen. „Ich weiß, was ich sage. Ich rede nicht irre. Das Solo wird von mir zur Zufriedenheit Perusas gespielt werden. Der große Boselli ist nicht da. Ich —"

Weiter kam er nicht. Der Maestro hatte einen Schritt auf ihn zu getan, seine Augen funkelten unheilverkündend.

„Mensch, bringen Sie mich nicht noch mehr auf," schrie er diesmal so laut, daß das ganze Orchester und auch die vorderen Saalreihen es hören konnten. „Unwissenheit und Anmaßung sind immer Hand in Hand gegangen. Wenn Sie von Größenwahn befallen sind, so ist hier nicht der Ort, darüber zu diskutieren. Gehen Sie zu Ihrem Platz, junger Mensch, und halten Sie uns nicht weiter auf."

Zu seinem Platz? Nach dieser Abfertigung? Nach dieser tödlichen Niederlage? Dachte er es wirklich, dieser Brigadenkorporal? Die Geige im Arm, wandte sich Lippo entschlossen dem Ausgang zu.

„Niemand verläßt das Orchester vor Schluß der Aufführung," rief der Maestro in breitem Befehlston, und als Lippo, unschlüssig, noch einige Schritte dem Ausgang zu machte, schrie er ihm nach: „Wenn Sie jetzt gehn, so ist's für immer. Sie haben nicht mehr hierher zurückzukehren. Merken Sie sich's."

Und Lippo blieb! Lippo kehrte zu seinem Platz zurück! Zwischen zwei Reihen von Männern aus dem Orchester, die aus Mitleid mit ihm vor sich nieder blickten, um ihn nicht durch neugierige Blicke noch mehr zu beschämen, klomm er die Stufen der Tribüne wieder hinauf. Und begriff doch, in jeder Sekunde mehr, daß sein Bleiben heute für ihn die Ausstoßung für immer war, eine

Digitized by Google

selbstbefohlene Ausstoßung, daß er nie mehr hierher zurückkehren könne, wo zu der unverdienten Demütigung die Feigheit eines Augenblicks kam, die seinen gerechten Entschluß zerstörte. Und während sein Bogen mechanisch der befehlenden Hand folgte, ein Meer von Klängen ihn brausend umwogte, nagte die Scham so furchtbar an seinem Herzen, daß sie sein ganzes Blut vergiftete. Der Piccolo, der sich unterfangen wollte, ein Großer zu werden! Der die heißesten Sehnsüchte nach Großem hatte, aber keine Kraft, hinzugelangen! Der von dem niedern Platz, dahin ihn die Natur gestellt, sich weggereckt, und den eine gewaltige Hand roh wieder zurückgestellt! Beim Gedanken an die verständnislose Härte des Maestro wich die Scham einem andern Gefühl, wühlender, durchschüttelnder noch, einem unsinnigen Schmerz. Seine Liebe war zerstört. Das war sein Gott, sein Vater, seine Zukunft! Alles brach zusammen. Nichts, nichts hatte er gemein mit jenem kurzen, gedrungenen Manne, der den Taktstock führte, und dessen Linke wieder und wieder den strömenden Schweiß wegwischte. Alles war mit einem Schlage verloren, er war ganz allein, ohne Mittel, ohne Zukunft. Denn auch der andre, der wahre Freund, war verloren, er hatte seiner Demütigung, seinem feigen Bleiben beigewohnt; er hatte einen Augenblick das aristokratische Gesicht des Studenten aus der Menge auftauchen sehn. Nie konnte er ihn wiedersehn.

Als das Geigensolo nun von der Hand des ersten Konzertmeisters ertönte, für Lippos Ohren, der es ganz anders in sich trug, suchend, unsicher, ohne Leben, wuchs sein Schmerz zu einer Gewalt an, die ihn ganz zerstörte. Und mit dem Schmerz und der Scham wuchs wie ein dunkler Schatten, der ihn mehr und mehr erfüllte, eine unsinnige Angst vor der Zukunft. Verloren. Das Leben war verspielt. Das Leben wurde unmöglich. Weiter der Piccolo bleiben, weiter vom Mitleid der Menschen leben? Das eine war zerstört, vernichtet, das ihn über dies demütigende Mitleid hoch emporgehoben. Und nun vielleicht in die Enge zurückkehren, mit diesem zerschellten Traum in der Brust, die Splitter der zertrümmerten Freiheit in der Seele? Wieder fragen: Womit kann ich dienen? Und armer kleiner Diener bleiben sein Leben lang, wo er so nahe an die goldene Herrschaft gerührt?

Es war unmöglich. Er wußte es wohl. Und darum beschloß er: nicht mehr zu leben. Dadurch wurde er ruhig. Stieg, ohne rechts und links zu sehn, am Schluß der Sinfonie hinab, mischte sich unter die flutende Menge, so wohl, daß die suchenden Augen des Studenten ihn nicht entdeckten, trat aus einer Gruppe Menschen heraus in ein Haustor, ließ da den Studenten an sich vorübergehn und wartete noch lange, aus Furcht, ihm zu begegnen. Dann trieb er sich noch eine Zeitlang auf dem Domplatz, unter der Galerie, überall wo Gedränge war, herum, ohne seinen Geigenkasten, den hatte er unter die Orchestertribüne geschoben. Es schlug schon eins, als er am Naviglio, dem tiefen Wasserarm, der ganz Mailand wie ein Gürtel umschlingt, anlangte. Er war so müde, daß er sich zuerst auf die steinerne Einfassung setzte und lange, lange, fast gedankenlos in das Wasser hinabschaute, in dem eine Laterne sich spiegelte. Bis herannahende Schritte ihn besorgt machten, er möchte auffällig wirken, sein Vorhaben verraten.

Er ging lange, immer am Naviglio entlang, hin und wieder auf der Einfassungsmauer niedersitzend. Die Straßen wurden immer stiller. Kam einmal ein seltener Nachtwandler, so hallten seine Schritte von weitem und scheuchten den Todsucher auf. Er versuchte seine Gedanken zu sammeln. Es war wie eine Leere in seinem Bewußtsein, die das bittre Erlebnis seltsam durchlochte, und die er vergeblich auszufüllen suchte. Sein Wille, sich in das stille, glänzende Wasser hinabzuwerfen, kämpfte mit einer übergroßen Müdigkeit, einem Verlangen, sich hinzulegen und tief zu schlafen.

Da kam etwas heran, durch die tiefe Stille von weither vernehmlich, zarte Laute, lieblich anwachsend, eine Gitarre, eine Zither, eine schöne singende Männerstimme. Näher kam die nächtliche Serenade, zwei junge Burschen, die spielten und sangen, dahinter ein engverschlungenes Paar. Sie sahen den Piccolo nicht, sie sahen nach niemandem aus, sie hatten an sich selber genug und waren voll von Klang und von der duftenden Mainacht. Die Schritte verhallten, die Klänge erstarben fern, ganz unwahrscheinlich fern.

Auf einmal stand der ganze schreckliche Abend haarscharf vor Lippo, jede Einzelheit, jede Schmerzensregung. Und all das um dieses Mannes willen! „Er hat mir meine Seele genommen!“ Lippo stöhnte ganz laut. Gleichzeitig mit dem erneuten Schmerz erfaßte ihn ein entsetzlicher Ekel vor dem Wassertod, als sei diese Art des Sterbens die erniedrigendste von allen. Jede Einzelheit des Aufgefischtwerdens stand ihm schaudervoll vor den Augen. Nein, nicht so, nicht so. Nicht zu der Schmach noch diese Schande hinzufügen. Er würde es besser machen.

Auf der steinernen Bank, auf der er endlich einschlief, brachten die Träume ihm sei-

Digitized by Google

nen neuen Entschluß wieder. Schroffe graue Felsen reckten sich vor ihm, jäh abstürzend in grüne Tiefen, die kein menschliches Auge ermessen konnte. Häufig schreckte er auf, aber so groß war seine Müdigkeit, daß er trotz des Entsetzens in seiner Seele immer wieder einschlief.

Als er in der Morgenkühle aufwachte, sah er sein Los noch schwärzer als in der Nacht. Sein Entschluß war unumstößlich. Aber er wartete noch einige Stunden, bis er sein karges Logis, das vom Geld des Studenten bezahlt war, aufsuchte. Da erfuhr er, daß der junge Graf noch spät am Abend und heute schon früh am Morgen nach ihm gefragt. Auf einem Tischchen lag ein Zettel von ihm, der die dringende Bitte enthielt, Lippo möge gleich zu ihm kommen. Es packte ihn heiß, daß er sich über den Tisch und über das Briefchen hätte hinwerfen mögen und bitterlich weinen. Das war doch Liebe, was er da erfuhr. Aber er ermannte sich. Einmal ein Mann sein. Im Tode ein Mann sein. Er legte zwei kurze Briefe, die er draußen geschrieben, auf den Tisch, einen an seine Mutter, einen an den Studenten. Dann verließ er schnell die Wohnung und ging zur Bahn.

Er nahm die Zweigbahn, die von der Ebene weg, den Bergen zu, durch ein grünes Tal zur schweizerischen Grenze führt. In Varese verließ er den Zug. Die grünen Berge der Valganna grüßten ihn beim Aussteigen. Hier war die Luft leichter und klarer als im schwülen Mailand, ordentlich zum Aufatmen. Es war Lippo beinahe froh und erlöst zumute, als er durch die lachenden Dörfer von St. Ambrogio und Velate in der sanft ansteigenden Hochebene den Bergen zuschritt. Als er längs den vierzehn Kapellen die gepflasterte Straße des Sacro Monte erklomm, wo das Gras zwischen den krummen Pflastersteinchen wuchs, brannte die Sonne heiß, aber ein leichter Wind kam von den kahlen Höhen der Valcuvia zur Rechten, und links grüßte aus der Tiefe der Wasserspiegel des Vareser Sees wie ein lächelndes Auge.

Lippo hielt einen Augenblick tief atmend inne, als er oben vor dem Brunnen des riesigen steinernen Moses angelangt war. Dann ließ er das Dorf mit der reichen Kirche der Madonna del Monte und den zahllosen kleinen Gasthäusern, das zwischen zwei Felsen den Berg krönt, links liegen und schritt den einsamen Pfad im Schatten der Felsen, bis der Weg drehte und er im vollen Sonnenlicht über grüne Hügel, wo das kurze Gras mühsam zwischen dem Steingeröll wuchert, klimmen mußte, bergauf, bergab, bergauf, bergab. Er hielt sich immer oben auf dem grünen steinigen Grat.

Vor seinen Augen tat sich mehr und mehr eine Gebirgswelt auf, die schier unendlich schien. Über waldige Hügel nach der Schweizer Seite hin ging das Auge zum kleinen Ausschnitt des Lago Maggiore, der da glänzend blau aus den Bergen hervorschaute. Die Dächer von Luino glänzten in der Sonne. Darüber, nach allen Seiten hin, hob es sich kettenweise, eine Bergreihe über der andern. In markigen, tiefgrünen Linien, mit schroffen Kanten, jähen Abfällen, tiefen Einsenkungen, Felsboden verratend, die unterste. Die zweite, die darüber sich hob, war lieblicher, harmonischer, weicher in ihren Formen, und tiefgrün noch in ihrer Farbe. Und eine dritte Kette darüber, dunkelblau, sehr klar vielformig gezackt, Hochgebirge schon. Und wieder darüber sich hebend eine vierte, hellere, zartblau, verblauend, als wolle sie sich mit dem Himmel vermischen. Und alle diese ins Unendliche wachsenden Ketten gekrönt von der letzten, schimmernd weißen, die ewigen Schneeberge der Schweiz, die wie eine leuchtende Spitzenkrause den riesigen Horizont einfaßten. All diese vielfachen Ketten, in denen das Auge sich wie in einem Meer verlor, machten den weiten Bogen, formten den riesigen Halbkreis der Alpen.

Lippo war ganz benommen von diesem Schauspiel. Und wenn er auch vor dieser hinreißenden Größe mehr als je der Piccolo war, so mußte er es jetzt nicht. Vielleicht war er es wirklich nicht mehr, denn seine Seele wuchs in die Größe hinein, die er da fortwährend vor Augen hatte, in die er erschüttert und selig im Weiterschreiten immerfort hineinstarrte. Seine Seele erlebte eine jener gewaltigen Vermischungen mit der großen Natur, die sie für solche Augenblicke ganz selbständig, frei von allem Körperlichen machen.

Ohne Pfad war er über den mühsamen Grat gelaufen, um keinen einzigen herrlichen Anblick zu entbehren, als wolle er das Herz voll Schönheit in einen erhabenen Tod gehn, und stand plötzlich auf einem kleinen grünen Fleck, der so unmittelbar in eine bodenlose, durch Büsche unten verdeckte Tiefe abfiel, daß ihm ganz elend vor Schwindel wurde. „Noch nicht," sagte eine Stimme in ihm, „nicht hier." Da oben, höher, auf dem Monte Tre Croci, waren andre Felsen, nackte kahle Felsen, die ehrlich sichtbar abstürzten, nicht wie diese verräterischen, mit grünem Teppich bedeckten Hänge des Sacro Monte. Die Felsen waren weiter dort, sie glänzten in der Sonne, als ob sie ihn riefen. Noch ein Aufstieg. Aber vorher warf er sich einen Augenblick in das kurze Höhengras, und alsogleich kam der Schlaf über ihn.

Digitized by Google

Kurze, schöne Träume von glänzenden Wassern und grünen Höhen. Bis der schreckliche Entschluß, den die entschlafene Seele noch bewußtlos umwälzte, einen jäh abfallenden Felsen in sein Traumbild schob und er mit einem harten Stöhnen aufwachte. Er hatte in der Sonne geschlafen. Alle Glieder schmerzten ihn, die Brust war vom Alpdruck zusammengepreßt. Verwundert sah er sich um. Alles war nicht mehr das gleiche. Die ewigen Höhen redeten nicht mehr zu ihm. Er konnte sich keiner Schönheit mehr hingeben. Nur ein erdrückendes Elend war in ihm, ein Jammer, daß er hätte schreien mögen. Alles verloren. Nur schnell, nur schnell. Wozu noch die Qual verlängern?

Ganz seiner Finsternis hingegeben, versäumte er den Aufstieg zum Felsen der Tre Croci und ging unter ihnen vorbei. Bis er die Felswände über sich hängen sah, braunblau in der Sonne glänzend. Was tat's? Er würde auch hier einen Aufstieg finden. Nach links hinaufspähend, ohne einen einzigen Blick in den herrlichen Aufbau der Alpenketten, ging er langsam weiter. Etwas nahm ihn da gefangen, dessen er erst nicht achtete, ein starker Duft. Immer stärker wurde der Duft, daß er aufmerksam um sich schaute. Er war mitten in den Narzissenfeldern in voller Blüte. So weit er sah, glänzten weiße Sterne im kurzen Gras, unzählbar wahrhaft wie Sterne. Mechanisch bückte er sich und pflückte einige, sog ihren Duft ein, der süß und betäubend war. Je weiter er ging, denn er schritt nun in der Wiese fort, um so dichter blühte es um ihn.

Einsam, völlig einsam war diese Blütenherrlichkeit. Keines Menschen Fuß war in die üppige Pracht gedrungen. Eine verschwenderische Natur goß ihre Schätze aus, ohne zu fragen, wer sie ernte. Und um den ganzen riesigen Horizont spannten sich unendlich ferne Schneespitzen.

Lippo hatte einen ganzen Strauß von Narzissen in der Hand. Er führte ihn noch einmal zu seinem Gesicht, sog ihn tief ein, noch einmal, drückte ihn hastig vor seine Augen, vor denen es sich verschleierte. Das war stärker als er; unter den Blumen, die er an die Augen drückte, quoll es glühend hervor, die enge Brust keuchte. Da ließ er es über sich kommen und warf sich, klein, ganz klein, ganz dem Weh hingegeben, in das blühende Meer. Er schluchzte, schluchzte, als sollte seine ganze Seele zerfließen. Er weinte unaufhaltsam.

Es dauerte lange. Nie hatte er so geweint. Als er sich endlich aufrichtete, war es zuerst ganz leer in ihm, leer von Schmerz und Druck, leer von Bewußtsein. Er empfand nur die süße, betäubende Fülle des Blumenmeeres um sich her, eine verschwenderische, unendliche Güte der Natur, die Schönheit und Seligkeit ausstreute. Unwillkürlich hob er den Blick und sah, ganz nahe über sich, einen nackten Felsen wie eine Drohung hängen. Er sah ihn lange an, faßte ihn ganz fest ins Auge und wurde sich alles erlebten Elends bewußt mit einer großen Ruhe. Alles gehörte schon völlig der Vergangenheit an, ein ganz neues Heute war angebrochen, ein neues Selbst in ihm aufgewacht, entschlußbereit und klarsehend. Er sagte zu den versuchenden Felsen: ich werde es n i e tun, und sollte ich zehnmal mehr leiden. Meine Seele kann mir niemand nehmen.

Dann kehrte er den Felswänden entschlossen den Rücken zu und wandte sich ganz dem herrlichen Aufbau der Bergketten zu, die, grün aus tiefer Tiefe aufwachsend, blau dem Himmel zustrebten und ihn strahlend weiß gleich Wolken einfaßten. Er war Sieger über sein Unglück geworden. Nichts war verloren. Was er mit Schweiß und Herzblut errungen, blieb ihm doch. Das Leben war groß. Mochte es schwer kommen, ihn wieder und wieder niederwerfen, er war nie ganz besitzlos. Er war kein Piccolo mehr. Als Erfahrener, Kampfbereiter kehrte Lippo aus dem Wunder der Blumenmeere, aus der Ewigkeit der Berge zurück in das kleine Elend aller Tage.

Akazien. Von Frida Schanz

Nachdem die weiße Brautkracht ausgezogen
Und ihrer Seele Frühlingsduft verflogen
In Sommerglut und grauem Sommerstaub,
Kommt noch ein neues Leuchten in ihr Laub,
Kommt ihnen ein so neues, starkes Leben,
Daß sie sich licht aus jedem Busche heben.
In ihrer frischen, hellen Freudigkeit
Bis in die letzte braune Herbsteszeit.

Digitized by Google

Aus unserer Studienmappe:
Dorftratsch. Zeichnung von Wilhelm Thielmann

Digitized by Google

Gotische Wasserspeier und Groteskfiguren

Mit einem Blick ins mittelalterliche Geistesleben

Von Prof. Dr. W. v. Grolman

Ornamentierte Wasserspeier, etwa in Form von Tierköpfen, hat es an öffentlichen Gebäuden fast zu allen Zeiten gegeben (Abb. 1), aber ihre klassische Zeit war doch die der hohen und späten Gotik, die aus ihnen eine ganz besondere Spezialität zu machen wußte, während die romanische Bauperiode, ja selbst die Frühgotik sie noch nicht gekannt haben. In Frankreich, wo die Gotik auf der Isle de France, der Frankeninsel, ihren Ursprung nahm, tauchen die ersten Exemplare um 1220 auf, und zwar zunächst in Form von einfachen, geraden, in der Längsrichtung geteilten Röhren, die in einen Tierkopf enden. Aber bald sollten reichere Formen sich entwickeln. Wer, der jemals in Paris war, kennt nicht das Heer der phantastischen Gestalten, die alle Vorsprünge und Gesimse der Notre-Dame-Kathedrale schmücken und namentlich — hier nur zu rein dekorativen Zwecken angebracht — in Massen von den Turmgalerien herabschauen (Abb. 3). Ja, selbst der, dem nur Victor Hugos „Notre-Dame" bekannt ist, wird sich aus der großartigen Beschreibung der im nächtlichen Dämmer daliegenden Kirche auch die Schilderung jener klassischen Spukgestalten im Gedächtnis bewahrt haben.

Die Entwicklungsgeschichte der gotischen Wasserspeier hat uns für Frankreich der berühmte Architekt und Geschichtsschreiber der Gotik, Viollet le Duc, in seinem großen Hauptwerk schon 1868 gegeben; für Deutschland fehlt leider noch eine zusammenfassende Darstellung, ja selbst Einzeldarstellungen sind, abgesehen von der über die Wasserspeier des Freiburger Münsters, kaum vorhanden, obwohl es hier nicht weniger lohnte, denn die anonymen, mittelalterlichen Meister schufen überall nicht um persönlichen Lohn oder Ruhm, sondern aus Liebe zur Sache und zur Ehre ihres Gottes, und so kommt es, daß wir auch unter diesen Parerga der reichen gotischen Plastik, die wir uns manchmal erst mit Hilfe des Fernglases aus ihrer dem unbewaffneten Auge unzugänglichen Höhe herabholen müssen, nicht wenige Meisterwerke ersten Ranges finden, ja daß wir an ihnen den ganzen Entwicklungsgang der mittelalterlichen Kunst und des mittelalterlichen Geistes bequem überschauen können. Dazu verstanden es die alten Meister, wie auch Viollet le Duc schon betonte, „mit einer für uns vorläufig noch unerreichbaren Sicherheit des ästhetischen Gefühls" die springenden Punkte der Gebäude wunderbar belebend zu akzentuieren (Abb. 4 u. 5).

Die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts bedeutet für Europa den Beginn einer neuen Kultur und Kunst. Nicht zuletzt waren es die Kreuzzüge, die — ursprünglich inszeniert zur Niederwerfung des Heidentums und zur Erhöhung des päpstlichen Ansehens — durch Berührung mit den hohen Kulturen des Ostens, durch Hebung des Weltverkehrs und Erweiterung des ganzen Gesichtskreises zu einer ersten weltlich gefärbten Kultur der abendländischen Völker geführt hatten. An den Adelshöfen der Provence erhob „Frau Minne" in den Liedern des Troubadours ihr Haupt, um sich bald das ganze Abendland zu erobern; freilich war diese Minne auch eine Art Übertragung der Gottes- und Marienverehrung auf das irdische Weib und bekundete damit die Doppelstellung des gotischen Geistes, der Himmlisches und Irdisches zu verschmelzen verstand. Der führende Stand war von nun an nicht mehr der Klerus, sondern das von höfischer Etikette und Standesehre dirigierte Rittertum. So ward die Kultur des hohen Mittelalters eine aristokratische; aristokratisch aber heißt — wenn man von dem darinliegenden Standesbegriff absieht — von edler, klarer, selbstbeherrschter Form. Der Aristokrat unterdrückt allzu Individuelles, das er mit Recht als salopp empfindet, kurz, er verabscheut die Willkür und hält Geist und Körper in der durch Standeskonventionen vorgeschriebenen Zucht.

Eine solche Kultur mußte unbedingt sich ihrer Wahlverwandtschaft mit der Antike bewußt werden. Die abstrakte Starrheit der rein idealistischen Kunstgestaltung der romanischen Epoche weicht fast plötzlich einer auch das Körperliche verklärenden Kunst, wie wir sie an den berühmten Naumburger, Bamberger und Straßburger Portalplastiken bewundern. Was aber die Wirkung dieser Kunst fast dem Geschmackswandel der Zeit entzieht, ist ihr Sinn für die Großheit der Form, eben das, was für jede männlich-aristokratische Kunst bezeichnend ist. Von der Antike aber unterscheidet sie sich trotz oft direkter Entlehnungen nicht nur in der äußeren Form, sondern vor allem in der tieferen Auffassung und es ist, wie schon oben angedeutet, keineswegs nötig, die genannten berühmten Plastiken des 13. Jahrhunderts vor sich zu haben, um sich hiervon zu überzeugen. Selbst ein flüchtiger Blick auf unsere Abbildungen leistet dieselben Dienste. Vor allem fehlt der Antike das persönliche Leben, das uns aus allen gotischen Figuren entgegenzuckt.

Man vergleiche z. B. daraufhin das vogelartige Geschöpf von der Pariser Kathedrale (Abb. 3), oder das undefinierbare Phantasiegebilde von der Marburger Elisabethkirche (Abb. 5) mit dem Löwenkopf aus Epidaurus (Abb. 1). Und dabei handelt es sich hier vielleicht nur um eine moderne Restauration, freilich von keinem geringeren als Viollet le Duc selbst. Wir verdanken diese Aufnahme sowie die von der Marburger Elisabethkirche

Digitized by Google

Abb. 1. Altgriechisches Gesims mit Löwenkopf als Wasserspeier von einem Tempel aus Epidaurus als interessanter Kontrast gegen die mittelalterlich-germanische Auffassung. Photographie Stoedtner

und dem Naumburger Dom der Liebenswürdigkeit des Kunsthistorischen Instituts Prof. Hamanns, auf dessen prachtvolle bei Rütten & Loening, Frankfurt a. M. erschienene Publikation „60 mittelalterliche Köpfe" (Preis 2 Mk.!) wir bei dieser Gelegenheit die Freunde altdeutscher Kunst hinweisen möchten. Wie langweilig — um es einmal deutlich zu sagen — schaut uns dieser auf Schönheit frisierte Held der Wüste neben den nordischen Fabeltieren an, in denen schon die ganze Linienführung, selbst abgesehen von dem dargestellten Objekt, von eignem Leben strotzt. Zu diesem formalen Unterschiede gesellt sich dann noch nach der inhaltlichen Seite ein lebhafteres Seelenleben und im Anschluß daran der sprühende Humor, der überall hervorbricht, wo es nur irgend die Würde des Gegenstandes gestattet und manchmal selbst da, wo das

Abb. 2. Wasserspeier am Dom zu Wetzlar

Abb. 3. Eine der Groteskfiguren an den Turmgalerien der Kirche ‚Notre Dame' zu Paris. Photographie Stoedtner

Objekt nach unserer Auffassung hierfür zu ernst ist. Betrachten wir unter diesen Gesichtspunkten die Abb. 6, wohl das köstlichste Objekt, das wir heute zu zeigen haben, jene kleine Groteskfigur am Lettner des Wetzlarer Domes, die ein charakteristisches Geisteskind der Gotik darstellt und obwohl schon den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts angehörig doch noch ganz im Geiste der adeligen Kunst des dreizehnten gestaltet ist: vorn das lockende Antlitz eines jugend-

Digitized by Google

Abb. 4. Wasserspeier an der Wernerkapelle zu Bacharach. Photographie des Folkwang-Verlages, Hagen

lichen Weibes und hinten ein häßlicher Tierleib mit Klauen, Schwanz und Fledermausflügeln. So erschien dem Mittelalter unter dem Zwang der christlichen asketischen Lehre das ganze Sinnenleben. Durch den schalkhaften Humor aber ist in diesem kleinen Werk der Ernst der Darstellung fast in das Scherzhafte gewandt. Leider vermochte die ganze Feinheit des Ausdrucks unsre Aufnahme nicht völlig festzuhalten, namentlich ist der schelmisch-verführerische Blick nicht deutlich genug herausgekommen.

Daß der mittelalterliche Humor von jeher ein besonderes Betätigungsfeld in der Tierwelt gefunden hat, ist uns allen aus Goethes Bearbeitung des alten Tierepos vom Reineke Fuchs von Jugend auf geläufig. Schon die obengenannten Abbildungen konnten als Beleg hierfür dienen. Ihnen gesellen sich der vergnügt grinsende Esel (Abb. 8) und der wiehernde Pferdekopf (Abb. 11) vom Straßburger Münster sowie das prachtvolle wolfsartige Ungeheuer vom Wetzlarer Dom (Abb. 2), das auf den Schultern eines jungen Mannes reitet, wobei zu bemerken wäre, daß diese aus Frankreich übernommene Doppelgestalt technischen Erwägungen ihren Ursprung verdankt. Die untere Figur — siehe auch Abb. 14, es ist zwar moderne Restauration, aber offenbar nach altem Vorbild — dient der oberen als Verstärkung und Konsol. Weiter gehören hierher die Naumburger Phantasietiere (Abb. 9), die jedoch an dem Bau mit ganz naturgetreuen, großzügig

Abb. 5. Stützfigur unter einem Wasserspeier am Langhaus der Elisabeth-Kirche zu Marburg a. d. L.

Digitized by Google

behandelten Elchen, Hirschen und Kühen usw. wechseln.

Aber ein nicht minder dankbares Objekt fand der mittelalterliche Volkswitz an dem „Pfaffentum", dessen aus der Vergewaltigung der menschlichen Natur entstandene Tragik zu immer neuen Anzapfungen reizte. So werden uns gleichfalls in Naumburg

Abb. 6

am Westchor Mönche als Wasserspeier vorgeführt, denen nach allzureichlichem Weingenuß übel wird (Abb. 10), während am Ostchor gar ein Mönch und eine Nonne auf dem Bauche liegend das Wasser von sich geben (Abb. 12). An dem Mönch ist übrigens der Kopf Ergänzung des 19. Jahrhunderts, dem auch der stehende, na-

Figürchen am Lettner des Doms zu Wetzlar

Abb. 7. Stützfigur eines Wasserspeiers an der Südseite des Langhauses der Elisabeth-Kirche zu Marburg a. d. Lahn

Digitized by Google

Abb. 8. Esel als Wasserspeier vom Straßburger Münster

wodurch sich die störende Gleichmäßigkeit beider erklärt. Alle diese Naumburger Arbeiten sind von so hoher Qualität, daß man mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit ihren Ursprung mindestens in der Werkstätte des großen Meisters der Stifterfiguren vermuten darf.

Fassen wir nochmals in kurzen Worten zusammen, was den bisher besprochenen Werken der klassischen Gotik gemeinsam ist, so können wir sagen: die großgesehene klare Form, der

türlich nicht als Wasserspeier dienende Paulus angehört, doch stand hier ursprünglich eine ähnliche alte Figur, die aber durch Verwitterung fast zerstört war. Aus dem gleichen Grunde mußte an dem vorderen Mönch vom Westchor der Kopf ergänzt werden. Man kopierte dabei einfach den Kopf der hinteren Figur,

Abb. 9. Wasserspeier vom Westchor des Naumburger Domes

Abb. 10. Wasserspeier (Mönch) am Westchor des Naumburger Doms
Aus ‚Der Dom zu Naumburg'; Utopia-Verlag, Weimar

feine Humor und das gleichzeitig intensive und doch nicht unedle Seelenleben. Auch der prächtige Schalk von der Marburger Elisabethkirche (Abb. 7), wo die Wasserspeier als einfache Röhren gestaltet sind und ihren Schmuck nur durch untergelegte Konsolfiguren erhalten, kann hierfür als Beleg herangezogen werden; an Geschlossenheit und Großheit der Form steht er vielleicht allen andern voran.

Anders ist der Humor und anders die Welt, in die wir mit dem 14. Jahrhundert, namentlich in dessen zweiter Hälfte, eintreten. Schon um 1300 war mindestens in Deutschland die ritterliche Kultur im Verfall. Die Boten, die der heilige Franz in

Digitized by Google

Abb. 11. Pferdebüste als Wasserspeier vom Straßburger Münster. (Aus Schmitt, Gotische Skulpturen des Straßburger Münsters.' Verlag der Frankfurter Verlagsanstalt)

und Ungarnkreuze, die Pflege der nicht mehr zu unterdrückenden weltlichen Auffassung durch das Kleinbürgertum zum Genremäßigen und dem Inhalt nach nicht selten Derben oder Platten.

An den Wasserspeiern des Freiburger Münsters können wir diesen Wandel Schritt für Schritt verfolgen, da sich die Bauzeit über mehrere Jahrhunderte hinzog. Auf der Gesamtansicht der südlichen Langhausfassade

Gestalt der Bettelmönche über die Alpen sandte, hatten im Verein mit dem aufblühenden Bürgertum dem Ritterstand die Führung entrissen, während er in Frankreich dank dem hundertjährigen Kriege mit dem jetzigen Freunde jenseits des Kanals noch eine längere Nachblüte erlebte. Der Geist, der nun in Deutschland herrschte, war teils mönchisch-asketisch, teils kleinbürgerlich; denn noch fehlte dem Bürgertum der Zug ins Große; die Zeit der Fugger und Welser lag noch in weiter Ferne. Beiden Richtungen mangelte zunächst der Sinn für die Reinheit der Form. Daher führte die mystisch-asketische Tendenz des 14. Jahrhunderts zu dem formlosen aber erschütternden Expressionismus der Vesperbilder

Abb. 12. Wasserspeier am Ostchor des Naumburger Domes. Photographie Folkwang-Verlag, Hagen. (Die liegenden Figuren sind alt bis auf den Kopf der vorderen; die stehende ist modern)

Digitized by Google

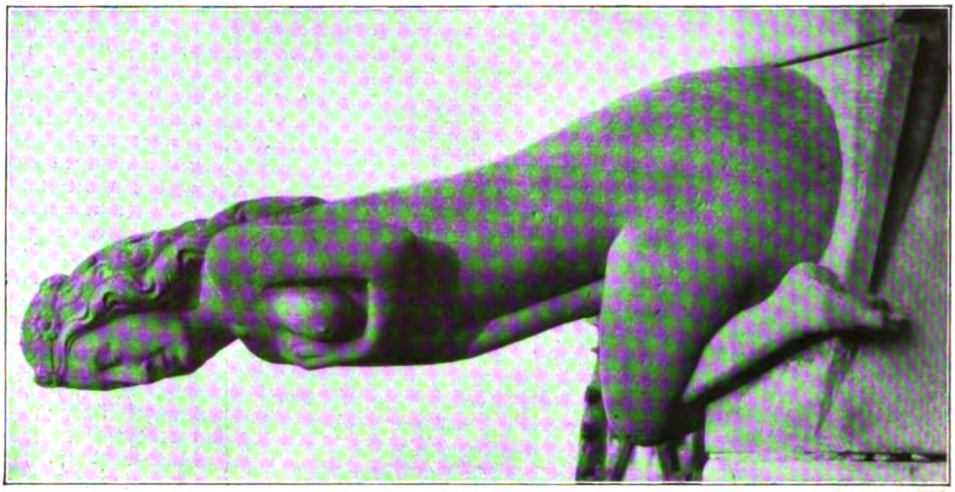


Abb. 13. Schmuckfigur in der Form eines Wasserspeiers am Westturm des Freiburger Münsters

(Abb. 15), die uns zugleich eine schöne Vorstellung der rhythmischen Betonung der Hauptlinien durch die Reihe der Wasserspeier gibt, sehen wir vorne noch die großzügig stilisierten Gestalten des 13. Jahrhunderts, dagegen ist mit der letzten Gruppe in der Darstellung einer Saujagd samt Hunden und Jägern durch die Häufung der Motive ein formloser Klumpen zustande gekommen.

Neben den Wasserspeiern an den ältesten Jochen des Langhauses (Abb. 15 vorn) zählen zu den besten die Figuren am Turm, obwohl auch sie schon dem 14. Jahrhundert angehören; vielleicht darf man annehmen, daß sie Altersarbeiten der gleichen Künstler sind, die an den Ostjochen des Langhauses schufen. Manche, wie der Ritter, den wir hier nicht wiedergeben können, haben noch die völlig straffe und gesammelte Form des 13. Jahrhunderts. Hier finden wir auch in einer dem unbewaffneten Auge kaum zugänglichen Höhe jene merkwürdige, „Frau Venus“ genannte Gestalt (Abb. 13), „vielleicht die einzige plasti-

Abb. 14. Wasserspeier am Langhaus des Freiburger Domes (Südseite)

Digitized by Google

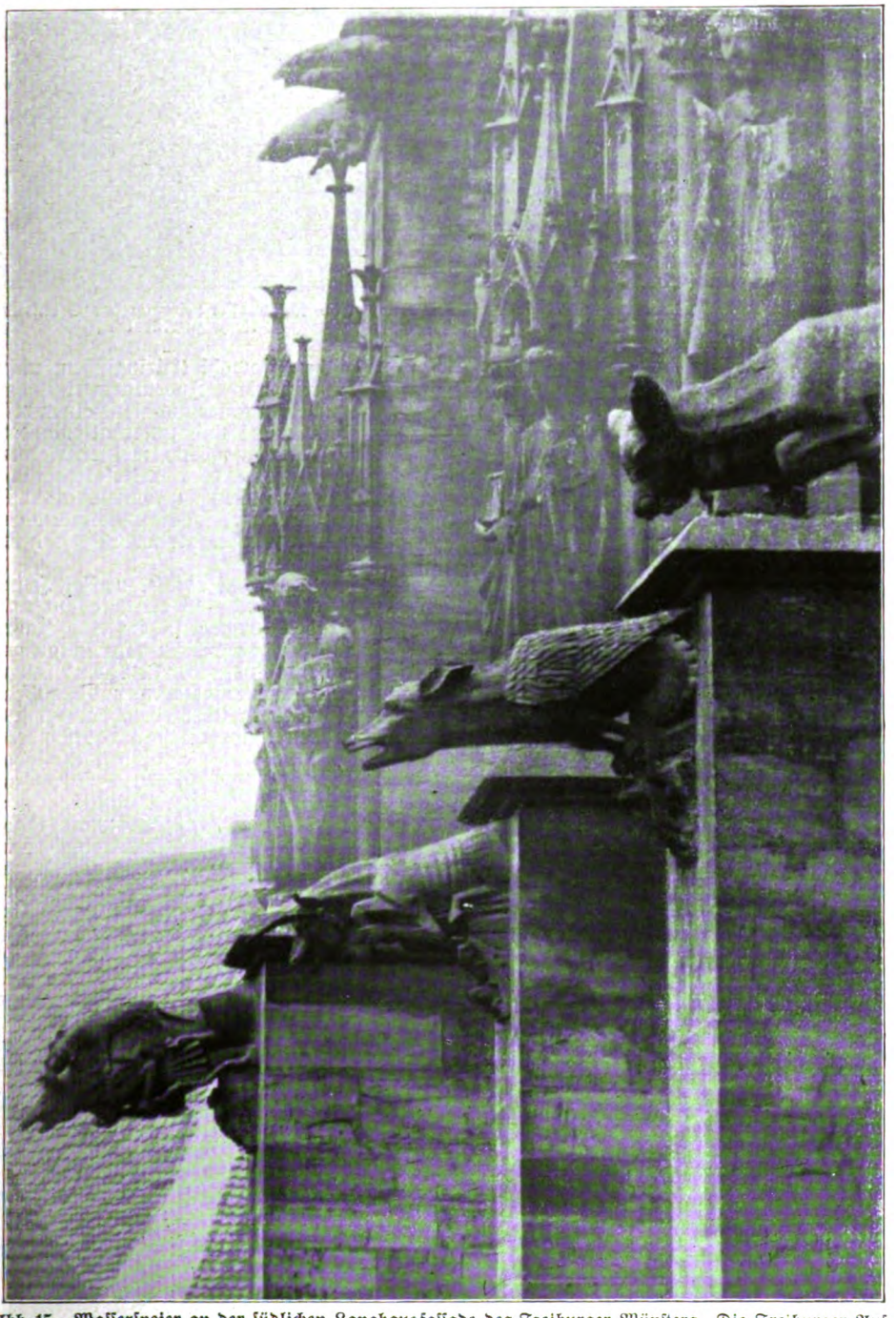


Abb. 15. Wasserspeier an der südlichen Langhausfassade des Freiburger Münsters. Die Freiburger Aufnahmen wurden uns liebenswürdigst vom Münsterbau-Verein, Freiburg i. Br., zur Verfügung gestellt

sche Darstellung des irdischen Weibes aus dem Mittelalter"; nicht mehr ganz in der Formgebung, wie Friedrich Lübbecke in seiner schönen Geschichte der mittelalterlichen Plastik meint, den besten Arbeiten des 13. Jahrhunderts gleich, aber doch von zweifelloser Qualität und Jugendfrische. „Wie durch einen schmalen Riß," sagt Lübbecke, „sehen wir

Digitized by Google

plötzlich in ein uns sonst nur in der Dichtung scheu sich offenbarendes Stück Leben des mittelalterlichen Menschen."

Ein neuer, schon nahezu modern anmutender Stil tritt uns dann in den Wasserspeiern der Nürnberger Sebalduskirche entgegen. Man denkt an Oberländer und Genossen, wenn man diesen in eine undefinierbare tierische Gestalt verwandelten Schneider (Abb. 17), diese vermenschlichte Eselin (Abb. 16), oder

Abb. 16. Wasserspeier an der Sebalduskirche zu Nürnberg

Abb. 17. Wasserspeier an der Sebalduskirche zu Nürnberg
Beide Photographien nach Gipsabgüssen von Ferd. Schmidt

jenen Magister mit dem Hinterleib eines anatomisch nicht zu klassifizierenden Gebildes (Abb. 18) erblickt. Daß in letzterem Falle vielleicht die moderne Restauration die Karikatur in unserem Sinne noch unterstrichen haben kann, sei zugegeben. Dies Stück aus dem späten 15. Jahrhundert stammt aus Königsberg in Franken. Kennst du dies Städtchen, lieber Leser? Vielleicht hast du einmal gehört, daß es der Geburtsort des großen Johannes Müller, genannt Regiomontanus, des Lehrers und Vorläufers von Kopernikus und des größten Mathematikers seiner Zeit ist, aber seine sonstigen Schicksale ahnst du wohl kaum! Ich fand sie verzeichnet in dem thüringischen (jawohl thüringischen, nicht bayrischen!) Inventarwerk der Kunstdenkmäler und sie scheinen mir so lehrreich und unterhaltend, daß ich glauben möchte, meinen kleinen Ausflug in das Mittelalter nicht besser beenden zu können, als daß ich die kurze, sachliche Notiz des genannten Werkes zum Schluß hierher setze:

„Alte Königspfalz, zur Zeit Heinrichs I. (919—36) mit Mauern und Graben umgeben, im 12. Jahrhundert den Grafen von Meran gehörig, nach deren Aussterben 1248 vom Bistum Bamberg als Lehen eingezogen, und dem Grafen von Henneberg übergeben, dann durch Heirat an den Burggrafen von Nürnberg und wieder durch Heirat an Swantibor von Pommern(!) gekommen, dann 1394 vom Bamberger Bischof an den Würzburger verkauft, von da 1400 an Balzer von Thüringen um 19 600 Gulden verkauft; bei Coburg verblieb es auch nach der Mediatisierung von Bamberg Anfang des vorigen Jahrhunderts." Seit der Übergabe Koburgs an die bayrische Republik ist Königsberg endlich zu seinen Stammesgenossen zurückgekehrt. Möchten seine politischen Schicksale damit ein Ende gefunden haben!

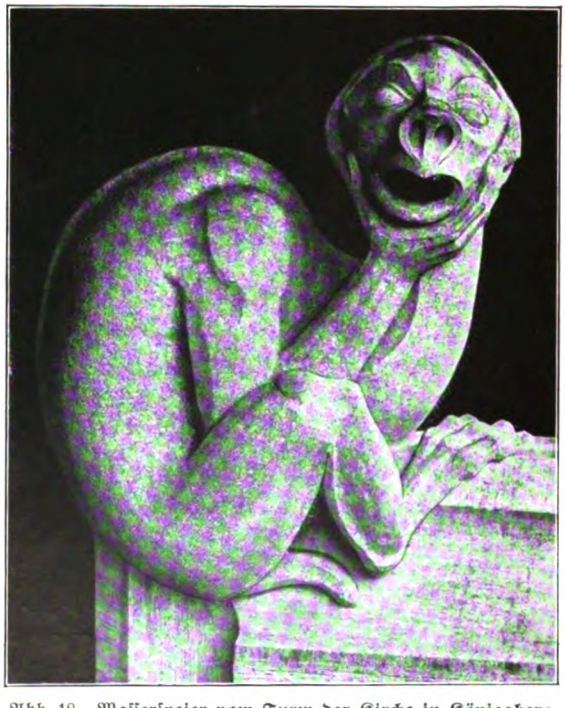


Abb. 18. Wasserspeier vom Turm der Kirche in Königsberg (Franken). Moderne Erneuerung. Phot. Chr. Müller, Nürnberg

Digitized by Google

Gedichte von Hans Benzmann

Die drei abgedienten Kürassiere. (Eine Kindheitserinnerung.)

Drei abgediente Soldaten aus Blei,
Drei Kürassiere auf dicken Pferden,
Mit hohem Helmbusch, grimmen Gebärden,
Sollten aus niedriger Kumpanei
Zuletzt noch was besondres werden.

Die Wunder von Tausendundeine Nacht
Erlebt' ich mit diesen drei alten Gesellen:
Sie wurden mir zu Genien der Macht,
Ich ließ durch sie der Erde Schacht,
Paläste und Schätze der Tiefe erhellen!

Der eine trug mich nach Samarkand,
Der andre ins schwärzeste Mohrenland,
Der dritte bracht' mir aus dem Lande Ur
Des Kaisers Tochter, die schöne Badur —
Sie war so klein wie ein Fischlein nur ...

Es kämpften die drei mit Ungeheuern,
Sie hausten tief unter einem Spind,
In Höhlen, die umdunkelt sind
Von Sagen und von Abenteuern —
Und Angst dem übern Nacken rinnt,
Der aller dieser Schrecken sinnt ...

Doch rief ich die drei mit Zauberwort,
Dann waren sie da, mein Schutz und mein Hort,
Dann wuchsen sie furchtbar aus ihrem Verlies,
Daß der Helmbusch bis an die Decke stieß —
Dann hielten drei Genien Gottes bei Nacht
An meinem Bette getreue Wacht! ...

Quelle im Walde

Ich kam, ein trüber Gast, in einen Wald —
Mich wie ein Wild im Dickicht zu verlieren,
Schien mir des Trübsinns rechter Aufenthalt,
Ach, ich verbarg mich gleich den scheuen Tieren.

Mir war der Tag ein ausgeträumter Traum,
Mir war dem Tode gleich das Leben,
Ich fühlt' mein Herz in meinem Herzen kaum,
War nichts und niemand mehr treu hingegeben ...

Und ging im Dunklen stund- und stundenlang
Und sank zu Boden, ach, fing an zu graben,
Mein Weh war also dumpf, ich war so krank
Und konnte nichts als dieses Irrsal haben ...

Da sprang es kühl mir über meine Hand,
Ein Wässerlein stieg aus dem schwarzen Grunde
Und schwoll und kam so flink und hell gerannt,
Und klang und sang mit zartem Silbermunde —

Daß es mich wie ein Märlein hold beschlich,
Als wie ein fernes, ganz vergessenes Leben,
Daß ich darüber zärtlich beugte mich
Und horchte, wie es sich so hingegeben —

Und immer, immer doch ins Weite sprang —
O Leben, Lied des Lebens, so verborgen,
So tief und treu, so heimlich dein Gesang,
So aus dem Grund empor in Licht und Morgen! ...

Und wandte mich und hört' auf meinem Gang,
Der schwebend war, noch immer hellen Klang ...

Digitized by Google

Freut euch des Lebens

Sein Dichter und seine Melodie

Von Eduard Korrodi

In einem Dramenfragment ‚Der Turmbau zu Babel' von Friedrich Hebbel singt einer: „Freut euch des Lebens!" Darauf werden das Lied und der harmlose Sänger von einem Krämer folgendermaßen eingeschätzt: „Ein abgeschmacktes, dummes Lied! Der Bursch ist unter zwanzig. Denn nach zwanzig singt's keiner mehr."

Nun, das Lied, wenn auch durch Drehorgel und Spieldose heruntergekommen, hat doch länger gelebt. Es geht nur unter, um wie der Mond wieder aufzugehen. Manchmal singt man es noch, gestützt auf einer urgroßmütterlichen Schlummerrolle.

Thomas Manns Hochstapler ‚Felix Krull' schildert uns in seinem Elternhaus eine sinnreiche Vorrichtung über dem Windfang, die die belustigende Wirkung hatte, daß die Türe, durch Luftdruck aufgehalten, langsam mit feinem Erklingen des Liedes ‚Freut euch des Lebens' ins Schloß zurücksank. In des Psychiaters Kretschmer Buch ‚Körperbau und Charakter' hat ein euphorischer Irrsinniger an seinem Abreißkalender einen Automaten angebracht, der ihm jeden Tag beim morgendlichen Abreißen des Kalenderblattes aus der Spieldose das freudige Lied gurgelt. Wenn es ihm wohltut? So freut euch doch! Es sei, wie es sei! Ich lese die verworfenen Verse einer freundlicheren Vorzeit auf und erhebe sie noch einmal in ihre glänzenderen Tage.

Das war 1793! ‚Die Gesellschaft der Künstler und Kunstfreunde in Zürich' will Semesterschluß feiern und ein wenig die wirren Zeitläufe vergessen in ihrem kleinen ‚Tempel der Freude', wie sie ihr Klublokal nannten. Hier also singt in fröhlichem Kreise zum erstenmal Martin Usteri sein harmloses Konkurrenzlied zu der zwei Jahre früher die Welt durchbrausenden ‚Marseillaise'. Sein siebenstrophiger Rund- und Preisgesang der Lebensfreude ist wohl auch darin ein Unikum unter ähnlich gearteten Rundgesängen des achtzehnten Jahrhunderts, daß der Lobpreis des Weines vergessen wird. Der brave Mann dachte nicht zuletzt, daß es einstmals auch Abstinenten ergötzen könnte. Jedoch aus dem Archiv der Kunstgesellschaft erfahren wir, daß Herr Martin Usteri es sich doch etwas kosten ließ. Der Chronist verrät: „Bei Eröffnung einiger Champagnerflaschen sang uns Herr Martin Usteri jenes holde Lied der Freude zum erstenmal, das nachher in ganz Europa viele tausend Kreise zu unschuldigem Frohsinn erhob." Im gleichen Jahr erscheint das Lied, ohne Namen des Dichters und Komponisten im Verlag H. G. Nägelis, und gleich hebt der artige Ruhm der leutseligen Poesie an. Man erkennt den Text keinem Geringeren als Goethe zu. In Stäfa sei Goethe mit seinem Freunde, dem Hofrat Meyer, auch mit dem Untervogt Rebmann im Gasthaus zum Löwen zusammengekommen, wo dem Hofrat Meyer das Töchterchen des Landrichters Kunz so wohl gefallen habe, daß Rebmann sich beeilte, seine älteren Anrechte durch Verlobung mit jenem Mädchen kund zu geben. Hierauf habe Goethe durch einen gelungenen Vortrag des „Freut euch des Lebens" so drollig getröstet, daß allgemein vermutet wurde, Goethe sei selbst der Urheber des Gedichtes. — Nun, Stäfa ist zwar näher bei Zürich als Frankfurt am Main, aber der Mutter Goethes müssen wir die raschere geistige Leitung zuerkennen, denn schon zwei Jahre nach der Entstehung des Liedes schreibt sie dem Sohn: „Ich besorge meine kleine Wirtschaft, — lasse mir abends im Schauspiel was daher tragieren — und singe Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht."

Und in ihrem Briefe vom 20. Januar 1798 schreibt sie, was ein deutsches Herz schwerlich heute bedingungslos nachsagen möchte: „Weimar ist der einzige Ort in der ganzen Welt, woher meine Ruhe gestört werden könnte — geht es meinen Lieben dort gut, so mag meinetwegen das rechte und linke Rheinufer zugehören, wem es will — das stört weder meinen Schlaf noch mein Essen (nur Nachrichten begehrt sie), damit ich guten Muts bleibe — und meine noch übrigen Tage — ‚Freut euch des Lebens' mit Wahrheit und frohem Sinn singen kann."

Doch zurück zum Liede! Wem dankt es seinen unaufhaltsamen Erfolg? Die Tatsache, daß das Lied alsbald in alle Sprachen gedolmetscht wird, und weil es in einem Liederbuch für ‚Freimaurer' erschien, hat Schneebeli, den etwas leichtfertigen Biographen H. G. Nägelis, verführt, zu glauben, Usteri habe es für die Freimaurerloge in Zürich gedichtet. So wären Zirkel und Kelle sein Impressario in Europa gewesen, und so erklärte es sich, daß wir es in so vielen Sprachen vernehmen. Davon kann nicht die Rede sein. Der Kuriosität halber nur ein paar Proben des Anfangs, die Friedländer in der Geschichte des deutschen Liedes vermittelt. Holländisch:

„Schep Vreugd in't Leewen
Zoo lang not Lampje schynd."

Französisch, mehr um den blühenden Teint als das treuherzige Lämpchen besorgt:

„Goûtez la vie
Tant que le teint fleurit."

Digitized by Google

Und lateinisch läßt es sich vernehmen:

„Vita dum floret,
Annis labentibus
rosae carpantur
juvenibus."

Der Sängervater Nägeli, der sein Denkmal hat — für Dichter wird in Zürich an Marmor und Bronze gespart, Keller und Meyer haben keines — der also soll zu all seinem Ruhm auch die Melodie erschaffen haben. Es ist ja ein schöner Zug, daß das Volk seinen Lieblingen alles ganz gibt. Aber die Wahrheit wurde übersungen, die Wahrheit, daß Martin Usteri selbst der glückliche und intuitive Finder des Melodiekörpers sein könnte, was so belanglos nicht wäre, da dann Martin Usteris Fündlein für den Lebensnerv des Liedes väterlich gesorgt hätte. Der wackere Biograph jenes ‚Landvogts von Greifensee', David Heß, den Gottfried Keller fleißig benutzte für seine Novelle, bringt Usteri und Salomon Landolt eben durch dieses Lied zusammen. Er erzählt: „Als Musikus Hirzel einen Sommer bei ihm (Salomon Landolt) auf seinem Gute zubrachte, ließ letzterer sich oft, indes er an der Staffelei arbeitete, von demselben auf der Flöte vorspielen. Vorzüglich gern hörte er ein kleines Stück, welches Hirzel, den ersten Teil aus dem Anfang eines Flötenkonzertes von Graf, den zweiten aus einem andern von Borghi zusammengesetzt hatte. Um Landolts Vergnügen an dieser lieblichen Melodie zu erhöhen, legte Martin Usteri ihr den Text seines Liedes ‚Freut euch des Lebens' unter." Nun wies Prof. Schneider einen Rondo-Satz aus einem Violin-Konzert von Borghi vor, der die Sechsachteltakt-Melodie ganz im Rondo-Charakter der nachmozartischen Zeit in zierlichster Form enthält, also die Melodie zum zweiten Teil: „So mancher schafft sich Sorg und Müh, sucht Dornen auf und findet sie, und läßt das Veilchen unbemerkt, das ihm am Wege blüht." Wie so oft, lag die Melodie in der Luft. Und das Luftrecht spricht sie allen zu. Künstlicher, aber originell ist der Versuch der Ableitung der ersten Hälfte des Liedes. Man spiele ihn einmal als Grave-Satz, choralartig und feierlich! Der Gegensatz ist wirklich frappant. Da nun schon Nägelis Biograph angedeutet hat, die Melodie stamme aus England und da die Triolenfigur uns ja auch fremd und die meisten unserer Volkslieder mit dem Auftakt anfangen, während diese Melodie zu den englischen Weisen paßt, wie ja auch „God save the king" mit dem guten Taktteil beginnt, ließ man sich zu der reizvollen Hypothese verleiten, die erste Hälfte der Melodie im englischen Kirchenliede zu suchen. Ein Gewährsmann will sogar in der englischen Stadt Coventry den ersten Teil des Liedes von den Kirchenglocken haben spielen hören. An Kirchenglocken aber hängt man keine Volkslieder, sondern ein Kirchenthema, z. B. ‚Alles, was Odem hat, lobe den Herrn.' Nun, soviel scheint gewiß, daß irgendwie die internationale Karriere des Liedes auch dadurch bedingt war, daß im Melodiekörper englisches, deutsches und italienisches Blut sich mischte.

Schier hätten wir nun den Dichter selbst vergessen, der in seinem ganzen Gehaben ein anderer Leberecht Hühnchen ist. Er ist in allem ein Fernbeglücker. Sogar seine Schrift ist eine Wohltat. Sie erregte bei den Postbeamten solches Aufsehen, daß sie sich scheuten, die Überschriften der Briefe durch das übliche Anzeichnen des Portos mit Rotstein zu beflecken. Selbst die Geschäftsbriefe, die er nicht gerne schreibt, will er durch hübsche Arabesken mildern. Aus seinem Leben möchten wir eine artige Begegnung festhalten, weil sie eigentlich zum Geiste des Liedes „Freut euch des Lebens" gehört. Er hat den ‚Wandbecker Boten' persönlich aufgesucht und den Besuch geschildert (David Heß hat den Bericht etwas ungenau aus den Briefen abgeschrieben): „Sobald wir im Wirtshaus abgestiegen waren, sandten wir unsern Bedienten zu ihm, uns anzumelden. Wir hatten das Vergnügen, angenommen zu werden, und dieses geschieht nicht allen Leuten, wenn Herr Claudius seine Launen hat, oder sich stellt, als ob er sie habe. Er empfing uns an der Türe mit einem deutschen Handschlag und einem traulichen ‚Gott grüß euch!' und hob seine weiße Zipfelkappe ein wenig." Claudius offeriert ihnen eine halbe Flasche Wein und jedem eine Brezel, die er aus dem Schreibtisch zieht... „Claudius," heißt es weiter, „ist arm; seine Schriften müssen ihn ernähren, und das ist gewiß eines der elendesten Handwerke." — Wie wohl uns Usteri sagt, Claudius sei der Liebling seiner Schwester, fühlen wir in seinem Rundgesang, daß diese Lehre vom holden sich Bescheiden, daß der Claudius-Ton in Usteris Lied eingegangen ist, und so erkennt der Nachfahre besser, was Usteri von Claudius empfing, nicht nur das Glas Wein und eine Brezel. — Lesen wir weiter beim Gewährsmanne: „Merkantilisches, durch die erste Gärungsepoche der französischen Revolution veranlaßtes Unglück löste im Jahre 1790 und bald nach dem Tode seiner Eltern die Handelsverbindungen seines Hauses auf." Also just in dem Augenblick, wo seine irdische Habe beträchtlich schmilzt, dichtet der Besorgte eben sein Lied und tröstet sich: So mancher schafft sich Sorg und Müh, sucht Dornen auf und findet sie. Es muß ihm also Ernst sein, fortan ‚Genügsamkeit in seinem Gärtchen zu ziehen'. Er sitzt im Rate, führt das Leben eines Künstlerdilettanten, er hilft die Bürgerfeste, das Sechseläuten künstlerisch veredeln, und in ernster Stunde ist er der Besonnene, der sogar die Staatskasse durch eine mutige List vor den Franzosen rettet; er dichtet nicht aus Eitelkeit, sondern weil sein kategorischer Imperativ „Freut euch des Lebens" ihn selber nötigt, andere zu erfreuen. Sogar den die Kinderwagen Stoßenden sucht er das Los zu

Digitized by Google

verschönern, indem er ihnen ein Gedicht zurechtlegt, das nach der Melodie „Freut euch des Lebens" zu singen ist und das stoßende Geschäft melodisch erleichtern soll.

Martin Usteris Lebensfreude hat die holde Genügsamkeit einer uns abhanden gekommenen bedächtigen Kunst: der Nachfreude. Wenn er z. B. eine Rigireise hinter sich hat, so setzt sich der freundliche Liebhaber der Künste mit dem Pinselchen, das nur aus einem Haar zu bestehen scheint, und der Lupe hin und malt seine Miniaturen. Mit unbewaffnetem Auge lassen sich alle diese Zierlichkeiten kaum erkennen: Ein Hündchen, kleiner als ein Floh gemalt. Aber man glaubt Martin Usteri lächeln zu sehen, wenn er diesem kleinen Beller auch noch ein ätherisches Schwänzchen zusetzt.

Dieser Zufriedene ist auch zufrieden gestorben. Wenige Stunden vor seinem Ende hat ein Sängerverein ihm in Rapperswil einen Choral gesungen. Er fand ihn über die Maßen schön und wallte froh wie in seinem Lied ins ‚beßre Vaterland', nach dem ihm das diesseitige schon ein gutes war. Nur die Überführung der Leiche nach Zürich stört das liebliche Gemälde. Die Schiffer, die die edle Hülle nach Zürich in der Nacht bringen sollen, tranken, wie es in einem Berichte David Hessens heißt, des mitgenommenen sauren Weines so viel, daß sie zu taumeln begannen und die erschlafften Arme das Ruder kaum mehr bewältigen. Und nicht einmal wie die deutschen Soldaten halten sie es, wenn sie einen Kameraden zu Grabe trugen und auf der Heimkehr vom Totenanger nach alter Sitte das „Freut euch des Lebens" singen, sondern „sie landen in Küsnacht, verschlafen den Rausch und lassen den Schlummerer schaukeln an des Ufers mächtiger Brandung", wie der Biograph pathetisch erzählt.

Hätte ich es nicht schicklich unterlassen sollen, den Tod in der Nähe des Liedes „Freut euch des Lebens" zu berufen? Aber eine Gedankenlänge mag es doch geschehen. Das Lied ist so oberflächlich nicht, daß es nicht erwöge, wie aller Lebensfreude nur eine Frist gegeben und wie alles Schöne sich dem Ende zuzuneigen verdammt ist. Die zwei berühmtesten schweizerischen Gedichte aus dem 18. Jahrhundert, die nicht der Literaturgeschichte gehören, sondern noch in unserm Gedächtnis verweilen, wie sind sie sich doch einander als Vertiefung gegeben in ihrer Kontrapunktik der Themen! Das freudigere der beiden Gedichte hängt noch zäher am Leben, aber auch das Grabgedicht des G. v. Salis ist zum Weinen schön, wie das andere freudig ist:

Das Grab ist tief und stille
Und schauderhaft sein Rand;
Es deckt mit schwarzer Hülle
Ein unbekanntes Land.

Sehe man doch zu! Es scheut sich auch Usteris Lied nicht, in der sechsten Strophe den Redlichen zu feiern, dem die Freundschaft die Tränen trockne und Blumen streue bis ans Grab. Die Melodie deckt diese elegische Tönung zu, doch der große deutsche Dichter, dem die Süße des Lebens wie der elegische Anblick der endenden Abendröte gleich heilige Schauer erwecken, hat dem „Freut euch des Lebens" in unerwartetem Zusammenhang seinen Sinn gegeben. In Jean Pauls ‚Titan' steht die Stelle: Mit durchsichtigem Abendgoldstaub war der Garten überweht und das Leben friedlich, Ölzweige und ihre Blüten sanken aus dem stillen Himmel langsam nieder. — „Dort ist der einzige Ort," sagte Idoine (auf den Gottesacker zeigend), „wo der Mensch mit sich und andern einen ewigen Frieden schließet, sagte so schön zu mir ein französischer Geistlicher." — „Solchen christ-katholischen Jammergedanken," versetzte Linda, „bin ich so gram wie den Geistlichen selber. Wir können so wenig eine Unsterblichkeit erleben wie eine Vernichtung." — „Ich verstehe das nicht," sagte Julienne, „ach, Idoine, wenn es keine Unsterblichkeit gäbe, was täten Sie?"

„J'aimerais," sagte sie leise zu mir. Plötzlich wurde vor ihnen wie aus weiter Ferne gesungen: „Freut" — dann spät „euch des" — endlich „Lebens".

„Das ist aus dem Gottesacker das Echo," sagte Idoine und suchte zur Rückkehr zu bereden. „Echo, Mondschein und Gottesacker zusammen," fuhr sie scherzend fort, „sind wohl zu stark für Frauenherzen."

Sollte dieser dichterische, Tod und Lebensfreude bindende Einfall noch einer musikalischen Parallele bedürfen, dann ist der Augenblick einer apokryphen Anekdote günstig. Bediene ich mich ihrer, so geschieht es aus einer bei so langer Beschäftigung jedes Maß verlierenden zärtlichen Überschätzung des Gegenstandes. Sehe man sie mir nach! Nun, ein Hochgefürsteter pfeift das „Freut euch des Lebens" vor sich hin. Es ist Metternich. Vielleicht pfeift er, um Gedanken zu verbergen und Worte zu verhüten. Rossini ist bei ihm, merkt auf. Notiert sich die Melodie. Metternich fragt ihn überrascht: „Was werden Sie aus diesem Fetzen von einer Melodie komponieren?"

Rossini prompt und feierlich: „Una marcia funebre!"

Die Wahrheit ist, daß Rossini eine Zeitlang besessen ist von der Melodie. Sie wird ihm ein Vorwand zu ‚Solfèges'. Es ist ein belustigender Gedanke, daß diese Übungen die Sängerkehlen geschmeidig machen. Und vor allem! Das einfache Lied flattert durch die ganze Oper ‚Semiramis' hindurch. Auch in der Ouvertüre der ‚Semiramis' kehrt es prickelnd, ja mit Verve wieder. Was will man noch mehr als solche Weltzusammenhänge eines Züricher Liedes mit Rossini, Semiramis und den hängenden Gärten von Babylon?

Nach so vielen Kehren und Abwegen zurück zum Text des Liedes! Zweifellos hat

Digitized by Google

der erste Vers „Freut euch des Lebens“ mit seiner resoluten Einladung zum Frohmut der Leutseligkeit des Liedes geholfen. Kann man die Einladung schlichter ergehen lassen? Und treuherziger begründen: „Weil noch das Lämpchen glüht“? Dies vieldeutbare Lämpchen! Ist es das den Liebenden gewogene Lämpchen? Oder mahnt es die beim Becherlupf Versessenen? Oder ist nur unsere Lebensglut gemeint? Über die Unschuld dieses Lämpchens ließe sich streiten. Ein Herren-Klub, so sagten wir, hat das Lied zuerst gesungen. Daher ist immer die Rede von Bruderschaft. Aber in der einzig noch erhaltenen Abschrift Usteris entdecken wir plötzlich, daß der vorsorgliche und galante Dichter, als habe er es für ein Damenkränzlein abgeschrieben, auch einmal die „Schwestern“ aufruft. Und zudem, der Anfang belehrt uns gleich durch die Blume, welche Wesen beizeiten zu pflücken sind: „Pflücket die Rose, eh' sie verblüht!“ Das wissen wir vom erglühenden Verehrer Julias, von Romeo: „Was uns Rose heißt, wie es auch hieße, würde lieblich duften.“ Das Veilchen in der zweiten Strophe, das mancher unbemerkt am Wege blühen läßt, hat Usteri wohl nur bemerkt, weil es eben vor ihm Goethe und Mozart bemerkten. Und der erste Vers der dritten Strophe: „Wer Redlichkeit und Treue übt?“ Hat er sich den nicht bei Hölty geborgt aus dem ‚Lied eines Landmanns an seinen Sohn,' das uns wohlvertraute Wort ‚Üb' immer Treu und Redlichkeit?' Und die zwei einzigen sogenannten schmückenden Beiwörter, die Usteri verwendet — einmal spricht er von goldnen Früchten. Das ist Goethisch — das andere Mal von holder Freundschaft, und das ist nicht neu — sind also diese Beiwörter originell? Nein, aber originell ist, daß das Gedicht mit dieser einzigen schmückenden Mitgift dennoch so glückselig wurde. Wie artig und human, ganz im Tonfall des Matthias Claudius, ist das mitfühlende Wort „Wer Redlichkeit und Treue übt und gern dem ärmern Bruder gibt,“ und wie hübsch genützt ist der Lobpreis der Genügsamkeit in den Verkleinerungsformen: Gärtchen, Bäumchen. Das ist schon artiges Biedermeier im Ausdruck. Unser ist dann ein Lächeln, wenn Usteri, sagen wir, großartig wird und auf das Wirrsal der Revolution anspielt. Eine köstliche Strophe, die sänftiglich beginnt, im zweiten Vers donnert und im vierten schon wieder die herzlichste Beruhigung der Gemüter ist:

„Wenn rings die Schöpfung sich verhüllt,
Und lauter Donner ob uns brüllt,
So scheint am Abend nach dem Sturm,
Die Sonne doch so schön.“

Das ist gewiß keine überwältigende Versicherung, denn von der Sonne wissen wir's:

„Wie ist sie doch in ihrem Lauf
So unverzagt und munter!
Geht alle Morgen richtig auf,
Und alle Abend unter.“

Aber eine nicht verwunderliche Bestätigung bekommen wir aus dem Lied der Freude, daß fünf von den sieben Strophen uns über das Leben aussagen, daß es, wenn es schön gewesen, Mühsal und Arbeit gewesen.

Wovon ist die Rede? In der ersten Strophe Sorg und Müh, in der zweiten dräuendes Chaos, in der dritten Neid und Mißgunst, in der fünften Mißgeschick und Plage, in der sechsten Tränen und Grab. So ist das Leid keineswegs ganz unbekümmert.

Überschätze ich nun nicht doch das Lied, indem ich seinen Ernst betone? Verhehle ich etwa seinen unaufhaltsamen Fall von der Banalität zur Trivialität? Aber so erdreiste ich mich zu sagen: Wie in allen Figurationen der Musik der Terzengang eine Schmach, aber auch wieder ein Wohlgefallen sein kann, so ist es mit dem ureinfältigen Wort des Dichters. Wir wären ohne diese Einfalt ärmer, wie wir es wären, wenn mit einemmal die Musik die Seligkeit und Niedrigkeit des Terzenganges verlöre, um mich eines Bildes unzulänglich zu bedienen. Auch der hochgestimmte Mensch hat seinen Augenblick (sogar im Plural), wo er es unbescheiden fände, seine Fröhlichkeit des Herzens gleich mit Schillers ‚Freude, schöner Götterfunken' und mit Beethoven zu instrumentieren. Oh, glaube man nicht, daß der höhere Mensch nicht auch dem Einfachen seinen Sinn zuneige.

Unter Beethovens Skizzen notiert Friedländer einen Kanon von 1823, also gerade aus der Vollendungszeit der IX. Sinfonie. Beethoven ruft darin nicht die Tochter aus Elysium an; nein, er vertraulicht sogar das „Freut euch des Lebens,“ indem er ihm die Überschrift gibt: „Freu dich des Lebens.“ Wäre es vermessen, zu wähnen, der titanische Mensch habe in der grenzenlosen Beseligung durch das Schillersche ‚Lied an die Freude' in den Intervallen nach höchster Erregung auch die einfache Weise des Volkes menschlich schön und er mit ihr zur Erde zurück gefunden? Ich möchte mir damit eine letzte Erlaubnis erlisten, den großartigsten Rundgesang des 18. Jahrhunderts mit dem einfachsten eine Gedankenlänge lang zu vergleichen: Großes und Kleines! Usteris Niedlichkeiten, seine Verkleinerungsformen sind erwähnt worden. Man halte nur die Anfänge zusammen, wie zeitloses Biedermeier zu klassischer, wenn auch noch morgendlicher Klassik steht: „Freut euch des Lebens“ — „Seid umschlungen, Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt.“ — Erinnere man sich, wie in Usteris Lied der Traube goldenes Blut vergossen wurde, während Schiller ohne Champagner die Strophe aufschäumen läßt, rauschend und berauschend:

„Freude sprudelt in Pokalen,
In der Traube goldnem Blut
Trinken Sanftmut Kannibalen,
Der Verzweiflung Heldenmut.“

Digitized by Google

Ein Lied der Freundschaft ist beiden das Lied an die Freude. Usteri bedenkt mehr praktischnüchtern ihren Wert:

„Und wenn der Pfad sich furchtbar engt,
Und Mißgeschick uns plagt und drängt,
So reicht die holde Freundschaft stets
Dem Redlichen die Hand."

Schiller, sie nimmermehr um irdischer Vorteile willen preisend, feiert den „großen Wurf, eines Freundes Freund zu sein, wer ein holdes Weib errungen, mische seinen Jubel ein". Doch so sei der Vergleich nicht gerundet, um das liebliche mit dem gewaltigen Lied zu zerschmettern.

Ein Lied wie das „Freut euch des Lebens" wäre längst verblichen, wenn allen guten Geistern die IX. Sinfonie gehörte, wenn sie nicht nur ein Volks-, sondern ein Völkerlied würde. Ein Glück, daß es alltägliche Lieder gibt zur Schonung der weihetäglichen, daß auch die Mehrheit, die die Nüchternheit ist, ehrlich zugibt, daß es zum Götterfunken nicht, aber zur Rose und zum Veilchen langt. Ihrer ist das „Freut euch des Leben". Und wenn sie sich wie Saul den David ‚sauer' ansehen, so singt ein David das herzliche Lied und er bricht den Spießen der Spießer die Spitze ab.

„Freut euch des Lebens" steht noch im Schulgesangbuch. Wird mehr gekräht als gesungen. Doch auch Schillers Lied ist einmal gebrüllt worden von einer tobenden Schar von Zechern. Einer schlug vor, es in die Sternennacht hinauszusingen. Da springt ein anderer auf: „Unterstehe sich keiner, es zu singen, bevor wir am kastalischen Quell — er meinte den Dorfbrunnen — Gesicht und Hände rein gewaschen." Und sie kühlten die Stirnen, sangen es makellos und reinen Herzens. Bei der Stelle „Dieses Glas dem guten Geist" traten dem Jüngling Tränen in die Augen, er hebt den Becher in überseligem Entzücken und brüllt das Lied mit Macht über das erschrockene stille Land. Es war der Student Friedrich Hölderlin.

Eine solche hinreißende Huldigung hat Martin Usteris Lied nie begehren noch erfahren können. Eine schlichte Danksagung aber hat es wohl verdient. Und so mag zum Schlusse zur Vertiefung doch noch einmal zu den Müttern hinabgestiegen werden. In der Tat hat Goethes Mutter den Sinn des Liedes beglückend gedeutet: „Ich freue mich des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht — suche keine Dornen — habe die kleinen Freuden — sind die Türen niedrig, so bücke ich mich — kann ich den Stein aus dem Wege tun, so tue ich es — ist er zu schwer, so gehe ich um ihn herum — und so finde ich alle Tage etwas, was mich freut."

Wohl der Zeit und dem Volke, wenn es ihm wieder leicht wird, Usteris kategorischem Imperativ „Freut euch des Lebens" nachzuleben!

Blätterfall. Von Julius Havemann

Nun hebt das Herbsten still und golden an.
Es raschelt dürr und schreckhaft in den Zweigen.
Mir nah am Ohr der kleine Geigenmann
Läßt ab, sein feines, feines Lied zu geigen,

Und zuckt hinweg, eh' ich ihm Lob gesagt.
Nervös, Herr Gott! sind einmal Virtuosen.
Er schwärmte sonnenfroh und unverzagt
Den letzten Gruß an junge Sommerrosen.

Das klang: O, süße Seele, segne mich!
Von Sonnenlust sei dir ein Lied gesungen —
Bis nah — so nah der Tod vorüberstrich
Mit dürrem Schritt. Da war der Traum verklungen.

Die Blätter taumeln — regnen ohne Halt.
Verdorrte Frühlingsträume — totes Hoffen.
Die Sonne streicht durch den erhellten Wald:
Nun, Pilger, liegt der Himmel vor dir offen!

Am Kamin. Von Eberhart v. Zelewski-Waldenburg

Rauschend geht der Regen nieder.
Um die Zinnen, um die Türme
Schrillen kalte Spätherbststürme
Wodes wilde Weidmannslieder.

So mag ich im Sessel liegen,
Auf den Knien leis dich wiegen,
Liebste, wenn die Funken fliegen.
Rotauf glüht die alte Truhe.

Auf dem dicken Fell indessen
Liegt der Maupassant vergessen,
Wenn sich Lipp' auf Lippe pressen.
Klirrt der Harnisch leis im Dunkel? . . .

Digitized by Google

Karsten Deichfahrer

Von Wilhelm Lobsien

Der weite, grüne Koog schlief im Nebel. Wie eine graue Decke lag der feuchtkalte Dunst auf den flachen Fennen. Als aber im Osten, über der Geest, ein heller Schimmer am Morgenhimmel emporkroch, machte sich ein leichter Wind auf und trieb den Nebel wie eine flüchtige Lämmerherde vor sich her über den hohen Seedeich ins Wattenmeer hinaus. Da reckten sich in der ganzen Marsch die dunklen Werften mit ihren großen, strohgedeckten Höfen, die breiten Wassergräben blitzten im jungen Morgenlicht tagselig auf, und auf allen Weiden streckten sich die Rinder und begannen schnaubend und prustend ihr Morgenmahl. Sonst aber war Stille weit und breit.

Hart und trotzig an den Deich gelehnt lag Karsten Deichfahrers Hof, von einer breiten Gracht umgeben; aber die weiße Brücke, die hinüberführte, war brüchig und schief, und das moosbedeckte Strohdach hing hier und da verdrossen und zerfetzt herab, als wollte es auf den schmutzigen, ungepflegten Hof hinunterrutschen. Noch schlief der ganze Hof. Jep, der Knecht, hatte seinen Herrn spät in der Nacht ins Bett gebracht, die von wilder Deichfahrt völlig verschwitzten Pferde abgeschirrt und in den Stall geführt, und reckte sich nun wohlig, weil er die Gewißheit hatte, daß Karsten Deichfahrer so bald nicht aufstehen würde. Er kannte diese tollen Fahrten. Fast täglich fuhr Karsten in der Dämmerung nach dem fernen Dorfe, um in der Nacht völlig betrunken in rasender Fahrt auf dem Deich nach Hause zu kehren. Ein Glück war es, daß die Pferde den Weg kannten, sonst hätte er wohl eines Tages seinen Herrn mit zerbrochenem Genick aus dem Deichgraben ziehen können. Und alles wegen Sabine Möller. Aber das ging ihn nichts an, und so wandte er sich noch einmal in seinem krachenden Bett um und schlief weiter. Was ging sie hier draußen der frühe Morgen an? Sie bauten kein Korn, sondern weideten nur Ochsen und Schafe, und die hüteten sich auf den Marschwiesen und auf dem Vorland selbst.

So konnte auch Karsten Deichfahrer ruhig bis in den hellen Tag hineinschlafen, und er tat es auch so laut und vernehmlich, daß sein Schnauben und Schnarchen durch das offene Fenster seiner Schlafstube über den ganzen Hofplatz scholl. Aber heute wälzte er sich oft unruhig hin und her, als quäle ihn etwas, und als er wieder einmal erwachte, sprang er hastig aus den Kissen, gähnte, daß es wie Hundegeheul klang, zog seine Hose an und ging barfüßig auf den Hofplatz hinaus. Dort stand er nun, schaute mit müden Augen bald in den Morgenhimmel hinauf, bald über seinen verwahrlosten Hof und brüllte dann mit Donnerstimme: „Jep! Jep!“ Und als der Knecht nicht gleich erschien, noch lauter: „Jep! Verdammte Bummelei!“

Da stürmte Jep noch unbekleidet auch schon heraus.

„Hast du weiter nichts zu tun, als zu schlafen? Ist ja eine elende Zucht auf dem Hofe! Bin ich spät oder früh nach Hause gekommen?“

„Das kommt drauf an, wie man es nennt.“

„War ich nüchtern oder besoffen?“

„Wie immer, Herr.“

„Na, also! Ran an die Pumpe!“

Damit warf er auch schon Hemd und Hose ab und bückte den starken teepunschheißen Körper unter das Pumpenrohr, während Jep den Pumpenschwengel in Bewegung setzte, daß das eiskalte Wasser auf dem blanken Bauernrücken verspritzte.

„Feste! Feste!“ brüllte Karsten und prustete wie ein Seehund, wenn ihm die Strahlen durch das wirre Haar ins Gesicht rannen.

„Noch mehr?“ fragte Jep verzagt.

„Jawohl, so lange mir's gefällt. Ich bin Herr auf dem Hofe!“

Und dann rauschte die kalte Flut ununterbrochen herab, bis sie die letzten Spuren der durchschwärmten Nacht aus dem harten Bauernschädel vertrieben hatte.

„Das nennt man seiner Gesundheit leben, Jep; aber davon habt ihr armseligen Kreaturen ja keine Ahnung. Wer ist der einzige Kerl im ganzen Koog? Ich, Karsten Deichfahrer. Wenn ich will, siehst du, so —“

Damit knipste er mit Daumen und Zeigefinger, als wolle er ein Insekt zerdrücken — „siehst du, so quetsch' ich euch alle zu Brei, ihr armseligen Stackels.“

Jep sah ihn grinsend an: „Jawohl, bei Tage.“

„Bei Tage? So? Da hättest du mich in der letzten Nacht sehen sollen. Alle lagen unterm Tisch, Amtsrichter und Apotheker mit. Aber wer stand aufrecht? Karsten Deichfahrer! Jawohl! Mir soll mal einer kommen. So, siehst du, so,“ und wieder knipste er mit Daumen und Zeigefinger und ging dann ins Haus, um sich von der alten Magd das Frühstück geben zu lassen. Mit

Digitized by Google

den alten zittrigen Händen stellte sie alles zurecht und blieb dann krumm und verschüchtert vor ihm stehen.

„Ist schon gut, Trina, ich weiß, was du sagen willst: Wenn das Vater und Mutter erlebt hätten! Ist schon gut, Trina, haben's ja nicht erlebt, und damit basta!"

„Aber das kann doch so nicht weitergehn, Karsten. Ich sag' immer . . ."

„Es muß eine Frau auf den Hof," unterbrach er sie und schob sie mit starken Armen hinaus. Aber als er an den Tisch zurückging, war sein Gang schwer und schleppend und ein Stöhnen kam aus seiner breiten Brust. Hastig schlang er einige Bissen hinunter, zündete sich seine mit Silber beschlagene Meerschaumpfeife an, ging hinaus, ergriff den langen Springstock, der an der Hausmauer lehnte und schritt über die Brücke auf die Fennen hinaus. Zum erstenmal nach vielen wilden Jahren sah er, wie verwahrlost alles aussah und mußte plötzlich daran denken, wie blitzblank früher alles gewesen war. Aber er wollte das alles nicht sehen, setzte in hohem Schwung über einen Graben und schritt dem Deiche zu.

Vor den Spuren seiner nächtlichen Heimfahrt blieb er stehen. Hart an der Deichkante hatten die Wagenräder die Grasnarbe aufgewühlt. Herrgott, war das eine tolle Fahrt gewesen. Nur um Haaresbreite war er dem Absturz entgangen. Die Hufe hatten sich tief in den Boden eingegraben; er mußte in rasendem Galopp gefahren sein.

Karsten Deichfahrer nannten sie ihn. Er lachte bitter auf. Im ganzen Koog sprachen sie von ihm und seinen wilden Fahrten, seinen Saufgelagen ringsum, seinen Prahlereien, am meisten aber doch von seinen Galoppaden über die nachtdunklen Deiche, und mehr als einmal stand ein Verwundern in den Gesichtern, wenn er am Tage nach solcher Fahrt wieder ins Dorf hineinfuhr, weil alle glaubten, er habe sich nun endlich das Genick gebrochen.

Was wußten sie alle davon, was ihn in sein wildes Leben hineingeworfen hatte und was ihn heute noch in diese Wildheit hineintrieb? Sie sahen ja nur den lachenden, singenden Wirtshaushelden in ihm, der seinen Stolz darin sah, immer der Letzte und Aufrechteste zu sein, der das Geld mit vollen Händen ausgab und dem das Leben scheinbar nichts anhaben konnte. Von seiner heimlichen Not wußten sie nichts, nichts von seinen langen Wanderungen über Vorland und Watt, wo er mit sich und seiner Einsamkeit rang und sein verpfuschtes Leben voll Ekel verfluchte. Nein, davon wußten sie nichts, und sie sollten auch nichts davon wissen, und darum versteckte er es hinter seinem schütternden Lachen und herausfordernden Prahlen, versteckte es so sicher und tief, daß er selbst es durch Tage hindurch vergaß.

Heute aber konnte er es nicht vergessen, es stand groß und drohend neben ihm und bedrückte sein ganzes Wesen so, daß der große Mensch ganz in sich zusammenkroch und sich mit beiden Händen an den Springstock klammerte, weil er meinte, er müsse sonst zusammenbrechen. Suchend gingen seine Augen über den Koog, streiften die fernen Dörfer und blieben schließlich an einem baumüberrauschten Bauernhofe hängen, der, weiter im Norden, sich wie sein eigener dicht an den Deich lehnte. An dem war er in der letzten Nacht auch vorbeigebraust, daß die Hufe gedonnert hatten. Ob sie ihn unter dem dichten Strohdach gehört hatten? Das Deichgras war weich, aber das Hufgetrappel scholl laut in der schlafenden Nacht . . .

Karsten Deichfahrer stieg langsam den Seedeich hinunter und ging auf das Vorland hinaus. Er wollte den Hof nicht mehr sehn und konnte es doch nicht verhindern, daß all seine Gedanken immer wieder über den Deich in den Koog liefen und den großen, baumüberschatteten Hof umkreisten, in dem Sabine Möller zu Hause war.

Seit gestern war sie wieder im Koog. Er hatte sie durchs Dorf fahren sehen, strahlend in ihrer stolzen Schönheit. Ein rascher Blick hatte ihn gestreift, als er sich, durch das Pferdegetrappel verlockt, ans Fenster der Wirtsstube gestellt hatte. O, er spürte noch jetzt die Flamme brennen, die ihm heiß bis in die Stirn geschossen war, er fühlte noch in dieser Stunde die Blicke all der andern wie Messerstiche an seinem ganzen Körper, die scharfen, spähenden Blicke, als er plötzlich zusammengezuckt und dann langsam und schwerfällig an den Tisch zurückgetreten war. Aber er hörte auch sein Prahlen, das gestern lauter denn je durch die Gaststube gegellt hatte, um all das andere zu ersticken. Er biß die Zähne zusammen und krauste die Stirn; aber dann lachte er plötzlich auf, schwang seinen Springstock über die Schulter und patschte über das weiche, schlammige Watt, um der kommenden Flut entgegenzugehn. Hier sah und hörte er nichts von der Welt, die hinter dem Deiche lag, hier umgab ihn nichts als die grenzenlose, menschenleere Weite, nichts als das ferne Rauschen der Flut, das Rufen der Möwen und das Singen des Windes, der vom Meere heraufkam und ihm die heiße Stirn kühlte.

Aber heute half ihm das alles nichts. Sein Wille war müde und schwach, er zwang seine Gedanken nicht, den Weg zu gehen, den

Digitized by Google

Abendsonne. Gemälde von Prof. Ernst Liebermann

Digitized by Google

Digitized by Google

er ihnen wies; sie liefen immer wie aufgescheuchte Vögel nach allen Winden, bis sie sich alle wieder auf einem Wege zusammenfanden, — und der führte zu Sabine Möller und führte weit zurück und übersprang drei wilde, tolle Jahre, in denen er in Schmutz und Schlamm gewatet hatte.

Die Flut stieg höher und höher und zwang Karsten Deichfahrer zur Umkehr. Aber die Gedanken kehrten mit ihm um und blieben bei ihm. Da ließ er sie, ging mit gesenktem Kopf, den Springstock müde hinter sich herschleppend, und lauschte seinem harten, wilden, mißtönenden Lebenslied.

Der letzte Abend mit Sabine Möller stand vor ihm.

Vor drei Jahren war es. Er liebte Sabine Möller schon von seiner Knabenzeit her, und aus dieser Kinderfreundschaft wurde später die starke, verlangende Liebe des Mannes. Der ganze Koog wußte es, und der ganze Koog glaubte auch, daß die beiden herrischen Menschen ein Paar werden würden. Aber wie oft Karsten um Sabine geworben, wie oft er sich vor ihr gedemütigt hatte, wie oft sie ihn halb an sich gezogen, halb abgewiesen hatte, davon wußte keiner, und darum wunderten sich alle darüber, daß sich die Verbindung zwischen den beiden Deichhöfen so lange hinauszögerte. Versteckter und offener Spott wurde laut, wo Karsten sich sehen ließ, bis eines Tages die Kunde durch den Koog lief, daß Sabine Möller nach Kopenhagen ginge, wo eine Verwandte von ihr wohnte, die ihre alten Tage durch die Nähe frischer, lachender Jugend durchsonnen wollte. Karsten war im Dorfe, als er das Gerücht hörte; es schwirrte wie ein Fliegenschwarm durch die Gaststube, in der die jungen Bauernsöhne saßen. Jedem Ankommenden wurde es entgegengerufen oder jeder Ankommende rief es den Anwesenden zu, und jeder schielte dabei zu Karsten hinüber, um die Wirkung der Nachricht auf ihn zu erforschen. Der aber saß wie immer am Fenster und tat gleichgültig, trotzdem es in ihm wühlte wie Brecher und Brandung am Deich. Endlich erhob er sich und verlangte laut und herrisch, daß seine Pferde angeschirrt würden. Dann ging er hinaus. Als er mitten auf der Diele war, blieb er stehen und zündete umständlich seine Pfeife an, wobei seine Augen mit leichtem Hohn die jungen Burschen der Reihe nach streiften. Die sollten ihm nicht ins Herz sehen, die nicht. Mit lachender Hand durchschlug er die Qualmwolke, die ihn umgab und sagte mit seiner harten, lauten Stimme: „Und das wißt ihr erst heute? Und macht ein Wesen davon, als ob wer weiß was passieren sollte? Sind doch wohl auch früher schon Koogsmädchen auf einige Jahre aus der Marsch fortgegangen."

„Gleich auf einige Jahre?" rief ihm einer zu.

„Jawohl," antwortete er, obwohl er es nicht wußte, und in demselben Augenblick schlug es ihn, daß es Wahrheit sein könne, was er eben gesagt. Das machte ihn plötzlich stumm und schwerfällig. Er drückte die Mütze in die Stirn und ging hinaus. Gleich darauf hörten sie ihn die Dorfstraße entlangbrausen. Er wußte selber nicht, wohin er wollte und wohin er lenkte. Sein Blut raste und kochte. Zorn und Scham, Liebe, Eifersucht und brennendes Verlangen, alles durchbrauste ihn wie Novembersturm und brüllende See. Er jagte mit donnernden Hufen durch den Koog. Dann trieb seine Peitsche die schweißnassen Gäule den Sommerdeich hinauf und auf diesem entlang zum hohen Seedeich. Hier hielt er einen Augenblick inne und wußte nicht, ob er nach Norden in die Deichwirtschaft oder nach Sabine Möllers Hof fahren wollte. Ohne zu wissen, daß er es tat, lenkte er nach Süden, wo der große Hof sein Strohdach über den Deichkamm hob. Und wieder keuchten und rasten die Pferde unter seinen Peitschenhieben. Aber allmählich ließ er sie langsamer laufen, bis sie endlich in Schritt fielen und dann nach kurzem Zügelruck standen. Er überließ die Tiere sich selbst und schritt den Deich hinunter, stand eine Weile im Schatten der rauschenden Ulmen und ging dann zögernd über die Grachtbrücke. Als er auf die Haustür zuschritt, riß er sich zusammen, ging hastiger, stieß mit hartem Griff die Tür auf und stand dann breitbeinig und herrisch vor Sabine Möller.

„Du gehst fort, Sabine?" fuhr er sie hart und rauh an.

„Was weißt du davon?"

„Der ganze Koog spricht davon."

„Und was geht's dich an, Karsten? Hab' ich dich zu fragen?"

Er streckte ihr die Hände entgegen und ging auf sie zu, doch sie wich langsam vor ihm zurück und lehnte sich gegen die Wand; aber er sah, daß er keine Macht über sie hatte. Da wurde er kleinmütig, sein lautes Wesen fiel von ihm ab, und seine Stimme nahm einen leisen Klang an.

„Sabine, du weißt doch —"

Die Worte kamen ihm nur stockend über die Lippen, und ein unruhiges Flackern stand in seinen Augen.

„Was weiß ich, Karsten?"

„Ich hab' es dir doch so oft gesagt, daß ich dich lieb habe, Sabine."

„Ja, Karsten Deichfahrer, gesagt hast du

Digitized by Google

es mir oft, aber nie gezeigt. Oder sollte all dein Prahlen und Herumrasen durch den Koog deine Liebe beweisen?"

„Du weißt doch, wie das alles gekommen ist und daß alles in deiner Hand liegt," kam es bitter aus ihm heraus, „du hast mich doch in der Hand, du, du ganz allein."

Sie ging ein paar Schritte auf ihn zu und tat, als wolle sie ihm die Hand auf die Schulter legen; aber lässig ließ sie sie wieder sinken und wandte sich ab.

„Zum Spott hast du dich gemacht den ganzen Deich entlang und mich mit. Jawohl, mich mit, Karsten. Dazu bin ich zu gut! Ich will nicht in einem Atem mit einem Prahlhans und Verschwender genannt werden."

„Sabine!" fuhr er auf und packte ihre Handgelenke, „Sabine, ich lass' mich auch von dir nicht beschimpfen."

„Laß mich los!"

„Nein! Wir beide gehören zusammen!"

Er umklammerte sie und bedeckte ihr Gesicht mit wilden Küssen. Mit aller Kraft rang sie mit ihm und schlug ihn ins Gesicht, daß er zurücktaumelte.

„Hinaus, du Lump, oder ich lasse den Hund von der Kette!"

Hochaufgerichtet stand sie vor ihm und wies mit ausgestreckter Hand nach der Tür.

„Hinaus, sage ich dir! Oder soll ich die Knechte rufen?"

Da schlich Karsten Deichfahrer hinaus.

Er sah nicht, wie Sabine auf der Dielenbank zusammenbrach und die Hände vors Gesicht schlug, sah auch nicht, wie sie aufsprang und den Kopf ans Fenster preßte, als er den Wagen bestieg und den Deich entlangdonnerte, und hörte nicht die zitternde Angst, die aus ihren Worten schrie, als sie immer wieder vor sich hinflüsterte: „Fahr langsam, Karsten, fahr langsam."

Karsten Deichfahrer sah und hörte das alles nicht, sondern raste durch den Koog . . .

Das war nun drei Jahre her, und heute war Sabine Möller wieder da.

Vor einigen Tagen war sie zurückgekehrt, und übermorgen wollte sie am Fest der Koogsbauern, das alljährlich drüben im Dorfe gefeiert wurde, teilnehmen.

Der ganze Koog war voll davon und freute sich.

Nur Karsten, der einsam aus dem Watt heraufkam und dem Deich entgegenschritt, wußte nichts von Freude, sondern stöhnte schwer und tief und ging langsam und gebückt, als trüge er eine schwere Last, durch das weiche Gras.

Drüben, wo Sabine Möllers Hof lag, sah er Rauch aufsteigen und über den Deich wirbeln. Er wollte nicht hinsehen und hatte sich doch nicht in der Gewalt, ließ sich treiben und drängen und stand schließlich auf dem Deichkamm und blickte wieder unverwandt nach Norden. Von seinem Hofe aus sahen ihn Jep und Trina stehen wie einen Pfahl, steif und starr, scharf sich gegen den hellen Himmel abhebend, und wußten beide, was ihm ins Blut gefahren war und fürchteten die kommenden Tage und Nächte.

Eine Weile später stieg Karsten eilig den Deich hinunter, übersprang mit seinem Springstock die Gräben, vermied durch einen weiten Sprung sogar die Brücke, stand, schneller als Jep es gedacht, auf dem Hofplatz und rief: „Jep, die Pferde! Aber schnell!"

Und dann donnerte sein Wagen über das holprige Pflaster, über die zitternde Brücke und in die grüne, schweigende Marsch hinaus. Er trieb die Pferde zu immer schnellerem Laufen an, als könnte er dem allen entrinnen, was in ihm wühlte, und merkte doch bald, daß es übermächtig war und nicht von ihm ließ. Da ließ er die Peitsche sinken und ward sich dessen kaum bewußt, daß die abgehetzten Pferde vom schnellen Lauf ließen und endlich in einen langsamen Schritt fielen.

Ein Kleiarbeiter kam vorbei und sah Karsten zusammengesunken auf dem Wagenstuhl sitzen und hielt die Rosse an. Karsten schrak auf und sah den Mann seltsam und erdenfern an. Dann glitt ein irres Lächeln über sein Gesicht; er nickte dem vor ihm Stehenden müde zu und sprach: „Ihr seid es im Koog nicht gewohnt, daß Karsten Deichfahrer Schritt fährt, was? Aber er kann auch so."

Und dann trieb er die Tiere an und fuhr langsam weiter. Das Dorf mied er und war schon nach einigen Stunden wieder zu Hause.

Auch am nächsten Tage hielt er sich zu Hause, ging unruhig durch alle Stuben und Ställe oder um den Hof herum, stieg ein paarmal auf den Deich hinauf, um über See und Koog zu schauen, schalt mit Jep und Trina und hockte dann wieder, in dichte Rauchwolken gehüllt, im Lehnstuhl und starrte schweigend vor sich hin. Tausend Gedanken durchwirbelten ihn, führten und drängten nach allen Winden und fanden sich doch immer bei dem einen Satz: Sabine Möller ist wieder im Koog!

Plötzlich sprang er auf und ging mit schweren Schritten hin und her. Sabine Möllers Hand brannte ihm wieder auf der Wange, aber heißer und tiefer noch brannte die Scham darüber, daß sie ihn wie einen verlorenen Lumpen hinausgeworfen hatte.

„Jep!" schrie er zum Fenster hinaus, „die Pferde!"

Aber als der Wagen bespannt auf dem Hofplatz stand, besann er sich und befahl, die

Digitized by Google

Pferde wieder in den Stall zu führen. — Nein, nicht so, nicht so. Aber rächen wollte er sich. Büßen sollte Sabine Möller, was sie ihm angetan hatte. Vor dem ganzen Koog wollte er sie bloßstellen, so oder so, und darum beschloß er, das Koogsfest zu besuchen und dort mit Sabine abzurechnen. Klein, ganz klein sollte sie werden, die sich so stolz vor ihm aufgereckt hatte. Der Gedanke daran gab ihm für einige Stunden eine gewisse Leichtigkeit; aber gegen Abend kamen wieder dunkle Träume und umschwirrten ihn wie schwarze Vögel, daß er unruhig wurde und wieder auf das Vorland hinausging, wo er sich stundenlang umhertrieb und mit seinen schweren Gedanken und Träumen rang.

In der Dämmerung des andern Tages ließ er anspannen. Die Pferde, die zwei Tage im Stall gestanden hatten, tanzten unter dem blanken, mit Silber beschlagenen Geschirr, daß er seine Lust daran hatte und die Peitsche knallen ließ. Aber es bedurfte des Antriebs nicht; die Tiere flitzten pfeilgeschwind den Deich entlang, an Sabine Möllers Hof vorbei und dann den Koogsweg entlang ins Dorf. Von allen Höfen kamen die jungen Koogsbauern angefahren, dem gleichen Ziele entgegen, und Lachen und Lust klang durch die ganze Marsch. Karsten Deichfahrer aber sauste an allen vorbei. Er saß nicht mehr, sondern stand aufgerichtet im Wagen, die Stirn gekraust, die Lippen zusammengepreßt, so daß sein Gesicht verzerrt erschien; aber seine Augen glühten, und seine Peitsche zerriß mit pfeifendem Laut die laue Dämmerluft. Einige Mädchen sahen ihm verzückt nach; aber die Männer schüttelten unwillig die Köpfe: wohin sollte diese Wildheit führen.

Als Karsten aber in der Dorfwirtschaft war, schien alles von ihm abgefallen zu sein. Er saß still auf dem Platz, den er immer einzunehmen pflegte und blickte durch die offene Tür in den Saal hinein, der sich mehr und mehr von lachenden, schwatzenden Menschen füllte.

Auf einmal zuckte er zusammen, — er hatte Sabine Möller gesehn.

Steil auf richtete er sich, und seine Augen waren weit aufgerissen. Das war Sabine Möller? Wie schön sie war, schöner noch als früher, weil etwas Neues, Fremdes aus ihr sprach, das er sonst nie an ihr gesehen hatte.

Nun sah auch sie ihn, und ein feines Rot huschte blitzschnell über ihre blassen Wangen.

Ein neuer Schwarm von Gästen trat ein und stand wie eine Mauer zwischen den beiden. Da sackte Karsten scheinbar in seine Teilnahmlosigkeit zurück, sprach dann und wann ein Wort mit den Nachbarn oder blickte zum Fenster hinaus. Der Teepunsch, der duftend und dampfend vor ihm stand, wurde kalt; Karsten rührte ihn nicht an, nicht aus bewußter Absicht, sondern weil er mit all seinen Gedanken anderswo war.

Im Saal begann die Musik; das Schurren und Stampfen der Tänzer drang laut zu ihm her. Und doch hörte er es nur undeutlich, wie fernes, verworrenes Brausen; denn in ihm war nur eins lebendig und bewußt: Sabine! Sabine Möller! Die so schön war wie nie und die er liebte wie noch nie. Sabine Möller, die ihn wie einen Hund vom Hofe gejagt hatte. Er stand auf und ging in den Saal, ging groß und langsam, mit ruhig suchenden Augen. In der Nähe von Sabine ließ er sich an einem freien Tisch nieder, tat aber, als sähe er sie nicht, sondern schickte seine Blicke hinter den Tänzern her. Und doch wußte er, daß alle auf ihn sahen, daß auch Sabine Möllers Augen oft wie flatternde Möwen um ihn herumirrten und dann an ihm hängen blieben. Er fühlte diese Blicke wie etwas Wesenhaftes, warf seinen Kopf zur Seite und tauchte dann seine eigenen, verlangenden Blicke tief und heiß in ihre erschreckten Augen. Eine Sekunde nur; dann blickte er vor sich nieder, weil er nicht wollte, daß andere in sie hineinsehen sollten.

So saß er eine lange Zeit. Ein irres Lächeln glitt über seine Züge. Wozu war er hergekommen? Um Sabine Möller zu demütigen? Und war doch jetzt so schwach, wehr- und waffenlos vor ihr, weil sein wildes, heißes Herz still und kindlich wurde in der Liebe zu ihr und in der Erkenntnis, daß seine Liebe alles andere in ihm leise und sacht zudeckte.

Langsam erhob er sich und ging wieder in die Gaststube zurück.

Der Abend kam; er saß noch immer da, bald von diesem, bald von jenem, dem seine Stille unheimlich war, angeredet, und immer lag ihm ein feines, halbverborgenes Lächeln um Augen und Mund.

Als es gegen Mitternacht ging, schritt Karsten noch einmal in den Saal hinein, langsam, von Tisch zu Tisch, lächelnd, grüßend, nickend. Vor Sabine Möller blieb er stehn.

„Guten Tag, Sabine. Bist du wieder im Koog?"

Sie antwortete ihm nicht und blickte vor sich hin.

„Du bist lange fort gewesen," sagte er mit tiefer Stimme.

„Ja, aber ich bin doch wiedergekommen," und sie lächelte leise.

„Hast du es schön gehabt?"

„Ich weiß es nicht, Karsten."

Digitized by Google

Dann schwiegen sie eine Weile; aber Sabine hatte sich erhoben und stand groß und schlank vor ihm.

„Du hast noch nicht getanzt, Karsten," sprach sie, und es war wie ein feines Zittern in ihrer Stimme.

„Wie weißt du das?"

„Ich suchte dich," kam es zögernd über ihre Lippen.

„Du mich? Sabine, du mich?"

Er hätte es beinahe laut herausgeschrien.

Und dann faßte er das schöne, stolze Mädchen um den schlanken Leib und wirbelte mit ihr durch den Saal. Alles um ihn her versank in Nichts, all seine wilden Jahre tauchten unter in diesen Augenblicken hingebender Vergessenheit, und glückbesonnte Tage warfen ihren hellen Schein über sein ganzes Sein.

„Sabine," flüsterte er, „weder deine Pferde noch dein Wagen stehen im Stall. Mit wem bist du hergefahren?"

„Ich bin allein gekommen, Karsten, zu Fuß."

„Zu Fuß? Und mit wem fährst du heim?"

Sie sagte nichts, sondern schmiegte sich nur enger an ihn.

„Wagst du es mit mir? Mit dem Deichfahrer?"

Da blickte sie ihn groß und sicher an.

„Ja, Karsten Deichfahrer!"

„So komm!"

Die Sommernacht lag stumm und leuchtend über dem Koog, als sie heimfuhren, und tausend Sterne blühten auf dem weichen Grund des fernen Himmels.

Karsten Deichfahrer hängte die Zügel lose über den Arm und ließ die Pferde langsam gehn.

„Diese Straße bin ich deinetwegen oft gefahren, Sabine."

„Ich weiß es, Karsten."

„Und oft voll Bitterkeit und Zorn, Sabine."

„Ich weiß es. Und doch hab' ich dich immer lieb gehabt und hab' um dich gezittert und gebangt. Und dennoch schlug ich dich von mir."

„Laß das, Sabine," bat er und legte seinen Arm um ihre Schultern, „laß das alles vergessen sein."

„Nein, ich muß darüber mit dir reden. Denn sieh, bei all meiner Liebe war oft mein Herz voll Haß und Zorn. Ich haßte deine Wildheit und schämte mich deiner, wenn sie im Koog häßlich über dich sprachen; denn ich wollte dich groß und stark sehn! Ich wußte, daß du es innerlich auch warst; aber allmählich, je mehr man über dich und mich sprach, gewöhnte ich mich daran, dich mit den Augen der andern zu sehn, und so kam es, daß ich dich an dem Abend schlug, weil ich glaubte, du seist wirklich so wie man über dich im Koog sprach. Und dann ging ich fort. Es war gut so; denn da draußen unter all den vielen Menschen wurden meine Augen klar und sahen dich ganz anders. Ich hörte oft von dir, von deiner Wildheit und deinen tollen Fahrten; aber dennoch glaubte ich an dich."

Karsten Deichfahrer saß ganz still und blickte in tiefer Erschütterung vor sich hin.

Dann tastete er nach ihren Händen, hob sie langsam an seinen Mund und küßte sie lange und innig.

„Und heute, Sabine?"

Ganz leise sprach er es, und ebenso leise kam ihre Antwort: „Heute mehr als je."

„Du glaubst an mich, Sabine? Du glaubst immer noch an mich?"

Wie ein Jubelruf kam es ihm über die Lippen. Er schwang klatschend die Peitsche, zerrte am Zügel und jagte dann die harte, glatte Marschstraße entlang, daß die Felder wie im Wirbel vorüberflogen und der Klang der aufschlagenden Hufe weit durch die sommerstille Nacht scholl.

Entsetzt packte Sabine seinen Arm, um die wilde Fahrt zu bändigen; aber als sie das Lachen in seinen Augen sah, das strahlende, leuchtende Siegerlachen, da lehnte sie sich zurück mit geschlossenen Augen und überließ sich willig dem betäubenden und doch seligen Gefühl, in rasender Flucht dahinzujagen, umsaust von der lauen Sommerluft, überbraust vom schlagenden Hufgeklapper, und freute sich der ruhigen und sicheren Kraft, mit der er die Tiere in der Gewalt hatte.

Er machte einen Umweg; es war, als wollte er den ganzen Koog durchjagen.

Endlich standen die Tiere mit fliegenden Flanken vor Sabine Möllers Hof.

Karsten Deichfahrer sprang lachend vom Wagen und hob Sabine mit starken Armen herab, bog ihren Kopf zurück und sah sie mit ruhigen Augen an.

„Verzeih, Sabine! Einmal noch mußte es sein, einmal, zum letztenmal."

Innig umschlungen standen sie noch lange unter den dunklen Ulmen und küßten sich heiß und verlangend.

Dann schieden sie.

Als die Pferde anziehen wollten, ergriff sie noch einmal seine Hand.

„Fahr langsam, Karsten Deichfahrer," bat sie.

Er lächelte.

Und dann fuhr er langsam auf dem hohen Deich entlang nach Hause, ganz langsam, als führe er ein köstliches, zerbrechliches Gut.

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Hans Heinrich Ehrler: Elisabeths Opferung (Stuttgart 1924) — Egas v. Wenden: Kolibri, ein Roman aus der Allerheiligenbucht (München 1923) — Ludwig Huna: Wieland der Schmied (Leipzig 1924) — Rudolf Presber: Die Zimmer der Frau von Sonnenfels (Berlin 1924) — Oskar Lang: Anton Bruckner (München 1924)

Seit einer beträchtlichen Reihe von Jahren erinnere ich mich nicht einer so dürftigen Sommer- und Herbsternte auf dem (von unberufenen Händen immer noch mehr als von berufenen gepflügten) Felde des deutschen Schrifttums, wenigstens was seinen schönen und unterhaltenden Teil angeht. War Dürre, oder dauerndes Unwetter schuld? Zehrte Meltau oder Brand am Kern des Korns? Vielleicht waren es zum Teil Nachwirkungen gewisser schwarzer Käfer, welche scharenweise von Westen her ... Jedenfalls wird die Beobachtung, die wir hier machen, bestätigt durch den Jahresbericht des Verlegervereins, der für 1924 einen erheblichen Rückgang der Neuerscheinungen feststellt. Während das erste Vierteljahr 1923 noch 7196 Neuheiten zählte, brachte es die gleiche Zeitspanne dieses Jahres nur auf 4644 Bücher. Noch immer genug, wird mancher sagen. Wie man's nimmt. Jedenfalls war es bis dahin kein schlechtes Zeichen für die Kultur und den Unternehmungsgeist Deutschlands, daß es als einziges Land seine „Vorkriegszahl" an neuen Büchern wieder erreicht hatte. Jetzt aber fehlt dem Verleger das Kapital und damit das Wagnis (Geld ist nun einmal der stärkste Mutmacher), den Abnehmern die Kaufkraft. Zumal die Bücher infolge der hohen Kosten, die Druck, Papier und Einband noch immer heischen, für schmale Säckel zu hoch im Preise stehen.

Teuer in anderem Sinne ist mir der Dichter, der uns hier zuerst beschäftigen soll. Hans Heinrich Ehrler ist unseren Lesern bekannt und vertraut. Wir machten mit ihm seine „Reise ins Pfarrhaus", wir sahen uns aufmerksam bei ihm im „Hof des Patrizierhauses" um, wir lasen mit innerlicher Bereicherung seine Briefe vom Land und aus seinem Kloster. Jetzt zieht ein kleines, hübsch und farbenfroh gekleidetes, Bändchen magnetisch die Hand an: Elisabeths Opferung. Dieser Name ist der ersten Novelle des Buchs — im ganzen sind es ihrer acht — entlehnt. Sie handelt in der Hauptsache von einem Geistesgestörten. Aber nein, diese Vokabel paßt hier nicht ganz. Denn der Schriftsteller Johannes ist keineswegs, wie Lenau oder gar Nietzsche, zerrüttet im Hirn, er hat nur eine kleine geheimnisvolle Lücke im Denkwerk — bei Hölderlin wird es ähnlich gewesen sein. Denn wohl stockt mitunter die Erinnerung, wohl verwirrt sich einmal ein Satz, oder bleibt als Torso auf dem Papier stehen. Dafür leuchten andere Gedankenreihen überraschend in ihm auf, frischer und farbiger als vorher, gleich einer geschenkten Kette Geschmeides. Und bei einem Spaziergang erscheint ihm alles anders, gehobener und aus schöner Ferne, dann wieder leichter und freudig bis zum Spaßhaften. Und die Menschen! Er sieht sie vorübergehen und bemerkt doch, wie sie geschoben werden auf einem unsichtbaren Rollboden. Verleidet schaut er Erzvater Noahs wunderlich gerettete Arche. „Er tupfte die Heiligen mit einem guten Gedanken." Als Fremdling geht er jetzt unter ihnen und hat sie doch lieber als vordem. „Sein Auge erkannte das ungeheure über die Hinsterbenden geworfene graue Netz der Gemeinschaft, das keiner von ihnen erkannte. Und es wäre die Erlösung, das Netz würde golden werden, wenn ihre Blicke es einmal zusammen träfen. Hepheta! Wer ihm Kraft gäbe!"

Glaubt nicht, daß ihm die Erinnerung fehle. Er sieht sich als Knaben andächtig in der Kirche, wenn die Orgel summt, benedeit im Farbenspiel eines gemalten Fensters. Und er denkt an die frühere Geliebte Elisabeth ... Er schreibt Bücher von fremdartigem Farbenglanz. „Ausgeklärte Geistigkeit, hochgefügte Gedankenstufen, von oben herableuchtende Gesichte geleiteten Scharen zu den Horizonten hinauf, wo der Fuß den Saum der letzten Fragen übertritt. Er blieb geborgen unter einem Decknamen ... Der Ring der Zeiten schmolz. Er lebte in einer ewigen Gegenwart. Platon und Christus, Benedikt, Franz von Assisi, Petrarca, Dante und Goethe, die Erlauchten unter den Weisen und Heiligen, kamen zur Zwiesprache in seine Stube, und er atmete den Atem aller edlen Menschen ... Wenn es mit tausend Beweisen ihm wegbewiesen worden wäre, er hatte das Geheimnis der zwei Reiche in sich erfahren und das Rätsel der Erscheinungen war ihm darin seraphisch auferhellt." Und oft geht wer ungesehen neben ihm. Er fühlt die Freundin. Fest in ihrem Vertrauen ist sie aus der Welt gegangen. Nach erschütterndem Wiedersehen hatte der unverrückbare Glaube, daß ein Mensch sich für den anderen stellvertretend hingeben und opfern könne, sie dazu geführt. Sie war Krankenschwester geworden,

Digitized by Google

hatte wie eine Heilige gelebt und gewirkt. Sie suchte die Stätten der schwersten Pflicht und den Winkel der tiefsten Demut. Und fand Bestätigung ihrer Vorstellungen in den zu Tag kommenden Werken des Freundes. Jetzt starb sie in der Seuchenabteilung eines Spitals.

Hans Heinrich Ehrler schreibt nicht für die vielen. Die Allgemeinheit sei ausdrücklich vor ihm gewarnt. Er eignet sich nicht für ein „interessantes" Tischgespräch, Leute, die immerfort reden und nie etwas sagen, werden wenig mit ihm anzufangen wissen und selbst wer zur Erholung oder Zerstreuung nach einem Buch greift, dürfte schwerlich auf seine Kosten kommen. Man kann es vielleicht eher einen Fehler als einen Vorzug nennen, daß diese Elisabeth sich nur für das Seelenheil eines geistig Abwegigen opfert und nicht auch für den Absatz seiner Bücher, die doch manchen, dem weniger Verstand zerrüttet werden kann, in unserer an ethischen Werten so verarmten Gegenwart zur Besinnung zu bringen die Kraft hätten. Daß geheime Seelenmächte von Mensch zu Mensch ihre Wellen schwingen, davon überzeugen diese Erzählungen in mancherlei Abwandlung. Und wer an diese Seelenmächte glaubt, der fühlt sie auch, und hat damit ein Geländer gefaßt über tosendem Strom.

Daß ich verliere dich
Brauchst drum nicht bangen.
Was bleibt, darf über sich
In eins gelangen.

So heißt es in der letzten Erzählung „Sein Besuch". Diese Gewißheit, daß das Höchste uns nicht verloren geht, daß über aller Vergänglichkeit die geheimnisvollen Wechselbeziehungen empfänglicher, liebender Seelen ewig fortwirken, gibt fast jeder der Novellen, die sich sehr langsam aneinandergereiht haben (von 1914 bis 1924), ihren Unter- und Hintergrund. Gerade die leisesten der Novellen sind bei Ehrler die schönsten, so „Helene, die Magd", eine Geschichte, die wohl nur ein deutscher, nein, ein schwäbischer Dichter schreiben kann, ein Geistesverwandter Hölderlins. Man muß das Ohr für ihre zarten Klänge schärfen, als wollte man die Melodie im Kelch einer Blume oder Träume einer schlafenden Amsel belauschen. Ein kinderloses Ehepaar nimmt ein junges Mädchen als Stütze bei sich auf, das sich bald wunderbar einfügt in den kleinen Haushalt, als ein feiner sicherer Einschlag. Die klaren Seelen schließen sich aneinander und es wäre ein plumper Ausdruck, wenn man sagen wollte, der Mann liebe das junge Mädchen mehr als seine Frau Margret. Alle drei fühlen sich vereint, das Leben klingt gemeinsam in ihnen, wie in drei Saiten, die unter einem Bogenstrich beisammen liegen. Nach einer scheinbar unbedeutenden aber tiefdeutsamen Handlung, die Helene für unerlaubt hält, ist sie plötzlich verschwunden. Vergebens sucht sie zuerst der Mann, dann die Frau in ihrer Heimat. Der Mann erzählt: „Meine Frau erlosch dann. Ich brachte sie ins Hochland. Die ärztliche Kunst und mein menschlicher Liebeswillen versagten und versiegten in dem grausamen Schwund des entleerten Lebens. Sie starb leicht; ihr gutes reines Wesen löste sich blütenhaft auf. Eine still gereifte Frömmigkeit führte die Seele freundlich aus der Welt. — So blieb ich übrig als einsamer verworrener Mensch. Ich bin mir nicht immer klar, ob das seltsame Mädchen, das mir meine Frau wegzehrte, ein Geschöpf des Wahns oder der Wirklichkeit war. Und doch trage ich als einzigen Glanz mit dem Geruch ihres Körpers noch die heimliche Erwartung in mir herum, Helene müsse eines Morgens auf meiner Schwelle stehen und auch Frau Margret sei in ihr wieder gekommen."

Nur das Feinste, Zarteste, Innigste, Heimlichste ist diesem Dichter gut genug, davon zu sprechen. Er tut es in einem Deutsch, das an Schönheit, an künstlerischer Auslese und Überraschung mit seltenen Kleinodien des Wortschatzes ziemlich einsam dasteht. Und auch diese Sprache versagt noch vor manchem Unwägbaren, das leise durch des Dichters tiefstes Fühlen zieht und eigentlich nur erraten läßt. Schon wird es etwas viel des Übersinnlichen und mystisch Geheimnisvollen bei diesem Sinnenden. Möge er diese Warnung hören!

Ein neuer Name unter den deutschen Erzählern ist Egas (nebenbei auch ein neuer Vorname) von Wenden. Sein Roman Kolibri führt nach Brasilien, das Wenden sichtlich aus eigener Anschauung kennt. In Bahia, im Palast der vornehmen Familie Dinis, wird der „Kolibri" als ein Sohn sehr ungleichartiger Eltern geboren. Seine Mutter Maria Romana ist aus altbrasilianischem Adelsgeschlecht, dessen Ahne ein großer und begüterter Häuptling war; nicht nur ihr schwarzes schweres Haar, das bei Kerzenlicht einen bläulichen, an Rabenfittiche gemahnenden Glanz hat, kennzeichnet den schroffen Gegensatz zu ihrem Gatten, dem blonden ostpreußischen Junker und ehemaligen Hauptmann im 2. Garderegiment, jetzigen Diplomaten. Der zarte Knabe Chiquinho hat zwar die blauen Augen des Vaters, aber im übrigen ist er durchaus das weiche südländische, der Mutter nachgeartete Kind, das bald sich allein und allenfalls der Leitung seiner Großmutter Mimi überlassen bleibt. Denn die Eltern hält der diplomatische Dienst des Vaters meist fern, auch bekommt ihre Ehe, zu der beiderseitige Neigung geführt hat, bald einen Riß, denn die Rassenunterschiede machen sich mit den Jahren immer stärker bemerkbar und gerade die Eigenschaften, die dem Vater seinen Wert geben: Entschlossenheit, Mut und Willenskraft, stoßen die weichverträumte Frau zurück, sobald er ihr damit zu imponieren sucht. Auch als sie das Kind mit nach Europa nehmen, ändert es sich

Digitized by Google

nicht, die Sehnsucht nach der schönen Heimat wird durch den pädagogischen Zwang, das ewige „Du sollst," „Du mußt" nur vermehrt, trotz der glänzenden Feste, die seine Eltern in den europäischen Großstädten geben und auf denen der heranwachsende Knabe sich bald mit großer Sicherheit bewegt. Kurz nacheinander verliert er seine Eltern — die Mutter stirbt an einer Lungenentzündung und der Vater kehrt von einer Schiffsreise nicht mehr zurück —, nun treibt es den Jüngling, der selbst in dem großzügigen Leben, das ihm sein Vermögen und sein Rang gestatten, keine Befriedigung findet, bald in die Heimat zurück. Einsam, wie er im Grunde immer war, trotz der Freundschaft mit einem vornehmen deutschen Künstler, zieht er in den Palast seiner Ahnen ein. Aber seine inzwischen erwachte Mannbarkeit wird von einem früheren Freigelassenen seines Hauses, der einen stillen Haß gegen seine einstige Herrenfamilie hegt, zu einer scheußlichen Rache benutzt. Dieser Mulatte ist der Besitzer eines vielbesuchten Freudenhauses und weiß Chiquinho, der durch eine junge Farbige dorthin geführt wird, mit den Raffinements eines wüsten Sinnenrausches so zu betäuben, daß er Abend für Abend wieder zu den schönen „Niobiden" zurückkehrt und bald an einer heimlich zehrenden Krankheit dahinsiecht. So war er wirklich nur eine kurze Zeitspanne als Fremdling durch das Leben geschwirrt, wie der schöne bunte Kolibri, der am Fenstersims seines Sterbegemachs eine Blume zu küssen schien und sich dann juwelenschimmernd im letzten Strahl der Abendsonne zum glühenden Äther emporschwang. Wenden zeigt sich in diesem Roman als ein Erzähler von sicherem Geschmack und starker Anschaulichkeit. Da er namentlich das Leben in den Tropen, unverkennbar nach eigenen Eindrücken und Erlebnissen schildert, muß man abwarten, ob er über die Phantasie verfügt, die zum freien Fabulieren in erfundener Umgebung notwendig ist, bevor ihm der Adelsbrief des Epikers zuerkannt werden kann.

Diese Phantasie bezeugt Ludwig Huna in seinem Roman Wieland der Schmied. Ich bekenne, mit einem gewissen Zagen an diesen korpulenten Band herangetreten zu sein. Die Wielandsage ist schließlich nicht mehr neu, ihr Wesentliches für uns Gegenwärtige liegt in ihrer sinnbildlichen Bedeutung. Aber es ist Huna gelungen, mit bedeutendem Einfühlungsvermögen die mehr oder weniger bekannten Vorgänge der Sage so zu erzählen, daß man angespannt bis zu Ende liest. Es mutet, ohne daß der Größe und Wucht des Mythos irgend etwas genommen wird, glaubhaft und menschlich an, wenn wir hören, wie der junge Wieland von seinem Vater das Recht auf Abenteuer fordert, weil es ihn mächtig in die Ferne übers Meer treibt. Wie er, als ihm dies Recht nicht zuerkannt wird, das Pferd von der Weide stiehlt und sich in der Nacht heimlich davonmacht, fest gewillt, nur mit schartenreichem Schwert wiederzukehren, glühend von Mut und kühnen Taten. Aber wie so viele Jugendträume werden auch diese vom Leben zerpflückt. Von den Zwergen eingefangen zu jahrelanger Fron, läßt er sich betören vom Glanze der bunten Edelsteine, den schimmernden Kristallen, die sie aus den Gebirgsfalten zu schürfen wissen. Ohne die geträumte Heldschaft verdämmert er seine Jugend in den Klüften und schmiedet dienstbar Schwerter, statt sie frei zu schwingen. Er schmiedet da unten sein Schicksal, denn die dort gelernte Kunst ist es, die ihm Glück, Unheil und Rache bringt, als er, nach gelungener Flucht, wieder auf die Oberwelt gelangt. Zuerst lacht ihm das Glück, er findet ein gestrandetes Schiff, wird von dem Mannschaftsrest an Stelle des gefallenen Königs zum Führer gewählt und gründet sein kleines freies Königreich an waldiger Küste, wo er, mit der Geheimkunde der Zwerge ausgerüstet, in Gebirgsfalten Erz zum Schmieden, edles Metall und kostbare Steine findet. Aber die Sehnsucht übers Meer, die alte Wikingersehnsucht treibt ihn davon. Allein mit seinem treuen Roß tritt er in einem mächtigen Einbaum die abenteuerliche Fahrt übers Meer an — deren Beschreibung zum Schönsten des Romans gehört — und landet, nach Überwindung eines furchtbaren Sturmes in Seekönig Nidungs Reich, wo er, wenn auch anfangs wie ein König geehrt, wegen seiner Schmiedekunst festgehalten wird. Ich weiß im Augenblick nicht, ob Huna genau in den Spuren der Sage bleibt (die ich einst als Knabe mit Begeisterung las), oder ob er eigene Wege geht, wenn er das Schicksal Wielands, das bekanntlich in seiner Lähmung durch den hinterlistigen König und in seiner Flucht auf selbstgefertigten Flügeln gipfelt, von der Liebe und Rachsucht der Königin Oddrun abhängig macht. Jedenfalls gewinnt die Erzählung dadurch außerordentlich, sie wird zum wirklichen Roman, denn Liebesleid und -lust sahen zur Zeit der Streitäxte und Methörner nicht viel anders aus als zur Zeit der Maschinengewehre und Sektkelche, es kommt nur auf den Erzähler an, und gerade hierin bewährt sich Huna durchaus. der erotische Einschlag ist mit zeitgemäßer Sachkenntnis und -liebe gewoben. Dabei gelingt es ihm doch am Schluß, in Wielands fürchterlichem Fluch, die Größe der alten Göttersage zu erreichen. Also nicht für Knaben, sondern für verwöhnte Leser, die einmal in einer anderen Umwelt als in Großstädten und Badeorten unserer Zeit ihre Phantasie spazieren führen wollen, ist diese Wielandgeschichte geschrieben. Daß der Verfasser sich zum Schluß jeder billigen Anspielung auf die moderne Flugtechnik fernhält, sei ihm dankend vermerkt.

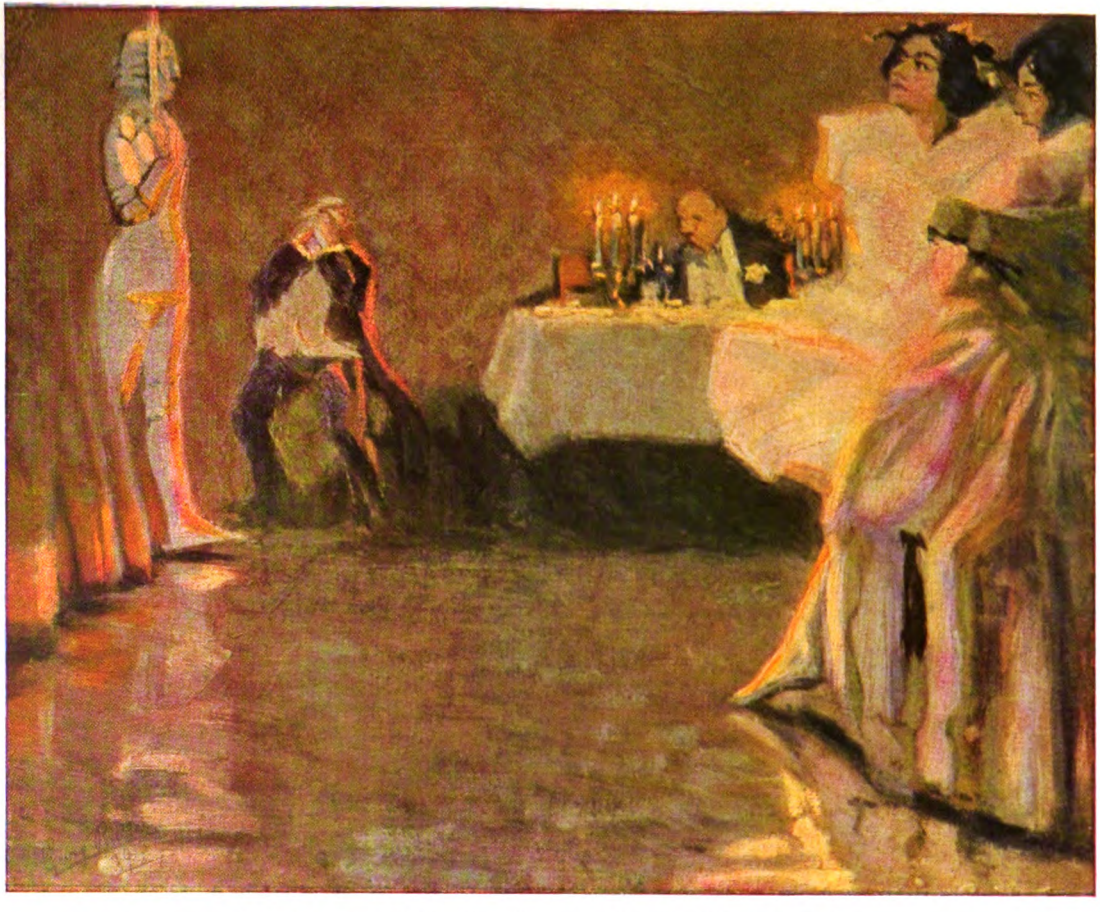
„Wer dem Lächeln in dieser ernsten und immer trauriger sich gestaltenden Welt noch seine Berechtigung zugesteht, wer — mit mir — noch glaubt, daß das Schicksal nicht nur

Digitized by Google

den Menschen prägt und zwickt und zermürbt und schindet und foltert ... nein, daß es auch zuweilen mit einem harmlos spaßt wie mit Kindern und sein lustig Spiel treibt mit ihren Schwächen, Träumen und Eitelkeiten" — der, so meint Rudolf Presber in der Einführung zu seinem neuen Buch Die Zimmer der Frau von Sonnenfels, möge ihm „die Hand reichen", womit er offenbar meint, der möge sein Buch zur Hand nehmen und lesen. Nun, dieser „der" wird auf seine Kosten kommen. Ein Pensionat im Berliner Westen, typisch für diese Art von Fremdenasylen — typisch auch ihre Vorsteherin und Lenkerin — beherbergt den Leser und macht ihn bekannt mit einer stattlichen Reihe von Originalen, die dort ihren Unterschlupf haben. Wenn besagter Leser lebendig wieder herauskommt aus diesem Pensionat der Frau von Sonnenfels, so ist das ein Wunder, denn er war sicherlich mehrmals nahe daran, sich totzulachen. So etwa gleich bei der ersten der kleinen Erzählungen von dem Rumänen Kakadesku, der sehr liebebedürftig ist, aber ein paarmal bei seinem ungenierten Ansprechen hübscher Damen auf der Straße in Berlin WW. üble Erfahrungen gemacht hat (hier übertreibt Presber offenbar). Da hat sich Kakadeskus Hündchen Ghika eines Tages die Pfote verletzt und als er den verbundenen Patienten ausführt, wird er auf einmal von mitleidigen Damen, die das hübsche Tierchen bedauern, angesprochen. Seitdem sieht man Ghika in jeder Woche ein paarmal mit verbundenem Pfoterl spazieren, er hat immer in Glas getreten, wenn Kakadesku die Liebessehnsucht packt ... Oder wenn man von Mirandolina liest, der großen Künstlerin, die alle berühmten Theaterdirektoren bei sich empfängt — wobei es nur merkwürdig ist, daß Max Reinhardt einen rötlichen Vollbart trägt — und sich vor Engagements-Anträgen nicht retten kann. Wie die hübsche Hochstaplerin, denn als solche entpuppt sie sich, das ganze Pensionat auf den Kopf stellt, ist allerliebst erzählt. Ein männliches Gegenstück dazu ist Mückenpeter, ein verwahrloster Schulkamerad des Verfassers, der ihn in der Pension heimsucht. Es sind nicht die einzigen Hochstapler in dem lustigen Buch. Einen Tiefstapler hingegen könnte man (da ein Nietzsche scherzhaft dies naheliegende Wortspiel einmal gebraucht, wollen wir uns seiner nicht schämen) den „Glücklichen" nennen, einen alten Mathematiklehrer a. D., der sich auf sehr sinnreiche Weise von dem Ärger über eine häßliche Gegenwart befreit. Er hat sich völlig in die Einsamkeit einer möblierten Wohnung zurückgezogen, nur ein schiffbrüchiger Baron, der im Ausland Hausdiener war, ist bei ihm, so hat er zugleich Bedienung und vornehmen Umgang. Das Merkwürdigste aber ist seine geistige Unterhaltung. Da er von der Gegenwart absolut nichts wissen will, hat er ein paar Jahresbände alter Zeitungen gekauft aus der Zeit um 1900 und liest nun täglich ein Blatt davon, als brächte es die neuesten Ereignisse; so lebt er völlig in einer anderen Zeit und kann vor spannender Erwartung kaum einschlafen, wie der Mordprozeß der Gips-Schulzen, oder die politische Lage zu Neujahr 1901 sich entwickeln wird. Die kleine Erzählung wäre eines Jean Paul würdig. Die meisten anderen sind höchst harmloser Natur, aber der mit Recht beliebte und gern gelesene Autor will ja auch nicht mehr als lustig unterhalten und das gelingt ihm in vollem Maße. Ein Nachteil derartiger Sammlungen ulkiger Geschichten ist, daß man aufmerksamer auf die Technik, auf die Handfertigkeit des Humoristen wird, als wenn man die Geschichten einzeln, etwa in einer Zeitschrift läse. So merkt man auf die Dauer, daß in diesen Humoresken niemals eine Uhr richtig geht, daß den Leuten immer ein Gericht vorgesetzt wird, „das sie nicht schätzen", daß Verbindungen von Adjektiven meist in komischem Gegensatz zueinander stehen und dergleichen mehr. Aber das beeinträchtigt die Heiterkeit nicht, die den Leser von der ersten bis zur letzten Seite gepackt hält und ihn zeitweise geradezu schüttelt und rüttelt. Unter Lachtränen dankt man dem Verfasser, der zugleich als Konferenzier, Regisseur und deus ex machina dieser lustigen Abenteuer auftritt, für seine Gabe. —

Der 100. Geburtstag Anton Bruckners hat Oskar Lang veranlaßt, eine Monographie des Meisters zu schreiben, die über die gewöhnlichen Grenzen einer solchen Gelegenheitsschrift hinausreicht. Oskar Lang, sagt der Verlag, hat in diesem Buch die Ergebnisse zwanzigjähriger Studien zusammengefaßt. Wichtiger scheint, daß er bei diesen Studien den Blick für das Große nicht verloren hat, für die Einreihung Bruckners in die Vertreter einer eigenen Weltanschauung von Rang. Den Weitblick Langs spürt man schon in der Einleitung, wo er, bei voller Anerkennung der Größe Wagners, eben das an ihm tadelt, was Nietzsche von ihm abkehrte, nämlich daß er sich in den Dienst seiner Zeit stellte. Bruckner hat das nicht getan, daran hinderte ihn schon seine Entwicklung. Er wußte nichts von den Dingen dieser Welt, er hatte still in Kirchen und Klöstern seiner Musik und damit seinem Gott gedient. So war „dem destruktiven Zeitgeist, der die Einheit des Lebens in tausend kleine Einzelweisheiten von überhitzter, künstlich hypertrophierter Lebendigkeit auflöste, ein Gegenpol entstanden". In dieser Richtung würdigt Lang die großgeartete Weltschau Bruckners, er sieht in ihm den Überwinder der individualistischen Weltauffassung des vorigen Jahrhunderts, den „Prototyp einer kommenden Weltanschauung, den Repräsentanten eines neuen Weltgefühls". Das hübsch ausgestattete Buch hat nicht nur für musikalische Fachleute Wert, es ist ein in seiner Art bedeutsamer Beitrag zur Kunstliteratur unserer Zeit.

Digitized by Google



Der steinerne Gast. Gemälde von Georg Richter-Lößnitz
(Aus Richters Kunstausstellung, Dresden-A.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Zu unsern Rundschaubildern.

Wir kennen es alle aus feuchtfröhlichen Jugendtagen, das Scherzgedicht des Arztes Dr. C. A. Kortum, die „Jobsiade“ oder, wie der behaglich umständliche Titel lautet: „Das Leben des Kandidaten Hieronymus Jobs, der sich weiland viel Ruhm erwarb und endlich als Nachtwächter in Schildburg starb.“ Soeben hat sich Kortums Todestag zum hundertstenmal gejährt. In der Stadt Bochum hat der vielseitig gebildete Dichter als Bergarzt, preußischer Hofrat und als Urheber vieler medizinischer und anderer wissenschaftlicher Schriften gelebt, und es war ein feiner und sinniger Gedanke des Stadtrats der großen und wichtigen Industriestadt, gerade in diesen ernsten, für unsern ganzen Westen so bitterschweren Zeiten dem liebenswürdigen Schalk, der nun schon die fünfte Studentengeneration samt Alten Herren und Füchsen von Herzen lachen gelehrt hat, eine Ehrung zuteil werden zu lassen. Im Auftrag der Stadt Bochum hat Professor Drake in Cassel eine Schaumünze angefertigt, die auf der Vorderseite Kortums Bild und auf der Rückseite die wichtigsten Szenen aus der „Jobsiade“ wiedergibt. Der Humor des Scherzgedichtes ist auf der Plakette köstlich zum Ausdruck gekommen. Die kleine Schaumünze wird sicher nicht nur in der enge-

Schaumünze auf Kortum, den Verfasser der Jobsiade

Gerhart Hauptmann beim Diktat. Zeichnung von Eugen Spiro

Digitized by Google

ren Heimat des Dichters, sondern auch bei allen Sammlern, vor allem bei all denen, die in eigenen Examensbedrängnissen einmal einen lustigen Seitensprung der Gedanken zu dem alten Spötter wagten, starken Anklang finden. Die Plakette ist zum Preise von zehn Rentenmark durch das Städtische Museum in Bochum zu haben.

Neue Originalskizzen von Gerhart Hauptmann hat unser künstlerischer Mitarbeiter Eugen Spiro von einem Besuch in Hiddensee an der Ostsee mitgebracht, wo der Dichter den Sommer verlebte. Anschaulich plaudert der Künstler von dieser Begegnung: „Ich ging über die weite, hügelige Wiese, an des Bildhauers Max Kruse ‚Lietzenburg' vorbei, näherte mich dem ‚Haus am Meere' und sah den Dichter mit einem kleinen Kinde rührend spielen. Er blickte auf und begrüßte mich in seiner herzlichen Weise. Ich trug ihm meine Bitte vor: ich wollte ihn gerne zeichnen, aber ohne daß ich ihm seine kostbare Zeit raube; am liebsten, wenn ich Zeuge seiner Arbeit sein dürfte, die er um meinetwillen nicht unterbrechen solle. Der Meister war gern einverstanden und bat um meinen Besuch am nächsten Vormittag. Ich durfte noch eine Weile im Kreise seiner Familie und Freunde verweilen und empfahl mich dann. Am andern Morgen betrat ich sein schlichtes Arbeitszimmer. Der Dichter lag lang ausgestreckt auf einer Ottomane. Am frühen Morgen nämlich pflegt er sich in die Wellen zu stürzen, zu turnen, über die weite Wiese, Speer werfend, zu laufen; und dann gönnt er dem Körper, wie eben jetzt, die Ruhe, um nun den Geist arbeiten zu lassen. Es war für mich ein fast feierlicher Anblick, den Dichter mit in die Ferne gerichtetem Blick zu beobachten, diesen wunderschönen, edlen Kopf, welcher so unheimlich mit dem Goethes verwandt ist. So lag er ruhig da, man sah das Gehirn arbeiten, und langsam und wohlabgewogen tropften die Worte von seinen Lippen. In der Hand hielt er ein Büchlein, in das er ab und zu blickte und das wohl Notizen für seinen Roman enthielt. In der allgemeinen Stille ertönte aus der Ecke, wo seine kluge Sekretärin saß, das Kritzeln ihrer Feder. Ab und zu schlug Kinderlärm durch das weit geöffnete Fenster. Da schien er in seiner Konzentration unterbrochen, und die Sekretärin wiederholte mit fast demselben hellen Stimmklang des Meisters die eben geborenen Sätze.

Gerhart Hauptmann bei der Arbeit. Zeichnung von Eugen Spiro

Digitized by Google

Max Tauts expressionistisches Grabdenkmal auf dem Waldfriedhof Stahnsdorf bei Berlin

Strömen, er duldete nicht, daß ich, leicht gekleidet, wie ich war, so nach Hause wandere, und hüllte mich in seinen Mantel ein. Heimgekommen, hatte natürlich dieser Mantel mein Ansehen in meinem Familienkreise stark erhöht. — Am Nachmittag fand ich mich wieder bei Hauptmann ein und nahm zunächst an einer ausgezeichneten ‚Jause' im engsten Familienkreise teil.

Dann ging es wieder an die Arbeit. Ich aber zeichnete unentwegt, und so war mir die Arbeit ein doppelter Genuß. Als er nach etwa einer Stunde das Diktat unterbrach, war auch ich mit meiner Zeichnung fertig und der Meister betrachtete höchst interessiert meine Arbeit. Er war nicht wenig überrascht, sich in dieser liegenden Pose zu sehen, und regte mich zu meiner Freude an, am Nachmittag wieder zu kommen, wann er, im Sessel sitzend, weiter diktieren würde. Inzwischen regnete es in Der Meister setzte sich in einen bequemen Polstersessel, wieder das Büchlein und den Bleistift in der Hand. Je ruhiger er saß, um so bewegter waren die Gesichtsmuskel, denen man die Vertiefung in sein Romanthema ansah. Wieder formten sich die Lippen zu Worten und Sätzen, von der Sekretärin aufgefangen, und ich bemühte mich, mit meinem Bleistift etwas von dem Arbeiten in diesem edlen Gesicht zu erhaschen. — Das Wetter war inzwischen wieder schön geworden und

Modell der Sternkirche von Dr. h. c. Otto Bartning. Innenansicht

Digitized by Google

der Tagung für „Kultus und Kunst“ zu Beginn dieses Jahres im Mittelpunkt des Interesses. Der Architekt äußert sich erläuternd zu seiner Schöpfung:

„Wenn eine evangelische Kirche nicht nur das praktisch notwendige Gehäuse des Gottesdienstes, sondern wenn sie selbst ein Ausdruck, eine sichtbare Gestalt und letzten Endes ein Symbol des Gottesdienstes sein will, so müssen liturgische Raumordnung (Sammlung der Gemeinde auf Predigt und Sakrament) und architektonische Raumordnung übereinstimmen; es müssen geistige Spannung und architektonische Spannung des Raumes sich potenzieren. In der Langkirche ist diese Möglichkeit ohne weiteres gegeben mit der Einstellung und Steigerung des ganzen Raumes axial auf Kanzel und Altar (sei es, daß die Kanzel über dem Altar, sei es, daß sie, wie z. B. in meinem Modell der Dänischen Kirche in Berlin, vor und unter dem Altar steht). Die Zentralkirche aber stellt das Problem zentraler Anordnung von Kanzel und Altar. Die hervorragendsten Beispiele protestantischer Baugeschichte zeugen von dem Rin-

ein milder, rosiger Himmel überstrahlte die weite Wiese vor dem Hause. Der Meister begleitete mich ein Stückchen. Wie ein Jüngling, mit dem Speer in der Hand, den er immer weit vor sich her schleuderte, schritt der weißhaarige Dichter an meiner Seite, bis wir uns schließlich herzlichst verabschiedeten.“ — — —

Es ist vorbei mit den Sommerspielen am sonnenüberglänzten Ostseestrand. Allerheiligen, Allerseelen leitet den November ein. Wir pilgern zum Waldfriedhof, dem stimmungsvollen märkischen Gottesacker, um die letzte Ruhestätte lieber Freunde zu besuchen. Da halten wir vor einem Grabdenkmal inne, dessen expressionistisches Gepräge seltsam abweicht von dem meist altväterischen Schmuck der andern Gräber. Bruno Taut ist der Schöpfer dieses gedankenreichen, ganz eigenartigen Werkes. Er hat nicht einmütige Zustimmung gefunden. Die Synode beanstandet es. Es verlautet, sie habe sogar seine Entfernung beantragt.

Nicht weniger stark ist die Meinungsverschiedenheit, die Dr. h. c. Otto Bartnings „Sternkirche“ ausgelöst hat. Unbedingt stand sie bei

Künstlerische Bildnisse von Karl Schenker, Berlin-Ch.

Digitized by Google

sten Seiten zeigen. Karl Schenker, der künstlerisch und geschmackvoll arbeitende Berliner Photograph, ist eine Art Frauenlob der Lichtbildkunst geworden. Er weiß Frauenschönheit zu entdecken und mit vornehmer Geste wiederzugeben. Jeder einzelne auch dieser hier gezeigten vier Frauenköpfe besitzt Eigenart, Stil und jenen gewissen Adel, ohne den wirkliche Frauenschönheit nicht vorstellbar ist. — — —

Nachdem wir oft und oft dem Münchener, Dresdener, Berliner und Wiener Kunstgewerbe in unserer Rundschau weiten Spielraum gegeben haben, zeigen wir heute ein paar Proben aus dem Schaffen des bedeutenden Düsseldorfer Innenarchitekten Prof. Emil Fahrenkamp. Es sind feine Mittel und feine Wirkungen, die wir in diesem Damenzimmer, im ganzen Zusammenklang wie in jedem einzelnen Stück, erkennen können.

Den Schluß unserer Rundschaubilder bildet eine köstliche Gruppe großer Musiker unserer Tage. Die Bilder stammen von Frau Marei Wetzel-Schubert. Man darf sie wohl keine Porträts nennen, aber beileibe

gen um die Zentralkirche als sinnfälliger Raumform der Gemeinschaft; stets aber wird die konzentrische Bauform durchquert von exzentrischer Stellung der Kanzel oder des Altars. Das Modell der Sternkirche will nichts anderes, als hieraus für uns die Aufgabe neu gewinnen und in sichtbarer Form die Frage stellen: Sind wir imstande, die gottesdienstliche Gemeinschaft einhellig und harmonisch um Kanzel und Altar zu sammeln, was vielleicht gleichbedeutend ist mit der Frage: Sind wir imstande, aus Wortverkündiung und Lithurgie die gerade heute von so vielen ersehnte Gottesdienstfeier zu schaffen. So kann und will die Sternkirche nichts weiter sein, als eine Frage, eine Aufforderung, eine Hoffnung im allgemeinen. Die lebendigen Einzellösungen der Aufgabe erwachsen nur aus Grundstück, Landschaft und allen besonderen Bedingungen des praktischen Einzelfalles." — — —

Auf ein weltliches Gebiet, das keine schweren und tiefen Probleme aufgibt, lockt uns von der ernsteren Betrachtung die Gruppe schöner Bildnisaufnahmen, die unsere näch-

Künstlerische Bildnisse von Karl Schenker, Berlin-Ch.

Digitized by Google

Damenzimmer. Entwurf von Prof. Emil Fahrenkamp, Düsseldorf

auch keine Karikaturen, denn diese Künstlerin hat, mit wenigen, aber prägnanten Strichen und mit unsagbar viel Hingebung an ihrer Aufgabe gearbeitet. Und etwas wie Zärtlichkeit gegen ihre „Opfer" geht von ihr aus. Mit dem ganz leichten Spott vereinigt sich aber doch auch viel innige Kenntnis der tiefsten Wesensart dieser Musiker. Wie lebt und atmet und lockt und trauert Walter Gieseking — Furtwängler ist ganz Aristokrat, turmhoch ragt er ob allem Volk, — und nun gar Edwin Fischer, der Schweizer, halb verträumtes Kind, halb weltabgewandter Bauernsohn, mit dem widerspenstigen, struppigen Blondhaar, der Meister, unter dessen hauchzarten Fingern soeben ein Adagio von Bach oder Beethoven oder Schubert oder Chopin oder Reger zu neuem Leben ersteht. — — —

Damen-Schreibtisch. Entwurf von Prof. Emil Fahrenkamp, Düsseldorf

Zu unseren Kunstbeilagen und Novellen.

Die Reihe unserer Kunstbeilagen eröffnet ein altmeisterliches Bildnis von George des Marées, das Geist und Form und Farbe und Grazie der Rokokozeit mit allen Finessen wiedergibt. Unsere Damenwelt wird dem Reichtum und der Kunst, die für dieses Prunkgewand aufgeboten sind, besonders gerecht werden.

Hans Baluscheks kraftvolles Gemälde „Über Tag", Otto Dills „Villa", Liebermanns „Abendsonne" und Oscar Grafs „Cellini" zeigen Künstler, die unseren Freunden längst vertraut sind. Der einzige „Neue" ist Carl Hofer, dessen „Rufer" vielleicht noch nicht von allen so recht vernommen werden könnte. Es ist sehr lehrreich, unter der Führung von Prof. Popp die

Digitized by Google

Wanderung durch die letzten fünf Jahrzehnte deutscher Malerei anzutreten. Wer an seiner Hand — und in der Anschauung der beigegebenen Bildbeispiele — die kurzweilige und so eindrucksreiche Wanderung beendigt hat, der steht auch diesem „Neuen" nicht mehr so hilflos wie früher gegenüber. Aber ein bißchen guter Wille und etwas freundliche Duldung müssen schon mithelfen.

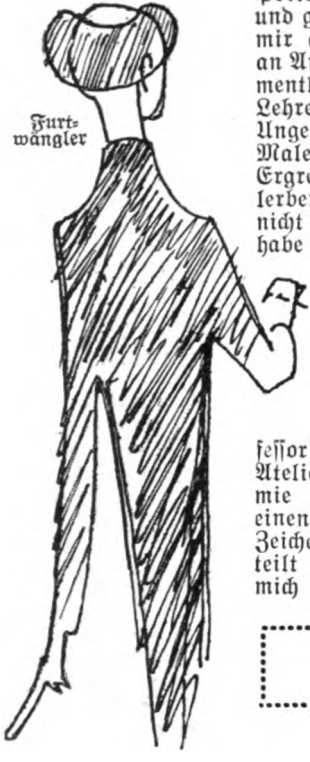
Georg Richter-Lößnitz, dessen Bild aus dem Don Juan die Reihe der Kunstbeilagen beschließt, war ursprünglich Lithograph. Er zählt wenig über 30 Jahre, und wir dürften seiner Kunst noch manche schöne Gabe zu verdanken haben.

Nun wollen wir zum Schlusse noch den Maler Ernst Windhoff zu Worte kommen lassen, dessen ausgezeichnetes Bildnis des Heiligen Vaters unser Heft wiedergibt. Über seine künstlerischen Ziele und seine Erlebnisse im Vatikan schreibt er:

„Ich war früher Industrieller und habe seit frühester Jugend Porträts gezeichnet und gemalt, wobei es mir aber vollständig an Anregung und namentlich an einem Lehrer fehlte. Die Ungewißheit einer Malerexistenz ließ die Ergreifung des Malerberufes zu Hause nicht aufkommen. Ich habe daher mein ganzes Leben dafür gearbeitet, um mich später als Maler ausbilden zu können. Nachdem mir Professor Spatz in seinem Atelier an der Akademie in Düsseldorf einen gründlichen Zeichenunterricht erteilt hatte, habe ich mich in mehreren Ateliers tüchtiger Düsseldorfer Künstler weiter ausgebildet. In der Zeichenkunst und in der Malerei hat mich immer nur das Porträt gefesselt, da es für mich ein beglückendes Gefühl ist, den Menschen sowohl in seinen äußeren körperlichen Formen, als auch in seinen Charaktereigenschaften wiederzugeben. Als 54 jähriger, der durch eine harte Lebensschule gegangen ist und mit vielen Menschen aller Länder in Berührung kam, habe ich mir eine reife Menschenkenntnis angeeignet, die mir heute beim Porträtieren außerordentlich zustatten kommt. Mein Bestreben ist: eine scharfe Realistik durch absolutes Zeichnen zu erzielen. Jedoch nehme ich mir beim Malen speziell die Augen vor, um im anregenden Gespräche, soweit wie möglich, in die Seele hinein zu leuchten. Bei besonders lebhaften Menschen mit stark wechselndem Mienenspiel ist meine Aufgabe meistens keine leichte. Ich halte es für unrichtig, Charakteristiken durch zeichnerische Veränderungen zu verstärken, sondern ich beschränke mich auf das Auffangen des Mienenspiels im charakteristischen Moment. In München, welches ich aufsuchte, um meinen künstlerischen Gesichtskreis zu erweitern, malte ich Se. Exzellenz den Nuntius Paccelli mit seinen äußerst markanten Zügen. Dieses Bild hat mich bald in klerikalen sowie auch in weltlichen Kreisen bekannt gemacht. Kurz darauf malte ich den Kardinal Schulte in Köln und dann auch Se. Heiligkeit Papst Pius XI. in Rom.

Über meine Erlebnisse im Vatikan könnte ich ein ganzes Buch schreiben. Es kam mir ja ganz überraschend, daß der Heilige Vater ein so gutes Deutsch spricht

Walter Gieseking

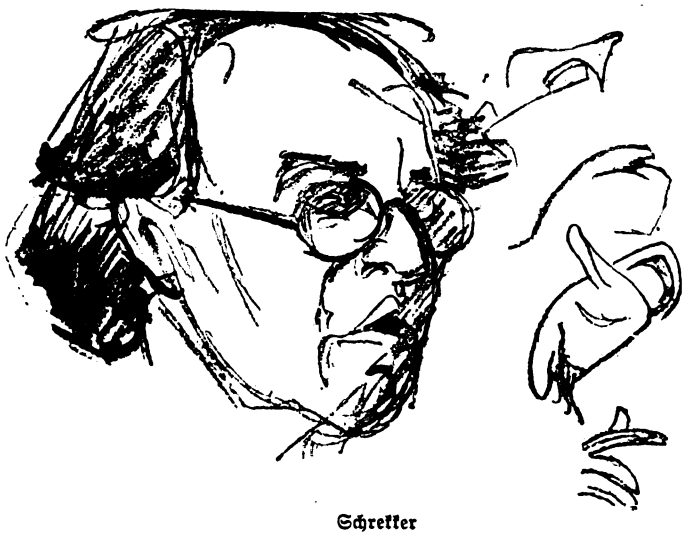


Furtwängler

Schneevoigt

Aus dem Skizzenbuche von Marei Wetzel-Schubert

Digitized by Google



Schrekker

und daß er sich in so eingehender Weise mit mir unterhalten würde. Seine Beschlagenheit in der Kunst, besonders in allen Fragen der Porträtmalerei, ist geradezu erstaunlich. So wurde mir jede Sitzung zu einem unvergeßlichen Erlebnis." — — — — — — — —

Mitten im Grünen hat Max Dreyer am Werk gesessen, um uns seine Romangabe zu bescheren. In Göhren, dem lieben alten Rüganer Bade, steht sein „Drachenhaus" oder richtiger bei Göhren. Denn man hat gut zehn Minuten Wegs zwischen Feldern, ehe man aus dem Villengetümmel an seine Gartenpforte kommt. Über den Holzzaun legen Flieder, Ebereschen und Holunder ihre Zweige und versperren jeden Blick zum ‚Dichterheim'. Jenseits des Zaunes aber reckt sich ein Schiffsmast in die Luft, um zu zeigen, daß der Hauseigentümer und Dichter ein seetüchtiger Mann ist. Und Seeluft weht auch wieder durch den Schulroman Max Dreyers, den wir in diesem Heft beginnen und der einen so überaus glücklichen Griff mitten ins volle Leben unserer Tage bedeutet. Neben ihm tauchen zwei Novellisten auf, die nicht wie ihre Vorgänger im letzten Heft einer umständlicheren Einführung bedürfen. Die rührende Geschichte von dem kleinen Musikanten mit dem sehnsuchtsvollen Herzen, Gudrun Wettes „Piccolo", wird sich in viele Herzen leicht einschmeicheln. Der „Deichfahrer" ist ein echter Lobsien! Viele Romane und Novellen hat der fünfzigjährige Kieler Dichter der deutschen Leserwelt geschenkt. In den meisten ist starke, kernige Heimatluft. An „Der Halligpastor", „Wellen und Winde", „Landunter", „Weltenstürmer" sei hier nur kurz erinnert. In guter Bildhaftigkeit und knapper Form zeigt der Dichter Wilhelm Lobsien in dieser neuen Novelle ein Schicksal von Menschen, wie er sie dort auf seinem geliebten Heimatboden sieht und erlebt. H. G.

Edwin Fischer

Aus dem Skizzenbuche von Marei Wetzel-Schubert

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin
Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google

39. Jahrg. / Dezember 1924 / 4. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50,
Tauentzienstraße 7b,
Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

Digitized by Google

Weihnachtswunder. Gemälde von Anton Rausch

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
Monatshefte
39. Jahrg. / Dezember 1924 / 4. Heft

Maria im Abendwind

Wenn rings im Glitzergeschmeide
Die Abendwolken gehn –
Ich wähne auf endloser Heide
Lächelnd, im schlichten Kleide,
Die Muttergottes zu sehn.

Maria, die schönste der Frauen,
Maria im Abendwind!
Mit ihren Augen, den blauen,
Begrüßt sie die glücklichen Auen,
Am Herzen das himmlische Kind.

Die Fernen wispern leise:
Gegrüßt seist du, Marie!
Ein Falke auf seiner Reise,
Er zieht in goldenem Kreise
Den Glorienschein um sie.

Schon flimmert auf bläulichem Grunde
Der liebe Wunderstern,
Und rings mit seligem Munde,
Da flüstert die weite Runde
Heimlich den ‚Engel des Herrn'.

Joseph von Lauff

 Nachdruck verboten. Copyright 1924 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

Das Gymnasium von St. Jürgen

Roman von Max Dreyer

Fortsetzung

Hart gegen die helle Frühlingsluft stand der Wartturm, als Joachim nachmittags den Weg zu ihm nahm. Da haust sie jetzt, da, wo seine schönsten Träume einst umgingen. Anders sieht sie aus als die Schloßfrauen, zu deren Knappen seine ersten Liebesphantasien ihn erkoren. Sie, die auch sonst an seine Einbildungswelt die zerstörende Hand legt — was hat sie ihm dafür zu geben!

Er hatte eine gewisse Furcht vor den harten Wirklichkeiten, eine Scheu, ihre Räume zu betreten. Auf Umwegen pirschte er an ihre Burg sich hinan.

Da am Kreuzweg schlenderte eine junge Gestalt ihm entgegen — Benno war es, der die Mutter besuchen wollte.

Es gab einen kräftigen, von Benno herzlich betonten Handschlag. Er hatte nun mal für Fortinbras seine besondere Vorliebe. Alles, was stark in dem überreifen, ein wenig angefaulten Jungen war, was er an Eisen in Blut und Wesen hatte, wurde von Joachims harter, geschlossener Männlichkeit wie von einem Magneten angezogen und gefesselt. Dazu das Führerhafte in dieses Lehrers Geist und Art — wenn einem, leistete er dem Gefolgschaft.

Benno war jetzt ganz in Seeluft getränkt. Die Ähnlichkeit mit den verträumten Zügen der Mutter war geschwunden. Wie ihm Joachim erzählte, daß er mit seiner Mutter gesegelt hätte, war ein kindlicher Schmerz in den Augen, knabenhaft flammten sie auf, daß er nicht hatte dabei sein können, sehnsüchtig flogen die Blicke nach der schäumenden See.

Dann erzählte er: „Ich will mir selbst ein Segelboot anschaffen. Mit dem alten Fischer Elvers stehe ich schon in Unterhandlung."

„Seh einer!"

„Es ist ein ganz kleines Fahrzeug, das einer allein bedienen kann. Und unerhört seetüchtig. Der Alte ist einmal allein damit nach Bornholm hinübergefahren."

„Sagt er."

„Wie? Ja so. Daß er Nebenluft hat, ist auch mir schon aufgegangen. Natürlich will er mich auch beim Verkauf einseifen. Aber so ganz leicht wird ihm das nicht."

Dazu die strahlenden Jungenaugen. Ganz fröhlich spitzbubenhaft, nichts von smarter Blasiertheit — was sich in Joachim an Unmut regte, an pädagogischer Nachdenklichkeit, blieb im Hintergrunde. Auch zuerst noch, als Benno ihm unbefangen weiter erzählte, er hätte sich ein kleines Vermögen zusammengetipt — der Trainer seines Onkels, Mister Robinson, lande für ihn immer die besten Rennwetten. Ob er Herrn Professor Braß nicht auch gelegentlich einen Tip sagen dürfe.

„Danke, ich wette nicht!" Das kam nun doch ziemlich rauh heraus. Benno aber blieb auf der Höhe unanfechtbarer Gelassenheit. Da brach es aus Joachim hervor: „Ein Jammer ist es, daß es für euch Jungens nicht mehr die Schwertleite gibt. Daß ihr nicht mehr Soldat zu werden braucht! Früher hieß es bei uns das Portepee — heute das Portemonnaie. Es ist zum —"

Alles Echte in dem Jungen stimmte ihm rückhaltlos zu. Aber was solle man machen! Da Deutschland sich nun mal habe entwaffnen lassen! Und die Deutschen überhaupt! Die sich untereinander beschmutzten und in den Rücken fielen und verrieten! Man schäme sich, ein Deutscher zu sein. Und er habe es satt. Wenn er erst sein Boot habe, mache er sich auf die Reise.

„Was ist das anders, als gemeine Fahnenflucht!" rieb ihm Joachim unter die Nase.

„Ja, wenn Deutschland noch eine Fahne hätte —!"

Der Junge — unrecht hatte er und recht — und wenn es altklug war, was er sagte, so war es doch ehrlich jung — aber bei den Ohren mußte er genommen werden. Es hatte sich in ihn eingefressen, was an uns allen fraß. Nur mit Feuer und Eisen ist dieses schwärende Gift auszubrennen. Aber man darf nicht so drauflos feuerwerken — gerade in dieser Behandlung ist die feinste Behutsamkeit am Platz. Kein Wettern und Predigen. Keine großen Worte. Ein langsam sorgfältiges Sammeln aller Lichter, aller verflogenen Strahlen zu einem Brennpunkt, zu dem einen Flammenherd.

Joachim sprach geflissentlich zunächst von etwas anderem. Ob er denn segeln könne, fragte er den Jungen.

Ja, die Anfänge hätte er erfaßt. Der alte Elvers sein Lehrmeister. Und wäre er dann so weit — in der Schule würde doch nichts mehr aus ihm — so hieß es: leb' wohl, Europa!

„Womit der Untergang des Abendlandes besiegelt ist," scherzte Joachim.

Nicht leicht, mit diesem Jungen fertig zu werden, in dieser Zeit, da alle Zügel am

Digitized by Google

Boden schleifen. Aber es war, alles in allem, doch ein Bezwingendes in ihm, gerade so wie in seiner Mutter. Obwohl bei ihr wie bei ihm diese Phantastik, dürstend und ungebunden, trübe, haltlos und schwül, Joachim widerstrebte. Doch mußte er nicht gerade hier zupacken mit fester Hand — bei der Frau, deren Wesen in sein Fühlen immer tiefer sich einwob, wie bei dem, der von ihrem Fleisch und Blut war.

Er wollte den Schulmeister zu Hause lassen — und doch mußte er an dem Jungen rücken und rütteln.

Und er führte ihm zu Gemüt: Nun lerne er segeln — bei Vater Elvers, diesem alten Seebären vollbeladen mit allen deutschen Tugenden und Lastern. Segeln — navigare necesse est — Seefahrt ist not — in Deutschland ist dieses Wort gesprochen. Und niemals ist für Deutschland Seefahrt so not gewesen wie heute. Ihm aber, dem Jungen, soll, nachdem er fix und fertig segeln gelernt hat, von einem deutschen Meister auf deutschem Fahrzeug, eben diese Kunst und Fertigkeit dazu dienen, daß er Deutschland den Rücken kehrt. Über dieses Kapitel solle er jetzt mal ein wenig mit sich selber sprechen!

Benno nickte bereitwillig, mancherlei Gedanken waren in ihm bewegt. Joachim gab ihm die Hand, da der Junge erst mal zu der Hütte des Alten hinstrebte, und wandte sich selbst dem Wartturm zu.

⁂ ⁂ ⁂

Das Innere des alten Gemäuers war so kraus und kurios eingerichtet, so eigenwillig und trotzig, wie der alte Herr von Nordhöft gedacht und gelebt und gehaust hatte. Nichts von Stileinheit, nichts von geschichtlicher Andacht und Erinnerungsschwere, nichts von Stil überhaupt. Nur in dem Wartturm selbst waltete etwas von Treue und Pietät.

Unmittelbar unter dem Turm war Evas Musikzimmer. Hier wirkte ihr eigener Geist. Auf ein dunkelträumendes Violett war alles gestimmt. Auf eine Art sinnlicher Melancholie, wie Joachims Heftigkeit es schalt. Und hier soll Bach seine Kultstätte haben?

Herzlich begrüßte ihn Eva — er aber findet sich nur mißtrauisch und schwer in diesen Kreis. Die beiden andern Herren zeigen hier im Hause eine bequeme Vertraulichkeit, auch das paßt ihm nicht. Eine alte Hausdame, in dem sehr vornehmen, sehr vergilbten Gesicht einen unsagbaren Zug gnädig herablassender Demut, reichte den Tee.

Herr Potschinak hatte sich immer noch nicht ganz erholt — sollte in den berichtenden Worten der Hausherrin für ihn, den rohen Bootsführer, ein Vorwurf liegen? Aber sanfte Bitten zogen den Künstler dann doch ans Instrument. — Neben dem Flügel stand ein Clavizembalo; mit einer gewissen schwertragenden, beinahe leidenden Umständlichkeit, sonst aber ohne weiteres Virtuosengehabe nahm Bogumil Platz.

Er spielte aus dem „wohltemperierten Klavier". Joachim konnte sich an den Klang des alten Instruments nicht leicht gewöhnen, und die andächtig betenden Mienen der andern beiden Zuhörer stärkten seinen Widerstand. Die quäkenden und näselnden Töne des oberen Manuals schufen ihm Pein, und er schalt weidlich auf diese historisierende Schnurrpfeiferei.

Aber dann nahm doch ein Meisterliches im Spiele selbst ihn gefangen und ein gründlich Suchendes, dem immer mehr lichte Offenbarung sich auftat. Wärmer wurden die Farben, dank dem unteren Manual, und reiche, ganz ungehörte Klänge, glockenartig, trugen in die Höhe. Die Musik gewann Leben.

Und dennoch — das letzte blieb hier versagt. Die große, reine Unbefangenheit, das Kindhafte, dem das Reich gehört. Schließlich an zuviel Wollen, an zuviel Wühlen, an zuviel Geist zerbrach die reine Innigkeit.

Als der Spieler geendet hatte, war versunkenes Schweigen. Dann erteilte sich Falkner, als auch hier der Berufene, selbst das Wort. Und schüttelte auch hier in seinen Worten, die im Grunde sich wohl hören lassen konnten, die Mähne des Pathos.

„Nicht wahr, Herr Kollege — wer die Jugend liebt, muß Bach lieben! Wo in der Kunst, in der Welt ist mehr reinigende Fröhlichkeit?" Joachim konnte nicht widersprechen und grunzte dazu. „Und Fröhlichkeit, schaffende Fröhlichkeit bleibt doch der Inbegriff aller Erziehung."

Hier schüttelte Joachim den Kopf. „Mit der bloßen Fröhlichkeit ist es auch hier nicht getan. So wahr auch die vielberufene ‚fröhliche Wissenschaft' ihre zwei Seiten hat. Hier sind Tiefen, und wo Tiefen sind, ist auch immer Schmerz und Askese."

„Tiefen — nun ja — aber Tiefen, wie auch unser Bach sie hat — keine dunklen und trüben — klar sind sie, hell aufleuchtend aus dem Grund —"

Joachim schmiedete an einer Antwort, schwer waren seine Züge, hart gruben sich die Falten auf seiner Stirn. Eva wollte keinen Waffengang und sie richtete sich an Bogumil: „Wollen Sie uns jetzt nicht von Ihrer eigenen schaffenden Fröhlichkeit etwas mitteilen?"

Bogumil Potschinak, den nichts mehr langweilte als pädagogische Gespräche, fand sich sehr bereitwillig zu dem Flügel und spielte eine eigene Komposition, ein Stück mit

Digitized by Google

Melodien von schwerer, tropfender Süße, von seltsam sinnlicher Wehmut, von weich verträumten Geheimnissen.

Es war schon ein Gesicht in seiner Musik, nur daß Joachim keine innere Fühlung zu ihr gewann. Die beiden andern waren begeistert, er enthielt sich auch hier des Urteils.

Bogumil selbst und Eva waren geschmackvoll genug, es nicht herauszufordern. Falkner aber konnte es nicht lassen, für seine Analyse, die auf neue Werte stieß, Joachim als Kronzeugen anzurufen.

Der aber fühlte nicht die geringste Veranlassung, sich hier stellen zu lassen und ehrlich Unfreundliches zu sagen. Er sprach einen Wunsch aus, der gleichwohl eine Kritik enthielt, und eine viel bitterere, als in seiner Absicht lag: „Ich möchte Sie einmal Chopin spielen hören."

Er sah nun allerdings gleich, was er angerichtet hatte, und ermaß damit auch die Tragweite seines Wortes. Die Verachtung einer hohnvollen Gekränktheit zuckte durch das aufgewühlte Gesicht des Tondichters. Die großen, schönen Augen krochen in sich zusammen und stachen schräg und tückisch in häßlichem Haß.

Hier braute nun ganz und gar der Mongole. „Asien! Ah, Sie entschuldigen!" lachte Joachim hartherzig in sich hinein.

Und die behutsam tastenden Blicke, mit denen die beiden andern an den gewitterschwülen Mienen der beleidigten Musikantenmajestät hingen, stimmten ihn nur noch munterer. Ja, nun habe ich es dir gesagt — obschon ich es eigentlich gar nicht wollte: erstens, daß du nun einmal doch und doch nicht Bach spielen kannst, und zweitens, daß deine höchsteigenen Tondichtungen im Grunde nichts als ein Aufguß auf die Elixiere des göttlichen Chopin sind!

Aber diese Munterkeit hatte ihre Stacheln, auch gegen ihn selbst. Sein Unbehagen wuchs, er suchte während des flauen Gespräches, das sich mühsam entspann, nach einem Anlaß zu gehen.

Da erhob sich Bogumil und sah nach der Uhr. Auch Falkner stand auf. „Ja, es ist Zeit für uns. Der Wagen wird da sein. Sie wollen doch auch in die Stadt, Herr Professor?"

„Ja, aber erst morgen früh. Ich übernachte hier bei meinem Bruder."

Als er auf Eva zuschritt, sich dankend von ihr zu verabschieden, hielt sie seine Hand fest. „Wenn Sie doch hier draußen bei uns bleiben, dann schenken Sie mir noch eine Stunde."

Der weiche Ton, in dem sie das sprach, stieg ihm zu Kopf. Ein Blick aus Falkners Augen, lauernd, abgünstig, scheel gab seinem Entschluß den Stoß. Er verneigte sich und sprach: „Der Beschenkte bin ich!," ohne seine Wärme zu verhehlen. Unbeirrbar, in unnahbarer Ferne, in bewußter Höhe leuchteten die Augen des Musikanten.

* * *

Und jetzt sind die andern gegangen. Joachim ist mit Eva allein. Sie sitzen eine Weile stumm. In die zärtlich zagende Erwartung zuckt ein Feindliches hinein. Es ist nun einmal der Kampf zwischen ihnen entbrannt, das Sichwehren. Ein heimliches Sichmustern, wie ein Ausspähen nach den Schwächen des andern. Eine fiebernde Anspannung, wie sie in Schicksalsstunden schwirrt. Und wieder ein Ermatten und ein Ausruhen in Träumen.

Draußen ist Stille geworden. Der Wind hat sich gelegt. Nun haben die Seenebel, die immer schon in den Nächten geträumt haben, gewonnenes Spiel. Sie verzaubern die Welt wie in vorzeitliche Dämmerung. Zwei Seelen, die erst das Leben suchen, kauern die beiden. Und sie gewinnen dies Zagende, Unerwachte, Erwartungsvolle lieb und halten sich fest in dem zitternden Morgengrau.

Einen stärkeren Bund als das Wort schließt das Schweigen.

Schmerzlich erschreckt fuhren sie auf, als eine Tür hart ins Schloß fiel. Und jetzt stürmte Benno ins Zimmer. Mit einer leidenschaftlichen, ganz unbekümmerten Zärtlichkeit umschlang er die Mutter. Jetzt war er ganz Kind, ein großes Gefühl lebte und leuchtete in ihm. Und eben so flammte das Mutterherz.

Fast beschämt war Joachim von diesem elementaren Ausbruch, der nur von sich selber wußte und alles um sich vergaß. Und auch ein Neidgefühl stieß durch ihn hin, da er selber hier so abgetan und beiseite geworfen war.

Und dann zauste sich der Menschenkenner und Ergründer der Kinderseele. Hättest du den beiden diese Innigkeit und Macht des Fühlens zugetraut? Dieses Unmittelbare, dieses einfach Große in ihnen, die dir in so viel gebrochenen Reflexen schillerten?

Er sann nach über die Frau und ihren Jungen und über sich selbst. Und wieder kam all das Spröde und Bittere in ihm oben auf, und um ihn war harte Einsamkeit und Verschlossenheit.

Bis Benno an solches Verlies pochte mit dem Sprunghaften seines Wesens. Er löste sich aus den Armen der Mutter. Alles Kindliche war aus dem Gesicht wie fortgewischt, dem jetzt der kühle, frühreife, altkluge, rechnende Zug die Linie gab.

Digitized by Google

„Darf ich einmal an den Fernsprecher? Ich möchte das mit der Bank jetzt in Ordnung bringen," sagte er und ging ins Nebenzimmer.

Eva las in Joachims Zügen. Ich Hansnarr! stand deutlich da geschrieben. Baue ein lebendes Bild von Schmelz und Innigkeit mir hin und gerate in Rührseligkeiten! Und dabei ist dies letzte, dies üble, dies schlau spekulierende, mir in den Tod verhaßte des Bengels wahres Gesicht.

„Ich weiß, was Sie denken!" sagte Eva.

„Nun?"

„Sie glauben, solche Zärtlichkeitsausbrüche sind nicht echt bei ihm."

„Ja."

„Sie glauben, er will etwas von mir."

„Ja."

„Das ist sehr schade. Der Junge hat ja ganz gewiß seine kaufmännischen Neigungen. Aber mit seinen Gefühlen macht er keine Geschäfte." Diese letzten Worte hatten ihren starken, fast bewegten Ton, der tief in Joachim hineinklang.

„Anständig ist er nun schon." Beschämend für ihn und quälend das Wort. „Der Pädagog in Ihnen mag sich dagegen auflehnen — aber Benno ist es, nicht ich, der die Finanzen des Hauses wahrnimmt. Mit glücklicher Hand. Ich selbst bin hier ziemlich hilflos und wüßte ganz einfach nicht, was ich ohne ihn anfangen sollte. Höchstens also — könnte meine Zärtlichkeit gegen ihn den Verdacht einer Absichtlichkeit erwecken."

Welche Welt ist dies! so ging es Joachim durch den aufgestörten Sinn. Ihr dich entgegenstemmen ist deines Amtes. Versuchen, sie wieder einzurenken in ihre Fugen! Aber gerecht und klar muß sein, unbeirrbar durch Vorliebe und Abneigung, wer hier walten und führen will. Du aber fällst vorschnelles Urteil, ein ungerechter Richter.

Der Junge kam zurück. „Ich hab' mit Vogelsang gesprochen. Er hat uns die Otavi noch beschaffen können. Zum vorgestrigen Kurs von 250. Gestern standen sie schon 290."

Joachim wand sich gepeinigt. In Dreiteufelsnamen — wer kann gegen seinen natürlichen Ekel! Widerwärtig ist mir dieser Dunstkreis. Daß der Schuljunge für seine Mutter Geldgeschäfte macht — wie gut fügt sich das in diese ganze lasche und laxe, ethisch und ästhetisch aufgeweichte Welt. Aber ich gehör' nicht da hinein! Nein, nein und nein! Und eben noch hab' ich als armer Sünder vor dieser Frau, die in diesem Kreise lebt und webt, den Kopf gesenkt. Und dem reizvoll smarten Allerweltsjungen Abbitte geleistet.

Soll das unsere deutsche Zukunft sein? Wie elend ungesund diese Atmosphäre! Nicht zum Atmen für mich! Und die Frau, der diese Luft in den Kleidern hängt — o ja, zu kleiden versteht sie sich, ein Bild in den feinsten Pastellfarben — Kultur, alles Kultur — und Musik, sehr viel nervöse Musik — zum Teufel mit all dieser feinfingerigen Ästhetik! Fäuste will unsere Zeit.

Ehrlicher Abscheu, ich danke dir! Ein Warner sollst du mir sein, der ich schon im Narrenseile mich verstricken ließ. Ich gehöre nicht hierher — gehöre nicht in dies ungesunde Sumpfklima — ja lacht über mich, ihr Höhengeister! Sumpfklima nenne ich dies!

Doch wie aus der Ferne hallt ein großes, hohes Wort: Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, aber die Kranken.

Den Jungen heilen — und mit dem Jungen die Mutter! Fühlt sie selbst sich denn wohl in ihrer Haut? Woher sonst dieser stille, leidende Zug? Ja, sie leidet, leidet an einer Irrfahrt des Lebens. Sie braucht Hilfe, braucht die harte, feste männliche Hand. Und lohnte es nicht, sie zu halten?

Benno tritt jetzt auf ihn zu. „Ich höre, Herr Professor, daß Sie morgen früh nach der Stadt zurückwollen. Darf ich mit Ihnen gehen?" Darin ist die ganze vertrauensvolle Offenheit. Bezwungen und freudig antwortet Joachim sein „natürlich".

Dann sagt der Junge: „Ich will noch einmal zu Gottfried. Ich hab' noch ein paar Briefmarken für ihn."

Gottfried ist der gelähmte Sohn des Dorfschullehrers. Bei diesem zarten, versonnenen, unbeweglich in ein Traumleben gebannten, in Verzicht und Wunschlosigkeit wie verklärten Knaben, der recht eigentlich in allem sein Gegenstück ist, kann Benno stundenlang sitzen. Er ist sein Freund, es macht ihn glücklich, mit Liebesgaben „das Lager ihm zu polstern".

Benno ging. „Ist der Junge nun nicht doch zum Liebhaben?" sprach die Mutter zärtlich ihm nach. „Seine herrliche Briefmarkensammlung hat er dem armen, kleinen, gefesselten Prometheus geschenkt. Schenken ist überhaupt seine Lust."

Sie rückte Joachim näher zu vertraulichem Bekenntnis.

„Dieses Briefmarkensammeln! Sein Vater hatte es ihm verboten, als ‚stumpfsinnig und verblödend'. Da hatte der kleine Junge eine feine Antwort, die mir gefiel: ‚O man kann doch dabei so weite Reisen machen.' Aber der Mann ohne Phantasie verstand das nicht. Ich schlug mich hier ganz auf die Seite des Jungen — und nun begannen die schlimmen Heimlichkeiten."

Sie beichtete mit Bedacht. Einmal fuhr es ihm durch den Sinn: weiß sie, wie unbeschreiblich gut sie das kleidet — wie wunder-

Digitized by Google

bar sich in weicher Hingebung die Augen vertiefen, wie dieser unsagbare, bittersüße, schmerzlich-wonnige Zug um ihren weichen Mund die Sinne betört — weiß sie es?

Aber daß er, er nun wieder und wieder ihr Beichtiger sein durfte, daß sie ihm sich so ergab, schlug ihn völlig in Bande, glückhaft gedankenlos. Sie war sich wohl dieser Macht bewußt, es war ein leises Schauern, da sie immer mehr Hüllen von ihrem Leben und ihrem Wesen fallen ließ.

„So ist alles eigentlich durch den Jungen gekommen, durch das Komplott, das ich mit ihm schloß. Und durch die Angst, die wir beide hatten. Damit war die Unwahrheit in unserem Haus. Und wie leicht werden aus einer Lüge viele. Ein Betrug ist immer der Freund jedes andern. Auf diese Weise gerät man bald in eine große ungebunden leichtsinnige Gesellschaft. Und wenn man nicht fest verankert ist — und in sich selbst nicht die rechte Heimat hat —"

Etwas wie Klage bebte in diesen Worten, wie ein Ruf klang es aus ihnen hervor. Und Joachim trank ihn mit dem Ohr und tat die ganze Seele ihm auf.

Warum sagt sie mir dies alles? Gib du mir die Heimat! — was kann es anders heißen als dies!

Soll er sie fragen nach ihrem Leben? Offenbart sie sich ihm nicht mit einer eigenen Lust? Die ihn fast verstört und irre macht. Ob es sie nicht prickelt und reizt, ihm aus ihrer Ehe zu erzählen — alles, was er wissen will? So viel, mit einer Art grübelnder Gier sprach sie von Betrug und vom Betrügen — hat sie — hat sie dem Mann die Treue gehalten?

Hier fährt er zusammen, gequält. Und fürchtet sich vor der Antwort, als sei sie sein eigener Schicksalsspruch. Und stößt dann all diese Gedanken mit Heftigkeit von sich, als Irrlichter seiner Vorstellungen, als Schmähungen und Entehrungen einer edlen Frau!

Alles Leuchtende ihrer Art ruft er zu Hilfe und brennt sie sich rein in ihren eigenen Strahlen. Und so glänzt sie vor ihm in Glorienschein, demütig und sieghaft zugleich.

Dies ist ihr Sieg, damit bezwingt sie ihn, daß sie seiner bedarf, daß sie ihn braucht!

Sie aber mit ihrem fein witternden Fraueninstinkt bleibt seinen Empfindungen auf den Fersen.

Sie genießt es, wie die Herbheit, das Unbeholfene, das Verschlossene und Bewachte in ihm sich löst. Mehr aber als alles wirkt seine sittliche Sauberkeit auf sie ein, bezwingend, überwältigend und seltsam entflammend. Daß ihre Phantasie scheu und fast beschämt innehält.

Und wieder klammern sich ihre Gedanken an seine aufrecht starke Haltung, an seinen klaren, festen Willen, an das Leitende seines Geistes, seiner Hand. Einer, der Schutz und Heim und Sicherheit verspricht. ‚Du bist die Ruh', singt es durch sie hin. Und sie ist oft so müde.

Weiter spinnen und weben die Nebel, das Abendrot haucht einen eigenen, blutwarmen Dämmer hinein. Es ist ein Umfangen, ein Einhüllen, ein Bergen, ein Verstecken in weltferne Einsamkeit. So legt es sich um sie und verzaubert sie beide in ihrer beider Nähe. Er weiß es kaum — wie von selbst sitzt er an ihrer Seite — hat ihre Hand genommen — seine Lippen kosen ihre Finger.

Da, wie ein Blitz schlägt es in ihn ein — taumelnd reißt er sich in die Höhe. Zu einem Abschied macht er gewaltsam, was ein Beginnen war.

„Ich darf jetzt Lebewohl sagen. Und nicht wahr, ich darf wiederkommen?"

„Immer. Sie sind so gut für mich."

Darin war die ganze lebendige Macht der Stunde, ihre innige Kraft und Weihe — bleiben, bleiben ruft aus ihr eine Stimme — es braust ihm in Herz und Hirn, er knirscht auf gegen die Betäubung und wirft den Kopf und stößt und rudert mit den Armen in Ecken und Kanten, verbeugt sich und geht.

Durch ihre großen Augen wandert es von Licht und Wolken: ein Erstaunen, ein Verstehen, ein Sichzufriedengeben mit dem Gewinn, eine Enttäuschung, eine Genugtuung über die Flucht, die ihr Sieg war und sein Sieg zugleich — und immer der Schein eines Erlebnisses, eines neuen Geschenkes, eines neuen Glücks.

Ein großer Junge ist er! So zittert es um ihren weichen, zärtlichen Mund.

* * *

Im Frühschein wanderte Joachim mit Benno der Stadt zu. Sie hatten sich beide ein wenig verschlafen und mußten gehörig ausschreiten.

Der Tag lag noch im Tau, noch kämpfte das Morgenrot mit den Nebeln der Nacht. Aber sie teilten sich schon in Schwaden und ließen ihren Saum betupfen von dem rosigen Morgenlicht.

Krähen, zerzaust, ruppig und wie geduckt schwebten schweigend dem Forste zu — gleich Nachtschwärmern, die mit schlechtem Gewissen erst jetzt nach Hause kamen.

Stille ringsum. Nur aus der Ferne hörte man den Bussard schreien. Unwillig — der Morgendampf war ihm bei des Frühstücks Bereitung sehr im Wege.

Benno in seiner unbefangenen, ungezwungenen Weise schüttete sein Herz aus. Auch

Digitized by Google

darin der Mutter so ähnlich, mußte Joachim denken, den in den feinen Profillinien die geistige Anmut Evas grüßte.

Der Junge erzählte, daß er das Boot von dem alten Elvers gekauft habe. „Nun soll mich der Himmel bewahren, daß ich nicht schon vor den großen Ferien zum Argonauten werde."

Joachim stutzte, immer noch ein wenig unfrei und gestört. Neu war ja auf alle Fälle für ihn diese Verkehrsart zwischen Lehrer und Schüler. Aber war hier nicht schließlich ein Mehr, eine Freundschaft, eine Zusammengehörigkeit? Und er fand sich in den Ton.

„Ja, ja, Benno — das goldene Vlies!"

„Was soll man anders machen!" erklärte der Junge und sang sein altes Lied. „Etwas zum Abenteuern und zum Riskieren muß man haben — das ist nun mal das einzige Schlachtfeld, das uns bleibt."

Und wieder erschrak Joachim, und die Trauer zog durch ihn in schweren Schatten. Ist das unsere Jugend! Läßt sich willfährig den Untergang des Abendlandes predigen und „orientiert" sich nun so! Zur Börse! Ex oriente lux, ex oriente Kux!

Es packte ihn an — und er packte zu. Hier ist nun dein Amt — noch besser, wenn hier nicht die zündenden Funken springen sollten! Wenn hier nicht die Feuer entbrannt würden der neuen Zeit — meiner neuen Zeit! Nur daß es mit dem Predigen, mit Worten nicht getan ist! Nur mit dem Tun wird es geschafft. Und nicht tragisch dabei werden und wuchtig versinken — oben bleiben, den Humor behalten, lachend verstehen und erkennen, und lachend heilen! Als Beispiel leuchten, durch eigenes Leben wirken, durch den eigenen Herzschlag!

Nicht sich hineinwirbeln lassen in den Taumel der Sinne! Aufrecht bleiben und standhaft. Ordnung, Disziplin auch im Gefühlsleben, Selbstzucht und sei es bis zur Askese!

Ganz gewiß ein Spott den einen — aber eben nur denen, an denen ganz und gar nichts gelegen ist. Den andern aber ein Bild, eine Mahnung und ein Wertbegriff.

Der Junge sprach, vielleicht mit angelernten Worten, was er im Grunde doch selber empfand. „Natürlich ist das Geld was Ekelhaftes. Aber um es richtig verachten zu können, muß man es haben." Es war kaum etwas von Frivolität in diesem Wort, mehr eine bedauernswerte Müdigkeit.

Der Lehrer regte sich nun doch. „Als in dem alten Rom alles käuflich war, gab es denn doch noch Leute, die sich selbst zu wahren und die mit einem ‚non dolet' zu sterben wußten. Dieser Geist wird auch bei uns die Herrschaft behalten. Das ‚non dolet' wird das infame ‚non olet' unterkriegen. Diese elende Gier nach Geld und Wohlleben, diese Verweichlichung in allen Lüsten, für die es nichts Schlimmeres und Furchtbareres gibt als den Schmerz — lächerlich, wenn wir mit solchem Jammergeist nicht fertig würden!"

Die ausgekühlten Augen des Jungen leuchteten nun doch zu ihm empor. Und dann kam in dem Gesicht etwas sehr Nachdenkliches auf, ein Reuevolles, ein schmerzlich Mattes und Welkes. Ein Leidendes und Bedürftiges, das Stütze und Halt suchte. Und auch ein Zorn gegen sich selbst. Erst zauderte er noch, noch hielt ihn eine Scheu, dann aber, wie bei einem, der vorm Arzt keine Geheimnisse hat und haben darf, kam es frei von seinen Lippen: „Ja, es ist ein Skandal, wie wir Jungen mit unserer Jugendkraft umgehen! Wer einmal das Laster geschmeckt hat, für den gibt es kaum noch ein Halten. Man kämpft immer wieder dagegen an — und erliegt immer wieder. Schließlich — kämpft man eben nicht mehr."

„Wie? Das wäre noch besser! Was ist denn in diesem Kampf? Unser Wille doch! Im Innersten wollen wir es nicht! Und dieser innerste Wille, der etwas Tüchtiges und unser Freund ist, den läßt man eben nicht im Stich. Tut man nicht! Und mit ihm zusammen gibt es dann die rechte Kraft. Und Kraft — das ist es! Auf Kraft kommt es an. Hier und überall."

Benno hörte hingegeben zu. „Und dieses Versteckte," so rief Joachim ihm weiter ins Bewußtsein, „dieses Heimliche — daß man sich damit versteckt, beweist doch, wie man sich dessen schämt! Sie aber, diese innere Stimme — die gilt, die ist das Bessere. Und darum muß sie auch recht behalten."

Seine gesunde und starke Zuversicht überströmte den Jungen. „Ja," gab der ihm zu, „es ist etwas, was man ursprünglich verbirgt! Aber —" und es wuchs sein Unmut — „die Gemeinheit braucht ja wohl die Gemeinschaft und die Schamlosigkeit —" er stieß es hervor — „man bleibt damit nicht mehr in der Einsamkeit, es werden gemeinsame Orgien gefeiert. Und was man sich selbst verbietet, die andern und die Öffentlichkeit erlauben es einem, ermuntern einen und reizen einen auf. Und der Weg der Rettung von diesen gefährlichen Anfangsgründen führt nur zu der zweiten Stufe, zu den käuflichen Weibern. Man geht in die Badstübergasse."

Schweigend hörte Joachim zu. Jedes Wort konnte hier dies offene Bekenntnis stören und verwischen. Schon daß der Junge sprach, frei von der Leber, war ein Gewinn. Darauf sich das Weitere ohne beirrenden Eingriff von selber aufbauen mußte.

Digitized by Google

„Auch hier die Käuflichkeit“ — Benno war noch nicht zu Ende — „man hat dabei natürlich seine eigenen Gedanken über das Geld. Und auch, so jung man ist, über die Frau. Und wenn man dann mit reinen jungen Mädchen in Berührung kommt, bewahrt einen auch ihre Reinheit nicht. Man denkt schließlich doch wieder — auch hier — an das eine.“

Hingenommen war Joachim, bewegt von dem, was man immerhin die Tragik der Pubertät nennen darf. Und er dachte: ‚Es ist so gut, daß dies alles jetzt die Offenheit sucht. Daß es nicht mehr wie früher in das Lichtscheue eines Verbrechertums sich verkriecht.‘

Benno fühlte diesen Widerhall, und er sprach weiter. Sagte, daß sein Wetten, sein Spekulieren, seine Börsengeschäfte ihn auf andere Gedanken brächten, eine Art Zuflucht für ihn wären, eine heilsame Ablenkung. Ob er aber so nicht den Teufel mit Beelzebub austreibe? Denn Spielen und Liederlichkeit wären doch nun mal nahe Verwandte. Und jagten sich dann doch wieder gegenseitig ihre Beute zu.

In Joachim schrie es auf. Das ist es, was schließlich für unsere Jugend bei den neuen Offenbarungen, dem freien Menschentum, dem großen Menschheitsdusel-fusel herauskommt! Spiel und Laster und Laster und Spiel! Menschheit hin, Menschheit her, das Vaterland brauchen wir! Das Vaterland — ja und die Waffen! Wir kommen nicht drum herum mit all den herrlichen, freien, weltbeglückenden Ideen. Der Herd und das Schwert! Das ist und das bleibt! Und das allein kann die Nöte und Süchte unserer Zeit, unserer Jugend beschwören.

Traf ihn nicht selbst ein Vorwurf! War er ein richtiger, ein verläßlicher Führer! Hatte er sich selbst nicht lässig und träge beiseite gestellt! Sich immer mehr in seine eigensüchtige Einsamkeit geborgen!

Da war das Turnen, das an dem Gymnasium ganz im argen lag. Gymnasium — Stätte der Gymnastik! Oft genug hatte er mit Papa Kornelius darüber gesprochen — aber eben gesprochen nur. Der Turnlehrer ein bierbauchiger, herzverfetteter Phlegmatiker. Durch seine Seelenruhe geheiligt. Das Ruhige nicht bewegen! O welch ein faul-bequemes, verrottetes, gottverdammtes Wort ist dies! Hätte hier nicht längst die schüttelnde, die schmeißende, die schmetternde Faust hineinfahren und Wandel schaffen müssen! War er, Joachim, nicht der gegebene Gymnast! Ein Meister in allen körperlichen Übungen. Ein trefflicher Turner, Schwimmer, Fechter. Und so, gerade so wird er gebraucht, heute mehr als je.

Da ruft es, da schreit es nach ihm in so viel gequälten, geängstigten, verwüsteten und verzweifelten Jungenseelen. Die sich gerne befreiten, sich gerne hart und schmerzlich herausrissen aus der Erschlaffung, der Verwahrlosung, der Schwächung und Betäubung. Nur, daß die starke, feste, harte, packende Hand sich ihnen ehrlich und freudig bieten mußte!

Wie war es nur möglich, daß er so lange hatte schlafen können! Verdiente er es, daß noch so viel Jungenaugen ihm täglich so viel Anhänglichkeit, Treue, Vertrauen entgegenstrahlten! Jetzt aber, wenn je, hieß es kräftig wuchern mit diesem Pfunde!

Keinen neuen Bund wollte er gründen zu den vielen alten. In denen nur immer die ewig alte Politik, die ebenso ewig alten Weltanschauungen, so neu sie sich auch gebärdeten, wieder aufgekocht wurden. Du lieber Gott — vor lauter Weltanschauung war von der Welt schon nichts mehr zu sehen. Nicht mehr als eine freiwillige Turnriege sollte es sein — schlicht und schlecht und recht. Turnen, schwimmen, fechten sollten die Jungen. Eine eigene Schutz- und Trutzwehr sollen sie sich selber sein gegen schwüle Begehrlichkeiten und lasche Lust. Sind wir erst so weit, wird ganz von selbst der Geist sich einstellen — der Geist, den wir haben müssen und haben werden, ganz von selbst.

Eine Riege, eine Reihe. Reihe, das ist der Name, der sagt etwas. Darin ist die harte, treue Gerade. Darin ist das Standhalten und Vorwärtsstürmen zugleich.

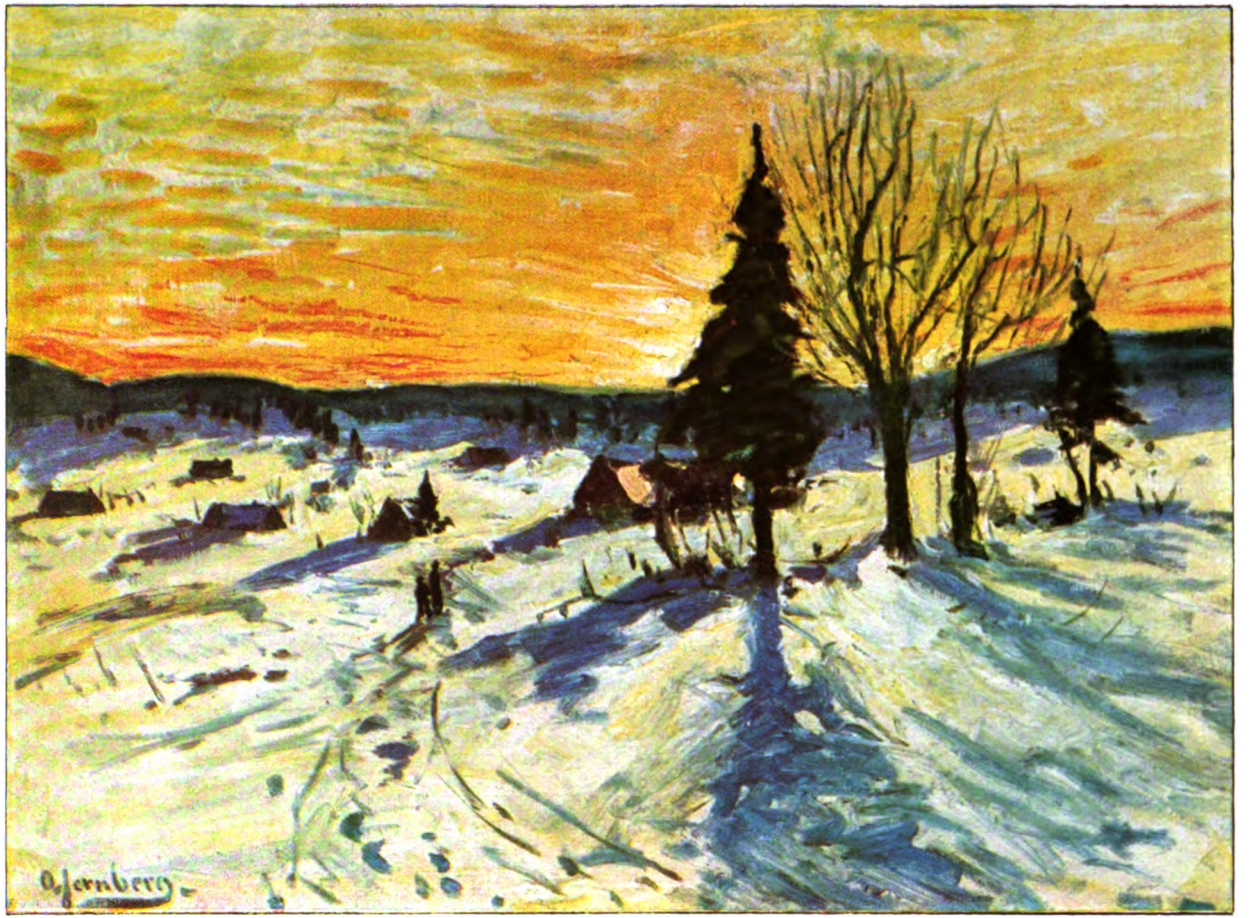
Joachim erzählte dem Jungen von seinem Plan. Alles, was in dem gesund ist, stimmt begeistert zu. Es gibt einen Handschlag — die Reihe ist gegründet. Das Werk ist begonnen, es wird wachsen und sich vollenden.

Wie aber muß der rechte Beschützer sein für diese jungen Schützlinge? Das ‚sera juvenum Venus‘ — nicht versprechen und vorpredigen, vorleben muß er es ihnen. Auch er muß sich in Zucht halten. Auch für ihn muß die Frau über dem Sinnenkult stehen. Nicht die Phantasie der Begierde ausliefern. Hat nicht eine moderne Wissenschaft, selbst neurasthenisch, das Psychische glattweg mit dem Geschlechtlichen verwechseln dürfen!

Wieder der Frau Altäre bauen! Wie die alten Germanen im Weibe — lest nur öfter den Tacitus! — schlechthin ein Göttliches verehrten. Die Frau braucht unsere Verehrung — und unsere Verehrung braucht die Frau. Nur so kann sie wachsen und blühen! Nur so kann sie Herrin sein.

Keusche Gedanken — wie unmodern! Ich sehe grinsende Grimassen. Und auch du bist darunter, du mein geliebter Feind und Vor-

Digitized by Google



Winterlandschaft. Gemälde von Prof. Olof Jernberg
(Akademie-Ausstellung 1924, Berlin)

Digitized by Google

Digitized by Google

gesetzter, Falkner, Schulrat, schöner Mann und schöner Geist, du gesalbter Sendbote der Aufklärung und des Fortschritts.

Aber das laßt euch sagen und daran könnt ihr nichts ändern: ganz gewiß nicht in dem, was Mode ist, eben in dem, was ihr Modegecken unmodern scheltet, ist der Geist der Ewigkeit. — Du aber insonderheit, verehrter Fackelträger in meines Berufes Land, der du auch in dem Kreise meines ganz eigenen Empfindungslebens dich bewegst, das eine bitte ich dich, dir hinter die Ohren zu schreiben: du magst den Freigeist leuchten lassen so viel du willst, du magst meine Wertbegriffe und Urteile als Vorurteile belächeln — wenn du das, was mir verehrungsvoll ist, wenn du die — die, der ich mich neige, auch nur im leisesten anzutasten wagst — dann — dann schreib' ich dir was hinter die Ohren!

⁂ ⁂ ⁂

Falkner war ganz der Mann, sich ohne Säumen und kräftiglich ins Zeug zu legen, und er tat's.

Eine Konferenz war einberufen. Er entwickelte seine Grundsätze. Sprach Gutes über die Arbeit als Inbegriff, als Inhalt, als Wert unseres Lebens. Freude muß die Arbeit sein, nicht Qual. Freiheit, nicht Zwang. Frohheit statt des Frons. Die frohe, die freie Arbeit. Die ewige Frage der Weltbeglückung, so nur ist sie zu lösen. Das Ideal der Tugend, nur so ist es zu erreichen. Wo anders aber als in der Schule ist damit zu beginnen? Die zu allem den Grund legt. So haben wir sie, so ergibt sie sich von selbst, die freie Schule. Trägheit und Gedankenlosigkeit entwerfen schreckhafte Zerrbilder von ihr und tun sie in den Bann. Die erleuchtete Pädagogik aber, die da weiß, daß das immer fragende, immer suchende, nie müßige, stets beschäftigungsfrohe Kind das aktive Moment seiner eigenen Erziehung ist, daß wir in der Kindesseele selbst das große pädagogische Genie haben, und ist keines außer und neben ihm — die erleuchtete Pädagogik begrüßt in ihr jubelnd das Licht und Heil der Zukunft!

„Schnetterengtengteng!" knirschte Joachim vor sich hin zu dieser Fanfarei. Der Kampfruf aber des erleuchteten Pädagogen, die tödliche Nichtachtung all dessen, was bisher im Schulwesen geleistet war, rief den, der hier die Verantwortung trug, rief Kornelius nun doch zum Waffengang in die Schranken.

Er begann leise — er war nun mal ganz und gar kein Klopffechter — und das Kampfaustragen war für ihn nicht das leichte Klingenführen. Kämpfte er, war er bis ins Innerste bewegt, und um Sein oder Nichtsein ging es ihm. Aber bald gewann die bebende Stimme Kraft an dem Geist der Worte.

Er rückte nun schon dieser neuen Heilslehre gehörig zu Leibe, historisch und kritisch. Brachte den Nachweis, daß das Heilsame in ihr nicht neu, vielmehr als ewiges Gut wahrer Erziehungswissenschaft immer bestanden habe, freilich oft genug wieder getrübt und verschüttet worden sei. Gerade diese alte und unsterbliche Heilswahrheit aber hat niemals den Geist der Ordnung verleugnet, hat immer die Schule als ein Gemeinwesen, als einen Staat vorausgesetzt. Von Sokrates an, dessen Methode schon den fragenden Zögling in den Mittelpunkt der Erziehung uno des Unterrichts stellt, bis zu Rousseau, den Philanthropen, zu Pestalozzi und Herbart, die alle dasselbe und nichts anderes wollen. „Das Fragen des Schülers, darin ist die Willkür — das Antworten des Lehrers aber ist ganz auf Willen, auf das Ziel, den Geist, auf — ich fürchte mich nicht vor den verketzerten Worten — auf Methode und geordnetes System gestellt. Ordnung — Ordnung überall das A und das O. Ordnung — Satzung — Gesetz. Und das Ganze: die sittliche Welt. Und seht ihr in Ordnung nur den Zwang — gut, so sag' ich: eine Schule ist so wenig wie irgendein anderes Gemeinwesen ohne Zwang auch nur denkbar. Wird dieser Zwang aber anerkannt — und ganz gewiß erkennen die Schüler ihn an, keiner fühlt im Grunde des Herzens besser als sie, daß sie nur so von den Lehrern beraten, geführt, beschenkt werden können — dieser anerkannte Zwang, der und nichts anderes ist eben die Freiheit. Keine andere Freiheit ist uns zugemessen. Eine freie Schule in diesem Sinne lasse ich gelten — eine andere nicht!"

Zu einer unverhohlen scharfen Absage hatte der Ton sich gestaltet. Noch suchte Falkner zu vermitteln. Obwohl er sich abgekanzelt fühlte und fühlen mußte. „Wenn ich nicht an die Möglichkeit eines Ausgleichs dächte und immer die Sache im Auge behielte, würde ich Ihnen, Herr Direktor, nicht das große beispiellose Zugeständnis machen, das ich Ihnen jetzt biete."

Der Ton war plötzlich kühl und amtlich geworden — alles horchte gespannt auf. „Ich bin bereit, zunächst einmal unter Ihrem Direktoriat, als Lehrer einer Ihrer Klassen praktische Arbeit in unserm Geiste vorzuführen. Eine rein theoretische Abfertigung — mit oder ohne Zuflucht zu Hegelschen Staatsideen — ehe von unserer praktischen Arbeit auch nur die ersten Anfänge wahrgenommen sind, halte ich nicht nur sachlich für vorschnell, sie ist auch rein geschäftsmäßig betrachtet nicht statthaft, da die oberste Behörde die praktische Erprobung, um nicht zu sagen Durchführung dieser Bestrebungen wünscht."

Digitized by Google

Das war nun doch — über jenes förmliche Entgegenkommen hinaus — die Kriegserklärung in aller Form. Hier ging es jetzt hart auf hart, hier hieß es nichts weiter als schwarz oder weiß. Kornelius Boldewiek stand da, erhobenen Hauptes. „Mit Ihrem letzten Worte, Herr Ministerialrat, ist die Lage restlos geklärt. Die ‚Durchführung' Ihrer Bestrebungen ist die Losung. Heißt also: der Hebel wird herumgeworfen, ein ganz neuer Kurs soll aufgenommen werden. Ich steuere ihn nicht. Und teilnahmlos auf der Kommandobrücke stehe ich nicht. Das würde ich aber müssen, wollte ich Ihnen das Zugeständnis machen, von dem Sie sprachen. Damit würde vielleicht der Tatbestand verschleiert. Bestehen aber bliebe, daß ich damit aufhörte, Herr im eigenen Hause zu sein. Der Herr wären Sie, der Beauftragte der obersten Behörde. Wie grundverschiedenen Geistes wir sind, hat mir zur Genüge Ihr öffentlicher Vortrag bewiesen. Was Sie wollen, mag gut sein — ja, Sie mögen dasselbe erstreben, was wir zu erreichen uns bemühen. Ihr ‚Wie' aber legt für mich alles in Trümmer. Dies ‚Wie' ist die Vernichtung. Vernichter aber ist grade genug bei uns. Fängt man nicht — Gott sei Dank! — schon wieder an, unter dem Schutt nach den alten Grundmauern zu suchen? Dabei zu helfen ist meines Amtes. Der fortschreitenden, bewußten Auflösung in meinem Hause — oder in dem von mir verwalteten Hause — eine Stätte zu bereiten darf man mir nicht zumuten. Ich lege also die Verwaltung nieder."

Eine Bewegung ging durch das Kollegium. Forschend wanderten Falkners Augen über die Gesichter. Länger verweilten sie auf Joachims Zügen, die wie in Erz gegossen waren. Dann sprach er hart und hell: „Also Reaktion um jeden Preis."

„Nennen Sie es wie Sie wollen." Etwas Herablassendes hatte Kornelius Boldewieks Handbewegung. Falkner fühlte sie als Backenstreich. Und jetzt geschliffen und schneidend: „Soll ich offiziell Ihre letzte Erklärung als Entlassungsgesuch zur Kenntnis nehmen?"

„Ich bitte darum."

„Diese Wendung der Dinge bedauere ich. Aber Halbheiten sind so wenig in meinem Sinne wie in Ihrem." Dann mehr zu dem Kollegium gewandt: „Die Behörde steht allerdings jetzt vor der Frage, ob sie das Sommerhalbjahr noch als vorbereitendes Interimistikum verstreichen lassen will, ob dann zum Herbst volle Arbeit getan werden soll, oder ob wir sofort in die neue Bahn einlenken. Ich persönlich bin nicht für Interimistika." Er verkündete es mit Haltung. „Aber ich muß zunächst einmal im Ministerium berichten. Durch den Draht natürlich. Morgen schon kann die Entscheidung hier sein. Bis dahin darf ich mich empfehlen. Ich denke, die Herren bedürfen heute meiner nicht mehr."

Sein Ton hatte die ganze Verbindlichkeit wieder gewonnen. Er gab erst dem Direktor, dann jedem einzelnen der Herren die Hand und ging.

Wie eine Betäubung lag es zunächst auf den Zurückgebliebenen. Nur Kornelius stand frei und gehoben da, und Joachim war längst dabei, seine Gegenmine zu legen.

Er sprach denn auch gleich. „Solidarität, meine Herren — das Wort ist übel geworden und hängt einem längst zum Halse heraus. Aber der Sinn bleibt gut. Und wenn irgendwo, hat es hier Sinn. Sinn und die Kraft und den Sieg! Aber bitte um des Himmels willen keine von diesen faulen papiernen Vertrauensvoten für unsern verehrten Herrn Direktor! Ein geschlossenes Zusammengehen mit ihm auf Gedeih und Verderb! Auf Gedeih natürlich! Was glauben Sie, was das für eine Wirkung tut, wenn wir hier in corpore erklären: für uferlose Experimente geben wir uns nicht her! Gegen eine Zerrüttung dessen, woran wir schaffen, lehnen wir uns auf! Sie sollen sehen, was die Welt dann aufhorcht! Und vor nichts hat die Behörde mehr Angst, als vor aufhorchenden Ohren! Hängende Ohren sind ihr Element. Wir aber — was Kollegen? — wir lassen die Ohren nicht hängen! Aufrecht! Und aufrecht, in Reih und Glied mit unserm Direktor Kornelius Boldewiek! So sind wir die Geister los, die wir nicht riefen, und das Feld bleibt unser!"

Der alte Herr sah ihm ins Gesicht mit feuchten Augen. Dann forschten sie über die Lehrerschaft hin. Sie fanden, was sie vermutet hatten: Hier wohl tapfere Augen und gestraffte Nacken, da aber gesenkte Blicke, abgewandte Köpfe, geduckte Rücken. Haben über diese nun doch die „neuen Ideen" Macht gewonnen? Oder ist es doch nur das alte Weltenbild? Ja, ja — Mensch bleibt Mensch, und überall die arme geängstigte Kreatur, armselig und zum Liebhaben, so spricht seine Güte.

Milde winkte er ab. „Ich danke meinem Freunde Joachim Braß für seine Gesinnung. Aber Sie alle wissen, wie Kundgebungen — welcher Art sie auch seien, mir im Innersten widerstreben —"

„Keine Kundgebung," rief Joachim dazwischen, „eine Schlachtordnung zum Kampf und zum Sieg! Die Sache will es."

Nun legte der Alte doch die Finger in

Digitized by Google

die Wunde. „Aber ich — ich will keine Gewissenskämpfe, keinerlei Opfer, keinerlei Märtyrertum — und es würde selbstverständlich ohne das nicht abgehen."

Joachims Ungestüm hatte nun auch innegehalten, er hatte blitzschnell das Gehabe der Gefährten gemustert und sagte sich selbst, daß eine frohe Einheitsfront hier schwerlich zustande kommen würde. Noch glaubte er an die fortreißende Macht eigener Sturmkraft — während Kornelius entscheidend sich so vernehmen ließ: „Nein, meine Herren, wir müssen die Sache anders anfassen. Der Sieg, an den Herr Professor Braß denkt, würde, auch wenn er wirklich uns zufiele, nur ein äußeres Zurückschrecken der Gegner sein, nicht ein inneres Überwinden ihrer Maßregeln — und ohne Regel und Maß. Und darauf kommt es doch an. So weit sich aus ihnen nicht doch diese oder jene Anregung gewinnen läßt. Eben dafür aber sollen Sie alle auf der Wacht bleiben. Und — wie man sagt — getrost die Sache an sich herankommen lassen. Gerade weil es um die Sache geht. Und weil es hier ein Gut zu wahren gilt. Wahren Sie es, jeder nach bestem Wissen und Gewissen. Sie alle haben noch kein Recht, müde zu sein, ich aber habe es."

Nun wandte er es so, und entlastete vollends die flauen, die laschen, die kläglichen Seelen unter ihnen. In Joachim und den Starken wallte es auf. Schon aber schloß der Direktor die Konferenz. Und erleichtert mit der Miene des Mannes, der seinen Todesmut wohlverwahrt im Busen trägt, ging manch einer von dannen, den Joachims „drauf!" in peinliche Bedrängnis gebracht hatte.

Kornelius und Joachim sitzen noch zusammen. Joachim schilt: „Sie haben den Feigen eine Brücke gebaut."

„Tat ich das, so geschah das nebenher. Das Wesentliche ist, daß ich Ihre Kampfmethode nicht billigen kann, lieber Braß. Natürlich hätte ich lieber zum Abschied — nicht so manches lange Gesicht gesehen. Aber wäre das Gegenteil schließlich nicht doch rein dekorativ gewesen? Im Grunde haben diese Bedenklichen recht."

„Recht — ja, sie haben ihr Amt und darum haben sie keine Meinung!"

„Lieber Joachim — betrachten Sie einmal nüchtern die Folgen. Falkner sieht uns doch nicht danach aus, als ob er mit sich spaßen ließe. Auf Unbotmäßigkeit aber steht Dienstentlassung. Wären Sie, damit das große Aufsehen vermieden würde, nicht allesamt geflogen, man hätte Sie einzeln vielleicht versetzt und dann abgehalftert. Unser altes Gymnasium von St. Jürgen aber wäre auf alle Fälle verwaist und verweht! Lassen Sie hier in Gottes Namen den neuen Geist einziehen — und sich selbst ad absurdum führen. Aber vielleicht führt er uns ad absurdum —"

„Glauben Sie das?"

„Nein. Doch trag' ich ja die bekannten ‚Scheuklappen der Reaktion'. Vielleicht auch sind meine alten Augen in der Tat zu schwachsichtig, um das Kanaan zu sehen."

„Und beim Abschied bleibt es?"

„Ja."

* * *

Betti Huswädel war auf dem Kirchgang. Den erlaubte ihr der Vater, von dessen romantischen Verführungsreizen ahnte seine nüchterne Protestantenseele nichts. Das Gesangbuch in der Hand seines Kindes galt ihm als sicherer Talisman.

Jawohl! Sie ging die Marienstraße nicht zu Ende, nahm den Weg nach dem alten Tor und bog dann in die Anlagen ein. Dort an der Teufelskuhl, einem kleinen, geheimnisvollen, von den buschigen, alten Wallgräben umhegten See setzte sie sich auf eine Bank. Und wartete.

Nicht lange, da kommt Benno mit seinem lässigen Schritt um den leuchtenden, blütenstrotzenden Fliederbusch auf sie zugegangen, bricht einen Zweig — ganz nahe steht die große Warnungstafel: „Das Abbrechen von Blüten und Blumen in den Wallanlagen ist strenge verboten und wird unnachsichtig bestraft" — und deckt zum Gruß ihr das Gesicht mit dem süßbetäubenden Frühlingsduft.

Dann küßt er sie. Und dann — so hart nebeneinander wohnen Poesie und Geschäftssinn in seiner Brust — holt er seine Brieftasche hervor und gibt ihr zwei Banknoten.

Mit großen Augen starrt sie auf die Scheine. „Dollars!"

„Nun ja." Sie hat ihm neulich gesagt, daß sie noch niemals einen Dollar in der Hand gehabt habe. „Dein Gewinn."

Ihr schlägt das Herz immer höher. Er aber singt recht lasterhaft vor sich hin:

„Die Lotten, Liesen und Luisen,
Sie alle lieben die Devisen."

Es gärt in seinem Blut. Der nahe Stadtwald lockt herüber mit seinen dunklen Tannen. „Ich gehe jetzt nach Seedorf," sagt er und wehrt sich.

„Jetzt?"

„Ja. Fortinbras mit seiner Reihe wirkt da heute herum. Wettrudern. Vielleicht auch Wettsegeln. Seit unsere Zukunft im Wasser liegt, müssen wir sie eben da wieder herausholen."

Sie weiß wieder nicht, was bei ihm oben auf ist, Spott oder Ernst. Noch hofft sie über Fortinbras zu siegen. „Wer weiß, wann ich wieder einmal Zeit habe."

Digitized by Google

„Das kann ich dir sagen, dein Vater Huswädel mit seinem Klosterverlies und sonstigem finstern Mittelalter — unter Kornelius, der selbst noch weiter zurück im höchsten Altertum hauste, ging ja so etwas. Aber jetzt, wo Falkners Adalbert hier Licht in die Bude bringt —"

„Vater sagt, der will jetzt selbst hier Direktor sein."

„Will er. Der Welt soll was gezeigt werden. Mir kann es ja recht sein, daß es mit der alten Penne jetzt ein Ende hat. Mit all der Schusterei und Schufterei. Herrgott, könnte ich's gut haben. Der Mann ist Freund in unserm Hause. Aber das eine muß ich ja sagen — mein Herz hat nichts mit ihm zu schaffen, das ist nun mal mehr für Fortinbras. Und das Herz ist ein Muskel, mit dem sich nicht spaßen läßt. Was, Bettina?"

Er küßt sie. Aber mehr von oben herab, mit der Miene des Mannes von Welt. Und in dieser Überlegenheit findet er seine Haltung. „Ich hab's versprochen — Fortinbras ruft, die Reihe, der Tugendbund!"

Aufspringt er, winkt seinen Gruß, eilt von hinnen und läßt sie sitzen — den Fliederbusch, den Frühlingsduft in der einen Hand, in der andern die Dollarnoten. Zornig wirft sie den Duft von sich, dem „non olet" wendet ihre Zärtlichkeit sich zu. Dies ist was bleibt. Dies bleibt was ist. Dies ist Macht, dies ist die Weisheit des Lebens.

Sie dachte an die Herrlichkeiten der Welt und der Kaufhäuser, die ihr jetzt untertan waren. Und lüstern spielte sie mit dem Grauen: wenn Vater von ihrem Reichtum wüßte! Von ihrer geschäftstüchtigen Freundschaft und Liebschaft mit Benno. Sie schauerte, eine Verbrecherin. Und durch ihr aufgewühltes Blut flammte die Sehnsucht nach dem Freund.

Benno indessen ging auch nicht so ganz gleichmütig seines Weges. Mehr als einmal war er im Begriff umzukehren. Auch durch seine Phantasie wehte die Dollarnote.

Was war das für ein Flimmern und Glimmern in ihren Augen gewesen, grünlich und grell, das auf die zauberhaften Geldscheine sprühte. War das nicht Gier — nichts anderes, nichts besseres, als was in den Weibern der Badstüberstraße rumorte!

Und der junge Wüstling in ihm ward rege und zog herab und fand in der Gemeinheit seine Reizungen.

Ist Weib nicht Weib! Was macht er denn lange Federlesens! Was dalbert er sich in solch eine Schwärmerei für dieses kleine Bürgermädel hinein! Was putzt er diese Liebschaft platonisch sich auf! Wer weiß, ob das kleine Frauenzimmer ihn nicht auslacht!

Das gab ihm einen Zuck und Ruck — an einem Haar hing es und Fortinbras war vergessen. Aber das Haar hielt. Ein Sauberes, Festes und Kraftvolles in ihm gewann den Sieg. Er schritt den Feldweg weiter durch wogendes Korn. Über ihm war Lerchengesang. Er freute sich auf die See, freute sich auf die Frische, auf gespannte Kraft und wagemutiges Tun! Zum Henker mit der schwülen Laschheit und müden Süße!

Vor ihm eine Gruppe von Jungen strebte demselben Ziele entgegen. Bernhard, Dibrand, Fritz Prüter, Hans Weinhold und ein paar andere. Sie debattierten natürlich.

Jetzt hatte Hans das Wort, er war hier nur mit halbem Herzen dabei, eigentlich hatte ihn nur die Neugierde seines spitznäsigen Busenfreundes Prüter der Reihe zugeführt. Er fühlte schon, daß seines Bleibens nicht sein würde. Seinen Hedonismus predigte er. Sein Überschwang suchte vielmehr bei Falkner das Seelenheil.

„Eigentlich habe ich ja mit Fortinbras ganz und gar nichts gemein. Und was soll diese plumpe Athletik."

„Warum bleibst du denn nicht zu Hause!" rief Dibrand kurz.

„Wenn es nicht Fortinbras wäre —"

„Ach!"

„Er hat nun mal was!"

„Wirklich!"

„Und dann hofft man doch immer, daß er selbst endlich da mal herauskriecht — aus der Philisterei, aus dem alten Ehgestern."

„Ihr großartig Zeitgemäßen!" rief Bernhard dazwischen.

„Bildet euch bloß nicht zu viel ein." Und er deklamierte:

„Ihr Leute
von heute,
was ist eure Beute?
Aus Restern
von gestern
das Morgen
zu borgen!"

„Daran könnt ihr nun nichts ändern, Falkner ist Trumpf. Und ich begreif' euch nicht! Was habt ihr, gerade ihr immer gegen die Fuchtel räsoniert! Aber jetzt, wo ihr sie noch nicht einmal los seid, rutscht ihr schon wieder betend vor ihr auf dem Bauch."

Jetzt gesellte sich Benno zu ihnen. Dem Klassenbewußtsein der Primaner, das ihn, den Tertianer, ablehnen wollte, hatte seine thronende Gelassenheit sich längst gewachsen gezeigt. Jetzt nahm ihn mit mancherlei Fragen die Neugierde in Anspruch: er sollte von Falkner, mit dem er so gut bekannt war, Näheres erzählen.

Digitized by Google

Mit seiner kühlen Welterfahrung sah er auf die andern herab, die alle viel mehr Schuljungen waren als er. Er war erhaben über ihre Sorgen und konnte die Gefährten von oben abkanzeln.

„Ich weiß nicht, was ihr euch so aufregt. Schule bleibt immer Schule. Und Schulmeister bleibt Schulmeister. Ob Adalbert Falkner oder Kornelius Boldewiek. Wenn es den neuen Onkels wirklich ernst ist mit dem, was sie reden — von Freiheit des Kindes und so weiter — dann beanspruche ich zunächst einmal für mich die Freiheit der Wahl, ob ich überhaupt zur Schule gehen will oder nicht. Sonst ist das alles doch bloß Geschwafel."

Zu diesem erhabenen Nihilismus machte sogar Hans Weinhold, der schrankenlose Hedonist, seine größten Augen.

„Wenn ich schon von freier Arbeitsschule reden höre!" ließ Benno sich weiter vernehmen, er war in der Geberlaune. „Frei und Arbeit — als ob irgendein Mensch auf der Welt freiwillig arbeitete! Frei und Schule — schulfrei kann man wohl sein. Aber freie Schule ist doch derselbe Schwindel wie freier Zwang."

Nun stieß auch Hans in sein Horn, und er blies es mit Macht. In Zuckungen läge die Zeit — aber Freiheit und Freude würde sie gebären. Das Glück, sein Leben voll auszuleben, jedem Gefühl und jedem Gedanken Wesen zu verleihen — unserm Geschlecht würde es beschieden! So würden wir noch hinauswachsen über das hellenische Ideal! Endlich würden wir aufhören, uns vor uns selbst, vor unsern eigenen Empfindungen zu fürchten. „Die große Offenbarung lautet, daß jedes unterdrückte Gefühl, das in unserm Innern schwären, das unsern Geist vergiften muß, Sünde ist!"

„Hoch genug gehst du ja in die Luft —" bemerkte Benno, er lachte ihn innerlich aus und freute sich des Dämpfers, den er draufsetzte. „Aber wenn du glaubst, daß Adalbert mit dir fliegen wird —! Pauker, und wenn sie auch noch so ausgelassen tun, Pauker fliegen nicht. Und dann hast du doch wohl gehört oder gelesen — belesen bist du ja wie einer, aber ich kann dir auch eine Pille drehen: die wildesten Freiheitsmänner sind noch immer die größten Tyrannen gewesen!"

Für all solche Klugschnakerei der Gelbschnäbel war dann, als sie erst bei Joachim waren, kein Platz. Knochen und Muskeln wurden herangenommen. Die roten Blutkörper fraßen das blasse Spintisieren. Hier war alles Sache und Sachlichkeit, Entschlossenheit, Handeln und Wagen.

Gleich ging es ans Werk. Ein Wettrudern sollte das erste sein. Nicht auf spitzen, nadelfeinen Rennbooten — die hatten sie nicht und die brauchten sie auch nicht. Die schweren, plumpen Fischerkuffen taten es auch, ja sie taten mehr, denn sie machten mehr Mühe. Geschwindigkeit aber ist etwas Relatives. Und der erste ist Sieger in Stunden so gut wie in Sekunden.

Hier vor Joachims Vaterhaus ist der Start. Dort drüben die Landzunge ist das Ziel. Fortinbras kann Starter und Zielrichter zugleich sein. Es ist guter Wind für sein kleines Segelboot, er kann noch unterwegs die Kämpfenden überwachen und lange vor ihnen das Ziel erreichen.

Joachim war schroff und kurz angebunden, Hans Weinhold und Gesinnungsbrüder mit ihren Lustbegriffen vom Leben sträubten mehrfach ihr Gefieder. Die „Reihe" war ziemlich dünn geblieben, das war dem Führer eine Enttäuschung. War es noch das Rechte mit seinen Jungen, mit der deutschen Jugend? Ließen sie nicht jetzt von der Nähe des neuen Scholarchen wie von einem erschlaffenden Schirokko willig sich anwehen?

Und wieder schwirrte über seines Sinns gespannte Saiten das Wort des Bruders: Was gehen dich fremder Leute Kinder an! Und hier, wie wob um ihn die Heimat ihre alte Macht, wie zog und lockte die See. Und den Männern hier fehlte der Leiter.

Es wird ja doch nichts mit den Jungen — nicht das, was er will. Er hat auf eine begeisterte Schar gerechnet — nun kommen sie mit langweiliger Geschäftsmäßigkeit, aus trockenem Pflichtgefühl die einen, aus Neugierde die andern —

Herrgott, er selbst ist doch auch ein Kind dieser dürftigen, spröden Zone, und wie flammt es in ihm! Eigentlich nur in Dikrands Augen ist die Freude entzündet. Bei Benno, auf dessen Züge sich seine Blicke suchend, beinahe bittend legen, ist wieder diese niederträchtige Gleichgültigkeit obenauf, von der man nicht weiß, ob sie nicht als Blasiertheit mit sich selber kokettiert. Und Fritz Prüters, des greisenhaften, schnüffelnde Nase — hat sie nicht alle Anwartschaft, mit einer deftigen Faust in Berührung gesetzt zu werden!

Schon aber spürt er, wie seine eigene Unlust, sein Übelwollen, das Verdrossene, Verbohrte und Abgekehrte auf den Sinn der Jungen sich wälzt und sie selber einriegelt in ein Mißtrauen, eine Verstecktheit. Was hat er doch damals auf dem Vortragsabend vom Lebensrhythmus zwischen Erzieher und Zöglingen für schöne Dinge zu reden gewußt! Und jetzt ist er wieder dabei, die eigene Losung, den eigenen Wappenspruch, das eigene Bekenntnis zu verleugnen.

Digitized by Google

Er richtet sich auf, steckt den Kopf heraus aus dem Dunst. Und an den aufleuchtenden eigenen Augen entzündet er den Jugendmut seiner Gefolgschaft.

Die Glieder gerührt, heißt es. Die Jungen sitzen in den Booten. Kraft und Geschicklichkeit ist, so gut es geht, verteilt. Fünf Fahrzeuge sind es mit fünf Insassen — vier rudern, einer steuert. Der Wind, ein leichter Südwest, fällt ihnen in die Flanken, übermütig stoßen die kleinen kurzen Wellen. Arbeit gibt es schon.

Nun los! Mit federnder Kraft legen die jungen, geschmeidigen Körper sich in die Riemen.

Joachim und Dibrand, den er als Gehilfen sich erkoren, bringen das Segelboot in Fahrt. Bald überholen sie die Rudernden, kreuzen noch ein paarmal vor ihnen auf und erwarten sie dann am Ziel.

Das Boot, das Benno steuert, ist das erste. Herzlich froh ist er seines Sieges. Wie aber freut sich Joachim des rotbäckigen Jungenglücks auf diesen Zügen! Wie viel näher rückt ihm der Junge so, mit dem starken Bewußtsein eigener Kraft und eigenen Könnens. Wie durchdringt es ihn, daß er ihn so richtig an die Hand genommen hat, daß er so mit ihm auf dem guten Wege ist.

Und dann wurde eingehend Kritik geübt, nicht von ihm allein, auch von den Jungen unter sich. Die Boote wurden an Land gezogen. Darauf ging es zur Rast und zu kurzem Frühstück nach der andern Seite der Landzunge, die bewaldet war.

Ein nordischer Urwald. Riesen vom Windbruch geschlagen, vom Blitz getroffen und doch nicht gefällt. Trotzig recken die Stämme mit den verharschten Wunden, den wulstigen Auswüchsen ihre Kronen himmelan. Felsen kauern zu ihren Füßen. Um Steine klammern sich ihre Wurzeln. Unter den niedrigen Vorposten nach dem Wasser zu, den Weißdorn- und Schlehdornbüschen, den Birnbäumen ragen als hohe Führer wettergefurchte, sturmzerzauste Eichen. Sie fürchten das Meer nicht, ob es ihre Füße umbrandet, ihr Wurzelwerk unterwäscht. Dahinter mächtige silbergraue Weißbuchen, domartig gewölbt. Und geschützt im Innern Rüstern, Ahorne, Vogelkirschen. Auf dem Waldboden aber, die bemoosten Findlinge umsäumend, weite Farngründe, menschenhoch.

Joachim erzählte den Lagernden von einzelnen Bäumen, den Vertrauten seiner Kindheit. Den Adlerbaum zeigte er ihnen, auf dem er selbst noch den Seeadler, den jetzt fortgewanderten, hatte horsten sehen. Auf eine Seltenheit wies er. Zwei zärtliche Schwestern unter den Buchen, die eine hat den Arm um die andere so innig gelegt, daß allmählich dieses Glied ganz mit ihr verwachsen ist, von seinem Stamme sich gelöst hat und auf dem neuen weiter grünt.

Dies alles ohne Lehrhaftigkeit. Er wollte hier nicht geistig werden. Natur und Körperlichkeit hatten ganz das Wort.

Die Sonne fing an, es gut zu meinen. Die See war noch kalt, treibendes Eis im Norden trotzte noch immer dem Frühling. Aber Joachim erhob sich. „Jungens, wollen wir baden?“

Ein laut einstimmiges „Ja!“ Niemand hat Badezeug bei sich. Was tut's? Sonne und Wind müssen trocknen. Freiluftmenschen sind sie. Sonnenkinder.

Gleich sind sie entkleidet. Über die weiße Seide der leuchtenden jungen Körper knistert die Sonne. Sie stürzen sich in die Flut, schlagend, spritzend, sprühend.

Die blauen und grünen Tinten des Wassers fliegen auf in Schaum und ziehen flatternde Regenbogenschleier durch die Luft. Es ist ein Mittagsjubel des Lichts und der Farben. Die Schwimmer streben hinaus in die Flut. An den weißen Schultern zerstieben jauchzend die leuchtenden Wellen.

Bitterkalt ist das Wasser. Das Schaudern und Zähneklappern befreit sich in frohem Kreischen und Brüllen und Schreien. Deutsche Jungenkehlen — die Nereiden entfleuchen. Poseidon hält sich die Ohren zu.

Und dann zur Sonne, der guten, liebenden! Im Sande liegen die glitzernden Körper, auf den warmen Felsblöcken hocken sie, zu Füßen der ungeschlachten, tappig und treu hütenden Eichbäume, der uralten Wächter des Strandes.

Die heroische Landschaft, belebt von jungen Heldenleibern. Deutsche Jugend, so will ich dich, so glaube ich an dich! Joachim atmet freudig und tief.

Der schläfernde Mittagsglast kost über sie hin. Wohlig strecken sich all die flimmernden, schlanken Glieder. Und alles blinzelt träumend in die lichtbebende Welt.

Lauschend hinter einer machtvollen Esche steht der große Pan. Er hat seine stille Freude — dann und wann spielt er halblaute Weisen auf seiner Hirtenflöte, die mit den Vogelstimmen sich mischen. Jetzt aber, da ihn offenbar die spitze Nase von Fritz Prüter wittert, der ihm zunächst lagert, und wie denn der Junge, gleichsam ihm zur Feier, homerische Verse, wenn auch halblaut und halbdrusend zu deklamieren anfängt, jetzt nimmt er Reißaus. In panikartiger Flucht tragen den großen Pan seine Bocksbeine über Stock und Stein, und er zerreißt die zarten Gespinste der Mittagsgöttin.

Digitized by Google

Die Schleier fallen von den Träumenden. Joachim, der sich wieder anzieht, bringt sie nun alle auf die Beine. Eine kurze Rast soll noch gehalten werden, dann wollen sie zurückfahren und im Dorf Mittag essen.

Ein Teil der Landzunge ist altes Braßsches Familiengut. Hier ist früher eine kleine Bootswerft in Betrieb gewesen, Joachim hat als Junge hier selbst die Hände gerührt und mit welcher Freude! Jetzt geht ihm etwas auf. Wie, wenn seine Jungen hier eine Arbeitsstätte sich schüfen!

Der lahme, lustlose Handfertigkeitsunterricht in der Anstalt — kaum aufgeblüht, ist er schon wieder verwelkt. Hier aber ist Freiluftwerk. Daß die Jungen handwerken, frei und freudig, wie eine Erlösung ist das! Und daß eine werktätige Gemeinschaft sie zusammenschließt — keine bessere Grundlage für die staatliche, die nationale Erziehung. Wahrlich, nichts Neues ist dies. Aber wahrlich was Gutes.

Er spricht mit Bernhard, der eines Schiffszimmermanns Sohn ist, der nicht daran denkt, seine Abstammung zu verstecken, und der hier gern Zusammenhänge gelten läßt. Mit ihm und den meisten der Schar macht er einen Weg über den alten Werftplatz.

Eine kleinere Gruppe, um Hans gelagert, ist ästhetisch aufgelegt. Auch Benno ist unter ihnen, den seine Neigung, an Weinholds schwärmender Schöngeistigkeit sich zu reiben, hier festgehalten hat.

Hans deklamierte ihnen sein neuestes Lied. Von einem Mädchen, rosenumgürtet. Rosenumgürtet — das war das Bild, das über allem thronte wie der leuchtende Glorienschein — rosenumgürtet, in jedem Rundreim sang und klang es so.

Sie hörten zu, verschiedenen Sinnes, bezwungen, hingegeben, gelangweilt, widerstrebend. Hans hätte das Publikum Publikum sein lassen sollen und nicht, wenn auch noch so leise tastend, an die Kritik rühren. Jetzt aber, da er das Urteil hervorzulocken, die Frage tat: „Ich hab' noch keinen Titel — wie soll ich dies Lied nennen?" — da funkelte in Bennos Schlingelaugen die Niedertracht auf. „Nenn es: Das Mädchen mit der Gürtelrose. Hab' ich auch einmal gehabt. Böse neuralgische Schmerzen — hohes Fieber. Ekelhafte Packungen. Armes Kind."

Der gekränkte Dichter, der sich schnaubend vor dem also Sprechenden aufgepflanzt hatte, fand erst allmählich die Worte, aber die waren dann auch danach: „Bist du überhaupt gefragt! Gehörst du überhaupt hierher! Du dummer Tertianer du! So dumm wie frech!"

Benno blieb noch auf der Höhe, wenn es in seinen Schläfen auch zu zucken begann. „Für die Gescheitheit eines Menschen geben dir also doch die Schulklassen den Maßstab. Wie reimt sich aber das mit dem, was du, gerade du immer predigst von unserm ganzen Schulsystem —"

„Glaubst du, ich lass' mich mit dir auf Erörterungen ein?" Er schäumte, da er sich unterlegen fühlte. Und er hob den Arm. „Dies ist das Sprachrohr für dich und deinesgleichen."

Benno war auf die Füße gesprungen. Die feinen Nüstern standen gebläht, in den Augen war ein grausamer Glanz, in der rechten Schläfe hob sich die blaue Ader wie ein Strang. Auf der geschürzten Oberlippe war unsägliche Verachtung. Er wollte nicht schimpfen, aber die gehobene Hand brachte ihn um die Fassung. Und von seinen Lippen kam es, ohne jeden Stimmaufwand, hart und hell: „Das Sprachrohr des Proleten." In dem Tone war etwas von einer Klinge, der weiche Phantasiemensch in Hans bebte zusammen.

Schon aber hatten sich die Verständigen ins Mittel gelegt. Und Fritz Prüter sprach mit seiner dünnen, geistigen, geschlechtlosen Stimme: „Keine Katzbalgereien im eigenen Heerlager!" Und mit trockner Ironie: „Der Feind steht draußen."

Die Bewegung indes hatte ihre Wellen zu Joachim und seiner Schar hinübergesandt. Sie standen nicht weit, nun kamen sie näher.

Joachim sah diesen fremden, geschärften wie geschliffenen, eigentümlich grausamen Ausdruck in Bennos Gesicht. „Was wird denn hier?" fragte er.

Scheu vor der Instanz, die er doch immer war, und die Angst vor jeglicher Angeberei hielten die Jungen im Bann. Dann sprach Fritz in seiner farblosen Art: „Eine Meinungsverschiedenheit."

Joachim musterte die beiden. Er sah auf den ersten Blick, daß es ihnen an die Ehre gegangen war. Er wußte, daß es bei den Jungen nur eines gab, was dem drohenden Gift den Einlaß wehren konnte: ein schnelles, ehrliches Austragen der Feindschaft.

„Es wühlt sich da etwas in euch hinein — schafft euch das in redlichem Männerkampf vom Halse!"

Die beiden werfen wie auf Kommando die Oberkleider ab. Zum Ringkampf treten sie an. Der Kreis schließt sich, zu Richter und Unparteiischem sind Dibrand und Bernhard als anerkannt sachkundig bestellt.

Beide Kämpfer sind keine geschulten Ringer, aber sie wissen, worauf es ankommt. Kurz schärft Dibrand ihnen noch einmal die Regeln ein. Bernhard befiehlt: „Los!"

Digitized by Google

Und die beiden suchen sich zu packen. Noch schlagen die Hände die Griffe zurück, dann halten sie sich umschlungen. Hans, der schwerere, wuchtigere, sucht Benno das Kreuz durchzudrücken. Er ist auch der Ältere, — und fanatisch ist seine, des Phantasten, Eitelkeit.

Durch Benno braust es von ehrlichem Haß auf den Gegner, der es gewagt hat, die Hand gegen ihn zu erheben. Das Ringen genügt ihm nicht, die Waffen hätten sprechen, Blut hätte es geben müssen. Aber unter ihn, auf den Boden soll der Bursche. Knien will er auf ihm. So wild und zornig ist sein Wille.

Doch gesammelt und besonnen ist seine Kraft. Hans verpufft sich in allzu heftigen, nutzlosen, einseitigen Versuchen. ‚Wenn du weiter nichts weißt, als dies eine!' denkt Benno, den nie sein Urteil, seine geistige Schnellkraft verläßt. ‚Immer dasselbe, du Sturmbock, du Stumpfbock! Willst du mich müde kriegen? Dich machst du mürbe. Und dann sollst du sehen.'

Er knirscht seine Besonnenheit in sich hinein. Und dann ist es soweit. Hans hat sich gründlich verausgabt. Das weiche Dichterherz ist im Erlahmen. Benno aber atmet schnittig, strittig und hart. ‚Jetzt kriegen wir dich, jetzt haben wir dich — geliebter Hedonist du! Hedone heißt ja wohl das Vergnügen — dein Vergnügen sollst du haben!'

Benno bekommt glücklich den Untergriff — der Feind liegt am Boden, seine rechte Schulter rührt den Rasen. Sieg!

Mit flüchtiger Noblesse bietet Benno dem Überwundenen die Hand. Dann dreht er ihm den Rücken. Die ganze Angelegenheit entfernt sich schon von ihm. Auf dem Triumph herumreiten, das liegt ihm nicht. Doch freut ihn immerhin der Erfolg.

Joachim aber blickt mit Genugtuung auf seinen besonderen Schützling und das, was er vor sich gebracht hat. Ganz in seinem Sinne wird so das Land gepflügt für gesunde Saat. Doch hütet er sich wohl vor Lobeserhebungen, nur ein fast selbstverständliches „Wacker!" steht in seinem Auge.

Und dann ist es beschlossene Sache, daß sie beide am Nachmittag die Mutter aufsuchen.

* * *

Die andern Jungen machen eine große Strandwanderung. Joachim mit Benno steuert auf den Wartturm los. Ihm ist es, als nicke der alte Bursche freundschaftlich ihm zu: wir beide wissen miteinander Bescheid! Nun sollst du sehen, wie es aus deinen alten Träumen aufwächst — ein junges, starkes Glück! Ein schönes Bild malt er sich. Alles, was er an Frische und Frohmut in sich aufgetrunken hat, von See und Wald und von der Jugend — er trägt es vor seine Frau. Daß es zum Labsal ihr selber werde, ihr selbst eine Stärkung für Geist und Sinne, eine Erneuerung, eine Erhebung aus Wolken und Dunst zu freiem Atemholen.

Auch ihres Jungen Wesen ist vollgesogen von demselben Geist. Doppelte Heilkraft wird sie überströmen. Ausgefegt wird der Duft dieser verlogenen Modernitis. Moderduft, wenn er auch noch sehr als Frühlingswehen sich gebärdet.

Er hat den Arm des Jungen genommen. Der plaudert ganz kindlich mit ihm — vom Ringen, daß ihm dabei ein paar wundervolle Kunstgriffe und Finten aufgegangen seien. Er glaubte überhaupt, daß er zum Ringen ein ausgesprochenes Talent habe. Ob sie nicht in der „Reihe" eine besondere Ringschule errichten wollten.

„Ja, eine Palästra!" Hier kann Joachim nun getrost die Wissensquelle sprudeln lassen.

Niemals hat Benno freudiger Belehrung angenommen als jetzt, wo er von der „Pale", dem Ringen der Griechen, vernimmt, der die ältesten Palästren ganz ausschließlich gewidmet waren, von den Ringkämpfen bei Homer, von der Ringkunst des Mittelalters, der ein Albrecht Dürer seinen Griffel lieh.

Die Geschichte des Kampfes, die älteste, ursprünglichste aller Wissenschaften, so wahr der Kampf der Anfang aller Dinge ist! Und aller Dinge Herzschlag bleiben wird bis zu ihrem Untergang.

Glücklich ist Joachim, daß er den Jungen so weit hat. Hier ist der Grund, auf dem sich bauen läßt. Und gibt es einen besseren Gehilfen für ihn, die Mutter seinem Geiste, seinem Wesen, seinem Leben zu gewinnen!

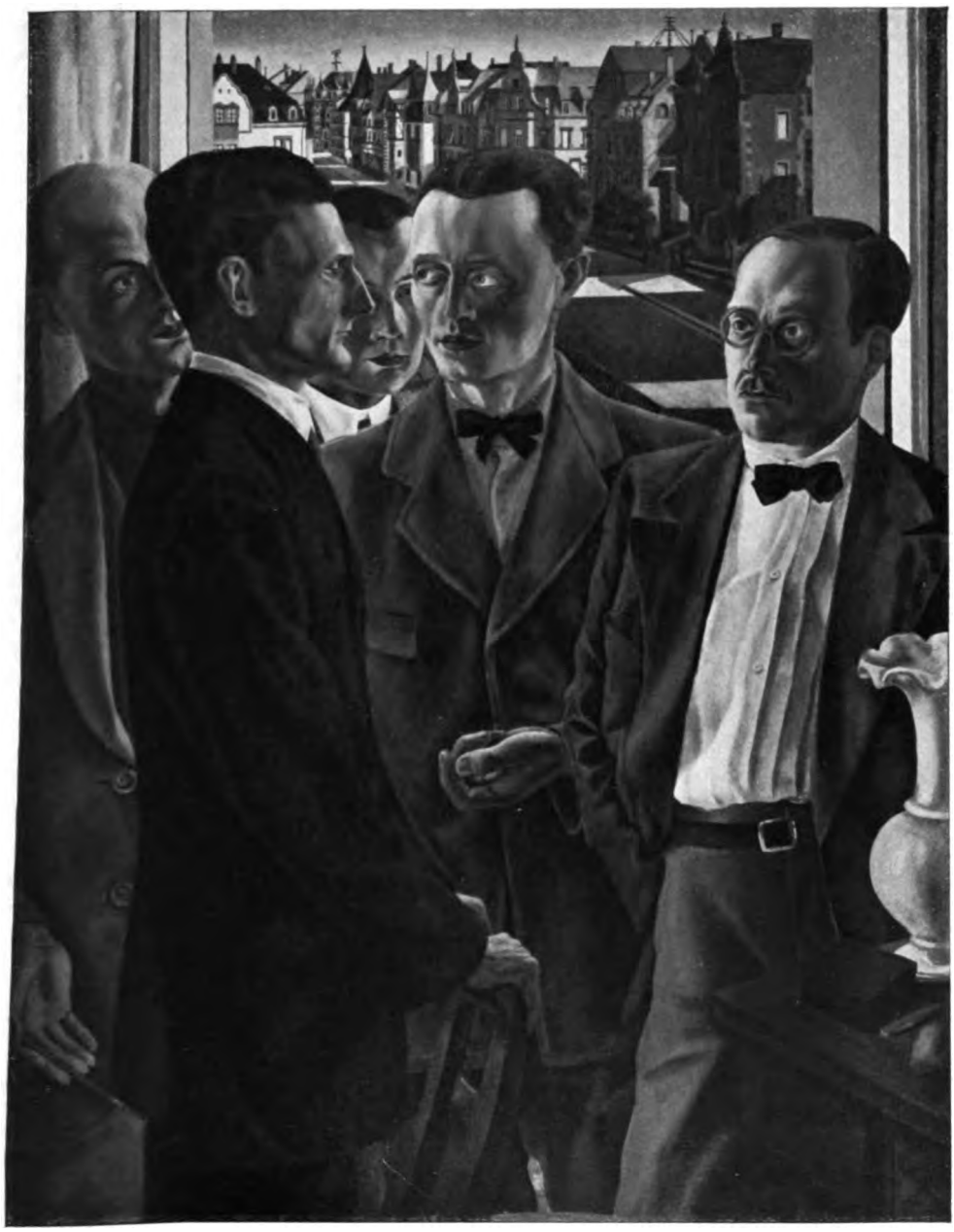
Beschwingt von diesem Gedanken tritt er durch das Tor auf den Hof. Klavierspiel tönt ihm entgegen. Er steht und lauscht und fährt schmerzlich zusammen. Vierhändig spielen sie. Er findet sie nicht allein. Der Virtuos ist bei ihr, ihr Lehrer. Und was sie spielen — er stöhnt auf — ist diese schwere, tropfende Süße Potschinakscher Herkunft, ihm verhaßt bis in den Tod.

Jetzt muß auch noch Benno sagen: „Ist er schon wieder da? Er war doch erst Mittwoch hier."

Die Bitterkeit und Düsternis in ihm wächst. Aber dann zuckt es hell hindurch: der Junge ist ja dein Bundesgenosse! Auch ihm ist der andere zuviel und im Wege.

Und wieder ein Gefühl der Scham: brauchst du einen Bundesgenossen? Bist du nicht selber Manns genug, was dir gehören muß, dir zu erringen, selbst und eigen dir dein eigenes Leben zu schaffen?

Digitized by Google



Die Freunde. Gemälde von Prof. Wilhelm Schnarrenberger
(München, Ausstellung der Neuen Sezession 1924)

Digitized by Google

Digitized by Google

Festen Schrittes geht er die Treppe hinauf, Benno öffnet ohne Zaudern die Tür zum Musikzimmer, und sie treten ein.

Erst spielen die beiden ungestört weiter, sie mögen an solches Eindringen von Benno gewöhnt sein und annehmen, er sei allein gekommen. Dann aber macht Bogumil eine halbe Kopfdrehung, und da er Joachim gewahrt, bricht er ab, mit einer Bewegung höchster Ungehaltenheit.

Nun wendet sich auch Eva, nicht gleich findet sie sich zurecht, dann erhebt sie sich langsam, den Gast zu begrüßen. In ihren Augen ist noch ein Schwimmendes, Verlorenes, das ihn zurückstößt. Die schwüle, feuchtwarme Hand, die sie wie mechanisch ihm reicht, läßt er gleich wieder fallen.

Dann spricht er hell und hart: „Verzeihung — für diesen gedankenlosen Überfall!" — Verbeugt sich und geht schnell.

Er löst sich von Bennos Blicken, die seltsam aufgestört, überrascht und fragend mit ihm wandern. Draußen stürmt er an den Strand, er braucht die See, ihre Weite, ihr Leuchten, ihr Rauschen.

Hier findet er sich zurück, und ausgelöscht wird, was er an Schrecken mit sich herumträgt vor den Augen dieser Frau, vor diesem Aufgelösten, diesem zerfließend Hingegebenen. Wem hingegeben? Der Musik, dem Musikanten? Von dem stammt diese Musik! Weich ist sie und welk und überreif und faulig — zum Ekel!

Es webt um ihn dieser Dunstkreis, aus dem er sie herausholen will. Aber sie — will sie sich da herausholen lassen? Er, der Befreier — wie lächerlich sind diese Erlöser mit dem Nichts in ihren starken, leeren Händen.

Was hat er sich da vorgepinselt, welch eine bildschöne, rührende Familienszene! Sie, der Junge und er — sie drei in gehobenem Beisammensein. Geläutert, veredelt, gehalten und geschützt — jedeiner von dem andern. Hand in Hand — und den Arm um die Schulter gelegt — eine Gruppe zum Photographiertwerden hold!

Dann fährt ein scharfer Blitzstrahl durch dieses Wettern: hab' ich nicht den Jungen im Stich gelassen? Ihn, um den es mir ging! Nun steckt er drin in dem Brodem. Und seine frische Kraft, die eben erwachte, die ich stärken und hüten wollte! Immer wieder wird sie sich wieder einlullen und einparfümieren lassen. Und neuer Unfug wird in dem Dunst emporschießen wie wucherndes Unkraut. Was wird jetzt bleiben von Wald und See und Siegerstolz! Gibt es was Schlimmeres für den jungen Spartaner als sybaritische Luft?

Der Junge — ja, ging es mir denn ehrlich um ihn? War er mir nicht Mittel zum Zweck? Ist es nicht die Frau und immer die Frau, der Sinn und Sinne und Geist und Wille anhangen?

Ist dies der Lohn dafür, daß es solange kein Weib für ihn gegeben hat! Daß er alle Empfindungen hütete und wahrte für die Eine, die Zukünftige, die Erwählte!

Das Idealweib — wie lächerlich! Das Gegenstück zu dem bekannten Bild von dem idealen Gaul, der alle Pferdekrankheiten in sich vereinigt. Nächstens ist er doch alt genug, um klug zu sein. Hat er nicht genug vom Weibe erfahren, um die alte Litanei von den Tücken und Rücken des andern Geschlechts mitsingen zu können!

Was er sich nicht nach eigenen Erlebnissen selber zusammengereimt hatte — konnte man es nicht hören und lesen bis zum Überdruß? Von des Weibes Art, wie es in ihr brodelt, dem Hexenkessel, darin alles Üble und Gute dieser Welt durcheinander gemischt sei. Das Weib mit seiner genialen Güte und ebenso genialen Niedertracht. In einem Atemzug von lachender Grausamkeit und tränenseligem Mitleid, aufopferungsvoll und tückisch, unendlich begeisterungsstark und ebenso unendlich leichtfertig, Ungeheuer an Vergeßlichkeit und Heilige in treuem Gedenken, so tiefsinnig wie gedankenlos, so feinfühlig, so geschmackvoll wie roh.

Ja, ja — so geht sie, die alte Weise vom Weibe.

Das Weib — immer und immer! Nun aber das eine: ist die Mutter nicht Weib? Seht ihr! Waltet aber das Wort Mutter über ihm, wie anders ist das Bild! Als jenes, das nur die Sinne sehen! Nur die Sinnlichkeit, die alles verzerrt, herabzieht und schmäht!

Und wieder: muß ich die Frau, die mich entflammt, nicht so betrachten, ob ich sie zur Mutter meiner Kinder machen, ob ich in ihr den Lebensfunken entzünden, ob ich mit ihr an der Zukunft, an der Ewigkeit schaffen will?

Ist Eva die Frau, die ihm Kinder gebären soll? Nein und nein, ruft die mahnende Stimme, die alles übertönt. Aber da sind die Klänge im Grunde, die lachen über dieses Nein.

Und in ihnen blüht die Sehnsucht. Blüht, ja blüht. Und nur aus dem Blühen können Früchte werden.

Er ist in den Dünen, er wirft sich in den Sand, breit auf den Rücken, und spreitet die Arme wie ein Gekreuzigter.

Ruhig atmet das Meer. Wie brandet sein Pulsschlag dagegen an!

Digitized by Google

Er horcht auf sein Blut, wie darin die Sehnsucht braust. Laut und stark rauscht hier der Strom, trägt ihn schaukelnd und wirbelt ihn fort — es schwindeln die Sinne — bis schmerzlich und hart eine Kraft hineingreift — ein Herrscherwille — und das machtvoll stolze Bewußtsein: ich bin über meinen Trieben, ihre Kräfte sind mir untertan, ich kann sie meistern, kann haus mit ihnen halten, kann sie bändigen. Bis ihre Zeit gekommen ist, schöpferisch zu werden, aus dem vollen zu schaffen — ein Bild, das mir gleich sei.

In solchem Augenblick atmet er tief und erringt sich Ruhe. Und sucht die Wellen seines Blutes in Einklang zu bringen mit dem Herzschlag der See. So — so — so — gleichmäßig, still und groß wie die Wogen da draußen sich heben und senken, so lebt es in seinen Lungen. Und der reine, weite Odem des Alls löst all das dunkel Schleichende, zitternd Verstohlene, dumpf und schwül Brauende in seinen Adern.

So behält dieser Tag, der Tag der Jugend, seine Weihe, die Weihe der Kraft.

Er denkt an seine Jungen, an seinen Jungen Benno, den er zum Schildknappen sich erkoren. Und jetzt leben dessen Augen wieder vor ihm auf, der Blick, mit dem der Junge seine Umkehr, sein Fortstürzen aus dem Hause der Mutter begleitet. Seine Flucht.

Mußte das Brüske, Leidenschaftliche, das in das Reich der Mutter einbrach, nicht neue Regungen in ihm aufscheuchen — neue Fragen in ihm, dem bisher die Mutter fraglos war.

Unvergeßlich, wie er ganz Kind in ihre Arme sich schmiegte mit einer Zärtlichkeit, in der die Andacht lebte. Das „immaculata", dieses Mysterium der Kinderseele, mit dem jedeiner vor der Mutter steht, so viele, so frühe, so häßliche Narben er vom Leben trägt — das „immaculata", ein Heiligtum selbst dem verwahrlosesten Knabengeist, darf nicht bewegt und getrübt werden.

Gedankenverloren schweifen Joachims Blicke das Ufer entlang. Da hinten geht ein kleines Fahrzeug in See — richtig, das ist das Boot von Vater Elvers, das der Junge sich gekauft hat. Nun macht er wohl allein seine Probefahrt. Hätte er selber nicht als Mentor dabei sein müssen? Ihm ist zumut, als sei das Band, kaum geschlungen, schon wieder im Begriff, sich zu lösen. Durch seine, seiner Heftigkeit Schuld, seines eitlen, selbstherrlichen Ungestüms!

Er steht auf den Füßen, streckt die Arme, hebt die Brust gegen das Meer und atmet die Weite ein. Wie töricht war mein Benehmen — so fortzulaufen — jungenhaft — gekränkt wohl gar! Gekränkt — wodurch und worüber?

Nur das eine gibt es: das dumm Vorschnelle und Übereilte wieder gutmachen. Die Musikstunde wird ja nicht ewig dauern. Den Besuch wiederholen — jetzt zu gelegenerer Zeit. Und gibt es Nebenbuhler, gilt es eben, sie zu überwinden. Nur ehrlich Auge in Auge, im Nahkampf kann das geschehen. Nicht in Schmollen und Grollen, dem albernen, aus der Ferne.

Soll er auf den Jungen warten, bis der wieder an Land kommt? Traut er sich nicht allein? Und schon hat er sich auf die Beine gemacht, und wieder läßt er den Wartturm zu sich herüberwinken.

Aber was ist das — macht der alte Freund nicht ein bedenkliches Gesicht? Schüttelt er nicht gar den Kopf? Ist das Mißbilligung — ist das Warnung —?

Und da — ein Wagen kommt die Straße, die zu dem Burghof führt. Das glänzendste Fuhrwerk des Fuhrhalters Niedermöller, ein Break mit zwei achtbaren Füchsen. Auf dem Kutschbock thront Falkner, er fährt selbst. Was so zu einem Mann von Welt, zum Kavalier gehört. Vielleicht, daß man seinem Einzug aus dem Fenster zuschauen wird. Und er, Joachim, wird dann trübselig zu Fuß hinterhertrotten —

Es packt ihn so ein lächerlicher Zorn darüber. Und Zorn und Lachen tanzen miteinander durch sein Gehirn.

Nein — nein — heute ist nun mal ein verlorener Tag. Er räumt den beiden andern das Feld. Und sein altes Trostwort muß herhalten: zwei sind weniger als einer.

Wie? Jetzt versteckt er sich wohl gar vor dem Hochfahrenden! Hinter den Ginsterbüschen, die beginnen, ihren goldenen Jubel in die Welt zu streuen. Nein, mein Freund — du wärst wahrlich der letzte, vor dem ich mich verkröche.

Aber der andere sieht gar nicht um sich. Er ist ganz auf Zügelführung, auf Gangart und Hufschlag der Gäule eingestellt. Ja, ja. Und säßen sie dann wie damals beim Tee zusammen — mit beneidenswerter Selbsteinschätzung und Betonung eigenen Könnens, würde er wieder einen seiner ganz fürtrefflichen Gemeinplätze hinlegen. Wie war es doch damals? „Nicht wahr, Herr Kollege, wer Pädagoge sein will, muß etwas von Bach verstehn?" Und heute wird es heißen: meinen Sie nicht auch, ein richtiger Erzieher muß auch kutschieren können!

Ein fader, übler Geschmack kommt ihm auf die Zunge. Er sehnt sich nach einem ehrlichen Seemannspriem.

Digitized by Google

Um ihn ist Heimat und Jugendzeit. Darin ausruhen, sich lösen von allem Wirrsal. Einmal wieder untertauchen in Vergessenheit.

Er geht zum Bruder ins Vaterhaus. Es schweigt sich so gut mit Bruder Andreas. Und wenn der eins seiner langsamen Worte spricht, kann man dem so gemächlich nachtrotten. Hier schlagen keine Fieber, keine Nerven.

Nur der Rundreim, der sich doch immer wieder einstellt, gibt zu denken. Er, Joachim, werde so nötig hier gebraucht. Hochseefischerei auf der Ostsee. Der große Organisator tue ihnen not.

Dann sind die Gedanken an seinen Beruf wieder bei ihm und an alles, was mit dem zusammenhängt.

Und nun stellt der alte Jochen Elvers sich ein — wäre er doch draußen geblieben. Jetzt besteht die Frage nach Benno auf ihrem Recht.

Ja, der Junge fahre da draußen allein mit dem Boot herum. Er habe sich schnell in das Segeln hineingefunden und stehe seinen Mann.

Über was anderes will Joachim reden. Er legt sich auf die blaurote Narbe fest, die von dem grauen Haarbusch des Alten zu der struppigen Braue eine Brücke schlägt.

„Wo hast du eigentlich das Ding her, Jochen Elvers?"

„n' Andenken an Ewald Sengebusch."

„Messer?"

„Nee, Ruderpinne."

„Und du?"

„Ich? Ich hab' ihn mit 'n Bootshaken über den Brägen gehauen. Und weil ihm der Schädel rauchte, hab' ich ihn ins Wasser geschmissen. Meine Schuld is es nich, daß sie ihn wieder rausgeholt haben." Der breite Mund schwelgt redselig in so holden Jugenderinnerungen.

„Und warum das?"

„Warum? Ja, er is mir bei 'ne Dirn in die Quere gekommen."

„Darum? Darum gleich Mord und Totschlag? Tut man denn das?"

„Ja, tut man das nicht?" Die alte selbstverständliche Naturkraft blitzt aus den rotgeränderten blauen Augen. Natürlich! Weswegen denn sonst mordet ein rechter Mann!

Als die gesuchte Ablenkung hat sich nun doch nicht die blaurote Narbe von Jochen Elvers erwiesen. Die Fischdampfer kommen wieder an die Reihe. Dann steht Vater Elvers auf, es ist die Zeit, Benno mit dem Boot wieder in Empfang zu nehmen.

Es zuckt Joachim in allen Gliedern, den Alten zu begleiten. Aber der letzte Ruck wirft ihn zurück. Dem Jungen nachlaufen — und der Frau — der Frau und dem Jungen — nein, Joachim!

Mit einem zornigen Eifer vertieft er sich in die Fischereiangelegenheit. Bruder Andreas führt sich dankbar hellhörig die neuen Gedanken und Anregungen zu Gemüte.

Zwischendurch wieder das Schweigen, wie diese Wände hier es gewohnt sind. Und aus der Stille heben sich dann Gestalten — die Frau, der Junge und dann die beiden andern, die Verhaßten —

Der Junge kommt ja her und holt dich! Natürlich! Er hört von Jochen, daß du hier bist. Er holt dich ab, und sie beide gehen wieder zur Mutter. Die andern fahren am Abend wieder in die Stadt. Das will ich dem Herrn auf dem Kutschbock gönnen, daß er zum Abschied der Frau am Fenster seine Fahrkunst zeigen darf. Denn — der Abend gehört mir.

Froh und innig schlägt sein Herz. Mit einer Fülle von Ideen überströmt er den Bruder. Kaum kann dessen Dankbarkeit den Reichtum fassen und bergen.

Joachim wartet — noch ist er seiner Sache gewiß — und weiter sprudelt der Quell —

Dann schweigt er. Andreas hat genug in sich zu verarbeiten. Die Dämmerung schleicht, der Abend sinkt. Joachim springt auf. Er wartet nicht mehr, er hat heute nichts mehr zu erwarten.

Der Tag mit dem strahlenden Beginnen — wie grau und elend er verendet. Nicht grau. Der Abendhimmel loht. Da ist ein Streif, blaurot, wie die Narbe des alten Recken, des blutfrohen Schlagetots. Und durch Joachims Hirn geht es wie ein Sausen von Rede und Gegenrede, die er mit dem Alten gepflogen — ‚ist mir bei einer Dirn in die Quere gekommen' — ‚und darum Mord und Totschlag, tut man denn das —?' — ‚ja, tut man das nicht —!' —

Falkners Regiment hub an in dem Gymnasium von Sankt Jürgen.

Der erste Morgen der neuen Zeit fand alle Klassen in der Aula versammelt. Ministerialrat Doktor Falkner, der sich herabgelassen hatte, hier eigenhändig das Direktorium zu übernehmen, hielt seine Ansprache. Ihr Leitwort, ihr Auftakt und Ausklang war so. Ein böser Spruch, den bisher die Erziehungslehre im Wappen führte. „Wer nicht geschunden wird, wird nicht erzogen." Diese alte Inschrift, die auf dem Giebelfeld der Schulanstalten prunkt, mit stählernem Meißel muß sie ausgemerzt werden. Freunde der Jugend sind wir, nicht ihre Schinder!

Digitized by Google

Eine Bewegung rollte durch die Reihen der Jungen. Dies Wort schlug ein. Das rechte Schlagwort, an dem die Knabenherzen sich entzündeten. In Hans Weinholds empfänglichem, leicht befruchtetem Gemüt blühten Hymnen auf, die den Lichtbringer, den Sonnengott feierten, den Ormuzd, den Mithra, den Osiris, den Dionysos, den Balder. Und suchte sich die schwersten Worte für die schwersten Reime.

Dann ging es in die Klassen. In all den Schlingelherzen läuteten Feiertagsglocken. „Ein Bockbierfest!" so bezeichnete Professor Schruff die Stimmung.

Die, die ihren Strang nicht weiter zogen, fielen der Ratlosigkeit anheim. Es wurde gemütlich gefaulenzt.

Aber einer war da, dem wuchsen die Schwingen von Tag zu Tag, und sie trugen ihn in rastlosem Flug. In leidenschaftlicher Arbeit schuf er, ganz für sich allein, Einhart Steffensen. Nicht in tote Rubriken, in sein eigenes Erkennen, Verstehen, Mitfühlen trug er die seelischen Regungen seiner Zöglinge ein. Zwischen jedem einzelnen und sich spann er mühsam, gütig, geduldig, besonnen und warmblütig die Fäden. Er gab ihnen die weite Freiheit, und sie verflogen und zerflatterten ihm nicht. Denn das Herz war, was sie hielt. Aber nicht müde durfte er werden, seines Wesens ganze Innigkeit auszustrahlen. So fing sie an, sie, die Freude des schaffenden Wissens, um sie alle das Band zu schlingen.

Noch war es in den Anfängen. Aber schon hätte er etwas zeigen können. Hätte nicht auch der alte Herr, Kornelius Boldewiek, daran seine Freude gehabt? Und auch Joachim — er vor allen!

Merkwürdig, daß er zuletzt erst an Falkner dachte. Ganz zuletzt an ihn. Aber auch dieser — sicherlich — würde und sollte es sehn. War dies hier nicht seines Geistes —?

Priesterlich war er entflammt. Er hatte seine Sendung, eine hohe und frohe Botschaft glühte in ihm.

Im Amtszimmer des Direktors stand der Schuldiener Peter Huswädel vor dem neuen Befehlshaber und nahm dessen Aufträge entgegen. Als Falkner zu Ende war, zauderte er noch. „Nun?" fragte der Herrscher.

„Ich habe — ich möchte Herrn Direktor noch einen Augenblick um Gehör bitten."

„Was gibt's?"

„Es handelt sich um einen Schüler der Anstalt. Ich muß — ich hab' über ihn Beschwerde zu führen."

Das Langsame, die unbeholfene Trächtigkeit des Klägers empfahl ihn nicht bei Falkner, dessen lebhafter Geist nicht wußte, wohin.

„Ja, ja — ich höre!"

Das Tempo wurde beschleunigt. Der Beschwerdeführer ging mitten in die Dinge. „Der Obertertianer von Treutlien macht unziemliche Annäherungsversuche an meine Tochter."

Fürchterlicher Ernst stand in den harten, eckigen Zügen. Zart und tastend wählte er die Worte, als hätten sie die Macht, schreckliche Tatsachen zu bannen. Er wollte — wollte nur an einen Versuch, an bloße Versuchung glauben. Wie sein Kind es ihm geschworen hatte. Konnte sein Fleisch und Blut lügen?

Falkner war hellhörig geworden. Benno, der Schlingel! Jetzt war er ganz bei der Sache.

„Darf ich Herrn Direktor bitten, diesen Brief zu lesen? Den ich bei meiner Tochter gefunden habe."

Adalbert las: „Bettina, mein Mäuschen — sitzt immer im Häuschen — kommst nie mehr heräuschen? Ich hätte Dir soviel Schönes in den Mund und ins Ohr zu sagen. Wissen sollst Du, wie gut ich bei Laura gelegen habe. Und sollst selbst davon profitieren. Also, kleines Mägdelein, vertrau' Dich getrost weiter meiner Führung an. Benno, Deine Bonne."

Fieberhaft zehrend liegen die großen Augen des schweren Mannes auf den Mienen des Lesenden. Die blieben leicht und liebenswürdig angeregt. Und jetzt lächelten sie gar.

„Sie haben die eine Stelle unterstrichen?"

„Ja." Die ganze Schicksalswucht war in diesem Wort.

„Über das ‚gut bei Laura gelegen' kann ich Sie beruhigen. Das ist Börsenjargon. Der Junge hat glücklich in Laurahütte spekuliert."

Eine Last wälzte sich von den keuchenden Lungen des Vaters. Aber das, was Falkner hinzufügte: „und in diesem ganzen kindlich albernden Ton des Briefes haben Sie doch die Gewähr für die Harmlosigkeit," überzeugte den Hörenden ebensowenig, wie der Sprechende im Grund daran glaubte. Und neue Bedrängnis warf sich auf das Vaterherz. ‚Du sollst selbst davon profitieren' stand jetzt in Flammenschrift vor ihm. Er suchte nach Worten.

„Börsenspiel — ich weiß nicht, Herr Direktor, wie Sie über Börsenspiel denken — aber das Börsenspiel von Schuljungen" —

„Nach Ihren aufgeschreckten Augen zu urteilen, lieber Huswädel, denke ich wahrscheinlich anders darüber als Sie."

Hier war es, das Neue, das Leichtfertige, das Böse, ja das Böse, dem er, Peter Huswädel, Kampf angesagt hatte. Kampf auf

Digitized by Google

Leben und Tod, da es jetzt in sein eigenes Haus einbrach. Und es galt, Farbe zu bekennen. Der Vorgesetzte sollte sehen, daß er einen Mann von Charakter vor sich hatte. Der sah es. Aber es bewegte ihn nicht tief, was Peter Huswädel ihm bekannte: „Ich kann mir nicht helfen — nach meiner Meinung wäre keine Strafe dafür schwer genug."

„Also Prügel."

„Meinetwegen auch Prügel."

Das Lächeln, das über das Gesicht des neuen Herrn funkte, schätzte er richtig ein, aber es schreckte ihn nicht. Und er blieb unverwundbar vor jedweder Ironie.

„Ja, lieber Freund, wir zwei beide können hier jetzt keine Konferenz über Erziehungsmethoden abhalten."

Standhaft und stuer blieb Peter Huswädel: „Darf ich fragen, was Herr Direktor nach dem, was ich hier vorgebracht habe — was Herr Direktor mit dem Obertertianer Treutlien zu tun gedenken?"

„Gar nichts, mein Verehrtester."

„Gar nichts?"

„Jedenfalls nichts Plötzliches und Unmittelbares."

„Sein Verhalten ist nicht gegen die Schulordnung?"

„Nein."

„Auch nicht gegen die Hausordnung? Ein weibliches Wesen hier im Hause galt von jeher als Rührmichnichtan. Ich erinnere mich noch — vor drei Jahren — meine Frau lebte noch — da hatten wir ein junges, hübsches Dienstmädchen. Einer der Primaner knüpfte im Hausflur eine Unterhaltung mit ihr an. Das wurde als Verstoß gegen die Sitten geahndet. Der Schüler bekam Karzer —"

Falkner war schon über die Redseligkeit des alten Mannes ungeduldig geworden. Jetzt lachte er hell auf. „Um des Himmels willen! Ja, lieber Huswädel, früher, was gab es da nicht alles! Wir hatten auch mal Hexenprozesse und Spießrutenlaufen."

„Dann bleibt mir also nichts anderes übrig" — Huswädel reckte sich auf — „als selber in meinem Hause gründlich nach dem Rechten zu sehen."

„Das kann Ihnen natürlich niemand verwehren. Aber — wenn ich Ihnen raten darf — es handelt sich hier um zerbrechliche Gegenstände. Die man jedenfalls nicht heftig anpacken soll. Wenn Sie das beherzigen wollen, halte ich es fürs Beste, daß Sie sich selbst mit dem jungen Treutlien einmal aussprechen. Offenheit! Ich will gern in der Zwischenstunde den Jungen zu Ihnen schicken. Ist es recht so?"

„Ich danke Ihnen, Herr Direktor. Ja, ich will mit ihm sprechen."

Huswädel ging. Für die Not und Qual des Mannes, die in den großen Augen klagte und stürmte und aufbegehrte, hatte Adalbert Falkner keinen Sinn. Väterliche Pathetik nannte er so was. Die Virginius und Odoardo lagen ihm nicht.

Nachdem der Schuldiener zur Zwischenpause geläutet hatte, begab sich Benno gelassenen Schrittes und Gemüts in Huswädels ihm wohlbekannte Wohnung.

Ein herzensguter Kerl war Peter Huswädel. Die Jungen fühlten das und mochten ihn gern. Mit einer Art zärtlicher Scheu hängten die Kleinen, die noch eine Respektsperson in ihm sahen, sich an seine Rockschöße. Und auch mit den Größeren hatte er seine Fühlung.

Aber die Sorte Benno war ganz und gar nicht nach seinem Sinn. Und für das, was der Junge ihm antat, ballte sich ihm die Faust. In gepanzerter Haltung empfing er den Schuldigen.

Benno hatte sein Gewissen hübsch glatt frisiert. Seine Gedanken waren in den letzten Tagen ganz bei der Ringkunst. Die Ringschule in der Reihe war gegründet. Er hatte einen gewesenen Professional aufgetrieben, dessen Herz nicht mehr das Nötige hergab, und der jetzt anständig, wenn auch nicht ehrenreich, als Brauereikutscher sein Leben weiterführte. Dessen Urteil, von reichlichem Honorar unterstützt, hatte dahin gelautet, daß Benno fürs Ringen ganz hervorragende Anlagen besitze. Der geborene Champion für leichtes Gewicht. Jetzt war der Junge in ernstem Training, und das Weib lag ihm fern.

„Sie haben hinter meinem Rücken Bekanntschaft mit meiner Tochter angeknüpft — haben sich mit ihr getroffen — schreiben ihr zärtliche Briefe — und spielen an der Börse und ziehen mein Kind da in etwas hinein — ich verbitte mir das und ich verbiete es Ihnen!"

Der Alte mühte sich um einen höflichen Ton. Aber mit solchen Predigten kam man dem Jungen am wenigsten bei. Der schwankte denn auch, ob er nicht das fröhliche Register ziehen sollte. Nur daß da im Gesicht des Mannes etwas stand, was Behutsamkeit empfahl. Damit aber kam er selbst in eine gewisse Kampfstimmung, und er entgegnete bestimmt: „Verbieten, Herr Huswädel, ist ein Wort, über das man sich doch wohl erst verständigen müßte."

Für diese Art Dialektik war der alte Peter nicht zu haben.

„Wir verständigen uns dahin, daß Sie sich hier gefälligst nach meinem Willen richten und damit basta!"

Digitized by Google

Hier bot sich Benno nun doch die Blöße für einen glücklichen Griff. „Ihr Wille, Herr Huswädel! Andere haben auch ihren Willen. Ich glaub' nicht, daß Ihre Tochter sich zum bloßen Gegenstand machen läßt. Von mir zu geschweigen."

Da waren sie, die Jungen. Da standen sie auf der Schanz. Mit dem Banner der neuen Zeit.

Aber Peter Huswädel forcht sich nit. „Anderswo mögen ja wohl diese neuen Moden einreißen. In meinem Hause gilt, was ich meine! Und mein Kind hat mir zu gehorchen, Gott sei Dank. Und wenn Fremdes sich in mein Haus eindrängen will —!" Er hob die Brust und seine Arme strafften sich.

„Das klingt wie eine Drohung, Herr Huswädel. Und mit dem Drohen ist es so eine Sache." Das spitzig Altkluge stach aus seinen Augen. Um die feinen Lippen grub sich ein kalter, höhnender Zug. „Sehen Sie, nun hab' ich die ganze letzte Zeit an Ihre Tochter gar nicht gedacht. Durch Ihr Verbot kommt sie mir erst wieder in den Sinn."

Solche psychologische Niedertracht besänftigte den Alten natürlich nicht. „Ihr Sinn kümmert mich nicht. Was in Ihrem Sinn vorgeht, ist Ihre Sache."

„Sie können es nicht hindern, daß ich mich jetzt wieder lebhafter mit ihr beschäftige. Und daß ich den Weg wieder zu ihr suche. Und auch finde."

Sprachlos war Vater Huswädel eine Weile, das war ein Quantum von jugendlicher Frechheit, für das ihm Maß und Gewicht fehlte. Es zuckte ihm in allen Fingerspitzen. Aber er behielt den Kopf oben. Und auf den Mund war Peter Huswädel nun gar nicht gefallen, da er zum Schluß also sprach: „Was Sie sagen, Herr Obertertianer! Sie drohen also auch! Und Drohungen werden dann wohl auch auf mich ihre besondere Wirkung haben. Und damit — wollen wir denn das Weitere getrost abwarten." Ein herzhafter Abschiedswink mit der Hand — —

Als Benno seines Weges ging, wälzte er durch sein liebes Ringergemüt die Erwägung, daß er hier, auf diesem „Eröffnungsmatch" wenigstens, so ziemlich vorbeigesiegt haben dürfte. Grimmig besah er sich noch einmal die Anrede „Herr Obertertianer" von oben bis unten. Er wollte schimpfen auf den griesen Lümmel — dann aber mußte seine Ehrlichkeit gestehen, daß der alte Knabe, alles was recht war, die Sache von seinem Standpunkt aus doch sehr resolut angepackt und „gemanaged" habe. Das warf sogar auf seinen Sproß, die kleine Betti, ein neues, lockendes Licht. Die schon genugsam im Glanz der verbotenen Frucht erstrahlte.

Himmel ja, dem alten Grimmbart sie nun erst recht aus seiner Höhle holen! Abenteurer- und Sinnenlust streckten die Hände nach ihr aus. Der echte Jungengedanke, mit ihr durchbrennen, sie entführen, wirbelte ihm durchs Hirn. Hatte er nicht sowieso schon viel zu lange in diesem traurigen Nest herumgehockt! Wie lange hatte er nichts Luftiges und Lustiges mehr unternommen! Sollte er dem alten Esel jetzt nicht ein Ding drehen, daß ihm die langen Ohren in die Wolken wuchsen!

Hatte er nicht sein Boot? Kein besseres hat je die Salzflut geschnitten. Trägt es sein weißes Tuch nicht wie ein Ehrenkleid, bewährt in Wetter und Graus! Hat er es nicht treu in der Hand, einen verläßlichen Freund?

Wie oft hat er daran gedacht, sein Mädel einmal mit hinaus zu nehmen. Ja, mein Mädel, mein Mädel, du alter struppiger Truthahn — jetzt gerade und erst recht! Nur daß es jetzt noch schwerer sein wird, an sie heranzukommen. Noch grimmiger wird der alte Wachtmeister sie in seine Obhut nehmen.

Daß die Väter ihrer Töchter niemals klug werden! Und immer wieder dieselbe Rolle spielen. Daß sie mit ihrem Schergentum immer wieder Öl auf die Lampe gießen. Immer wieder neuen Anreiz geben zu lustigen Täuschungen und fröhlichem Entschlüpfen. Daß sie es sind, die die Verliebten nur noch verliebter machen.

Ja, ein süßer Kerl ist die kleine Bettina. Kein Mädel hat diesen harten, knospenden Mund, der so durstig ist und so schmerzlich fest sich trinkt. Sie einmal ruhig und angstlos ungehetzt in den Armen haben —

Siehst du, du Peter, du Huswädel, das hast du nun davon! Ich war schon ganz auf dem rauhen, dornigen Pfad, nun ziehst du mich wieder hinab in die weichen, blühenden, lauschigen Gefilde.

Benno muß an Fortinbras denken. An die Reihe. An sein Training. An seinen Lehrer, den ringkundigen Bierkutscher. Erst noch will die ironische Leichtfertigkeit oben auf. Dann aber behauptet das zwingende, ernste Bild Joachims, des Beraters, doch das Feld.

Es ist nicht die leibliche Ertüchtigung allein. Auch eine geistige Festigung und Hebung gibt es hier. Eine Läuterung, ja, von Unsauberem. Warum es leugnen, daß er von seinen Liebeserlebnissen das Gefühl des Unreinen mit sich herumträgt. Und so sind wir denn wohl bei der so gern von uns, der jungen Generation, verlachten sittlichen Frage! Joachim hat er sich offenbart. Joachim ist sein Freund, sein Führer. Er

Digitized by Google

will keine Geheimnisse vor ihm haben. Er soll auch dies wissen, von Betti und Vater Huswädel. Mit ihm will er sich darüber erheben und darüber lachen.

Wahrlich, um ihn lohnt es sich denn doch, hierzubleiben. Wie Seeluft ist es um ihn — rauh und herbe und klingend. Und mit bitterem Salzgeschmack. Schmerzlich schöne Tränen können von ihm in die Jungenaugen kommen, wie von hellem, wehendem Frost.

Ihn braucht er, ihn will er aufsuchen, gleich nach der Schule.

* * *

Joachim hatte an diesem Vormittag nur eine Stunde gehabt. Er hatte unterrichtet, ungestört von dem neuen Meister über die Geister, der jetzt hier seinen Einzug gehalten, und seine Jungen waren bei ihm gewesen wie je.

Nun, wo der Dienst — den er sich Herrschaft nannte — hinter ihn getreten war, kamen wieder die Gedanken an Seedorf über ihn. Er hatte am Morgen in der Aula den Nebenbuhler sich wieder einmal zu Gemüte geführt. Alles was recht — schon allein die sieghafte Sicherheit, mit der er die Dinge anpackte, war sehenswert. Und er hatte nun schon die Hand und den Blick für das Ziel, hatte schon etwas vom Geiste des Lenkers. Ganz gewiß hatte die Schöpfung etwas Besonderes mit ihm im Sinne gehabt. Der Versuch zu einem bedeutenden Manne! Und gescheitert war der Versuch auch hier an dem Unwahrhaftigen, eben an der Unehrlichkeit der Wirkung, die sich Selbstzweck geworden ist.

Immerhin — wie hat der alte Kornelius gesprochen? Man soll redlich die Sache an sich herankommen lassen. Und wenn sie uns nur neue Anregungen gibt. Er, Falkner selbst, hat immer wieder die praktische Erprobung gefordert. So soll er jetzt zeigen, was er kann. Und ich will ehrlich meine Feindschaft im Zaume halten. Verhaßt ist er mir nun mal. Verhaßt und im Innersten zuwider. Denn für mich ist und bleibt er nun mal der Blender. Und er blendet die Augen der Frau, der meine Gedanken gehören und um die mein Leben kämpft.

Er hatte keine Gelegenheit gehabt, Benno zu sprechen, und hatte sie auch nicht gesucht. Immer wieder lag die Frage auf ihm: hat dein heftiges, unbändiges, ungezügeltes Benehmen sie verletzt? Und wie wirst du wieder den Weg zu ihr finden?

Als Joachim in sein Zimmer trat, sah er einen Brief auf dem Schreibtisch liegen. Er öffnete ihn mit fliegenen Händen. Eva war es, die ihm schrieb:

„Lieber Freund!

Warum haben Sie mich um den Sonntag abend gebracht? Mir ist es schon, als habe ich ein Recht auf solche Stunden. Ich war bald allein und hab' lange bis in den Sternenhimmel hinein nach Ihnen ausgeschaut. Nun müssen Sie bald zu mir kommen. Herzlich

Ihre Eva Treutlien."

Joachim brauchte heute nicht mehr in die Schule. Kaum ließ er sich Zeit zum Mittagessen. Die nächste Stunde trug ihn hinaus nach Seedorf, in seiner Sehnsucht Land.

Es war der strahlendste Junitag, der Himmel hatte sein stärkstes, freudigstes Blau. Die weißen wandernden Wolken ertranken in seiner Tiefe.

Joachims Schreiten war wie ein Frohlocken. Über das wogende grüne Meer der Kornfelder zogen seine Gedanken nach dem weißen Strand, nach der purpurnen See. Nach dem Schloß am Meer, darin seine Königin saß und seiner wartete.

Seiner wartete! „Nun müssen Sie bald zu mir kommen."

Er wußte jedes Wort ihres Briefes. Und in jedem Worte sah er ihr Gesicht, ihre Gestalt. „Hab' lange bis in den Sternenhimmel hinein nach Ihnen ausgeschaut." Welch ein Bild ist dies! Wie schmiegt sich ihre mädchenhafte Anmut aus dem offenen Fenster hinein in die bestirnte Nacht. Wie strahlt in dem Sternenschein ihre feine, zarte Stirn, darüber wie trunken von zärtlichen Gedanken eine leise, lose, dunkle Haarwelle huscht. Und diese Augen, die so zutraulich sich ergeben, wie leuchten sie dem Gesicht voran in die ahnungsvolle Dämmerung. Und ihm, ihm lehnt sich das alles entgegen.

Wie sie ihm leibhaftig nahe ist! Und kann ihm nicht mehr entschwinden. Gebannt von seinem Sehnen, seinem Willen, seinem Meinen, seiner Minne. Ja, ja — die Minne ist dies. Er fühlt sie, die Wonnen der Bezauberung, die Seligkeit des Sichverlierens und Sichwiederfindens, die Schauer des Ersterbens und der Wiedergeburt in einem andern Herzen.

Und sie ist bei ihm, so nahe, so körperlich, so zum Lachen leibhaftig. Daß er die Worte des Minnesängers hinausjubelt:

„Seit ich sie in meinem Herzen sah,
Kann ich sie auch ohne Augen sehen."

Er lacht vor sich hin wie ein Narr und gerät ins Laufen, taumelt über seine eigenen Füße und freut sich seiner tappigen Jungenhaftigkeit.

Digitized by Google

Auch du — du sollst dich ihrer freuen, du Ersehnte! Soviel hab' ich dir zu geben. Ein neues Leben bricht an. Ich löse dich aus dem Wahnversponnenen! Du wirst ja des eigenen Daseins nicht froh in der Treibhausschwüle, du liebe, tiefe, kluge, stillängige Frau.

Nun war er bei ihr. Nun standen sie sich gegenüber und ihre Augen grüßten sich. Jetzt war sein Bild lebendig. Die Farben noch gedämpfter, als seine zarte Vorstellung sie gemalt hatte. Noch mehr von Traum und Flaum und Weichheit. Pastellartig gedeckt war alles. Er wollte sie sich herüberholen ins Helle und Wache, ins Klare und Feste. Nun, da sie selber die Hand ihm reichte, sollte sie schon mit ihm gehen.

Sie wollten eine Wanderung machen, über die Heide an den Strand. Lerchenjubel sollte über ihnen sein.

„Sie müssen mir von Ihrer Kindheit erzählen," sagte Eva. So nahe war sie bei ihm. Sie wußte, daß hier auf der Heide zwischen den Hünengräbern seine Jungenträume ihr Heldenleben geführt hatten.

Früh hatte ihm die Mutter gefehlt, die Märchenerzählerin. So hätte er sich selbst seine Sagen gesungen. Die hätten ihn dann zu den Büchern geführt und in die Studierstube. Ganz aus der Art geschlagen wäre er. Alle Brassen wären von jeher Seefahrer und Tatmenschen gewesen.

Die Mutter, die Märchenerzählerin. Die Bezeichnung lobte sie. Darin war ein Stück ihres eigenen Leben. Und dann kam sie zu den Büchern.

„Ihnen haben Bücher den Lebensweg gewiesen. Denken Sie, ich hab' mit Gedrucktem nie was Rechtes anzufangen gewußt. Mein Junge hat das leider von mir abgekriegt. Schon mit den Märchenbüchern war es nichts. Ich brauche das Ohr gerade für die heimlichen Dinge."

„Ja, ja — der Musikmensch, der Sie sind!"

„Vielleicht ist es das. Jedenfalls die Kultur des gelesenen Wortes ist mir verschlossen geblieben. Von der stillen Andacht, der Religionsübung des Lesens weiß ich nichts. Und das ist schlimm. Was fehlt mir damit nicht alles."

Er wollte sie trösten. „Wenn man so reich ist wie Sie —"

Welch nichtige, nichtsnutzige Redensart. Aber was sind ihm Worte, was ist ihm Geist, was gelten ihm Gedanken. Gefühl ist alles. Was sein Mund sagt, wie gleichgültig ist das. Sein Blut spricht, seiner Seele Innigkeit.

An dem Rand eines der Hünengräber haben sie sich hingesetzt. Über ihre Häupter ragt ein Findlingsblock, der die Gruft bedeckt.

Sie betrachtet das ungeschlachte Denkmal. „Das sind nun Buchstaben, die auch ich lese. Aber dann, wenn die Forschung sich darüber hermacht, wenn die Schriftgelehrten mit ihrem Wissen angerückt kommen —"

Er hört es mit halbem Ohr. Will sie seinem Beruf zu Leibe? Mag sie! Was geht sein Beruf ihn an. Ist hier nicht mehr als Beruf — mehr als alles — alles —

Halbwegs bringt er noch, halblaut, eine Antwort zustande. „O — es gibt nichts Phantasievolleres als das Wissen —"

So vielsagend, so nichtssagend. So gleichgültig dies all gegen das eine. Daß sie beide hier im Land seiner Kindheit sitzen. Daß zu den Träumen die Erfüllung sich gesellt.

Er lehnt sich zurück — zu der Steinplatte blickt er auf. Runen hat die Verwitterung hineingezeichnet. Buchstaben — sprach sie nicht von Buchstaben — ? — Schriftzeichen sind hier — ganz deutlich — für sie beide bestimmt — für sie, die Lebenden, lesbar in der Schrift ihrer Zeit — unverkennbar, ganz klar zum Greifen — die Anfänge ihrer beiden Namen — ein E und ein J — von geheimen Kräften der Urzeit eingemeißelt — für sie beide und ihr heute —!

„Ich sehe, was du nicht siehst," sagt er, dann ganz jung und dumm. Ein altes Kinderspiel geht so. Sie kennt es und rät: die Spinne, die in ein Moosgebüsch des Felsblockes sich birgt — eine Flechte, die ein Gnomengesicht zeichnet, dann den gewaltigen Felsblock selbst. Und jetzt ist sie wie ein munteres Mädchen.

Und nun gibt er, der große Junge an ihrer Seite, das Rätsel auf: „Zwei Buchstaben seh' ich — unsere — ein E und ein J."

„Ei!" sagt sie ausgelassen, sieht gar nicht hin, sieht nur ihm in die Augen, die schreckhaft erbeben.

Auch sie hatte sich zurückgelehnt, die Hände unterm Kopf. Leicht, lockend, winkend wiegt sie die Ellbogen, so wie ein Falter mit den Flügeln schlägt.

Und wieder rieselt durch ihn der Schreck. Es schwirrt ihm um die Ohren. Es treibt und drängt und wirft ihn — und bannt ihn wieder und läßt ihn erstarren.

Und da surrt vorüber, kichernd, der Kobold der verpaßten Gelegenheit — —

Sie drehte sich von ihm ab. Sah er noch, wie der feine Mund sich rümpfte? Wie in den Augen ein letztes Glühen erlosch? Dann langte ihre Hand lässig über den Rasen nach einer Glockenblume, einer von den vielen, die in seltsam scheuer Schönheit, verschleiert und nonnenhaft, über den Anger hinläuteten.

Sie war schon wieder aus dem Halbschlaf zum Gedanklichen erwacht und fragte wiß-

Digitized by Google

Madonna. Gemälde von Franz Martin Länstroth
(Berlin, Große Kunstausstellung)

Digitized by Google

begierig: „Was ist das für eine wunderbare Blume?“

Er fand sich noch nicht ganz zurecht, noch verwirrten ihn Geschehenes und Nichtgeschehenes. Die Ruhe und Sicherheit ihrer veränderten Haltung machte ihn ungehalten. Und ziemlich rauh kam es heraus: „Das ist eine Küchenschelle.“

„Wie?“

„Eine Küchenschelle, eine Pulsatilla.“

„Ist es zu glauben! Küchenschelle! Dieses Märchenkind der Heide! Sowas bringen wir doch bloß fertig.“

Sie roch an der Blume, dann lachte sie, ein wenig hart und schrill. „Wissen Sie, was Goethe einmal von den Deutschen und den Blumen gesagt hat? Wenn unsereiner eine Blume vor sich hat, was tut er? Er riecht an ihr — er fragt, ob man Tee aus ihr kochen kann — und überlegt, ob sie sich künstlich nachmachen läßt.“

Joachim war aus der Stimmung gerissen. Ärgerlich war er, auf sich, auf sie, auf die Welt. Und nun biß er sich fest darauf, daß sie gegen die Deutschen etwas im Sinne hatte.

Sie fühlte nicht vaterländisch, er wußte es. Und wenn nun gar diese Vaterlandslosen Goethe — den Unverstandenen — als ihren Schutzpatron herbeirufen —! Dann sprühten bei ihm die Funken.

Er sänftigte sich, aber es klang doch scharf genug: „Wollen wir nicht heute, wo alles gegen das arme Deutschland sich kehrt — wollen wir, wir wenigstens nicht alles, was wir noch irgend aufzubringen haben an Güte, an Wärme, an Herz — wollen wir das nicht in zärtlichster Sorgfalt für unser Land, für uns selber zu Rate halten!“

Diese offene Zurechtweisung ließ sie aufhorchen. Sie wollte ihm antworten, dann schwieg sie. Dies Schweigen aber kränkte ihn noch mehr. War es ihr nicht der Mühe wert, zu sprechen?

Sie hatten sich wieder auf den Weg gemacht. Jetzt lag ein leiser Schatten auf ihrem Beieinander. Und in dessen Schutz machten sich unwillkommene Gestalten an ihn heran.

Du herzliche Frau — ich weiß es — das Heimatlose deines Wesens, von deinem Lande möchte es dich lösen. Deine Freunde stehen bereit und strecken die Hand, dich ganz von ihm abzuziehen.

Da ist der geliebte Falkner, der wurzellose Menschheitsmensch — da ist Herr Potschinak, dieser keinem Volke, sondern Völkern zugehörig, in dem sich alle östlichen Horden vermischt haben. Das ist nun ihr geistiger, ihr künstlerischer Umgang. Wie soll daran ihr Vaterlandsgefühl gedeihen?

Aber ich will euch die Stirn bieten! Ich will die Frau da herausholen. Von euch befreien will ich sie. Mir will ich sie gewinnen. Da ich mich ganz dafür einsetze, mit aller wurzelhaften Kraft — was bleibt von euch übrig, ihr Bodenlosen?

Er wendet sich zu ihr hin. Und stutzt zurück, so fremd, so anders ist ihr Gesicht geworden. Sie spürt sein Zurückbeben, und eine Frage tritt in ihr Auge. Da spricht er es aus: „Daß Sie mit einemmal — so anders sind!“

„Anders — ja nun — wer ist denn immer derselbe?“ Das klingt nach einer Trivialität. Aber es steckt offenbar mehr dahinter. Und sie fügt hinzu: „Gibt es überhaupt ein ‚ich‘? Wird nicht mit dem umrissenen Persönlichkeitsbegriff am meisten Unheil angerichtet?“

„Nun hören Sie!“ Ihn packt ein ehrlicher Schrecken. Ein neuer Feind macht sich auf. Etwas von dem alten Verzagen rührt ihn an. Und da sie sich wieder mehr von ihm zurückzieht, ist es im Wachsen. Aber er will diesen neuen Feind kennen, ihm klar ins Auge sehen. Nicht im Dunkeln kämpfen! Und so packt er fragend zu: „Sie zweifeln an dem ‚Ich‘ — darüber möchte ich doch mehr von Ihnen wissen.“

Sie sieht ihn an. Und nun ist in ihren Augen wieder ein großes Zutraun, das Hingegebene, das Ratsuchende und Anlehnungsbedürftige der Frau. In das ein Leidendes und Klagendes sich mischt, wie eine innere Not.

Ich will dir beistehen, mit allem, was in meinem Wesen stark ist und Leben hat! Bei dir will ich sein und mit dir!

Sie fühlt den Odem seiner großen Zärtlichkeit und läßt sich von ihr durchfluten. „Wir wollen nach Hause gehen,“ sagt sie leise. „Nicht wahr, Sie kommen mit mir. Dann setzen wir uns still hin. Und sprechen uns aus — über das, was uns quält — und uns freut.“

Wieviel Heimliches, Inniges und Verheißungsvolles ist in diesem Wort.

Nun saßen sie beide in ihrem Zimmer, Eva bereitete selbst den Tee mit dem bereitgestellten Samowar. Die Hausdame war bei der Frau Pastor auf Besuch.

Die weiche, süßliche, heliotropfarbige Melancholie des Raumes lastete auf ihm. Lieber war ihm die frische Kameradschaft da draußen gewesen im Wandern und Lagern.

Verlegen fast machte ihn das Alleinsein, ein Beobachtendes in ihrem Blick störte ihn immer wieder auf. Sie aber war ganz die sichere Dame von Welt.

Da stürzte er sich wieder auf den mystischen Feind. „Ihr Ich oder Ihr Nichtich

Digitized by Google

vielmehr macht mir Pein!" rief er mit gezwungenem Lächeln. „Ist dieses Ich das Du der tat-twam-asi-Menschen oder ist es was anderes?"

„Es ist was anderes." In ihren Augen war wieder die fast klagende Nachdenklichkeit. „Und ich glaube wohl, daß ich hier von ernster Selbstprüfung sprechen darf. Es hat mich beunruhigt, bis ich mir darüber klar geworden bin. Wir haben nicht ein Ich — aus mehreren Ichs bestehen wir."

Joachim schüttelte heftig den Kopf. Sie bekannte sich unbeirrt weiter. „Auf den ersten Blick hat es wohl etwas Schreckhaftes. Und die Leute mit ihrer altehrwürdigen Ethik geraten darüber leicht außer sich."

War das eine Spitze gegen ihn? Mit gerunzelter Stirne sprach er so: „Daß Sie — Sie dieser Philosophie sich ausliefern! Die ich die Philosophie der Verantwortungslosigkeit nenne."

„Ist das nicht voreingenommen?" wandte sie ein, fest, aber bescheidenen Tones. „Heißt das nicht gerade mit den überlieferten sittlichen Werten an Erkenntnis herantreten?"

Er sah ihr groß ins Gesicht. Gedanklich mochte sich nichts hiergegen einwenden lassen. Aber zum Teufel mit dem Gedanklichen! Der Gedanke tötet. Nur in dem gläubigen Gefühl ist das Leben. Und in ihm ist die Sittlichkeit. Unsittlich ist der Gedanke, der nur Gedanke ist.

Er will keinen Wortkampf mit ihr führen. Gütig spricht er auf sie ein, väterlich beinahe. „Es ist wieder einmal neu geworden, sich aus Systemlosigkeit ein System zu bereiten. Die Position der Negation. Was soll das? Eben die, die das Gewissen leugnen, brauchen das als Gewissensbetäubung. Und beweisen eben damit, daß auch sie ein Gewissen haben. Es ist ein modisches Spiel. Und es tut mir so leid, daß Sie es mitmachen."

Sie prüft genau, was er sagt. Wie eine Wolke zieht es durch ihre Augen. Ist es, weil er von Gewissen spricht? Dann blickt sie still vor sich hin und geht noch einmal sorgfältig seinen Worten nach. „Ich glaube nicht, daß Sie recht haben," spricht sie offen. „Es ist kein Spiel. Ein ernster Weg. So bin ich zu der Anschauung gekommen, die mich mir selbst erklärt. Das Wechselnde in meinen Neigungen, meinen Empfindungen und Willensregungen. Da ist ein hartes nicht Nach- sondern Nebeneinander. Und mit dem einen Ich ist hier für mich nichts anzufangen. Sehen Sie, da sprechen die Leute immer weisheitsvoll: ‚Nichts ist beständig als der Wechsel' und rücken sich selbst dabei höchst egozentrisch zurecht. Als ob das bloß für das Umsieherum Gültigkeit habe. Sie selber aber thronen, jeder einzelne ein kleiner Gott, selbstherrlich in seiner Persönlichkeit, seinem Willen. Ist das nicht unehrlich?"

„Liebe Frau Eva —"

„Ich will als Frau sprechen, ganz frei von der Leber." Nun entzündet sich ein Licht in ihren weiten Augen, und über ihr Gesicht zieht eine leichte Glut. „Wir Frauen gehen vom Liebesleben aus. Ich glaube übrigens, die Männer auch," gibt sie schalkhaft hinzu. „Und wenn ich also von mir die Wahrheit sagen soll, trocken und unverblümt: ich kann nicht treu sein."

Wieder schneidet ein jäher Schreck durch ihn hin. Und warum sagt sie dir das? Und was ist hier Wahrheit, was ist Selbstbetrug, was ist Scherz. Was ist Spiel? Will sie schreckend dich locken und lockend dich schrecken?

Sie gefällt beim Tee-Einschenken sich in leichterer Plauderei. „Als Kind hörte ich unser Dienstmädchen etwas singen — im Rundreim kehrte es immer wieder anklagend, boshaft, lachend: „Denn meine Treu' ist wie Männertreu'." Ich weiß nicht, war es ein Volkslied oder ein neues Chanson. Dann klärte sie mich auf: die Männer bilden sich immer ein, die Treulosigkeit sei ihr Vorrecht — damit können wir auch aufwarten. Wenn ich dann später immer wieder lesen oder hören mußte, daß der Mann von Natur polygamisch sei, fiel mir stets das ‚damit können wir auch aufwarten' unserer Köchin ein. Aber ich will die Frauenfrage oder Männerfrage nicht aufrollen, nicht mit und nicht ohne Dienstmädchen. Ich will von mir sprechen, wie ich bin. Und was ich darüber denke. Zu Ihnen, dem Freund."

In Joachim kocht ein Wirbel. Darf sie mir so entgleiten, so mir versinken! Weiß sie, was ich, was mein Leben mit ihr im Sinn hat? Soll dies eine Absage an mich sein? Der alte Kleinmut will ihn betäuben. Aber er läßt sich nicht unterkriegen. Ich bin ihr lieb — ihr lieb! Also hab' ich gewonnenes Spiel. Sie reicht mir ja die Hand — was wäre ich für ein trauriger Knabe, wenn ich sie nicht packte, fest und bezwingend.

Bezwingend, ja — überwältigend mit seinem großen Gefühl! Und seine Stunde schlägt. Er rückt zu ihr hin, er nimmt ihren Arm mit der Hand — froh ist er, überlegen und von siegender Kühnheit.

„Das ist ja alles dummes Zeug. Nur eines ist klug — und das ist, sich lieb haben! Und ich habe dich lieb! Und dies ist die Philosophie!"

Er umschlingt sie. Und sie gibt ihm ihren Mund.

Digitized by Google

In Seligkeit taumelt er. Und erzählt ihr Märchen von ihrer beider Zukunft, ihrem Glück. Wie sie als Mann und Weib miteinander hausen. Wie ihr und sein Leben sich umschlingen und durchdringen, unlöslich.

Sie hat sich auf seinen Schoß geschmiegt. Sie streicht ihm das Haar aus der Stirn. „Du lieber Träumer du — du lieber Junge!" Und beugt sich wieder hinab zu seinem Mund.

Da wird die Tür aufgerissen, Benno in seiner gewohnten jähen Art stürzt herein. Bleibt stehen — ruft ein helles „O!" und stürzt wieder hinaus, wie er gekommen ist.

Joachim ist aufgesprungen. Eva von seinen Knien geglitten, wischt unmutig die Haarwelle aus der Stirn. Fragend blickt sie ihn an. „Ertappte Sünder — wie lächerlich."

Er findet sich gleich zurecht. Gerade das Ironische und ein Leichtes in ihrem Ton macht ihn fest und entschieden und kalt und klar. „Der Junge darf alles wissen. Er soll alles wissen. Ich werd' ihn holen."

Er geht hinaus. In ihren Augen ist wieder die große versunkene Stille. Oder blinkt da in der Tiefe doch etwas auf?

Joachim sucht den Jungen im Hause. Er findet ihn nicht.

Kopfschüttelnd tritt er wieder ein. Erregt geht er ans Fenster und blickt hinaus.. Der Junge ist schon draußen. Nach dem Dorf wendet er sich. Vermutlich will er zu seinem Boot. „Fortgerannt — ! —"

Sie nimmt es ganz und gar nicht tragisch, das sieht er ihr an.

„Ich hab' das Verlangen, mit dem Jungen zu sprechen! Jetzt gleich!" sagt er nachdrücklich. Jetzt sieht er seinen Weg.

„Dann sollst du es tun."

Seine Arme umschlingen sie. „Mir gehörst du — immer, immer." Ihre Lippen erwidern seinen Kuß. Aber da er in ihre Augen sich einsenkt — ist es darin nicht wie ein Zurückweichen, eine Flucht — eine Abwesenheit — eine Ferne — und ein Zug um den Mund ist da, den er nicht recht begreift — den er fortwischen möchte —

Mit Küssen, ja! Der Sieger in ihm behält den Kopf oben. Die Scheu des Weibes — soll er sich ihrer nicht freuen? Nie kannst du mir entweichen, nie dich mehr vor mir verstecken — unzerreißbar die Fäden —

Noch einmal preßt er sie an sich. „Vermutlich gehe ich mit dem Jungen in die Stadt. Dann also bis morgen!"

Er ist hinter dem Jungen her. Er muß ihm die anfällige Phantasie zurechtrücken. Sein Fortstürzen — wie verdächtig ist das. Ist dem Jungen etwas zerschlagen? Was braut sich jetzt in ihm zusammen?

Gleich muß der Junge es von ihm hören, daß er der Verlobte seiner Mutter ist, daß sie beide fürs Leben sich gefunden haben. Daß er an die Vaterstelle für den Jungen aufrückt. Nun noch ein stärkerer Halt für ihn.

Es ist ja nicht Benno allein — die Jugend ist es! Hier sind deine Jungen! Soll deine Lebensaufgabe in Trümmer gehen?

(Schluß folgt)

Der Greis an seine Bücher. Von Ernst Reinhold Jahn

Alte Bücher, traute Gefellen:
Dürftig geworden ist euer Gewand.
Reisen und Fahrten durch manches Land
Scheuchten euch oft aus euem Gestellen,
Und gelichtet ist euer Verband.
Feindesraub und des Krieges Brand
Saht ihr mit mir und saht ihn geduldig.
Was mir geblieben — euch bin ich's schuldig!
Was ihr mir gabt, kann keiner mir rauben,
Mag auch mein Kleid, wie das eure, verstauben,
Mottenzerfressen, der Würmer Beute. —
Tröster mir vormals! Tröster noch heute!
Nicht mit lautem, grellem Geschwätz.
Tiefe Stille ist Geistergesetz;
Aber wie Geister in heiliger Stund'
Angerufen doch öffnen den Mund,
Gebt ihr mir Antwort auf ernste Fragen,
Malt ihr mir Bilder aus lichteren Tagen,
Zeigt mir die Tiefe verklungener Sagen,
Macht mir die Weisheit der Weisesten kund.
Wenn ich, ihr Lieben, begraben bin,
Geht vergilbt ihr und schutzlos hin;
Wie auf Bilder geliebter Toten
Wird auf euch kaum ein Taler geboten.
Nicht in Häusern aus Marmorquadern
Werdet ihr — drin nicht geboren! — stehn.
Besseres ward euch: Dank und Verstehn!
Denn als Bergmann in eurem Schacht
Hab' ich gefunden die Goldesadern,
Die mich so reich, so getrost mich gemacht. —
Trägt euch das Glück zu einem Scholaren
In sein dämm'riges Stüblein hin,
Sieht er, daß ich mit lockigen Haaren
Keine Eule gewesen bin,
Aus den Glossen am Textesrand;
Daß ich gewohnt in dem sonnigen Land,
Wo man das Wasser vermischt mit Wein,
Wo die Schelmenprüchlein gedeihn;
Daß ich die Büchs' und den Degen geführt,
Sonnenstechen und Hagel gespürt;
Daß ich nach hochgetragenen Maien
Wenig gefragt und die Flöte geblasen.

Digitized by Google

Erneſtine Voß

Ein Frauenleben zwiſchen Rokoko und Biedermeier

Von Ludwig Bäte

Noch im ſpäten Alter erinnerte ſich Goethe des ſtillen, ſelbſtloſen Schaffens der Frau, die Johann Heinrich Voſſens erſte und letzte Liebe war, und die vielleicht die vorbildlichſte Gattin eines deutſchen Dichters geweſen iſt. Karoline Herder, der das gleiche entſagungsvolle und ſchwere Los gefallen war, ſprach ſchon nach erſtem Kennenlernen von der „feſten und liebenden Seele zugleich", der „Heldin, die für Mann und Kinder alles unternehmen und alles tragen könne". Ihre Geſtalt, von der hellen, geſunden Luft des alten, ſchlichten und herzenswarmen deutſchen Bürgertums umweht, das Urbild der „Luiſe", hat ſich ſelbſt in den köſtlichen, von mir erneut herausgegebenen Erinnerungen „J. H. Voß, Mitteilungen aus ſeinem Leben" (Turm-Verlag W. H. Lange, Göttingen) geſpiegelt, die ein ſo feiner Kenner der Zeit wie der Prager Literarhiſtoriker Auguſt Sauer eine viel ſchönere Idylle als ſämtliche des berühmten Gatten nennt. Noch unmittelbarer tritt ſie uns in den von mir aufgefundenen Briefen an den Bruder Heinrich Chriſtian Boie, den Begründer des Göttinger Hains, entgegen, die demnächſt bei Carl Schünemann (Bremen) als „Voſſiſche Hausidylle" erſcheinen werden, und aus denen hier zum erſtenmal beſonders Kennzeichnendes mitgeteilt werden ſoll.

Erneſtine war keine ſogenannte geiſtreiche Frau, kein gelehrtes Frauenzimmer, wie das achtzehnte Jahrhundert ſagte, dem ſie voll angehört, obwohl ſie noch zwei Jahre länger als Goethe ins neunzehnte Säkulum hineinragt. Sie dürfte auch kaum einem Salon Glanz und Farbe gegeben haben. Aber ſie beſaß bei klarer Gemütstiefe eine ungewöhnliche Auffaſſungs- und Darſtellungsgabe, ſicher zufaſſenden Blick und eine unbeirrbare Wahrheitsliebe. Welche ganz in Klopſtocks Welt aufgewachſene Frau hätte es gewagt, von dem greiſen, freilich ſchon faſt Mythos gewordenen Dichter zu ſchreiben: „Aber er kann noch ſehr heiter und lebhaft ſein, beſonders bey Geſprächen, die ſeiner Eitelkeit ſchmeicheln" (Eutin, den 12. Juli 1801).

Sie ſtammte aus einem Pfarrhauſe, ſeit alters Heim und Herd gefeſtigter, tüchtiger Lebens- und Weltanſchauung. Ihre Erziehung ging in nichts über die der damaligen Bürgertöchter, Küche und Leinenkammer, hinaus, wenn auch der gelehrte und liebenswürdige Vater, Hauptpaſtor in dem damals bedeutenden Hafenorte Flensburg, dies und jenes ſeinen Töchtern mitgeteilt haben mochte. Zu vollem geiſtigen Leben erwachte ſie erſt, als ſich der Bruder Heinrich Chriſtian nach dem Tode der älteſten, ihm beſonders naheſtehenden Schweſter ganz ihr zuwandte und den Briefwechſel mit dem jungen Voß anbahnte, den er kurz vorher aus der Fron ſeiner Mecklenburger Hauslehrerjahre gezogen, um ihn in zeitlebens geübter Hilfsbereitſchaft mit ſeinen kargen Hofmeiſtergroſchen ſtudieren zu laſſen. Voß kehrte bald darauf, trunken von dem erſten Zuſammenſein mit Klopſtock in Hamburg, an der Föhrde ein; eine ſchwere Krankheit, die ihn dort befiel, öffnete ihm ihr Herz, das ſich ſchon lange in ſcheuer Schwärmerei nach ihm geſehnt hatte, nicht ungerührt durch ſeine am Fuße von Klopſtocks Parnaß gewachſenen, mit heiligen Tränen getränkten Selma-Oden.

Standen die Eltern der Verlobung auch nicht ablehnend gegenüber, ſo ſahen ſie doch die Schwierigkeit ihrer Verbindung ein, da an eine Anſtellung des jungen Dichters noch lange nicht zu denken war. Offenen Widerſtand brachte dagegen die bald Witwe gewordene Mutter auf, als Voß in ſchönem Wagemut auf den Ertrag des ihm von Boie übertragenen Muſenalmanachs hin heiraten wollte. Das junge Mädchen wandte ſich in ſeiner Verzweiflung zuletzt an Klopſtock, der väterlich auf Voſſens ſoliden Charakter und die immerhin annehmbaren Einkünfte des Kalenders hinweiſt, im übrigen nichts gegen die Mutter zu tun rät. Dieſe gab endlich nach, und in Wandsbek, Claudius nahe, verbringen ſie, oft im nahen Hamburg zu Beſuch, ihr wunſchlos, beſcheidenes Liebesglück, bis dann endlich zu Otterndorf im Lande Hadeln die erſte Lebensſtellung winkt. Munter genug war der Abſchied: Am letzten Tage trafen Leſſing, Campe und Claudius ein und überredeten den jungen Ehemann, noch einmal mit nach Hamburg zu kommen. „Leſſing und Campe, als die Beſitzer der Kutſche, nahmen den Rückſitz ein, und da die beiden Wandsbeker ihren Zweck nicht erreichen konnten, ſetzten ſie ſich ihnen auf den Schoß und fuhren ſo aus Wandsbek hinaus." (Mitteilungen.) Erneſtine folgte einige Tage darauf.

1782 bittet der Miniſter der oldenburg-eutiner Regierung den mittlerweile nicht mehr ganz unbekannten Rektor, ins „fruchtwallende Eutiner Seetal" zu kommen. Friedrich Leopold von Stolberg, Obermundſchenk des Zwerghöfchens, hat die Einladung übermittelt. Wieder ſchreitet Voß jeden Morgen würdig in Frack und Pantalons zum Katheder, ſeine kleine Schar Hofbeamten- und Honoratiorenjungen in die Sonne Homers einzutauchen und ſie für ſeine ſtramme, unbelehrbare rationaliſtiſche Ethik zu erwärmen, die den aus der Fülle des Herzens lebenden alten Hainfreund Stolberg

Digitized by Google

immer mehr von ihm abzog. Der Bruch iſt unvermeidlich, als er ſich 1800, proteſtantiſcher Lehrhaftigkeit ſatt, der katholiſchen Kirche zuwendet. Erneſtine erlebte das große Gefühlsdrama, das neunzehn Jahre ſpäter in Voſſens Schrift „Wie ward Friz Stolberg ein Unfreier?“ neu aufflammte und noch jahrelang ſeine Wellenringe warf, voll mit, und der durch den überall geiſtige Verfolgung witternden Gatten tief Gekränkte trauert ihr, der vertrauten Freundin ſeiner erſten Frau, ſchmerzlich nach. Sie berichtet am 13. Auguſt 1800 dem Bruder über Stolbergs Rückkehr von Münſter, wo er in der Hauskapelle der Fürſtin Gallitzin den entſcheidenden Schritt getan hatte: „Auf der (!) ſchönen ruhigen Zeit bey euch ſind gewaltige Stürme gefolgt, mein Bruder. Stolberg iſt als ein förmlich erklärter Katolik aus Münſter zurückgekehrt. Du kannſt Dir nicht denken, in welche Stimmung uns dies gebracht. Unwille, und herzliche Betrübniß miſcht ſich auf eine eigene Weiſe. Aber der Schmerz ſiegt über den Unwillen, den er hat ſich ſchrecklich unglücklich gemacht.“

Bald darauf überſiedelt Stolberg nach Münſter, eine reiche politiſche Zukunft — er war verſchiedentlich mit geſchickt durchgeführten diplomatiſchen Aufgaben beauftragt worden — mit ſeinem Bekenntniswechſel aufgebend. Die Freundſchaft, welche die im Grunde ſo verſchiedenen Männer miteinander verbunden hatte, war zerriſſen. „Geſprochen,“ ſchreibt Erneſtine am 24. Auguſt 1800, „haben wir ihn nicht, und werden es auch nur in den Fall thun, wenn er es ſehr dringend wünſcht ehe er abreißt, er begegnete uns neulich auf der Gaſſe zu Pferde, und grüßte freundlich, mit einen ſehr nieder geſchlagenen Blick, es ging mir recht durchs Herz! er ſieht ſehr mager und angegriffen aus. Er geht noch vor Winter von hier, ſeine Stelle hat er von ſelbſt aufgegeben. Was aus den Kindern wird, darüber iſt noch nichts entſchieden.“ Das ſchmerzlichſte Erlebnis des Luiſe-Dichters, deſſen Entwicklung ganz dem Zeitalter ekſtatiſcher Freundſchaft angehörte, zitterte lange nach. Wie ein Idyll waren die gemeinſamen Jahre dahingegangen, ſo äußerlich arm ſie auch manchmal waren, und ſo oft Voß auch die Bürde ſeines Doppelamtes verwünſcht hatte. Zweierlei blieb: die alljährliche Sommerreiſe zu Boie, der, ſelten noch von der Muſe beſucht, zu Meldorf, der Heimat des altanſäſſigen wackern Geſchlechts, reſigniert ſeine Landvogtpflichten erfüllte, und der Garten, den ſie beide mit kaum glaublicher Blumenfreude betreuten. Der Bruder und Schwager, deſſen ſeltene Pflanzen nachmals die Anlage des Kieler Botaniſchen Gartens ermöglichten, unterſtützte ſie ſachkundig und mit offener Hand. Da erheiterte man ſich an Krokus, Adonis, chineſiſchen Roſen und bunten Aſtern, tauſchte Iriszwiebeln aus, probierte Zucker aus Runkelrüben und heimſte volle Obſternten ein. Oder man freute ſich der zahmen Eichhörnchen, die Voß um einige Groſchen für die Kinder erſtanden, und Erneſtine, „die Knabengebärerin“, betrachtet, den Jüngſten auf dem Arm, den erſten Elefanten, der ſchwerfällig über das rumplige Eutiner Reſidenzpflaſter ſtampft. Emanuel Geibel hat anmutig dieſes Gartenglück, ſpäter auch Storms Liebe, mit zärtlichen Paſtellfarben wiedererweckt, wenn

„am Sommerabend, voll idylliſcher Heiterkeit
aus irdener Pfeife Wölkchen dampfend, Heinrich Voß
im Schlafrock zwiſchen Fliederbüſchen wandelte.“

Mit Stolbergs Weggang war auch ihr Leben hier oben leer; die wenigen übrigen Freunde, mit denen der Vielbeſchäftigte manchmal des Abends zu Bierkaltſchale oder ziſchendem Stahlpunſch zuſammengekommen war, füllten die Lücke nicht aus. Hinzu kamen oft Krankheiten, berufliche Verärgerungen, kam die Enge der abgelegenen nordiſchen Kleinſtadt, über die er ſich vergebens wegzutäuſchen ſuchte, überhaupt die Entfernung vom geiſtigen Deutſchland, für das die Elbe damals die Grenze zog. So bat er um ſeinen Abſchied, den ihm ſein Fürſt Peter Friedrich Ludwig, der den graden, offenen Mann ſehr ſchätzte, nur zögernd, dann aber mit ungewöhnlichem Ruhegehalt bewilligte. Er zog nach Jena, wo zwei ſeiner vier Söhne ſtudierten, und wo er in einem linderen Klima als in dem feuchten, rauhwindigen holſteiniſchen Böotien von ſeinem rheumatiſchen Zahnleiden zu geneſen hoffte. Kurz vor dem Abſchied traf Boie ein: es war das letztemal, daß ſich die beiden Männer ſahen.

Es war natürlich, daß die Gatten auch bald den Weimarer Unſterblichen nahetraten, die Voß ſchon früher kennen gelernt hatte. Erneſtine und Schillers Lotte vereinigte bald herzliche, bis zum Tode unverändert treue Freundſchaft; die jüngſte Tochter hieß ſelbſtverſtändlich, dem Freunde zu Ehren, Luiſe, über den Zahnarzt, der beide Männer behandelte, korreſpondierte man eifrig, und der älteſte Sohn Heinrich trug 1805 den glühend verehrten Dichter, für deſſen ethiſches Pathos der Vater freilich nicht allzuviel Verſtändnis aufzubringen vermochte, mit zu Grabe. Herder, ſchon kränkelnd und gereizter denn je, wich man aus, Böttiger ſtieß in ſeiner Wetterwendigkeit ab, der Satiriker Falk noch mehr, vor allem ſchon wegen ſeines kräftigen Händedrucks, der bei Voß gleich beim erſten Male eine lange ſchmerzende Entzündung hervorgerufen hatte. Wieland, der den Überſetzer einſt ſchwer gekränkt, paßte wenig in ihren Kreis, wenn Voß auch längſt nicht mehr wie in den Göttinger Haintagen gegen den „Sittenverderber“ zu Felde zog. Deſto näher trat ihnen Goethe, der ſie oft in dem kleinen, 1905 abgebrochenen Hauſe in der Bachgaſſe zu Jena aufſuchte, das Voß nach längerem Aufenthalt in Schillers ehemaliger Wohnung bei

Digitized by Google

dem gemeinsamen Freunde Griesbach erworben hatte, und das er mit dem Altesten kunstvoll zu Goethes besonderem Vergnügen in der damals noch seltenen Tapezierkunst ausschmückte. Oft saßen beide über den Alten, Goethe aus dem nie versiegenden Born von Vossens antikem Wissen und aus seinem „rein natürlichen Verhältnis zu den Griechen" schöpfend, und im fernen Meldorf träumte unterdes Boie von einem Bunde zwischen den beiden Dichtern, den Goethe lange mit Schiller geschlossen. Oder Ernestine lud in wohlgefügten Hexametern den freundlichen Gast, der sich hier ganz natürlich geben konnte, zum festlichen Punsch ein (Jena 1804):

„Keine Schaffnerin, klug in künstlicher Speisebereitung
schaltet allhier!; ich selber, begafft von der alternden Köchin,
fertige schnell ein Gericht und die festliche Schale des Punsches,
rot von der Glut, und bediene den Gast an der winzigen Tafel,
froh des genügsamen Sinns, und des anmuthreichen Gespräches."

Goethe tat alles, Voß für Jena, das damals einen Namen von Rang nach dem andern verlor, zu halten, und Ernestine zeichnet getreulich jeden Besuch des Verehrten auf. Da heißt es am 13. November 1802:

„In Weimar sind wir neulich einen Tag gewesen, und waren sehr vergnügt. Wir waren Mittag und Abend bey Schiller, und den zweiten Mittag bey Bertuch. Bey Schiller hat es mir unaussprechlich gefallen, er und sie sind beide so anziehend ... Goethe haben wir hier schon oft gesehn, und auch bey Schillers war er, er ist ein äußerst angenehmer Mann, nur herzlich kann man wohl nicht mit ihm werden. Ein bischen traulicher ging es das letzte mahl schon. Er zeigt gewaltige Achtung für Voß."

Am 7. Februar 1803 erzählt sie dem Bruder:

„Besuche haben wir jetzt wenig, Hofrath Eichstedt ist jede Woche einen Abend hier, an den haben wir uns schon so gewöhnt, daß uns etwas fehlt wenn er ausbleibt. Das ist für Voß etwas ganz neues jemand zu haben mit den er über Philologie reden kann. Schüz ist kränklich, und lebt in beständiger Zerstreuung, ein guter Mensch ist er gewiß. Göthe haben wir noch nicht wieder gesehn, er ist auch nicht wohl. Schiller kömmt gar nicht nach Jena, und auch nur selten aus seinen Hause, er hat jezt wieder ein neues Stück (die Braut von Messina) fertig." Besonders froh sind beide Gatten, daß ihr Nachbar Kotzebue, „für den wir uns fürchteten, jezt ganz in Berlin bleibt. Hier ist niemand betrübt darüber." Erfreut sind sie noch mehr, als „der Herzog von Weimar die Artigkeit gehabt hat, Voß aus eigner Bewegung die Schriftsäßigkeit zu ertheilen, daß heißt er steht als Bürger von Jena nicht unter den Stadt Gericht. Ganz unter der Hand ist die Vorfrage gekommen, ob Voß nicht Lust habe Weimarscher Hofrath zu werden ... Göthe sandte das Patent der Schriftsäßigkeit mit seinen neuen Stüken an Voß, er wird bald selbst hier kommen, und will Raht und Belehrung bey Voß haben, wie er sich bescheiden ausdrückt. Voß wird schon einen andern Namen dafür finden."

Am 5. Dezember wird sogar, trotz der Kälte, eine Fahrt nach Weimar geplant; denn „seid Voß seinen Zahn hat ausnehmen lassen hat er sehr an Muht gewonnen." Er will dann bei Goethe, sie „bey Schillers" wohnen, „aber für die Aufführung stehe ich nicht, den der Winter hat seine Tüke. Göthe ist jezt oft in Jena, und sehr heiter. Jezt sizt er grade mit Voß am Tisch und sie lesen im Horaz. Göthe ist ein gar angenehmer Mensch, er hat so viel frohe Laune, und legt in unsrer Wohnstube alle seine Steifheit mit den Mantel ab, in den er immer eingehüllt ins Zimmer tritt. Auch Schiller war neulich einige Tage ohne seine Frau in Jena, und einen Mittag und einen Abend bey uns. Mit dem fühlt man sich aber viel herzlicher und wohler, ganz so als ob er einen angehört. Sie ist mir auch sehr lieb, wir waren im August einen Tag zusammen bey Griesbachs."

Mit Goethe wird das Verhältnis immer vertrauter; am 6. Januar 1804 teilt Ernestine dem Bruder mit:

„Auch mit Goethe haben wir schöne Abende gehabt seid ich lezt schrieb. Er wird jezt recht herzlich und offen. Eine gewaltige Freude hatte er daran daß wir seine Lieder so hoch zu schäzen wußten. Er umarmte Voß mit jugendlichen Feuer, als er ein kräftiges Wort darüber aussprach. Wir haben uns einen herlichen Abend damit gemacht. Gestern brachte Fernow der aus Weimar zurück kam viel Empfehlungen von Madam Stahl (Staël), sie ließ Voß viel schönes über Homer sagen und dabey daß sie ihn sehen wolle. Ist es in den Sternen beschlossen so wird es auch gut gehn. Sie bleibt noch einige Wochen in Weimar und findet dort vielen Beyfall."

Goethe versucht, Voß die Oberaufsicht über die Weimarer höheren Schulen anzutragen: mit halbem Herzen fährt er mit der Gattin nach Weimar, fest entschlossen, die mühsam erkämpfte amtlose Freiheit zu behaupten. Ernestine schildert (13. Februar 1804), wie er sich am Tore als Hofrat Bach eintragen läßt, „um wenigstens für die Frau von Stahl ingeheim da zu sein", wie er schließlich ablehnt und für den Altesten eine Anstellung am dortigen Gymnasium erbittet, die auch zugesagt wird:

„Also Donnerstag fuhren Voß und ich auf Göthens Einladung im Sturm, Frost, und Schnee mit Eichstedt herüber. Voß sagte als er im Wagen stieg:

Digitized by Google

Wer auf guten Wegen geht,
und auf Kreuze ſich verſteht,
darf vor Sturm nicht zittern!

Aber arg war es wirklich doch, und ein wenig ſchwül war uns dabey, weil Voß den ganzen Winter in Sturm nicht aus dem Zimmer gekommen iſt, aber es hat nicht das mindeſte geſchadet . . . Wir wurden in Göthens freundlichen Arbeits Zimmer gleich gemühtlich, und von der ganzen Sache ward vor Tiſche nicht geredet, weil Geh Raht Vogt eigentlich der iſt, durch den die Schulſachen gehn. Nachher gingen die Unterhandlungen an, und wurden auf eine ſo leichte entgegen kommende, Liebevolle Art geleitet, daß Voß nichts zu thun hatte als ein zu großes Vertrauen in ſeinen 24 jährigen Sohn abzuleiten. Das ganze Gymnaſium liegt im argen, die untern Claſſen ſind theils mit alten, theils mit unwiſſenden Leuten beſezt, die aber nicht bösartig (!) ſein ſollen. Da war Vogt ſehr lebhaft dafür, man ſolle Heinrich gleich zum Direktor machen, und Voß ſolle noch einen jungen Mann zum zweyten Profeſſor vorſchlagen. Auch ſolle er für ſeine Leitung ein Gehalt annehmen, dies hat er ſehr lebhaft abgewieſen, und jezt ſtehn die Sachen ſo, daß man in Weimar erſt die Einrichtung der ganzen Schule zu Papier bringen will, damit zu überſehen iſt was die untern Lehrer thun, und thun können; auch will man erſt genau unterſuchen wie hoch die Summe iſt, die zur neuen Einrichtung verwendet werden kann . . . Binnen acht Tagen wird alles aufs Reine ſein. Heinrich iſt geſtern nach Göthens Wunſch herüber gereißt, um dort einige Tage zu bleiben, damit er ſich vorſtellen laſſe, und man ihn ein wenig kennen lerne, weil er wie Göthe bemerkte, er ihn jezt noch nicht im Geſpräch habe kennen lernen. Schüchtern wie Thelemachos iſt er herüber gereist, doch hoffen wir er werde ſich zu nehmen wiſſen, weil entgegenkommendes Vertrauen ſteht. Wir ſind bis Sonnabend Mittag in Weimar geblieben und ſehr heiter und zufrieden mit unſern Auffenthalt heimgekehrt. Göhte hatte eine ſehr freundliche Stube und Kammer bey ſeiner Nachbarin für uns einrichten laſſen. Den zweyten Nachmittag nach Tiſche fuhr der Herzog bey Göthe vor, und ſagte zu Voß als er ins Zimmer tratt, er habe gehört es wäre hier ein Hofraht Bach angekommen, er wolle unterſuchen ob auch ein anderer dahinter wäre. Sehr artig war er die ganze Stunde im Geſpräch, und äußerte beſonders ſeine Freude darüber, daß ein Mann den er ſo gerne zu den ſeinen zähle, bereit wäre mit fürs wohl des ganzen zu wirken. Ich war zu meiner Freude gerade bey der Schillern."

Voß erhielt trotz ſeiner Ablehnung ein Deputat von Wild, Wein, Bier Getreide und Brennholz, da er auf ein Ehrengehalt verzichtete. Glücklich reimt die Hausfrau (9. April 1804):

„Höre denn was nach den Raht des treflichen Weimariaden
Unſer Durchlauchtigſte Fürſt, im Kreiſe des Jahrs uns beſtimmt hat.
Zween Rehböke voll Kraft, und zwölf leichtfüßige Haaſen
Zwanzig Maaß Brodtkorn, und vier des goldenen Weitzens
Dreißig der bärtigen Gerſte, und ſechs der Klafter an Scheitholz.
Endlich Erlaß von der Steuer, bey Bier und edelen Feſtwein."

Durch zweierlei gewinnt Goethe Erneſtines Herz ganz: durch die Liebe zu Heinrich und die gemeinſame Blumenfreude. „Göthe wird auch Morgen kommen. Er gewinnt nicht bloß mein Herz durch ſeine Liebe zu Heinrich, ſondern er ſorgt auch für unſern Garten. Meine Blumenzucht und Liebe macht ihn Freude. Da hat er den botaniſchen Gärtner beſtellt, daß er nicht allein den Garten voll Blumen pflanzt, ſondern ich bekomme abgeſchnittene Blumen in Menge und Töpfe mit Blühenden Sachen" (15. Juni 1804).

Trotz aller herzlichen Anerkennung zieht Voß wenige Wochen nach Schillers Ende von Jena fort. Der letzte Grund war der, nicht mehr „im Schatten der Titanen" zu leben. In Norddeutſchland war er, zumal Klopſtock früh ſchwieg, d e r Dichter geweſen, hier vermochte ſelbſt Goethes diplomatiſche Beſprechung ſeines künſtleriſchen Schaffens nicht darüber zu täuſchen, daß auch er vornehmlich den Überſetzer und Gelehrten meinte. Der Abſchied war froſtig, heftig jedoch ſein Auftritt dem Sohne, neun Tage nach Schillers Tode, gegenüber: „Schillers Verluſt mußte ich ertragen, denn das Schickſal hat ihn mir gebracht; aber die Verſetzung nach Heidelberg, das fällt dem Schickſal nicht zur Laſt, das haben Menſchen vollbracht."

Der badiſche Kurfürſt hatte Voß bereits eine neue Heimſtatt bereitet, ohne den Dichter amtlich zu binden. Man erhoffte von ihm nur gelegentlichen Rat in Univerſitätsangelegenheiten. Aber die Tage des Rationalismus waren vorüber: ſchimmernd war die Welt der Romantik aufgezogen, regenbogengleich die bunte Schönheit und Fülle des Lebens ſpiegelnd. Heidelberg, wundervoll reich in Landſchaft und Geſchichte, ſchien vorherbeſtimmt, Stadt der neuen Bewegung zu werden, und bald hallten Gaſſen, Rebhänge und Flußbord wider von brauſender Jugend, mit der der Alternde anfangs auch gut auskam, bis ſich auch hier wieder die igelborſtige Seite des „wackern Eutiniſchen Leuen", wie ihn die „Xenien" gekennzeichnet, hervorkehrte, der „ſaſſiſche Bauer", wie ihn Görres titulierte, durchkam, rechthaberiſch und ſeine unleugbare Bedeutung keineswegs verſchweigend.

Unmöglich konnte ſeiner Art das Farbig-Irrlichternde, Seeliſch-Bohrende, Myſtiſch-Katholiſche der Romantik etwas ſein, wie

Digitized by Google

dem Kosmopoliten, der gleichmütig den Untergang Deutſchlands ſah, das ausgeſprochen Vaterländiſche etwas ſagen konnte. Überall witterte er, darin beinahe krank, Verfolgung und Dunkelmännerarbeit, die das mühſam errungene Große des achtzehnten Jahrhunderts umzuſtürzen drohten. Voß, der geborene Polemiker, wurde jetzt Feind, der alle Mittel gebrauchte, ſeine Meinung durchzuſetzen. Den Höhepunkt erreichte ſeine Streitluſt im Kampfe gegen Creuzers Mythologie, der die ganze geniale und genialiſierende Jugend geſchloſſen wider ihn aufbrachte. Hinzu kamen nach den Freiheitskriegen, als ſich das Bürgertum auf ſeine Macht beſann, politiſche Neigungen, die den unbeugſamen Demokraten oft genug aus ſeinem Gleiſe warfen.

Da hatte Erneſtine Mühe, die Gegenſätze auszugleichen und fraulich zu mildern. Es war nicht leicht, da ſchon die äußeren Verhältniſſe Sorge verlangten. Lange hauſte man — auch damals gab es eine Wohnungsnot — im Gaſthof, umlärmt von unaufhörlicher Einquartierung, bis der Sohn Hans, ein Schüler von Goethes Freund Weinbrenner, auf Kloſtergrundſtück und aus ehemaliger Synagoge dem proteſtantiſchen Vater ein Haus baute, der ſo die Nathan-Parabel auf ſeine Weiſe erfüllte.

1806 ſtarb Boie. Am 9. März ſchreibt Erneſtine der Schwägerin, der fortan die Briefe gelten: „Es liegt für mich erſtaunlich viel in den Gefühl, die einzige von zwölf geblieben zu ſein! Mein Herz hing ſtark an dieſen lezten, und mit inniger Rührung wird es mich ſo lange ich lebe erfüllen, daß wir uns näher kamen je länger wir zuſammen lebten. Die Nachricht daß er ausgelitten hat mich heftig erſchüttert, ich hatte wohl aus manchen was ich von Wilhelm (dritter, als Arzt in Eutin lebender Sohn) über ſeinen Körperlichen Zuſtand hörte, das dunkle Gefühl er könne nicht wieder an Leib und Seele der alte werden.“

Sie alterte ſchnell und kränkelte oft. Das Bild, das J. F. A. Tiſchbein 1810 von der „lieben Mutter Voß“, deren innerer Vortrefflichkeit die äußere wenig entſprach, malte, zeigt eine Frau, die viel gelitten und erlebt hat. 1818 erhielt ſie Hilfe in ihrer jungen Nichte Luiſe Boie; der Neffe Heinrich, der in Heidelberg Naturwiſſenſchaft ſtudiert, zieht mit ins Haus, und oben ſchafft „ihr Profeſſor“, der älteſte Sohn Heinrich, an ſeinen Überſetzungen und Vorleſungsvorbereitungen, nebenbei Garten und Hühnerhof verſorgend. Ein Brief an die Schwägerin malt eine echt Voſſiſche Idylle (14. Juni 1818):

„Früh um ſechs weckte ich ſie, denn unſern Kaffee macht Louiſe, vor der Stubenthür ſteht der Teekeſſel, und den Kaffee legt ſie ſchon Abends in die Weiche, während man den Schlaf aus den Augen reibt, und ſich ankleidet, wird eine Taſſe nach der andern aufgegoſſen, dann ſteigen wir herauf zum Onkel, wo Louiſe auf den Sopha ſizt, ein kleines Tiſchchen vor ſich, denn ich laſſe mir meinen Plaz neben Voß, wo ich ſonſt Kaffee einſchenkte nicht nehmen, da habe ich jezt wenn ich die Augen aufhebe einen wahrhaft Prachtvollen Roſenbaum vor mir. Jezt ſtellt Louiſe unſer beſtimmtes hin, und lauſcht wenn die Tante noch eine braucht, denn der Onkel bekömmt nur eine, weil er die erſte Auflage um fünf aus Sanne (Köchin) ihrer Fabrik erhält, dann ſitzen wir unſer Stündchen ſtill weg und ſtriken und nehmen fröhlich hin was der Onkel uns mittheilt, und antworten beſcheiden wenn er unſern Raht begehrt. Um ſieben kömmt Heinrich aus den Collegium, und gleich hinter ihn bringt Sanne eine große Taſſe Thee, zu der Louiſe Rahm und Zuker ſpendirt. Dann gehn wir herunter und pflegen unſre Blumen. Louiſe holt friſche für die Blumentöpfe, ich begieße die Fenſterblumen, und beſtimme welches Sonne haben muß, und was den Blumen Eckſchrank zieren ſoll. Dann wird der Küchen Zettel gemacht, wo möglich für den Abend mit, und Kirſchen gewaſchen, die wir ſchon viel und wohlfeil kaufen, auch bringt Sanne oft herliche Erdbern aus den Garten, von denen wir euch oft hin wünſchen. Um zwölf kömmt Boie, der keck und rüſtig iſt, und wir eſſen im kleinen Gartenſtübchen, wo es freilich ſo eng iſt, daß jeder Stuhl und Tiſch genau in ſeinen Winkel paßt. Der Onkel thront in kleinen Sopha, neben welchen ein kleiner Tiſch mit drey Käfichten ſteht, den Vater und Sohn bringen ihre jungen und alten Vögel mit zu Tiſch, die ganz zahm und freundlich ſind. Nach Tiſch ſchlafen die alten, die jungen nach belieben, ich ſchließe meine Thür zu und leſe wenn ich nicht mehr ſchlafe. Oft legen wir unſer Buch weg um zu plaudern, geben unſere Beſuche, ſetzen uns im Garten, denn die Tante kann nicht viel gehn.“

Der Garten mit ſeinen Bosketten, Blumen und prachtvollen Gutedeltrauben, zu denen ſchon Theodor Storms Vater, der einmal als Student von dem Alten empfangen wurde, emporſtaunte, war auch hier Voſſens Erholung, und manchmal ſaß er, unverwelklich jung bis in ſeine ſetzten Tage, hoch oben im dichten Grün der Maulbeerbäume, ſein Lieblingsobſt, ihre reifen Früchte, in behaglicher Zufriedenheit verzehrend.

1822 ſtirbt plötzlich der älteſte Sohn; am 2. April 1826 zeigt „Mutter Voß mit drey Söhnen, ihrer Gattinnen und elf Enkeln“ den „Freunden in und außer Deutſchland“ den Tod ihres Mannes an.

Es wird einſam um ſie. Kreuznach, wo der Jüngſte als Schuldirektor wirkt, liegt freilich nicht ſo weit ab. Aber die ſelten Gereiſte ſcheut doch vor den Mühen der Poſtkutſchenfahrt zurück, auch zu Hans nach Freiburg. Da flüchtet ſie ſich lieber zu Kiel und Tinte, ſo wenig auch Wilhelm, ſchreibträge wie der Vater, antwortet.

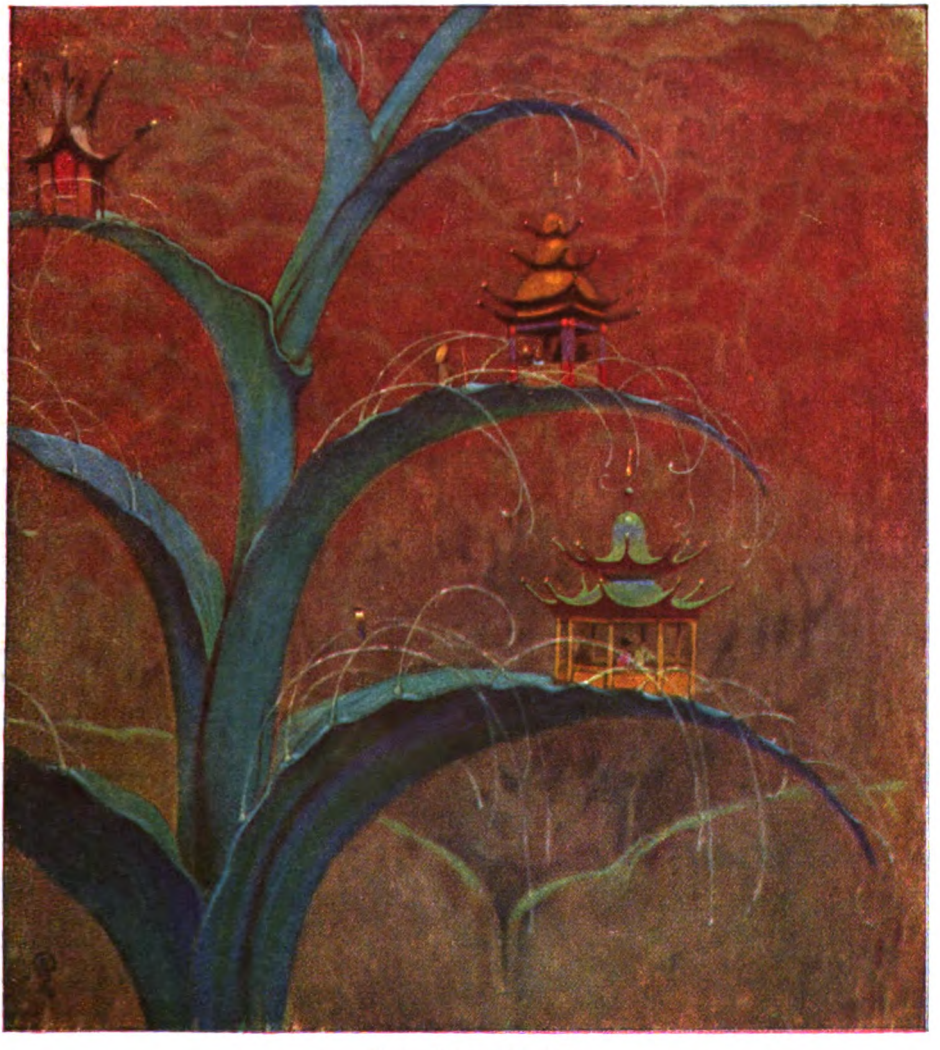
1834 ſtirbt auch ſie, eins der ſelbſtloſeſten, tätigſten Frauenleben endend.

Digitized by Google

Meister Richard Teschner

Von Arthur Roeßler

Richard Teschner wurde in der Nacht vom 22. zum 23. März 1879 in Karlsbad als Sohn von Sudetendeutschen geboren, und bekam als wichtigstes Erbe vom Vater her, der sich als geschickter Lithograph betätigte, das Zeichentalent mit auf den irdischen Lebensweg. Schon in früher Jugend war es für ihn nicht immer leicht, diesen Weg zu gehen, denn träumerische Befangenheit machte ihn inmitten der Schar seiner robust ruppigen Schulkameraden zu einem verwunderten und empfindlichen Einzelgänger, der sich an den Härten der Alltagswirklichkeit oft genug wund stieß. Auch war er durchaus kein Vorzugsschüler. Seine Wißbegierde weckten nur die vom Geheimnis umwitterten Phänomene der Physik und Elektrizität, während die nicht sinnenhaft erfaßlichen Lehrgegenstände ihn langweilten; so daß er es vorzog, statt eine mathematische Aufgabe zu lösen, sich still zu verhalten, geruhsam die kühl werdende Abendluft zu atmen und aufmerksam zuzuschauen, wie das goldene Tuch, das die sinkende Sonne über ein Schindeldach breitete, von der schrägen Fläche allmählich abglitt und im dunkelfarbigen Mauerschatten verschwand. Wer den jungen Sinnierer in sol-



Aloe. Ölgemälde. 1918

Digitized by Google

chen Stunden plötzlich an- und in das wache Leben zurückrief, mochte, wenn er scharfsichtig genug war, den Traum in den weitoffenen Augen des Knaben wahrgenommen haben. Schon damals war er dem Wesen nach, was er später auch in der Erscheinung wurde: ein Künstler. Aber es wußte das nur einer: sein Vater. Seine Lehrer, mit der einen Ausnahme des ersten Schulmeisters, einer Stifterschen Natur, standen ihm nicht nur verständnislos gegenüber, sondern hielten ihn für faul und unbegabt und ließen ihn, geärgert ob seiner vermeintlichen dumpfen Verstocktheit, bei der Prüfung in der Quinta durchfallen. Das war eine bittere Kränkung für Teschners Vater, der den Sohn gern „humanistisch gebildet" gesehen hätte, zugleich aber auch die Befreiung von einem stets als lästig empfundenen Zwang für den Sohn. Der Weg nach Prag an die Kunstakademie war nun offen, und Richard Teschner zauderte nicht, ihn zu betreten. Vom Jahre 1896 bis 1899 lebte, träumte, arbeitete der junge Akademiker in der hunderttürmigen alten Stadt der Alchimisten, Astrologen und wundertätigen Rabbiner, in dem „goldnen Prag" des Golems und anderer mittelalterlichen Seltsamkeiten. Da es vom Temperament und vom Bewußtseinsinhalt eines Menschen abhängt, welche elementaren und geistigen Kräfte Einfluß auf ihn gewinnen, ist es durchaus begreiflich, daß Teschner vom Besuch der Akademie, wo der seither in Vergessenheit geratene Historienmaler Brozik sein Lehrer war, weniger Förderung der Entwicklung seines Künstlertums empfing, als vom Verweilen in der Stadt, die auch heute noch als architektonisch kunstvoller Behälter romantisch geheimnisvoller Kräfte anmutet.

Trumpf. Ölgemälde. 1907. Prag, Gemälde-Galerie

Die radikal modern gesinnten Menschen wird ja allerdings das immer noch von einem Nachhauch mittelalterlichen Geistes durchwehte goldne Prag nicht die Stätte dünken, wo das Urteil über ein Kunstgebilde

Digitized by Google

für ebenso wichtig gilt, wie das Urteil über das Leben eines Menschen, für die Stätte, wo sich der Triumph der Schönheit in Kunst und Leben verwirklicht; und auch Richard Teschner selbst mochte diese Stadt nicht als diesen erlesenen Ort empfunden und betrachtet haben, denn im Jahre 1899 verließ er Prag und reiste nach Wien, wo in der kurz zuvor ins Leben gerufenen Sezession, von den einen mit begeistertem Jubel begrüßt, von den andern mit fanatischem Haß befehdet, ein neuer Ver sacrum der Kunst aufgeblüht war. Unbefriedigt von der Lehre, die ihm an der Prager Akademie zuteil wurde, bewarb sich Richard Teschner um die Aufnahme in die von William Unger geleitete Radierklasse der Wiener Akademie, wurde jedoch abgewiesen. Nicht gekränkt, nur erstaunt darob, wandte sich Teschner daraufhin an den Freiherrn von Myrbach, der damals an der Wiener Kunstgewerbeschule lehrte, und fand freundliche Aufnahme. Aber er blieb nicht lange, denn das, was hier gelehrt und geschaffen wurde, war wohl überraschend, blendend, oft genug sinnlich bestrickend, aber dennoch auch begrenzt, gebunden vom Zweckhaften und irdisch Zielbedingten. Dabei wurde durch die, trotz aller scheinbaren revolutionären Freiheit dennoch versteckt dogmatische, Lehre weder zweifelfreie Wissenschaft noch unübertreffliches Handwerk vermittelt, kein Kunstwerk von gleichsam unirdischer Größe und Ehrfurcht einflößender Erlauchtheit hervorgebracht. Das Streben der Wiener Künstler war für Teschners Gefühl zu sehr auf die Ausbreitung an der Oberfläche eines heiter gemeinten Lebens, zu wenig in die Tiefe gerichtet, und so empfand er sich unter ihnen, mit seiner Überzeugung, daß es weder die schwerste noch die höchste Aufgabe der Kunst sei, nur Schönes, im Sinne der Ästheten und Akademiker, zu gestalten, als Fremdling und flüchtete deshalb wieder heimwärts. In der alten Elbestadt Leitmeritz in Böhmen, in der sein Vater eine Druckerei errichtet hatte, begann Richard Teschner, weniger durch äußere Erfahrungen als durch innere Erlebnisse gewandelt, mit Ernst und zäher

Evolution. Temperagemälde auf Pergament. Unten: Bildnis des Künstlers

Digitized by Google

Ausdauer autodidaktisch die Handhabung der mannigfachsten technischen und künstlerischen Ausdrucksmittel sich anzueignen. Was ihn bisher keiner zu lehren vermochte, das erlernte er jetzt durch eigenes Suchen und Versuchen. Vom Technischen der Steinzeichnung brachte ihm einiges der Vater bei, aber schon der schwierigen

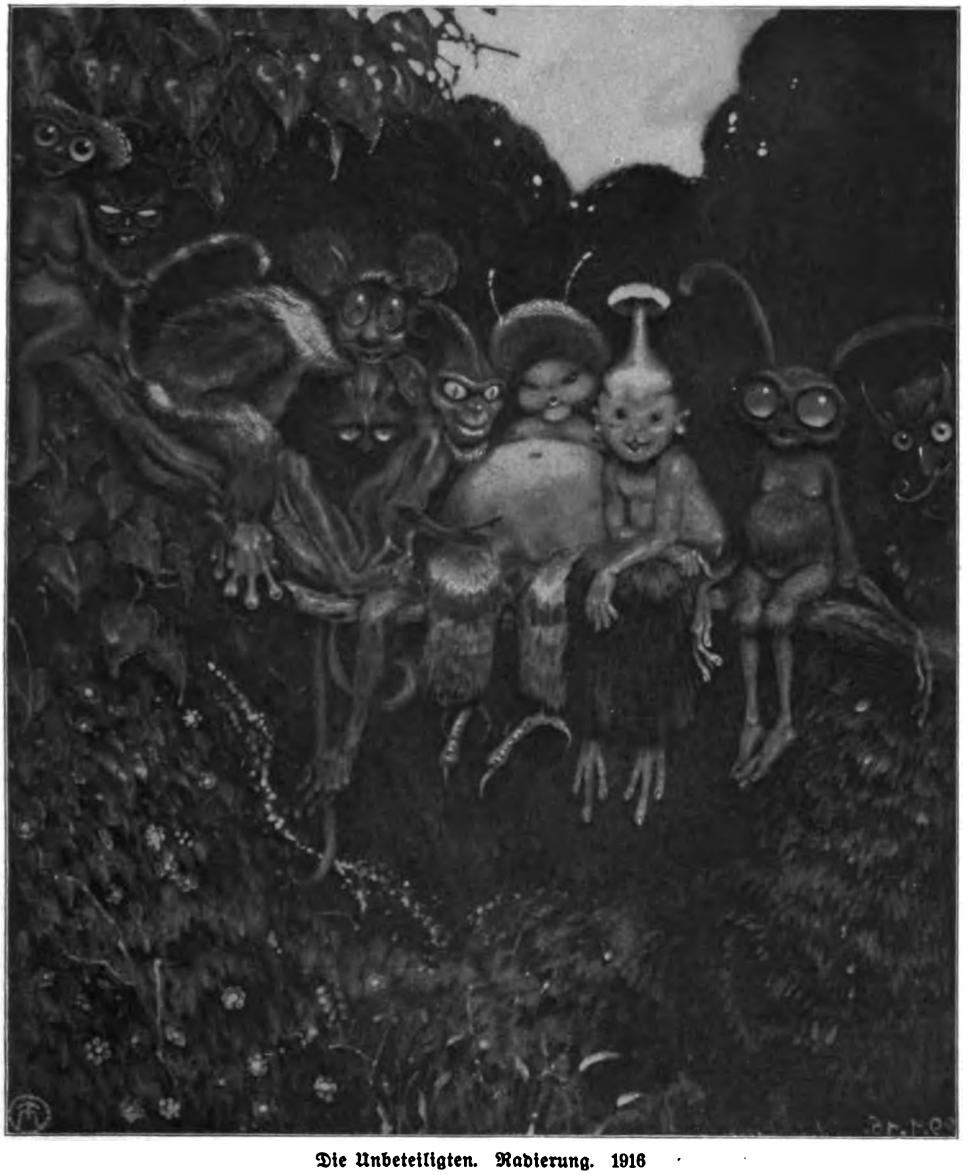
Liebespaar. (Detail.) Majolikaplastik

Radierung, vom Kaltnadelverfahren bis zur vertrackt raffinierten Tonätzung, mit all ihren handwerklich heiklen Zwischenstufen, bemächtigte er sich aus Eigenem mit erfinderischer Geschicklichkeit.

Es sei mir gestattet an dieser Stelle, nur scheinbar abschweifend und bloß hinweisend, von Richard Teschners, in unserer Zeit des Speziali-

Aus Tausendundeiner Nacht. Radierung. 1917

Digitized by Google



Die Unbeteiligten. Radierung. 1916

stentums schier unvergleichlichen und durchwegs meisterhaft geübten Vielseitigkeit zu sprechen. Er ist Maler in Aquarell, Tempera und Öl, Graphiker auf Stein, Glas, Metall und Holz (das heißt Lithograph, Radierer und Holzschneider), Bildhauer in jedem für plastische Gebilde tauglichem Material, Schmied und Gießer, Edelsteinschleifer und Tischler, Lautenbauer und Mechaniker, Bühnenkonstrukteur und Beleuchtungstechniker, Perückenmacher und Schneider, Architekt von Innenräumen und Chemiker, und so „nebenbei" noch Dichter, Musiker, Biologe, Astrologe, Astronom, Kenner und Schätzer verschollener und entlegener Kulturen, Kunstsammler, Wiederbeleber und Neuentdecker; — und er ist all das im einzelnen nicht etwa unzureichend spielerisch als Dilettant, sondern beherrschend als Meister vom Fach, und zwar nicht nur als Meister aneigenbarer Fähigkeiten, sondern als machtvoller Beherrscher beträchtlicher eingeborener, und in bewußt sorgsamer Pflege zu hoher Entwicklung gebrachter, innerer Kräfte. — Gewiß: man begegnet auch sonst noch zuweilen den erstaunlich virtuosen und witzigen Leistungen vielseitig Begabter, — wobei beispielsweise an Herkomer gedacht werden mag — doch fragt man sich dabei: Wessen Geistes sind sie? — da

Digitized by Google

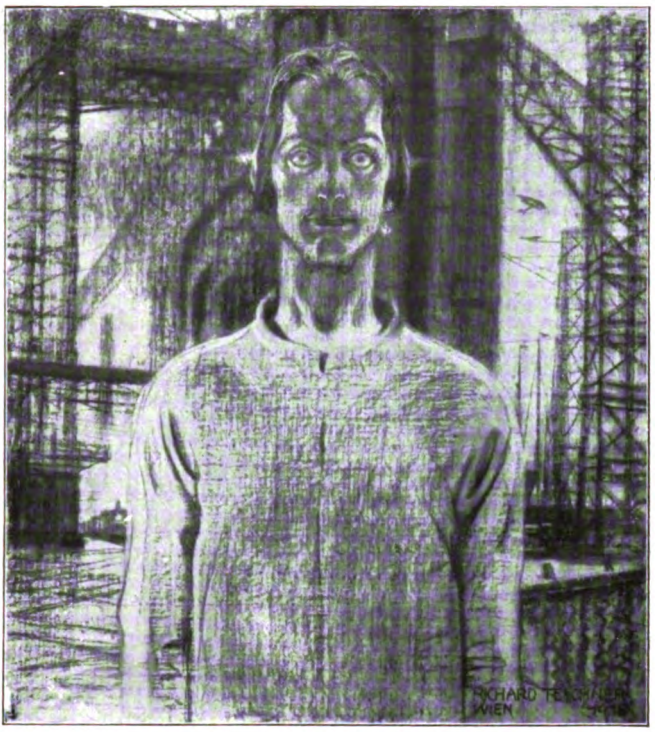
Die braune Kulturrasse
Karton 1918

man sie lediglich als Gehirnleistung empfindet, der die Blutwärme des Herzens ebenso mangelt wie jene Gemütsinnigkeit und Seelenkraft, die nach oben tragen und in der Höhe erhalten. Friedrich Schlegel, der ein kluger Kopf war, hat Verstand mechanischen, Witz chemischen, Genie allein organischen Geist genannt; in der Kunst kommt es auf letzteren allein an. Teschner besitzt ihn und erhält durch ihn erst seine eigentliche Bedeutung als Künstler. All seine zaubermeisterhaften Kenntnisse und Geschicklichkeiten sind nur dienende Kräfte jener höheren Kraft, die das eigentliche Kennzeichen wahren Künstlertums ist. Einer ist um so viel mehr Künstler, um so viel mehr er Mensch ist und um so viel mehr er seiner innerlichen Bewegtheit sinnfällig faßbaren Ausdruck in kunstmäßigen Formen zu geben vermag. — Wie in den Darstellungsmitteln gibt es auch im Dargestellten bei Teschner keine Beschränkung; — als der Magier, der er ist, unterwirft er nicht nur alle erdenklichen Sichtbarkeiten der irdischen Welt aus Leben und Traum seiner zwingenden Beschwörung, sondern auch zuvor noch nie Gesehenes aus Jenseitigkeiten. Er ist vertraut mit Elfen und Zwergen, Nymphen und Schratten, Hexen und Trollen und sonstigen noch namenlosen Nachtwesen Höllenbreugelscher Observanz, wie mit den bösen und guten Geistern des fernen Ostens. Auf seinen Wink tauchen aus den moorigen Gründen der deutschen Urwälder die phosphoreszierenden Schemen zwitterhafter Zwischenwelten auf, steigen aus lichten Höhen vom Sternenglanz umflimmernde Engel und Halbgötter hernieder. Ge-

Die gelbe Kulturrasse. Karton 1918

Digitized by Google

filde des Grauens hauchen den Beschauer mit ihren Schauern an und Gefilde heiterer Seligkeit beglükken mit ihrem farbigen Glanz und stillen Frieden. Mit der, bewunderndes Staunen erweckenden, Beherrschung der vielfältigen technischen Ausdrucksmittel wuchs zugleich in Richard Teschner die Fähigkeit der eigentlich bildnerischen Vorstellung, läuterte sich sein, anfänglich an das Spielerische gernwillig hingebendes Vermögen phantastischer Gestaltung. — Nachdem er die schabernackischen Elementargeisterchen gebannt hatte, verlieh er begnadet edleren Kräften sinnfällig wahrnehmbare Formen. Teschner hat als Künstler viel getan und als Mann viel gedacht. Und nun, da er sich selbst in die Augen schaute, sich selbst erkannt und danach sein Wollen auf Hohes gerichtet. Errungene Erkenntnis wandelte sich in ihm zur Anbetung und löste einen tief religiösen Zug in seinem Wesen aus. Seine Phantasie, die er aus Eindrükken des Tages und mehr noch aus solchen der Nacht genährt hatte, gewinnt jetzt ihre beste Kraft aus der unerschütterlichen Gläubigkeit an das sichere Walten eines ungeheuren Guten. Ohne daß seine Erdensicherheit sich deswegen verringert hätte, nahm doch seine Vergeistigung sehr zu. Das Anschauen der Welt und der Träume entwickelte sich zur Weltanschauung und zum Schauen der im Stoff unablässig wirkenden geistigen Kraft. — Wie in der Muschel das Meer tönt, spiegelt sich in Teschner das Weltgeschehen. Darum darf man wohl sagen: Wer das Rauschen von Gottes Mantel vernehmen kann inmitten des Weltgetöses, wer im Zwielicht der Erde den Ab-



Die weiße Kulturrasse
Karton 1918

Wiedergeburt. Ölgemälde. 1919

Digitized by Google

glanz des himmlischen Lichtes zu gewahren vermag, wessen Sinne für die mystischen Offenbarungen des Daseins aufgeschlossen sind, der ist Künstler und ist es um so mehr, je empfindlicher, einfühlsamer, allfühlsamer, je mehr Mensch er ist —

Richard Teschner zog zwar nach einiger Zeit aus Leitmeritz wieder nach Prag, aber er begab sich dort nicht in die Menge auf den öffentlichen Markt, wo, wie schon oft zuvor und nachher, ein wildes Getümmel und Geschrei vieler sich mehr oder minder heftig derwischhaft gebärdender Anpreiser, neuer, neuerer und neuester „Ismen" Anschauungen, Richtungen, Stile, Manieren und Moden beherrschte, die sich allesamt bei näherem Zuschauen als unbewußter oder bewußter Schwindel, bestenfalls als Irrtum und Trödel von sehr zweifelhaftem Wert, erweisen. Er ließ sich von dem vielstimmigen unechten Ruhmgeschrei nicht verwirren, denn er wußte, daß dieses Geschrei ja doch nur den „emporgejauchzten Ephemeren eines Tages, den Belustigern müßiger Knaben, den Gauklern um Blumen und Mädchen,

Idol. Mahagoniplastik. 1915

den Tonangebern eines kleinen Zirkels eines kleinen Teiles einer kleinen Provinz" galt, wie einer treffend einmal sagte. Er bemühte sich nicht ein bißchen, „modern" zu sein, für modern zu gelten, und hat sich eben dadurch vor dem Unmodern-, vor dem Altmodischwerden bewahrt. Er hatte damals schon den Mut zu sich und seiner Kunst, der ihn auch heute noch auszeichnet. Er weiß, daß ihn die „absoluten" Maler, deren Muse Inspiratrix abstracta heißt, einen „Dichter", „Erzähler", „Darsteller" und „Romantiker" schelten und ihm damit einen bitteren Schimpf anzutun wähnen, aber er kehrt sich nicht daran in der prachtvollen Unbekümmertheit seiner eigenwüchsig starken Wesenhaftigkeit. Und es erwies sich, daß er so recht tat, denn der Erfolg blieb nicht aus. trotz der Widersacher, trotz der freiwilligen Verschollenheit, in die sich Teschner seit zwanzig Jahren zurückgezogen hat. Die Werke, die er aus sich heraus und in die Welt stellte, wirkten werbend für ihn und seine Kunst. Sein Ruhm begann zu wachsen und die hermetische Mauer zu sprengen,

Szenenbild aus ‚Pelleas und Melisande'. 1907. - Prag, Deutsches Theater

Digitized by Google

Nachtstück. Szenenbild aus dem Figurentheater. 1922

mit der er sich umgeben. Man suchte ihn und fand mehr noch, als man erwartet hatte. Galerieleiter und Privatsammler bewarben sich um Arbeiten von ihm, machten Ankäufe und gaben ihm bedeutende Aufträge.

Im Jahre 1909 war in Wien durch die Sezession, die Kunstgewerbeschule und die Wiener Werkstätte der Boden für ihn genugsam vorbereitet, um eine Verpflanzung nicht nur möglich, sondern ratsam, ja notwendig erscheinen zu lassen. Begleitet von seinen Eltern, zwei Zwergeulen und einem Harzer Roller, vollzog Richard Teschner mit wenig materiellem, aber um so mehr geistigem und künstlerischem Gepäck die Übersiedlung von Prag nach Wien.

Diese landschaftlich zwar sehr schöne, aber trotz aller redensartlichen Gemütlichkeit mitunter, namentlich für Künstler, keineswegs gemütliche Stadt, lohnte das ihr von Teschner entgegengebrachte Zutrauen dem reifen Meister auf das reichlichste. Die Bevölkerung der Stadt, die Schwind hervorbrachte, gab dem Wesensverwandten des großen Romantikers, außer bewundernder Liebe und Verehrung, das Beste, was sie ihm darzubringen vermochte: die in Treue liebende Gattin, ein Heim, eine Werkstatt nach

Aus dem Figurentheater. 1923

Digitized by Google

Die Hexe. Gemälde auf Pergament. 1917

eigenem Gefallen und ausgebreitetste Betätigungsgelegenheiten für seine vielfältigen künstlerischen Fähigkeiten. — Im ungeschmälerten Vollbesitz der leiblichen und geistigen Kräfte der mit Recht als bestes Mannesalter bezeichneten Jahre stehend, vom winzigen Ziergegenstand spielerischer Künstlerlaune bis zur Großplastik und dem eindrucksmächtigen monumentalen Wandfresko alle Arten der bildenden Künste mühelos bewältigend, sehen wir Richard Teschner gegenwärtig mit einem von scharfem Intellekt überwachten, außerordentlich verfeinerten und gesteigerten Gefühl unter Dingen, die in der Natur zerrissen und einander schier feindlich vereinzelt bleiben, kraft der Kunst wohltuende Einheit herstellen.

Teschner hat nicht nur nach Schönheit getrachtet, zumindest nicht nach der Naturschönheit im Kunstwerk und nicht nur, weil er vermöge seiner tiefschürfenden Forschungen und Erkenntnisse davon überzeugt ist, daß der Schönheitsbegriff veränderlich ist, sondern auch, weil er weiß, daß es in der Kunst noch Größeres, Bedeutungsvolleres als bloße Schönheit gibt; nämlich Elemente, die stärker als die Schönheit an das Gemüt des

Digitized by Google

Der Berg der deutschen Arbeit. Temperagemälde. 1915

Menschen rühren. Er mag sich gefragt haben: „Ist Schmerz an sich schön? — Sind Pein und Gram schön? Ist der Bresthafte schön? Sind Dummheit, Haß, Furcht, Verzweiflung, Eifersucht, Laster und Leiden, die Teufel, Dämonen und Grotesken schön? Der Kreuzweg und Golgatha, das drangvolle Gottsuchen und Glaubensmartyrium, sind sie in ihrer sinnfälligen Erscheinung schön? Man wird wohl verneinen, aber trotzdem boten sie den Vorwurf zur Schaffung unvergleichlich erhabener und schöner Kunstwerke. Sind die Wasserspeier, die fratzenhaft grinsend und unflätig auf den Dachrändern der Dome hocken, schön? Ist all das Fabelgetier und alle im geschnitzten Chorgestühl ihren argen Schabernack treibenden Unholde schön? Ja, sind selbst die steinernen und hölzernen Heiligenfiguren in Kapellen und Nischen schön? Und ist, um ein Letztes, Höchstes zu nennen, ist der von Dornen zerfleischte, von Geißelhieben gestriemte, an Händen und Füßen durchlöcherte, von Blut und Todesschweiß überrieselte Leib des Ecce homo, der elendiglich am Kreuze verschmachtete, ist er schön? — Nein! — Aber all das ist mehr als bloß schön. — Deshalb, und weil er weiß, daß in der Kunst die Häßlichkeit ein der

Digitized by Google

Gobelin. Nach einem Entwurf des Künſtlers

Schönheit durchaus gleichwertiges Ausdrucksmittel iſt, ja vielleicht ſogar, das gewaltigere, beziehungsreichere, den Menſchen im tiefſten Innern ſtärker bewegende und aufrührende von beiden, ſcheute er nicht davor zurück, Grotesken zu geſtalten, das phantaſtiſch Ungeheuerliche, romantiſch Grauenvolle, wie viele ſeiner Bilder und plaſtiſchen Figuren, namentlich ſeiner Marionettenbühne beweiſen.

Viel, ſehr viel ließe ſich noch über dieſes Künſtlers Weſen und Werk ſagen, doch da alle bildneriſche Geſtaltung vor allem zum Beſchauen, alſo ſehſinnlichem Genießen geſchaffen erſcheint, ſei, — außerdem noch der an dieſer Stelle gebotenen Raumökonomie eingedenk, — auf die in dieſem Heft enthaltenen Abbildungen Teſchnerſcher Arbeiten verwieſen, die dem denkenden und empfindenden Beſchauer ſelbſt ungleich Bedeutungsvolleres offenbaren, als ein ſtets unzulänglicher Begleittext.

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Lebenserinnerungen und Lebenslehren

aus hinterlassenen Papieren des Generalfeldmarschalls Colmar Frhr. v. d. Goltz

(Schluß)

Königsberg

Unterricht mangelt schon sehr. Onkel Leopold hatte recht gehabt. Was sollte aus mir werden? Von den sporadisch erteilten Lehrstunden durch den Kantorssohn ließ sich keine hinreichende Vorbereitung für einen künftigen Minister erwarten. Zudem war ich, seitdem mein Bruder Oskar auf das Gymnasium nach Rastenburg gebracht worden war, allein. Ich mußte auf die Schule — aber wo und wie? In Königsberg gab's Pensionen für Schulkinder, die nur fünf Taler monatlich kosteten. Das war jedoch für mich noch zu viel. Es fand sich aber schließlich eine Familie, die sich entschloß, mich für drei Taler monatlich aufzunehmen. Australische Schwalbennester und Champagner gab es natürlich in dieser Pension nur in den seltensten Ausnahmefällen — aber ich war doch untergebracht. So konnte ich mir regelrechte Schulbildung verschaffen; denn mir wurde auch eine Freistelle an der Königsberger Burgschule bewilligt. Die Familie führte den nicht ungewöhnlichen Namen Müller. Ihr Oberhaupt war ein emeritierter Registrator der Stadtverwaltung gewesen, ein streng und mürrisch aussehender Mann, der bei Tisch aus den umherliegenden Brotkrumen Kügelchen drehte, die — zu welchem Zwecke vermag ich nicht anzugeben — getrocknet und in einer großen Büchse sorgfältig aufgehoben wurden. Als ich nach Königsberg kam, war er kürzlich gestorben. Seine Frau, gewöhnlich „Tante Justchen" genannt, führte mit zwei alternden Töchtern den Haushalt. Sie ernährte sich durch Gardinenaufbringen — ein Geschäft, das die Frau Registrator schon von Jugend auf betrieben und auf die Töchter übertragen hatte. Tante Justchen war eine historische Persönlichkeit. Als Napoleon I. 1807 sein Hauptquartier vorübergehend im Schloß zu Königsberg genommen hatte, war sie eiligst herbeigeholt worden, um die Zimmer des Kaisers mit Gardinen zu versehen, und der Gewaltige hatte bei dieser Gelegenheit sogar ein paar Worte an sie gerichtet. Sie arbeitete in allen vornehmen Häusern Königsbergs und wußte genau, wie es dort herging, namentlich aber, was sich daran aussetzen ließ.

Die drei Frauen bewohnten das oberste Stockwerk in einem kleinen Mietshause, Mittelanger 18, das heute noch steht. Wenn der Messingklopfer in Bewegung gesetzt wurde, öffnete sich die eine Seite der Doppeltür zu zwei engen, steilen Holztreppen, die in die Müllersche Wohnung hinaufführten. Oben, der Treppe gegenüber, lag, von dieser nur durch eine Holzwand getrennt, die Küche und der Herd. Die Baupolizei kann damals noch nicht so streng gewesen sein; Feuergefährlicheres ließ sich kaum ausdenken. Neben der Küche nach vorn hinaus lag ein Zimmer mit einem breiten Mansardenfenster, das jedoch ein „möblierter Herr", ein junger jüdischer Kaufmann bewohnte; nach hinten schlossen sich ein Wohn- und ein Schlafzimmer an, an das sich in einem Ausbau noch eine Kleiderkammer anschloß. Dort zog ich als viertes Familienmitglied im Herbst 1851 ein, oder, wenn man will, als fünftes; denn zur Familie gehörte noch ein Wachtelhund. Im Winter teilte ich das gemeinsame Schlafzimmer, im Sommer zog ich in die Kleiderkammer, zu der einige Stufen hinabführten. Sie besaß nur ein kleines Guckfenster nach einem engen Hofe, an dem ein schmales Hintergäßchen vorbeiführte. Das war meine Welt — „dort hinter diesem Fenster verträumt' ich so manchen Traum." — Nach der ländlichen Freiheit war's ein hartes Geschick; ich litt als Kind stark an Heimweh.

Von Pferdeeinfangen und Kuhreiten war keine Rede mehr; ich hatte auch keinen Umgang mit gleichaltrigen Jungen, an deren Besuche sich die Gefahr knüpfte, daß sie mit schmutzigen Stiefeln die allzeit blank gescheuerten Dielen betreten könnten.

Die Burgschule stand im Geruch der Freisinnigkeit, Rupps Geist waltete darin, ein Bruder des Predigers gab uns deutschen Unterricht und Religionsstunden. Der Zulauf war groß. In der Quinta saßen wir 95 Schüler in ziemlich engem Raum beisammen. Mit der Schulhygiene kann es nicht zum besten bestellt gewesen sein. Ob wir viel lernten, vermag ich auch nicht zu sagen. Für den Ruf der Schule genügte es, freisinnig zu sein und den Namen Rupp im Verzeichnis ihres Lehrkörpers zu führen. Der Direktor Büttner war jedenfalls ein wohlwollender Mann. Ich war, da ich zu Hause keine „Gouvernante" gehabt hatte, vom französischen Unterricht ausgeschlossen worden. Da faßte ich mir ein Herz, lief ohne Vorwissen meiner Pflegeeltern zu ihm hin und bat ihn, mich zuzulas-

Digitized by Google

sen. Obgleich das eine Ausnahme war, gewährte er mir doch meine Bitte.

Es war die Zeit der Reaktion nach der Sturm- und Drangperiode von 1848—50. Dem Scheitern der überschwenglichen Hoffnungen auf die Erfüllung des alten nationalen Traumes war eine Zeit bitterer Verzweiflung an der Zukunft des Vaterlandes gefolgt. Der Pessimismus herrschte unter dem Eindruck des Olmützer Vertrages überall. Ich besinne mich, daß viel davon gesprochen wurde, Deutschland gehe dem Schicksal Polens entgegen. Seine Teilung unter die Nachbarmächte sei unausbleiblich. Wenn ich mich recht erinnere, war es Rupp, der uns einmal nach einer bewegten Klage über die düsteren Zustände im Vaterlande sagte: „Deutschland gleicht dem Leichnam eines Riesen, über dem die Geier kreisen, um zu erspähen, welches Stück ein jeder ihm zuerst vom Leibe reißen könnte." So lebten wir Jungen in der Vorstellung, einem sinkenden Reiche anzugehören, dessen Untergang besiegelt sei. Von Preußen wurde uns der Begriff eingeflößt, daß es ein reiner Militärstaat sei, in dem die Junker und der Korporalstock herrschten und der eine deutsche Zukunft jedenfalls nicht habe. Über den preußischen Soldaten herrschte die allgemeine Meinung, daß er wohl tapfer sei, aber ein schlimmer Gast in Feindesland. Etwas von Roheit mußte der „Soldateska" doch angedichtet werden.

Dennoch liebten wir die meisten unserer Lehrer; sie waren nicht allzu streng mit uns und Oberlehrer Wechsler, der uns die alte Geschichte in so schönen, spannenden Erzählungen vorzutragen wußte, daß wir ihm atemlos lauschten, war unser aller Liebling.

Außerhalb der Unterrichtsstunden kümmerte sich niemand um uns. In den Winkeln an der reformierten Kirche schlugen wir unsere Schlachten als „Griechen und Trojaner" oder als „Römer und Karthager". Das ersetzte die körperliche Ausbildung. Es gab keinen Turnunterricht und alljährlich ein einziges Schulfest, bei dem wir am sonnigen Landgraben entlang nach der Wilkie, einem kleinen Wäldchen mit primitivem Gasthause, pilgerten und auf den Kopf eine Semmel und einen Silbergroschen zum Topf Milch mitzubringen hatten.

So sah es damals mit der Jugendpflege aus!

Etwas Schwimmen mit zwei Binsenbündeln unter den Armen hatte ich schon zu Hause in Fabiansfelde gelernt, auch die ersten Versuche im „Pudeln" angestellt.

Es war im Frühling 1852, als ich eines Morgens einen von Tränen fast unleserlich gemachten Brief meiner Mutter erhielt, der mir unvergeßlich geblieben ist. Daß Fabiansfelde verkauft werden sollte, wußte ich; aber wir hatten alle, trotz der niedrigen Taxe, auf einen Preis von 28—30 000 Talern gehofft. So viel sollte es wert sein. Dann wären noch ein paar Tausend Taler für uns übrig geblieben. Nun aber war der Zuschlag für 18 200 Taler erteilt worden, also für die Familie alles verloren.

Was sollte aus uns werden? Wie würde sich insonderheit meine Zukunft gestalten? Natürlich wollte ich Offizier werden — aber wie? Vom Kadettenkorps war ich abgewiesen worden und guter Rat teuer. Alle Verwandten rieten hin und her. Tante Justchen, die sehr energisch zu debattieren verstand, mischte sich öfters in das Gespräch: „Offizier werden ist Unsinn! Der Junge hat doch kein Geld, und ein Offizier ohne Geld, das gibt ein glänzendes Elend! Handwerker soll er werden! Handwerk hat goldenen Boden. Ich würde ihn zu einem Böttcher in die Lehre geben, mit der Böttcherei ist heutzutage etwas zu machen." Dabei blieb es. Ich wurde also zum Handwerk bestimmt und sollte nicht mehr Finanzminister, sondern Böttchermeister werden.

Ob ich dazu Talent besessen hätte, habe ich nicht feststellen können; denn es wurde später nichts daraus.

Nach dem Zwangsverkauf von Fabiansfelde blieb meiner Mutter nur das kleine Bauerngütchen in Lawd übrig. Aus dessen freihändigem Verkauf erzielte sie einen Erlös von 800 Talern, die jetzt unser ganzes Familienvermögen ausmachten. Damit siedelte sie in das Pfarrhaus zu Jesau über, wo sie sich ein Giebelstübchen ermietet hatte. Ich blieb in Königsberg. Einförmige Jahre folgten dort für mich. In dem Alter, in dem heranwachsende Jungen eines gleichartigen und gleichaltrigen Umganges am meisten bedürfen, wurde mir dieser gerade durch die Umstände versagt.

Die drei Damen waren tagsüber unterwegs und abends meist bei der Arbeit, die durch die Kritik des Tages und der Mitmenschen gewürzt wurde. Aus ihr entnahm meine kindliche Logik, daß Müllers ganz vorzügliche Menschen sein müßten, weil doch alle andern im Vergleich zu ihnen so wenig taugten. Ich saß bei meinen Schulheften und träumte gern über meinem Atlas; denn die Geographie war meine Lieblingswissenschaft. Je enger der Kreis, in den ich gebannt blieb, desto lebendiger war meine Einbildungskraft. Sie schuf mir die Bilder von den Ländern, die ich auf der Karte studierte, und ich dachte mir Reisen aus, für die mir die beiden kleinen Zimmer mit ihren Möbeln die Stützpunkte liefern mußten. Eine Ecke am Ofen in der Wohnstube stellte Neuyork dar, eine andere Kapstadt. Kalkutta und Sidney lagen im Schlafzimmer. Mit einem roh geschnitzten Schiffchen auf Rädern, das ich hinter mir her zog, machte ich meine Reisen. Dafür bekam ich Schelte, weil eine solche Kinderei für einen so großen Jungen nicht mehr passe, ich behauptete aber, daß ich mir dabei sehr viel dächte.

Gern lief ich auch zum Hafen hinunter, um dem Treiben auf den Schiffen zuzusehen, zumal wenn bei hohem Wasserstande ein größerer Seedampfer eingelaufen war. Der Gedanke kam mir oft, mich dort zu verstecken

Digitized by Google

und heimlich in die weite Welt zu fahren; aber die Erinnerung an meine einsame Mutter hielt mich fest. Meine Wege waren übrigens auch leicht zu bewachen, da sie nur zwischen Schule und Wohnung lagen. Viel fortbleiben durfte ich nicht. Um mir etwas Freiheit zu gewinnen, mußte die List helfen. In Königsberg brannte es damals häufig, was bei der Bauart der Häuser wahrlich kein Wunder war. Nachrichten aber, wo das Feuer gewesen sei, wurden von meinen drei Pflegemüttern stets willkommen geheißen und sicherten mir Amnestie für längere Abwesenheit. So erfand ich denn gelegentlich auch Feuersbrünste in entlegenen Stadtteilen, ging aber doch mit meinen Brandstiftungen im ganzen so sparsam um, daß ich nicht abgefaßt wurde.

Vom Spiel mit anderen Kindern weiß ich nicht viel zu berichten. Ich kam selten dazu. Die Ferien brachte ich eine Zeitlang noch in Fabiansfelde zu, wo mein Onkel als Verwalter wohnen blieb. Dann nahm auch dies ein Ende. Meßelhäusers zogen nach Königsberg; aber der weißgescheuerten Dielen halber schränkte der Verkehr mit ihnen sich sehr ein.

Zwei denkwürdige Ereignisse sind mir im Gedächtnis geblieben: die Einführung der Gasbeleuchtung und die Eröffnung der Ostbahn bis Königsberg. Die erste durfte ich vom Turm des durch Wicherts Roman bekannt gewordenen grünen Tores bewundern, wo Verwandte wohnten. Es war ein feierlicher, spannungsvoller Gang dorthin und noch mehr Eindruck machte es, als nach dem Dunkelwerden in der Vorstadtstraße, die man vom Turmfenster aus der Länge nach übersehen konnte, die Laternen zu beiden Seiten mit ungeahnter Schnelligkeit aufflammten.

Zur Ankunft des ersten Zuges von Berlin waren wir hinausgepilgert und sahen erwartungsvoll die Schienen entlang. Wenn der Zug am Horizont auftauche, dann sei es schon bedenklich, über die Schienen zu springen, so schnell sei er da, meinten die Sachverständigen. Als er dann schließlich kam, war es nicht so gefährlich; aber das Staunen über die Fahrtgeschwindigkeit, die damals vielleicht 20 Kilometer in der Stunde betragen haben mag, war doch sehr groß. Damals hätte niemand geglaubt, daß die Errungenschaften der Technik noch weiter gehen könnten.

Als drittes Ereignis könnte ich eine Krankheit erwähnen. Ich verfiel — es muß 1853 gewesen sein — einem ziemlich heftigen gastrisch-nervösen Fieber und lag lange zu Bett. Obwohl ich ein schwächliches Kind war, hatte mir der Arzt Blutegel setzen und ziemlich viel Blut entziehen lassen. Das war damals das Allheilmittel, in meinem Falle aber wohl wenig angebracht. Doch überstand ich schließlich nicht nur die Krankheit, sondern auch die an mir angestellten Heilungsversuche. Dann wurde ich zur Erholung zu meiner Mutter aufs Land geschickt und teilte deren Giebelstübchen. Es ging sehr einfach, heute würde man sagen „armselig" im Pfarrhause zu Jesau her. Doch ist mir die Erinnerung an jene Zeit die sonnigste aus jenen Jugendjahren geblieben, ein Beweis, daß materielles Wohlergehen zum Glück des Kindes nicht gehört. Ich sollte nicht lernen, was sonst zugleich meine Zerstreuung war, sondern mich viel im Freien tummeln und durfte tun und lassen, was ich wollte. Gerade zur Zeit des erwachenden Frühlings kam ich hinaus. Die Sonne schien hell, Gräser und Laub begannen zu sprießen. Der Garten hinter dem Hause, der Stall mit einem Pferde und einer Kuh darin, ein kleiner Roßgarten mit einem Teich und einigen Bäumen — das war mein Paradies der Freiheit. So gut habe ich es kaum jemals im Leben wieder gehabt.

Dieser Zeit muß ich heute, da ich kürzlich begonnen habe, den Rest meiner Kräfte der Pflege und Ertüchtigung der Jugend zu widmen, oft gedenken. So können Kindheitserinnerungen im Alter nutzbar werden. Nichts ist so wirksam für die Erfrischung der früh im gewerblichen Leben überanstrengten Kräfte, als ein zusammenhängender Urlaub, sei er auch nur von kurzer Dauer. Acht bis zehn Tage tun schon viel. Das haben uns Professor Kaubs maßgebende Forschungen gelehrt. Eine solche Zeit kann selbst der im harten Wettbewerb stehende Kaufmann oder Handwerksmeister für seine jungen Arbeitskräfte einmal im Jahre frei machen, wenn rechtzeitig daran gedacht wird und ein tüchtiger Jugendpfleger es nicht an Mahnungen fehlen läßt. Der Jungdeutschlandbund und seine Vertrauensmänner wirken heute sämtlich dafür.

In jener Zeit lernte ich die Söhne des Dr. Bender, des bekannten fortschrittlichen Abgeordneten auf dem nahen Gute Katharinenhof kennen, von denen der jüngste, Georg, später langjähriger Oberbürgermeister von Breslau gewesen ist. Sie waren tüchtige, abgehärtete Jungen, gute Turner und Schwimmer, die ich oft mit stillem Neide bewunderte. Ich konnte vielfach nicht mittun, und das kostete kindliche Tränen im Gefühl der Schwäche. Ich hatte auch immer nur die Mahnung gehört, viel zu lernen, niemals davon, daß ich meine Kräfte stärken, meine Sinne schärfen und meine Wagehalsigkeit erproben sollte. Frühzeitige Kurzsichtigkeit kam hinzu. Alles zusammen hat mich mehr als gut war zum Absondern und Beiseitestehen getrieben.

Unerwartet nahm mein Schicksal indessen eine Wendung. Jener Brief des „Herrn Kapitän" an meine in Berlin lebende Tante, dessen ich gedacht habe, führte sie herbei. Er war dem Vormund ihrer Kinder, Kuno Freiherrn von der Goltz, gezeigt worden, der damals als Hauptmann und Kompagniechef bei dem Kaiser Alexander Garde-Grenadier-Regiment stand. Er ist später als General durch seinen entschlossenen Angriff auf die französische Nachhut bei Colombey-Nouilly am 14. August 1870 sowie durch seine Teilnahme an dem Feldzug Werders gegen Bourbaki

Digitized by Google

bekannt geworden. Er nahm sich meiner an und setzte meine Aufnahme in das Kadettenkorps durch, obwohl mein Vater bei meiner Geburt nicht mehr aktiver Offizier gewesen war, ich also kein Anrecht darauf besaß.

So erhielt ich denn unerwartet, als ich elf Jahre alt geworden war, meine Einberufung nach Kulm für den 1. Mai 1855.

Unter den Nachklängen des Freiheitsrausches von 1848 erfreute sich die Kadettenerziehung, ganz zu Unrecht, keiner großen Beliebtheit. Nach vielen Jahren erzählte mir der General von Wartenberg, der langjährige Kommandeur des Korps, daß damals Eltern, die ihre Knaben dorthin brachten, meist mit einer Entschuldigungsrede begonnen hätten, in der die geringe Höhe der Militärpensionen den Rechtfertigungsgrund abgab.

Im Einberufungsbefehl standen auch die wissenschaftlichen Bedingungen. Danach fehlte mir, zumal im Französischen, Nachhilfe. Wieder war guter Rat teuer. Privatunterricht konnte für mich nicht bezahlt werden. Da erschien als Helfer der einzige Schulfreund, der mir näher stand, Waldemar Goßhein. Er vermittelte, daß sein Bruder, der als Offizier in Königsberg stand, mir Nachhilfestunden gab. Dank derselben bestand ich denn auch die Aufnahmeprüfung. Ich kam sogar gleich nach Quinta, nicht in die Sexta, wohin ich meinem Alter noch gehört hätte.

Aus der Böttcherei war also nichts geworden. Tante Justchen schüttelte den Kopf: „Ein Offizier ohne Geld — das gibt nichts ab."

Kadettenkorps

Zum Abschied kam meine Mutter nach Königsberg. Sie begleitete mich sogar nach Elbing, in dessen Nähe sie Bekannte besuchen wollte. Unter Tränen, Segenswünschen und guten Lehren entließ sie mich ins Leben.

Der Ostbahn fehlten damals noch die Brücken über die Oder und Nogat. Man wurde auf Fähren über die Ströme gesetzt, während durch das Marienburger Werder der Postwagen rollte. Ende April 1855 waren Hochwasser und verspätetes Eistreiben eingetreten. Das Übersetzen sollte deshalb gefährdet sein. Es damit zu versuchen, wenn nicht alles ganz in Ordnung sei, hatte meine Mutter mir streng verboten. In Marienburg wurden wir nun wirklich mit der Nachricht empfangen, daß der Fährbetrieb unterbrochen und es noch unbestimmt sei, wann er wieder aufgenommen werden würde.

Die Reisenden eilten, um die wenigen kleinen Gasthöfe des Städtchens mit Beschlag zu belegen. Ich stand mit der Reisetasche in der Hand auf dem Bahnsteig — und hatte dazu noch einen Schutzbefohlenen, den später im Ruhestande in Königsberg lebenden Major von Rehbinder, der ein halbes Jahr jünger war als ich und den ich bewachen sollte. Mir war gesagt worden, er sei stets zu tollen Streichen aufgelegt, ich müsse daher gut auf ihn aufpassen. Diesem Ruf machte er auch sofort alle Ehre. Im Wartesaal, wohin wir uns begaben, traf er einen Koch mit weißer Schürze und hoher weißer Kopfbedeckung. So etwas hatte er noch nie gesehen. Daher fing er sofort an, den Mann zu necken und zu verhöhnen. Beinahe wären wir deshalb an die frische Luft gesetzt worden, und nur gegen das bündige Versprechen manierlichen Betragens wurde uns erlaubt, im Wartesaal zu bleiben.

Nun ging es an den weiteren Reiseplan. Rehbinder hatte einen, ich zwei Taler in der Tasche, die mir Tante Klein geschenkt hatte. Wenn wir nun mit diesen Mitteln in einen Gasthof gingen und die Weichsel mit ihrem Eistreiben kein Einsehen hatte, so war abzusehen, daß der Kassensturz bald eintreten würde. Jedoch hatten wir einen Freipaß für alle königlichen Postanstalten in der Tasche. Kulm liegt bekanntlich auf dem rechten Weichselufer, Marienburg aber auch — was scherte uns da Weichsel und Eisgang. Wir waren mit unserem Entschluß, auf dem Landwege nach Kulm zu gelangen, sehr schnell fertig.

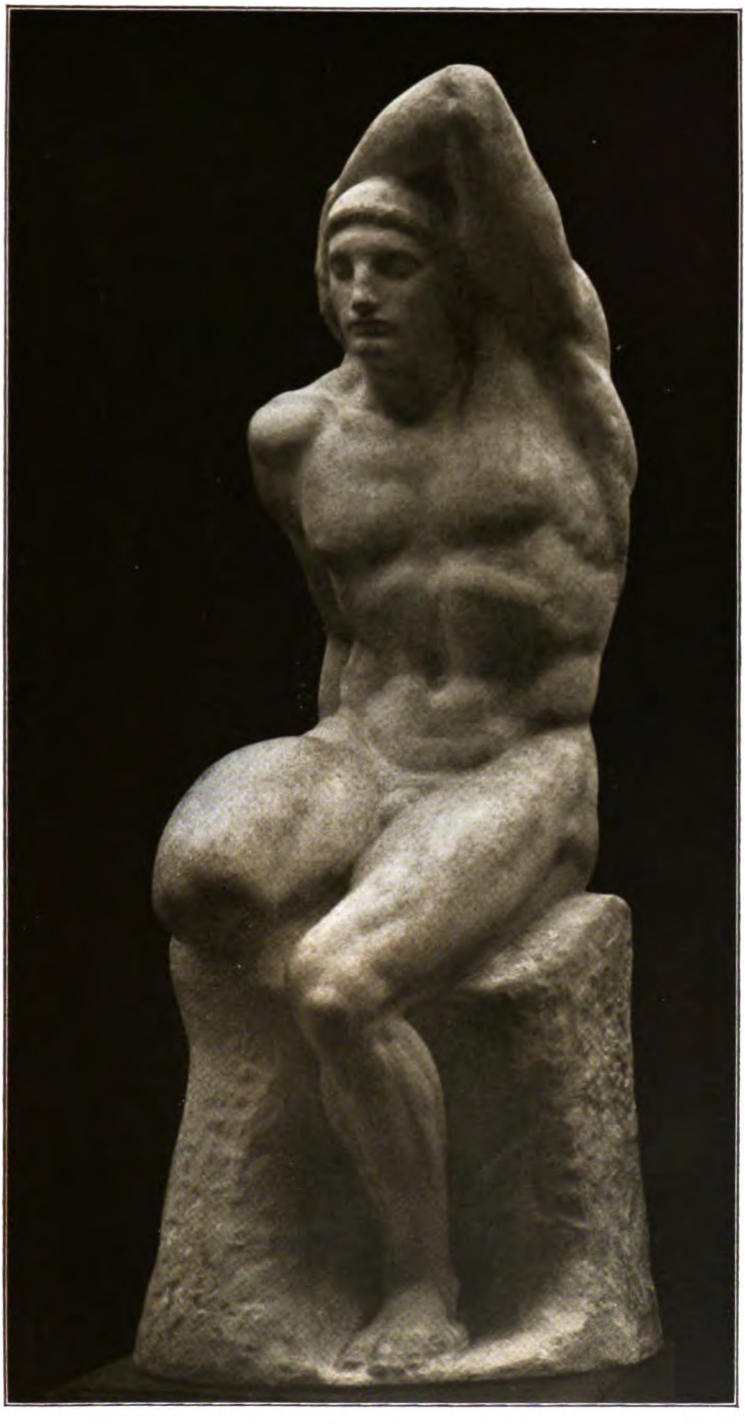
Die Post ging auch bald ab. Wir beiden Jungen waren die einzigen Passagiere. Wie die großen Herren auf dem Rücksitz, drei Taler in der Tasche, der blasende Schwager auf dem Bock, so fuhren wir ab. Hochherrschaftlicher konnte man sich den Einzug in das selbständige Dasein gar nicht denken. Abends waren wir in Marienwerder und stiegen in der „Stadt Magdeburg" ab, einem einstöckigen Häuschen, das noch sehr wenig Ähnlichkeit mit unseren heutigen Hotelpalästen hatte. Als ich 1872 als Führer einer Vermessungsabteilung des Großen Generalstabes wieder einmal nach Marienwerder kam, stand es noch unverändert da. Ein behäbiger Wirt nahm uns freundlich auf. Die Preise entsprachen gleichfalls den heutigen noch nicht. Wir hatten ein jeder am folgenden Morgen für das Übernachten 25 Pfennige zu zahlen!

Die Weiterfahrt ging in Gesellschaft vonstatten. Dabei müssen wir gehörig schwadroniert haben; denn unsere Mitreisenden erklärten, wir würden ganz gewiß einmal ein paar tüchtige „Freigeister" werden.

Es war schon dunkel, als die Postkutsche durch ein hohes, düsteres Tor in die holprigen Gassen von Kulm einfuhr und bald vor dem Posthause hielt. Auf unsere Frage nach der Kadettenanstalt brachte uns ein mitleidiger Postbeamter selber dorthin. Wir zogen an der Hausglocke. Ein langsam heranschlurfender Türhüter ließ sich hören. Er schloß auf, und ein matt beleuchtetes Portal mit zwei Treppen und zwei langen dunklen Fluren rechts und links lag vor uns. Der altertümliche Bau, ehedem eine polnische Starostenresidenz, kam bei der ersten Teilung Polens mit dem Weichsellande an Preußen, wurde Kadettenanstalt und diente, als er diese Rolle ausgespielt hatte, noch lange als Jägerkaserne.

Mit dem Eintritt wurden wir getrennt. Rehbinder wurde der ersten, ich der zweiten Kompagnie zugeteilt. Das gab das erste Gefühl von Bangigkeit. Er blieb unten. Ich

Digitized by Google



Dämmerung. Bildwerk von Otto Placzek
(Große Berliner Kunstausstellung 1924)

Digitized by Google

Digitized by Google

wurde eine Treppe hoch in den am Ende des langen Flures gelegenen Schlafsaal geführt. Alles lag schon in tiefster Ruhe. Niemand war bei dem matten Schein einiger Öllampen zu erkennen. Der Türhüter wies mir ein Bett an und bald schlief ich fest wie die 80 oder 90 anderen. Als ich am nächsten Morgen durch ein Trommelsignal erwachte, reckte sich im Nachbarbett gerade mein Bruder empor, der dem Korps schon ein Jahr früher einverleibt worden war. Die militärische Laufbahn begann, in die er meine Einführung übernahm. Die Eintrittsprüfung bestand ich leicht. Viel wurde nicht verlangt, und verlegen war ich bei Fragen nicht.

Schwerer fiel mir die völlige Änderung der Lebensweise. Man wurde als Kadett mit einem Schlage erwachsen. Der männliche Ernst begann. Von Kinderspiel, von dem ich allerdings auch früher wenig genossen, war keine Rede mehr. Spielzeug wurde nicht mehr geduldet. Einmal habe ich noch mit einem Neuling, der eine ganze Armee von Bleisoldaten mitgebracht hatte, sie aber sorgfältig verborgen hielt, heimlich gespielt. Dann wagten wir es nicht mehr. Wir wären zu arg geneckt worden. Strenger als die Vorgesetzten waren die Kameradschaft, die Gebräuche und die Klassenabstufung. Diese erstreckte sich sogar auf die geistige Tätigkeit. Der neu eintretende Kadett hieß „Frischling“ und hatte nur das Recht zu „instinktieren“. Nach einem Jahr wurde er „Schnappsack“ und durfte bereits „argwöhnen“. Erst im dritten Jahre erlangte er mit dem Titel „alter Kadett“ das Recht zu „denken“. Wer sich das vorher erlaubte, der mußte einer Backpfeife und der Worte: „Frechdachs, weißt du nicht, daß du noch gar nicht zu denken hast,“ gewärtig sein. Nach den alten Kadetten kamen in der Rangordnung die „Halbgötter“. Das waren die Tertianer, welche die Stellen des Kompagnieführers und der Stubenältesten einnahmen. Um es darüber hinaus zum „bemoosten Haupt“ zu bringen, mußte man mindestens in einer der zur Tertia hinauf führenden Klassen ein zweites Jahr „kleben“ geblieben sein.

Verwöhnten Muttersöhnchen mag die Zucht im Kadettenkorps etwas spanisch vorgekommen sein. Der hohe Porzellanbecher mit Mehlsuppe am Morgen und die „Bulke“, ein innen meist etwas feuchtes Brötchen, dessen Rinde gute Zähne verlangte, waren nicht auf anspruchsvolle Gaumen berechnet. Heute würde man gar hygienische Bedenken gegen sie tragen. Ich aber war nicht verwöhnt und fand sie bald vortrefflich. Das Brot in die Mehlsuppe gestampft und gehörig gerührt, gab einen ausgezeichneten „Pams“, zumal wenn man sich von der vorherigen Abendmahlzeit ein Stückchen Butter dazu hatte aufheben können.

Die Ernährung war, glaube ich, wirklich nicht glänzend; denn der Staat war arm und der für unsere Verpflegung ausgeworfene Satz daher recht gering. „Ökonom“ wurde der älteste Feldwebel des Korps, der bis dahin eine der beiden Kompagniekammern mit der Bekleidung verwaltet hatte. Es war die Belohnung für lange treue Dienste und sollte ihm Gelegenheit geben, an dem knapp bemessenen Preise noch so viel zu verdienen, daß er sich nach einer Reihe von Jahren zur Ruhe setzen konnte. Mit kulinarischen Genüssen war es daher, wie leicht begreiflich, für uns Kadetten übel bestellt. Gegen einige Speisen wehrte sich unser Ehrgefühl. Niemand rührte den Erbsenbrei mit darüber gegossenem Fett oder die „Hammelzaddern“ an, die es an einem gewissen Wochentage gab. Die Parole zum Hungerstreik wurde gewissenhaft befolgt. Unsere Vorgesetzten dachten verständigerweise nicht an Zwangsernährung. Sie ließen uns gewähren und meinten wohl, daß der Hunger der beste Koch sei. Er bekam uns auch ganz gut. Mit wenigen Ausnahmen sahen wir frisch und gesund aus und liefen mit dicken Backen umher.

Mit dem Ehrenkodex sah es eigentümlich aus. Er war da und man wußte nicht, woher er kam. Er regelte alle Kleinigkeiten unseres täglichen Lebens. Offiziere und Lehrer waren machtlos gegen ihn, so oft auch gegen seine Auswüchse eingeschritten wurde. Manche seiner Gebote wurden zur Lebensgewohnheit, die sich bis ins Mannes- und Greisenalter hinein erhielt. Ein Verdammungsurteil der Gemeinschaft war gefürchteter als die härteste Strafe. Wer nach einem frechen Streich in die vierte oder fünfte Sittenklasse versetzt wurde, also mit keinem anderen Kadetten sprechen durfte, konnte sich oft mit der Beliebtheit bei seinen Kameraden trösten. Wer aber von diesen verfemt wurde, war weit übler dran; denn jeder ging ihm freiwillig aus dem Wege und die Überwachung war eine weit schwierigere. Die ganze Macht des Standesgefühls, das als höchste Instanz über Ehre und Unehre, Achtung und Verachtung entscheidet, tat sich darin kund. Alles andere ließ sich eher ertragen, als die Ablehnung durch die in gleichen Verhältnissen lebende Gemeinschaft. Selbst des Himmels schärfste Androhungen vermochten nichts dagegen. Wir hielten es mit Moritz Graf Strachwitz, der allen Zweikampfverboten sein Dichterwort entgegenhielt:

„Fürs scharfe Wort den scharfen Stahl,
Und gält' es Fluch und Höllenqual.“

Ein Beispiel davon wird mir zeitlebens in Erinnerung bleiben. Am meisten verachtet und aller Kadettenehre bar wurde der angesehen, der es nicht mit uns andern, sondern mit Lehrern und Vorgesetzten hielt, sich deren Gunst zu erschleichen wußte, lieb Kind machte oder gar der Angeberei verdächtig wurde — der „Schuster“.

Nun war damals ein Kadett von Wedel im Korps, ein prächtiger, frischer, bei allen beliebter Junge. Auf ihn paßte so recht das Bild von Heines Pagen: „Blond war sein Haar, leicht war sein Sinn,“ wenn er auch

Digitized by Google

nicht die Schleppe einer schönen Königin trug. Dieser Wedel war nun im Unterricht jederzeit zum größten Unfug aufgelegt. Einmal in der Religionsstunde, als sein lästiges Treiben gar nicht aufhörte, riß unserem Pastor endlich die Geduld. Er fuhr vom Katheder herab auf ihn los: „Sind Sie denn gar nicht um Ihr Seelenheil besorgt, Sie loser Bube?“ Der sah ihn verdutzt an — an sein Seelenheil hatte er wohl tatsächlich noch niemals gedacht. „Sie wollen wohl überhaupt nicht in den Himmel kommen?“

„Ach nein, Herr Pfarrer, das möchte ich wirklich nicht.“ Sprachloses Entsetzen! Endlich fragte der wackere Gottesmann: „Aber warum denn nicht?“ — und nun kam die Erklärung. „Herr Pfarrer, es steht doch in der Bibel: viele sind berufen, aber wenige sind auserkoren. Wenn ich nun in den Himmel komme und alle andern schmachten in der Hölle, dann zeigen sie bloß mit dem Finger auf mich und sagen: ‚Seht, da sitzt der Schuster!‘“

Das war ganz in Strachwitz' Sinn: eher Fluch und Höllenqual, als für einen „Schuster“ gelten.

Das Wort hatte übrigens noch eine andere Bedeutung, die Zivillehrer hießen bei uns so. Jedem neu ankommenden Schuster wurde natürlich auf den Zahn gefühlt, wieviel er sich wohl gefallen lassen werde. Hatten wir da einmal einen neuen Lehrer, einen strammen, hochgewachsenen Kandidaten phil. oder theol., bekommen, der mußte erprobt werden. Ein paar anschlägige Köpfe waren auf den Gedanken gekommen, daß wir uns in der ersten Lehrstunde bei Beginn des Unterrichts alle einen Pechdraht über die Schulter hängen und in gebückter Haltung mit den Händen nach rechts und links fahren sollten, wie der Schuster tut, wenn er Stiefel näht. So geschah es denn auch. Aber da sprang der Kandidat auf, schlug mit der Faust krachend auf sein Pult und rief uns zu: „Ich weiß sehr wohl, daß ich für euch ein ‚Schuster‘ bin. Nun gut, wenn ich das bin, dann werde ich euch zeigen, daß ich das Rinds- und Kalbleder, das man mir anvertraut hat, gehörig zu klopfen und zu gerben verstehe. Weg mit dem Unsinn!“ Der Mann hatte gewonnenes Spiel. Beschämt schoben wir unsere Pechdrähte in die Tasche, und zumal er den Vorgang nicht an die große Glocke brachte, hatte er unsere höchste Achtung gewonnen.

Übler ging es einem anderen Lehrer, Doktor Püttmann. Er hieß mit Spitznamen „Pöfft“. Kaum hatte er auf dem Katheder zu sprechen begonnen, als es hinten in der Klasse ertönte: „Pst — Pöfft singt.“ Dann fuhr er erbost auf, wollte durchaus wissen, wer das gesagt hatte, bekam es nie heraus, beruhigte sich endlich und setzte sich wieder. Kaum begann er seinen Vortrag von neuem, da erscholl eine Stimme aus den letzten Bänken: „Pst — Pöffts Binde ist entzwei.“ Es gab einen ganzen Kanon ähnlicher geistreicher Rufe, die den armen „Pöfft“ so zur Verzweiflung brachten, daß er sein Lehramt niederlegte.

Ernstes männliches Auftreten tat es uns immer an. Für Energie waren wir stets empfänglich, selbst wenn sie gelegentlich einmal über das Ziel hinausschoß.

Unser Ehrenkodex aber, so wunderlich und altväterisch er der heutigen weicheren Zeit wohl erscheinen möchte, hatte, bei Lichte besehen, doch seine vortrefflichen Seiten. Er trug mehr zu unserer Erziehung bei, als die meisten Mahnungen unserer Lehrer und Erzieher. Er war auf Reinheit des Leibes und der Seele gerichtet, auf Offenheit und Wahrheit des Betragens. Er verpönte alle Feigheit und Versteckheit, Lüge und Hinterlist, den Mangel an Mut und die Selbstsucht, Verrat und Angeberei. Auch die Selbstzucht kam nicht zu kurz. Unempfindlichkeit gegen körperlichen Schmerz wurde hoch geachtet. Es gab noch gar manchen unter uns, der die Indianerprobe glänzend bestand, nämlich sich einen Tropfen heißen Siegellacks in die Handfläche träufeln zu lassen, ohne mit der Wimper zu zucken.

Gegen diese Ausschreitungen des Jugendmutes ist man später viel zu eifrig und streng eingeschritten. Es ist leichter, viel leichter, die Sitten zu mildern und die Gewohnheiten bequemer zu machen, als harten, tüchtigen Sinn wieder zu wecken, wenn er einmal erloschen ist. Uns galt noch jede Verweichlichung für etwas Unwürdiges. Auch der Schwächere durfte keinen Schimpf dulden. Er mußte seinen Beleidiger zum regelrechten Faustkampf fordern, der immer vor Zeugen und Schiedsrichtern nach bestimmten Regeln ausgefochten wurde, die alles Unfaire verbannten. Auch wer unterlag, war gerechtfertigt, wenn er nur unerschrockenen Mut bewiesen hatte. Gegen den Mißbrauch der Überlegenheit gab es dabei Gesetze, nach denen die Schiedsrichter einschritten.

Man sage, was man wolle — die Jugend erzieht sich am besten selbst, nur muß das Alter ihr die rechten Ziele zeigen. Wir sollten tüchtige Soldaten werden, und wir bereiteten uns darauf vor nach unserer eigenen Methode. Es mag nicht immer ohne gelegentliche Roheit und Übertreibung abgegangen sein, aber der Untergrund blieb ein guter. Die Kadetten von damals waren die Leutnants und jungen Hauptleute von 1864, 1866 und 1870/71. Sie haben sich wahrlich keinen geringen Anteil am Ruhm Deutschlands erworben.

Äußerlichkeiten oder Modefaxen spielten bei uns keine Rolle. Wir legten auf Feinheit nicht den geringsten Wert und sahen es als Ehre an, daß man uns in Berlin, wo die Zöglinge aller Voranstalten in der Haupt-Kadettenanstalt zusammenkamen, unserer wenig verbindlichen Manieren wegen, die „Bären“ nannte, während die Potsdamer die „Pomadenhengste“ hießen.

Es ist keine Frage, daß im Leben des Kadettenkorps ein kräftiger, männlicher Zug

Digitized by Google

wehte, der nichts Schwächliches, Faules und Heuchlerisches duldete, und er hat viel Segen gestiftet. Der Tüchtige kam, auch wenn er einmal über die Stränge schlug, doch zur Geltung und wurde anerkannt.

An Abhärtung des Körpers fehlte es nicht. Wie es heute Sportmode geworden ist, so waren wir im Freien stets ohne Mütze, selbst wenn wir aus dem geheizten Zimmer kamen und der Wärmemesser zwanzig Grad unter Null anzeigte, was in Ostelbien durchaus keine Seltenheit ist. Der Mantel war nur für Reisen und feierliche Gelegenheiten da, und wurde, wenn es sehr kalt war, durch beschleunigte Gangart ersetzt. So mußte der meist schon recht fadenscheinige Waffenrock, der nicht mehr viel Wolle auf sich hatte, ausreichen. Oft gefror das Wasser in den Waschschüsseln, denn der Schlafraum war nicht heizbar. Es mußte am Morgen aufgeschlagen werden und dann schwammen die Eisstückchen lustig im Waschwasser herum. Trotzdem hielten die Kameraden untereinander streng darauf, daß der ganze Oberkörper bis zum Gürtel tüchtig gewaschen wurde. Das war eine ziemlich harte Gesundheitsprobe. Wind und Wetter schenkten wir keine Beachtung. Dennoch waren wir alle frisch und wohlauf.

Man meint heute vielfach, daß die harten Erziehungsmethoden jener Zeit viele Opfer gefordert hätten. Das mag für das Säuglingsalter und die ersten Kinderjahre zutreffen, aber nicht für die spätere Zeit. In den Jahren von 1855—61, die ich in den Kadettenanstalten von Kulm und Berlin zubrachte, starben im ganzen nur drei Kadetten, darunter zu unserem Leidwesen auch Wedel, der durchaus nicht hatte in den Himmel kommen wollen.

Weniger gut war es mit dem wissenschaftlichen Unterricht bestellt. Er wurde vielfach von hierzu kommandierten Offizieren erteilt, die jeder besonderen Vorbildung entbehrten und oft erst selbst lernen mußten, was sie uns beibringen sollten. Nicht pädagogische Talente waren für die Auswahl der militärischen Lehrer maßgebend, sondern der Gesichtspunkt, daß schonungsbedürftige Offiziere Gelegenheit haben sollten, sich ein paar Jahre auszuruhen. Am meisten achteten wir die Lehrer, bei denen „man was lernte", d. h. solche, die bestimmte Forderungen stellten und mit Strenge darauf hielten, daß der aufgegebene Abschnitt fest im Kopfe saß. Ob ihre Methoden philologisch unanfechtbar waren, kümmerte uns freilich wenig. Wir arbeiteten noch für Zensur, Versetzung und Prüfung. Der unmittelbare Nutzen wirkte als Treibmittel.

Deutsch, Lateinisch, Französisch und Mathematik waren die Hauptfächer. Dann folgten Geographie und Geschichte. Sie wurden minder bewertet, weil man darunter nur ein Auswendiglernen von Namen und Zahlen verstand. An letzter Stelle standen Schreiben und Zeichnen. Der Religionsunterricht, der vom Anstaltsgeistlichen erteilt wurde, nahm eine besondere Stellung ein. Die Beurteilung war ganz mechanisch. Es gab für alle Fächer Nummern von 1—9, d. h. von schlecht bis vorzüglich. Sie wurden in ihren Abstufungen mit 5, 3 und 1 vervielfältigt und dann die Gesamtsumme gezogen. Danach teilten sich die Zensuren in I, II und III, mit denen man versetzt wurde, sowie IV und V, mit denen man sitzen blieb.

Sehr groß mögen unsere Leistungen nicht gewesen sein. Das galt zumal von den Sprachen. Ich entsinne mich, daß das eine in der Fähnrichsprüfung von 1860 für den deutschen Aufsatz zur Wahl gestellte Thema: „Si vis pacem para bellum", von den meisten Bearbeitern einfach mit: „wenn du den Frieden willst, vermeide den Krieg" übersetzt wurde. Das schien ihnen ganz folgerichtig und hat ja auch die Meinung unserer heutigen Friedensapostel für sich.

Das Französisch, das wir lernten, war echtes Kulmer Gewächs. Es wäre auf den Boulevards von Paris wohl für Kalmückisch gehalten worden. Um ihm ein wenig aufzuhelfen, wurde unserem Lehrer eines Tages eine Beihilfe von hundert Talern gewährt, damit er während der großen Ferien seine Aussprache in der französischen Hauptstadt verbessern könnte. Das Ergebnis war aber höchst betrübend. Der Pegelstand seiner Reisekasse hatte nämlich den Lehrer gezwungen, Unterkommen und Verkehr im billigsten Teile das Quartier latin zu suchen. Dort hatte er aufmerksam gelauscht, wie man wohl echt pariserisch ausspräche, und als er wiederkehrte, mußten wir danach umlernen. Statt des klangvolleren „moussieu" hatten wir jetzt „m'sjö" herauszustoßen, ganz wie ein atemloser Kellner in einem überfüllten Café. Es muß drollig gewesen sein, wenn die ganze Klasse das gleichzeitig und unzählige Male hintereinander üben mußte — als ob plötzlich eine Schnupfenepidemie ausgebrochen sei, oder ein Spaßvogel eine Schachtel „Schneeberger" mitgebracht und deren Inhalt verteilt habe. Eh bien hatten wir wie eh ben auszusprechen. Als wir dann bei der ersten Prüfung in Berlin an einen Nationalfranzosen von feiner Bildung, Professor Pariselle, gerieten und vor ihm unser feines Pariser Französisch glänzen ließen, fragte er ganz erschrocken: „Bei welchem garçon d'hôtel haben Sie Ihren Unterricht genossen?" Dennoch hielten wir unseren, derart zum Oberkellner degradierten Kulmer Lehrer in gutem Andenken, obwohl er uns die unregelmäßigen Verben mitunter in recht temperamentvoller Weise eingepaukt hatte.

Große Gelehrsamkeit galt für einen Kadetten auch in den Augen seiner Vorgesetzten für einen Luxus. Der treffliche General von Wartenberg sträubte sich sogar mit Händen und Füßen gegen die Einführung der Abiturientenprüfung in das Kadettenkorps. „Wir haben viele brave Jungens auf dem Lande, die einmal vorzügliche Husarenoffiziere abgeben werden, aber niemals einen Abiturienten," pflegte er zu sagen ....

Digitized by Google

Hier bricht die Niederschrift der Lebenserinnerungen des Feldmarschalls ab. Was ihn veranlaßte, die Feder aus der Hand zu legen, ist nicht bekannt. War es irgendeine der gewöhnlichen Störungen des alltäglichen Lebens? War es der Pistolenschuß von Serajewo? Wahrscheinlich ist das letztere; denn erst im Frühjahr 1914 hatte der Feldmarschall begonnen, sich an diese, seine letzte literarische Arbeit zu machen, und wenn er dann später nicht mehr dazu kam, sie fortzusetzen, so lag der Grund dafür darin, daß sein Geist mit anderen, größeren Dingen beschäftigt war. Ernste Sorge um die Zukunft des Vaterlandes beschäftigte ihn, und während man in Deutschland, verwöhnt durch den reißenden Verlauf der letzten glücklichen Kriege, allgemein von einem schnellen Siege träumte, sprach er im Familienkreise das Wort:

„Kinder, täuscht euch nicht. Das wird ein sehr langer, sehr schwerer Krieg, und ich sehe nicht, wie wir mit Rußland und England zum Frieden kommen sollen. Nur eins ist mir klar: unsere gänzliche Wiederverarmung."

Das waren prophetische Worte, welche zeigen, daß wohl niemand die ungeheure Größe der Deutschland gestellten Aufgabe klarer durchschaute als er. Sein Herzenswunsch, an ihrer Lösung in der Eigenschaft als Heerführer mitzuarbeiten, ging nicht in Erfüllung. Es galt als Regel, daß Siebzigjährige nicht mehr in der Front verwendet werden sollten, obwohl doch gerade die beiden, nächst Friedrich dem Großen bedeutendsten Feldherren der preußischen Kriegsgeschichte, Blücher und Moltke, in diesem Alter standen, als sie ihre größten Ruhmestaten vollbrachten. Freilich hätte Colmar Freiherr von der Goltz als Generalgouverneur von Belgien in Brüssel Hof halten können wie ein König. Aber das lag seiner einfachen Soldatennatur nicht. Gern vertauschte er darum den glänzenden Posten mit dem Truppenzelt im mesopotamischen Wüstensande. „Was mir die Heimat hartnäckig verweigert, das hat mir am Ende die Fremde gegeben. Ich werde ihr ewig dankbar dafür sein," schrieb er damals in sein Tagebuch.

Was er dann an der Spitze einer kaum 10 000 Mann starken türkischen Schar gegen weit überlegene englische Kräfte unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen geleistet hat, gehört der Geschichte an. Kut-el-Amara war sein Werk. Am 19. April 1916 starb er zu Bagdad am Flecktyphus, den er sich beim Besuch seiner verwundeten und kranken Soldaten zugezogen hatte.

Die Weihe der Christnacht. Von Hanns Johst

Fast wie verstohlen nahen wir dem Fest,
Das uns ersteht mit alten Melodien,
Das uns, die wir nach neuen Sternen ziehen,
Doch nicht aus der Erinnerung läßt.

Wir fanden, Toren die wir sind und Weise,
Die Krippe nicht und nicht den Dienst im Stall.
Wir fußen auf dem Nichts und trachten nach dem All.
Wir strebten zu und drehten uns im Kreise.

Und jedes Jahr, an seiner schwersten Stelle,
Wenn wir ganz Ohnmacht sind und hoffnungslos,
Da lächelt süß in wunderbarer Helle
Ein Kind auf einem Mutterschoß.

Und jedes Jahr trifft uns der Glanz beglückter.
Der Glanz der Kindheit, die da ewig währt.
Ihr Trost trifft jährlich uns verzückter,
Weil die Vergänglichkeit in ihr verklärt.

Wir mühten uns im dunklen Kreis des Blutes,
Doch jedes Jahr in seiner letzten Nacht
Erscheint das Kind. Im Mutterschoße ruht es
Und lächelt leis und alles ist vollbracht!

Wir stehn bestürzt, beschämt und wissen nie,
Warum wir weinen und uns doch beschenken.
Verloren ging die Trübsal und das Denken,
Und alles Dasein wurde Melodie ...

Wir taten nichts als nur im Dunkeln gehen.
Wir fanden nichts als uns und unsre Stunden,
Doch jährlich ist das Wunder neu geschehen:
Das Kind hat seinen Weg zu uns gefunden!

Digitized by Google

Grüße aus einer stillen Zeit

Von Karl Hobrecker

Biedermeier! Ein Hauch lavendelduftender Gemütlichkeit im kleinen Zimmer, Musik des singenden Wasserkessels, Posthornklang und Trab vor den dünn verglasten, sechsfach geteilten Fensterscheiben. Polierte Birnbaumschränke, weiße Sofanägel, gehäkelte Deckchen — blitzblanke Sauberkeit überall. Schön bemalte Lithographien an den vier Wänden, und da, neben dem schwarzgewichsten Eisenofen, ein Kränzlein von Papierblumen unter Glas und Rahmen. In schmaler Goldleiste leuchtet es auf, grün und rot, vergißmeinnichtblau und orange, inmitten ein seelenvoller Spruch.

„Trübt sich deines Lebens Himmel,
Sey er bald von Wolken frei,
Und die Sonne reiner Wonne
Strahle heller dir auf's Neu!
Ich gratulire!"

Gegenüber dem Sorgenstuhle mit den behäbigen Seitenlehnen hängt das Liebeszeichen, recht so, um dem Auge ein Ausruhen zu gönnen. Wie oft mag der Blick des also schwungvoll Gefeierten auf dem Blättchen geruht haben! — Heute ist's seiner Bestimmung entrückt und verblaßt. Die Vergoldung geschwärzt — es ist Museumsware geworden, und nicht einmal eine nach Gebühr gewürdigte Rarität. Enkel und Urenkel des einstigen Besitzers, der so glücklich darüber war, haben die Erinnerung an den Geber, und, schlimmer noch, den Sinn für altmodische Poesie verloren. Beim Umzug wanderte das Andenken in den Trödlerladen.

Da findet man gelegentlich solch ein verstaubtes Ding aus Urväter Hausrat, und wenn man's findet, ist der alte Glanz davon gewichen. Wie am Schmetterlingsflügel gerade der zarteste Staub die lebhafteste Farbenwirkung hervorruft, so verleiht den bunten Wunschblättern nur die unberührte Frische besonderen Reiz. Ist die strahlende Heiterkeit ihrer ursprünglichen Erscheinung dahin, so sind sie verwelkt. Den Tod der Kinder Floras sterben auch die Papierblumen.

Aber herrlich wie am ersten Tage ihres Daseins, funkelnd und nagelneu, so habe ich sie gefunden. Nicht einzeln von schonender Hand bewahrt und dann vielleicht doch angestockt oder zerdrückt — nein, da war eine ganze Schachtel voll, in wohl dreißig verschiedenen Ausführungen, ein Musterkasten, der fünfundsiebzig Jahre auf das Sprüchlein: „Sesam, öffne dich" gewartet hatte.

Wie es da dem trunkenen Auge entgegenschimmerte, hauchfein die Farben, seidenglänzend Blüte und Blatt, gleißend am langentbehrten Tageslicht Silber und Gold, lächelnd die Engelein und sammetdunkel die matten Pilaster! Wie war es nur möglich, daß sich dies alles so lange ungeliebt verbarg? Woher stammte der Fund?

Nichts konnte ich darüber erfahren. Es

Abb. 1. Hochzeitswunsch. Bildgröße 16×18 cm

Digitized by Google

war ein „Restposten“, und das war auch eine Auskunft. Wie sehr ich bemüht war, etwas über die Heimat dieser entschieden volkstümlichen Kunst herauszubekommen, all mein Forschen nach ihrer Herkunft blieb ohne Ergebnis.

So bekannt die älteren, zu Beginn des 19. Jahrhunderts von Wien ausgehenden, geklebten Wunschkarten sind, mit denen vorzugsweise das neue Jahr gefeiert wurde, und die man auch in Stammbüchern verwandte, so wenig konnte ich über diese viel größeren und für den Zimmerschmuck bestimmten Blätter erfahren. Die Berliner öffentlichen Sammlungen suchte ich vergeblich nach ihnen ab, private Liebhaber, Kunstgewerbler und Kunsthistoriker sahen die eigenartigen Zusammenstellungen von Blumen, Blättern, Zierstücken und Figuren zum ersten Male. Nur eine Stelle in Georg Hermanns Roman: „Henriette Jakoby“ zeigte mir, daß es — um 1840 — so etwas wirklich gegeben hat. „Wolfgang,“ heißt es da, „war vollauf erfüllt und beschäftigt. Er hatte vor sich ein Leimtiegelchen stehen, und daneben hatte er allerhand gepreßte Goldpapiere liegen, allerlei scheckige Marmorpapiere und hundert kleine Oblaten von Figuren, Rosetten, Postamenten mit Inschriften. Und aus dieser papierenen Herrlichkeit klebte Wolfgang nun einen Tempel mit Marmorsäulen zusammen, mitten hinein in eine zartgestrichelte Landschaft, die von vielen Rosenbüschen leuchtete.“

Abb. 2. Geburtstag des Vaters. Bildgröße 12½×20 cm

Abb. 3. Freundschaftswünsche. Bildgröße 18×20 cm

Hier sehen wir, wie die Kränze und Laubgewinde entstanden. Der Augenschein erweist es ohne weiteres, daß die einzelnen Teile von der Hand geschickter Anordner aufgeklebt wurden. Die Blätter sind aus verschieden getöntem grünem Papier gestanzt, der Blumenflor ist aus weißem Karton geprägt und hat mit dem Pinsel seine leuchtenden Farben bekommen. Bunte Glanzpapiere, wie sie zum Überziehen von Schachteln benutzt wurden, Gold- und Silberborten, eigens angefertigter Untergrund — das alles fügte sich zueinander, um den schönen Spruch einzurahmen, der das Herz einer Schönen im Reifrock erfreuen oder trösten sollte. Im Gegen-

Digitized by Google

ſatz zu den feiner ausgeführten Glückwunſchkarten, als deren berufenſter Verfertiger Endletzberger in Wien zu gelten hat, ſtellen unſere Muſter eine beſcheidenere Kunſt dar. Nicht für die elegante Welt beſtimmt, ſondern für den ſchlichten Bürger, wurden ſie wohl bei feſtlichen Gelegenheiten perſönlich überreicht, und ich glaube, ſie durften ſchon etliche Silbergroſchen koſten. Ich fand einmal einen ebenſo umklebten, aber unbedruckten Bogen, in deſſen Mitte ein Patchen der Patin den Erguß ſeines kindlichen Herzens dargebracht hat.

„Ich ſehe ſchon den Tag ſich nah'n,
Da mich der Herr zu ſeinem Altar ruft . . ."

Von 1877 noch iſt dieſe Bitte um ein Gebet der Frau Gevatterin datiert, und allem Anſchein nach hat es lange im Licht der guten Stube gehangen. Das Grün der Blätter verging ganz, die Farbe der Blumen etwas weniger, die Vergoldung dunkelte beträchtlich nach.

Zu ſolcher Zeit wird man dergleichen nicht oft mehr verwendet haben. Die Blütejahre dieſer Hausinduſtrie mögen zwiſchen 1840 und 1860 liegen. Frühere und ſpätere Anfänge und Ausläufer pflegen natürlich immer vorzukommen.

Zur Wiedergabe ſind hier beſonders charakteriſtiſche Stücke ausgewählt worden, doch gingen auch noch reichere, mit weit mehr Figuren ausgeſtattete Blätter aus meinem Wunderkaſten hervor. Ihre Überfülle gereicht nicht zum Vorteil des Geſamt-Eindrucks. Es entſteht ein unruhigeres Bild: abundantia nocet. Da iſt eine Tafel von 31 : 39 Zentimeter mit doppelter Darſtellung: oben ein Grabhügel mit Vergißmeinnichtkranz und Roſenſtöcken, daneben ein buntes Kruzifix unter einem reichbelaubten Baume. Überwölbt wird alles von einem blauen Himmelsband, ſeitlich eingefaßt durch Blumenſträuße und Kränze, in denen ſich ein Engelchen ſchaukelt. Der zweite, untere Teil des Ganzen zeigt links, umgeben von unbemalten Engelsköpfen, die niedlichen geflügelten Figürchen, die wir von Abb. 5 kennen. Sie hocken zwiſchen zwei Körbchen mit Vergißmeinnicht. Rechts ſteht eine ungeflügelte Dame in roſa und gelb, einer tanzenden Mänade vergleichbar, zwiſchen goldenen Blumenkörben. Die Mitte hat der Spruch inne, von Roſen und Laubgewind umgeben. „Es gibt ein Wiederſehen!" iſt da zu leſen, denn ſo bunt das alles iſt, es wurde doch als Beileidskundgebung verwendet. Auch von ſolchen Gedenkblättern bei traurigem Anlaß gibt es mehrere, zum Teil ſehr hübſche Ausführungen. Die Glückwünſche zur Hochzeit und zum Geburtstage aber überwiegen.

Die Beſchreibung dieſer vielgeſtaltigen Dinge bleibt immer hinter der Wirklichkeit zurück. Das Bild muß ſprechen, wo das Wort verſagt. Eigenartig wirkt zuweilen die Darſtellung von Pfeilern, deren ganze

Abb. 4. Beileidskundgebung. Bildgröße 18×23½ cm

Digitized by Google

Fläche mit geraspeltem, grobkörnigem Metallflimmer bestreut ist, wahrscheinlich mit Antimon oder Wismut. Die glänzenden Bruchstücke der an sich dunklen Mineralteilchen schimmern und blitzen im auffallenden Licht — schön kann aber solche Verwendung eines der übrigen Umgebung fremden Bestandteils nicht genannt werden.

Was macht's? Den guten Leutchen, die es kauften, gefiel es so, und bei einer volkstümlichen Kunst hat der Allgemein-Eindruck Geltung. Ganz harmlos, und doch ansprechend stellen sich diese Blätter dar, schade genug ist es, daß wir heute dergleichen nicht mehr haben.

Auch die begleitenden Verse sind alles andere als klassisch vollendet. Schlicht und gemütlich ist der kunstlose Reim, der sich auch wohl ein bißchen ins Komische verliert, ohne dies gerade beabsichtigt zu haben.

„Wenn das Glück nur Blumen streute,
Lohnte jede biedre That,
Wüßt' ich, daß stets Sie erfreute,
Was in seinem Schoß es hat.
In des Herzens engen Falten
Ruht für Sie des Dankes Pflicht,
Möcht' nie Ihre Lieb' erkalten,
Wenn auch spät Ihr Aug' einst bricht."

Zuweilen klingt's etwas unklar — gerade tiefsinnig genug, um den wandernden Handwerksburschen, die Näherin im Dachstübchen elegisch zu stimmen. Hatte doch der Buchbinder, und nicht Eduard Mörike die Dichtungen dieser Mittelstandsherrlichkeiten geschaffen! Wir lächeln heute über sie, und wissen nicht, wie arm wir geworden sind an allem Zierlichfeinen, das damals, zu Urgroßvaters und Großvaters Zeit, Haus und Leben verschönte.

An der Ausstattung dieser innig gemeinten, in aller Unbefangenheit so graziös gestalteten Gaben mag auch einfache Bauernkunst teilhaben. Vielleicht nahm man den auf Uhren und Truhen mit der Schablone angebrachten Kranzzierat zur Vorlage. Blatt und Blüte unserer dritten Abbildung scheinen danach erfunden zu sein und sind jedenfalls früheren Datums, als das übrige. Am Ende brachte der Anblick solch eines gangbaren Weihegeschenks den findigen Buchbinderkopf auf den Gedanken, die kleinen Wiener Karten ins Umfangreichere zu vergröbern, die edlere Kunst der Salons für die Bürgerstube herzurichten.

Abb. 5. Hochzeitswünsche. Bildgröße 18½×26 cm

Unsere hier zum ersten Male in Bild und Wort vorgestellten Wunschblätter erinnern ferner an die Liebesbrieflein der frühen Neu-Ruppiner Bilderbogen. Weniger die ornamentale Ausführung, als der Text scheint ihnen abgelauscht zu sein. Auch von diesen ganz primitiven Erzeugnissen geben wir eine Probe (Abb. 9). Es ist das noch mehr die Kunst der kleinen Leute, die Poesie für Bruder Straubinger. Die aus Füllhörnern quellenden Blumen, gekrönt von flatternden Engeln und glühenden Herzen, sind in grellen Farben gehalten: grün, gelb, rot, blau. Der Text ist ganz romantischer Überschwang: „Für Dich sterben ist mir Gewinn!" „Die Brust ist mir ja zum Zerspringen, drum will

Digitized by Google

ich Dir dies Liedchen ſingen.“ „Dies Brieflein iſt für Dich, mein engelgutes Weſen, mein Herz folgt mit dabei, es hat ſich Dir erleſen.“ So ſteht's da, ein wenig dunkel, aber deshalb um ſo packender. „Geliebtes Kind, lies aufmerkſam dies Schreiben, nach welchem Du ſollſt ewig gut mir bleiben . . . O könnt' ich jetzt Dich in die Arme ſchließen und aus der Küſſe Blüthenkelch genießen, denn ohne Dich nehm' ich mir ja das Leben, Du kannſt allein Zufriedenheit mir geben. Ich bitte Dich, lieb mich nur ſtets mit Feuer, Du biſt auch meinem Herzen immer theuer. Erinnerungsvoll ſchick' ich Dir dieſes Schreiben, als Siegel, ewig Deiner treu zu bleiben . . .“

Aus demſelben groben Knüppelholz geſchnitten ſind ſie alle. „Mein liebes Herz, Dich hab' ich mich erkoren, hätt' ich Dich nicht, ich wäre ja verloren. Mein Mädchen, das ich über alles liebe, erwidre treu und zärtlich meine Triebe, dann bin im Himmel ich durch Dich erhoben, ich will Dich mehr als alle Engel loben. Damit Du immer nur an mich gedenkeſt und keinem andern Deine Liebe ſchenkeſt, ſchick' ich dies Liebesbriefchen Dir zum Pfande, ich bleib' Dir treu bis an des Todes Rande.“

Abb. 6. Hochzeitswünſche. Bildgröße 18×22 cm

Das ſind nur Andeutungen einer viel ausführlicheren Herzensergießung für einen Silbergroſchen. Solchem Wortgepränge gegenüber muten die roſenumblühten Hochzeitsgedichte recht zurückhaltend an, ſind alſo offenbar nach dem Neu-Ruppiner Muſter veredelt worden.

So denke ich mir unſere Wunſchblätter entſtanden. Zunächſt kam noch Gutes genug dabei heraus, ſolange man bei der Handarbeit blieb, die Farben ſorgſam aufſetzte, die Figuren den alten Vorbildern nachempfand. Dann lohnte die Pinſelkunſt ſich nicht mehr, und wie das ‚Illuminieren' der Kupfer und Bilderbücher dem Farbendruck weichen mußte, ſo verdrängte eine neue, flinkere Technik die bisherige Stilreinheit unſerer, noch dem Biedermeier entſtammenden Erzeugniſſe.

Es liegen mir Glückwünſche vor, bei denen zunächſt die Roſen, dann auch andere der aufgeklebten Blumen in buntem Prägedruck wiedergegeben ſind (Abb. 6), neben dem noch auf demſelben Blatt ſich zeigenden alten Handkolorit. Dieſer Übergang wirkt unharmoniſch und offenbart den beginnenden Verfall. Die Folgen ſind dann Blätter, die von der Maſchine in einem Stück gepreßt wurden. Was ſtundenlange Sorgfalt einzeln geſchaffen hatte, wurde nun in Maſſen hergeſtellt. Zum Teufel war der Spiritus, das Phlegma war geblieben. Trotzdem konnte noch etwas recht Hübſches herauskommen, wenn es einheitlichem Geſchmack ſein Daſein verdankte. Der Früchtekranz (Abb. 7) iſt im Vergleich zu anderen Prägedrucken nicht übel.

Im allgemeinen folgt aber ein raſcher und ein unaufhaltſamer Niedergang, aus dem es keine Rettung, keine neue Blüte mehr gab. Die Hochzeitswünſche vom Ende des 19. Jahrhunderts ſind, obwohl ebenfalls den alten Vorbildern nachfolgend, in Material und Zuſammenſtellung ganz ſchlimm, ob ſie nun zum grünen Feſt oder zur ſilbernen und goldenen Jubelfeier gebraucht wurden. Die neue Zeit hat uns nichts Beſſeres gebracht.

Ein Ausklang der geklebten Glückwünſche iſt in den Neujahrs- und Geburtstagskarten der 1870er bis 1880er Jahre zu finden. (Abb. 2 und 8.) Unſere Eltern, wir ſelbſt verſchickten dieſe immerhin noch reizvollen Gaben. Ein „Feſtgruß zum Geburtstag des

Digitized by Google

geliebten Vaters“ (Abb. 2) zeigt den Glückwunschkranz aus einzelnen Blumen zusammengeklebt. Allerdings sind auch sie von der Maschine farbig geprägt, aber sie wirken zierlich, da sie noch mit der Hand angeordnet sind, inmitten von buntem und goldenem Rankenwerk.

Dergleichen ist nun freilich nicht mehr zum Wandschmuck bestimmt, wie unsere übrigen Beispiele. Daß es auch heute noch in der Art recht gute Glückwunschkunst gibt, selbst unter den bunten Postkarten, braucht nicht betont zu werden. Volkstümlich sind diese hochstehenden Erzeugnisse aber nicht. Unsere Soldaten, Handwerksburschen und Küchenfeen kaufen ganz etwas anderes.

Will heute der Schatz seinem Mädchen einen Gruß senden, so einen recht tief gefühlten Herzensgruß, so wählt er eine der süßen Bromsilberpostkarten, auf denen ein unsagbar schönes Frauenbild dem Jüngling in gutsitzendem Anzug die Wange zum Kusse darbietet. Die Verse dazu sind dementsprechend — es soll auch noch weniger Edles geben, das die Post ohne Erröten befördert. Als Hochzeitswunsch muß ein schwächlich verziertes Kärtchen genügen. So verflacht, so unterliegt der gute Geschmack in allen volkstümlichen Gebrauchsstücken, und nur dort, wo man alte Vorlagen genau nachbildet, bleibt uns Erträgliches.

Die Epoche der handgemalten Englein, der farbig leuchtenden Blumen, der Gold- und Silberborten ist dahin. Sie wird nicht wiederkehren. Die Erinnerung vergangener Tage schwebt verklärt auf diesen Rosen-

Abb. 7. Wünsche für die Schwester. Bildgröße 17×21 cm

Digitized by Google

Abb. 8. Glückwunſchkarte. Natürliche Größe

kränzen, in heiterer Anmut begrüßen uns die einfachen Blüten einer Zeit, die bei aller Spießbürgerlichkeit ſchöner, vor allen Dingen ſehr viel ſinniger war als die unſrige.

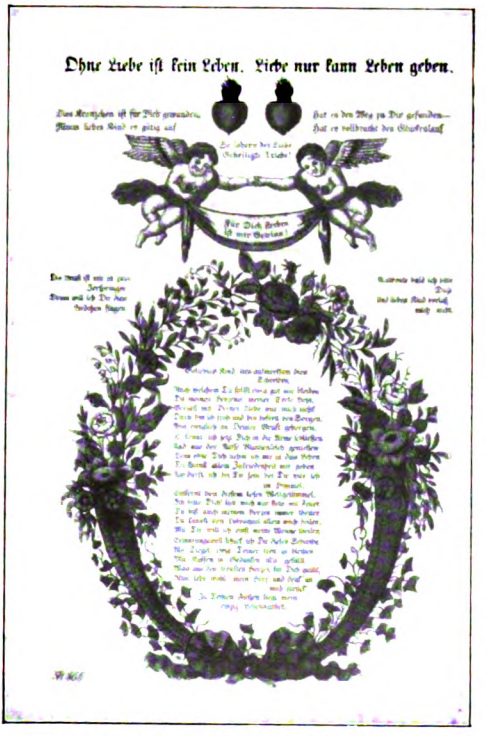


Abb. 9. Liebesbrief. Bildgröße 18×28 cm

Digitized by Google

Die Katze

Novelle von Hermann v. Böttticher

Meine Frau war eines jener Geschöpfe, die in einem fortwährenden Traumzustand leben. Sie wachsen irgendwo in stillen Dörfern, weiten Landhäusern oder dunklen Zimmern der geheimnisvollen Städte auf, ihre Augen haben immer einen seltsamen Glanz, als wenn Sterne in ihnen auf und nieder gingen oder auch ein Brunnen von Tränen, die zu schwer sind, um jemals fließen zu können. Ihre Gesichter scheinen, selbst wenn sie klein sind, groß. Sie sind in die Weite oder vor sich hin gerichtet. Es ist kein Kreis in ihnen, der sich schließt, die Linien verlaufen sozusagen ins Unendliche, ohne jemals wieder zu kommen, und dies gibt ihren Gesichtern meist einen verlorenen oder selbst im Lächeln noch traurigen Ausdruck. Die Bewegungen von solchen Geschöpfen kommen langsam und verzaubert aus dem Schoß der Dinge, ihrem unausgesprochenen Geheimnis hervor, sie haben immer etwas Suchendes, wenn sie aber anfangen zu sprechen, möchte man ihnen die Finger auf die zarten Lippen legen, denn dann ist es, als wenn der Bann gebrochen werden sollte, der ihre Naturen umgibt. Ihre Umgebung weiß selten etwas von ihnen und so gehen sie nur für die Sehenden ergreifend durchs Leben.

Ich hatte meine Frau in der Stunde eigener Traurigkeit gefunden, zwischen den schwindenden Lichtern des Tags und der leise pochenden Dämmerung. Der Himmel hatte einen bläulich goldenen Glanz, es war nach einem großen Regen. Das Wasser der Erde war bis zu unseren Füßen gestiegen, die Bäume sahen nur noch mit den blattlosen, klagenden Kronen zu uns herüber, wir standen an ein hohes, verschlossenes Gartentor gelehnt und hatten die Hände rückwärts an ihm festgeklammert.

Ich erzählte, während das Wasser stieg, mit kaum geöffneten Lippen von den Händen vierzehnjähriger Mädchen, die sich lieben, und wie ich einmal gesehen hatte, wie sich solche unwissenden Mädchenfinger leise hinter den Rücken der anderen wie die Zweige zweier Birken fanden. Und mich verlierend, fügte ich hinzu, daß es einer meiner Träume sei, einmal Geschwister unter solchen Mädchen zu sein. Ja, ich sagte, ich glaubte, daß meine innerste Seele solch ein tastendes Mädchen sei, ohne deren Duft mein Wesen wie ein getroffener Vogel stürbe. Da hatten sich ihre Lippen wie kleine Blütenblätter geöffnet und die meinen hatten sie zart und vorsichtig wie Schmetterlingsflügel berührt. So wurde sie meine Frau.

Wir haben lange Zeit miteinander gelebt. Es können fünfzig, hundert oder auch mehr Jahre gewesen sein. Unser Haus stand auf einer Wiese, die Wiese lag in einem tiefen Tal, um das Tal aber standen hohe Berge. Wenn wir von den Bergen am Abend in das Tal herunterstiegen, war meist schon tiefe Dämmerung um die Menschenhäuser, und unser Haus lag dann ein wenig unheimlich und still, weil es ganz ohne Licht und Leben war, auf der Wiese. Wir hatten meist noch den Glanz des näheren Himmels und das Schweigen der Höhen im Gesicht, so daß wir nicht gleich in das Haus gehen konnten, in dem gesprochen und mit Geräten gewirtschaftet werden wollte. Wir suchten vielmehr nur den Schlüssel unter den Steinfliesen der Schwelle, wohin wir ihn versteckt hatten, hervor, schlossen die schwere Eichentür auf und öffneten sie breit, damit die Angst des alleingelassenen Hauses hinaus in den Abend konnte. Wir selber setzten uns dann auf die Bank vor dem Hause hin, hielten die Schultern dicht zusammen und sahen voll Staunen zu den entfernten und im Tal zerstreuten Häusern der Menschen, aus denen kleine Lichtscheine kamen und hin und wieder auch Stimmen wie aus einer anderen Welt.

Einmal ging der Mond groß und weiß über den hohen Bergwänden auf, da wurden die Wälder an den tieferen Abhängen ganz schwarz, aus dem Tal aber stiegen silberne Schleier, wir saßen wie in einem weiten, glänzenden Saal, und wie ich das Antlitz meiner Frau sah, war es so weiß wie der Mond und wie eine Geschichte des Himmels blaß.

Mir war, als hätte sie unmerklich meine trauernde Seele bei der Hand genommen und führte sie schweigend und ernst lächelnd über diese kleine Erde zu den Sternen hinaus.

Im Hause aber selbst war immer das Grauen da. (Ich muß nämlich noch sagen, was das Geheimnis dieser Erzählung vielleicht wissenderen Menschen als mir erklären kann — daß ich nicht mehr ganz auf dieser kleinen Erde zu Hause bin. Ich hatte den

Digitized by Google

Schatz meines Lebens in einer schwachen Stunde — oder starken, wer will es sagen? — aus meinen Händen in die eines anderen Menschen gegeben, und der hatte ihn unter die Seiltänzer und Marktschreier der Erde verteilt.. Ich wollte mit ihm ein Haus bauen bis zum Himmel, in dem die Menschen wohnen könnten, aber der Wille zerrann und ich muß nun dies Haus suchen immerzu. —)

Das Grauen bestand in vielen Einzelheiten. Es konnte über mich kommen, wenn ich an dem kleinen Schuppen, in dem der Trog mit der immerfließenden Quelle stand, das Wasser schöpfte, um es meiner Frau in die Küche zu bringen. Oder auch wenn ich das aufgebrochene tote Holz im Stalle zusammensuchte, um das Feuer des Herdes anzufachen, auf dem wir die Suppe kochten. Wirklich aber auf stand es erst in der Nacht.

Wir pflegten im allgemeinen schlafen zu gehen wie zwei Kinder schlafen zu gehen pflegen. Wir nahmen eine kleine Petroleumlampe, gingen durch den Holzstall in den angebauten Schuppen und wuschen uns. Danach machten wir die Läden des Hauses zu, verschlossen die Türen, indem wir große Riegel von innen vorlegten, gingen in das Schlafzimmer hinein, entkleideten uns und schliefen ein. Aber nach kurzer Zeit wachten wir gleichzeitig wieder auf. Es waren Geräusche da, die von irgendwoher aufstiegen, aber wir wußten nicht, von wo sie kamen. Lange Zeit dachten wir, sie wären äußerlicher Natur, wir legten ein Beil neben das Bett, verschlossen die Türen und Läden doppelt und versuchten mit zarten Liebkosungen einander die Angst zu vertreiben. Wir wachten die ganze Nacht hindurch, sprachen einander Trost zu, weinten beide lautlos, und wenn der Morgen kam mit dem Aveläuten der kleinen, weißen Kirche im Tal und dem Schimmer des ersten Lichts, war es jedesmal wie ein: „Es ist vollbracht."

Eines Nachts, als ich besonders jäh aufwachte und wie aus Ersticken schrie, sagte meine Frau still: „Ich weiß jetzt: ich muß dich verlassen, ich mache dich krank. Nur lasse mir noch ein wenig Zeit!" Ich antwortete nichts. Ich nahm nur ihre stille, schmale Hand, aber ich merkte, mein Herz stand still, dann schlug es wieder gefährlich und laut. „Hörst du," sagte sie dann nach einer Weile, als wir uns gefaßt hatten, „dies Geräusch? Dies ist das Pochen, das sagt es mir an!"

„Es ist mein Herz," sagte ich laut. „Ich weiß es," sagte sie aber nur und nun fügte sie mit ganz leiser Stimme hinzu: „Sei still, Lieber, sei still." Dann holte sie Wasser und Tücher und legte sie auf mein Herz. Dabei hörte ihr inneres furchtbares Schluchzen auf, und nun küßte sie, zu allem obendrein, noch meine sündigen, nassen Wangen. Ich hatte nur ein Gefühl — daß ich verloren, tief verloren auf ewig sei. Aber sagen konnte ich nichts. Die Nacht war schauernd und still, nur aus der Ferne rauschten die Gebirgswasser.

Am andern Morgen stiegen wir in die schattenlosen Höhen herauf. An den Grenzen der Flächen angelangt, stießen kleine, weiße Dämpfe von unsern Füßen auf, lösten sich im Atem der Sonne wieder oder trafen sich mit anderen aus den tauenden Mulden aufsteigenden Dünsten und bildeten zarte weiße Wolken, die eilig nach dem Tieflande zogen. Wir wuschen uns im Schnee. Die Tannenwälder waren tief und dunkel unter uns, die Menschentäler waren nicht mehr zu sehen, nur die schweigenden Gletscherfelder und erstarrten obersten Gesteine breiteten sich im Raume aus. Beim Abstieg kamen wir zu einem am Rande der Baumgrenze stehenden Blockhaus. Es standen nur wenige silbergraue Fichten um es herum, die es dort oben in der erhabenen Luft aushielten. Ihre Zweige hingen von langen Flechten beschwert auf sein Dach. Die Strahlen der untergehenden Sonne kamen horizontal in unsere Augen. Sie strichen lautlos spinnend über die roten, gelben, weißen und blauen Blumen hin, die um unsere Füße standen und unsere zitternden Knie mit honigglänzendem Blütenstaub bedeckten.

Ich sagte, ohne die Lippen zu bewegen: „Hier steht unser Haus." Sie sagte nichts, aber sah mit unverwandtem, strahlendem Blicke und himmlisch verklärtem Antlitz geradeaus. Als wir aber in unserm Tale ankamen, war tiefe Dämmerung um das andere Haus. Der Mond war noch hinter den Bergen und ein bleiches Helldunkel war zwischen der Talsohle und den Zacken der Berge. Die Fledermäuse huschten um die Gebäude, auf der Wiese standen die Heustöcke gespenstisch und grau, und als wir uns auf die Bank setzen wollten, legte meine Frau ihren Madonnenkopf so an meine Schulter, daß ich erzitterte. In der Nacht aber sagte ich, auf dem Rücken liegend, mit ersterbendem Gesicht und klirrendem Herzen zu meiner Frau: „Wann willst du von mir gehen?"

— Es ging ein furchtbares Schluchzen durch den Raum, mein Herz spannte sich

Digitized by Google

wie zum Zerspringen bereit, bis sie mit zitternder Stimme sagte: „Wann du willst.“ Dann wurde es totenstill. Nur das Schluchzen unserer beiden Herzen ging in lauten Schlägen durch das Haus.

Am Morgen des folgenden Tags, wie das Aveläuten ins Zimmer kam, war meine Frau aufgebrochen. Sie hatte mich vorher noch einmal geküßt, wie vielleicht ein sterbender Stern einen andern vor dem Entschwinden grüßt.

Ich brachte den jetzt folgenden Tag in unheimlicher Ruhe zu. Ich ging durch das ganze Haus wiederholt auf und ab. Reinigte alle Geräte und stellte jedes Ding auf seinen Platz. Gegen Mittag kochte ich meine Suppe, nahm das Mahl am großen, runden Eßtisch aus gelbem Holz in der Wohnstube ein, wusch wieder das Geschirr, ging dann an meinen Arbeitstisch und sah mit kaltem Blick alle meine angefangenen und unvollendeten Arbeiten durch, sowie die Briefschaften, die mich ehemals mit der Welt der anderen in Verbindung gehalten hatten, und die ich alle seit Jahr und Tag, wie tote Dinge, die den Sinn für mich verloren, liegen gelassen. Dann verschloß ich das Haus und ging in den Wald. Ich kam an die Stelle des Gebirgswassers, wo wir wie stumme Waldwesen auf den Steinblöcken mit weißen Leibern gelegen hatten, während unsere letzten menschlichen Kleider im Gebüsch versteckt waren, und das grüne und weiße Brausen uns mit eisigkühlen Perlen besprühte. Ich kam an die Stelle im höher aufsteigenden Tal, wo die Felsen wilder wurden und die Fichten seltener, und wo der furchtbare Stein lag, den der Baum überwunden hatte. Es war eine Tanne, die mit rasender Wurzelkraft den Fels drei-, viermal gespalten, und dann mit wilder Lebensleidenschaft so lange umschlungen gehalten hatte, bis sie auf seiner himmelsfreien Oberfläche befreit und gerade aufsteigen konnte zum Zenit und die jungen, grünen Arme ausbreiten dem Licht.

Unter ausbrechenden Tränen dachte ich: Wollte ich das nicht auch? Und wollte das nicht auch meine von mir geschickte Frau? Und ich griff auf einmal nach dem Schatten in meinem Leben zurück, der es zerstört hatte, um ihn in dem einsamen Gebirge kalt und gnadenlos zu erwürgen. Es ergriff mich ein Fieber und halb besinnungslos stürzte ich eine Felswand, als wenn sie eine Rettung wäre, hinan. Ich grub mich mit Nägeln, Knien und Füßen hinein und kam an der von Schneestürzen verschütteten immer höher hinauf, im Herzen die Ahnung: es dauert nicht lange mehr, bald ist alles vorbei. Auf einem kleinen Absatz, der so breit wie mein Rücken war, machte ich zitternd halt. Murmeltiere, die von einer seitwärts liegenden Steinhalde mich bemerkt hatten, pfiffen schrill und unaufhörlich auf. Gemsböcke, die mir gegenüber auf einem Grasabhang geweidet hatten, und die ich auf dem Dunkel des grüngoldenen Bodens nicht sehen konnte, kletterten plötzlich über weißes Geröll zum Grat auf, zeichneten sich scharf gegen den Himmel ab, überquerten ein Schneefeld in rasendem Lauf, versanken in einer Gebirgssenkung, tauchten in weiter Ferne wie zierliche Schachfiguren auf einem zweiten Schneefelde auf, nahmen einen neuen Grat, über den sie Stück für Stück schwarze Silhouetten gegen den Himmel wie Spukgeister der Bergwelt verschwanden. Als ich aus meinem Fieber erwachte, war schon bronzene Dämmerung unter meinen Knien. Die Bergspitzen waren glühend um meine kalte Stirn versammelt, die Murmeltiere hatten aufgehört mit Schreien, ich faßte nach meinem Herz und kletterte hart mit starren Knien wandab. Als ich im Tal anlam, war das Mondlicht weiß um mein Haus. Das Haus lag wie tot. Das dunkle, braune Holz, das tiefe Dach und die geschlossenen grünen Fensterläden sprachen kein Wort seines Lebens aus. Die Gebirgswasser rauschten in der Stille des Abends bis zu den ersten durchblinkenden Sternen auf, und, wo die Felswände und Schluchten auseinandertraten — blinkte das Wasser wie schäumendes Silber durch Tannen und Wiesen. Aber von den größeren Tiefen drohte wieder die Nebelfaust. Ich suchte den Schlüssel unter der Schwelle hervor, und schon schloß ich mit eigentümlich kaltem Herzen die Haustüre auf, als ein Laut, unendlich klagend und ergreifend durch die Stille kam.

Mein Herz setzte aus. Ich stand in der dunklen, offenen Türe und sah nach der Richtung, aus der der Laut gekommen war. Lange sah ich nichts. Bis ich mitten auf der abgemähten Wiese zwischen den aufgetürmten Heustecken eine schwarz und weiß gefleckte kleine Katze sah. Die Katze saß dort wie festgebannt und rührte sich nicht. Sie sah mit starrem Kopf unverwandt auf Fenster, Tür und Haus. Ich stand einen Augenblick vollkommen erstarrt und ergraut. Ob sie mich nicht gesehen hatte? Jetzt bewegte

Digitized by Google

sie langsam das schwarzweiße kleine Haupt. Die langsamen Rucke und Bewegungen wurden größer und teilten sich bald ihrem ganzen Körper mit. Es war, als wenn zwei Willen sich in ihr zu kreuzen begannen. Sie sah jetzt direkt und lautlos glühend zu mir herüber. Ihre Augen schienen nicht böse wie bei anderen Katzen zu sein. Aber auf einmal kam wieder der ergreifende Laut. Dann war die Katze nicht mehr auf dem Fleck, wo ich sie kurz vorher sah. Ich suchte eine Zeitlang, bis ich sie wiederfand. Sie kreiste jetzt im weißen Mondlicht mit ganz langsamen, traurigen Schritten aus größerer Ferne um das Haus. Ihr Kopf war immer seitwärts zum Haus gewandt. Und als ob sie bemerkt hätte, daß ich sie wiedergefunden hatte, blieb sie einen Augenblick stehen, klagte wie das erstemal auf und entfernte sich dann in immer weiteren Kreisen vom Haus, bis sie über die abgemähte Wiese auf die kleine Landstraße kam, die wie ein weißes Band durch das Tal mit den dunklen, stummen Häusern und Heuhaufen zum Ausgang nach dem Tieflande strebte.

Ich ging ins Haus. In der Küche machte ich Feuer, holte Wasser aus dem Schuppen, Brot und Butter aus dem Keller, und setzte Milch zum Kochen auf. Meine Hände waren eiskalt. Während ich unter dem großen Rauchfang stand und das Feuer bewachte, dachte ich, daß meine Frau nie eine Katze im Hause gehabt hatte. Und mir fiel weiter ein, daß in der ganzen Zeit unserer Ehe nie solch ein Tier in unserem einsamen Hause gewesen war.

Ich machte in der Wohnstube Licht, trug mein Essen hinein und aß mein Abendbrot. Die Fensterläden waren fest verschlossen und dicht, ich saß nach dem Essen lange, den Kopf in die Hand gestützt. Das Gesicht meiner Frau stieg vor mir auf, wie ich es um mich gesehen hatte, weiß und in unendlicher Liebe zu mir geneigt. Die Schulter hatte sie an meine Schulter gelehnt, die Hände gefaltet und zu den meinen auf meinen Schoß gelegt. Um ihre zarten Lippen war ein Lächeln. Dann schreckte ich auf. Es hatte an die Fensterläden in meinem Rücken gekratzt. Ich zitterte und stand auf. Ich nahm die Petroleumlampe, brachte das Essen wieder in die Küche hinaus, ging dann in den Schuppen und wusch mich für die Nacht. Ich verriegelte alle Türen nach außen doppelt, sah noch einmal nach den Fensterläden und ging dann durch die Wohnstube in das Schlafgemach. In dem Schlafzimmer löschte ich das Licht aus, denn hier waren an Stelle der Läden kleine Gitter vor den Fenstern, die Fenster selber waren nach innen weit auf, der Mond schien weiß auf Tal, Berge und Haus. Bevor ich mich schlafen legte, sah ich durch die Gitter hinaus. Es war unendlich still in der weißen Nacht. Die Sterne waren weiß und hoch, das Rauschen des Tobels war wie verschollen und die Heuhaufen auf ihren Gerüsten standen wie unzählige stumme Wächter auf den Wiesen.

Mich fröstelte. Ein Todesschauer ging von dieser schattenlosen, weißen Stille aus und lief in langsamem Rieseln über meine Haut. Eine Hand kam aus dem Dunkel des Zimmers hinter mir und faßte nach der herabhängenden meinen, und eine andere ganz kalte legte sich kühl und fest in meinen Rücken. Ich ging in den Hintergrund des Zimmers zu dem Bett neben dem verlassenen meiner Frau, sank über es hin und betete inbrünstig und laut. Eine halbe Minute oder auch länger mochte ich so über es hingeworfen sein, als ein plötzliches, ganz nahes Geräusch mich wieder in die Höhe riß. Es war ein Klammern und Kratzen und gleich darauf leise und unendlich nahe wie aus meiner Herzgrube heraus, jener klagende, nachtzerreißende Laut. Ich sprang ganz auf, meine Augen gingen suchend nach dem Fenster hin. Dort war ein dunkler Fleck. Ich beugte mich vor, da sah ich in der Mitte des mondweißen Fensterausschnitts, am Gitter festgekrallt, die kleine Katze. Sie hing dort ganz still und bewegte nur suchend den Kopf. Ihre zarten Glieder waren in die vier Winkel des Fensters verteilt. Unter ihrem Leib war ein weißes Kreuz.

Ich straffte mich, ging mit langsamen Schritten auf das Gitter zu, stand an ihm still, schauerte tief und streichelte unter leise zuckenden Trostworten mit einem Finger die kleine Katze. Sie flüchtete nicht, sie zitterte nicht, sie klagte nicht, sie bewegte nicht einmal mehr suchend den schwarzweißen Kopf mit den glühenden Traueraugen.

Wie lange ich so an dem Gitter gestanden habe, weiß ich nicht. Als aber die Nacht vorbei war, und das Aveläuten der kleinen Kirche ins niedere Zimmer kam, lag ich auf dem reinen Holzfußboden und war gestorben.

Digitized by Google

Das Bayrische Armeemuseum

Von Friedrich Freksa

Vor dem Kriege haben wohl alle Münchner gewußt, daß es ein Armeemuseum gibt, weil sich das Gebäude schlechtweg nicht übersehen ließ. Liegt es doch genau hinter dem angenehmsten Sommertreffpunkt der Münchner, hinter den Cafés des Hofgartens am Platze, wo schon unter Max Emanuel eine erste Kaffeesiederei bestand.

Drinnen gewesen im Armeemuseum war von den Münchnern vor dem Kriege sicherlich keiner. Und nur selten suchten Fremde diesen Ort auf. Der Reisebaedeker schlug für wenige Tage vor: Neue Pinakothek, Alte Pinakothek, Sezession, Kunstausstellung, Glyptothek, allenfalls die Residenz. Die übrige Zeit verging dem Reisenden im Hofbräu.

Im Kriege haben viele Münchner das Armeemuseum aufgesucht, denn dort waltete der Garnisonarzt seines Dienstes und gab, für Offiziere wenigstens, letzte Entscheidungen ab. Mich hat er damals, als ich mich zum dritten Male nach Wilna hinaus ins Feld meldete, zum Krüppel erklärt. Ich habe später, weil es sich nicht als wahr erwies, immer einen leisen Groll gegen den Geist des Ortes gehegt.

Der Krieg als Handlung auf dem Schlachtfeld war vorüber. Es setzte nach der Kapitulation 1918, als die Armee auseinandergelaufen war, der tückische, lautlose Strangulationskrieg ein, der uns kaum noch japsen läßt. Und merkwürdig, seit dieser Zeit wurde das Armeemuseum in München zu einem Symbol: die Leute gingen dahin, um sich die Särge der alten Armee anzusehen. Die Räume, die früher ganz leer gewesen waren, füllten sich mit jüngeren Menschen. Es zeigte sich, daß die Waffenfreude in unserem Volke unausrottbar ist.

Das Glück des Armeemuseums fügte es, daß für die historische Abteilung, die von der Erschaffung der Welt bis zum Jahre 1800 reicht, sich ein Mann fand, der beides besaß, Liebe zur Form und Liebe zur Waffe.

Der Kunsthistoriker Dr. Stöcklein, der ursprünglich bayrischer Offizier gewesen ist, übernahm im Jahre 1920 die Leitung der alten Abteilung des Armeemuseums. Aber er vergrub sich nicht als Beamter, sein Sinn als Sammler führte ihn überallhin. Er war es, der den vielgerühmten großen Waffensaal auf der Feste Coburg nach neu aufgestellten Prinzipien einrichtete. Sein Ruf führte ihn zur Bearbeitung verschiedener Privatsammlungen. Er gilt bei Meister- und Waffenmarken als erster Fachmann. Als der Katalog der Wallace-Collection in London neu bearbeitet wurde, zogen die Engländer ihn zu Rate.

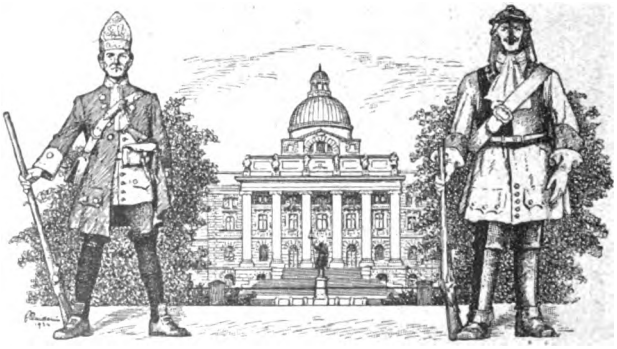
Bereits bei der Übernahme seiner Stellung wurmte es Dr. Stöcklein, daß die reiche Waffensammlung des Münchner Waffenmuseums im verstaubten Geschmack einer verflossenen Epoche, im Trophäenstil der Makartzeit, sich dem Besucher zeigte. Hier wollte er vorbildlich wirken.

Jetzt ist im monatelangen Kampf der größte Teil der Arbeit durchgeführt. Die Wände des Museums verkünden Dr. Stöckleins Prinzipien, aber der Erneuerer der Sammlung versteht es auch, sie in kurzen, knappen Sätzen dem interessierten Besucher neben der Sinnfälligkeit der Erscheinung durch das Wort begreiflich zu machen.

Da ist zum ersten die Farbe, auf der sich die Waffe abheben soll, von Wichtigkeit. Die alte Aufhängung bewies deutlich, daß Eisen auf weiß, grau oder Mischfarben immer schlecht wirkt. Die schöne Farbe des geputzten alten Eisens kommt nur zum Ausdruck auf farbigem Hintergrund, der von sich aus dem Eisen Farbe gibt.

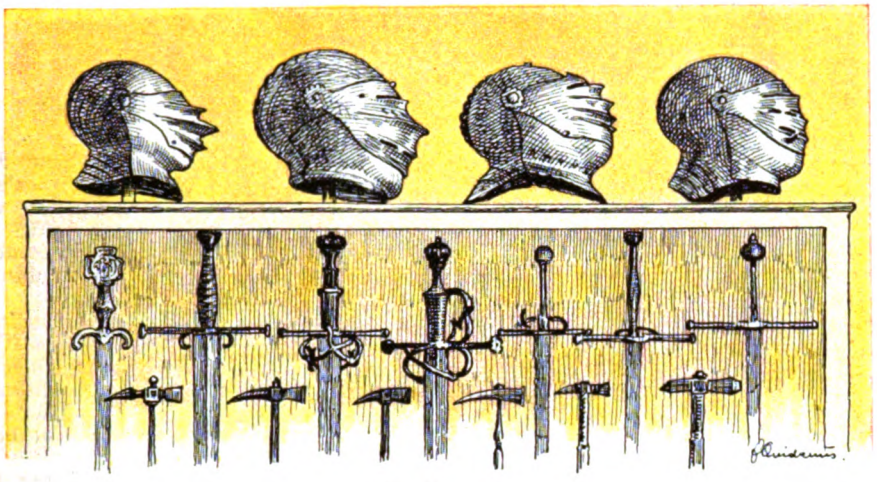
Eine pedantische, mit Fachausdrücken prunkende Einteilung war zu vermeiden, da sich ein Museumsleiter seiner erzieherischen Aufgabe bewußt sein muß. Der Besucher soll auch künstlerische Leitung fühlen.

Um Ermüdung zu vermeiden, mußten gewisse bestimmte Gesetze künstlerischer Schaubarkeit befolgt werden. Tritt der Mensch in einen neuen Raum, so muß er sich in den Raum einleben und darf nicht durch ihn verwirrt werden. Das wird dadurch erreicht, daß der Eintretende auf der gegenüberliegenden Wand eine ruhige Fläche sieht, die ihm selbst sogleich eine gewisse Ruhe leiht und das Schreckensgefühl, das die Überfüllung von Wänden in den Museen mit sich bringt, vermeidet.



Im Raum ist der Gegensatz dieser Ruhe die Diagonale, denn sie zersprengt den Raum. Stille, Gesammeltheit, Ruhe erweckt die Vertikale. Alle emporstrebenden Linien erwek-

Digitized by Google



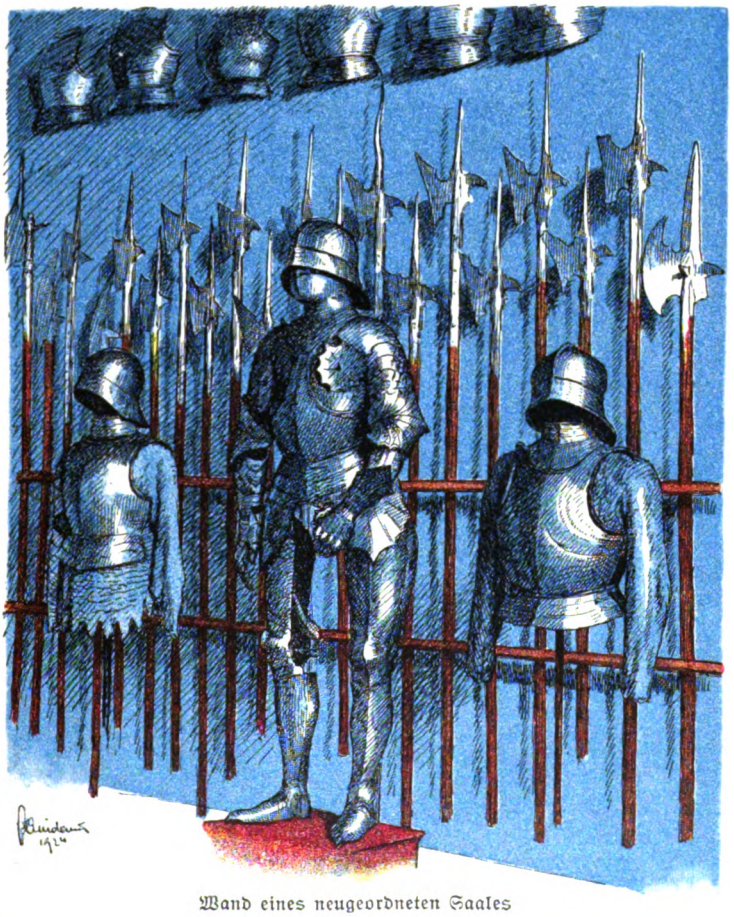
Ritterschwerter

ken das Gefühl des Emporgehobenwerdens, und sogleich gliedert sich die Masse in Individuen.

So wird das Auge zuerst auf eine Gleichartigkeit geführt, lernt aber das einzelne zu umfassen. Um dem weiter zu dienen ward die Aufstellung der einzelnen Waffen möglichst in der Form vollzogen, daß ihre Stellung schon anzeigt, wie sie getragen wurden oder — wenn die Stücke, wie die langen Spieße der Landsknechte, etwa zu lang waren — durch Querlegung sofort verraten, wie sie benutzt wurden.

Jeder Besucher fragt sich bei jedem Stücke: „Was ist das, wie heißt das, woher stammt das?“ Dem dienen die Erkennungstafeln. Für die einzelnen Räume wurden sie in zusammenfassenden Worten stil- und farbengemäß gemalt von Fräulein Magda Koll, einer früheren Assistentin des Professors Ehmke.

Die Waffen wurden gemäß der historischen Entwicklung in Gruppen zusammengefaßt. — Im ersten Saal, der in einem sinnweckenden, kräftigen Gelb gehalten ist, sehen wir die



Wand eines neugeordneten Saales

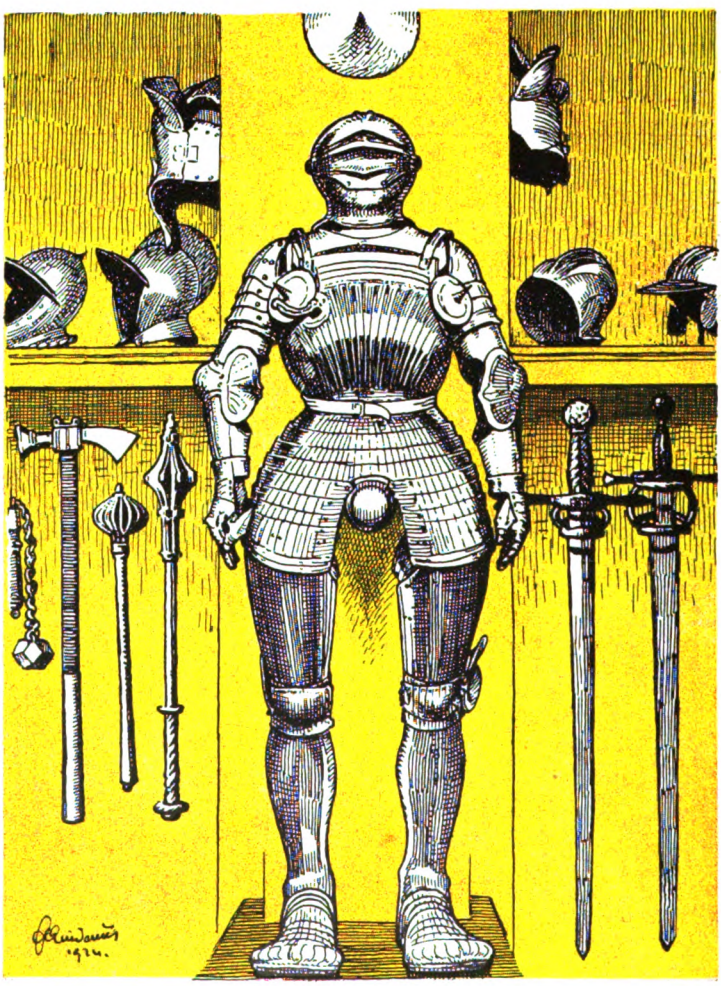
Digitized by Google

Entwicklung des zweischneidigen Ritterschwertes mit Knauf in einer lückenlosen Entwicklung von der Bronzezeit etwa 1200 vor Christus bis zum Jahre 1500.

Gleich die beiden ersten Bronzestücke von 1200 bis 800 fallen durch ihre besondere Schönheit auf. Ein Rückschlag in der Bearbeitung des Eisens macht sich dann in der beginnenden La Tène-Zeit geltend. Das neue Material findet neue Erfahrungen, aus diesen erwuchsen neue Künstler. — Um das Schwert, die formale Trutzwaffe zu heben, sind über den Schwertern, die mit dem Knauf nach oben senkrecht herabhängen, einige besonders bemerkenswerte Vertreter der Schutzwaffe — des Helmes — gesetzt. Auch die Helme stehen so, wie sie getragen wurden, nicht als Ornamente oder Trophäen.

Da das große Publikum aus den abstrakten Geschichtszahlen nichts entnehmen kann, sind vorbildlich die bekannten Namen der Herrscher und Zeiten angebracht: Kaiser Karl der Große, Kaiser Otto der Große, Erster Kreuzzug, Kaiser Friedrich Barbarossa, Otto von Wittelsbach, Vierter bis Sechster Kreuzzug, Kaiser Ludwig der Bayer, Hussitenkriege.

Neben jeder Waffe sind, namentlich für Waffenkenner und Kunsthistoriker, die Marke jedes Waffenschmiedes und der Waffenort bekannt gegeben. So kann sich der Besucher an dem einheitlich wirkenden Kasten besonders schöner Passauer Arbeiten erfreuen.



Rüstung und Waffen um 1530

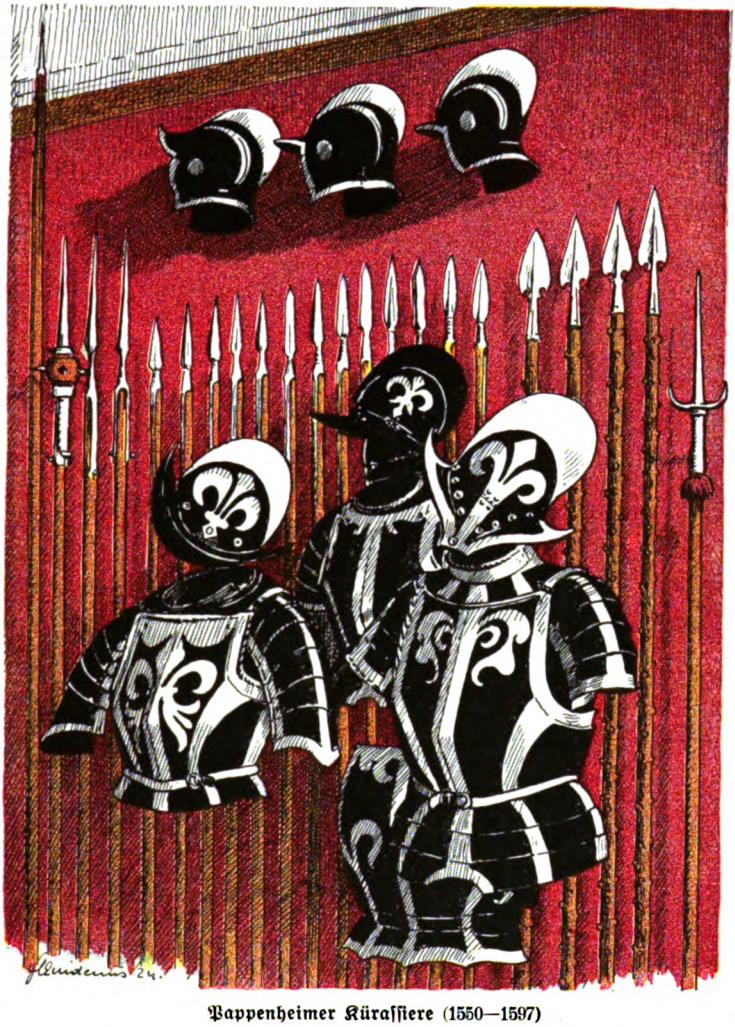
Im wirkungsvollen Gegensatz zum zweischneidigen Ritterschwert, das immer einen schweren Knauf zu eigen hat, wurde das lange Messer, das einschneidige Bauernschwert hier zum ersten Male in seiner Entwicklung gezeigt. Wir sehen hier den Skramasachs, aus dem sich die deutsche Bauern- und Bürgerwaffe entwickelt. Die eine Reihe führt zu dem langen Hirschfänger, die andere zu dem bayrischen Knicker.

Die zweitgrößte Waffe aus der Urzeit, die Lanze, zeigt dem Besucher die Entwicklung ihrer Spitze. Hier sehen wir als Bezeichnungen 1. vorchristlich, 2. germanisch — jetzt absichtlich nicht mehr merowingisch, weil das für Deutschland

Digitized by Google

keinen Sinn hat—, 3. karolingisch und 4. frühes Mittelalter, 5. spätes Mittelalter. In der Ecke erscheinen schöne Spieße, die aufsteigen wie Pfeilerkanten eines gotischen Domes.

Auch der zweite Raum erscheint gelb. Die Armbrust und ihre Bedeutung spricht im wahren Sinn des Wortes von der Wand herab. Da ist die kleine Brustwaffe und die große Standwaffe. Die Bogen sind aus Eibenholz und Horn und zuletzt aus Eisen mit Stricken umwunden zum Schutz. Die Winden, mit denen diese gewaltigen Bögen gespannt wurden, zeigen die englische Form und die deutsche Spannform. Eine mühsam langsame Arbeit mußte es sein, ehe der Bogen seine Spannung erreicht hatte. Der schwerarbeitende Schütze mußte seine Deckung haben, darum trug der Genosse neben ihm den Pavenser, einen großen Schild aus Holz mit Leder. — In einem Kasten zeigt dieser zweite Raum die Entwicklung des Dolches von der vom Muttersteine abgesplitterten Waffe der Vorzeit bis zum Ende des 15. Jahrhunderts, wo ein Burgunderstück besonders schön erscheint.



Pappenheimer Kürassiere (1550—1597)

Die Entwicklung der Lanze (Flügellanze) lehrt uns eine andere Wand. Fußangeln zeigen, daß dieses Abwehrmittel schon in alter Zeit vorhanden war.

Das Panzerzeug von der drahtringgeschützten Leinenjacke und -Hose zum kunstvollen Panzerhemd beschäftigt das Auge, sowie die Entwicklung des Steigbügels vom 9. bis 15. Jahrhundert. Der Steigbügel hängt, wie er gebraucht wird, in der Profilansicht des Reiters. Neben ihm zeigt sich die Entwicklung des Handschuhes, der für den Zaumträger unerläßlich ist.

Diese reiche, sinnliche Anschauung der Waffe selbst wird ergänzt durch Plastiken und Bilder, die zeigen, wie die Waffen gehalten wurden, wie sie natürlich sich der Bewegung eines Stehenden oder Schreitenden angeschmiegt haben. Der Heilige Georg in seiner vollen Rüstung erweist sich als der beste Vermittler der Waffenkunde jener Jahrhunderte.

Der dritte Saal ist ein Durchgangsraum in weiß. Von ihm heben sich sehr schön die ganz schwarz gehaltenen Waffen der Bauern ab (Drischel, Morgensterne). Die Äxte erhielten eine besondere Aufhängung. Die Schneide der einen steht senkrecht über dem Rücken der anderen und sie sind gegliedert zu viert. So ergibt sich eine rhythmische Bewegung, die gekennzeichnet ist durch Strenge.

Ein Tonnengewölbe überspannt den vierten Raum, die Decke besteht aus natürlichem Holz in der von früher her stammenden gotischen Formgebung. Die Wände sind blau, schmale rote Leisten und eine schmale rote Einfassung an den Türen vermeiden den toten

Digitized by Google

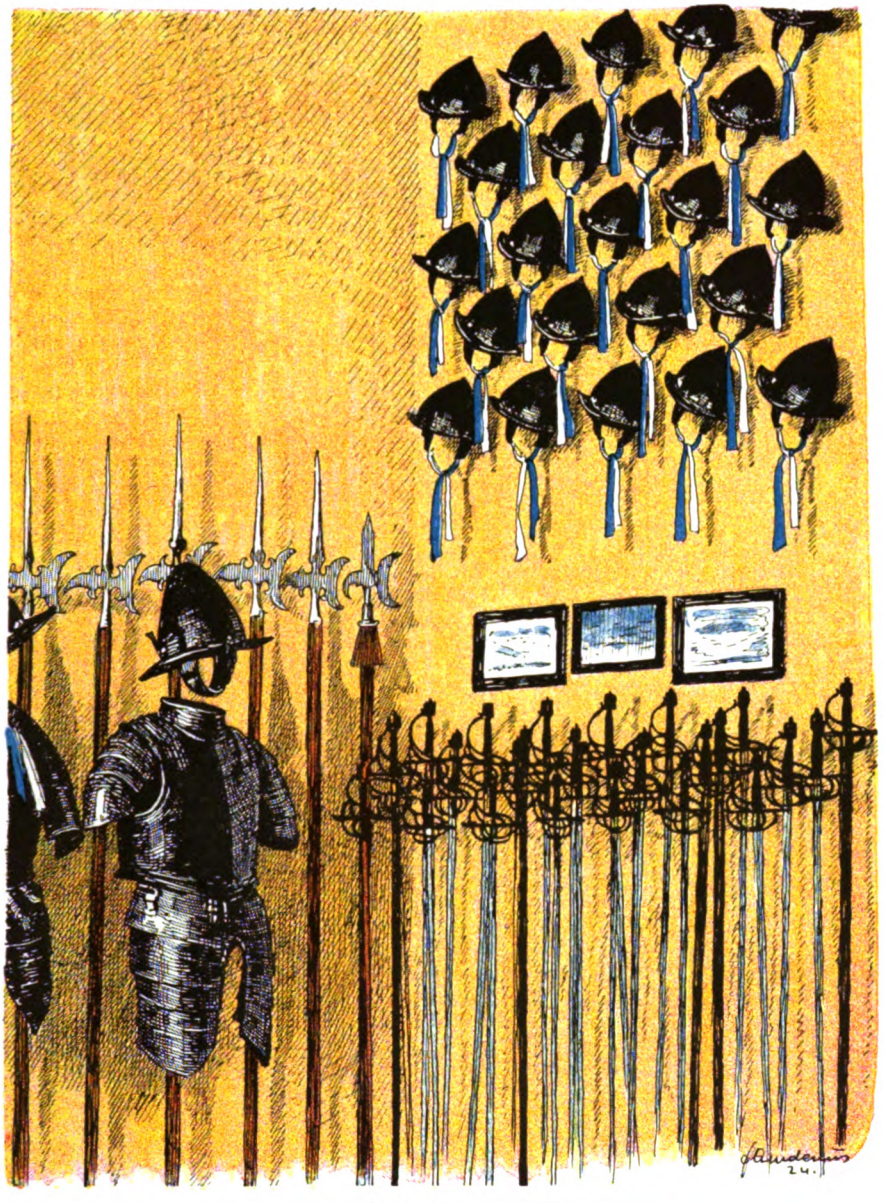
Eindruck. In dieser Zeit melden uns die Waffen, daß zwischen dem Streitzeug und dem Werkzeug noch kein wesentlicher Unterschied besteht. So sehen wir Streitäxte und Zimmermannsäxte in ähnlicher Form. Auf der langen Wand links in der Mitte ist das Mittelstück, der Typus des gotischen Ritters in der Rüstung, links neben ihm wird der Unterschied des einfachen Harnisches eines Stadtsöldners aus dem Rathaus von Pößneck gezeigt. Rechts daneben erblicken wir die Reste einer zusammengesetzten Rüstung eines reisigen Knechtes.

Im Kasten ist die Entwicklung des Beiles von der Steinzeit aus über das Bronzebeil Franzisca bis zum Wurfbeile des 15. Jahrhunderts zu sehen. Überraschend wirkt an der Ausgangswand ein Kasten, der die Entwicklung des Sporns, vom Stachelsporn der karolingischen Zeit bis zum Radsporn zeigt. Die Sporen liegen nicht im Kasten, sondern sie sind so gehängt, wie sie der Beschauer sieht, wenn ein Reiter an ihm vorbeizieht, in der Seitenlage hängend am Stiefel.

Im fünften Raume sind Wände und Kästen gelb, die Rüstungen blank. Die Farbenzusammenstellung wird gelb und weiß. Die Zeit der Landsknechte wird durch ihre Hauptwaffen, die Zweihänder, Schwerter und durch die Spieße repräsentiert. Landsknechtsbilder in voller Tracht zeugen von dem lebendigen Leben. Die breit aufgelegten Spieße verraten die Reichweite über vier Meter. Sparsam ist nur das Eisen verwendet, um das Gewicht zu mindern, das bei der Hebelwirkung sich vermehren würde. Im Kasten sind Schweizer Dolche zu sehen, daneben Stichwaffen italienischer Arbeit, sogenannte Ochsenzungen. In den Landsknechtsrüstungen wird die Entwicklung der Maximiliansbrust sichtbar, die schwerer ist als die Rüstung der vergangenen Zeit. Die Dichtigkeit wird vermehrt, um Widerstandskraft gegen die aufprallenden Kugeln zu gewinnen. Die Flächen werden abgeschrägt, um ein Abgleiten zu ermöglichen. Aus der runden Maximiliansbrust entsteht die Tapulbrust, bei der die schräge Fläche bewußt in Rechnung gesetzt ist. Auch die Feuerwaffen des 16. Jahrhunderts in ihrer festen, ungefügen Form treten dem Wanderer durch die Waffen der Jahrhunderte entgegen, der die ersten Kugelbüchsen des 15. Jahrhunderts schon vorher gesehen hat. Die Katzbalger, die kurzen Landsknechtschwerter, die sich mehr der bürgerlichen Waffe, die aus dem Skramasachs entstanden, anschließen. Der Morion, der Helm der Zeit, unter dem die spanischen Krieger Amerika eroberten, stellt sich dar. Er ist aufgehängt, wie er auf dem Kopfe saß, die vordere Spitze etwas nach hinten gerückt, nicht wie früher aus-

Waffen der Bürger und Bauern: Wehräxte 1462

Digitized by Google



Bewaffnung der Pikeniere im Dreißigjährigen Kriege

gependelt, ähnlich einer gleichgerichteten Wage. Im nächsten, sechsten Raume, herrschen die Farben schwarz und rot. Die Rüstungen sind allmählich schwarz geworden, weil die langen Feldzüge Blankerhaltung nicht zuließen. Aber noch tragen die eisernen Rüstungen zur Zier blanke Streifen. Viele zeigen Lilienmuster, war doch die Lilie das Zeichen der heiligen Jungfrau, zugleich das Abzeichen der ligistischen päpstlichen Heere. Fälschlich wird die Lilie als französisches Zeichen gedeutet. Frankreich führt die Lilien weiter, weil sein König, vom Papst als der Allerchristlichste ernannt, sie im Wappen zeigt.

Eine Darstellung des Pferdegebisses zeigt wieder lehrreiche Entwicklungsformen. In dieser Zeit sind die Zweihänder der Landsknechte abgekommen, sie werden Prunk- und Zunftwaffen. Die Schußwaffen haben sich weiter entwickelt. Wagrecht gelegte Gewehre zeigen die neuen Formen. Katzenköpfe zum Werfen von Handgranaten mit Pulver geben einen Vorgeschmack von den Grabenkämpfen des Weltkrieges. Schöne Gewehre, die mit

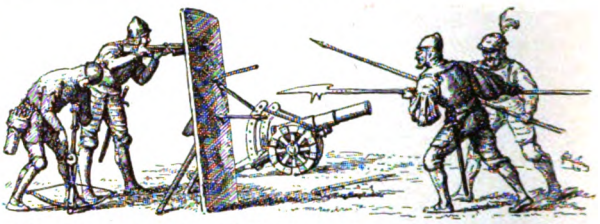
Digitized by Google

Elfenbein eingelegt sind, beweisen, wie sich jetzt neben dem Waffenhandwerk ein Waffensport entwickelt. Pulverhörner müssen der Entwicklung der Gewehre folgen. Mit besonderer Liebe sind sie von den Schmieden der Zeit geschaffen.

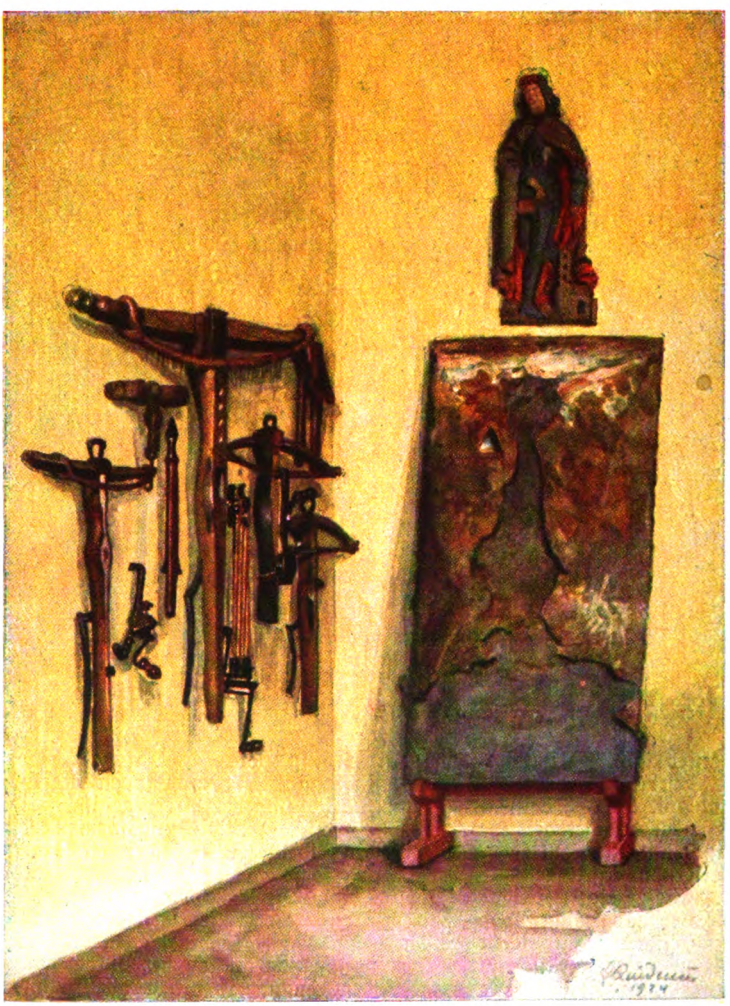
In dem siebenten Durchgangsraum geben Rüstungen und Partisanen ruhige Flächen. Oben werden Ornamente gebildet von den im Profil gehängten Helmen aus der Massenware der Heeresbeschaffung um Sechzehnhundert.

Eine schöne Wirkung wird beim Durchblick in den achten Raum gegeben. Leibhaft scheint aus dem Dämmern vom Blau des Hintergrundes her ein Pappenheimischer Kürassier heranzustapfen in schwarzer Reiterrüstung und dunklen Stiefeln.

Sinnreich sind die Türen der Seitenwand gegenüber dem Fenster geschlossen und mit Gelb ausgeschlagen worden. Sie wurden so zu Vitrinen, die kleinere Gegenstände der Zeit zur ausgezeichneten Wirkung bringen.



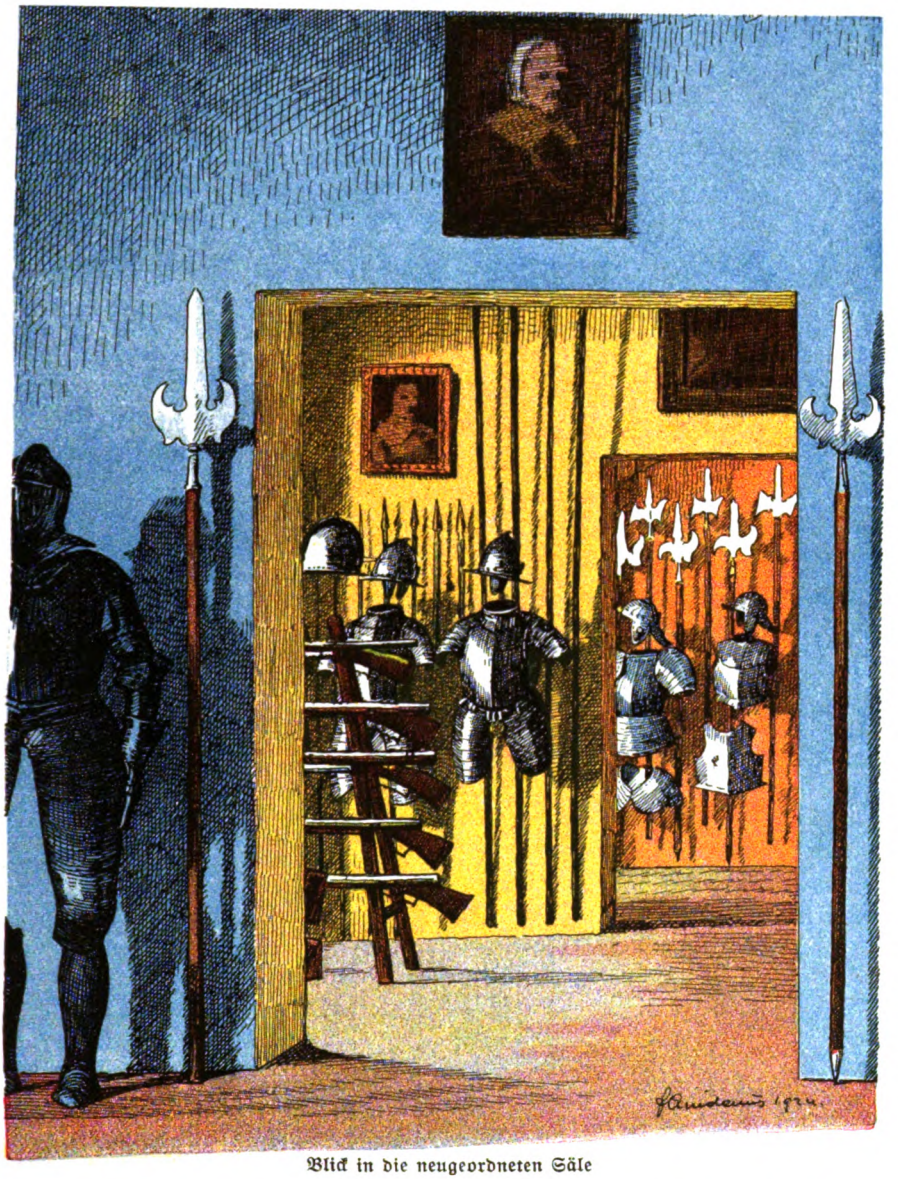
Die Farben des neunten Raumes sind schwarz und gelb. Die Infanterie der Zeit, die Waffenrüstungen der Pikeniere und Musketiere erstehen. Schwarze, im Profil gesehene Schützenhüte mit herabhängenden blau und weißen Bändern bilden in der Quincunxform ein großzügiges Tapetenmuster. Die aus Holz geschnittenen gefaßten Pulverladungen, die beinahe wie ein wilder Schmuck des Mannes erscheinen, geben einen Begriff von der mühseligen Handhabung der Schußwaffe. Alte Handzeichnungen zeigen das Exerzierreglement der Pikeniere und Musketiere nach de Gheyn. Dreißig Handgriffe mußte der Mann lernen, um die Schußwaffe zu gebrauchen. — Im zehnten Raume erwächst das Ende des 17. Jahrhunderts unter Ferdinand Maria. Kürassiere und Pikeniere beherrschen damals noch das Schlachtfeld.



Armbrust und Setzschild

Historisch amüsant sind hier die beiden Fahnen mit dem Löwen von San Marco, unter denen das bayrische Regiment Bürhen im Dienste der Republik auf Kreta gekämpft hat. Diesen Männern wurden vom Staate Venedig blaue Uniformen verliehen, in ihnen kehrten sie zurück, und dieses Blau wurde von der bayrischen Armee bis 1914 be-

Digitized by Google



Blick in die neugeordneten Säle

wahrt. Auch die beiden Marcusfahnen zeigen die beiden Farben weiß-blau.

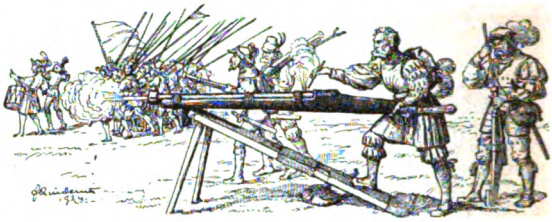
In der Ecke sehen wir, wie zum ersten Male das Bajonett in einer rohen Pfropfenform und dann in einer Knickform den Versuch macht, die Pike zu verdrängen.

In einem weißen Durchgangsraum bilden schwarze Harnische und Halbrüstungen einen scharf abgesetzten Sockel für die vertikal sich ordnenden Stangenwaffen. — Es kommen die nicht fertigen Räume 12 und 13, die auf schilfgrünem Grunde die Durchbildung der Jagdwaffen zeigen sollen.

Der vierzehnte Saal führt in die Zeit Max Emanuels und der Türkenkriege. Hier prunken das Feldzelt und ein großes Audienzzelt des Großwesirs, die in der Schlacht bei Mohacz am Berge Harsan erbeutet wurden.

In den übrigen Räumen sehen wir noch die alte Aufmachung in den fahlen Farben der Makartbuketts, Fahnen, die von den Wänden stillos in den Saal hineinhängen, Gewehre mit den Kolben nach aufwärts, zeigen sich plump und ohne inneren Begriff. Ein Bild fällt auf: das Regiment Royal Alsace, dessen Oberst Max I. von Bayern war. Dr. Stöcklein erzählte uns die reizende, kleine Geschichte, daß zur Geburt Ludwigs I.

Digitized by Google



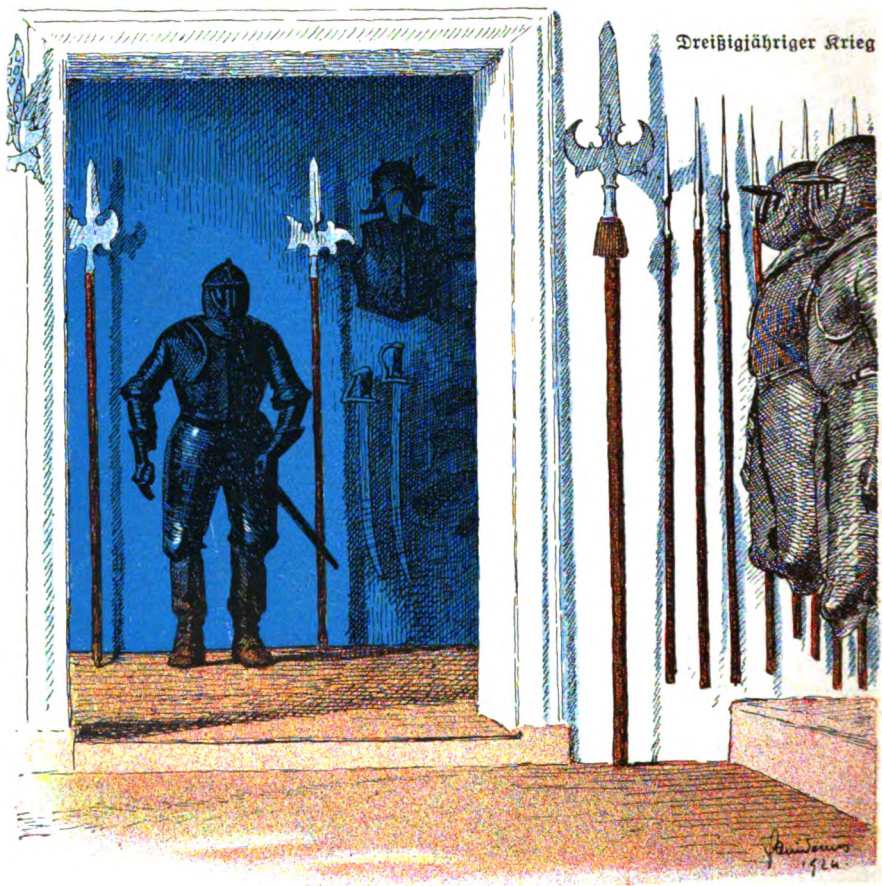
alle alten Unteroffiziere dieses französischen, in Straßburg stehenden Regiments, sich die Schnauzbärte abschnitten, die in ein Kissen gestopft wurden. Auf diesem ersten Kopfkissen schlief Ludwig I., der Teutscheste aller Teutschen.

Inzwischen sind hundert Jahre gewandelt, Straßburg, wo Royal Alsace stand, wurde deutsch, wurde wieder französisch, ein Kaisertraum wurde Wirklichkeit und verflog.

Aber die Waffen sind geblieben und die Erinnerung an Krieg und Schlachten. Neue Waffen kommen und werden vergehen, Zeugen ihrer Wirksamkeit werden bleiben in Museen, aber die Kriege, diese Selbstausrottungen der Menschheit, werden bleiben, nur sind die Waffen nicht mehr ritterlich, reichverziert und freudig.

Lebhaft mußte ich, als ich die ersten Schußwaffen des 14. Jahrhunderts sah, an eine Offiziersbesprechung denken, die wir in einem Walde vor Verdun hatten. Unsere Division war die zweite, die vom Gas des Feindes angefallen war. Der Gasoffizier der Armee — ein kleiner Privatdozent — hielt uns Vortrag. Auf die Frage unseres I A beschrieb er die Wirkung des Gases, das schwerer als Luft in alle Vertiefungen und Löcher hineinrollte und so die Wirksamkeit der Erdschanzungen aufhob. Ein alter preußischer Brigadier, Infanterist vom Scheitel bis zur Sohle, rief: „Solche Gemeinheit!“

„Das haben die Ritter auch gesagt, als das Pulver angewandt wurde,“ sagte unser gelehrter Gasvorkämpfer und putzte die Gläser seines Kneifers.



Dreißigjähriger Krieg

Die Zeichnungen dieses Aufsatzes verdanken wir dem Maler Fritz Quidenus, Schleißheim bei München

Digitized by Google

Von den Universitäten des Ostens

Von Univ.-Prof. D. Dr. Aufhauser

Eine glückliche Fügung ermöglichte mir im November 1922 eine einjährige Studienfahrt zum fernen Osten, die mich schließlich dank freundlicher Förderung von befreundeter Seite Ostasiens und einer Einladung amerikanischer Studenten als Weltrundreise über Amerika nach Hause führte. Mein vorzügliches Interesse galt dem Missionswerk der beiden christlichen Konfessionen im fernen Osten im Rahmen der dortigen großen Kulturreligionen. Daneben wollte ich das Deutschtum draußen etwas kennen lernen. In der Natur meines Berufes lag es natürlich auch, den Hochschulen der fernöstlichen Länder mein besonderes Augenmerk zu schenken. Von letzteren will ich hier in kurzem berichten.

Meine Reise führte mich zunächst über Italien zum mohammedanischen Kulturkreis in Ägypten. Hier hatte ich in Kairo des öfteren Gelegenheit, die berühmteste Hochschule der islamitischen Welt, die El-Azhar-Moschee mit ihren bunt gekachelten Minaretts zu schauen.

Seit ihrer Begründung (909 n. Chr.) durch Göhar, den Feldherrn des fatimidischen Kalifen Muizz und den Kalifen El Aziz (975 bis 96) ist mit ihr eine Hochschule verbunden, die im Laufe der Jahrhunderte zu einer der gefeiertsten mohammedanischen Universitäten sich entwickelte. Bei meinem ersten dortigen Besuche konnte ich freilich den Studienbetrieb selbst nicht sehen, da damals — es war ein Donnerstag — gerade die festlichen Vorbereitungen für die Ausschmückung der Moschee und des Platzes davor für den feierlichen Besuch des Königs Fuad I. am andern Tage getroffen wurden. Meine späteren Besuche aber gaben mir ein eindrucksvolles Bild von dieser bedeutenden Hochschule. Gegen 600 Scheichs unterrichten ungefähr 15 000 Studenten aus allen Teilen der mohammedanischen Welt, von China und Java bis herüber zur Türkei und nach Westafrika. Es machte mir einen eigenartigen Eindruck, diese Vorlesungsmethode zu schauen: in den weiten, von mystischem Dunkel erfüllten Hallen der neunschiffigen, von 140 Marmorsäulen getragenen Moschee, ebenso auch auf dem Boden des viereckigen, auf drei Seiten von Säulengängen mit persischen Kielbogen umschlossenen, sonnenlichtdurchfluteten Hofes lehren die einzelnen Scheichs mit untergeschlagenen Beinen, auf hohen Holzsesseln sitzend, die vor ihnen hockenden Studenten. Die einzelnen Gruppen sind weder durch Wände noch sonst irgendwie voneinander getrennt und doch stören sie sich gegenseitig nicht. Neben der Theologie des Koran wird auch das islamitische Recht, Dogmatik, Logik, Rhetorik, Poetik usw. hier gelehrt. In den an den Hof anschließenden Räumen leben die Studierenden nach Landsmannschaften geschieden in eigenen Riwaks (Hallen), die wiederum unter der Aufsicht eines Inspektors stehen. Ihre wenigen Habseligkeiten haben die Studenten, deren stolze, aufrechte Haltung einen vorzüglichen Eindruck macht, in den einfachen Schränken untergebracht. Während der Pause sieht man viele der Schüler, wie sie in frommen Verbeugungen vor den ihnen zusagenden Gebetsnischen der vier anerkannten juristisch-dogmatischen Schulen des Islam, der Schafiiten, Malekiten, Hanafiten und Hanbaliten, ihre Gebetsübungen verrichten. Aus vielen dieser stolzen, scharfen Augen leuchtet fanatische Begeisterung für die Ideenwelt des Islam. Wohl betonte mir einer der Hauptscheichs, Abd El Maglid el Labban, mit dem ich mich des öfteren englisch unterhielt, stets, daß hier nicht der Geist des Fanatismus, sondern der alle Menschen verbindenden Liebe gelehrt würde. Ob dies indes immer der Tatsache entspricht, vermag ich nicht zu entscheiden. Manche der Studenten zählen schon viele Semester, da sie länger als 12 Jahre, ja für das höhere Examen und für das Gelehrtenzeugnis hier sogar 17 Studienjahre verbringen müssen. Für die geistige Welt des Islam bedeutet diese Universität jedenfalls eine der wichtigsten Pflegestätten islamitischer Bildung. Sie besitzt noch einige Neben-universitäten in Tanta u. a. Unterricht und Verpflegung der Studierenden ist völlig frei. Fromme Stiftungen an der Moschee dienen diesem edlen Zwecke, eine Einrichtung, die auch bei uns nachahmenswert wäre. Soweit die Studenten nicht in der „Blühendsten" (El Azhar) Moschee wohnen können, sind sie in Nachbarmoscheen untergebracht.

In Ostasien gab mir meine Fahrt zuerst Gelegenheit zu einem Besuche der Universität von Hongkong, die sich aus dem 1887 eröffneten College of Medicine for Chinese entwickelte, 1912 zur Universität erhoben wurde. In prächtiger Lage ist sie am Ende und über der Chinesenstadt im Grün der Abhänge des 551 Meter hohen Viktoria-Peak eingebettet mit wundervollem Blick über den schiffsbelebten Hafen hin zur kahlen südchinesischen Küste. Was uns beim Besuch dieser meist nach englisch-amerikanischem Muster angelegten Hochschulen des Ostens vor allem in die Augen fällt, sind die weiten Rasen- und Sportplätze (Fußball, Kricket, Hockey, Tennis usw.). Sie dienen der körperlichen Ertüchtigung der Jugend hier überall in einem viel höheren Maße, als dies bei uns in Deutschland der Fall ist. Die wissenschaftlichen Institute, Seminarien, Laboratorien, die Bibliothek, ebenso der wissenschaftliche Lehrbetrieb lassen sich natürlich mit den um Jahrhunderte älteren europäischen Schwesteranstalten, die seit ihrem Bestehen reiche kirchliche und staatliche För-

Digitized by Google

derung erfuhren, nicht vergleichen. Es wäre ein ungerechter Maßstab, wollte man darnach die wissenschaftlichen Leistungen einschätzen. Sind doch diese Hochschulen meist erst in den letzten Jahrzehnten begründet worden (z. B. Hongkong 1912, Manila 1908, Peking [erwachsen aus der alten Literaten-Hochschule, modernisiert 1901], Tokio 1868, Kioto 1897, Sendai 1907, Fukuoka 1911). Hingegen sind diese Bauten, da sie ja meist erst aus jüngster Zeit stammen, zudem auch durch reichliche staatliche oder private Stiftungen subventioniert werden, ihrer Anlage nach meist anziehender und hübscher als die unserer Hochschulen. Sie sind im Pavillonsystem mit einzelnen Gebäuden für die verschiedenen Fakultäten errichtet und bilden mit den anschließenden Parks, Sportplätzen, Dormitorien oder Hostels für Studenten und Studentinnen, den Wohnungen der Professoren, verschiedenen Klubräumen, Geschäften usw. vielfach eine Stadt für sich. Dadurch ist der Studienbetrieb wie der Student selbst der Großstadt und ihren ablenkenden Einflüssen fast völlig entrückt.

Der Aufbau dieser fernöstlichen Universitäten scheidet sich gewöhnlich in drei oder mehrere „Faculties", nämlich eine Faculty of Medicine, of Arts and Science (nach unseren Begriffen Philosophie, Soziologie, Philologie, Geschichte, Religionsgeschichte, Erziehung-, Natur- und Handelswissenschaften), und of Engineering. Die kaiserlichen Universitäten Japans (Tokio, Kioto, Sendai, Osaka, Fukuoka) zählen meistens sechs Abteilungen, nämlich eine juristische, medizinische, eine Abteilung für Ingenieurwissenschaften, Literatur, Naturwissenschaft und Landwirtschaft sowie Staatswissenschaften. Die Staatsuniversität von Manila umfaßt acht Colleges (Literatur, Erziehung, Ingenieure, Staatswissenschaften, Medizin, Landwirtschaft, Tierarzneikunde) und fünf Schools (Zahnkunde, Pharmazie, Forstwissenschaft, Musik und Schöne Künste). Es liegt also nach unseren Begriffen hier, zumeist auch in Japan, eine Verbindung von Universität und Technischer Hochschule vor, beide Begriffe in dem oben erwähnten Sinne gefaßt von noch jungen, erst in der Entwicklung begriffenen wissenschaftlichen Hochschulen. An nur wenigen Universitäten, nämlich den von der evangelischen Mission subventionierten, existiert zuweilen auch eine School of Theology, wie z. B. an der Shantung-Christian-University, durch die mich Prof. John Heeren freundlichst in Tsi-nan-fu geleitete.

Die Studenten machen in China und Japan ihre Vorstudien gewöhnlich an sechsklassigen Mittelschulen, die ungefähr unseren Realgymnasien entsprechen dürften. Diese sind meist von Chinesen bzw. Japanern geleitet. Doch unterhalten auch die draußen wirkenden Missionsgesellschaften derartige Mittelschulen. Sie schließen sich an einen vorausgehenden sechsjährigen Volksschulunterricht (vom sechsten bis zwölften Lebensjahr) an. In Japan, wo der Volksschulunterricht obligatorisch ist, begegnen wir nur Primärschulen der Regierung; es gibt nämlich dort wohl christliche und buddhistische Kindergärten, hingegen keine derartigen Volksschulen. Neben den staatlichen Mittelschulen, deren Kursus in Japan fünf Jahre dauert, unterhalten auch die verschiedenen christlichen Missionsgesellschaften und die buddhistischen Sekten eine ganze Reihe von Mittel- (besonders Handels-) Schulen. Sodann folgt die (Regierungs- oder private) High school mit drei Jahren, bzw. spezielle höhere Schulen, welche auf die Universitäten vorbereiten, mit zwei Jahren. Für den Übertritt an die Universität bedarf es des Bestehens eines eigenen Immatrikulationsexamens. Die Hochschulstudien dauern gewöhnlich vier (Arts, Science Engineering) bis fünf Jahre (Medizin). Das vorgeschriebene Mindestalter zum Besuch einer Hochschule ist das 16. bis 18. Lebensjahr. Neben dem theoretischen Unterricht wird natürlich auch praktische Betätigung in Kliniken und Krankenhäusern, die den Hochschulen angegliedert sind, bzw. in Laboratorien gefordert. Der Besuch der Vorlesungen ist obligatorisch. Eine akademische Freiheit in unserem Sinne existiert ebensowenig als etwa unsere Gepflogenheit des studentischen Lebens außerhalb der Universitäten. Die Studenten sind vielfach verpflichtet, in den Dormitorien oder Universitätshostels oder in sonst speziell anerkannten „Hostels", die dann gewöhnlich unter der Leitung von Missionsgesellschaften stehen, zu wohnen. Jeder Student hat hier sein eigenes Zimmer. Speisesäle usw. sind gemeinsam.

Die Verwaltung und Verpflegung in diesen Colleges-Internaten liegt in den Händen der Schüler selbst; die hierzu ihre eigenen Schülerräte usw. bestellen, für Zucht und Ordnung sorgen, kurz ein Selbstregiment pflegen. Die gleichen Verhältnisse traf ich bei der Universität von Manila und den amerikanischen Universitäten. Vielfach existieren an den Hochschulen auch Freiplätze (Free Scholarship) auf Grund von Privatstiftungen allerart.

Die Universitäten haben das Recht, verschiedene Grade (degree) zu verleihen, so den Bachelor bzw. Doctor of Medicine, bzw. of surgery, arts oder science, Engineering. Bei den gewöhnlichen Abschlußprüfungen wirken neben den Dozenten auch Männer des praktischen Lebens mit. Die Studien und Prüfungen werden, soweit es sich um Hochschulen der englischen Einflußsphäre handelt, gewöhnlich auch in England anerkannt. Das Studienjahr zerfällt meist in drei Semester.

Das Ziel, welches diese Hochschulen anstreben, läßt sich mit dem University Ordinance für Hongkong vom Jahre 1911 dahin zusammenfassen: Förderung von Kunst, Wissenschaft und Sprachen, Vermittlung einer höheren Bildung, Erteilung von Graden, Entwicklung und Bildung des Charakters

Digitized by Google

von Studenten aller Rassen, Nationalitäten und religiösen Anschauungen sowie die Aufrechterhaltung eines guten Einvernehmens mit den Nachbarländern Chinas. „Sapientia et virtus" ist ihr Wahlspruch. Nach der kaiserlichen Verordnung vom 5. Dezember 1918 für Japan sollen die Universitäten des Reiches der aufgehenden Sonne jene theoretischen und praktischen Wissenschaften lehren, die für die Zwecke des Staates, für die Förderung der wissenschaftlichen Untersuchungen notwendig sind. Ein besonderes Augenmerk soll der Verfeinerung des Charakters wie der Pflege des nationalen Gedankens gewidmet werden.

Für die sportliche Betätigung wie für die Ausbildung in verschiedenen Klubs existiert gewöhnlich eine University Union mit verschiedenen Abteilungen, eigenen Klubräumen, Billards-, Lesezimmer, Büchereien usw. Vielfach gibt es auch eine Freimaurerloge. Die von den einzelnen Universitäten ausgegebenen „Calendars" oder wie sie sich sonst heißen, geben dem Studenten eine sehr praktische Einführung in sein Studium, Ratschläge für dessen Aufbau, für die Benützung von Lehrbüchern, eine Zeittabelle mit Eintragung der Festtage, der Examenszeiten, zuweilen auch eine kurze Geschichte der Hochschule usw. Auch die Vorleseverzeichnisse sind, zumal an den amerikanischen Hochschulen, in einer für europäische Verhältnisse völlig ungewohnten Ausführlichkeit gehalten.

An der Spitze der nach englischem Muster und in den englischen Interessensphären geleiteten Universitäten steht Seine Majestät der König als Schutzherr der Universität. Die eigentlichen Universitätsbeamten sind dann ein Kanzler, Vizekanzler, Schatzmeister, die Dekane der einzelnen Fakultäten und der Registrator. Ein eigener Court, das Konzilium und der Senat treten ihnen für die Verwaltungsgeschäfte zur Seite. Das wissenschaftliche Niveau all dieser Hochschulen entspricht, wie schon oben bemerkt, nicht dem unserer alten europäischen Universitäten, mehr einer Art technischer, bzw. medizinischer Mittelschulen und Realschulen. Das Schülermaterial bringt ja auch nicht die gleiche Vorbildung mit, wie bei uns.

Zuweilen, wie zum Beispiel an der Staatsuniversität von Manila, setzt sich das Professorenkollegium aus noch recht jungen Gelehrten zusammen. China wie Japan rufen auch noch heute gerne deutsche Professoren an ihre Hochschulen. So wirken z. B. an der Staatsuniversität in Peking z. Zt. die Herren Dr. Wilhelm und Prof. Dr. Oehlke. Während meines Aufenthaltes in China hielt auch Professor Driesch aus Leipzig vielbesuchte Vorlesungen an den kaiserlichen Universitäten von Nanking und Peking. Vor allem sucht aber Japan, das mit allen Mitteln seine militärische, politische und kulturelle Hegemonie im fernen Osten noch weiter auszubauen und zu festigen weiß, europäische Gelehrte an seine Universitäten zu berufen. Von Deutschland läßt es sich gerne Dozenten für die Medizin auch heute noch kommen. An den medizinischen Fakultäten der staatlichen Universitäten werden die Vorlesungen meistenteils noch in deutscher Sprache gehalten. Nur wer den gewaltigen Kultureinfluß des Angelsachsentums im fernen Osten kennt, weiß jene Tatsache in richtiger Weise einzuschätzen. Wir Deutsche vermögen freilich heute infolge der Kriegsereignisse Japan gegenüber bedauerlicherweise nur schwer die nötige Unparteilichkeit aufzubringen. Die meisten von uns wissen allerdings auch nicht, wie wir selbst einstens die Sympathien Japans anläßlich des Friedens von Shimonoseki verscherzt haben. Bei meinem öfteren Besuche der kaiserlichen Universitäten von Tokio und Kioto gewann ich die sichere Überzeugung, daß die japanischen Gelehrten, besonders die Mediziner, sich auch heute noch Deutschland gegenüber zu tiefem Danke verpflichtet fühlen. Die Rektoren beider Universitäten versicherten mir: „Sagen Sie zu Hause allen, wir haben die Dankesschuld nicht vergessen, die wir unseren deutschen Lehrern gegenüber haben für die Einführung in Wissenschaft und Praxis, die wir von ihnen erhalten haben." Seit jüngster Zeit sucht vor allem auch Frankreich mit ernstlichen Mühen uns aus dieser geistigen Führerrolle, die wir hier noch im äußersten Osten spielen, zu verdrängen. Frankreich denkt vielleicht an die Möglichkeit einer Zurückdämmung des amerikanischen Kultureinflusses in Japan infolge des jüngsten Einwanderungsverbotes nach den Vereinigten Staaten. Auf politischem, wirtschaftlichem und geistigem Gebiete sucht es sich das etwa frei werdende Erbe anzueignen. Silvain Levy von der Pariser Universität hat im vorigen Jahre durch seine Vorträge den großen Eindruck, den Einstein zweifellos in Japan hinterlassen hat, rasch wieder auszugleichen versucht. Mit besonderer Freude werde ich mich stets auch der liebenswürdigen japanischen Studenten erinnern, die mir in dem weit ausgedehnten Häusermeer von Kioto und Tokio bei meinem Besuch der verschiedenen buddhistischen Tempel mit Rat und Tat als freundliche, hilfsbereite Führer zur Seite standen.

Wie bereits erwähnt, gibt es neben den staatlichen Reichsuniversitäten in China (Peking und Nanking)*) und Japan (Tokio, Kioto, Sendai, Fukuoka und der medizinischen Akademie von Osaka) noch eine ganze Reihe von Privatuniversitäten und Colleges, die hauptsächlich von den christlichen Missionsgesellschaften und buddhistischen Sekten unterhalten werden. Einige von ihnen hatte ich Gelegen-

*) Daneben existieren noch Provinzialuniversitäten wie in Paotingfu, Taiyuang (Shansi), Wuchang, Tientsin, Mukden und andere Fachhochschulen für Medizin, Landwirtschaft, Erziehungswissenschaften, Kunst, Technik, die jüngst auch den Titel „Universität" erhielten.

Digitized by Google

heit zu sehen. So die französische Jesuiten-Universität „Aurora" in Shanghai. Die Hochschule begann am 1. März 1903 mit 21 Studenten. Im Studienjahre 1922/23 zählte sie deren 351. Die Unterrichtssprache ist hier französisch. Deutsche Jesuiten unterhalten eine Hochschule in Tokio (Joshi Daigaku), die z. Zt. von ungefähr 200 Studenten besucht wird, die hier vor allem Philosophie und Handelswissenschaften studieren. Die Unterrichtssprache ist hier deutsch. Die starke Beeinflussungsmöglichkeit der studierenden Jugend und damit der künftigen geistigen Führer dieser Völker durch Hochschulen suchen vor allem die verschiedenen protestantischen Missionsgesellschaften auszunützen. In harmonischer Zusammenarbeit schließen sich hier Missionsorganisationen der verschiedensten Denominationen und Glaubensauffassung vorbildlich zu einheitlichen großen Kulturwerken zusammen. Ich verweise z. B. auf die Shantung-Christian-University zu Tsinanfu. Sie erwuchs aus dem 1864 in Tenschow begründeten College und wurde 1904 durch Zusammenarbeit englischer (Baptisten, Anglikaner, Londoner, Wesleyaner, Presbyterianer), amerikanischer (nördliche und südliche Presbyterianer, unierte Lutheraner und American Board) und kanadischer (Presbyterianer) Missionsgesellschaften zur Universität ausgebaut. Sie gliedert sich in eine School of Arts and Science, of Theology und of Medicin mit zweijährigem Prämedikalkurs und je einem junior und senior College. Ihr ist auch ein kleines populäres Museum mit geographischen Karten, Modellen, z. B. über Weg- und Brückenbau, Beförderungsmittel, Aufforstung, Wohnung, Hygiene usw. angeschlossen, das die derzeitig in China bestehenden ungünstigen Verhältnisse zeigt und die Zustände, wie sie in Zukunft dort sein sollen. In diesem „Extension-Department" werden auch öffentliche Vorträge abgehalten. Die Hochschule wird von ungefähr 300 Studenten besucht. Die Unterrichtssprache ist hier die chinesische (Mandarin). Besteht sonst von Ägypten bis hinüber nach Japan bei den christlichen Mittel- und Hochschulen die Gepflogenheit, Studenten aller Religionen und Rassen aufzunehmen, so finden hier an der Christian-University nur christliche Studenten Aufnahme. Auch die Professoren müssen auf dem Standpunkt des Christentums stehen. Ich hatte hier Gelegenheit, in der medizinischen Abteilung einen Studenten-Sonntagsgottesdienst mitzumachen, bei dem ein junger Chinese über „Christus und die soziale Frage" sprach. Der Rektor der Universität, damals ein Mediziner, sprach dabei das Gebet.

Die evangelischen Missionsgesellschaften suchen sodann vor allem durch missionsärztliche Colleges bei der Heranbildung junger christlicher Ärzte Chinas einen entscheidenden Einfluß zu gewinnen. Eine ganze Reihe von solchen Anstalten dienen diesem Zwecke. Außer der bereits genannten medizinischen Fakultät der Universität von Tsinanfu nenne ich hier das North China-Union Women's Medical College in Peking, das Medical College in Mukden, das Canton Christian College, das Hackett Medical College for Women in Canton; die St. John's University in Shanghai, das Hunan-Yale Medical College in Changha, die West-China Union University in Chengtu (vgl. auch Harold Balme, China and moderne Medicine, London 1921).

Besonders erwähnen möchte ich noch eine der bedeutendsten und zukunftsreichsten medizinischen Hochschulen Ostasiens, das unter dem Namen Rockefeller-Institut bekannte Peking-Union-Medical-College. Dieses Institut entwickelte sich aus einer früheren Stiftung, dem Union-Medical-College, das 1906 vom American Board of Commissioners for Foreign Missions (congregationalistisch), dem Board of Foreign Missions der presbyterianischen Kirche der Vereinigten Staaten, der Londoner Missionsgesellschaft und später auch der methodistischen Universität von Peking, der anglikanischen Bibel-Gesellschaft und der missionsärztlichen Vereinigung Londons begründet und bis 1915 von ihnen auch geleitet wurde. Seit 1915 übernahm dann der China-Medical-Board der Rockefeller-Stiftung ihren vollen Unterhalt und Ausbau. Der prächtige, in chinesischem Palast-Architektur-Stil, ich möchte fast sagen mit verschwenderischer Pracht erbaute Gebäudekomplex mit seinen wundervollen grünen weitausladenden Ziegeldächern umfaßt eine vormedizinische Schule (3 Jahre), eine Medizinschule (5 Jahre), beide für Studenten und Studentinnen offen, sowie eine Schule zur Heranbildung von weiblichem Pflegepersonal (4 Jahre). Ein modernes, allen Bedürfnissen der Neuzeit entsprechendes Krankenhaus mit 235 Betten ist damit verbunden. Die Gebäude, wie auch der interne Betrieb sind als Vorbild für die medizinische Erziehung Chinas gedacht, zur Heranbildung einer Elite von chinesischen Ärzten und Ärztinnen.

Dem Rockefeller-Institut gegenüber rufen die veralteten und etwas stark vernachlässigten Gebäude der staatlichen Universität von Peking in schreiender Weise nach Ausführung des zwar längst auf dem alten Exerzierplatz der mandschurischen Bannertruppen im Norden außerhalb der Stadt zwischen Peking und dem gelben Tempel geplanten, aber infolge des Krieges und der finanziellen Ohnmacht des chinesischen Staatswesens wohl in weite Zukunft verschobenen Neubaus. Der Geist an der Pekinger Universität soll freilich etwas stark radikal links gerichtet und bolschewistisch beeinflußt sein. Während meines Aufenthaltes in China konnte ich des öfteren in den Zeitungen von Streiks lesen, wodurch die chinesischen Studenten den Rücktritt des unbeliebten Unterrichtsministers Peng-Yun-Vi zu erzwingen suchten. Auch die Normalschule von Nanking ist stark sozialis-

Digitized by Google

stisch eingestellt. Die Studenten scheinen sogar an chinesischen Hochschulen manchmal auch den Professoren gegenüber ihre Wünsche recht eindrucksvoll zur Geltung zu bringen.

Ich habe überhaupt auf meiner ganzen Fahrt den Eindruck gewonnen, daß die studierende Jugend der von mir besuchten Länder, von Ägypten bis China und Japan, sich gerne politisch betätigt, und zwar zumeist in ausgesprochen nationalem Geiste. Auch in China gilt der studierenden Jugend die Zukunft ihrer Nation als heiligstes Problem. Die starke Welle nationaler Gesinnung, die über unseren ganzen Erdenstern flutet und das Selbstbestimmungsrecht der unterdrückten Völker unter den verschiedensten Rufen wie „Afrika den Afrikanern, Ägypten den Ägyptern, Indien den Indern, Java den Javanern" fordert, findet natürlich in den empfänglichen Herzen der studierenden Jugend als der angehenden Führer dieser Völker ein besonders günstiges Erdreich. Mag man vielleicht diese politische Einstellung der Jugend, zumal wenn sie allzu stark hervortritt, in etwas bedauern, so hat sie doch anderseits auch ihre recht erfreulichen Lichtseiten. Zudem läßt sich ja nicht bestreiten, daß an diesen ostasiatischen Hochschulen mit viel Fleiß und Emsigkeit gearbeitet wird, um ihr eigenes Volk zu heben. Es bleibt nur bedauerlich, daß dieser modernen Jugend, in China zumal, manchesmal allzusehr die bisher als heiliges Gut gehütete Pietät gegen Altererbtes und vaterländische Gepflogenheiten mangelt, daß sie sich allzusehr vom ungezügelten Geist des Kritizismus beherrschen läßt, der unter dem Deckmantel der Wissenschaftlichkeit nur gar zu viel Oberflächliches, Unverstandenes, Fortschrittliches und Ungläubiges aus der modernen Literatur des Westens wie auch Amerikas in sich aufnimmt und durch Übersetzungen allerart auch in die weiten Kreise des Volkes zu leiten sucht.

In Manila erhielt ich eine Einladung zur Eröffnungsfeier der päpstlichen Universität der Dominikaner, S. Thomas, die gerade während meiner Anwesenheit am 2. Juli ihr neues Studienjahr (1923/24) begann. In ihren farbenprächtigen Talaren saßen die Professoren, darunter auch viele Laien, zu beiden Seiten des Festsaales, in der Mitte präsidierte der päpstliche Delegat. Nach der Eröffnungsrede eines der Professoren über den „Einfluß der Universität des heiligen Thomas auf die Förderung der höheren Bildung auf der Inselwelt der Philippinen", die den Teilnehmern am Schlusse gleich gedruckt überreicht wurde, ergriff der päpstliche Delegat das Wort zu einer zündenden Ansprache, in der er die jahrhundertealten Verdienste der Universität — 1611 begründet — pries und dann die Verteilung der Preise für das vergangene Studienjahr vornahm. Das Fest schloß mit einer Bewirtung der Lehrer und Gäste. Dieser von echt spanischem Geiste, vom Feuer der Beredsamkeit, wahrer Grandezza und Farbenpracht beherrschten Feier konnte sich die Eröffnung der Columbia-Universität in Neuyork, zu der ich Ende September geladen war, nicht im entferntesten vergleichen. Lebt doch dort in Manila trotz all der veränderten Verhältnisse in der stillen Einsamkeit der S. Thomas-Universität noch etwas vom versunkenen Geiste des einst weltbeherrschenden Spaniertums, das uns sonst nur noch aus den überwucherten Ruinen so mancher Kirchen im Lande entgegenspricht. Freilich hat die Thomas-Universität bereits auch die starke Konkurrenz der philippinischen Staatsuniversität und noch zweier anderen in Manila bestehenden Privatuniversitäten zu fühlen.

Von technischen Hochschulen des fernen Ostens hatte ich Gelegenheit, unsere deutsche Schule in Woosung bei Shanghai zu besichtigen. Als Stiftung deutschen Geistes und deutscher Industrie steht sie heute zwar unter chinesischer Verwaltung, aber der Geist, der sie beherrscht, ist der unserer deutschen Hochschulen. Freilich steht auch sie erst im Anfange ihres Werdens. Ihr Internat bietet ungefähr 100 Studenten Platz. Es wäre dringend zu wünschen, daß der regen Nachfrage entsprechend noch weit mehr Schüler aufgenommen werden könnten. Die Einrichtung der Hörsäle, Laboratorien und Werkstätten ist dank der Mithilfe der deutschen Industrie und Regierung mustergültig geworden. Manche ihrer Schüler erhalten ihre Vorbildung auch an der Mittelschule der katholischen Mission in Tsining (Südshantung). Nur erwähnen möchte ich hier auch das verdienstvolle Wirken unserer deutschen Medizinschule in Shanghai, welche der Heranbildung einheimischer Ärzte dient. — Ist es hier Deutschland, deutsches ärztliches Wissen und Können, das der physischen Not im Reiche der Mitte Hygiene und Heilung bringen will, so will Japan ein gleiches erreichen in Mukden durch die Medizinische Hochschule der Südmandschurischen Eisenbahn, die auch schon von der japanischen Regierung reiche Unterstützung erhält. Japan hat sich hier in Mukden durch die Bahnhofsanlagen wie den hübschen sauberen japanischen Stadtteil, speziell auch die erwähnte Hochschule mit ihren gut gebildeten japanischen Lehrkräften, eine vorzügliche Kulturpropaganda geschaffen.

Auf Java ward mir die Möglichkeit, die technische Hochschule in Bandoeng zu schauen. Bandoeng überflügelt ja ob seiner gesunden Höhenlage allmählich Batavia und die übrigen Städte Javas weit. In nicht gar langer Zeit wird wohl auch die Kolonialverwaltung aus Buitenzorg dorthin übersiedeln. Eine fieberhafte Bautätigkeit herrscht in dieser jungen prächtigen Stadt mit ihren schönen schattigen Straßen. Draußen dehnen sich neben den Anlagen eines ganz modernen Krankenhauses auch die Gebäude der erst am 3. Juli 1920 eröffneten Technischen Hochschule aus (Koninklijk Instituut voor Hooger

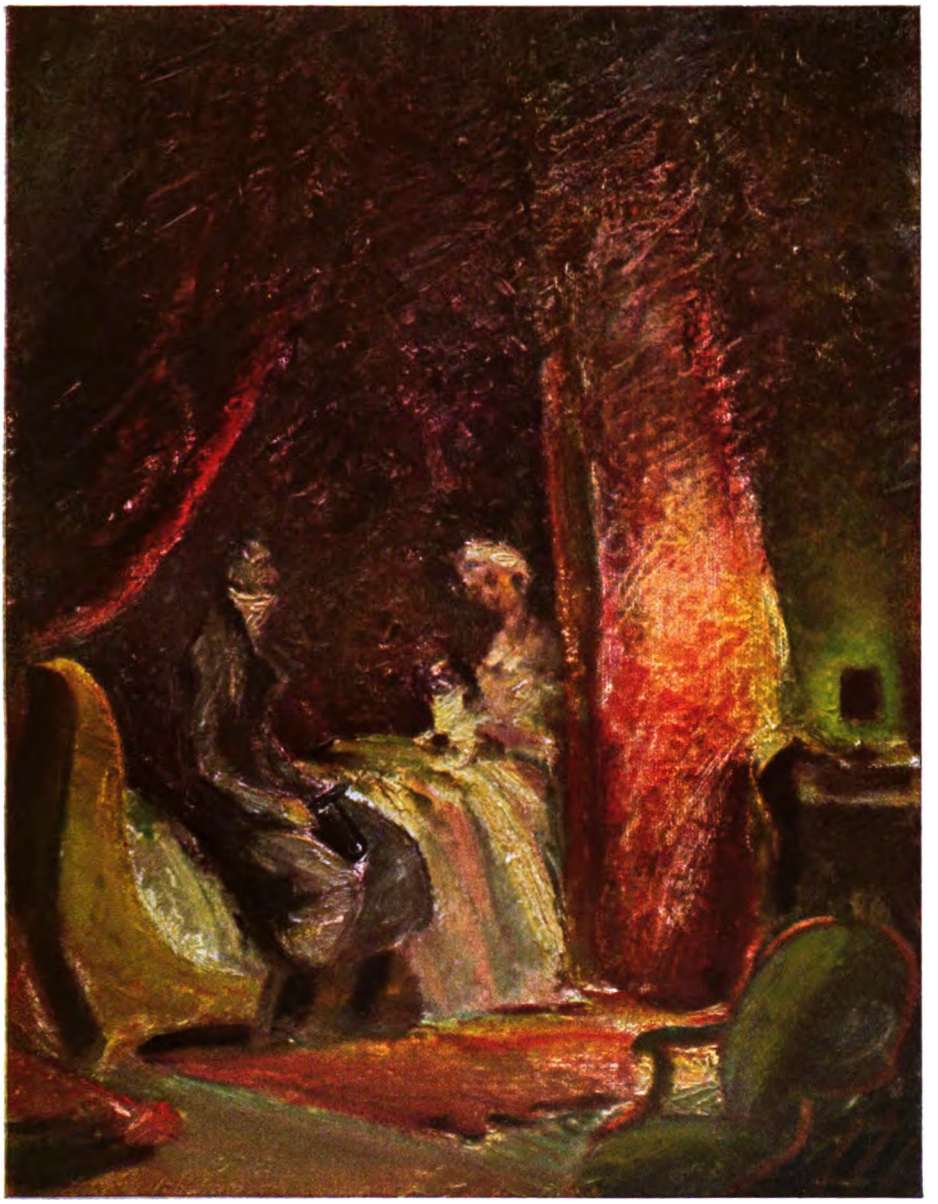
Digitized by Google

Technisch Onderwijs in Nederlandsch Indie). Im Batak-Hausstil mit geschweiften Dächern errichtet, bietet die Anstalt mit ihren verschiedenen, von roten Blüten üppig umwucherten Pavillons, ihren Eingangstoren aus Betonsäulen, ihren modernsten Maschinen einen ganz vorzüglichen Eindruck. Der gegenwärtige Rektor Magnificus Klopper, der Hauptmitbegründer und Schöpfer der Hochschule, hatte die Liebenswürdigkeit, mich mit seinem Auto — Java ist ja eines der Hauptländer des Automobilverkehrs — zur Schule zu bringen und mich durch die Hörsäle, Laboratorien, Sammlungen, die Materialprüfungs- und physikalische Abteilung usw. zu geleiten. Die Schule ist bestimmt, jungen Javanern in vierjährigem Unterrichtsgange vor allem in Weg- und Wasserbau (Tiefbau) und den entsprechenden Hilfswissenschaften eine gründliche Unterweisung zu geben, besonders auch in der Kenntnis des Materials wie des Handwerkszeuges. Natürlich kommt es vor allem auf die praktische Ausbildung der jungen Leute an. Zur Vorbildung haben sie neben der Vorschule eine höhere Bürgerschule (Art Realschule) zu besuchen. Die Zähigkeit der holländischen Professoren, die ihre Studien vielfach an unseren deutschen technischen Hochschulen gemacht haben, wird hier sicherlich Vortreffliches leisten, zumal die Regierung der Hochschule eine weise Förderung angedeihen läßt. Die Besichtigung hinterließ in mir einen vorzüglichen Eindruck. Sie scheint mir eine der besten technischen Hochschulen des ganzen Ostens zu werden. Bemerkenswert ist, daß die ganze Einrichtung hier an Ort und Stelle selbst vollständig geschaffen wurde. Eine Instrumentenfabrik wie eine Glasbläserei ist der Anstalt, die in ihren echt tropenmäßigen, luftigen, hohen Hörsälen und Werkstätten sich dem Tropenklima weise anpaßt, angeschlossen. Auch sonst überzeugte mich mein Aufenthalt auf Java und Bali, daß die holländische Kolonialregierung der Bildung und Erziehung der Eingeborenen ihres gewaltigen Kolonialbesitzes ein treubesorgtes Augenmerk zuwendet.

Von den Universitäten Nordamerikas sah ich auf meinen Kreuz- und Querfahrten manche von Berkley bei San Franzisko bis herüber nach Neuyork. Auch hier überall weite Sportplätze, prächtige Gebäude, über deren Kostenhöhe jeder Führer etwas aufdringlich berichtet. Die ganze Anlage meist außerhalb des Bereiches der Städte. Auch hier wesentlich jüngere Hochschulen, mit all den Vorteilen des amerikanischen Reichtums der einzelnen Staaten und den Nachteilen, wie sie aus dem mehr praktisch orientierten Studentenmaterial und der Jugend dieser Anstalten sich ergeben. Die Universität in Boston freilich darf sich den englisch-europäischen Schwesternanstalten ebenbürtig an die Seite stellen. Erwähnt wurde von mir bereits auch der mächtige Einfluß des Angelsachsentums, speziell Amerikas auf die studierende Jugend des Ostens. Auf meiner Fahrt von Shanghai—Yokohama—Vankouver waren auf unserem Schiffe eine ganze Anzahl junger Chinesen und Japaner beiderlei Geschlechts, die zur Fortsetzung ihres Studiums an die verschiedensten amerikanischen Universitäten gingen. Amerika entfaltet in Fernasien eine gewaltige Kulturpropaganda. Der Amerikaner weiß eben den Einfluß dieser später in ihre Heimat zurückkehrenden jungen Leute mehr als wir Deutsche einzuschätzen. Er sieht in ihnen die künftigen Pioniere des amerikanischen Handels und schließlich auch seines politischen Einflusses. Inwieweit etwa das vom allgemeinen Menschheitsstandpunkt aus bedauerliche Einwanderungsverbot für die Japaner nach Nordamerika eine Änderung hierin mit sich bringen wird, bleibt der Zukunft vorbehalten. Trügen nicht alle Zeichen, so bereitet sich bereits Frankreich vor, das Erbe der Kulturpropaganda Amerikas im Lande der aufgehenden Sonne an sich zu reißen und tatkräftigst zu fördern. Ich möchte nur wünschen, daß manchen deutschen Hochschullehrern und auch unserer Regierung die Tragweite einer deutschen Kulturpropaganda im Osten wie einer Förderung dieser ostasiatischen Studenten an unseren Universitäten viel mehr als bisher zum Bewußtsein käme.

Zum Schluß noch ein kurzes Wort über das Frauenstudium in Ostasien. Wie bereits oben erwähnt, haben die Frauen zu den ostasiatischen Hochschulen freien Zugang. Was das bedeutet, kann nur ermessen, wer den Geist kennt, der die Familienwelt Ostasiens bis in die jüngste Zeit beherrschte, wer weiß, daß speziell in China bis zum Jahre 1905 ausschließlich das jahrtausendealte Schul- und Prüfungssystem herrschte, daß nur die Kenntnis der altklassischen Literatur des Konfucianismus den Zugang zu den Staatsämtern, und zwar nur für Männer öffnete. Indes China und Japan haben in den letzten siebzig Jahren ihrer Geschichte eine Zeitenspanne übersprungen, zu der die abendländische Entwicklung mehr denn 500 Jahre benötigte. Heute hat die Frau in Fernasien nicht bloß in den mittleren Berufen des Büroweſens allerart, als Lehrerin an den verschiedensten Schulgattungen eine weite Berufsmöglichkeit, es steht ihr auch der Weg als Ärztin und eine überreiche Betätigungsmöglichkeit auf sozialem und charitativem Gebiete allerart offen. Wir brauchen uns nicht zu wundern, daß sich die Zahl der studierenden Frauen auch in Fernasien von Jahr zu Jahr mehrt. Ihre überreiche Zahl fiel mir vor allem an der Staatsuniversität von Manila auf, wo eine Menge junger Philippinerinnen ihre Vorbildung zumal als Apothekerinnen empfangen. In China und Japan dürfte vor allem die Mitwirkung der Frauenwelt in der Erziehung des weiblichen Geschlechtes eine weitausgedehnte Lebensaufgabe der heranwachsenden jungen Frauengeneration darstellen.

Digitized by Google



Der Wächter. Gemälde von Oskar Wolfgang Scharrer
(Aus Brakls Kunsthaus, München)

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Freier. Von Friede H. Kraze

Zum erstenmal wieder nach nahezu zwanzig Jahren zog Herr Rochus von Husen altgewohnte und herbstlich verklärte Straßen. Auf seiner räumigen Stirn, die überdies an beiden Seiten in die Dunkelheit eines noch immer stattlichen Haarwuchses hineinstrebte, stand der Schweiß in kleinen Perlen. Aber es wäre unrecht gewesen, die Sanftmut der Jahreszeit hierfür verantwortlich zu machen. Oder den gefransten Umwurf — denn Herr Rochus trug, dem eleganten Geschmack jener Tage entsprechend, kariert und auf Schottisch — zumal die Isabellenstute, langjährig bewährte Freundin, sich verpflichtet hatte, für die Steigung des Weges aufzukommen.

Vielleicht aber mochte die beperlte Stirn, ebensowohl wie eine bestimmte Unregelmäßigkeit des Herztaktes damit zusammenhängen, daß dieses selig schimmernde Land, südlich des Mains, Herrn Rochus von Kränzen der Erinnerung umflochten, noch seliger erschien. Der Orient, welchen er bereist hatte, die Rosengärten von Schiras und die Würznäglein beider Indien eingerechnet, dünkte ihn nicht so süß und berauschend wie der Duft dieser heimatlichen Berge. Hier blühte im Frühling die Rebe. Jetzt waren die Trauben reif. Das Land schwamm im Wohlgeruch, Reseda und letzten Rosen.

Herr Rochus atmete tief herauf und gleichsam mit jeder Pore. Und da im gleichen Augenblick ein schnurrröckiger Jüngling, ein Geigenfutteral im Arm, mit freimütig wehenden Kragenzipfeln bergan ihm vorüberstürmte, tastete Herr Rochus, leicht zusammengeschobener Brauen, mit der behandschuhten Linken an der eignen sehr hohen und einschränkenden Halsbinde. Aber da er für Auflockerungen der Form nicht vorbestimmt war, vielmehr mit den feinsten Fasern seines Wesens eigentlich um fünf Jahrzehnte rückwärts wurzelte, zwischen gefältelten Jabots und gepuderten Haarbeuteln — so trocknete er, kurz entschlossen, mit gemustertem Seidentuch die Stirn, rückte sich zusammen in den schmalen Schultern und hielt, gemessenen Trabes, auf das Weingut zu, auf der Höhe des sanftesten dieser sanften Hügel.

Von der Wegbiege aus, die Herr Rochus soeben, ohne sich zu übereilen, erreicht hatte, gewahrte man bereits die hohe, von Waldrebe und Efeu umwucherte Mauer des Gartens. In ihrer Mitte zwischen zwei anmutigen Pfeilern schwang seltsam ein Bohlentor. Die Vasen auf den Pfeilern hoben beide einen brennenden Busch, Geranium und Nasturzium, in den ausruhenden Himmel. ‚Wie damals!' dachte Herr Rochus. ‚Wie damals!' —

Nun — ein Husen hat Zeit. Er konnte es abwarten, bis er auch das Wappen mit der Hand unter den Vasen erkennen würde. Mit dieser Hand hing der Name des Weingutes zusammen. „Handwerfel" gehörte den Reblings an die anderthalb Jahrhunderte. Frau Marianne Baumgartner, die jetzige Besitzerin, eine geborene Rebling, war seit drei Jahren verwitwet.

Zu Lebzeiten Heinrich Baumgartners hatte man jedes Jahr ein paar Sommerwochen auf dem Landsitz zugebracht. Längere Zeit konnte der Augsburger Handelsherr sich nicht abmüßigen. Aber wie er seine Frau überhaupt auf Händen getragen, so hatte er auch ihr Erbgut mit Geschmack, Liebe, Ehrfurcht und reichlichen Mitteln in seinem ihm eigentümlichen Wesen wohl zu erhalten gewußt. Seit ihres Mannes Tode hatte Frau Marianne mit ihren drei Töchtern sich kaum noch für längere Zeit von Handwerfel trennen mögen. Auch für sie lag der Schimmer der Erinnerung über diesem Lande. — —

Was nun Herrn Rochus betrifft, der mit eigner Reisekutsche, zimmetfarbenem Diener, Reitpferd, unzähligen Koffern und Schachteln und einem Papageien manchen Tag von Nordwesten her unterwegs war, so hatte er gestern in der Traube, unten in der Stadt, Quartier genommen. Über Handwerfel wußte er bereits alles, was er zu wissen wünschte. Vielleicht sogar wußte er mehr. Denn wiewohl der Traubenwirt stotterte vor Aufregung und Glück, daß die Ehre, diesen hohen Gast samt Kutsche, zimmetfarbenem Diener, Leibpferd, Koffern und Schachteln und Papageien zu herbergen, ihm zugefallen war und nicht dem hinterrücks frisch angestrichenen „Hirschen" im Lindwurmgäßle — so gab ein frischer Heuriger zuletzt eine Zuversicht, und überdies hatte der Traubenwirt Herrn Rochus erkannt. Jeder Husen nämlich hatte eine besondere Art, die Finger der rechten Hand zu bewegen: als ob er bereit sei, die Laute zu schlagen. Er mochte mit selbiger Hand den Degen regieren oder die Feder, eine Liebste herzen oder einen Hahnen zerlegen. Diese eigentümliche Bewegung, an welcher ein Husen kenntlich war, hing wahrscheinlich zusammen mit einem entfernten Urahn, dem seligen Minnesänger am Rhein.

Digitized by Google

Nun, der Traubenwirt sollte sie wohl kennen, die Husens vom Stein, die alle so märchenhaft zu bechern verstanden, zu erzählen und zu schenken. Ein Jammer, daß der Besitz seit einer Mandel Jahre bereits in andere Hände gekommen war.

Er lag, ein edler, aber nicht prunkvoller Barockbau, in die Sonne und Innigkeit dieser Landschaft gebettet, gleichfalls auf einem samtnen Rebhügel, Handwerfel gegenüber. Herr Rochus hatte als junger Mensch, fast noch als Knabe, etliche Wochen dort bei den Husens vom Stein verlebt.

Jetzt, da er bergan trabte, immer ohne sich zu übereilen, entrückte eine neuerliche Biegung des Weges Handwerfels Mauer und Tor wieder seinen Blicken, um statt dessen zu seiner Linken die Stadt noch einmal vor ihn hinzustellen: zusammengefaßt und wie die Schließe zu einer langen Kette der Erinnerungen. Darüber kam ihm der verflossene Abend und seine Ankunft wieder in den Sinn.

Grade wie gestern seine Reisekalesche, so war vor zwanzig Jahren die Postkutsche mit ihm durch das rundbogige und rotbraun behelmte Tor in die Stadt eingefahren; grade so hatte der Spitz des Bäcken hinter ihnen drein gekläfft. Und über dem Gekläff des Spitzen und allen anderen erdhaften Tönen schwebte ein helles, kristallenes Glöckchen, unschuldig wie eine Taube, Hand in Hand mit der leidenschaftlich rufenden Glocke von St. Petri, hoch über dem dunklen, urweltlichen Gedröhn des Münsters im Grund.

Grade wie damals schafften Ochsengespanne die riesenhaften Bottiche voll Trauben in die Stadt. Daß es aussah, als solle wieder einmal der Kalk der Befestigungsmauer zu besserem Schutze mit goldenem Wein angerührt werden. Grade wie damals quoll heiteren Frauen der Segen übermäßig aus den getürmten Gelten auf dem Rücken. In den Ladenstuben der Bäcken, die frischen Heurigen verzapften, wurde es hell und lebendig. Kinder schleppten auf Stangen, zwischeneinander, Früchte alttestamentarischen Umfangs. Windlichter und Papierlaternen malten kleine rote und goldne Höfe auf die Sitzplätze zu seiten der Haustüren. Überall auf Hausstaffeln, schmalen, holprigen Gäßchen und breiten, gepflasterten Plätzen sang es und lachte und scherzte. Böse knatternd entfuhren Raketen und Schwärmer der Enge der steilgegiebelten Gassen, um sich, hoch und befreit, in himmlischen Buketts auseinander zu tun. Und im tiefen Keller der Küferei, wo die gewaltigen Stückfässer lagerten, brannte Tag und Nacht auf der Erde ein Feuer, unverdeckt, wider die ausbündigen Rauschgeister, damit sie, den Spundlöchern entstürmend, nicht Rache übten und Kopf und Sinne ihren Wächtern ganz völlig verwirrten.

Ja, allen stieg er noch immer zu Kopf, der schäumende Heurige. So zwar, daß gestern die übermütigen jungen Dirnlein die Einsamkeit des vornehmen Reisenden nicht länger mitanzusehn vermochten. Mehr denn eine hatte gezögert neben dem Tisch unter den blühenden Oleandern vor der Wirtsstube. Hand in Hüften gestemmt, hatte sie herzlich die Zeit geboten oder mit langsam tastender Gebärde, wie im Vorübergehn, eine zuckrige Traube neben das Kristallglas gleiten lassen.

Denn wenn gleich das üppige schwarze Haar des Herrn Rochus bereits leicht silbern überflogen war, die Gestalt war noch ebenso schlank und lässig anmutig in der Haltung wie vor zwanzig Jahren, und vor allem hatte sein Schutzengel dafür gesorgt, daß er die Husenschen Augen mitbekam. Es waren eigentümliche Augen. Sie betörten, ob sie es wollten oder nicht. Denn niemals waren sie auch nur für einer Minute Dauer dieselben und gleichen. Nie wußte man, waren sie von unergründlicher Schwermut, oder spotteten sie ein wenig. Nein, niemals wußte man, ob ihr Feuer nicht in Asche gesunken sein würde, ehe man noch die Hand ausgestreckt hatte, sich daran zu wärmen. Alle Husens hatten solche Augen seit Jahrhunderten. Sie mochten gleichfalls von dem Urahn herstammen.

Wie gesagt — so ganz nebenbei und fast ungefragt — hatte Herr Rochus vom aufgeschlossenen Traubenwirt in Erfahrung gebracht: Frau Marianne sei noch immer sehr schön. Schöner beinah als alle ihre drei Töchter, zusammengefaßt als die „Rebblüten", die mittlerweile auch in das heiratsfähige Alter traten. Jedenfalls die älteste, mit dem heidnischen Namen Diana, der aber Herrn Rochus recht wie für sie gemacht schien, nach Beschreibung ihrer Person. Lalla hingegen, die zweite, die eigentlich Renate hieß, mußte weich und pflaumig und süß sein und dunkel wie eine blaue Traube. Aber selbst das Hexlein, die jüngste Sechzehnjährige — nun, die hatte es gar erst recht in sich. Wie der Traubenwirt von ihr erzählte, deuchte sie Herrn Rochus wie der Wein dieses Landes: goldblond, träumerisch, zärtlich ins Blut rinnend, und plötzlich steil auflodernd wie eine Feuergarbe. Ja — die mochte auch bald anfangen, in etlichen Köpfen herumzuspuken.

Übrigens Herr Melchior Baumgartner, Ratsherr aus Augsburg, der Vetter vom

Digitized by Google

seligen Herrn, er nahm recht oft Quartier auf Handwerfel. Die Trauerzeit war ja nun um, schon lange. Die schöne, schmale Hand von Frau Marianne war wiederum frei. Vielleicht, daß sie erst die erwachsenen Töchter wollte versorgt wissen ...

Nach solchen Nachrichten am gestrigen Abend hatte Herr Rochus beinah gedacht, ob er auch besser täte, die geräumige Kutsche am nächsten Morgen gleich wieder anspannen zu lassen. Sie hatte schon mehr Meilen hinter sich als die paar fünfzig, die zwischen hier und Köln am Rhein mochten liegen, wo ihm in der Albertusstraße ein altes, stattliches, so sehr leeres Haus stand. Aber hatte er nicht in den Kästen der Kutsche und allen Koffern und Schachteln so mancherlei verstaut, was er von den letzten Reisen mitgebracht hatte? Bei dem Stück pfauenblauer Seide mit goldnen Schmetterlingen bestickt, hatte er immer an Dianen gedacht, die sein Patenkind war, wiewohl er zur Taufe sich hatte vertreten lassen. Und über den elfenbeinernen Fächer und die Teetassen, durchsichtig wie Kirschblüten, meinte er, würde Renate sich freuen, die Lalla genannt wurde. Die chinesischen Götzen aber, ein Dutzend ineinander geschachtelt wie eine Reiseapotheke und die Korallenschnüre, die paßten gewiß für das Hexlein.

Übrigens zuletzt — ein Geschmeide aus lila Opalen war auch noch vorhanden. Ein Geschmeide, mild, schwermutsvoll und plötzlich aufglühend wie ein Husenscher Traum. Nun, von diesem Schmuck hatte Herr Rochus einstmals geglaubt, daß er gleichfalls eine Bestimmung auf Handwerfel habe, und es war nicht wohlgetan, so kostbare Stücke der Reichspost anzuvertrauen, zuverlässig und unanfechtbar wie solche Institute auch sind.

Um nun alle Gründe für oder wider eine sofortige Rückreise miteinander zu vergleichen und gerecht gegeneinander abzuwägen, war Herr Rochus am verflossenen Abend hinaus auf den betauten Anger gewandert, vor der Stadt. Aber als er dort draußen im Mondschein und weißen Nebelgespinst wie verzaubert stand, hatte er es plötzlich ganz deutlich wieder gespürt: Das! Was er sein Erlebnis nannte!

Vor zwei Jahren war es gewesen. Grade um diese Zeit. Auf Ceylon. Dort hatte er zum erstenmal im Traum den Nußbaum erblickt. Einen Nußbaum, in der Tat. Er erinnerte sich noch an jede Einzelheit. Denn an demselben Tage hatte der Python seinen kleinen Achmed erwürgt. — Herr Rochus hatte grade gemeint, ein seltnes Jagdglück verzeichnen zu dürfen. Es war ihm gelungen, eine weibliche Pythonschlange zu töten, während sie träumerisch beschäftigt war, einen Büffel zu verdauen. Seine Diener hatten sie im Triumph mitgeschleift, anstatt sie an Ort und Stelle zu häuten. Das Männchen aber, wie es diese sympathischen Wesen in pietätvoller Gewohnheit haben, war seiner verblichenen und besseren Hälfte nachgezogen auf viele Meilen hin. Achmed, der kleine Koch mit den schönen melancholischen Augen, hatte es büßen müssen.

Kurzum in jener Nacht, hinter seinem Moskitonetz, hatte Herr Rochus plötzlich einen Baum aufwachsen sehn. Mitten zwischen Brotfrucht, Sagopalmen, Zuckerrohr und anderem Wunderfrevel. Es war ein Nußbaum. Niemand hätte es leugnen können. Ein Nußbaum, wie sie daheim wuchsen am Main und am Rhein und sonstwo in Deutschland. Aber trotzdem war es kein allgemeiner Nußbaum, der überall hätte wachsen mögen. Vielmehr bestand seine eigenste Wesenheit darin, daß er in männlicher Brusthöhe eine Art Schild oder Wappen auf seinem Stamme trug. Sah man aber genauer hin, so entdeckte man die breitgewulstete Narbe eines eingeschnittenen Herzens, in dem zwei Buchstaben sich zärtlich verschlangen: ein R und ein M. —

Nun — ein Husen hat Zeit. Herr Rochus packte nicht spornstreichs seine vielen Koffer voll Merkwürdigkeiten und reiste nach Deutschland zurück. Auch als nach einem Jahr die Todesnachricht von Herrn Heinrich Baumgartner durch das Reisschiff aus Kanton scheinbar durch Zufall an ihn gelangte, gab er sich noch Zeit. Hingegen, ein paar Monate darauf, als alles bereit war, und durch Vermittlung jenes ihm so seltsam Freund gewordenen Mandarinen die märchenhafte Aussicht winkte, in das geheimnisvolle Innre des Reiches der Mitte zu gelangen, erklärte er plötzlich, daß er am folgenden Tage das Bremer Schiff besteigen müsse und nach Deutschland zurückkehren. Denn in der verflossenen Nacht war zwischen Brotfrucht und Tigern und Affen und chinesischen Mauern plötzlich wieder dieser deutsche und besondere Nußbaum gestanden. Das Herz seines Stammes aber hatte gelodert, als seien die zwei zärtlich verschlungenen Buchstaben zwei Fackeln.

Wie gesagt, dieser Nußbaum, um dessentwillen Tausende von Meilen zurückgelegt wurden, er hatte plötzlich im Nebelgespinst des Angers wiederum vor Herrn Rochus gestanden. Da es jetzt wirklich nur noch einer kleinen Wegstunde bedurfte, konnte man schließlich erkunden, ob dieser Traumbaum nach einem lebendigen Vorbilde geschaffen war oder nicht.

Alle diese Erwägungen hatten gestern

Digitized by Google

abend Herrn Rochus in Anspruch genommen. Heut war er auf dem Wege nach Handwerfel. Er ritt seine Isabelle aus dem Handgelenk, und er gab ihr die Zügel. Ein Husen hat Zeit. Entschieden hatte er mehr Zeit als jener Ritter, dem Handwerfel den Namen verdankte. Irgendeinem Herzog war im dreizehnten Jahrhundert dieses ganze Gelände zu eigen: Wälder und Weiher, Berge und Burgen. In einer fröhlichen Laune — die Herren kamen just von der Sauhatz — bestimmte der Herzog, die Burg, die verklärt wie das himmlische Jerusalem der hohen Ferne enttauchte, sie solle demjenigen gehören hinfort, der das Tor der Ringmauer zuerst mit der Hand berührte. Als dem zuvorderst Dahinjagenden das Tier strauchelte, zehn Pferdelängen vor dem Ziel, riß der Reiter das Schwert aus der Scheide, hieb die Linke herunter, schleuderte sie mit der Rechten und traf blutig als erster das Bohlentor. Die Burg wurde ihm zugesprochen. Etliche Ruinentrümmer ragten noch heute im Garten. Das Geschlecht starb aus. Der Name Handwerfel blieb, und das Bohlentor und die steinerne Hand zur Erinnerung.

Herr Rochus, der bisher gemächlich getrabt war, als habe er die ganze Ewigkeit vor sich, fiel plötzlich seiner Isabelle in die Zügel, daß sie zusammenschreckte. Glück für sie, daß die Steigung so gut wie überwunden war. Denn Herr Rochus hatte mit einemmal in seinen verschleierten Augen einen Blick wie funkelnden Stahl. Und die schlanke, behandschuhte Rechte zischte die Gerte leicht und doch fühlbar auf den bereits vorwärts gedehnten Hals des erstaunten Tieres: Hatte der Schutzengel laut genug ‚Obacht' gerufen und ‚Aufgepaßt' diesmal?! —

Eine Weile später, kurz vor dem Bohlentor, ließ Herr Rochus die Stute aus dem gestreckten Galopp wieder in Trab fallen. Sein Herz stieß zu heftig. Er schickte die Blicke rundum wie von Ruhe zu Ruhe über den grünblauen und rostbraunen Sammet der Weinberge. Vielleicht daß das Blut davon milder wurde. Denn immer wieder standen unter Lidern, seitlich ein wenig heruntergezogen, ein Paar Augen vor ihm klar, grau wie spiegelnde Wasser. Manchmal aber ging ein jäher Schatten über das viele Licht. Dann wurde Tiefe daraus, deren Grund ein zärtliches und träumerisches Geheimnis verbarg. Ob Heinrich Baumgartner das Geheimnis dieses Grundes gelöst hatte? — —

Herr Rochus ließ seine Blicke schweifen. Die Stadt im Tal lag so tief den Bergen in Schoß gesunken, nur die flammenden Kreuze auf den Knäufen der Türme überragten die Steigerung. Aber selbst ihr Gold wurde matt in dem seligen Reiserausch aufkletternder Gärten und dem Glühen der Rebhänge. Wäre nicht am blasseren Horizont das süße Sehnsuchtsblau noch fernerer Hügel gestanden und hätte die stürmenden Herzschläge des Lebens eingefangen und leise gestreichelt — es hätte etwas zerreißen müssen wie eine allzu straff gespannte Saite. Und da in diesem Augenblick ein seliger Aufschrei drüben vom Hügel kam, wo die vielen weißen Kopftücher der Winzerinnen wie Blumen blühten, empfand es Herr Rochus wie Erlösung. Als habe das Jahr in der Stunde vor dem Abschied den Mund gefunden, der sein trunkenes Glück aussagte. —

Ja — zuletzt war schließlich das Tor erreicht worden. —

Herr Rochus ritt auf den Hof. Er schien wie im Dornröschenschlaf. Niemand antwortete dem Klang der Hufe auf den Steinen noch dem Zwitschen der Reitgerte. Herr Rochus sprang ab. Er schlang den Zügel des Pferdes um einen Baumstamm. Ein Nußbaum? Jawohl. Aber ganz jung. Nun, bis er den anderen gefunden — länger denn eine Stunde mochte es nicht währen — sollte dieser mit der Haut wie Seide sein Pferd hüten.

Als er noch unschlüssig zögerte: „Mariand Joseph!" — Aus der ebenerdigen Tür im Seitenflügel winkte und grüßte aufgeschreckt eine Dormeuse. Um den Mund eines lieben, alten Runzelgesichts liefen viele kleine Gräben heiterer Schwingung beide Wangen hinauf. Und selbst jetzt bei erschrecktem Anruf trennte die zwei heiligen Namen das aufgehobene Ringelschwänzchen eines Lachens. — Herr Rochus fühlte eine seltsame und starke Bedrängnis hinter der Halsbinde. — Das Babettle! Die Lachtaube! Diese Verkörperung von Dienstbotentreue, von Fleiß und von Heiterkeit. Eine Wenigkeit mehr noch war sie in die Breite gegangen — eine Wenigkeit nur. Denn ihre Figur war damals schon aus lauter Kreisen und Wellen und großen und kleinen Kugeln und Halbkugeln gebildet. Alle die vielen Leberknödel und Grießknödel und Dampfnudeln und Gugelhupfen, die sie ihr Lebtag gesotten und gebraten und gebacken, hatten eine Erinnerung zurückgelassen.

Die altgewordene Schaffnerin, immer zwischen zwei Lachglückserchen, knickste und vertrat die Herzlichkeit und die Gastfreundschaft des Hauses. Ein Besucher und ein Fremder — denn ein Hiesiger tät's doch wissen. Gar niemand ist heut daheim. Wo keine einzige Hand kann entbehrt werden. I gar! Hat der Herr die Schießerei nicht gehört und das Singen, und die weißen Tücher

Digitized by Google

gesehn und die bunten Röcke drüben berghinauf? Wo sie die letzten Trauben heut schneiden und einbringen? Alle sind draußen und helfen, die Madame Rebling, der Herr Baumgartner, die Mädlen und — alle. Aber bald müssen's heimkommen. Die Schatten ziehn schon arg lang. Die Tag kürzen schon recht. Wie lang mag's dauern — und die Gäns' werden fett nach Martini! — Und getanzt wird heut abend. Soviel junges Blut! Und einen guten Wein hat St. Urban heuer beschert. — Werden nicht der Herr einen kleinen Imbiß genehmigen? — Im Gartensaal — oder daheraußen besser, wo die weißen Bänk stehn unterm Nußbaum ...

Ja — wenn das Babettle im Zug war, da konnt' so leicht keiner ein Wörtlein dazwischen schmuggeln, denn in jeden kürzesten Schnaufer ringelte doch gleich wieder das Lachschwänzchen.

Aber wie Herr Rochus seltsam und wie im Bann ihr zuhörte, merkte er gar nicht, wie sich ihm die festgeschlossenen, in den Winkeln leicht heruntergezogenen Lippen lockerten, wie etwas die Schwermut aus seinen Augen fortwischte und das bronzebraune Gesicht über der steifen, sehr hohen Halsbinde irgendeinen neuen und reicheren Lebensstrom erhielt. Er hatte wirklich nicht die geringste Ahnung, daß er über dem Erzählen und den vielen herzlich warmen Lachkringelchen vom Babettle einen Atemzug lang sein Bubengesicht zurückbekommen hatte. „Mariand Joseph!" schrie aber bereits das Babettle, schlug in die Hände, faßte, gluckernd wie ein Quellchen und ohne viel Aufhebens den kostbaren Fremden mit zwei rundlichen Fingern an dem karierten Ärmelzeug und drehte ihn sachte der Sonne entgegen. „Gott soll mich strafen — und was wird unsre Frau Mariann' für Augen machen — wenn das nicht das Lausbüble ist — Jessas — der gnädige Herr Rochus von Husenstein?"

Ja — jetzt konnte es freilich kein Entwischen mehr geben.

Zu einem Imbiß kam's nicht. Obwohl die getreue Schaffnerin anhub wie ein Rezeptbuch für die Mahlzeit. Herr Rochus verspürte keinen Hunger. Am liebsten hätt' er sich neben das Babettle auf den Schemel am Herd gesetzt und zugeschaut, wie sie den Kalbsrücken begoß und den Truthahn, und hätt' sich die Augen beizen lassen, wie sie den Meerrettich schabte für den Hecht. Dann hätt' er zwischen Zeigefinger und Daumen sich so ein frisches Pastetlein aus Mürbteig hereingewinkt von dem grün und goldnen Aufsatz mit Putten und Girlanden — Nymphenburger Porzellan — er kannte es wohl. Bloß bei Festen wurde es herausgelassen. Aber wenn er mit dem Pastetlein so übler Manieren sich erzeigt hätte — nicht um der Lüsternheit wär's gewesen und um Wohlgeschmack, i gar — Herr Rochus, der sehr viele Sprachen in den letzten zwanzig Jahren geredet, redete plötzlich in Gedanken so altfränkisch, als ob er gar nirgends anders hätt' hingeschaut im Leben — nein, bloß, daß das Babettle ihn noch einmal tät Lausbüble schimpfen sollen!

Aber von den Gedanken bis zu Hand oder Fuß war immer ein langer Weg bei Herrn Rochus. Es sei denn, es galt einem Tiger ein paar Kugeln in den blutig aufgerissenen Rachen zu jagen, einem Kind hinterdrein in den Bengalischen Golf zu springen, wo die Haifische sich so häuslich machten, oder sich einzuschiffen von Bombay nach Bremen. Zudem wußte er nicht, wen er am meisten in Verlegenheit gebracht hätte, das Babettle oder sich selber, wenn er so ungebührlichen Gelüsten nachgegeben hätte. So sagte er nur, er wolle die liebe Mamsell jetzt nicht weiter aufhalten. Er wolle sich ein wenig den Garten beschaun unterdessen, und ein Glas Wein — ja, das tät schon gut bei der Hitz'. — Mit der war es aber eigentlich vorüber für den Tag und für die Jahreszeit auch.

So stieg denn Herr Rochus drei schöne behauene Stufen zum Garten hinunter. — Ob der Herzog im dreizehnten Jahrhundert einen Baumeister oder Steinmetzen aus Augsburg hergerufen hatte? Oder gar einen von jenseits der Alpen? — Die Stufen zeigten zu den Seiten noch fast unverletzt jede einen schönen Träger in Gestalt eines runden Bübchens, reitend auf einer Weinbergschnecke. Aber in der Mitte war ihr Marmor dünn wie ein Blumenblatt und angebröckelt von tausend und tausend Schuhen, die munter oder müde, tanzend oder schwer darüber geschritten. Und Herr Rochus mußte sich halten. Er hätte sich sonst am Ende gebückt und die drei Stufen gestreichelt. ———

Hernach schlenderte er durch den Park. ‚Wie damals!' sang es in ihm — wie der gleiche Refrain ungezählter, sehr lieblicher Strophen. ‚Wie damals! — Das kleine Naturtheater, der Irrgarten, die Steingrotte — der Venustempel. — Schweig still, mein Herze ...' Herr Rochus lächelte. Er hatte nicht mehr das Gesicht, über dem der alten Schaffnerin das Lausbüble von einst in den Sinn kam. Wenn dieser schmallippige Mund lächelte, bekam er Schwingung und wurde sehr schön. Ein Nußbaum wurde gesucht! Der Nußbaum! Im Gewirr all dieser Kastanien, Ahorne und Linden! Mußte darüber nicht wirklich der Mund in den Winkeln ein wenig spotten?

Digitized by Google

Und spornstreichs, ohne noch einen Augenblick mit dieser Angelegenheit zu vergeuden, schritt Herr Rochus zum Park hinaus. Kurz und gehaltenen Schrittes die drei Stufen grüßend, trat er zu der abgekühlten Isabelle, rückte sich zusammen in den schmalen Schultern, rief nach der Schaffnerin, hinterließ ein paar höflich gemessene Worte der Empfehlung an Madame Rebling, und daß ihn etwaige Nachricht bis morgen unten im Städtchen in der „Traube" zu erreichen vermöchte.

Das gute Altchen, zwischen versteintem Staunen und befreienden ungläubigen Lachglucksern, hielt die Hände erhoben zur Höhe der Dormeuse wider solchen Frevel: „Geht her, Herr Rochus, und jetzt wollen's fort — wo's alle heraufkommen? Und Herr Rochus an die zwanzig Jahr auf Reisen gewesen? Und jetzt, man hört's juchzen bereits! Und die Wagen! — Das ist das Hexerl, wo singt!"

Da fühlte Herr Rochus, wie sein Herz plötzlich wieder diese gar unvernünftigen Sprünge tat. Er wollte es nicht, aber er mußte sie hören, die alten, geliebten Laute: Stampfen von breiten, gedoppelten Hufen, Knirschen von Rädern auf Stein, Böllerschüsse, Gejuchz. — Und eine selig jubelnde Stimme über allem. Sie brachten die letzten Trauben! — Wohlan! —

Zwischen die Torpfeiler, deren rotflammende Inbrunst jetzt von einem weingoldnen Himmel verklärt wurde, trat es, als ob ein Bild von einem Rahmen umfaßt wurde. Dies — nein, niemand anderes konnte es sein: herb, stolz, schmalhüftig wie die Göttin der Jagd schritt sie bergan. Nur die Sichel des jungen Mondes fehlte über der Stirn. Aber es war dennoch Diana. Die Ochsen leitete sie mit kräftiger Hand. Daß die strengen Lippen leicht aufgebrochen waren, wie schmelzende Reife die Frucht bricht, ob sie es will oder nicht, daß Glück in den Augen schwamm, konnte Herr Rochus nicht sogleich erkennen. Denn der funkelnde grüne Schleier, zum Schutz gegen Sonnenbrand um den Kopf geschlungen, überwehte mit langem Ende Gesicht und Mund, Augen und Glück und alles. Da aber Nachfrage entstehen könnte, welches Ziel das andere Schalende sich wählte — nun — grün zu grün! Schritt nicht neben Dianen Eberhard Staudt, korrekter Haltung, ein wenig steif beinah, selbst im Zeichen der Weinlese. Die grüne Uniform eines Forstadjunkts unterstrich seinen Wuchs aufs trefflichste. Aber das Hexlein hätte ihn nicht verspottet, daß er ein wenig eitel war mit Haltung und Uniform, hätte sie gerade jetzt seine Augen erblickt, die das zweite Ende des grünen Schals in Obhut nahm. Wenn die zwei Zipfel ihre Herzen öffneten gegeneinander in der Stille der Nacht in der weißlackierten Kommode — jeder mochte mit den Beobachtungen des anderen zufrieden sein. Der grüne Forstadjunkt und Diana hatten im Wechsel die Ochsen gelenkt, jedes dem anderen vertrauend und zeitweilig die Herrschaft überlassend. Diese Handlung werteten sie als Symbolum und Spiegel ersehnter Zukunft.

‚Sie hat ihrer Mutter Haar,' dachte Herr Rochus, als in diesem Augenblick Diana, von plötzlicher Glut überwallt, den Schal hoch herauf schob und das Haar befreite. Es lief in großen, kastanienbraunen Wellen wie ein anderes Haar. Ob es auch ebenso verwirrend duftete? —

„Diana!" rief Herr Rochus. Er verneigte sich formvoll und tief und fühlte zugleich seinen Herzschlag aussetzen. „Diana, der Pate Rochus ist endlich einmal gekommen!"

„Ohm Rochus!" Die herbe Göttin, der allein die Mondsichel mangelte, hielt inne im Schreiten mit einem Ruck. Sie errötete und erbleichte. Dann warf sie die Zügel der Ochsen mit einem Jubelschrei dem Forstadjunkten an die grüne, jäh aufgestörte Brust, und ihre Arme, weiß, schlank und fest, Herrn Rochus um den Hals. Dies war der Ohm! — Dies war der Ohm! — Niemals fast ließ er von sich hören und war ihnen doch allen vertraut, als habe er immer zu ihnen gestanden wie ein Nächster!

Aber die ausbündig schönen und kostbaren Geschenke, die zuweilen von ihm eintrafen, waren nicht der Grund so seltsamen Verbundenseins. Auch nicht allein die Erzählungen der Mutter aus ihrer jungen Jugend. Vielleicht war es irgendein Ton, der nur gerade dann in ihrer Stimme schwang. Ein Schweigen mochte es auch sein, oder ein verträumtes Lächeln. Vielleicht war es, daß ihre drei Töchter dann jedesmal glaubten, noch nie sei ihre schöne Mutter so schön gewesen wie in solcher Stunde des Zwielichts und der Erinnerungen.

„Ohm Rochus! Ohm Rochus!" Von der Höhe des Wagens, weinlaubbekränzt, einen Becher schwingend wie eine Priesterin des berauschenden Gottes, tanzte, tollte und schrie das Hexlein so lange, so ausgelassen und zugleich so melodisch, bis Herr Rochus, Dianen noch immer im Arm, sich lächelnd dem Wagen näherte. Aber ehe er Hilfe darbieten konnte, war schon ein anderer ihm zuvorgekommen. Herr Rochus erkannte ihn schnell an Schnürrock und freimütig wehenden Kragenzipfeln: der mit der Geige ihm vorüber gestürmt war, bergauf, gelangte schneller ans Ziel. In der Tat, auch hier. Mit einem Juhuschrei stürzte

Digitized by Google

sich das Hexlein in die jungen ausgebreiteten Arme, um alsogleich sich wieder zu lösen und samt Becher und Girlanden Herrn Rochus, Dianen gegenüber sich anzuschmiegen. Da aber Herr Rochus, jeden Arm hold beschwert, und zärtlich im Gleichgewicht, dem Hexlein in die Augen schaute, über dem ein wenig platten und schelmischen Näschen — siehe, da waren es Augen, grau und durchsichtig wie spiegelnde Wasser, nur daß eben ein Dunkel über sie hinlief, in dessen Grund ein süßes Geheimnis träumte.

Da erschrak Herr Rochus.

Nur ehe er wußte, warum er erschrak, und beide Arme innig in Anspruch genommen, grübelnd gradaus schaute, traf sein Blick mitten auf dem Wagen zwischen überquellenden Körben und Bottichen ein Wesen, weich, warm, dunkel und süß wie eine blaue Traube. Und selbiges Wesen hob sich lächelnd ein wenig aus sanfter Hingegebenheit, denn ein Büblein lag ihm im Schoß. Da aber Renate, Lalla genannt, mit dem Vogtsknäblein im Schoß das weiche Kinn zur Seite wendete, erkannte Herr Rochus — und er spürte eine leichte Schwäche in den Knien — ein kleines braunes Mal, einem anderen so lieblich gleichend.

Während er nun in zwiefacher Umarmung stand, zu der dritten hinüberblickte und nicht wußte, ob so seltsam verwirrendes Gefühl peinvoll war oder ausnehmend süß — entstieg Lalla, das Büblein im Arm, der Höhe ihres berauschenden Thronsitzes, so zwar, daß sie als Staffel zum Abstieg nicht das Rad zu Hilfe nahm, sondern zwei ineinander verflochtene Hände, auf denen ihr Füßlein sicher zu Tal schwebte. Wem solche Hände angehörten, konnte Herr Rochus nicht erkennen, hatte auch ihrer kaum wahrgenommen. Denn schon hatte Lalla sich recht gegen seine Brust gelehnt, ihr Gesicht zärtlich zu ihm erhoben. Und da Herr Rochus sie auf beide Wangen küßte, dachte er: ‚Das kleine braune Mal! Daran hängt alle Seligkeit!' — Grade so hatte er viele, viele Male gedacht vor langen Zeiten.

Da nun Herr Rochus so stand, vom jungen warmen und reifenden Leben wie eingegittert und in ihren drei Töchtern die Mutter erkannte, und, von Vergangenheit und Gegenwart seltsam umsponnen, sich kaum noch ausfinden konnte, und wie im Traum jedem Wunder gläubig war, — indem war Frau Marianne herzugetreten.

„So kommen Sie wieder, mein Freund?" Als sei er gestern von ihr gegangen, so ruhig klang die Stimme. Das Beben, mit dem sie plötzlich abbrach, spürte sich selber nur.

Ja, schön war Frau Marianne noch immer.

Die umschlingenden Arme hatten den Ohm plötzlich freigelassen. Die Töchter traten zurück. Herr Rochus allein stand der Mutter gegenüber. Er sah es kaum, daß das herrliche Haar unter dem Schutenhut noch immer in diesen weichen, großen, braunen Wellen lief, und er hätte es vielleicht gar nicht gemerkt, wenn die Gestalt sich verändert oder Fältchen die zarte Gesichtshaut gezeichnet hätten. Es war für ihn immer ein Unnennbares um Marianne Rebling gewesen, die er nun als verwitwete Frau Baumgartner wiedersah. War es die gehaltene Anmut ihrer Bewegungen, oder hing es mit ihrem Lächeln zusammen? Mit dem Duft ihres Haares, dem kleinen braunen Mal, oder war es das Geheimnis unter dem lichten Spiegel ihrer Augen? —

So stand er vor ihr und sie vor ihm wie in alter Zeit — und ihn dünkte, er sei gestern von ihr gegangen. — Aber indem war ein Herr neben Frau Marianne getreten, der ihre seidene Mantille über dem Arme trug. Ein Herr gesetzten Alters, bedeutend in Körpergewicht, aber solches durch Größe der Figur in einigem ausgleichend. Die Brust wie vorbestimmt für eine breite goldene Ratsherrnkette. Ein Gesicht, dessen Züge in Herrn Rochus Erinnerungen weckten. Das vierkantige Kinn zumal und die buschigen Brauen. Da verneigte sich Herr Rochus und küßte Frau Mariannes Hand, diese schmale, schöne Hand. Aber er berührte sie kaum mit den Lippen. So als ob er da bei Tigern und Schlangen das Handküssen wirklich verlernt hätte. Und hierzu sagte er etwas Unverständliches über einen oder auch zwei Nußbäume, und daß er nur für eine Stunde sein Pferd hier oben festgebunden habe.

Aber Frau Marianne lächelte. Dieses zärtliche, mütterliche Lächeln. Herr Rochus kannte es wohl. Schon damals gab man sich freudig hin an das milde Verstehen und die beruhigende Güte dieses Lächelns. Und dann sagte eine, wie es ihren drei Töchtern erschien, ganz neue Stimme, mit sanftem, klingendem Übermut, daß dies alles ganz gewiß ein Irrtum sein müßte: Ihr ältester Freund und nach so langer Abwesenheit! Moskitonetze hätten sie hier freilich nicht. Aber die Schnaken seien nimmer so blutgierig wie um Johanni. Und die weiße Fremdenstube zum Garten hinaus mit den Chinesern und Pavillons an den Wänden sei doch wie geschaffen für so sehr berühmte Reisende. Er kenne sie schon. Und außerdem hätte das Babettle so arg gute Sachen gebacken zur Weinlese'! —

Da trat die Mondgöttin plötzlich herzu. Faßte Herrn Rochus an der Hand, als wolle

Digitized by Google

er spornstreichs davon. „Wo doch heut abend getanzt wird!“ sagte sie kläglich. „Da gibt's doch kein richtig's Geplausch. Und warum um des Himmels willen der liebe Ohm sie gleich zum Anfang so müßt' verstören!“

Als aber Dianas Haar sein Gesicht jetzt streifte, spürte es Herr Rochus: es hatte denselben zärtlich verwirrenden Duft wie von Frau Marianne das Haar. —

Und aufs neue fingen Vergangenheit und Gegenwart an, sich seltsam zu verspinnen, so daß Herr Rochus wie im Traum jedem Wunder bereit und gläubig wurde. Er verneigte sich abermals tief vor Frau Marianne, ihre Hand küssend, diesmal mit einer leichten Flamme in den Lippen. — Hernach aber begrüßte er gemessen, als habe er ihn durchaus an dieser Stelle und mit Frau Mariannes seidener Mantille über dem Arm erwartet, den Herrn mit dem vierkantigen, starken Kinn und den schweren, buschigen Brauen. Er ließ sich ihm vorstellen, wiewohl er ihn längst richtig erahnt hatte, nämlich als Herrn Melchior Baumgartner, Ratsherrn aus Augsburg und Vetter des verstorbenen Herrn Heinrich, und bis dato ein Hagestolz.

Indessen hatte Frau Marianne einem kleinen rotrockigen Stalljungen, der plötzlich zur Stelle war, einen Wink gegeben, worauf dieser die Isabelle von dem seidigen Stamme des jungen Nußbaums loskoppelte und in den Stall führte zu wohlverdientem Haber und Streu. Eine Stunde war wirklich zu wenig für Handwerfel. Herr Rochus mußte es zugeben. Und während er der zufriedenen Isabelle nachschaute, als ob er forschte, wann wieder sie abzureisen gedenke, und ob auch ein Schicksal etwa zuvor sich entscheiden sollte, hatte er schon, dreifach umschlungen, unter Jubel und Scherzen, die Schwelle zu dem alten, geliebten Hause überschritten.

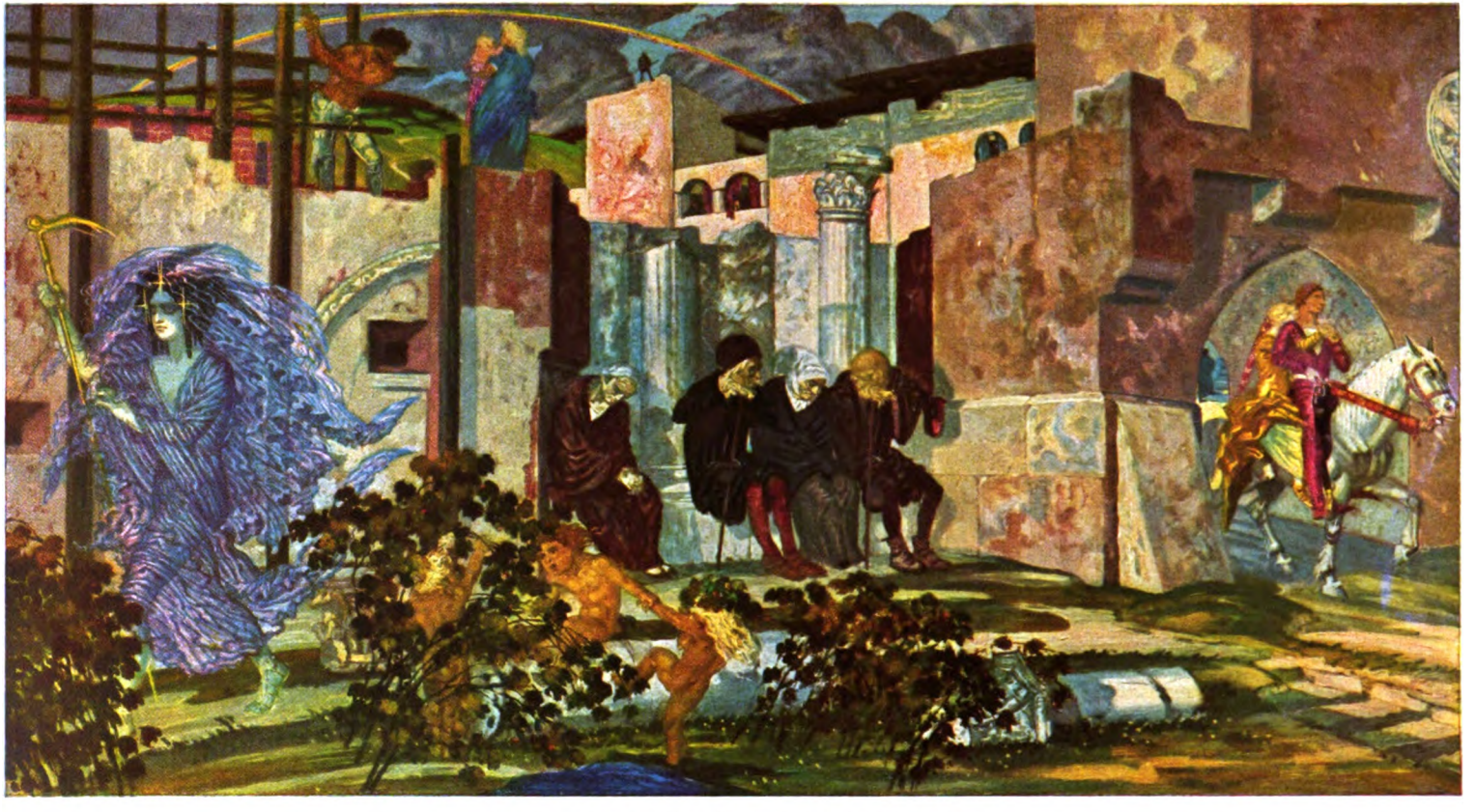
Von Zimmer ging es zu Zimmer. Von Erinnerung zu Erinnerungen. Da jetzt aber entschieden war, daß Herr Rochus übernachten sollte, so war es ihm angenehm, daß ein Knecht zur Stadt und zur „Traube“ entsandt wurde, die Reisekalesche samt zimmetfarbnem Diener, Koffern, Schachteln und Papageien den Berg heraufzuschaffen. Denn Herr Rochus, der sehr viele Male in Jagdkleidern im Zelt und auf der Erde geschlafen hatte, hätte einen Abend in Gegenwart von Damen ohne frische Stärkwäsche, enge, an den Knöcheln geknöpfte Beinkleider, weiße Weste und einen Frack kostbarer Farbe nicht wohl überstehen mögen. —

Es dunkelte schon zeitig um diese Jahreszeit. Darum waren alle Kerzen auf den silbernen Armleuchtern des Gartensaals entzündet, als der Tanz beginnen sollte. Aber der Saal war so räumig und hoch, daß immer irgendwo noch ein heimliches Spiel blieb von tanzenden Schatten und Lichtern. Zumal die drei großen Flügeltüren und die fast ebenerdigen Fenster zum Garten hin weit geöffnet standen. Herr Heinrich Baumgartner war viel gereist und hatte Gefallen gefunden an einer Bauart, die Grün und Freiheit gleichsam ins Haus mit hineinnahm. Auch kam die Lage des Weinguts solcher Neigung zustatten. Denn wiewohl auf der Höhe seines Hügels gelegen, schirmte von Norden her die verdämmernde Linie einer höheren Bergkette, und Handwerfel kannte nur den südlichen Wind. Im Frühjahr war er aufrührerisch und bedrängte das Herz. Aber im Herbst tat er so lange zärtlich, daß der Winter sich kaum heraufwagen mochte. Auch an diesem Abend schritt er mit leisen Liebeslauten rings um das Haus, durch die Bäume und über die Beete des Gartens. Und es war, als habe er alle Reseden abgepflückt für das Fest und den Gartensaal, so stark strömte ihr Duft, dem der Rebblüte am nächsten verschwistert. Nur so, daß wenn blühender Wein aller künftigen Entrücktheiten Ahnung ist — so zittert im Resedaduft zugleich unsagbare Bangnis: wird auch die Tür sich schließen vor der Feier des Festes? —

Nun, da Frau Marianne in ihrem lavendelfarbenen Kleide, über der ersten weitausladenden, neuerlich wieder aufgekommenen Krinoline, am Arm von Herrn Rochus den Gartensaal betrat und den Resedaduft spürte, hob sie für eine Sekunde Dauer die Hand mit dem Fächer und legte sie auf ihr Herz. Aber wer es sah, konnte nur denken, sie habe die gelbliche Rosenspitze ein wenig anders geschoben. Sie lächelte, und, mit unendlich anmutiger Gebärde zu Herrn Rochus, deutete sie im Kreise: ‚Wie damals!‘ hieß die Gebärde. ‚Wie damals!‘ — Denn bis zu dem Gartensaal war die Mode der hohen, steifen, spindelbeinigen Stühle aus hellem Kirschholz mit dunkleren Einlagen, wie sie in Frau Mariannes Wohnzimmer standen, noch nicht vorgedrungen. Hier standen noch wandentlang weißgoldne, zärtlich gerundete Möbel, im Damast ein Muster schnäbelnder Tauben. Die betörende Heiterkeit und Sorglosigkeit einer abgeschlossenen Epoche gab in das schwärmerische Heute der Urnen und Schnüre, der Freundschaftsaltäre und düsteren Balladen noch immer so viel Schweben, daß Sentimentalität, die mit elegischen Muffen an zerbrochenen Säulen lehnte, nur eben entzückend erschien. —

Und wie die früheren Reblings in Reifröcken mit bestickten Tabliers oder gepudertem Haarbeutel zwischen den vielen Kerzen

Digitized by Google



Vergänglichkeit. Gemälde von Prof. Julius Diez
(Münchener Kunstausstellung im Glaspalast 1924)

Digitized by Google

Digitized by Google

des Gartensaals in Pastell oder Öl noch immer allem zugesellt waren, schien es, als ob ein zweites Leben leise lachend und dennoch sehr schicksalsschwer unter dem heutigen einherzog, und als ob das heutige davon einen besonderen Rausch nahm und neue Süßigkeit und neue Schicksale.

Dann begann die Musik. Noch waren es freilich keine gewohnten Tanzweisen. Es gab ein Air von Bach, ein Andante von Mozart. Das Hexlein saß am Spinett, und der schnurröckige Jüngling hatte die Geige am Kinn. Es war aber, als wollten die beiden sich direkt in den Himmel hinaufspielen. Vielleicht noch nicht vor das Tabernakel, dahinter die ewige Herrlichkeit aufgerichtet stand. Aber dennoch in die Vorhöfe mit den vielen weinroten, flatternden Bändern und den pausbäckigen Engelsbüblein. Wo auf grünsamtnem Rasen der König David vor der Bundeslade sich rhythmisch wiegte, und wo die Liebfrau vom Bernsteinsockel herniederstieg und ihrem seligen Tänzer mit dem eignen Mantel den Schweiß von der Stirn abtrocknete. Ja, in den Vorhöfen, wo die tausend Lerchen sich verströmten, und wo die geläuterten Seelen ein wenig verziehen mußten, um die letzten Gnaden ertragen zu können, wiegte sich die Musik des Hexleins und des Geigers. Und wie Herr Rochus jetzt das Gesicht des jüngsten Rebblütles im Spiegel gegenüber erblickte, meinte er, daß eigentlich der Name Hexlein hier gar nicht stimmen wolle. Denn in den lichten Augenspiegeln zuseiten des platten Näschens war eine so geheimnisvolle Entrücktheit, als ob das ganze himmlische Orchester rings um sie her stünde.

So sangen die beiden Instrumente eine lange Weile miteinander. Hatten ganz vergessen, daß sie eigentlich den anderen zum Tanz aufspielen wollten, sondern lobten und dankten Gott, der seiner Erde wieder einmal so seligen Herbst beschert hatte mit Trauben und Sonne und lauter Glückseligkeit und auch sonst noch. —

Auch die anderen hatten über dem Spiel des Tanzes vergessen. Alle lauschten und ließen die Töne süß und heilig hinaussingen, was in ihnen so süß und heilig und ohne Worte redete. Und es war, als ob auch der Garten durch die vielen Fenster und Türen lautlos in den Saal getreten sei. Der Berg und der Abend, alle Erinnerungen waren da, und alle Hoffnung, Glück und Schmerzen, und die allerletzte, geheimste Sehnsucht, das Heimweh ohne Namen, das wie ein leiser, schmerzender Herzpunkt hier anhebt und ganz weit drüben glückselig zum Frieden kommt.

Ja, all dies war im Saal, und es schwamm vor den Augen wie zarter, nebelnder Dunst, daß Frau Marianne plötzlich verstohlen nach dem Batisttüchlein tastete. Aber niemand bemerkte diese Bewegung, weil jedes hinter seinem eigenen zarten Nebeldunst wie hinter magischer Tür verborgen war. Und als gleich danach das Hexlein und der Geiger einander verklärt in die Augen blickten und nur ein paar Atemzüge lang ruhten, flüsternd ihre Meinung und ihre Instrumente zu vergleichen, ehe sie eine schwingende Gavotte begannen, erhob sich Herr Rochus, schritt auf Diana zu und machte ihr sein tiefstes Kompliment.

Er führte sie alle drei nacheinander zum Tanz. Die strenge Mondgöttin, die jetzt wirklich eine schmale silberne Sichel, blaß von Perlen im Haar trug, Lalla, die weiche dunkle Traube, und das Hexlein, derweil Frau Marianne selber den Platz am Spinett einnahm. Der Forstadjunkt widmete sich Dianen von Herzen sowohl als von Berufs wegen, da ihr Name nun einmal mit trefflicher Vorbedeutung sie zur Schützerin seines grünen und freudigen Handwerks ausersehen hatte. Hernach aber, korrekt und einem trefflichen Tanzmeister nicht zur Unehre, ließ er auch den anderen Demoiselle die sichere und elegante Führung seiner Hand bei einem Ländler oder einem Schottischen zuteil werden. Der Geiger, mit den freimütig wehenden Kragenzipfeln — übrigens Musikus von Beruf — hatte gleichfalls Urlaub bekommen. Denn, nachdem er sich mit dem Hexlein bis in den siebenten Himmel verzückt hatte, war noch zu erweisen, ob ihre Füße ebenso rhythmisch verschwistert waren wie ihre Hände. Ferner erwies sich, daß jene lebendige Staffel, die Lallas Füßchen gedient hatte, da sie vom Wagen herabschwebte, einem ansehnlichen jungen Manne zugehörte, einem Hainhofer aus Augsburg, gleichfalls aus altem kaufmännischem Patriziat, und den Baumgartnern seit Jahrzehnten befreundet und verschwistert. Überdies waren noch etliche Freunde und Freundinnen anwesend aus der Stadt unten und von den anderen Weingütern und Gäste von auswärts, die, wie es Brauch war, alljährlich zur Weinlese in Handwerfel einkehrten. So ergab sich ein heiteres und zart abgetöntes Farbengerieſel von Maisgelb und Ocker und Rosenrot, Lichtblau und Stahlblau und Fliederfarben, und sehr viel Lachen und Liebe und Munterkeit.

Aber da Herr Rochus das Hexlein nach feuriger Mazurka mit tiefer Reverenz an ihren Platz geführt hatte und eigentlich Miene machte, aufzuhören mit solcher ungewohnten Bewegung, kam Frau Marianne, die vorhin zu Herrn Melchior geäußert hatte,

Digitized by Google

sie sei heut zum Tanzen zu müd — ja, Frau Marianne kam eiligen Schrittes quer über den Saal, versank in einem ausbündig schönen und tiefen Kompliment vor Herrn Rochus und bat, daß er sie an diesem besondern Tage seiner Wiederkehr zu einem Menuett führen möchte.

Da tanzten sie nun, und alle anderen standen oder saßen wandentlang rings um den hellen, schimmernden Gartensaal und sahen ihnen zu. Und jeder Spiegel schenkte dies eine Bild immer dem anderen hinüber und zurück, und alle Kerzen wanderten mit hinüber und zurück, so daß der ganze Saal nur erfüllt schien zuletzt von Herrn Rochus und Frau Marianne und lauter flammenden Kränzen um sie her und lauter Resedaduft und irgendeiner geheimen Schönheit, die tiefer ergriff als alle Jugend im Saal, weil eine sehr tiefe Sehnsucht und ein alter Schmerz und eine neue Bangigkeit damit verknüpft war. — — —

Als Herr Rochus an jenem Abend auf dem kühlen, weißen, lavendeldurchdufteten Linnen zwischen den vielen papiernen Chinesern und Pavillons sich zur Ruhe gab, fühlte er sich in seinem Wesen von einer so wunderbaren himmlischen Wärme erfüllt, wie er sie weder in China noch Kleinasien oder den beiden Indien jemals empfunden hatte. Und zugleich mußte er immer wieder staunen, wie seltsam und völlig er hier zu Hause war. So, als sei er gestern nur eben für ein paar Stunden fortgegangen. Da er aber noch staunte, und die himmlische Wärme spürte, und das Heimgefühl und den Lavendelduft, entsank er in Schlummer, und die Chineser mit Stocklaternen trugen Dianens Haar und die Augen des Hexleins und Lallas kleines braunes Mal in lauter hölzernen Götzenschachteln davon wie in einer Reiseapotheke, und wie sie schwermütig dazu sangen, fing Herr Rochus mit einem Male an, ganz bitterlich zu schluchzen. Aber da waren die Chineser alle fort, ein gelbes Haus, als sei es von der Sonne selber gebaut worden, schwebte auf einer lavendelfarbnen Wolke, aus der Haustür trat Frau Marianne mit einem Resedastrauß, lächelte sanft und deutete auf einen Nußbaum. — — —

Ja, nun waren die letzten Trauben geerntet. Und die hohe Feier der Weinlese war begangen. Aber immer noch glühten die Rebhügel, jeder in seinem eigenen Licht, feuriger oder milder.

Von der Abreise zu sprechen hatte Herr Rochus vorläufig aufgegeben. Denn jedesmal entstand eine so ausbündige und verwirrende Tränensaat, daß er wirklich nicht wußte, bei wem er mit Trösten anfangen und bei wem er aufhören sollte. Auch hatte er ja den Nußbaum, um deswillen er doch eigentlich heraufgekommen war, noch immer nicht gesehn. Er mochte sich auch nicht entschließen, dorthin zu gehn. Ihm war immer, er könne das Wappen des gewulsteten Herzens und der darin verschlungenen Buchstaben nur ertragen, wenn irgendein weiches, zärtliches Wesen ihm am Arme hing und versprach, ihn mit einem Leben trösten zu wollen für jene Stunde, in der das Herz geschnitten wurde, und die ihre Erfüllung schuldig geblieben.

Aber wer solches Trösteramt übernehmen möchte, konnte nicht von heut auf morgen entschieden werden. Auch erschien die Anwesenheit von Herrn Melchior Baumgartner, der noch einige Zeit hatte für Handwerfel, um Frau Marianne mit Rechnungsbüchern, Töchtern, Weinberg, Tapeten, Geflügelhof und kommender Metzgerei beizustehn, hierfür nicht günstig. Und überdies schien der Schutzengel wieder einmal auf Vakanz. Noch kein einziges Mal hatte Herr Rochus sein bedeutsames und nicht mißzuverstehendes: ‚Obacht!' gehört. Und da es sich um ein so sehr verwirrendes Haar und die seltsamsten Augen und ein kleines, weiches und braunes Mal handelte, so konnte die Entscheidung, welches dieser drei Erbgüter das kostbarste sei, gewiß nicht übereilt werden.

Nun, so mochten denn vorerst einmal die Geschenke aus der Reisekalesche ihr Ziel finden. Und es sank ein erstes goldnes Blatt auf den Gartentisch, an jenem Nachmittag, da die pfauenblaue Seide darüber gebreitet wurde, die Fächer zum Vorschein kamen und Reisegötzen, die Teetassen, durchsichtig wie Blumenblätter, und die Korallenschnüre. Natürlich hatten alle drei Rebblütlen mit bedeutendem, wiewohl anmutig und melodisch abgestimmtem Freudengeschrei sich auf den Ohm Rochus gestürzt und ihn mit Herzen und Küssen der Dankbarkeit in eine so völlig rosenfarbne Wolke gehüllt, daß niemand, weder der Bedankte noch die Beschenkten hätten sagen können, seit wann Frau Marianne ein Geschmeide von lila Opalen im tiefen Ausschnitt ihres lavendelfarbnen Kleides trug. Sie lagen auf ihrer Haut wie auf weißem Atlas, und sie bebten ein wenig über der Busenfalte. Aber Frau Marianne war gewiß eilig aus dem Dämmer der Parkbäume unter das Tagesgestirn getreten, das verklärt wie Bernstein und Wein über die Berge floß.

Später merkte Herr Rochus, daß die Patenschaft Dianens nicht allzu deutlich vor den andern zwei Rebblütlen betont werden durfte. Sonst versanken sie alsogleich, solange und so tief ihnen das möglich war,

Digitized by Google

in eine bitterliche Schwermut. Überhaupt schien mit den ersten Stoppelgänsen, die mit Äpfeln und welschen Kastanien und einem Zweiglein Majoran so kostbar in der Bratraine dufteten, eine leichte Kummerwolke über Handwerfel niedergesunken, und mit der gelben Postkutsche, die um die gleiche Zeit unten im Tal durch das rundbogige, braunrotbehelmte Stadttor hinausfuhr. Ein Forstadjunkt war Insasse, sehr korrekt, und ein schmaler, schwebender Musikus. Und die Augsburger Hainbauers schrieben auch, es wäre wohl endlich Zeit für die Frankfurter Herbstmesse.

Ach ja! Und leider dessen! — Das Feiern konnte auch nicht ewig dauern! —

Nun, wenn man nur den Ohm Rochus hatte. Dann mochte noch alles hingehn. Der Herr Melchior würde ja wohl endlich auch einmal wieder in Augsburg vonnöten sein. Du lieber Gott, man war ihm natürlich in aller schuldigen Ehrfurcht zugetan, wie sich das so gehörte bei der Verwandtschaft. Aber lustiger war es schon, wenn er erst wieder in der Kalesche saß. Ja, und wo es schon manchmal weiß zu pudern anfing auf die letzten Reseden und Astern und die Gelbveiglein zwischen den Ritzen in der Gartenmauer! Die Regentonnen hatten am Morgen auch schon ganz dünne Deckelchen, und alles deutete darauf hin, daß in absehbarer Zeit die heilige Nacht wieder einmal zur Erde herniedersteigen und die Menschen sehr froh machen wollte. Christfest in der Heimat — Christfest auf Handwerfel — zum erstenmal seit zwanzig Jahren sollte das Herr Rochus erleben! —

Zuvor kam nun freilich noch Allerheiligen und Allerseelen, und die beiden Friedhöfe unten im Tal um die Kirchen herum erblühten eines Abends wie zwei Beete in lauter flimmernden Blumen. „Gottes-Acker!" Nie war der Name so ergreifend, so tröstlich und so bedeutungsvoll wie an diesem Tage. Wenn nachher die Lichtlein auslöschten, ganz sacht, eins nach dem andern, war es nicht, als habe Gottes eigne Hand mild und gütig alle die Keimlein, die ihm auf Erden hier eingesenkt wurden, in seinen Himmelsgarten hinübergepflanzt, daß sie dort erst in ihrem eigensten Wesen ausbrechen und blühen sollten?

Herr Rochus konnte nicht, wie die Reblings, alle, die einmal zu ihm gehört hatten, da unten gleichsam sich entfalten sehn, hinüber in das große Geheimnis und in die letzte Klarheit. Herrn Rochus ruhten Vater und Mutter auf dem Grunde des Meeres zwischen den beiden Indien, weshalb es ihn vielleicht auch immer wieder dorthin gerufen hatte. — Aber nun stand er von so viel jung blühender Lebenswärme eingefriedet, wie er mit Frau Marianne und den drei Rebblütlen vom Söller her die flimmernden Gottesbeete betrachtete, daß ihm keine Verlassenheit der Welt etwas anhaben konnte.

An diesem Abend aber fing er an und erzählte von den Nächten mit Sternen, weiß und grün, so funkelnd und fremd, daß die Seele davon das große Heimweh bekam. Von den Meeren wie Lapis Lazuli und den gelben Wüsten erzählte er, von Obelisken und Pyramiden, von Wäldern voll Blühen und Moder und gewaltigem ewigem Leben.

Da saß er nun manchen Abend Frau Marianne gegenüber, die irgendein feines Filet unter den schlanken Fingern hatte oder auch eine damastne Stopferei von der großen Herbstwäsche her. Und die drei Rebblütlen gitterten desgleichen mit hochroten Wangen winzige Löchlein zu in kostbaren Tischtüchern, zwölf Ellen lang, mit Jagden auf Hirsche und Eber und mit Aurikeln und Tulipanen. Oder aber sie hielten den Ohm umrankt wie ebensoviel Rebstöcke, und Frau Marianne las vor: „Hermann und Dorothea" oder aus „Werthers Leiden". Dann setzte sich wohl das Hexlein ans Spinett und sang das von Joh. Friedr. Reichardt oder auch von Zelter vertonte: „Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein." Oder das Lied, das sie mit der Ahnung einer abgründigen Sehnsucht durchschauerte: „Der du von dem Himmel bist."

Dann schaute das Schweigen, das um die letzten und erhabensten Einsamkeiten herrscht, mit tiefen Augen in die unsägliche Traulichkeit des Zimmers. Aber nicht allzulange, denn zuviel Jugend war beisammen. Weihnachten war zu nahe, und es war nicht länger mehr auszuhalten, die Adventslieder mußten schon einmal probiert werden. Ja, und eines Tages meldete sich St. Nikolas mit Pelz und Kettengerassel — warum das so greulich dazugehörte, wußte niemand als der alte Winzervogt, der den treulichen Heiligen seit nun zwanzig Jahren agierte, und er verkündete aufs neue die Ankunft des holdseligen Kindleins.

Um diese Zeit begann Dianens herbe Hoheit immer tiefer und geheimnisvoller sich zu verträumen. Es kamen des öfteren umfängige Briefe mit korrekter Aufschrift, fünffältig gesiegelt, mit dem Poststempel des fernen Tharandt, wo eine Forstakademie tüchtigen jungen Leuten, dem Weidwerk geneigt, notwendige Wissenschaft, Beglaubigung und Siegel verlieh. Diese schwerwiegenden Briefe trug die strenge Mondgöttin sanft unter dem Busentuch, und so angenehm beschwert, rastete sie, die Hände um

Digitized by Google

die Knie geschlungen, gern einmal versonnen auf dem Taburett zu Füßen von Ohm Rochus, der in dieser Stellung den Duft ihres Haares in verwirrendster Nähe hatte, und dadurch bedeutsame Aufschlüsse über den Zustand seines Herzens erhielt, wiewohl der Schutzengel sich durchaus Zeit nahm, eine Entscheidung herauszufordern.

Aber einmal, als Herr Rochus seiner Sache ganz sicher schien und mit schwerem Atemzug Dianen zart um die Schultern fassen wollte, sprang die Tür auf, und Lalla, den ganzen Arm voll rosinenbeknöpfter, ellenlanger, sanftbrauner Nikoläuse, kurzerhand und respektlos Nickel genannt, trat in die Stubentür. Sie kam wie eine einzige Honigwabe und wie in einer Wolke von Lindenduft direkt aus der Küche, und ihr Näschen war schneeweiß von Mehl wie gepudert. Da empfand der Ohm den ganz unbegreiflichen, lebhaften Wunsch, er möchte ihr auf das gepuderte Näschen einen Kuß drücken, aber lieber noch — ja, sehr viel lieber doch noch auf das kleine braune Mal an ihrem Kinn. Wie nun aber sofort hinterdrein das Hexlein in die Stube barst und — klickerdumdie, klickerdumdei — alle Ecken und Winkel von knusprigen Pfeffernüssen lebendig werden ließ — ja — wie sollte der Ohm über so vieler Süßigkeit nicht wieder aller schwer errungenen Klarheit verlustig gehn? Und da er seine Augen hilfesuchend zu Frau Mariannen schickte, die eben meinte, die alten Herzformen, die Marzipaner auszustechen, wären ein wenig stumpf geworden und selbige Formen zart an ihrer eignen Wange probierte, ja — da war nun gar alles aus und verloren.

So kam das Adventsfest heran mit dem Lichterkranz und: Macht hoch die Tür, die Tore weit — und es war nötig, das Krippelein hervorzuholen, das unter dem Christbaum stehen sollte, denn immer gab es da etwas frisch aufzulackieren und zu leimen an Hirten und Öchslein und den hohen Herren aus dem Morgenlande — und der Schweif des treuführenden Sternes bedurfte auch einiger Aufmunterung. Da waren die feinen, spitzen Finger des Ohm Rochus wohl zu gebrauchen. Denn wer so viel schimmernde Schmetterlingsflügel zwischen Brettlein gespannt hatte, daß auch kein kleinstes Stäubchen verloren ging, der wußte am Ende auch mit himmlischen Glorienscheinen umzugehn.

Die Isabelle draußen im Stall, die derzeit eigentlich nur für eine Stunde hier oben am Nußbaum angebunden worden war, hatte nichts dawider, daß sie Weihnachten hier erleben sollte. Sie war bereits aufs innigste mit dem kleinen rotröckigen Stalljungen befreundet, wiewohl sie ein niederrheinisches Platt redete und er herzlich schwäbelte. Der zimmetfarbne Diener war den Rebblütlen zur Hand, als ob das immer so gewesen wäre, und wenn es sonst nichts zu tun gab, saß er viele Stunden lang beim Babettle in der Ofenhölle. Dort ließ er sich's wohl sein bei allem, was hier oben gebraten und gesotten wurde, und das war gar mancherlei, süß und sauer. Aber das Babettle kam niemals aus dem Lachen heraus, wieviel in so eine Gansgurgel von armen Jungen hinein gehn mochte, weil er niemals eine richtige Mutter gekannt hatte.

Der grüne Papagei spürte auch schon so etwas wie deutsches Weihnachten unter den Federn. Denn wenn er geschrien hatte Coromandel-Malabar und die Namen aller fünf Ströme des Pandschab, wiegte er den Kopf sanft zur Seite und sagte schwärmerisch: Rosinen, Lalla, Mandelkern — obwohl er Mandeln niemals bekam der Blausäure wegen. Aber dieser Genuß schien seinen heimischen Küsten irgend verwandt, und Lalla hatte ihn immer am zärtlichsten verwöhnt, und zudem hatte sie diesen Monat die Küche.

Hernach kam der große Hausputz, und kein verdorrter Weberknecht und keine kleinste Fliegenmumie durfte auf Gnade hoffen. Eines Tages hielten sich alle Rebblütlen samt Frau Mariannen die Ohren zu, weil es so grauenhaft zu schreien anhub hinten bei den Schweinekoben, und Herr Rochus bekam seit zwanzig Jahren zum erstenmal wieder Wellfleisch und frische Bratwürstle. Das Babettle stand viele Stunden mit dem Finger an der Nase, und dabei wollte es sich ausschütten vor Lachen, daß der Herr Melchior aus Augsburg ein Buch mit gedruckten Kochrezepten geschickt hatte. Wo man doch wirklich ein halbes Jahrhundert jetzt alles auswendig kannte. Mürbkuchen, versoffne Jungfern — dazu gehörte Vanilletunke, Makronentörtlein, Spekulatiusse, zehn verschiedene Sorten von Plätzchen mit Mandeln und Mohn und die Guggelhupfen, groß und rund wie eine halbe Weltkugel, aber süßer als eine solche.

Dann wurden weit weg im Forst die Tannenbäume geschlagen, und das ganze Haus fing an zu duften, wiewohl sie vorerst noch in der Waschküche bleiben mußten. Alles lief herum wie verzaubert mit goldenen Fingern, das kam von den Nüssen. Und darüber und über Rosenwickeln aus Seidenpapier für die Lichterpyramiden und erstem, richtigem, daunenweichem Schnee war die heilige Nacht wirklich herbeigekommen.

Das war so Brauch bei den Reblings wie bei den Baumgartnern, solange sich jemand

Digitized by Google

entsinnen konnte: zur Christmette hinab in die Kirche wurde nimmer gefahren. Demütig zu Fuß ging man zu der Geburt im Stall, und sollte der Schnee gleich ellenhoch liegen. Überall war es so Brauch. Von allen weißsamtnen Hügeln zogen die Lichtfünklein der Laternen wie schwärmende Bienen. Alle zogen zu den Kirchen im Tal, die mit ihren strahlenden Fenstern wie Rosen blühten:

„mitten im kalten Winter —
Wohl zu der halben Nacht!"

Herr Melchior Baumgartner — er mußte nun einmal hingenommen werden wie ein Schicksal, meinten die drei Rebblütlen, und trugen ihn wie ein Schicksal ohne zu murren — gestern abend war er wieder eingetroffen, und jetzt wickelte er Frau Marianne mit eigener Hand in den neuen Marderpelz, den sie eigentlich erst zur Bescherung auf ihrem Platze finden sollte. Und er gab Obacht, daß die gefütterten Filzschuhe über den kleinen kreuzweis bebänderten Pantöffelchen auch fest zugeschnallt waren. Frau Marianne stand einen Augenblick still und sah sich um, als ob sie wohl eine andere Hilfe bei solchem Schnallen gebrauchen könnte. Aber wiewohl es Herrn Rochus einen ganz leichten Stich in der Herzgegend versetzte, blieb er stehn, überlegend — ein Husen hat immer Zeit — bis sich Diana, selig gelöst, in seinen Arm henkelte. Und als Herr Rochus inne ward, daß sie dem Hexlein seinen anderen Arm verwehrte und zugleich, wie ihre Kapuze sich verschob, eine ganz feine, verwirrende Duftwelle ihm zu Kopf stieg — ‚heut', dachte Herr Rochus — ‚auf diesem Wege, gleich nachher, nein, sofort will ich ihr Herz befragen.' — Und er fühlte im unruhvollen Glück, wie irgend etwas dabei ihn sonderbar bedrückte.

So henkelten das abgewiesene Hexlein und Lalla ihre Arme ineinander und folgten, rosenrot und verträumt vor sich hinsummend, Herrn Melchior, der Frau Marianne den schmalen geschaufelten Hohlweg talab führte. — Dann kamen die Hausleute, voran der Winzervogt mit dem Babettle. Und nicht einmal auf dem Wege zur heiligen Mitternachtsmesse konnte die Lachtaube das Gluckern lassen. Aber das Jesulein schaute sie trotzdem sehr milde an.

Herr Rochus machte mit Diana, wie sie es gewollt, den Beschluß dieses ganzen goldenen und seligen Bienenzugs. Aber da er in wohlgesetzter Rede sich bereitet hatte, Dianen zu befragen, ob sein Patenkind — als Christgabe gewissermaßen — ihm gestatten wolle, die Frau Mama — um ihre Hand — usw., und daß er und so fort . . . — Ja — grade da nahm, unbeschadet einiger Öffentlichkeit, die strenge Mondgöttin, ganz gelöst in zärtlicher Weichheit, den Ohm um den Hals und flüsterte, lachend und weinend, daß morgen früh, wenn sie bescherten, ein grüner Forstadjunkt zur Stelle sein würde mit korrekt gestempelten Zeugnissen ersten Grades und einer Anstellung bereits in Aussicht, und — und — der liebe, einzige Herzensohm, als allererster nach der Mutter müsse er wissen von ihrem großen, großen Glück. — — —

Ja — dies wurde fröhliche, selige Weihnacht! Und Herr Rochus wußte es sich nicht zu erklären, warum er über dem grünen Forstadjunkten, der in korrektester Form Dianen im Beisein der ganzen Familie und Hausgenossenschaft Brautkuß und -Ring überreichte — warum er eigentlich über ihn eine so wohltuende Erleichterung empfand.

‚Die Augen!' dachte Herr Rochus. — ‚Es ist wegen der Augen!' — Allerdings, Frau Mariannes Augen würden ihm zu sehr gefehlt haben, jedesmal, wenn er Dianen küßte. — Er sah zu Frau Marianne hinüber, wie sie neben Herrn Melchior auf dem zärtlich geblümten Kanapee saß. Aber grade als Herr Melchior mit einem gewichtigen Wort — seinen hochgeschobenen Augenbrauen nach zu urteilen — ihr sehr nahe rückte ... „Eine Maus! Eine Maus!" rief Frau Marianne und stand schon mit beiden kreuzbebänderten Füßchen auf dem blumigen Kanapee, hob die Arme zu dem Kristalleuchter an der Decke in so großem Entsetzen, daß alle nicht anders meinten, als von dort müsse sich sofort das graue Untier herniederstürzen. —

Da Herr Rochus, nicht wie die anderen — zumal Herr Melchior — auf den Kristalleuchter starrte, sondern in Frau Mariannes Augen sah, bemerkte er, daß über den lichten grauen Spiegel ein jähes Dunkel sich gedeckt hatte, mit dem träumerisch süßen Geheimnis auf dem Grunde.

Da fiel Herrn Rochus ein, daß sein Schutzengel in keiner Weise seinen Entschluß in bezug auf Dianen befürwortet hatte. ‚So muß es das Hexlein sein,' dachte Herr Rochus. ‚Freilich, sie ist noch ein Kind. Aber wenn sie allein die Augen hat, auf die es ankommt . . . alsdann . . .'

Ja, ein Kindskopf war schon das Hexlein. Aber ein ausbündiger. Am sechsten Jänner, als die heiligen drei Könige, gnitterschwarz der eine, von Berg zu Berg wanderten mit ihrem Stern aus vergoldeter Pappe und ordentlich einheimsten, kam einer in ihrem Gefolge nach Handwerfel. Und wie sie ausgesungen hatten, hub ein Klingen an im Hausflur, so sänftiglich, als käm' es direkt aus dem Himmelreich. Darüber wurde das

Digitized by Google

Hexlein, das in einem dämmrigen Winkel unter der Treppe stand, schlohweiß im Gesicht. Und nachdem die Engelsmusik verklungen, tat's einen herzsprengenden Ton in demselben dämmrigen Winkel. Man wußte nur nicht, war's ein Seufzer oder ein Jauchzer. Aber das Hexlein kam langsam ans Tageslicht geschritten, tat gar nicht dergleichen und begrüßte sittig und fast zuletzt den Musikanten, der die erregten, freimütigen Kragenzipfel mit grünwollenem Schal in Ordnung hielt. Denn grün ist die Hoffnung, und außerdem fror es Stein und Bein, wie es sich gehört am Ausgang der zwölf heiligen Rauchnächte, da der richtige Winter erst anhebt. —

Also am Abend dieses Dreikönigstages, da sie den Bohnenkuchen zerschnitten, erwählte das Schicksal den Ohm Rochus und das Hexlein zu König und Königin. Und wurden beide kostbar gekleidet in Purpur und Sammet aus dem Schrank mit dem Maskenzeug, trugen Zepter und Krone und durften befehlen. Da schaute das Hexlein mit abgründigen Augen den Musikanten an, der mit den drei heiligen Morgenländern wie vom Himmel heruntergeschneit war, und verlangte von ihm eine Sarabande, die wollte sie ganz allein tanzen grad unter dem Kronleuchter mit ihrem fürstlichen Herrn und Gemahl. Und wiewohl die Finger, die den Geigenbogen führten, ein wenig bebten — nicht von der Kälte — bekam das Hexlein die Sarabande bis zu Ende, und tanzte sie, daß darüber dem Musikus der Bogen in der Hand zu brennen anfing, bis es beinah ein Unglück gegeben hätte mit dem zweigestrichenen d. — Und auch dem Ohm Rochus wurde es warm bei diesem Tanz. —

Um Mariä Lichtmeß schickte der Herr Melchior aus Augsburg eine blanke Mausefalle mit einer neuen boshaften, ganz untrüglichen Mechanik. Aber Frau Marianne meinte, dafür täten ihr die armen Hascherl schon zu leid. Und außerdem wüßte sie gar nicht, daß sie so viel Mäus' hätten hier oben bei allen Igeln und Katzen. — So stand die Mausefalle ganz hinten in der Speisekammer des Babettle, aber ohne Speck, und ihre anfangs so blanke Hoffnung wurde langsam rostig und trübe.

Aber da die Sonne nun ihren Hirschensprung den Himmel hinauf getan hatte, mußte man gewärtig sein, daß jeden Tag der Föhn über die Alpen reisen könnte. Und eines Morgens hörte man ihn auch wirklich in den Parkbäumen wühlen. Und alle Rebblütlen bekamen heiße Backen und glänzende Augen. Sie setzten sich immer abwechselnd ans Spinett oder manchmal auch zu zweien, liefen herein und hinaus, fielen einander in die Arme, oder auch dem lieben Ohm. Und Frau Marianne und Herr Rochus gingen auch nicht so völlig gemessen und gehalten durch die Stuben. —

Wie alt war denn eigentlich Herr Rochus? Vierundvierzig? Mein Gott, ist denn das ein Alter überhaupt? — Das Hexlein saß dem Ohm ungeniert auf den Knien, ließ sich sanft schaukeln und sah ihm dabei dicht in die Augen. Er wußte aber nicht, daß seine Augen soeben an der Kette von lila Opalen gehangen hatten, die Frau Marianne über dem Busen ein wenig zu beben schien, und daß davon der selige Träumerblick herkam, der so jäh auflodern konnte, grade wie der tiefe, jähe Glanz in dem milden Stein.

„Wie jung der Ohm Rochus ausschaut!" Das Hexlein schlug vor Verwunderung die Hände zusammen. ‚Ei da!' dachte der Ohm Rochus. Und der Föhn war auf dem Wege.

Aber eines Tages kamen die Mädlen und auch Frau Marianne mit den Händen voll Schneeglöckchen hereingelaufen. In allen Zweigen brauste ungebärdig der Saft, daß, obwohl sie noch kahl standen, es doch aussah, als seien sie bis zum Zerspringen mit Leben gefüllt. Und um jeden Busch und Baum war schon ein kleiner, grüner Hof auf der Erde. Hernach fingen die roten Kätzchen an den Ellern schnell genug an, und silberweiße Palmen bereiteten sich für österliche Weihe. Noch trauerten alle Altäre. Noch war das bitterliche Sterben nicht überstanden. Aber einmal würde doch wieder mit allen Glocken geläutet werden, zu denen vorzeiten fromme Frauen ihr bester Silber hergeschenkt hatten:

Christ ist erstanden von der Marter allen!

Ja, nun mußte wohl die harte Erdkruste voneinander brechen und Frühlingsbrausen und Orgelbrausen, bunte wehende Fahnen, Honig, Veilchen, Osterbrote, gefärbte Eier, Ströme voll Wohlgeruch und unsäglicher Jubel füllte die Welt! —

Und wieder ein paar kurze Tage weiterhin fing es an: eine Amsel! Die erste Amsel des Jahres! — Und immer süßer und hingegebener sang sie, und wer so lichtgraue Augenspiegel hatte, dem mochten die geheimnisvollen Dunkelheiten wohl oft genug darüber hinziehn.

Ja, das Hexlein hatte sehr viel glühende Wangen dazumal, und wurde dann gleich wieder blaß, und schien ein junges Weib gewachsen in diesem aufrührerischen Frühling.

‚Ist es nicht möglich?' dachte der Ohm Rochus. — ‚Warum sollte es nicht möglich sein? Ich will sie lieben, wie ich ...' Und er trat vor den Spiegel und pflückte sich ein

Digitized by Google

silbernes Haar von den Schläfen. Aber als doch noch eine rechte Zahl nachblieben: ‚Gut hatten es unsere Eltern und Großeltern,' dachte Herr Rochus. — ‚Sie begannen sogleich mit Weiß. Und nichts raubte später die Illusion. — Gleichviel!'

Und wie er sich nun prüfte: in den Hüften schmal, und breit genug in den Schultern, der Knopfschluß am Knöchel das schlanke Bein betonend, Hände, wie Frauen sie lieben am Manne: kraftvoll und dennoch durchseelt — nun — — — Herr Rochus wußte nicht, was Herr Melchior Baumgartner schon wieder auf Handwerfel zu tun hatte — aber seine Stimme — und die von Frau Marianne, wie es Herrn Rochus dünkte, leise erregt, zogen unterm Fenster vorüber. — Da klinkte Herr Rochus eilig die Tür auf. Er wollte das Hexlein im Garten suchen. Ihn verlangte fast schmerzhaft, das Geheimnis zu lösen, auf dem Grunde von zwei Augen, die onderen Augen so sehr ähnlich waren.

Aber Herr Rochus stutzte, da er zum Ende des Ganges gelangte. Schluchzte nicht etwas? Er hatte noch niemals ein Schluchzen ertragen können, und er hob eilig die Hand, als suche er nach einigem Zuckerwerk in der Tasche. — Aber da er nichts dergleichen bei sich führte, vielleicht auch die Betrübnis über Zucker hinausging, und dennoch nach Tröstung verlangte, überschritt Herr Rochus befangen und teilnahmvoll die Schwelle zu dem umgitterten Altan. O weh! Das Hexlein! Hinausgehängt über duftende Frühlingsboten. Und weinte so heftig, daß es sie stieß! Das platte Näschen war ganz geschwollen. Und ein braunes kleines Rinnsal zog herzbrechend wangenabwärts, hinunter über das Kinn und das weiße Hälschen, tief, immer tiefer, so tief, wie man gar nicht sagen kann. Denn das Hexlein hatte gerade eine frische Sirupstange probiert, als die große Traurigkeit anfing.

„Ohm!" schrie plötzlich das Hexlein, wie der gute Herr Rochus vor Schrecken und Mitleid kein Wort herausbrachte, und hing ihm am Halse. „Du bist mein lieber Ohm, gell? Du bist mein allereinzigster und der beste und schönste auf der Welt . . ."

Und da der Herr Rochus ein leises Rieseln verspürte vom Kopf bis zur Zehe, kühl und heiß abwechselnd — „Du mußt es ihnen sagen!" bettelte schon das Hexlein flehentlich und küßte ihn auf beide Wangen und versehentlich oder aus Liebe auch auf die Nase. — „Da ist jetzt der Herr Melchior gekommen, der will's der Mutter ausreden und alles zerstören. Und wo doch alles so könnt anfangen zu glücken grad jetzt mit der Stellung am Orchester in Köln am Rhein! — Und ein Musikus wär' eine Schand für ein Baumgartner Mädle!" Da glühte das Hexlein. „Schand? — Geh her, die Pfeffersäck! Was sollen die groß verstehn von der Musik! — Und von der Lieb' — erst recht . . ." Da glühte das Hexlein noch tiefer.

Und da es aufs neue den lieben Ohm um den Hals faßte, so daß ihm beide Wangen und auch die Nase feucht wurden und zuletzt auch die Stärkwäsche, auf die er einigen Wert legte, ja, was konnte er anderes tun, der Herr Rochus, als Fürsprache zusagen und streicheln und trösten, bis das Näschen begann langsam wieder abzuschwellen. Und für das kleine braune Rinnsal nahm er sein eignes seidnes und gemustertes Tuch, aber nicht bis dahin, wo der Kummer versiegte. Ei der Tausend doch! Nein! —

Du lieber Gott! So ein Kummer! Und ein Einspanniger hatte doch wohl immer eine kleine Reserve, die einer schmalen neuen Wirtschaft gut dienen könnte. Und das große, leere Haus in der Magnusstraße zu Köln am Rhein mit den vielen in Sack eingenähten Meubles! Sie waren schön, und gewiß fraßen in manchen schon Motten und Wurm! Und ein Spinett gab es auch, wenn Geigenspiel zu begleiten war.

Ja, wenn so ein seliges, junges Leben nun in das Haus einzog! Das mußte ja grade sein, wie wenn ein Scheintoter, der einmal sehr geliebt wurde, wieder zu atmen anfing!

Und der Ohm Rochus und das Hexlein hörten an diesem Tage die Mittagsglocke erst, als sie zum drittenmal laut und aufgeregt unter dem Altan losszeterte. —

Da der Herr Rochus sich am Nachmittag auf die weiße Bank setzte, unter der Kastanie, Frau Mariannen und dem Herrn Melchior gegenüber, bat er, die Angelegenheit mit dem Sarabandespieler doch noch einmal zu überprüfen, indem nicht jeder Musikant ein Windhund zu sein brauchte. Er hatte den Herrn Melchior dabei ganz fest und ruhig im Auge, sprach über die veredelnde Wirkung und nicht abzuschätzende Bedeutung der Musik überhaupt und vorzüglich der Geige, und ließ nebenbei einiges fallen über ein leerstehendes Haus zu Köln am Rhein und auch über Pfandbriefe und andere Papiere, gut im Kurs. Und bei allem diesem war ihm ausnehmend leicht zu Sinn. Ein Husen kam ja nun einmal immer zu spät, Gott weiß es! Und wem es so offenbar nicht gelingen sollte, selber glücklich zu werden, der sollte doch wohl keinen Wink versäumen, daß er glücklich könnte machen. Und überdies hatte der Schutzengel, wie dem Herrn Rochus jetzt zu Bewußtsein kam, auch bei dieser Angelegenheit sich nicht im geringsten in Atem gesetzt.

Digitized by Google

Aber Frau Marianne war noch nie so schön gewesen wie an diesem Nachmittag. Und da sie Herrn Rochus an einem Lavendelbusch und auch an Herrn Melchior vorüber beide Hände entgegenstreckte, bebten die Opale über ihrem Busen so stark, daß Herrn Rochus einen Augenblick ganz benommen im Kopf wurde.

Es hatte aber Herr Melchior manches und vielerlei mitgebracht für die Hochzeit: seidene Stoffe, Jakonetts, Popeline, glatt und gemustert, und Spitzen. Dazu auch das letzte Heft des „Journals des Luxus und der Moden", herausgegeben von dem Herrn Geheimrat Bertuch in Weimar. Und da Frau Marianne und alle drei Rebblütlen eifrig darüber her waren an dem weißen Tisch unter der Kastanie, wurde entschieden, daß Dianens Brautkleid à la grecque sollte geschneidert werden. Allerdings war die Mode im Ausgang. Aber der Forstadjunkt hatte des öfteren, gehaltener Rührung hervorgehoben, wie er Dianen zum erstenmal à la grecque, und im Mondschein am Stamm einer Weide lehnend erblickt hatte. Diana konnte sich nicht einbilden, was sie bei jenem bestimmten Mondschein an dem Stamm einer Weide mochte getrieben haben, zumal die Rebblütlen an solchen Abenden zu dritt und Arm in Arm singend zu lustwandeln pflegten — aber — wie dem auch war — Erinnerungen mußte man ehren.

Lalla und das Hexlein bekamen — o, Jubel — die ersten Krinolinen zur Hochzeit. Aber nur kleine, drei Reifen, und Fischbein in Schnebbentaillen. Außerdem bettelte das Hexlein um einen Spenzer aus Sammet, wie sie so kleidsam sind, und alle Mädchen trugen jetzt Spenzer aus Sammet, und die paar wenigen, die sie einmal wirklich nicht kleideten, die trugen sie erst recht.

Da nun die Kleiderfrage entschieden und Herr Melchior bedankt war mit Knicks und gesetzter Rede, stoben die Rebblütlen davon. Sie winkten zärtlich Herrn Rochus. Aber der meinte, er säße gern noch ein wenig unter der Kastanie. Zumal Herr Melchior nicht Miene machte, den Platz neben Frau Marianne aufzugeben. Es erwies sich aber, daß Herr Melchior unter den vielen weichen und schweren Falten von sehr kostbaren und wohlfeileren Stoffen noch etliche Muster für Tapeten verborgen hatte. Da im Städtlein unten wohl nicht dergleichen zu finden, und das Schlafgemach von Frau Marianne — so sagte er — bedürfe einer Erneuerung.

Frau Marianne meinte zwar, sie sei noch immer zufrieden. Aber der Herr Melchior hatte schon eine lichtblaue Tapete mit Sternen auf den Tisch gelegt, und eine mit Rosengerank und Putten mit Köchern und Pfeilen. — Aber als sich Frau Marianne an Herrn Rochus wenden wollte um seine Meinung — wandelte dieser bereits tief den Rebgang hinunter.

Da seufzte Frau Marianne ein wenig und lächelte mütterlich und wählte die lichtblaue mit Sternen.

Als zuletzt mit dem Musikus alles entschieden war, und mit den Kleidern zur Hochzeit und der Tapete, reiste Herr Melchior wieder nach Augsburg.

Jetzt hatte das Maikraut abgeblüht und taugte nicht mehr für den Wein. Aber die Erdbeeren begannen zu reifen. Die Luft war voll von Nachtigallen und Blütenduft.

Ab und an reiste eine ganz unwirkliche Duftwolke über den Garten hinweg, die kam von weit her, wo das Labkraut wie weißes Linnen im Grase lag, oder auch von einer alten, bröckelnden Mauer, umrankt von Jelängerjelieber. Die gelben Wollküken bekamen schon dünne Federkiele an Flügel und Schwänzchen und gingen gesittet mit der Mama auf den Regenwurm. Die Truthühnchen brauchten zwar immer noch kleingehackte Nesseln, aber man brauchte sich nicht mehr so grausam ängsten, daß sie nasse Füße bekamen. Die Kühe gaben wieder Milch, wenngleich der beste Teil noch immer den Kälbchen zufiel, und die kleinen Fohlen, wie sie um die Mutterstute herumtollten, benahmen sich nicht mehr wie aus Holz geschnitten, sondern hatten schon ein Gelenk in ihrer goldigen Tapsigkeit entdeckt.

Überall war Lalla zu erblicken. Sie machte ihre runden, weißen Patschchen nicht grade naß. Aber sie bemerkte alle Spargelköpfe zuerst, wo sie die Erdhügelchen heraufgestoßen hatten, und zeigte sie der Magd mit dem Stechmesser. Sie zuckerte die Früchte ein, die andere im Sonnenbrand gepflückt hatten. Die Tauben flogen ihr auf die Schulter, und die Hühner liefen ihr nach, wo sie sich sehen ließ. Alle kleinen Kinder strebten ihr zu, und der grüne Papagei rief: ‚Coromandel, Lalla!'

Um diese Zeit lagen auf allen Rasenplätzen weiße Wäschestücke zum Bleichen, und eines Morgens kam Lalla den Rebgang herunter geschritten, hängte sich dem Ohm in den Arm.

„Alle reden von Liebe," sagte sie. „Bloß immer von Liebe und Hochzeit! Laß mich aus! Was mir das schon langweilig ist!"

Als aber der Ohm, ihre weiche Hand sanft tätschelnd fragte: „Lalla, und du? Wünschest du gar nicht" — er zögerte befangen — „das Glück?" sagte Herr Rochus entschlossen. „Ich meine — die Liebe! Und — einen

Digitized by Google

Elch. Gemälde von Carl von Dombrowski
(Münchener Kunstausstellung im Glaspalast 1924)

Digitized by Google

Digitized by Google

jungen Mann?" — „I gar!" sagte Lalla, und ein zorniges Tränchen quoll hinter den langen Wimpern. „Einen jungen Mann! Affen sind die jungen Männer allesamt. Zuwider sind sie mir schon!" Und, fester eingehenkelt und mit der freien Hand eilig das Zornträn-lein vom Pfirsich der Wange wischend: „Gar nichts sonst tät ich mir wünschen," sagte Lalla eilig, und als ob sie jemand sollte gut zusprechen, „als immer so Sommer und Rosen und mit dir durch den Rebgang, Ohm Rochus!"

Und da Herr Rochus sich ein wenig zur Seite wendete, wo sich Lallas Gesicht an seine Schulter schmiegte, sah er das kleine braune Mal, wie es auch Frau Marianne hatte, wie ein Fleckchen aus Sammet. Und er wußte nicht, wurde er betrübt darüber oder sehr froh.

Von dem Tränlein auf der Wange war gar nichts mehr zu bemerken, auch wußte der Ohm Rochus nicht, daß Herr Melchior mit Gewürz und Kaffee, Lichten und allerlei nützlichen Dingen einen Brief an Frau Marianne geschrieben hatte. Darin stand unter anderem, der junge Hainbauer habe in wichtiger Angelegenheit nach Amsterdam gemußt, und es wäre die Frage, ob er zur Hochzeit Dianens zurück sein könnte. —

Da Herr Rochus Lallas Arm so sehr weich und zärtlich auf dem seinen empfand, und die Rosen so stark dufteten, und eine ganz unsägliche, schwüle Bangnis über dem Garten sich verbreitete, meinte er plötzlich: wenn er nur Lalla am Arm habe, dann könne er es vielleicht endlich wagen und zu dem Nußbaum treten mit der gewulsteten Herznarbe. Und wenn vor diesem Herzen eine zu tiefe Traurigkeit ihn überfiele, dann dürfte er vielleicht das kleine Mal auf Lallas Kinn küssen, wie auch Frau Marianne eins hatte; das müßte dann sehr tröstlich sein und sehr süß. Aber grade als er so weit gekommen war in Gedanken, und mit Lalla in den Weg einbiegen wollte, wo die vielen Lavendelbüsche blühten, und wo ganz am Ende der Nußbaum stehen mußte, kam Frau Marianne ihnen entgegen, und, ganz gegen ihre Gewohnheit, lief sie ein wenig wie in großer Verwirrung, und immerfort glitten die Dunkelheiten über den lichten Spiegel ihrer Augen.

„Das Herz hat ein grünes Reis getrieben," sagte sie atemlos. „Ja, der Nußbaum, der tot war," und dann schwieg sie schnell.

Aber als Lalla und Herr Rochus sie befragten — „Ach," meinte sie, „es ist doch wirklich zu arg heuer mit der Hitze," und fächelte, daß die Luft eine einzige Lavendelwolke wurde. Und sie wollten doch ja nicht wieder vergessen, grüne Nüsse in Zuckersirup zu kochen, weil die gar so bekömmlich seien, und — der Herr Melchior käme schon übermorgen.

Und als mit dem Frau Marianne fort war wie weggezaubert, schritt auch Herr Rochus mit Lalla am Arm den Weg zurück, den sie eben gekommen waren —

Der Herr Melchior war wirklich als erster von allen Gästen und — wie die Rebblütlen meinten, recht überflüssiger Weise — eine ganze Woche vor der Hochzeit eingetroffen. Die Girlanden flechten und aufhängen und die Tafel schmücken, das konnten sie schon allein, und außerdem hatten sie doch den Ohm Rochus. Und wo alle Treppen noch einmal heruntergeschwemmt wurden, und die vielen Betten zu beziehen waren und so zuletzt — überhaupt ... Das Babettle konnte es auch schlecht aushalten, und lachte manchmal ein bißchen daneben, wenn der Herr Melchior mit dem großen, gedruckten Kochbuch in die Küche trat und anfing, unter kupfernen Pfannen und Eingemachtem Rezepte vorzulesen. Wo doch alles längst ausgemacht war, und die Speisekammer und die Keller standen schon voll von oben bis unten, und wenn die Torten in den Ofen kamen, und dabei immerfort Predigt — alsdann ...

Aber dies waren nun einmal die Tage, wie sie vor Festen sind, da kein Mensch mehr sagen konnte, wo er die wichtigsten Dinge gestern erst aufgehoben hatte. Wenn die Mägde bis über die Ellbogen in Seifenschaum steckten, meinten sie plötzlich, es brenne: so laut schrien die Rebblütlen im Hause nach ihnen. Aber nachher wußte keine, wer geschrien hatte oder wozu. Eines Tages, o Himmel, lag zwischen der frischen Stärkwäsche beim Ohm Rochus von Lalla ein Busentuch, und jemand, der bloß Natron verlangte, bekam — leider dessen — etwas ganz anderes! Der Winzervogt schlug drei Flaschen Bocksbeutel entzwei, was ihm auch noch nicht passiert war. Der Herr Melchior verlor seinen kostbaren geschnittenen Karneol aus dem Siegelring, und der kleine Zimmetfarbene, der eine neue Livree schwärmend genoß, bekam vom Babettle, er ahnte nicht warum, ausgiebig die ersten Schellen.—

Aber es ging dies alles vorüber, und Frau Marianne wandelte jeden Abend eine Stunde allein und eng verschlungen mit Dianen durch die Rebgänge. Wenn sie dann wieder zu den anderen traten, die unter der Kastanie mit Windlichtern saßen, blühten ihre Wangen so tief, ihre Augen waren so schimmernd, und Mutter und Tochter einander so ähnlich und so schön und verklärt, daß man gar nicht hätte sagen können, wer

Digitized by Google

von beiden nun eigentlich die Braut sei. Und dann kamen täglich Gäste von überall her, auch der Musikus, um den das Herzlein so bitterlich gelitten, und der als Neuestes eine herrliche Viola d'amore mitbrachte, mit Tönen wie aus dem Paradiese, und zuletzt — grün wie ein Wald im Frühling und ebenso verliebt unter aller strengen Korrektheit — stieg der Forstadjunkt aus der Kalesche, und die Hochzeit konnte gefeiert werden. —

Durch die Herrlichkeit und Innigkeit dieses Tages schwebte Frau Marianne wie ein Lavendelstrauß, den eine Sommerwolke mit zarten Tröpflein besprengte, und die lila Opale über der Busenfalte bebten des öfteren einmal. — Das erste Kind, das eine Mutter hergibt — und der Vater nicht mehr dabei! .. Da war es, daß ihre Augen plötzlich dunkel wie Abgrund sich vor Herrn Rochus auftaten, so daß er meinte — und er empfand eine leichte Mattigkeit in den Kniekehlen — er habe das Geheimnis in der Tiefe des Abgrundes erblickt, und es schimmerte wie eine Träne. Aber er konnte es nicht glauben, weil Frau Mariannes Mund so sanft dabei lächelte. Auch trat in diesem Augenblick Herr Melchior hinzu und bot Frau Mariannen den Arm, um sie zur Tafel zu führen. Und von der anderen Seite kam Lalla, nahm eine glührote Nelke aus ihrem Busenstrauß, steckte sie dem Ohm Rochus in das Knopfloch des hechtgrauen Fracks und sah selber in ihrem purpurnen Kleid aus wie ein Nelkenbeet, dunkel und glühend und verführerisch schön.

Nachher bei der Tafel brachte Herr Rochus einen Trinkspruch aus auf das junge Paar. Der Ahnherr vom Rhein pflegte bei erforderlichen Gelegenheiten sich hilfreich einzustellen, und Rhythmus und Reim hatten sich wie von selbst gefügt über dem waldfarbnen Bräutigam und Diana, der Göttin der Jagd. Auch ein Rundlied, von Herrn Rochus verfaßt, wurde gesungen. Aber wie er zwischen Frau Marianne und Lalla saß, dünkte es ihn, als ob zwischen Mutter und Tochter durch ihn hindurch heimliche Ströme wanderten. Denn beide erschienen einander ähnlich wie nie zuvor, und wie von sanfter Wehmut beide verschleiert. Und wie er diesen eigentümlichen Strömen — von links nach rechts und von rechts wieder nach links — eine lange Weile herzhaft standgehalten hatte, wußte Herr Rochus zuletzt nicht mehr ein und nicht aus mit sich selber, weder nach rechts noch nach links, und der Schutzengel rührte sich nicht. Auch nicht mit dem leisesten Flügeldaun.

— ‚Es kann nicht länger so weiter gehn,' dachte Herr Rochus, der ein kleines Glas Südwein genommen hatte zum Eingang und Rheinwein zum Lachs, und dem jetzt sein eigner kleiner zimmetfarbner Diener in der neuen Livree das dritte Glas kostbarer Liebfrauenmilch aus kristallener Karaffe einschenkte. Aber Lalla fing an, als ob sie sich selber trostreiche Geschichten erzählte, von einem alten Nußbaum an der Mauer. Schon immer wollte er ihn forthaben, der Herr Melchior. Aber jetzt hatte der tote Stamm ein frisches Reislein bekommen. Just aus der Mitte, wo wie ein Herz war in den Stamm geschnitten! — Bei diesem wendete Herr Rochus sich jählings herum zu Frau Marianne. Aber grade da berührte Herr Melchior ihr Glas, und seine Augen unter den schweren Brauen — auch sie erschienen Herrn Rochus sehr schwer und sehr eigentümlich. Da wendete er sich zu Lalla zurück, so jählings, wie er sich ihr abgekehrt hatte. Aber Lalla war so versponnen in Geschichten, die sie sich selber erzählte, sie hatte gar nichts gemerkt von Abkehr und Zukehr, sondern immer noch von dieser unerklärlich bangen und süßen Schwermut erfüllt, beugte sie sich ganz dicht zu Herrn Rochus, und das kleine braune Mal auf ihrem Kinn berührte fast seine Schulter. „Was das mit dem Nußbaum auf sich hat, möcht' ich wohl einmal wissen," sagte Lalla sanft und schwärmender Traurigkeit.

„Lalla," erwiderte Herr Rochus leise und schnell — wenn der Schutzengel immer noch auf Vakanz war, so mußte man selber zusehn — „wir gehen zu dem Nußbaum hernach und schauen nach dem Herzen, Lalla, und was es auf sich hat mit dem grünen ..." Aber Herr Rochus hat das „Reis" noch nicht von sich gegeben — „eine Maus, eine Maus!" schrie Frau Marianne, stand auf dem Polster von ihrem Stuhl, hob entsetzter Gebärde die Arme zum kristallenen Armleuchter, nicht anders, als müsse das graue Untier sich jeden Augenblick von dorther herunter stürzen über das Konfekt in Goldlahn gewickelt und über die Torten.

„Eine Maus? — Eine Maus!" schrie es hier, und schrie es dort. Und zwei weitere Damen standen bereits auf den Stuhlpolstern. Es waren junge Demoiselleu aus Augsburg mit schmalen Füßlein in zierlichem Schuhwerk. — Aber die Schwester von Herrn Melchior, die Mäuse und Ratten von den Speichern her genugsam kannte, dachte, es müsse eine Ohreule gemeint sein mit soviel Aufhebens. Und weil sie einige Künstlichkeit aufwendete bei ihrer Frisur, so warf sie sich ein Mundtuch über den Kopf und begab sich, so hurtig es sich machen ließ — denn ihr Rock hatte fünf Reifen — unter die Festtafel.

Digitized by Google

Dieser Anblick aber verdroß Herrn Melchior. — So war denn ein selig erschrecktes Rufen und Lachen und Trösten rund um den Tisch, und das Hexlein versäumte nicht die Gelegenheit, sich in die Arme eines Musikus zu salvieren. Herr Melchior aber, wie Frau Marianne an seiner Hand errötend von dem Stuhl herniederstieg — und ihr Füßlein durfte sich sehen lassen, gleichermaßen — Herr Melchior hob trotzdem die schweren Brauen sehr hoch, sah Frau Mariannen strenge an und fragte, ob denn auch die Mausfalle gebratenen Speck erhielte, denn so ein Speck nicht angenehm locke, bliebe die künstlichste Mechanik ohne Wirkung. Und Frau Marianne war froh, daß das Babettle weit fort in der Küche den kostbaren Koffee filtrieren mußte. Denn das Babettle bekannte jedermann sogleich und lachend die lautere Wahrheit bis aufs letzte, ob nun ein kleines Schweigen manchmal auch nützlicher gewesen wäre.

Und weil nun die Jugend sehr innig und dringend zum Tanz begehrte, und das Programm ein wenig verschoben worden durch die Maus, so wurde vorgeschlagen, wer den Koffee mit den neunerlei Backwaren vom Babettle jetzt nehmen wolle, der möge sich hinaus auf den Podest begeben, oder auf die weißen Bänke, rund um den Stamm der Kastanie, wo die schönen Beete mit Levkojen, Zinnien, Kartäuser- und andern Nelken die Luft recht angenehm machten. Und über so vielem Stuhlrücken und Lachen und Rufen hatte niemand gehört, wie ein Kaleschwagen in den Hof einfuhr. Nur Lalla hatte ihn erblickt. Denn sie stand grade träumerisch ausschauend am Fenster.

Da nun Frau Marianne am Arm von Herrn Melchior zum Podest wandelte, grüßten ihre Augen zu Herrn Rochus zurück, und es war etwas wie eine scheue Bitte in dem Blick. Aber Herr Rochus suchte Lalla mit den Augen, den Saal rundum: Kein Kavalier, der seine Dame auch nur einen Augenblick warten läßt! — Und da er Lalla nirgend fand, schlug sein Herz sehr heftig in Rührung. Denn er meinte, sie sei ihm bereits vorausgeeilt, zärtlichen Wunsches.

Und da er in den Weg einbog, der zu dem Nußbaum führte, und er den Lavendelbusch erreichte, dessen Duft gar sanft webte, und so süß verwirrte wie der Duft von Frau Mariannes Haar — da erschien es Herrn Rochus nicht anders, als solle sogleich eine Tür zugeschlossen werden, die Tür zu einem hellen, schimmernden Gartensaal. Und vor dieser Tür hatte Herr Rochus zwanzig Jahre gewartet. Da überfiel ihn eine große Trauer. — Aber gleich danach meinte er, er sähe eine flammende Wolke am Ende des Weges. ‚Schier heftig blühen die Rosen und Nelken heuer', dachte Herr Rochus betreten; und mit einem rechten Herzspann, aber entschlossen schritt er den Gang hinunter, der zum Nußbaum führte.

Ja, wirklich, Lalla, das zärtliche Kind, stand unter dem Herzen mit dem grünen Reislein. In all ihrer weichen, dunklen und zärtlichen Süßigkeit stand sie dort; und keine Rosen und keine Nelken konnten brennen wie ihr Kleid oder wie ihre Wangen und Lippen über dem Kleide. Denn — Lalla stand nicht allein! — Es gab doch noch Postillone zwischen Amsterdam und dem Main, die ein Einsehn hatten! Daß das Hochzeitsmahl vorüber war, grämte den jungen Hainbauer nicht so arg. Liebe ist gute Weide. Auch hatte er für alle Fälle zum Frühstück ein Hähnchen verzehrt. Seit drei Tagen reiste er mit Extrapost. Soviel würde der Amsterdamer Handel schon abwerfen. Und wo nicht, so wäre es auch einzurichten. Und jetzt war er da. Er war da! Und er und Lalla vor dem Herzen brannten zusammen in einer steilen, lichterlohen Flamme. —

Da ging Herr Rochus behutsam den Buchsgang wieder zurück. Und da er zu dem Lavendelbusch kam, blieb er stehn, pflückte langsam und zart eine lange blaßlila Ähre und steckte sie hinters Jabot. Daß ihm die rote Nelke dabei aus dem Knopfloch sprang, merkte er gar nicht. Aber er lächelte, als sei er einer Todesgefahr noch eben entronnen. Und da er gleich danach Herrn Melchior erblickte, wie er an jedem Arm eine Dame — Frau Marianne und die Mutter des Bräutigams — den Gang herauf und ihm entgegen lustwandelte, ging Herr Rochus freien Schrittes auf ihn zu. „Es ist nicht recht," sagte er lächelnd, „daß einer darbe und ein anderer genieße doppelt," verbeugte sich tief und bot Frau Marianne den Arm. — —

‚Zum Nußbaum!' dachte Frau Marianne, als sie sanft und zärtlich lachend ihre Hand dem Arm von Rochus vertraute. ‚Jetzt wird er mich zum Nußbaum führen.' Und ihre Augen wurden so dunkel, als könnten sie niemals ihr lichtes Spiegeln wieder erlangen.

Aber — ein Husen hat Zeit! — Und außerdem dachte Herr Rochus, es stünde doch schon ein anderes Paar unter dem grünen Reis, das dem gewulsteten Herzen entsproß. Diese Angelegenheit mußte wohl zuvor ausgetragen werden.

Da führte er Frau Marianne zu dem Lavendelbusch, blieb davor stehn und sagte: „So seid Ihr! So habe ich Euch gespürt,

Digitized by Google

zwanzig Jahre!“ Und er wies auf die blaßlila Ähre in seinem Jabot und atmete tief herauf.

Als aber die lila Opale über dem Busenansatz ihr flimmerndes Spiel begannen, kam glühend und selig Lalla am Arm des jungen Hainbauers den Gang herunter geschritten, und es war nicht zu sagen, welcher Jubel ausbrach, als die Verlobung der letzten der drei Töchter an der Hochzeit der ersten verkündet wurde.

Herr Melchior aber benahm sich so vollkommen väterlich dem jungen Hainbauer gegenüber, und da zu dem Koffee vielerlei angenehme Liköre gereicht wurden, süße und strengere, und am Abend des jungen Brautpaares und auch des Hexleins und seines Musikus des öfteren mußte gedacht werden mit Spruch und Rede und Gläserklingen und -Leeren, und soviel Nelken und Rosengeruch in der Luft war, und soviel Jugend umher und Sommer und Liebe, bekamen die Augen des Herrn Melchior trotz der Angelegenheit mit der Maus, wenn er Frau Marianne ansah, öfter noch einmal den schweren eigentümlichen Blick, so daß Herr Rochus — dem die hohen Spiegel grade diesen Blick jedesmal zuwarfen — dabei dachte, er habe die Worte am Lavendelbusch vorhin vielleicht gar nicht gesagt zu Frau Marianne? Nein, er hatte sie sicherlich nur geträumt, ebenso wie — nun — ebenso wie alles andere, was er mit ihr erlebt hatte in seinen Gedanken und Träumen nun zwanzig Jahre hindurch. —

Während nun Herr Rochus bei sich seine Abreise wirklich und endgültig festsetzte auf morgen oder doch nächste Woche, wurden ringsum die kommenden Hochzeiten besprochen. Das Hexlein sollte noch ein Jahr warten auf sein volles Glück, wegen übermäßiger Jugend beider Teile, und daß die Brautleute in der Entfernung sich selber und eins das andere noch ziemlicher prüften. Aber mit Lalla stand eigentlich gar nichts im Wege. Und da sie ihren Bräutigam mit der Traube berückt hatte bei der Weinlese, so wurde festgesetzt, Ende des Weinmonds sollte wiederum hier auf dem Berge Hochzeit gefeiert werden. Und Herr Rochus ließ sich bereden zu bleiben, weil nicht nur das Hexlein, sondern auch Lalla gleich anfingen, sich in Tränen aufzulösen, wenn der liebe, einzige Ohm des Fortgehns erwähnte. Und das rührte ihn sehr. —

So gingen denn die übermäßig und fast schmerzhaft bedrängenden Sommerwochen zu Ende. Die Bangnis der dunklen und schweren Baumkuppeln löste sich gemach, und es schritten abermals die unhörbaren Tage, einer immer verklärter als der andere, über die Rebhügel. Wieder schweiften die Blicke über den goldnen, bronzebraunen und blaugrünen Sammet wie von Ruhe zu Ruhe. Aber unter jeder Ruhe bebte dennoch ein eignes und seliges Feuer, bis dorthin, wo die letzte Bläue anhub und die letzte Sehnsucht sich hinüber erlöste.

Die Reseda blühte noch immer, und Frau Marianne trug gern einen Strauß davon in Händen, wenn sie zwischen den Reben und Trauben und dem letzten Blühen hinwandelte wie die heimliche Seele dieser Jahreszeit: unschuldig wissend, da sie mehr aus Gehorsam, denn aus Liebe ihres ersten Mannes Weib geworden, und weil ein anderer nicht redete zurzeit — unerfüllt, aber so zart in ihrem Verlangen und zugleich so inbrünstig nach der süßen Fülle des Trankes, ehe die Schale zerbricht — daß zwischen Zartheit und Glut und Wehmut und Wunsch und Bangnis sie sich aufzulösen schien und nur noch wie die Verklärung ihrer selbst durch diese ausruhenden Tage zog. Herr Rochus aber, der sich einredete, er habe das am Lavendelbusch doch nur geträumt — ging zwischen dem vielen Golde wie einer, der alle Schätze der Erde noch einmal durch bereits gelockerte Finger gleiten läßt. Bald . . . bald . . . —

Dann kamen die letzten Vorbereitungen zu Lallas Hochzeit, und die Hochzeit selber, und es war da alles nicht so sehr viel anders wie bei der Hochzeit Dianens. Auch der Herr Melchior war wieder um eine Woche zu zeitig eingetroffen und hatte einen Schwanen aus Augsburg mitgebracht, aus Holz geschnitten, mit vergoldetem Schnabel und desgleichen Schwimmhäuten zwischen den Zehen. Dem sollte von den gebreiteten Flügeln abwärts ein Vorhang wallen aus sanftestem indischen Mull, schneeweiß, gepunkt, über das Bett von Frau Marianne.

Aber Frau Marianne meinte, sie ängstige sich so sehr. Und wenn ihr der Schwan auf den Kopf stürzte!

Herr Melchior hob die schweren Augenbrauen ausnehmend hoch, indem er versicherte, daß ein Schwan und eine Maus gar nicht vergleichbar wären. Auch wolle er diesmal die Mausfalle selber aufs gründlichste untersuchen und auf die Probe stellen. Da erschrak Frau Marianne, und das Babettle mußte, bis über die Ellenbogen im Gugelhupfen steckend, das rostige Unsal suchen. Da lachte das Babettle einmal nicht, sondern es zeterte. Darüber entsetzte sich ganz Handwerfel. Aber die Falle wollte sich trotzdem nicht finden. Und so nahm Frau Marianne in aller Not den Schwanen in ihr Schlaf-

Digitized by Google

gemach, wo er beim Ofen mochte hocken, bis Herr Melchior abgereist war. Aber da ihr über dem Schwanen — sie wußte nicht wie — plötzlich die Geschichte eines anderen Schwanen in den Sinn kam, die vor sehr langer Zeit einmal geschehn, wurde sie sehr zornig, kehrte ihren Schwan, vielmehr den des Herrn Melchior, mit dem Kopf in die Ofenhölle und band ihm ein Handtuch um Kopf und Schnabel.

Aber kaum war die Sache mit dem Schwanen aus der Welt, als Herr Melchior den Herrn Rochus beiseite nahm, ihn auf den Söller führte, wo er ihm drei kostbare Ketten wies: eine aus Smaragden, eine aus Rubinen und eine aus Saphiren, und Herr Rochus, der so viel gereist war und so viel gesehn hatte, wolle ihm raten, welche Kette Herr Melchior Frau Mariannen verehren solle, daß sie sie trüge am Hochzeitsfeste Lallas. Da meinte Herr Rochus, nun sei es wirklich an der Zeit, Handwerfel zu verlassen, und es sei das grüne Reis im Herzen des Nußbaums dennoch für einen anderen gesproßt. So wollte er gleich nach dem Hochzeitstag es wagen, ganz allein den Nußbaum besuchen — damit er nicht wieder in Träumen von ihm geplagt werde, und dann Abschied nehmen von diesem geliebten Lande der Sehnsucht, der Hoffnung — für manche auch der Erfüllung — und der Verklärung zuletzt.

Er riet dem Herrn Melchior zu den Saphiren. Ihm erschienen Smaragde zu herrisch, und allzudeutlich der Rubin für die Zartheit von Frau Marianne. Aber vielleicht, daß auch Saphire ihr Wesen noch nicht genugsam ausdrückten; denn am Hochzeitstag trug Frau Marianne wieder die lila Opale, und sie bebten sehr oft und sehr lange an diesem Tage.

Aber mitten zwischen Böllern, Raketen und einer Luft, golden und klar und perlend wie Wein, merkte Herr Rochus, wie Frau Marianne mit Herrn Melchior auf dem Söller stand. Sehr nah bückte sich Herr Melchior. Und berührte er jetzt nicht auch den Nacken vor sich? Den Nacken wie weißer Atlas? — Da dachte Herr Rochus, ein Dolch stieße ihn mitten durchs Herz, und er kehrte sich eilig zur Seite.

Aber nach einer Weile, als er Frau Marianne wieder erblickte, war eine leichte und seltsame Erregtheit über ihr, und fortwährend wechselten die Dunkelheiten über ihren Augen, und einmal — ja — war es auch — eine Träne? — Eine — Träne? . . . Herr Rochus konnte es nicht erkennen. Er erschrak zu sehr; und er sah nur deutlich, sie trug die Saphire um den Hals, und er spürte aufs neue den Dolch mitten durch sein Herz. Aber ganz kurz nachher trug Frau Marianne nicht mehr die Saphire. Sie trug auch nicht die lila Opale, sondern ganz allein der sanften, verklärten Luft gab sie ihre Haut, weiß wie Atlas oder wie die Blüten der Akazie.

Und grade, als Herr Rochus dieses bemerkte, sank ein Stern vom Himmel, sehr leuchtend und groß und so langsam, als ob er gar nicht fiele, sondern als ob der Schutzengel ihn an einem seidnen Faden herunter ließe, damit Herr Rochus Zeit habe, sich etwas dabei zu wünschen. Aber Herr Rochus war viel zu zerstreut, um an Wünsche zu denken. Seine Gedanken wußten nur noch ein einziges Wort. Das wiederholten sie unaufhörlich. So sank der Stern. Und das Wort „Frau Marianne“ geleitete seine strahlende Bahn vom ersten Schimmer bis zum letzten Verblassen. — Das war das letzte, woran sich Herr Rochus erinnerte an Lallas Hochzeitstage.

Hernach stieg er hinauf zu seinem Schlafgemach, bedeutete den zimmetfarbenen Diener, der eine Viertelelle gewachsen war in diesem Jahr auf Handwerfel und beim Babettle in der Ofenhölle, packte auch selber einiges, wollte morgen früh vor Tagesanbruch den Nußbaum besuchen und — was damit verbunden war — und hernach wollte er fortreiten.

Er legte sich zur Ruhe, wiewohl er nicht schlief. Dabei schien es ihm, als höre er unter sich, wo Frau Marianne ihr Schlafgemach hatte, noch lange ein Hin und Her auf leichten Sohlen, denn die Dielen in diesem alten, getreuen Hause knarrten alle ein wenig. — ‚Das Glück wandert hin und wieder‘, mußte er denken. — ‚Unrastig ist Glück!‘ — Da litt es ihn nicht länger im Bett. Er stand auf, trat ans Fenster, wanderte gleichermaßen hin und wieder und dachte: ‚Sonderlich sind die Gaben der Götter! Den Freudigen wie den Trostlosen mag es auf seinem Lager nicht erleiden. Beide wandern in Unrast. O — Frau Marianne! . . .‘

Und als er gegen Morgen dennoch in leichten Schlummer sank, da erblickte er zwischen Brotfrucht und Sagopalmen, Bobäumen, Zuckerrohr und anderem Wunderfrevel eine sehr zarte und süße Blume, blaßlila. Das war Frau Marianne. Und sie kam auf ihn zu und trug in der Hand einen Strauß aus Reseden. Oder war es ein grüner Nußzweig? Und die opalene Kette über der Busenfalte bebte sehr. —

Als Herr Rochus aufwachte, dachte er: ‚Gleichviel, Träume sind feine Betrüger. Kein Kavalier, der sich nicht zurückzieht, wenn er inne wird, daß seine Dame ihr Herz

Digitized by Google

anders verschenken will!' — Und er gedachte Frau Marianne das Übel des Abschiednehmens zu ersparen. So schrieb er ein feines Brieflein voll höflicher Herzlichkeit und zarten und innigen Dankes und begab sich in guter Frühe hinunter. Die Kalesche mit dem Gepäck und zimmetfarbnen Diener und Kutscher mochten nachkommen. Er hatte, wessen er bedurfte, in einem Mantelsack. Und er wollte über den Hof, die Isabelle aus dem Stall zu holen. Heut jährte es sich, daß er sie an den seidigen Stamm des jungen Nußbaumes gebunden hatte.

Aber als er an Frau Mariannens Zimmer vorüberkam — und er ging sehr behutsam — öffnete sich ebenso behutsam die Tür von innen, und Frau Marianne trat heraus, als habe sie die ganze Zeit dahinter gestanden und immer gewartet. Sie trug aber bereits, wie sie immer des Morgens pflegte, ein Kleid aus Jakonett, blaßlila mit batistenem Busentuch und im Ausschnitt bereits das Geschmeide mit den Opalen. Und, leicht aufgeschreckt, süß verwirrt, staunend und plötzlich zärtlich und mütterlich lächelnd, sah sie Herrn Rochus in Reisekleidern.

„Auf ein Wort nur, mein Freund," sagte Frau Marianne und zog den nicht sehr Widerstrebenden in ihr Zimmer mit der lichtblauen Tapete. Der Schwan aber, der den mullnen, gepunkten Baldachin tragen sollte, hockte mißmutig und umgekehrt, Kopf und Schnabel mit dem Handtuch umwickelt, in der Ofenhölle. — Herr Rochus erblickte ihn nicht; aber von der schimmernden Bettstatt in der Mitte der Wand kehrte er scheu die Blicke.

„Einen Augenblick nur," sagte Frau Marianne und hatte es nicht acht. Denn das Pfühl war bereits gelockert von ihrer Hand und wieder verhüllt, und das Bett war in ihren Gedanken ein Meuble wie jedes andere. „Nur einen Augenblick!"

Und Herr Rochus bemerkte, wie die große Augsburger Kalesche aus der Remise gezogen wurde und beladen mit sehr vielem und schwerem Gepäck. Aber Frau Marianne bedeutete Herrn Rochus, daß er schweige, und hielt dabei fortwährend seine Hand, als ob er entspringen möchte, wenngleich er sich seltsam wohl befand in so süßer Haft.

Wie sie so eine Weile gestanden hatten, sehr nahe eins dem anderen, hörten sie zuletzt schwere Schritte die Treppe heruntersteigen, und Herr Melchior trat auf den Podest.

Er stand noch ein kurzes Weilchen, schaute rundum unter schweren Brauen, fragte vom Kutscher dieses und das, räusperte sich, schalt auch ein wenig, gemäßigter Stimme, und da nichts weiter erfolgte, bestieg er am Ende die Kalesche.

„Sobald kommt er nicht wieder zurück," sagte Frau Marianne glückselig, als das Knirschen der Räder verhallte. „Er war gut zu mir, und Brudersohn zu meinem guten, seligen Heinrich. Aber . . ."

„Aber?" fragte Herr Rochus atemlos.

„Aber — der Nußbaum!" stammelte Frau Marianne. „Er sagte doch immer, er sei tot, und man müsse ihn absägen. — Aber . . ."

„Aber?" fragte Herr Rochus wieder.

„Das grüne Reis!" stammelte Frau Marianne. Die Opale über ihrer Busenfalte flimmerten sehr. Und auch die dunkle Tiefe ihrer Augen flimmerte; denn Frau Marianne lachte und weinte in einem, ihr ganzes Wesen schien sich aufzulösen in Bangnis und letztem Wunsch und holder Verwirrung.

‚Obacht!' — wollte der Schutzengel Herrn Rochus zurufen. Aber es war nicht mehr nötig. Denn Herr Rochus hatte bereits den einen Arm zart um Frau Mariannes Hüften gelegt, während er ihre Hand an die Lippen hob. Aber in seinen Augen stand das betörende Husensche Leuchten.

Da wanderten sie hinaus, Herr Rochus und Frau Marianne, eng verschlungen, zu dem toten Nußbaum, dessen Herznarbe das grüne Reis entsproßte. Die Luft war erfüllt vom Duft der Reseda, dem der Rebblüte so nah verschwistert, nur daß über dem Rausch bereits die Verklärung stand. —

Märkischer Abend. Von Herta Kanner

Ferner Lärm verrauscht wie Meereschöre
Vor dem Wipfelwehen dunkler Föhre,
Vor dem Summgesange schmaler Gräser,
Naher Nacht verstohl'ner Flötenbläser.
Noch ein Tagschein über Hügelketten,
Letzter Glanz um Kiefersilhouetten.

Digitized by Google

Von den Berliner Bühnen

Nach Jahren des Darbens ist in diesem Sommer in Berlin die Schlagsahne freigegeben worden. Ein Fest für die lieben Kleinen — und für die gesamte Damenwelt. Drei Monate hat das Fest gedauert; dann meldete sich der verdorbene Magen. Und voll Schrecken stellten die Directricen der Modesalons fest, daß ihre elegantesten und feschesten Kundinnen ihre schlanke Taille verloren haben. Reuig werden nun wohl manche der süßen Sünderinnen wieder zu einer Art gemäßigter Kriegskost zurückkehren müssen, um Gnade vor ihren Schneiderinnen und anderen kritischen Augen zu finden.

Nach Schlagsahne hat sich wohl auch das Theaterpublikum gesehnt. Die Kriegsnot hatte die Regisseure gelehrt, ein hartes, kärgliches, trockenes Brot zu verabreichen. Überall arbeitete man mit „Ersatz". Es gab keine üppigen Dekorationen, keine prunkvollen Kostüme mehr. Die karge Holztreppe war Palast oder Schlachtfeld oder Alpenlandschaft, der verwaschene Schlafanzug das zeitlose Ge-

Djemil Anik in der Revue „Noch und Noch!" Theater im Admiralspalast, Berlin. Photographie E. Schneider

Gisa Wurzel in der Revue „Wien gib acht!" Lessing-Theater, Berlin. Photographie E. Schneider

wand für Griechenkönige, Fabrikarbeiter und Hofschranzen. Und wo der Phantasie des Zuschauers unerfüllbare Aufgaben zugemutet wurden, da tauchte man die ganze Szene in gespenstisches Dunkel. Es war eben die Zeit der Inflation: als jeden deutschen Hausvater die Monatsrechnung über Gas und elektrisches Licht unmittelbar vor den wirtschaftlichen Zusammenbruch stellte.

Inzwischen haben die Behörden, schon um die städtischen Werke ausreichend zu beschäftigen, die Lichtreklame wieder gnädig erlaubt. Die fleißigen Bürgerfamilien sitzen des Abends nicht mehr um die einzige Glühbirne versammelt. Und auch auf den Brettern, die die Welt bedeuten, ist es lichter geworden — wenigstens so weit die elektrische Kerzenstärke in Frage kommt. Und mit den Lichtfluten der Scheinwerfer, Soffit-

Digitized by Google

Hanna Gorina in der Szene ‚Der Frauenrock' aus der Revue ‚Das hat die Welt noch nicht gesehn!' Komische Oper, Berlin. Photographie Zander & Labisch

ten und Rampen, die sich nun wieder über die Szenenbilder ergießen dürfen, regt sich das Verlangen nach Farbe und buntem Wechsel der Kulissen und Kostüme. Die Augen der Zuschauer, die ein volles Jahrzehnt gedarbt haben, vertragen die grauen Säcke und finsteren Arrestlokale nicht mehr; wie die Magen und Gaumen der großen und kleinen Kinder nach Schlagsahne riefen, so schreit's nun an allen Ecken und Enden der Theaterwelt nach Festtagsbeleuchtung und Lebensfreude, nach schönen Frauen und schönen Kleidern. Und die gern gefälligen Theaterdirektoren überpurzeln sich: „Schlagsahne, Schlagsahne!" Das geht natürlich nur so lange, bis es auch hier genug verdorbene Magen gibt. Aber zu Beginn des Theaterwinters — es ist Anfang Oktober, da diese Zeilen zum Satz wandern — steht das Geschäft der Berliner Theatertrusts völlig unter dem Zeichen des großen Ausstattungsstücks, in dem „Prospekte nicht und nicht Maschinen" geschont werden.

Auch zwei Bühnen, die früher der ernsten Kunst geweiht waren, das Lessingtheater und die Komische Oper, machen den leichteren Kundenfang mit. Wochenlang lockten übermannsgroße Litfaßplakate in ihre Revuen. Die Riesenbühne im Admiralspalasttheater gesellt sich hinzu. Der wissensdurstige Gast aus dem Reich und dem Ausland hat also die süße Qual der Wahl. Aber falls er so gewissenhaft sein sollte, alle drei Revuetheater zu besuchen, wird's ihm daheim schwer werden, seine Eindrücke redlich zu scheiden. Denn diese Revuen ähneln einander wie Drillinge, die einer gebefreudigen Mama entstammen, nur daß das eine Kind in London, das andere in Paris, das dritte in Berlin die Klippschule besucht hat. La recherche de la paternité est interdite. Mama selbst ist in Neuyork zu Hause. Das ist nämlich das Überraschendste.

Die ersten Deutschen, die nach dem Krieg mit unsern schönen großen Ozeandampfern nach Neuyork gekommen sind, haben in der früher als so puritanisch geltenden Stadt eine seltsame Wandlung festgestellt. Das glänzendste, reichste, Abend für Abend ausverkaufte Ausstattungstheater — die Ziegfield-Folies — führt Revuen vor, in denen neben allerlei szenischen Tricks und Akrobatenkünsten das Hauptanziehungsmittel die fast unverhüllte Frauenschönheit bildet. Selt-

Digitized by Google

sam: die Amerikanerin hat jegliche Prüderie in dieser Hinsicht abgestreift. Der Sport, das Seebad- und Strandleben mag die Wandlung verursacht haben. Der in der Sonne noch übliche Schwimmanzug ist für die szenischen Bilder im Rampenlicht bis auf ein allerletztes Mindestmaß, etwa wie es die Naturvölker noch eben als Muschel- und Perlkettenschmuck anwenden, zusammengeschrumpft. Trikots gibt es nicht mehr. Die Zurschaustellung des Körpers gilt „drüben" nicht mehr als anstößig, vorausgesetzt, daß es sich um klassische Schönheit handelt. Schulbeispiele der Grazie, hygienischer Erziehung, sportlicher Durchbildung sollen den Zuschauern gezeigt werden. Das klingt sehr gut. Und da neuerdings die bisher so sittenstrenge Amerikanerin aller Stände und aller Altersstufen, besonders der jüngeren, es gutheißt, so möchte ich den Amerikaner sehen, der dagegen Einspruch erhebt.

Unsereiner, an Europens Übertünchung gewöhnt, erschrickt auf seinem Parkettplatz zunächst, wenn da so ein gutes Dutzend schöngewachsener, fast nur mit winzigster Badehose bekleideter weiblicher Gardegrenadiere von verblüffender Ähnlichkeit auftritt und einen beschleunigten Parademarsch auf der Stelle ausführt, der sich rasch bis zum Presto steigert. Ein Bursch wie der andere, ein Bein wie das andere, ein toller Wirbel, ein toller Taumel, ein flinker Saltomortale nach dem andern, dabei lustig lachende blaue Augen, unschuldige Kindergesichter.

Entwurf nach einer Idee von Prof. Haas-Heye, Berlin, für eine Figurine der Revue „Noch und Noch!" im Theater im Admiralspalast

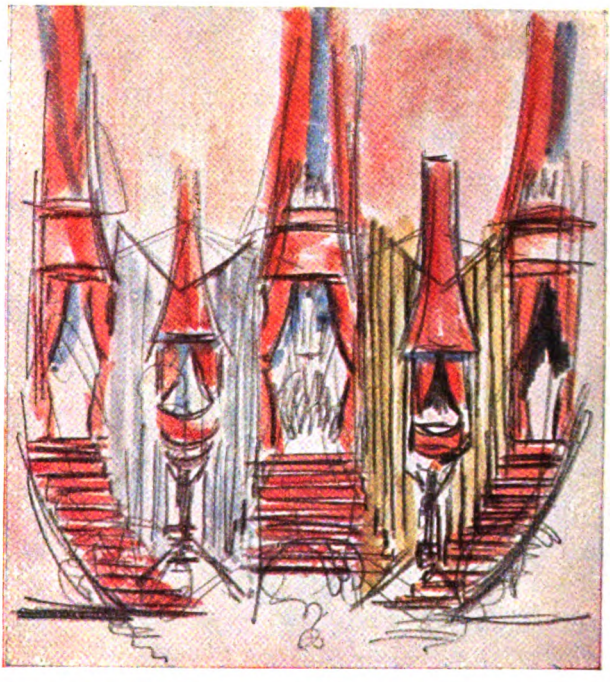
Nun, man gewöhnt sich daran. Und schließlich lernt man die schöne Menschheit vom ästhetischen Standpunkt aus schätzen und man beruhigt sich: vielleicht ist es für Mann und Frau wirklich einmal ganz erziehlich, die Statuen der Antike wieder lebendig werden zu sehen (wie die Amerikanerinnen es auffassen), es eifert wohl an, gesunden Sport zu treiben, der Verweichlichung, dem Dickwerden, dem Bequemwerden auszuweichen. Aber restlos überzeugen wird diese lustige Theorie nicht alle; die ganz gewiß nicht, bei denen ein etwaiger Verjüngungsprozeß völlig ausgeschlossen ist.

Die Berliner Revuetheaterdirektoren — bekanntlich durchweg Zeitgenossen, die lediglich den höchsten Volksidealen zustreben — haben die Auffassung der Amerikaner sich sofort zu eigen gemacht. Und so turnen und marschieren, hüpfen, tanzen und springen denn selbstverständlich in sämtlichen Vorführungen dieses Herbstes die unvermeidlichen Ziegfield-Girls in derselben stoffsparenden Statuenuniform, wie sie am Broadway klassisch geworden ist. „Da kannst nix machen!" Es heißt abwarten, ob die Bewegung auch die Mittel- und Kleinstädte bei uns erfassen wird, denn das gesunde Urteil wird dort gesprochen, nicht in Berlin, wo der Einwohner von Geschmack ja doch stets mundtot gemacht wird durch allzuviel land- und rassenfremde Elemente.

Das Gastspiel des Wiener Ronacher-Theaters mit der Ausstattungsrevue „Wien

Digitized by Google

gib acht!“ im Lessingtheater wirkt verführerisch durch den gepflegten Geschmack, die Vermeidung aller Lasziviitäten, durch den künstlerischen Geist, der die ganze Szene beherrscht. Die Berliner Firma Leopold Verch hat nach Entwürfen der Wiener Montoro und Czettel Phantasiekostüme



und Modetoiletten zustandegebracht, die zum Schönsten gehören, was je auf Berliner Bühnen gezeigt worden ist. Ein anerkannter Meister des deutschen Kunstgewerbes wie Professor Haas-Heye hat die Figurinen für die Darbietungen der Revue „Noch und noch!“ im Theater im Admiralspalast ge-

Oben: Entwurf von Prof. Haas-Heye zu einem Bühnenbild der Revue ‚Noch und Noch!‘

Unten: Entwürfe zu Figurinen der Revue ‚Noch und Noch!‘ nach Ideen von Prof. Haas-Heye, Berlin

Digitized by Google

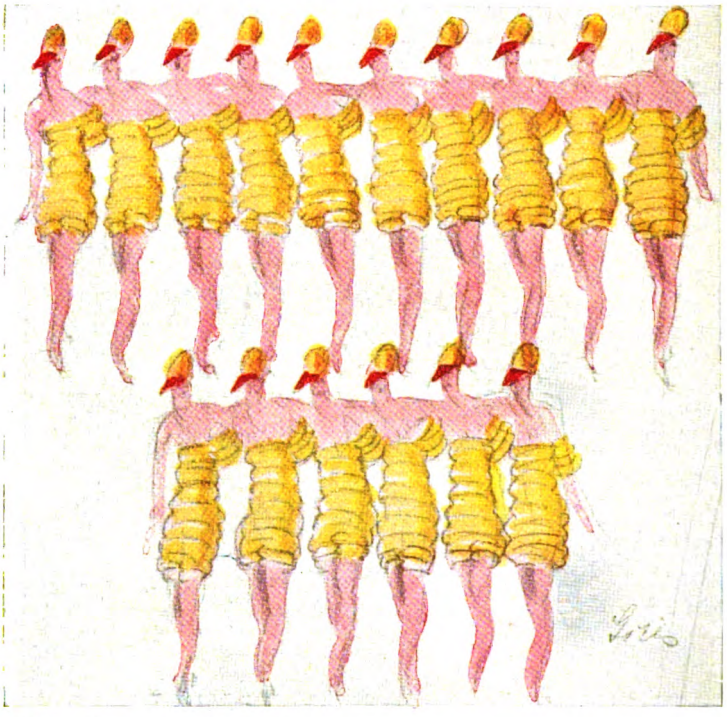
Entwurf von Prof. Haas-Heye für ein Bühnenbild der Revue ‚Noch und Noch!' im Theater im Admiralspalast, Berlin

schaffen. Die Kostüme der Ausstattungsrevue „Das hat die Welt noch nicht gesehn!" in der Komischen Oper entstammen der Berliner Firma Theag und einigen Pariser Ateliers. Die vielköpfigen Firmen aufzuführen, die an diesen Stätten den Text, die Musik, die Gesangseinlagen und die Kuplets zusammengebraut haben, lohnt nicht die Mühe. Die Grundidee dieser Revuen ist ja überall dieselbe: es werden geschäftstüchtige Theateragenten und ihr nicht minder sympathischer Anhang auf die Reise geschickt, um für ihre Bühne in aller Welt die allerneuesten Attraktionen und Sensationen zusammenzuholen. So geht in ein paar Dutzend Bildern die Fahrt nach London, Wien, Paris und Neuyork vor sich, nach Spanien, nach dem Orient. In Modesalons, Luxusbars, Parfümerien, Zigarettenläden, Kabaretts, Theatergarderoben, Juwelen-, Blumen- und Antiquitätengeschäften entwickeln sich farbige Bilder. Zumeist handelt sich's um feierliche Aufzüge einzelner Frauengestalten — Tänzerinnen oder Mannequins — in äußerst originellen Kostümen. Seidenstoffe, Federn, Pelz und Schleier! Farbenwunder der reichen Palette eines Haas-Heye! Optische Tricks verblüffen dazwischen. Durch Beleuchtungswechsel und Einschaltung gewisser Farbfilter ändern die Gestalten auf der Szene plötzlich Farbe und Form ihrer Gewänder: eine moderne Tanzgesellschaft verwandelt sich in einen phantastischen Urwaldreigen. Und einzelne Tanzpaare zeigen eine neue Akrobatik von bewundernswerter Leichtigkeit und atemraubender Fixigkeit. Der schlanke Tänzer schwingt die Partnerin wie einen lebenden Reifen, wie einen Kreisel, wie eine Schlange, wie einen wehenden Schleier im Wirbeltempo um sich, klassisch-schöne Posen wechseln in Sekundenschnelle . . .

Trostlos wirkt dann immer nur die „Atempause" zwischen zwei solchen schönen Bildern. Während die Szene wechselt, erscheint vor dem Vorhang die öde „Handlungs"-Gesellschaft, die den an den Haaren herbeigezogenen Zusammenhang der Bilder prosaisch fortführt. Ein paar witzige Kuplets und Duette beliebter Possendarsteller erheitern ab und zu. Aber was man z. B. im Admiralspalasttheater in diesen Zwischenspielen an plumpen, dummen und eindeutigen Geschmacklosigkeiten einem Publikum zu bieten wagt, das sich doch nicht nur aus Großstadthese zusammensetzt, das beweist, daß von diesen Veranstaltern die „Erziehung zur Schönheit" der amerikanischen Ladies gründlich mißverstanden worden ist. Das ist nicht der Kultus der Frauenschönheit, sondern — Berliner Herrenabend.

Die leichte Muse hat auch an den andern Großstadtbühnen bis jetzt noch die Oberhand. Aber es wäre ungerecht, nicht die fleißige und strenge Arbeit anzuerkennen, die auch auf diesem Gebiet geleistet werden muß —

Digitized by Google



Entwurf nach einer Idee von Prof. Haas-Heye für ein Szenenbild der Revue „Noch und Noch!"

und geleistet wird —, um den für die wirtschaftliche Existenz der Theater notwendigen Erfolg zu erringen. Überall finden sich wieder „Ensembles" zusammen. Vielleicht eine glückliche Folge der schlechten Geschäfte, unter denen das deutsche Filmwesen leidet. Die Zeit der schwindelnd hohen Star-Honorare ist vorbei. Die Schauspieler kommen wieder zur Probe.

Im Berliner Theater (vor einem Menschenalter holte sich dort Ludwig Barnay einen epochemachenden Erfolg mit seiner Inszenierung des „Demetrius") gibt's ja schon seit einem Lustrum jeden Winter ein sehenswertes Zugstück. Diesmal ist es mit besonders glücklicher Hand ausgewählt und mit viel Sorgfalt und Geschmack eingeübt. Es ist die dreiaktige Operette „Der süße Kavalier" von Rudolph Schanzer und Ernst Wehlisch, mit einschmeichelnder und prickelnder Musik von Leo Fall. Auf unmöglicher Voraussetzung — ein junges Mädchen gilt bis zu seiner Heiratsfähigkeit als Sohn und Erbe des Hauses — bauen sich die nicht fernliegenden drolligen Entdeckungswirren auf. Im Mittelakt erlebt „der junge Lord" die in der Chronik des Schlosses erzählte Parallelgeschichte eines Vorfahren, der am englischen Hofe viele Frauenherzen knickte, geliebt und gefürchtet war und mit dem Hosenbandorden geschmückt wurde, bis sich bei einem dramatisch zugespitzten Liebeshandel ergab, daß der „süße Kavalier" eine Dame war: die Urgroßmama des jungen Lords. — Emmy Sturm, eine der

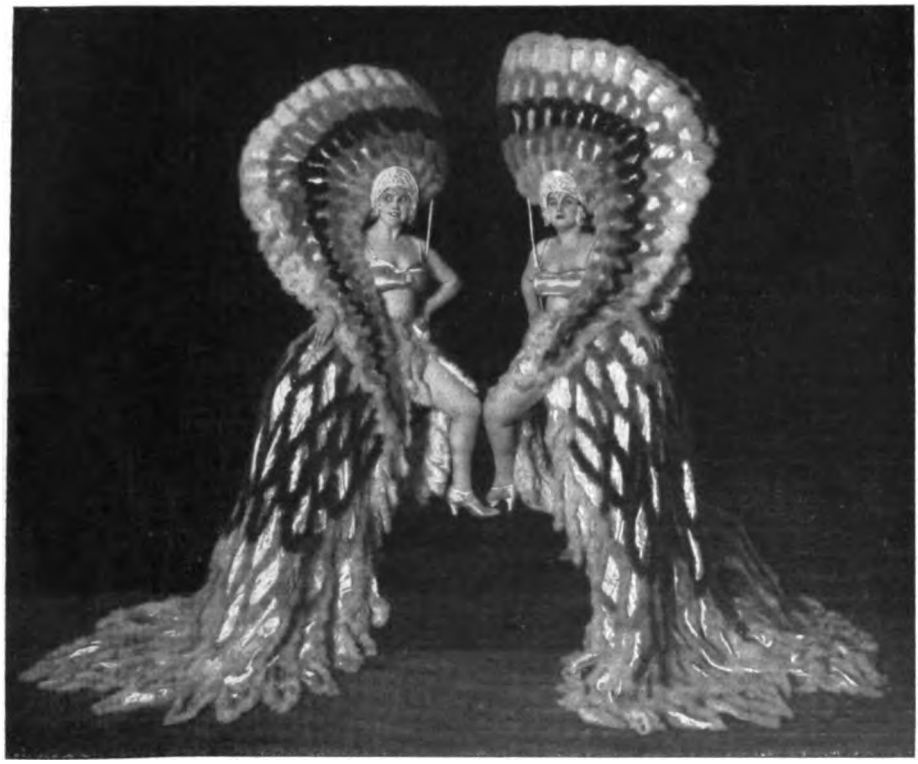
Emmy Sturm in der Hauptrolle „Der süße Kavalier" von Leo Fall Berliner Theater. Zeichnung von Eugen Spiro

Digitized by Google

rassigsten und liebenswürdigsten, gesanglich und darstellerisch begabtesten Operettensängerinnen, hat die Doppelrolle inne und gestaltet den Abend zu einem fröhlichen Erlebnis, dessen man sich hinterher nicht schämt. Die Groteskkomiker Hans Herrmann und Hans Albers sekundieren mit fabelhaftem Schmiß. Und es zeigt sich, daß auch ein so gewagter „Konflikt" ohne plumpe Ein- und Zweideutigkeiten behandelt werden kann.

Dieselbe Direktion ließ in ihrem Theater in der Königgrätzer Straße verwunderlicherweise den nationalen Takt bei der Aufführung des Lustspiels „Viktoria" von dem Engländer W. S. Maugham vermissen. Dieses Stück ist eine Travestie von Tennysons „Enoch Arden". Frederick ist an der flandrischen Front irrtümlich als gefallen gemeldet, seine vermeintliche Witwe heiratet Fredericks besten Freund William. Als Frederick unerwartet heimkehrt, kommt es nun nicht zu Mord und Totschlag, sondern die beiden Gatten, denen die wackere Viktoria das Leben teils vor, teils nach dem Krieg zu einer süßen Hölle gemacht hat, suchen die teure Frau großmütig dem andern zuzuschanzen. Das gibt lustigderbe, zuweilen mit echt englischem Cant gewürzte Streitigkeiten, die damit enden, daß Viktoria in die Arme eines bereitgehaltenen dritten Gatten sinkt. Man lacht viel und gern. Aber unbegreiflich ist's, daß die für Engländer angängige, uns Deutschen ins Gesicht schlagende Begründung für Mr. Fredericks jahrelanges Schweigen den Weg auf eine deutsche Bühne finden konnte: in der deutschen Kriegsgefangenschaft sei dem jungen englischen Ehemann, weil er einen deutschen Offizier geohrfeigt habe, für die Dauer seiner Strafhaft jeder Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten worden! Wenn man das sonst unschuldige englische Lustspielchen durchaus geben mußte, dann hätte die Direktion ihrem Dramaturgen oder Regisseur denn doch den Auftrag geben können, die nichtswürdige Verleumdung durch einen anderen besseren Einfall zu ersetzen.

Der Dialog ist sonst das Beste an diesem Stück — ebenso wie an den Einaktern von Kurt Götz, die in den Kammerspielen des Deutschen Theaters das Licht der Welt erblickt haben und merklich die Konversationstechnik von Shaw erkennen lassen: „Die tote Tante und andre Begebenheiten". Kurt Götz ist einer der amüsantesten Schauspieler, die Berlin aufzuweisen hat, ein gutgeschulter Regisseur und der Gatte einer sehr talentvollen Darstellerin, Valerie v. Martens, die ihm in den weiblichen Hauptrollen hilfreich zur Seite steht. Seine kleinen Theaterstücke sind auf originellen Einfällen aufgebaut, lo-



Zwei Federnkostüme aus dem Federballett der Revue ‚Das hat die Welt noch nicht gesehn!' Komische Oper, Berlin. Photographie Zander & Labisch

Digitized by Google

Aus der Szene ‚Aufzug der Straußenfedern' in der Revue ‚Noch und Noch!' Theater im Admiralspalast, Berlin. Photographie E. Schneider

gisch durchgeführt und mit spritzigen Wendungen wirkungssicher ausgeputzt. Im Eingangseinakter „Der Mörder" läßt ein Gutsherr seine kleine Frau, die mit einem Jagdgast flirtet, ein Weilchen in dem furchtbaren, aber unbegründeten Verdacht zappeln, er habe seinen unbequemen Nebenbuhler durch einen „Jagdunfall" beiseite geräumt, die kleine Frau legt in der Angst alle erforderlichen Geständnisse ab (die sich hernach als nicht notwendig ergeben) und scheint beim Aktschluß völlig kuriert. Im Mittelstück „Das Märchen" (eine kitschige Begebenheit nennt es Götz mit Shawscher Selbstpersiflage) erwacht ein spleenig-lebensüberdrüssiger Lord durch die Liebschaft mit einem kleinen Zigeunermädel wieder zur Freude an allerlei netten Lebensgenüssen. (Köstlich der majestätische Kammerdiener, eine Musterleistung Leopold v. Ledebours.) Die Groteske „Die tote Tante" will den Spießern und Scheinheiligen an den Kragen. Ein teutscher Oberlehrer (wie ihn der ‚Simplizissimus' kennt und liebt, mit Röllchen und so) hat seine Schwester verstoßen, weil sie in ihrer Jugend ein „kleines Malheurchen" zur Welt gebracht hat. Das Kind ist tot, nun stirbt auch die ledige Mama. (An einem Herzleiden, sagt der Pfarrer. „Es wird wohl nicht so schlimm gewesen sein," meint sofort der Oberlehrer.) Universalerbin soll des Oberlehrers älteste Tochter Innocencia werden (er hat ein wohlgezähltes Dutzend Sprößlinge), falls auch sie vor ihrem 17. Lebensjahr Mutter eines unehelichen Kindes wird. Seine erste Frage an Innocencia: „Wie alt bist du jetzt eigentlich?" Die Antwort: „Sechzehn Jahre, zwei Monate." Das Parkett rechnet kichernd mit. Der bisher sittenstrenge Mann wird zappelnd hin- und hergerissen. Eine blutige, aber billige Satire. Lachstürme. Lösung: Innocencia heiratet einen schüchternen kleinen Sachsen, der das erforderliche uneheliche Kind besitzt, erlangt auf diesem ungefährlicheren Wege die testamentarisch vorgeschriebene Mutterwürde, und der Jubel ist unermeßlich.

Bei aller Schlingelhaftigkeit des Vorwurfs ist das Milieu dieser köpfereichen Schullehrerfamilie doch mit so viel Witz und lustiger Schadenfreude geschildert, daß man dem Bearbeiter der Idee nicht gram sein kann. Sie ist übrigens uralt. In den neunziger Jahren kursierte sie bereits an allen literarischen Stammtischen. Aber Gustav Kadelburg und Hans Olden meinten damals: das könne sich wohl ein Maupassant leisten — auf deutschen Bühnen „ausgeschlossen".

P. O. H.

Digitized by Google

Almanach 1925

Herausgegeben
von der Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften

Preis 3 Mark

Der Almanach ist in den Jahren, die seit seinem ersten Erscheinen vergangen sind, mehr und mehr das Jahrbuch des verwöhnten Literatur- und Kunstkenners geworden. Auch der neue Jahrgang bietet nur **Originalbeiträge namhafter Autoren.** Neben fein abgetönten Versbeiträgen begegnen dem Leser kunsthistorische wie literarhistorische Plaudereien, sowie feinsinnige Erinnerungen aus künstlerischen Eindrücken an Berliner Bühnenangehörige. Das geschmackvoll gebundene Buch enthält eine größere Anzahl sorgfältig in Mehrfarbendruck wiedergegebene Gemälde bedeutender Meister, die das Entzücken des kunstverständigen Lesers bilden werden. — So kann auch dieser Almanach wieder als **das gegebene Weihnachtsgeschenk** für den verwöhnten Bücherliebhaber bezeichnet werden.

*

Aus dem Inhalt:

Der Spiegel. Mit sechzehn ein- und mehrfarbigen Abbildungen. Von Max von Boehn.
Ingeborg. Ein Tryptichon. Von M. Hausmann.
Das große Musikfest. Eine groteske Ballade. Von Kurt Arnold Findeisen.
Theater der Erinnerung. Berliner Bühnenkünstlerinnen. Von Ernst Heilborn. Mit zwölf Wiedergaben von Federzeichnungen des Malers Eugen Spiro.
Bei Frost im Forst. Von Paul Vetterli.
Der Mönch betet. Gedicht von Karla Höcker.
Carl Josef Bauer. Mit sechs Abbildungen. Von Richard Braungart.
Das Porzellanfigürchen. Von Otto Gmelin.
Mörike und Peregrina. Von Tony Kellen.
Mein Machandelbaum. Von Emil Sandt.
Kunstbeilagen nach Gemälden und Plastiken von P. P. Rubens, Professor Friedrich Fehr, Giulio Beda, Alfred Partikel, Lothar Bechstein, Professor Fritz Klimsch usw.

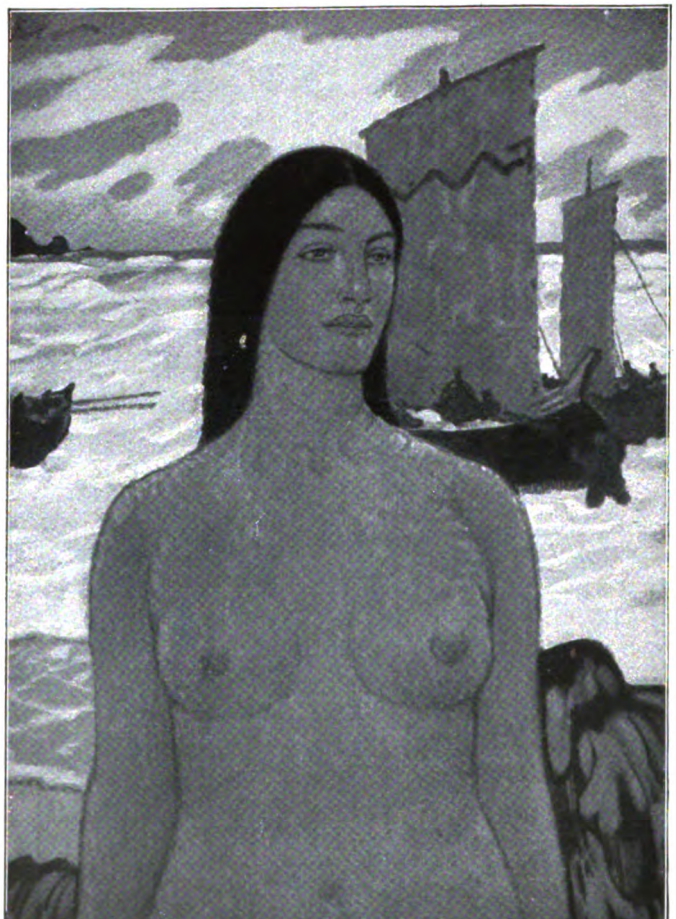
Else Heims. Zeichnung von Eugen Spiro
Abbildung aus dem Almanach 1925

Digitized by Google

Sammlung illustrierter Monographien

Velhagen & Klasings illustrierte Monographien haben sich in den langen Jahren ihres Bestehens einen großen und treuen Freundeskreis erworben. Ursprünglich nur eine Sammlung von Monographien bedeutender Meister der bildenden Kunst wurde das Unternehmen bald erweitert, indem auch die Gebiete der Geschichte, der Kulturgeschichte und der Erdkunde mit herangezogen wurden. So bietet die Sammlung, wie sie heute dasteht, jedem Gebildeten etwas, mag er sich nun für Kunst, Kulturgeschichte, Geographie oder Geschichte interessieren. Die von ersten Autoritäten geschriebenen Texte werden ergänzt und belebt durch ein Bildermaterial, das in seiner Mannigfaltigkeit und Farbenfreudigkeit das Entzücken des Beschauers bildet. Die Reihe der bisher vorhandenen Bände wird weiter fortgeführt werden, etwa vergriffene werden bald in neuen Auflagen erscheinen.

Künstler-Monographien. Begründet von H. Knackfuß



Nordland. Abbildung aus der Monographie „Fritz Erler"

Band 1. **Raffael.** 134 Abbild.
„ 2. **Rubens.** 135 Abbild.
„ 3. **Rembrandt.** 167 Abb.
„ 4. **Michelangelo.** 121 Abbildungen.
„ 5. **Dürer.** 134 Abbild.
„ 7. **Menzel.** 151 Abbild.
„ 10. **Murillo.** 79 Abbild.
„ 12. **Frans Hals.** 51 Abb.
„ 13. **van Dyck.** 97 Abbild.
„ 14. **L. Richter.** 194 Abb.
„ 17. **Holbein d. J.** 152 Abb.
„ 19. **Terborch-Steen.** 95 Abbildungen.
„ 22. **Tiepolo.** 74 Abbild.
„ 23. **Vautier.** 111 Abbild.
„ 24. **Botticelli.** 95 Abbild.
„ 29. **Tizian.** 123 Abbild.
„ 31. **M. v. Schwind.** 176 Abbildungen.
„ 33. **Leonardo da Vinci.** 136 Abbildungen.
„ 42. **Fr. v. Stuck.** 157 Abb.
„ 44. **van Ostade.** 107 Abb.
„ 46. **Hans Thoma.** 106 A.
„ 51. **Philipp Veit.** 92 Abb.
„ 52. **Verrocchio.** 80 Abb.
„ 53. **Prell.** 115 Abbild.
„ 54. **Herkomer.** 121 Abb.
„ 56. **Koner.** 75 Abbild.
„ 59. **Gysis.** 156 Abbild.
„ 70. **A. Böcklin.** 107 Abb.
„ 74. **Luca della Robbia.** 172 Abbildungen.
„ 80. **Siemering.** 111 Abb.
„ 86. **Gesellschap.** 92 Abb.
„ 88. **W. H. Hunt.** 141 Abb.
„ 101. **Franz Krüger.** 104 Abbildungen.

Band 103. **Schnorr von Carolsfeld.** 109 Abbild.
„ 105. **Bernini.** 84 Abbildungen.
„ 107. **Corinth.** 123 Abbildungen.
„ 108. **Matthias Grünewald.** 78 Abbild.
„ 110. **Spitzweg.** 168 Abbildungen.
„ 111. **Fritz Erler.** 140 Abbildungen.

Band 111. **Fritz Erler.** 140 Abbild. Geschenkausgabe in festem Einband.
„ 112. **Arthur Kampf.** 107 Abbildungen.
„ 113. **Hans Baldung Grien.** 100 Abbild.
„ 114. **Otto Greiner.** 150 Abbildungen.
„ 115. **Altdorfer.** 100 Abbildungen.

Die Monographien sind in Bibliothekeinbänden dauerhaft und geschmackvoll gebunden. Jeder Band 6 M.

Digitized by Google

Sammlung illustrierter Monographien

Geschichtliche Monographien

Herausgegeben von Eduard Heyck

Band 3. **Wallenstein.** 164 Abbildungen.
„ 4. **Bismarck.** 191 Abbildungen.
„ 5. **Maximilian I.** 146 Abbildungen.
„ 7. **Die Wiedertäufer.** 99 Abbildungen.
„ 9. **Alexander der Große.** 86 Abbildungen.
„ 12. **Die Kreuzzüge.** 167 Abbildungen.
„ 13. **Mirabeau.** 98 Abbildungen.
„ 14. **Friedrich I.** 145 Abbildungen.
Band 15. **Friedrich der Große.** 143 Abbildungen.
„ 17. **Kaiser Augustus.** 106 Abbildungen.
„ 21. **Demetrius.** 91 Abbildungen.
„ 24. **Napoleon.** 107 Abbild. und 2 Karten.
„ 25. **Das Zeitalter der deutschen Erhebung.** 92 Abbildungen.
„ 28. **Wilhelm von Oranien.** 167 Abbild.
„ 31. **Zwingli u. Calvin.** 161 Abbildungen.

Kulturgeschichtliche Monographien

Begründet von Hanns von Zobeltitz

Band 1. **Der Wein.** 162 Abbildungen.
„ 2. **Deutsche Karikatur.** 183 Abbildungen.
„ 4. **Exlibris.** 233 Abbildungen.
„ 5. **Weihnachten.** 156 Abbildungen.
Band 7. **Die mod. Malerei in Deutschl.** 134 Abb.
„ 13. **Reklamekunst.** 191 Abbildungen.
„ 14. **Der Fächer.** 120 Abbildungen.
„ 15. **Der Kupferstich.** 113 Abbildungen.

Geographische Monographien

Herausgegeben von Dr. E. Ambrosius

Band 1. **Thüringen.** 142 Abbildungen und Karte.
„ 2. **Cuba.** 96 Abbildungen und Karte.
„ 4. **Tirol und Vorarlberg.** 172 Abbildungen.
„ 6. **Bayerns Hochland u. München.** 119 Abbildungen und Karte.
„ 9. **Der Harz.** 129 Abbildungen u. Karte.
„ 10. **Am Rhein.** 196 Abbildungen und Karte.
„ 13. **Der Schwarzwald.** 180 Abbildungen und Karte.
„ 16. **Dresden und die Sächsische Schweiz.** 153 Abb. u. Karte.
„ 18. **Die Lüneburger Heide.** 114 Abbildungen und Karte.
„ 23. **Das Frankenland.** 116 Abbildungen und Karte.
„ 28. **Die Niederelbe.** 106 Abbildung. und Karte.
„ 30. **Westfalen.** 93 Abbildungen und Karte.
„ 31. **Alte Kulturstätten.** 125 Abbildungen.
„ 32. **Die Nordseemarschen.** 155 Abbildungen.
„ 33. **Sturmsee u. Brandung.** 135 Abbildungen.

Landgut Rhiensberg bei Bremen
Abbildung aus der Monographie „Nordseemarschen"

Die Monographien sind in Bibliothekeinbänden dauerhaft und geschmackvoll gebunden. Jeder Band 6 M.

Digitized by Google

Bücher von Lely Kempin

Jedes Jahr entzücken die Bücher von Lely Kempin die Herzen unserer wanderfrohen Jugend aufs neue! Die in rascher Folge notwendig werdenden Neuauflagen zeugen von der ständig wachsenden Verbreitung.

Die heilige Insel

Eine Sommergeschichte

Mit 20 Abbildungen nach Lichtbildern der Verfasserin. — Dreizehnte Auflage. — Geb. 3 Mark

Abbildung aus „Kempin, Die Insel des Friedens"

Meersommer

Mit 6 Abbild. nach Aufnahmen der Verfasserin. Gebunden 4 Mark

Insel des Friedens

Eine Geschichte vom Wattenmeer

Mit 26 Abbildungen nach Lichtbildern der Verfasserin. 6. Auflage Gebunden 3 Mark

Freude

Sommerträume

Mit 18 Lichtbildern der rhythmischen Tänzerin Lise Abt Nach Aufnahmen der Verfasserin 6. Auflage. Gebunden 3 Mark

Glückliche Kinderzeit

5. Auflage. Mit 56 Textabbildungen, 9 zum Teil farbigen Einschaltbildern. Gebunden 3 Mark

Mit tiefer Einfühlung hat die Verfasserin das Kind und die Kindesseele im Spiel und bei Erfüllung kindlicher Pflichten belauscht und in künstlerischen Abbildungen Situationen voll köstlicher Einfältigkeit und kindlicher Freude festgehalten. Die begleitenden Verse geben dem Buch im Verein mit dem köstlichen Bildschmuck einen strahlenden und unauslöschlichen Glanz.

Die deutsche Romantik

Von Paul Kluckhohn

In Ganzleinen gebunden 6.50 Mark. Kartoniert 4 Mark

Der Professor der Universität Münster Paul Kluckhohn gibt in seinem Werk zunächst eine Klarstellung des Begriffes Romantik, um dann jene Strömung des deutschen Geisteslebens, die vielfach auch romantische Schule genannt wird, in Religion und Kunst, Liebe, Ehe und Staat (man darf wohl sagen) neu zu gestalten und in der Lebendigkeit seines Wortes plastisch wiederzugeben.

Erinnerungen aus meinem Leben

Von D. Ernst von Dryander

Mit einem Bilde des Verfassers. Dritte erweiterte Auflage. In Halbleinen gebunden 6 Mark

In der Flut der Nachkriegsmemoiren ragt dieses Werk auf wie ein Fels, denn ein gottbegnadeter Mensch läßt den Leser in sein unendlich reiches Leben und Herz schauen und gibt gleichzeitig ein Stück Volks- und Kirchengeschichte, wie es anderswo von so hoher Warte und in der Form der Erzählung nicht geboten wird. Das Buch umfaßt Deutschlands Aufstieg, Glanzzeit und Zusammenbruch und schließt mit dem tröstlichen Ausblick in das Licht und den Wiederaufstieg kommender Tage.

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Volksbücher

Der Kunst — Geschichte — Erdkunde — Literatur — Technik — Naturwissenschaften

Velhagen & Klasings Volksbücher bieten einen unerschöpflichen Born der Belehrung und edelsten Unterhaltung, eine Fülle vornehmer Kunst. In klarer, allgemeinverständlicher Sprache werden hier die verschiedensten Gebiete des menschlichen Wissens behandelt. Die Darstellung wird ergänzt durch ein ausgewähltes Bildermaterial, das in musterhafter Druckausführung wiedergegeben ist. Der Preis jedes Bandes beträgt etwa 3 Mark.

Band 1. **Rembrandt.** 60 Abbildungen.
„ 2. **Tizian.** 42 Abbildungen.
„ 5. **Schiller.** 68 Abbildungen.
„ 7. **Beethoven.** 91 Abbildungen.
„ 10. **Albrecht Dürer.** 60 Abbildungen.
„ 11. **Der Schwarzwald.** 52 Abbildungen.
„ 19. **Richard Wagner.** 58 Abbildungen.
„ 26. **Raffael.** 52 Abbildungen.
„ 43. **Königin Luise.** 65 Abbildungen.
„ 48. **Rubens.** 44 Abbildungen.
„ 51. **Nibelungenlied.** 74 Abbildungen.
„ 60. **Goethes Faust.** 40 Abbildungen.
„ 65. **Gerhart Hauptmann.** 80 Abbildungen.
„ 67. **Mozart.** 43 Abbildungen.
„ 79. **Johannes Brahms.** 64 Abbildungen.
„ 80. **Goethes Frauengestalten.** 39 Abbildungen.
„ 85. **Der Hausgarten.** 56 Abbildungen.
„ 86. **Thüringen.** 85 Abbildungen.
„ 89. **Die Mosel.** 73 Abbildungen.
„ 91. **Der Harz.** 71 Abbildungen.
„ 96. **München und Oberbayern.** 90 Abbildungen.
„ 99. **Fritz Reuter.** 34 Abbildungen.
„ 104. **Goethe.** 130 Abbildungen.
„ 140. **Hans Thoma.** 67 Abbildungen.
„ 141. **Wilhelm Busch.** 88 Abbildungen.
„ 142. **Kino.** 70 Abbildungen.
„ 143. **Ernst Moritz Arndt.** 73 Abbildungen.
„ 144. **Die Mark Brandenburg.** 68 Abbildungen.
„ 145. **Der Maler Karl Spitzweg.** 57 Abbildungen.
„ 146. **Lessing.** 81 Abbildungen.
Band 147. **Verlorenes Land — Deutsches Land.** 84 Abbildungen.
„ 148. **Die künstlerische Photographie.** 47 Abbildungen.
„ 149. **Das Kleinhaus.** 72 Abbildungen.
„ 150. **Gellert.** 75 Abbildungen.
„ 151. **Hamburg.** 57 Abbildungen.
„ 152. **Finnland.** 75 Abbildungen.
„ 153. **Das Ruhrgebiet nebst Wupper und Niederrhein.** 98 Abbildungen.
„ 154. **Der Sachsenwald.** 40 Abbildungen.
„ 155. **Franz Schubert.** 65 Abbildungen.
„ 156. **Max Reger.** 56 Abbildungen.

Abbildung aus dem Volksbuch „Der Hausgarten"

Digitized by Google

VERLAG VON VELHAGEN & KLASING IN BIELEFELD UND LEIPZIG

Frauenleben

Die einzelnen Bände dieser Sammlung stellen hervorragende Frauencharaktere der Vergangenheit als Beispiel und Typ in das Leben des modernen Menschen. In ihrer überzeitlichen, abgeklärten Ruhe wirken diese Lebensbilder als eine Quelle der Kraft und Freude.

Königin Luise. Von Archivrat Dr. Hermann von Petersdorff.
Marie Antoinette. Von Charl. Lady Blennerhasset.
Angelika Kauffmann. Von Eduard Engels.
Annette von Droste-Hülshoff. Von Carl Busse.
Charlotte von Schiller. Von Jakob Wychgram.
Jungfrau von Orleans. Von Prof. Dr. Jak. Wille.
Johanna von Bismarck. Von Prof. Dr. Ed. Heyck.
Frau Rat Goethe. Von Johannes Höffner.
Clara Schumann. Von Wilhelm Kleefeld.
Caroline von Humboldt. Von Alfred Wien.
Goethes Lilly. Von Franz Servaes.
Katharina von Bora (Luthers Frau). Von Luise Koppen.

Jeder Band ist mit Kunstdrucken geziert. Preis elegant gebunden 5 Mark

Entwicklungsgeschichte der Stilarten

Ein Handbuch von B. Haendcke

Zweite, neubearbeitete Auflage

650 Seiten mit 416 Abbildungen, darunter 29 farbige Einschaltbilder. In Ganzleinen geb. 30 Mark

Eine Darstellung der Entwicklung des Stiles von der Antike bis zur Gegenwart, also eine vertiefende Ergänzung der eigentlichen Kunstgeschichte.

Handbuch der Kunstgeschichte

Von Adolf Rosenberg

Dritte Auflage. Neubearbeitet von **Hans Rosenhagen**

934 Abbildungen und 48 Einschaltbilder. In Ganzleinen gebunden 30 Mark

In der vorliegenden dritten Auflage des Rosenbergschen Handbuches ist die Darstellung des Entwicklungsganges der bildenden Kunst bis in die neueste Zeit fortgeführt. Die 48 farbigen Einschaltbilder aus allen Entwicklungsstufen der Kunst sind eine wesentliche Bereicherung der straff gegliederten Darstellung.

Geschichte der Weltliteratur

Von Dr. Carl Busse

In zwei Bänden

1. Band, 235 Textabbild., 22 Einschaltb., 25 M.
2. Band, 439 Textabbild., 25 Einschaltb., 35 M.

Beide Bände geschmackvoll in Halbfranz gebund.

Der erlebnisstarken Darstellung ist hinsichtlich ihrer starken Prägnanz in Stil und Aufbau nichts Ebenbürtiges an die Seite zu stellen.

Geschichte der deutschen Literatur

Von Waldemar Oehlke

Zweite Auflage

Mit 24 farbigen Einschaltbildern
In Halbfranz gebunden 20 Mark

Der Vorzug des Oehlkeschen Werkes besteht neben der straffen chronologischen Gliederung des Stoffes in der Darbietung von Proben aus den Werken der einzelnen Dichter.

Deutsche Geschichte

Volk – Staat – Kultur – Geistiges Leben

Von Prof. Dr. Ed. Heyck

Mit vielen Abbildungen, Kunstbeilagen in Schwarz- und Buntdruck, Faksimiles, Karten usw. Vollständig in drei Bänden in Halbleder gebunden. Band 1 bis 3 (auch einzeln lieferbar) je 18 Mark

Heycks monumentales Werk hat seit seiner überaus günstigen Aufnahme seinen Platz unter den kulturgeschichtlichen Veröffentlichungen des deutschen Büchermarktes nicht nur behauptet, sondern es ist dank seiner interessanten und packenden Gestaltung an die Spitze aller ähnlichen Darbietungen getreten.

Digitized by Google

VERLAG VON VELHAGEN & KLASING IN BIELEFELD UND LEIPZIG

Farbige Meisterbilder

Eine neue Folge farbiger Kunstbücher

Eine Reihe von stattl. Bänden, enthaltend 32 ganzseit., auf feinstes Kunstdruckpapier gedruckte, farbige Bilder erster deutscher Meister, sowie eine kurze Einleitung aus der Feder namhafter Kunsthistoriker

Band 1. **Deutsche Bauerntrachten.** 32 farbige Bilder mit einer Einführung von Prof. Dr. Hans W. Singer.

Band 2. **Deutsche Landschaft.** 32 farbige Bilder mit einer Einführung von Prof. Dr. Schmidt-Burgk.

Band 3. **Das deutsche Bildnis.** 32 farbige Bilder mit einer Einführung von Prof. Dr. M. Wackernagel.

Band 4. **Bühne, Ball und Bänkel.** 32 farbige Bilder mit einer Einführung von Prof. Dr. Oscar Bie.

Band 5. **Das Tierstück.** 32 farbige Bilder mit einer Einführung von Prof. Dr. Friedrich Haack.

Band 6. **Die deutsche Stadt.** 32 farbige Bilder mit einer Einführung von Prof. Dr. Aug. Grisebach.

Preis des Bandes in Halbleinen gebunden 6 Mark, in Ganzleinen 8 Mark.

Fünfzig Jahre Museumsarbeit

Von Wilhelm von Bode

Mit einem Titelbild und 11 Einschaltbildern (hervorragende Neuerwerbungen darstellend)
In Halbleinen gebunden 3 Mark

Kein Geringerer als Wilhelm von Bode selbst hat diese Erinnerungen geschrieben. Sie geben in knapper stets interessanter Form ein Bild von der Entwicklung der Berliner Museen, den Leiden und Freuden des Sammlers und der Neuordnung und Neuaufstellung der Kunstwerke, alles durchwoben von mancherlei persönlichen Erlebnissen.

Richard Jahnke
Von der Menschen Art und Unart

Kartoniert 0.60 Mark

Mein Freund Lindwurm

und andere Erzählungen

Gebunden 2 Mark

Isolde Alfinger
Vater und Sohn

Zwei Erzählungen

Gebunden 1.50 Mark

Es naht des Herbstes Zeit

Gedichte

Ein eleganter Band mit Buchschmuck von Hans Krause. — Preis 3 Mark

Mein Weg

Balladen – Gedichte – Sprüche

Von Frida Schanz

Gesamtausgabe in einem Bande fürs deutsche Haus. Gebunden 2 Mark

Wagnesrott

Roman von Ottomar Enking

In Halbleinen geb. 5 Mark
in Ganzleinen geb. 6 Mark

Charakterbilder großer Tonmeister

Persönliches und Intimes aus ihrem Leben und Schaffen

Dargestellt in vier Bänden von Wilh. Meyer

Erster Band: **Bach, Händel, Haydn, Mozart.** Mit 8 Abbild. Preis 2 Mark. — Zweiter Band: **Beethoven, Schumann, Weber, Schubert, Mendelssohn, Rossini.** Mit 9 Abbild. Preis 2 Mark. — Dritter Band: **Liszt, Wagner.** Mit 10 Abbild. Preis 2 Mark. — Vierter Band: **Chopin, Brahms, Bruckner, Reger, Zerstreute Blätter.** Mit 9 Abbild. Preis 2 Mark.

Digitized by Google

VERLAG VON VELHAGEN & KLASING IN BIELEFELD UND LEIPZIG

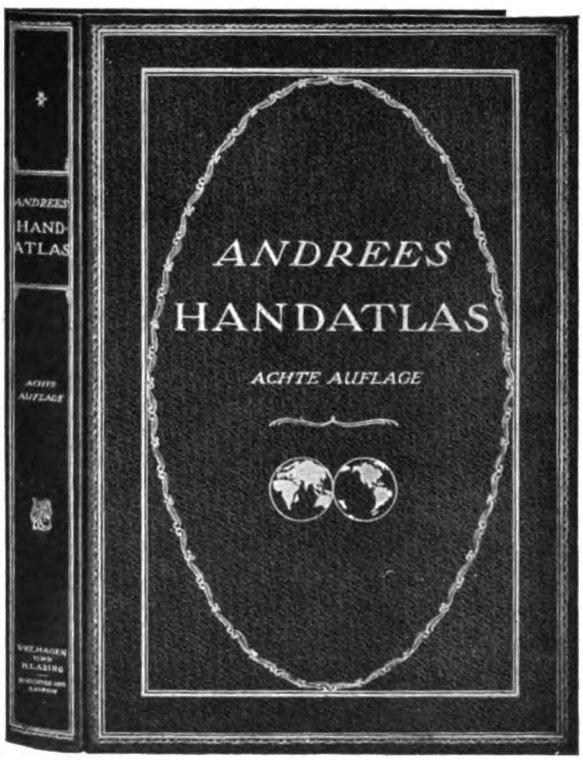
Andrees
Allgemeiner Handatlas

228 Haupt- und 198 Nebenkarten auf 248 Kartenseiten

Neuer verbesserter Abdruck 1924 der achten, neubearbeiteten und vermehrten Auflage nebst alphabetischem Namenverzeichnis in besonderem Bande

Herausgegeben von
Dr. Ernst Ambrosius

Kartenband in Halbleder. Namenverzeichnis in Ganzleinen. Preis 90 Mark



Die achte Auflage hat sich ein neues, hohes Ziel gesteckt, dem Wiederaufbau der Wirtschaftsbeziehungen zu dienen. Deshalb ist dem bewährten alten Stamm eine Reihe von neuen Karten zugefügt worden, die in großen Maßstäben die Länder darstellen, die in absehbarer Zeit für Handel und Industrie und für das Wirtschaftsleben von größerer Bedeutung sein werden. Besonders reich ist der Osten Europas bedacht worden mit neuen Karten von Finnland, Estland und Lettland, Polen und Litauen, Nordrußland, Südrußland und Ukraine, und zum ersten Male wird — nach amtlichen russischen Angaben — die politische und administrative Einteilung des großen russischen Reiches gezeigt. Die wirtschaftlich so bedeutsamen Gebiete des mittleren Südamerika, Argentinien, Chile, Uruguay, Paraguay und Süd-Brasilien fanden neue Darstellung. Neu ist auch eine Karte des nördlichen Teils von Schweden und Norwegen, so daß nun das ganze riesige Gebiet im einheitlichen Maßstab von 1:2 Mill. erscheint.

Velhagen & Klasings Kleiner Handatlas

in 108 Kartenseiten

Vierte, verbesserte Auflage. Herausgegeben von **Dr. Ernst Ambrosius**

In Ganzleinen gebunden Preis 36 Mark

Der Atlas bringt eine sorgfältige Auswahl der wichtigsten Karten aus dem Großen Andreeschen Handatlas, die für den Gebrauch in Haus und Kontor unbedingt erforderlich sind. Die jüngsten Festsetzungen der Grenzen sind berücksichtigt.

Digitized by Google

39. Jahrg. / Januar 1925 / 5. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

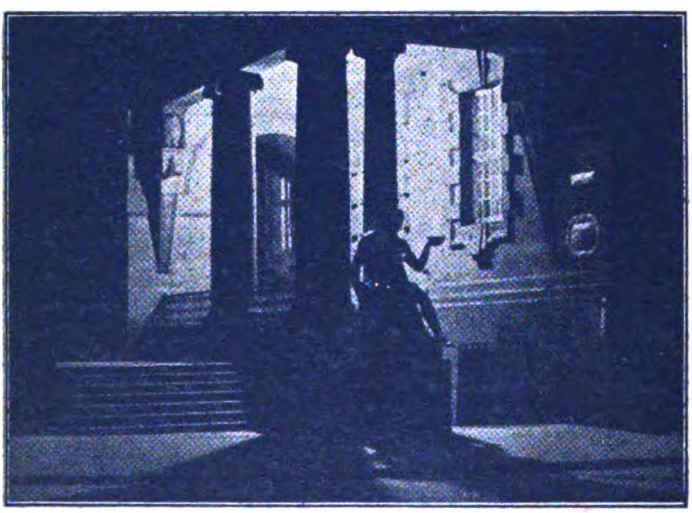
Schriftleitung in Berlin W 50,
Tauentzienstraße 7b.
Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien

Digitized by Google

Innenaufnahmen ohne Blitzlicht

Bühnenaufnahmen

während der Vorstellung bei normaler Beleuchtung ermöglicht allein die



ERNEMANN-„ERMANOX"

mit

ERNOSTAR 1:2,0

Diese fabelhafte Camera erschliesst ein Wunderland der Photographie; dabei ist die ERMANOX-Camera klein, handlich und unauffällig im Gebrauch. — Druckschriften durch alle Photohandlungen, wo nicht erhältlich

ERNEMANN

WERKE A.G. DRESDEN 169
OPTISCHE ANSTALT

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

Jannarheft zum Preise von 2 Goldmark

Inhalt des Januarheftes:

	Seite
Erich Büttner über Erich Büttner. Mit vierundzwanzig Wiedergaben von Gemälden, Zeichnungen usw.	473
Das Gymnasium von St. Jürgen. Roman von Max Dreyer. (Schluß)	489
Ueber Nacht. Gedicht von Will Anders	508
Von der Leidenschaft des deutschen Geistes. Von Prof. Dr. Kurt Breysig	509
Runold und Muschik. Erzählung von Eduard Reinacher	514
Gedichte: Zerfallen sind Monde und Tage. Von Eugen Roth. — Erinnerung. Von Manfred Hausmann. — Excelsior. Von Hermann von Pfaundler. — Junges Jahr. Von Frida Schanz	519
Wie Lorenzo il Magnifico große Politik durch die florentinischen Künstler betrieb. Von Wilhelm von Bode. Mit acht Abbildungen	520
Unser Leben in Peking. Von Prof. Dr. Waldemar Oehlke	530
Wenn nicht — — — Gedicht von Ida Oßke	534
Tanzpause. Novelle von Vicki Baum	535

Digitized by Google

Seite

Der „Malflugfranz". Bilder und Plaudereien vom Maler Ernst Vollbehr. Mit zehn farbigen Wiedergaben von Aquarellen des Künstlers 552

Die Baronin von Krüdener. Ein Lebensbild von Tony Kellen. Mit einer Abbildung 561

Der deutsche Soldatenroman. Von Fedor von Zobeltitz . . 569

Das schlimme Prinzeßchen. Gedicht von Alice Freiin von Gaudy 572

Die Vossin. Von Paul Vetterli 573

Widmungen an Anna. Gedichte von Börries, Freiherrn von Münchhausen 580

Illustrierte Rundschau: Neuaufführungen Berliner Theater. — Neues Porzellan der Aeltesten Volkstedter Porzellanfabrik. — Decke von Josefine Vieler. — Porzellan von Walter Buhe. — Wandmalereien von Josef Bató. — Wäschepuff. — Neuentdeckte Zeichnung mit dem Bildnis Goethes. — Zu unseren Novellen und Kunstbeilagen 581

Neues vom Büchertisch. Von Karl Strecker 589

Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck:

Bildnis Walter von Molo. Gemälde von Erich Büttner . Titelbild

Abendgesellschaft. Gemälde von Otto Pippel . . . . . 504—505

Meine Frau auf Skiern. Gemälde von Elk Eber . . . 512—513

Kuhstall. Gemälde von Otto Schön . . . . . 532—533

Teestunde. Gemälde von Eugen Spiro . . . . . 568—569

Kunstbeilagen in Tondruck:

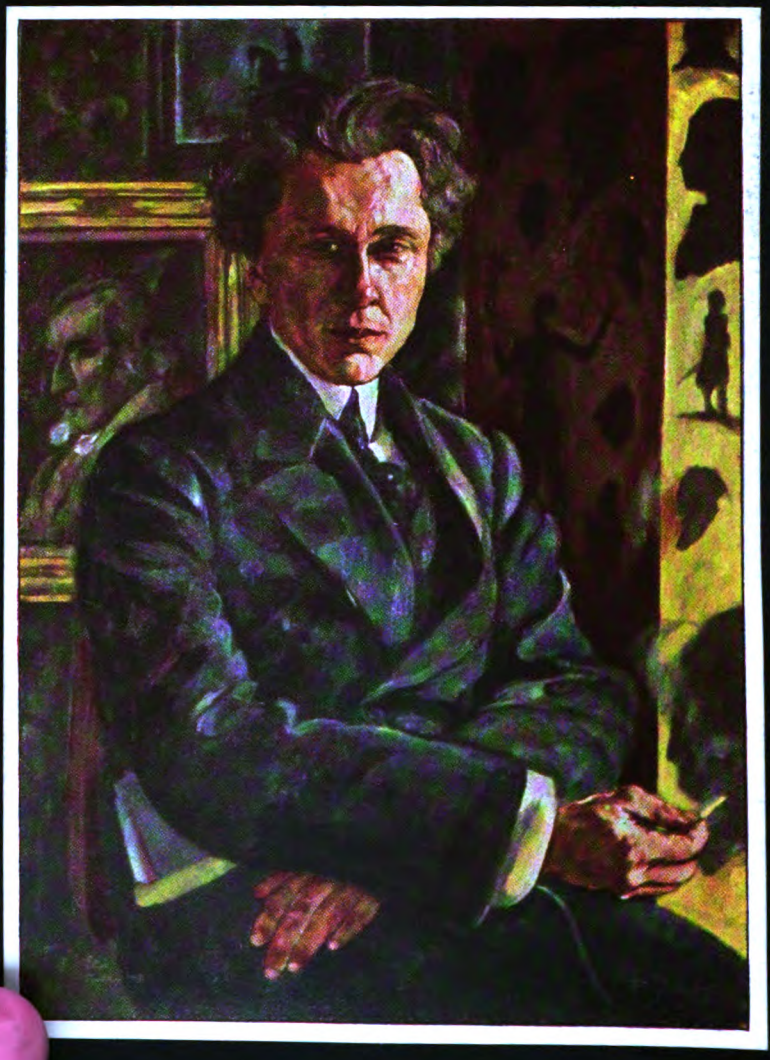
Gudrun. Bildwerk von August Wilhelm Goebel . . . 496—497

Brandung. Gemälde von Paul Hans Ohmert . . . . 548—549

Bildnis. Gemälde von Prof. Walter Petersen . . . 576—577

Digitized by Google

Digitized by Google



Walter von Molo. Gemälde von Erich Büttner
(Zum Aufsatze des Künstlers)

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte
39. Jahrg. / Januar 1925 / 5. Heft

Erich Büttner über Erich Büttner

Mit 24 Wiedergaben von Gemälden und Zeichnungen des Künstlers

Als ich 14 Jahre alt war, ging ich zum ersten Male in eine Kunstausstellung. Es war die „Große Berliner von Anno 1903“ im Moabiter Glashaus. Ich wandelte sechs Stunden lang durch Riesenräume, die mit tausenden sogenannter Kunstwerke bepflastert waren. Ich ging ganz allein für mich und besah alles so gründlich wie möglich, denn ich hatte doch 50 Pfennig Eintrittsgeld bezahlt und einen Katalog hatte

Sportplatz des Berliner Sport-Klubs. Gemälde. 1913

 Nachdruck verboten. Copyright 1925 by Velhagen & Klasing

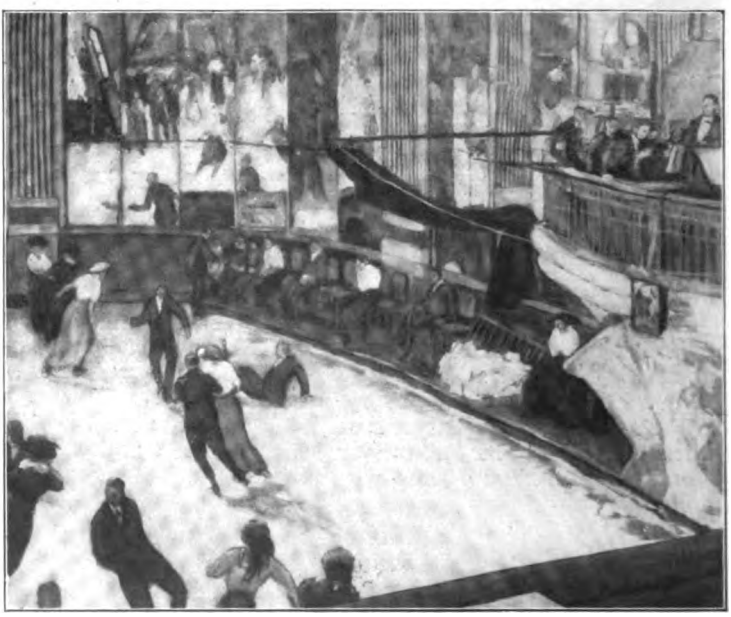
Digitized by Google

Bildnis Arno Holz. Gemälde. 1916

wie meinem Verständnis nicht entsprach. Dabei war ich doch bereits seit einigen Tagen richtiger Lehrling bei einem Manne, der scheinbar meisterlich Entwürfe für Kunstverglasungen verfertigen konnte. Und ich hatte doch die mir zugewiesene Klippschulzeit gradezu fabelhaft erledigt! Meine deutsche Gelehrtennatur war sogar schon äußerlich erkenntlich, da ich eine Brille trug, deren Gläser, durch vieles Bücherstudieren, bereits recht scharf waren.

Ich will hier gleich noch beichten, daß ich den Meister der Kunstverglasungsentwürfe nach ein paar Wochen allein seinem Schicksal überließ. Denn erstens: wohnte der Mann in einem anderen Weltteile Berlins und ich mußte frühmorgens um 5 Uhr aufstehen, um mit der Straßenbahn beim achten Glockenschlag vor seiner Türe anzulangen. Zweitens: glaubte seine Frau, es sei sehr nützlich, wenn ich öfter mal Suppengrünes, Paradiestomaten usw. einkaufen ginge. Aber das entsprach nun ganz und gar nicht meinen nur g e i s t i g e n Interessen, und selbst, daß sie als Belohnung für solchen Kaufgang mir eine Zigarre aus der Kiste ihres Gatten feierlich überreichte ... selbst das konnte mein vierzehnjähriges Mannesbewußtsein nicht reizen! Denn im Abscheu gegen verrauchte Luft war ich mir auch gekauft. Abgesehen von den Kopfschmerzen, die ich nach dieser Kunsttortur hatte, weiß ich noch, daß mir ein Christusbild „Am See Tiberias“ vom Grafen Harrach gefiel und daß ein Hurragemälde aus dem Chinafeldzug von Knötel oder Röchling mich durchaus interessierte.

Und das war ja auch weiter kein Wunder, ich befand mich wirklich in dem Stadium, in dem die Mehrzahl der Kunstbeschauer ihr Leben lang beharren. Vielleicht unterschied ich mich von den andern Naiven nur dadurch, daß ich nicht sogleich schimpfte, wenn mir ein Kunstwerk nicht gefiel oder sonst-



Eispalast. Gemälde. 1913

Digitized by Google

Komödianten. Gemälde. 1918. Darmstadt, Privatbesitz

Digitized by Google

Sportplatz. Gemälde. 1913

ich schon damals mit Goethe einig. Zum dritten: lief ich diesem wie noch manchen anderen Handwerkslehrmeistern immer bald davon, weil man da in langen Jahren höchstens dressiert wird, das zum sonstigen Leben nötige Kleingeld zu verdienen. Meine Seele verlangte aber mehr.

Und so kam es, daß ich schließlich in der Kunstgeschichte eine Rolle spiele. Trotzdem von der Kunst im Leben des Kindes in meinem Elternhaus nie die Rede war! Nein, in der Stube, über dem Sofa, rechts und links vom Regulator, hingen dort unter Glas und Rahmen nur geräuschlos ein paar Lithographien (deren Darstellung aber niemand interessierte) und so ähnliche Bilder, sonst verteilten sich nur noch einige oval oder viereckig gerahmte Photographien über die Tapeten. So war es beim Tischlermeister Büttner und so ähnlich war es auch bei Onkeln, Tanten und sonstigen Bekannten, wo ich etwa noch hinkam.

Und daß ich alle Berliner Museen kannte und schon einiges über Kunst in Büchern gelesen hatte und sogar bereits begonnen hatte, meine Absicht, ein neuer „Menzel" zu werden, auch praktisch auszuführen: ich war 1903 als Kunstausstellungsbesucher nur so naiv wie die guten anderen Leute es fast immer sind. — Kaum drei Jahre später konnte dennoch der alte Pietsch in der „Tante Voß" eine meiner Schöpfungen lobend erwähnen. (Aber da er nicht mehr richtig sehen konnte — das kommt in seinem Berufe öfter vor — so lobte er mein Opus auf den ihm von einem Witzblatt her geläufigeren Namen — „Jüttner".) Und noch nicht ganz zwei Jahre weiter, da hingen dann erstmalig einige meiner Werke in der Ausstellung der „Secession", und der „Vorwärts" und der „Reichsanzeiger" konnten mein hoffnungsvolles Talent der Beachtung eines kunstsinnigen Publikums empfehlen. Im übrigen war mir in diesem Jahre 1908 sozusagen auch nichts Künstlerisches mehr fremd. Doch wer der Meinung ist, daß in meiner Karriere irgend etwas mit Hexerei geschehen wäre, der irrt sehr.

Abstammungsmäßig erscheine ich als künstlerisch recht unbelastet. Der älteste meiner Ahnen, von dem ich weiß, ist mein Urgroßvater. Der war noch Knappschaftsältester der letzten Bergleute, die in den heutigen Feengrotten in Saalfeld a. d. Saale gewerkelt haben. Einer seiner Söhne war allerdings Scribent in selbiger Stadt und konnte auch Verse machen, doch starb der früh. Mein

Digitized by Google

Backfischball in Heringsdorf. Gemälde. 1914

Großvater aber wanderte als Tischlergeselle 1842 nach Berlin und wurde hier seßhaft. Er vererbte sein ehrliches Handwerk weiter, auch mein Vater übte es von morgens früh bis abends spät sein Leben lang, mein Bruder ist noch dabei und der ältere meiner Neffen ist wieder als Geselle auf Wanderschaft. Meine Mutter ist eine praktische Frau, ich erfreue mich ihrer noch täglich, sie hat sich das nötige Kunstverständnis noch in älteren Tagen angeeignet, z. B. weiß sie nunmehr: wenn was so recht „hübsch" aussieht, dann taugt es fast immer nichts und man nennt das „Kitsch", wenn aber ein Bild ihr unklar oder seltsam erscheint, dann ist das meist ein gutes Werk! Sie weiß auch, daß ihre Einteilung nicht ganz sicher ist, aber in modernen Ausstellungen fast immer stimmt.

Der jüngere meiner Neffen scheint allerdings von meinem Schicksal beeinflußt zu sein. Aber wo habe ich mein Schicksal her? Stand das in den Sternen geschrieben? Ein Staatsanwalt hat auch schon mein Horoskop ausgerechnet. (Natürlich nur privatim!) Ich ersehe daraus, daß am 7. Oktober 1889, wo ich morgens um 5½ in Berlin geboren wurde (der Standesbeamte notierte: ein Kind männlichen Geschlechts), die Sonne und Uranus im Zeichen der Wage das erste Haus regierten. Merkur stand direkt auf der Schwelle zum nächsten. Jupiter leuchtete im dritten, der Mond im sechsten, Neptun blinzelte im neunten Hause. Im elften Hause wohnte nicht nur der Saturn mit seinen Ringen, sondern auch Mars und Venus drängten sich dicht beieinander. Das letztere ist ja früher schon öfter von allerlei alten Griechen und Römern berichtet worden. Nur Saturn mit den Ringen im elften Hause, das scheint eine bisher unbekannte literarische Pointe zu sein.

Es wäre nun sehr schön, wenn einer der Leser den eventuellen Sinn des Horoskopes mir erklären könnte. Vorläufig kann ich nämlich nur vermuten, daß mit astrologischer Weisheit sich all mein Schicksal daraus beweisen ließe ... Oder — soll ich etwa nicht dunklen Erklärungen lauschen, wenn diese meine wertvolle Belastung begründen würden? Credo quia absurdum.

Sollte aber das Horoskop und seine Erklärung versagen, vielleicht hat meine Geburtstagsgöttin mir das Talent in die Wiege gelegt. Es ist festgestellt, daß an diesem Tage in manchen Kalendern „Spes" = die Hoffnung verzeichnet ist. Sei's wie es

Digitized by Google

sei, ich merke nun leider, daß, wenn ich weiter mit so viel Sorgfalt mein Leben aufzeichnen wollte, ich noch einige Bände schreiben müßte. Da ich aber dazu keine Zeit habe und auch hier kein Platz ist, so teile ich nur noch folgendes aus meinem Lebenslauf mit: Unter den vielen Büchern, die ich gelesen, fand ich sehr früh eines, das meiner in allem ökonomischen Weltanschauung in wesentlichen Teilen entsprach. Die Geschichte heißt „Meister Jordan oder Handwerk hat goldenen Boden" und ist von Heinrich Zschokke. (Nebenbei: wenn man von zeitlichen Bedingtheiten absieht, ist es von dieser Geschichte bis zu Henry Ford nicht weit.) Das Handwerk, das ich brauchte, wurde mir allerdings nur unzureichend durch eigentliche Handwerksmeister übermittelt. Eine richtige Handwerkslehrzeit, von der einige Kunstschulreformtheoretiker jetzt wieder etwas gewaltsam schwärmen, heißt nämlich weiter nichts, als (in 98 von 100 Fällen)

Arno Holz beim Kaffeekochen
Studie. 1916

Nina. Gemälde. 1917
Im Besitze von Prof. Dr. G. J. Kern

begabte Leute zu jahrelanger Gedankenlosigkeit zu verurteilen. Ich habe praktisch und mit offenen Augen in die üblichen Betriebe hineingesehen. Ich erkannte bald, was davon wertvoll sein konnte, aber ich verzichtete gern, mir mit jahrelangem Mühen gewisse Handgriffe bis zur Bewußtlosigkeit anzueignen. Das heutige „Handwerk" übermittelt meist nur solche Handgriffe (im Sinne Taylor: mehr oder weniger praktische Handgriffe) und die genügen schließlich auch, um für das andere Leben das nötige Geld zu schaffen. Beruf und Leben ist leider heutzutage oft widersinnig!

Also mit den Handwerksmeistern war es nichts. Dagegen muß ich die Berliner Handwerkerschule sehr loben. Ich saß da einige Jahre alle Wochentagabende und Sonntagvormittage immer vier Stunden lang, und lernte zeichnen und mit Aquarellfarben malen, so wie Kleine das Abc erlernen. Es saßen viel junge und alte Männlein dabei kunstvoll um mich herum, auf daß

Digitized by Google

Der Nachtmahr Lilith. Gemälde. 1922

Digitized by Google

jeder genügend Licht hatte. Und viele waren damals viel weiter als ich, aber was der Lehrer denen sagte, das nahm ich mir schon vorweg zu Herzen, für den Zeitpunkt, wo ich es brauchen konnte. Und ich lernte erst in sauberen Konturen recht dumme Gipsornamente zeichnen, dann durfte ich solche auch schattieren. Aber dazwischen mußte ich diese Kunstfertigkeit erst an einfach kubischen und halbkugeligen Modellen erlernen, ohne zu ahnen, was solche Weltkörper zehn Jahre später für die Kunst bedeuten würden. Dann rückte ich über die Totenmasken von Leonardi und Friedrich dem Großen zum Gipskopf der Niobe und über den „sterbenden Gallier" zum „lebenden Modell" vor. Ich konnte aber nicht nur nach Gips so schön zeichnen, daß man die Zeichnungen mit Bromsilberphotographien verwechseln konnte, ich hatte inzwischen auch blühende Pflanzen und kleine Stilleben von zerbrochenen Töpfen verewigen gelernt. Von „Perspektive" verstand ich so viel, daß ich schon Häuser und Straßen abzeichnen konnte. Und von Anatomie wußte ich etwas mehr als den Namen. Und mit solchem und anderem hier und anderswo erworbenen Können besah ich bereits verständnisvoll 1905 die Menzelausstellung und 1906 die Jahrhundertausstellung Deutscher Kunst. Ich sah mir ferner auch in großen und kleinen Ausstellungen die lebende Konkurrenz sehr kritisch an. Und ich probierte praktisch, ich machte nicht nur Exlibris und überwand nicht nur als Kind meiner Zeit noch den Jugendstil, vor allem malte und zeichnete ich vor der Natur. Und nachdem ich im Juli 1906 einhundert Aquarelle märkischer Landschaften gemalt hatte (ich war zwölf Stunden täglich auf Arbeit und kam nur zum Essen immer rechtzeitig zurück), wurde ich schließlich 17 Jahre alt und Schüler bei Emil Orlik. Es war nicht leicht, bis zu diesem Punkte zu gelangen. Jedenfalls war ich nun Meisterschüler. Ich kam hier mit ausgewählteren Talenten zusammen als vordem. Und ich sah wieder allen, die schon mehr konnten als ich, sehr genau auf die Finger, wie es gemacht wurde. Aber besonders denen, deren Kunst nur aus raffinierten Handwerkskunststücken bestand, war meine Wißbegierde sehr oft nicht angenehm. Trotzdem lernte ich nicht nur alle Theorie und Praxis der graphischen und Buchkünste, der Meister Orlik übermittelte mir auch die höheren Geheimnisse von Kunst und Können, so weit er sie erprobt und erkannt hatte. Und er hatte sich ja in Kunst und Welt sehr umgesehen.

Maria Leiko. Zeichnung. 1918

Mit Hugo Krayn studierte ich auf den rumpeligen Höfen Alt-Berlins herum. Ein „Berliner Bilderbuch", das im Jahre 1924 fertig geworden, berichtet mehr von jenen Zeiten.

Seit 1908 beschickte ich auf eigene Gefahr die Ausstellungen mit meiner freien Kunst, ich stellte mich auch in ehrenwerten Kunstsalons bald des öfteren mit ganzen Bildersammlungen vor. Ein Kunstverein und einige Mäzene kauften mir jährlich ein bis zwei meiner Meisterwerke billig ab. Nach einigen Jahren entdeckte mich u. a. Fritz Stahl, was mir sehr lieb war, wenn es auch praktisch nicht viel nutzte. Ich verließ den Orlikkreis, wo u. a. jetzt gerade E. M. Simon und George Groß aufblühten, und wurde

Digitized by Google

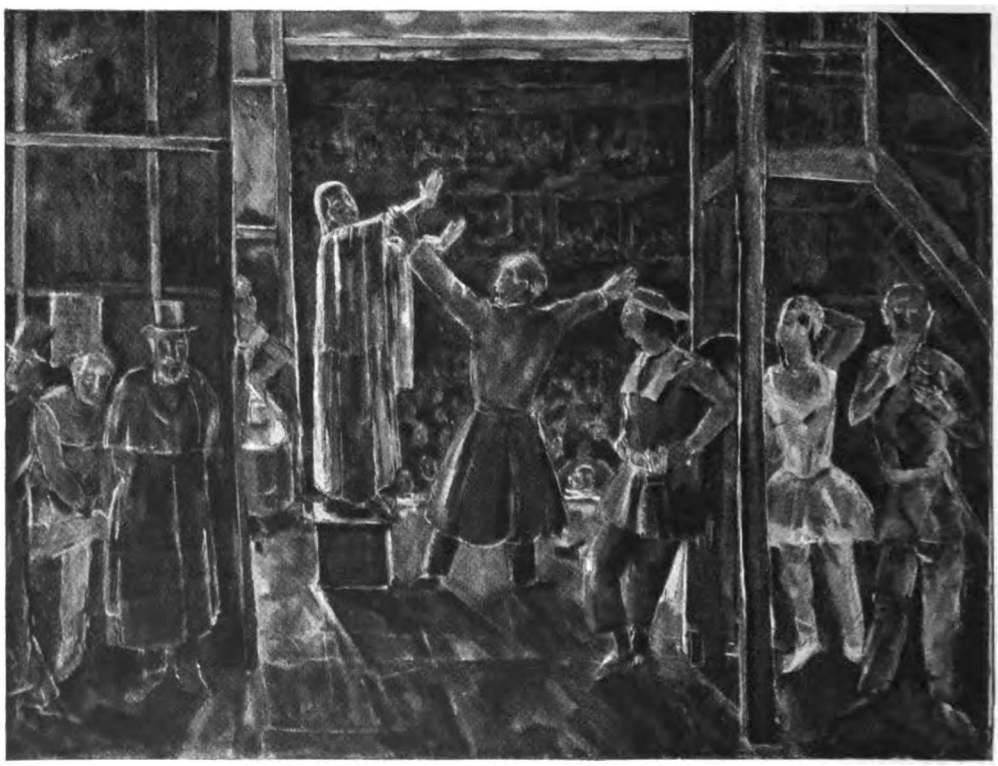
Der Rummel Leben. Gemälde. 1921. (Berlin, Sammlung des Freiherrn von Reibnitz)

Digitized by Google

Das Familienbild. Gemälde. 1922. (Aufnahme E. v. Dühren-Henschel)

Mitglied der Berliner Sezession. — Dann kam der Krieg ... (Ich fand den üblichen Kampf ums Dasein schon genügend.) Um das Vaterland zu retten, wurde ich erst „kriegunfreiwilliger Schipper", und als der liebe Gott das nicht wollte und es einige Militärärzte usw. sogar einsahen, wurde ich, äußerlich zivilisiert, noch einige Jahre in den Generalstab kommandiert. — Ich zeichnete allerlei Berge, sogar den Olymp ... 1 : 800 000 auf Landkarten.

Meine übrigen Künste übte ich dennoch weiter. Der preußische Staat kaufte in diesen Jahren in der Sezession zum e r s t e n Male Bilder! Und er kaufte mein „Gartenhaus",



Die Oper. Gemälde. 1923

Digitized by Google

Der Dichter. Gemälde. 1923

das so in die Nationalgalerie kam. In diesem 1916 von mir gemalten idyllischen Hause wohne ich seit 1911. Das wiedergegebene Bild „Schnee" ist ein Blick aus meinem Fenster auf die Kurfürstenstraße.

Ich habe hier auch noch eine Menge anderer Bilder gemalt, sogar recht große, wie etwa das lebensgroße Familienbild. Und das ist um so wunderbarer, als vor Bildern und Büchern in meinem Atelier kaum für drei Leute Platz ist. Und wenn mich viere besuchen wollen, muß einer draußen bleiben. Ich tröste dann den Überzähligen damit, daß Dürer in Nürnberg auch ohne Komfort lebte und Goethe ein Schlafzimmer besaß, das heute manches Dienstmädchen als polizeilich unzulässig ablehnen würde. Inzwischen hat übrigens auch ein P. T. Publikum entdeckt, daß die Bilder, die ich vor zehn und mehr Jahren gemalt habe, eigentlich sehr schön sind. Wie ich trotzdem dazu gekommen bin, nicht immer so wie dazumal weiter zu malen, darüber noch ein Absatz.

Schlafendes Kind
Zeichnung. 1911

Ich ging von Menzel aus. Meine ersten Bilder gleichen seinen frühen Bildern, die damals erst bekannt wurden, auch in den Motiven. Auch ich malte die mich umgebende Wirklichkeit (Stuben, Haus und Hof) einfach ab. In meinen ersten zehn Arbeitsjahren gewann ich überhaupt alle meine Bilder direkt der Natur ab. Ich studierte zwar mehr Kunstgeschichte als die meisten Künstler, dennoch lähmte das nicht meine Unbekümmertheit beim Abmalen. Vor der märkischen Landschaft wurde die heroische Hieroglyphe, die Leistikow gefunden hatte, überwunden. Ich hatte Whistlers Nachtstücke entdeckt, ehe ich Bilder und Namen des Malers gesehen, ja, ich hatte solche Motive entdeckt, ehe ich zeichnen oder malen konnte! Ich kann also darum nur vermelden, daß, während ich meine ersten schwärz-

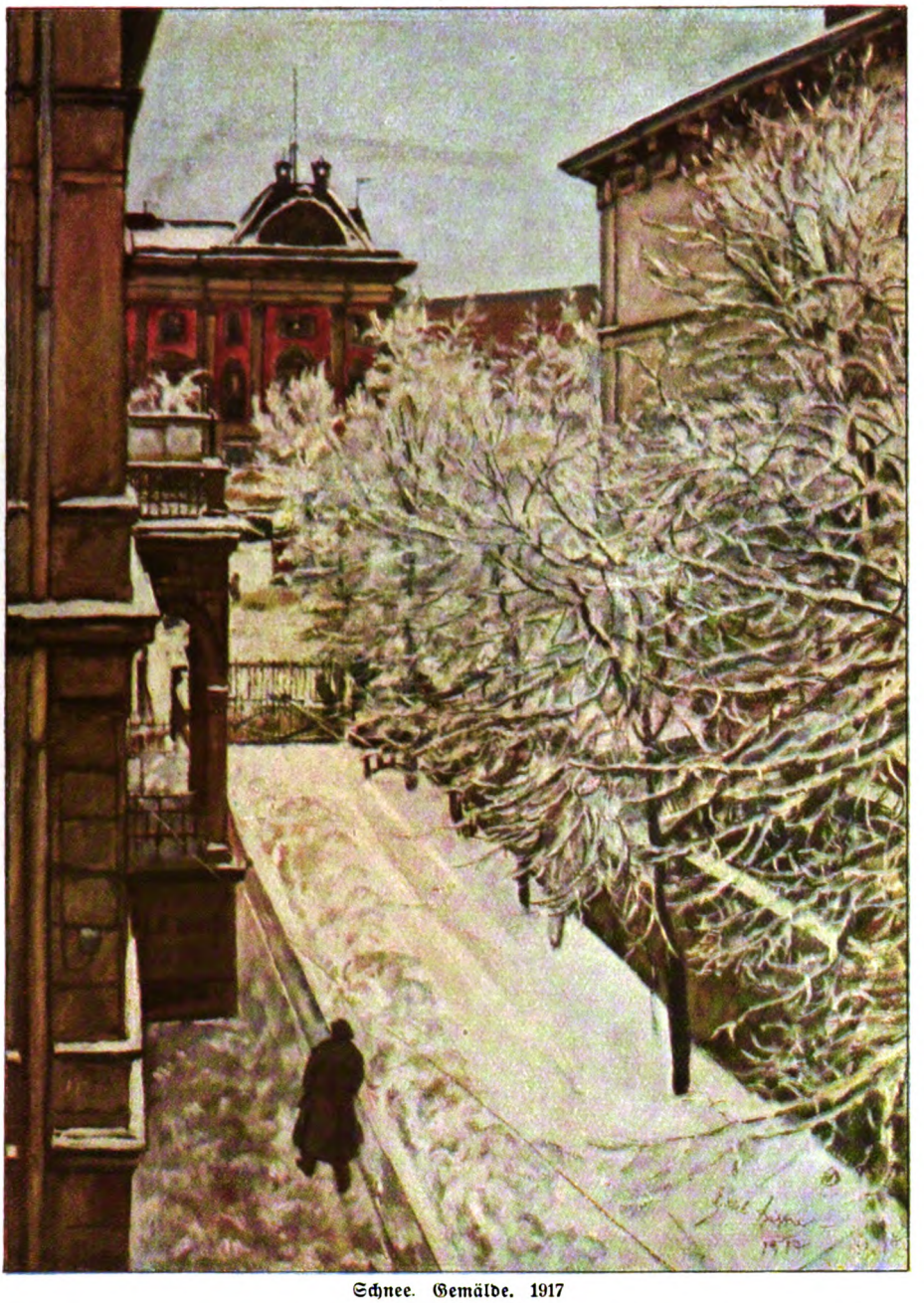
Digitized by Google

Lichtensteinbrücke. Gemälde. 1913

lichen und tonigen Bilder malte, ich auch Leibl und Hammershoi entdeckte. Aus dunklen Höfen stieg ich dann zu farbigeren Gefilden empor und ich sah, daß ähnliche Farbigkeit die Bilder der „Impressionisten" von 1870—1890 schon hatten. Aus dem Wandel der Tages- und Jahreszeiten gelang mir, was schon Monet gezeigt hatte, aus einem Motiv mehr als ein Dutzend Bilder zu malen. Der Sonnenzauber verschönte zwar nun meine Bilder aus dem Tiergarten und der Vorstadt, von der Ostsee und sonstwo, sowie alle die vielen Spiel- und Sportplätze, die ich abmalte. Doch da ich nicht nur solche Landschaften malte, so merkte ich bald, daß z. B. solches Können *nicht* genügt, um *Menschenbildnisse* zu schaffen. Denn ist vielleicht der Luftschimmer einer zufälligen Stunde für Walter von Molo wesentlich? Darum wurde langsam die Zeichnung bestimmter, die Farbe ausgewogener. Ich verstand jetzt Cezanne und ich sah, wieviel gutes Handwerk durch Thoma und Hodler direkt übermittelt wurde. Ich malte *weniger* Bilder in den weiteren Jahren, aber die Bilder wurden *wesentlicher*. Ich hatte zu allen Zeiten Bildnisse gemalt, seit 1915 kam eine ganze Ga-

Bleistiftstudie 1921

Digitized by Google



Schnee. Gemälde. 1917

lerie von merkwürdigen Zeitgenossen zusammen: Holz, Evers, A. P. Meyer, Klabund, Fränze Roloff, Prof. Einstein, Hedwig Ryder, Heinrich Zille, W. v. Scholz, Resi Langer, Jungnickel, E. M. Simon, Essig, Nadel, Georg Hermann, Lichtenstein, P. Friedrich u. a. m. Wie ich solche Bildnisse male? Ungefähr so: wenn ich ein Menschenkind vor mir habe, lasse ich es stehen oder sitzen, wie es ihm beliebt und — meiner Meinung nach — seinem Charakter entspricht. Ich stelle mich dann vor meine Leinewand, nehme Palette und Pinsel und fange dann gleich an — ohne meist irgendwas aufzuzeichnen — los zu malen. Augen, Nase, Kopf uff., wie es gerade gut geht.

Digitized by Google

Das Pflegekind. Gemälde. 1920. Berlin, Sammlung Arthur Hirschfeld

(Umgekehrt anzufangen, von den Zehenspitzen nach aufwärts einen Menschen hinzustellen, diesen Witz haben wir uns früher geleistet, als wir noch Aktzeichenprofessoren virtuos ärgern wollten. —)

Ich versuche dann, „mich in mein Objekt hineinzubeißen“ und mit Farben und Linien sein Wesen zu begrenzen. Im Fortschreiten der Arbeit sehe ich weiterhin, wie der Hintergrund usw. sich zu dem Menschen und Bilde ergänzt. Manchmal werden Bildnisse in drei glücklichen Stunden fix und fertig, meist dauert es etwas länger, etwa sechs bis sechzehn Stunden. Stillebenmalen und Landschaf-

Digitized by Google

Herbstblumen. Gemälde. 1924

tern nach der Natur habe ich nie eingestellt; doch da es wirklich noch allerhand Kunstdinge gibt, die man nicht bloß „vor der Faust" abmalen kann, so traten — zögernd — noch andere Bilder in die Welt: Ruhe auf der Flucht, Bergpredigt (Galerie Darmstadt), Der Garten der Zeit, Die Lebensalter, Die Akademie, Der Turmbau zu Babel, Der Tierkreis, Narziß, Legende, Das Fest des neuen Besen, Aktion, Novelle, Frage an das Schicksal, Das Märchen. Noch einige solcher sind hier abgebildet. Mancherlei Zeit- und Natur- und Kunsteindrücke einten sich hier.

Auch diese Kompositionen sind kaum von des

Digitized by Google

Wilhelm von Scholz
Zeichnung. 1924

Gedankens Bläſſe „zuſammengekränkelt". Mitunter habe ich allerdings eine Idee des Bildes, wenn ich zu malen beginne, aber die Geſtaltung findet ſich faſt immer erſt bei der Arbeit. Mitunter helfen alte oder neue Studien, mitunter ſaugt man ſich alles aus den Fingern.

Das Gemälde „Das Pflegekind" malte ich in einer Laube beim Paſtor in Winzingerode in wenigen Tagen. Aber der teufliſche Nachtmahr Lilith brauchte zwanzig Jahre, um Bild zu werden.

Ich habe natürlich zu allen Zeiten auch gezeichnet, „alles ob für'n Zweck oder nicht, dann bloß zum Exerzieren". Und 200 Exlibris, die ich in zwei Bücher geſammelt öffentlich aufgezählt habe, ſtammen zumeiſt auch aus den letzten zehn Jahren. Ebenſo die Reihe der kleinen Bildſtickereien, bei denen ich mit Elſa Hoffmann gemeinſam firmiere. Vielerlei Gelegenheitsgraphik habe ich an anderer Stelle nachgewieſen. Aber dieſe und alle mögliche Buchkunſt ſowie ein großes graphiſches Werk von Radierungen, Holzſchnitten, Lithographien läuft durch meine ganze Entwicklung. Ich habe den Impreſſionismus noch *erlebt*, ich habe *danach* verſucht, nicht bloß die *üblich*e Fabrikware zu liefern.

Ich bin oft genug den „Jungen" zu „alt" und den „Alten" zu „jung" vorgekommen. Ich habe mich manche Jahre um „*Können*" bemüht und bemühe mich immer weiter darum und bin doch zu der Meinung gekommen, daß nebenbei ein „Nichtkönnen" noch weſentlicher iſt, nämlich das „*Nicht-anderskönnen*". Es war nicht erfolglos: im „Berliner Lokalanzeiger" wurde bereits 1924 als „ſpezifiſch deutſche Kunſt" regiſtriert: Thoma, Trübner und Büttner.

(Der Kunſtmarkt in Deutſchland war aber gerade an ſeiner trübſten Stelle, und darum hieß es weiter im Text: „wurde nur ſchwach gefragt . . .")

Frühling und Sommer. Aus einer Reihe Stickereien von Erich Büttner und Elſa Hoffmann

Digitized by Google

Das Gymnasium von St. Jürgen

Roman von Max Dreyer

Schluß

Bennos Gemüt war nicht aus den Fugen gegangen, wie Joachims schwerer, unbeholfener, tiefer und reinlicher Sinn es sah.

Freilich, es war ein neuer Vorhang zerrissen — und wenn das, was hinter dem Schleier zum Vorschein kam, ihn auch überraschte, ihm einen Stoß gab — seine Fassung verlor er darüber nicht.

Gewiß hatte seine Vorstellung an ein Liebesleben seiner Mutter nie gedacht, und hätte sie daran denken wollen, sie hätte davor haltgemacht. In der Tat war dem Kindlichen in seinem Wesen die Mutter die immaculata geblieben.

Aber jetzt nahm seine Welterfahrung ganz von ihm Besitz. Wie dumm — wie albern, hier sich zu verwundern. Das Menschliche ist und bleibt menschlich. Ein blasiertes Lächeln ist um seinen Mund.

Auch der Fall Fortinbras ist unter diesen Gesichtswinkel zu nehmen. Obwohl — in solcher Lebenslage haben seine Gedanken Joachim, den Asketen, nie und nimmer gesucht.

Der ist doch wohl ein ganz Besonderes für ihn gewesen. Ein ganz Besonderes — nun ja, wie die Mutter auch. Und so etwas wie ein Heiligtum ist nun doch wohl eingestürzt —

Lächerlich! Was menschlich ist, ist menschlich! Aber er, Benno, mit seinen lange erwachten Sinnen darf das auch für sich ins Feld führen und in Anspruch nehmen.

Und wieder fällt der große Verdruß über das eingeschlossene Dasein hier ihn an. Die Mutter und Joachim haben's ihm erträglich gemacht, eben weil sie für ihn über allem andern standen. Nun sind auch sie in dem Gewöhnlichen versunken.

Wie eine Blamage will es ihn bedünken, daß er hier schon so lange herumgetrödelt hat. Er, Benno, der Durchgänger, der Flatterfahrer, der Abenteurer von Beruf.

Und jetzt, da nun mal das Ungemach über ihn kommt, brennt, bohrt es ihm wieder in der Seele, was der alte Knote Peter Huswädel an Schimpf ihm angetan hat.

‚Ich brenne durch!' das steht jetzt in ihm fest. Mit Betti natürlich. Man ist solange nicht mehr über ihn Kopf gestanden und aus der Haut gefahren, das braucht er! Jetzt mehr als je.

Prachtvoller Segelwind. Ost und Mond versprechen dauernd gutes Wetter. Und die hellen Nächte sind.

„Wir steuern hinaus in die Mittnachtsonn'
Und pflücken die Blumen der hellen Nacht" —

so heißt es in einem alten nordischen Lied. Die Blumen der Nacht pflücken — das will ich.

Wie aber das Mädel erreichen? Das jetzt doppelt und dreifach bewacht wird? Er muß den Weg zu ihr finden.

Als er an den Strand geht, will Jochen Elvers gerade mit seinem Fischerboot in See. Nach Westermünde geht die Fahrt. Von da aus ist es zur Stadt gut eine Meile weniger zu wandern. Bei diesem Wind kommt er so viel schneller nach Hause.

Joachim findet ihn nicht mehr an Land. Er sieht das Boot und seinen Kurs, er kann sich denken, daß der Junge diesen Weg genommen hat. Jetzt zieht es auch ihn nach der Stadt. Er wandert wie betäubt. Schädel und Herz sind ihm dumpf. Nun hat das Glück sich ihm in den Schoß gelegt. Hat er es ganz geborgen? Er ist seiner nicht froh.

Aber das Hin und Her -- es liegt so in seiner Art, sich mit sich selbst herumzuzausen — er will es heute nicht, er kann es nicht ertragen. Nichts von dem Sinnenzauber, nichts vom Jubel des Siegers, nichts vom Stolz des Besitzes — auch nichts von dem Quälenden, Beschämenden gar, daß in seine vergessene, verlorene Zärtlichkeit ein Dritter eindrang, und daß dieser Zeuge der Junge war!

Sich nicht aus der Bahn schleudern lassen! Sich des bewußt bleiben, daß sein Leben sich erfüllt! Keine Wendung — ein Aufstieg ist es, ein Empor! So gilt es, so ist es. Und so wird er die Erkorene mit sich tragen auf seinen Weg. Das Ziel seines Lebens ist unverrückt. In treuer Kraft will er darauf zuhalten, die Jugend soll sich auf ihn verlassen können.

Treu — was sagte dieser über alles geliebte Mund für törichte Dinge vom Treusein? Eine Verrannheit in Philosopheme und Abstraktionen — ja, du, das ist es — eine Art Wüten gegen dich selbst, ein Irrsein an dir selber — nur von dem großen Gefühl zu erlösen! Und dieses Gefühl ist über dir!

Aber nun ist es genug des Sinnens, und jetzt soll der Junge erst mal her.

Den ganzen Abend sucht er ihm nach und findet ihn nicht.

Digitized by Google

Benno ist frühzeitig in der Stadt gewesen. Da er sich innerlich hier losgelöst hat, kann nichts mehr seinen Knabentrotz dämpfen, nichts mehr seinen Abenteurersinn ablenken und seinen Flug hemmen.

Und sein Abenteurerglück führt ihn heute noch zu seinem Mädchen. Vater Huswädel ist fortgegangen, eine Regimentsfeier ist geplant, bei der Besprechung darf er nicht fehlen. Betti sitzt wieder hinter Schloß und Riegel. Wieder klettert Benno auf den Hof. Die Kleine empfängt ihn weniger erschreckt, mit gelockerten Sinnen. Die Härte des Vaters hat den Boden gepflügt.

„Ich will fort — kommst du mit?"

„Wohin?" fragt doch noch ein Stück Vernunft in ihr.

„Das findet sich. Wir segeln. Die Nacht ist hell. Und wir pflücken die Blumen der Nacht!" deklamiert er übermütig und verliebt. Ihr Herz klopft ihm zu. Bald ist sie vollends betört.

Wie hinauskommen? Das Mädel kann nicht über die Mauer klettern. Benno untersucht das Revier und findet einen andern Weg. Währenddes packt Betti ihre Handtasche mit dem Nötigsten. Und schreibt ein paar Zeilen an den Vater. Aus Romanen weiß sie, daß es sich so gehört. Dann flieht sie mit dem Geliebten.

Benno hat das Fenster zum Kohlenkeller eingedrückt, er öffnet es, steigt hinunter und zieht Betti sich nach. Den Schlüssel zur Kellertür haben sie — er hing unter den unverdächtigen am Brett. So kommen sie in die Gewölbe der Anstalt. Sie gehen die Treppe hinauf zum Erdgeschoß, treten in die erste Klasse, deren Fenster auf den Schulhof führen und gleiten mühelos ins Freie.

Als Peter Huswädel abends nach Hause kommt, findet er die Tochter nicht, dafür aber diesen Zettel:

„Lieber Vater, Du meinst es gewiß gut, aber ich halte es nicht mehr aus. Diese Gefangenschaft — nein, was zu viel ist, ist zu viel. Ich gehe übers Wasser. Such' mich nicht und verzeihe mir. Deine Betti."

Dem Alten sträubt sich das Haar, und Eisnadeln splittern in seinem Blut. Dann stürzt er auf die Straße.

Er findet jemanden, der das Paar vor ein, zwei Stunden gesehen hat. Durch das Marientor sind sie gegangen. Das ist die Richtung nach Seedorf. Er weiß, daß Bennos Mutter dort wohnt und daß der Junge da seine Segelkünste übt.

Ihnen nach! Blindlings stürmt Peter die Chaussee entlang. Er muß sie einholen. Dann, da er sich besinnt, wird es ihm klar, daß sie einen zu großen Vorsprung haben. Nur mit dem Wagen kann er es schaffen. Umkehren — ein Fuhrwerk nehmen — ein neuer großer Zeitverlust — vielleicht, daß er unterwegs einen Wagen trifft — sonst muß er in Marienhof, dem Dorfe auf halbem Wege, einen auftreiben, koste es was es wolle. Und er hastet weiter. Gedankenlos — ganz hingenommen von der fliehenden Zeit und dem weiten Ziel.

Wieder und wieder steigt das Herz ihm stickend in den Hals — mahnt ihn hauszuhalten mit seinen Kräften. Aber die Zeit peitscht ihn weiter.

Und da vor ihm — fährt wirklich ein Wagen im Schritt. Er ruft — er fliegt — er ist bei ihm. Ein schweres Fuhrwerk vom Gutshof, das Korn in die Stadt geschafft hat. Der Kutscher will ihn mitnehmen, von schnellem Fahren will er nichts wissen. Die Pferde seien müde. Peter Huswädel ist kein großer Menschenkenner, — aber wie schärft die Not alle Sinne. Er sieht was von Habgier in dem schrägen Blick des Mannes. Da bietet er ihm Geld.

Wo er denn hinwolle — nach Seedorf — so — ja aber er fahre nur bis Marienhof.

Ob er nicht noch eine Strecke zulegen könne. — Das könne ihn seine Stellung kosten. — Nun, hier! Das ist für Sie! — Hm ja — wenn er noch 'n bißchen was draufgebe, wolle er ihn bis Seedorf bringen und auch die Pferde tüchtig 'rannehmen. Sie müßten aber einen Umweg machen um Marienhof herum. Sie sind handelseinig. Peter Huswädel in seinem ganzen langen ehrlichen Leben hat wahrlich noch nie auch im entferntesten daran gedacht, einen zu bestechen und von seiner Pflicht abzuziehen. Hier ist Peter Huswädel zum erstenmal mit moralischer Blindheit geschlagen. Ihm gelten nur die Zeit und das Ziel.

Der Kutscher führt in schlankem Trab. Seedorf rückt näher und näher. Aber auch diesen Ort meidet er mit seinem schlechten Gewissen. Er biegt zur Seite aus. Peter weiß sich vor Ungeduld nicht zu lassen. Gradaus! befiehlt er. Der Kutscher schüttelt den Kopf, deutet nach dem Wartturm mit dem Peitschenstiel: „Da bring' ich Sie an den Strand."

Hier auf demselben Weg — ein Einspänner zuckelt gemächlich vor ihnen her — Peter ist aufgesprungen — seine Augen fliegen wild voraus zu dem Fuhrwerk — sie kommen dem Wagen näher — sie holen ihn ein — städtisches Fuhrwerk — ein Herr sitzt darin — langes Haar, großer Künstlerhut — jetzt fahren sie vorbei — fremd ist ihm das plattnäsige Gesicht — zurückscheut er beinahe vor diesen großen seltsamen Augen, die abwesend sind, wie nicht von dieser Welt

Digitized by Google

— an Eulenaugen muß er denken — von böser Vorbedeutung rinnt es ihm über den Rücken — wohin will dieser Mann — zum Wartturm —?—

Aber dann verrieseln und ersterben diese Gedanken — auf einen Hügel sind sie gekommen. Der eine Teil des Strandes ist von hier zu überblicken, um sie die leuchtende Dämmerung des Juniabends, und im Osten steigt der rote Mond aus dem Wasser. Niemand aber ist hier an der See.

Jetzt mahlt sich der Wagen langsam durch den tiefen Sand. „Ich steig' aus," ruft Peter — und rennt über die Heide, über die Dünen nach dem Seedorfer Strand zu. Der Kutscher blickt ihm nach, aber er zerbricht sich nicht den Kopf. Der ist auch hart und läßt sich nicht zerbrechen. Er hat sein Geld — alles andere ist Blendwerk. Und schmunzelnd fährt er langsam heim.

Peter stolpert durch die Dünenklüfte — nun überblickt er auch die andere Seite des Strandes — und da — sein Herz weitet sich, daß es stockt und starrt — es schwindelt ihm — im Fortstürzen bricht er in die Knie — zwei Gestalten — wollen ein Boot flottmachen — ein weibliches, ein männliches Wesen — das sind sie — ja, das sind sie.

Er muß stehen und sich aufrichten — und diese Gewißheit in sich einatmen — zum Jubeln, zum Rasen, zum Fluchen — diese bitterböse und beglückende Sicherheit. Vereitelt die ruchlose Flucht seines ungeratenen, mißleiteten Kindes. Noch ein paar Schritte, und er kann die Hand auf sie legen —

Die beiden hantieren noch an dem Boot und sehen ihn nicht. Er geht jetzt langsam, feierlich beinahe, wie das Verhängnis schreitet, von der Düne herab auf sie zu. Hinter ihm, blutig und schicksalsdüster, glutet der volle Mond.

So sieht ihn Betti zuerst. Das Entsetzen würgt ihr den Schrei in die Kehle zurück. „Ei verflucht!" murmelt Benno. Auch er hat seinen Schreck abbekommen, aber die Ruhe verläßt ihn nicht.

Und nun steht der Alte von ihnen. Peter Huswädel ist jetzt wie von Stein. Er ist durchaus Herr der Lage und Herr auch des Wortes. „Du hast mir," so spricht er zu seiner Tochter, „schriftlich lebewohl gesagt — ich bin doch mehr fürs mündliche Verfahren."

Schriftlich lebewohl gesagt — in Benno sprudelt es auf — natürlich — immer die geschwätzige weibliche Gefühlssimpelei — die hat ihn auf die Spur geführt —

Der Vater hat ihr Handgelenk gepackt. Und jetzt kriegt Benno seinen Teil. „Ihnen aber, Musjöh —" Musjöh sagt er, ist dies nun mehr oder weniger als der ‚Herr Obertertianer' — „werden wir jetzt doch auch einen Riegel vorschieben. Sie werden mich zunächst einmal zu Ihrer Frau Mutter begleiten."

„Ach nee," sagt Benno, mit betonter Lässigkeit, „ich möchte Sie nicht weiter bemühen."

Er will sich wieder an sein Boot machen. Peter, an dessen Schädelwände es brandet, tritt ihm entgegen. „Wir werden doch sehen, ob es keine Zucht mehr für dich gibt!"

Er wählt das Du mit Bedacht und verschärft damit weidlich die Lage.

„Herr Huswädel als Erzieher?" Aus Bennos Erregung blüht jetzt seine ganze Unverschämtheit auf, die in milde Herablassung sich kleidet. „So was tun Sie lieber nicht. Und jetzt gehen Sie mir bitte aus dem Weg, und erlauben Sie, daß ich über Ihre Zucht mich amüsiere."

Nun stürmt all das, was der Junge ihm angetan hat, verheerend über Peter Huswädel herein. Jetzt ist es vorbei! Er stößt das Gelenk seiner Tochter von sich, packt den Handstock, reißt den Jungen sich übers Knie und schlägt auf ihn los. Ein paarmal, aber gründlich. „So! Das ist meine Zucht und nun amüsier' dich darüber."

Betti hat schluchzend das Gesicht in die Hände vergraben. Düster und schwer leuchtet der Mond. Der alte Philosoph hat oft genug schmunzelnd der Handhabung dieser ur-uralten Erziehungsmethode zugeschaut. Aber hier lächelt er nicht. Er behält sein todernstes Antlitz.

Bewegungslos liegt Benno im Sande. Auf dem Gesicht liegt er. Die Hände sind in den Boden gekrallt. Peter geht mit Betti, die seine Pranke wieder an ihn fesselt, die Düne hinauf. Hinein in das blutige Mondlicht. Leblos liegt Benno. Die Schmach — die Schmach hat ihn geschlagen. Sein Leben ist hin. Er fällt und fällt durch ungeheure Räume. Versinkt und ertrinkt in der unendlichen Tiefe —

Und wieder dieselbe tödliche Schande reißt ihn zurück und wirbelt ihn empor. Und schlägt mit Wahnsinn sein Hirn.

Ein großer Sturm tost mit ihm in die Höhe — durch Nachtschwärze fliegt er — seine Glieder erfrieren — sein Blut wird Eis — blind ist sein Auge — nichts als grausende, bösartige Finsternis —

Und jetzt — ein dumpfer trauriger Purpurschimmer, in dem schwarze Ringe kreisen — und ein matter, schwerer Blutschein — warm ist der Schein — er löst ihn aus der Starrheit — heller wird es und wärmer —

Und es zucken seine Glieder, und es hebt sich sein Kopf. Und er trinkt die Luft des

Digitized by Google

Lebens. Jetzt überstürzen sich seine Pulse, sein Atem, und Wellen brausen zu seinem Herzen — Er springt auf die zitternden Füße. Da oben — auf der Höhe der Düne — die dunkle Gestalt! Blutschein ist um sie gewoben. Voll Blut ist die Luft — in seinem Auge — in seinem Hirn — in seinem Herzen — Blut — Blut —

Der Junge stürzt an sein Boot — reißt den Kasten auf — fliegt die Düne empor den beiden nach — keucht hinter dem Manne her. „Hund — du Hund!" Und da der Mann sich wendet, hebt er den Revolver und schießt ihn durch die Brust.

Peter bricht zusammen, Betti kreischt in die Nacht.

Benno schreitet langsam, wie schwebend, die Dünen wieder hinab, zu seinem Boot.

In einer Traumwelt ist er, leicht und erlöst. Ein Schweben ist all sein Tun.

Das Boot ist fertig zur Fahrt. Er kommt jetzt allein mit ihm zustande. Gut ist der Wind. Und er fährt hinaus in die helle Nacht. Anders, als er gedacht hat. Aber er denkt nicht, er schwebt.

Der Mond hat sich zu lichter Höhe aufgetan. Aber seine Miene bleibt schwer und gramvoll.

Am andern Morgen, zu Schulbeginn, stauten sich vor dem Gymnasium die Schülermassen, fluteten an und wieder zurück, wogten durcheinander, bewegt und erregt, ein kochendes Meer.

Die Eingangstüren der Anstalt waren verschlossen, das Hauptportal so gut wie die Seitenpforten.

Was bedeutete das? War dies auch ein Kennzeichen der neuen Zeit? „Gehen wir wieder nach Hause!" war der fröhliche Ruf, der lautstimmig aus dem summenden Geschwätz aufspritzte, der von Mund zu Mund weitergegeben ward. Und behende Aufwiegler waren bereit, eine allgemeine „secessio in montem sacrum" der Schulfreiheit herbeizuführen. Die ernstesten der Schüler, nachdem sie der Ansteckung durch den allgemeinen Übermut Herr geworden, die Bernhard, Dibrand, Oswolt gingen alsbald der Frage nach, ob dem Schuldiener, der seines Amtes nicht waltete, etwas geschehen wäre, und wandten sich zu dem efeuberankten Spitzbogen, der die Eingangstür seiner Dienstwohnung umrahmte. Auch sie war verschlossen. Selbst bei der furchtbaren Erregung, die ihn aus dem Hause jagte, hatte sein Ordnungssinn mechanisch gewaltet.

Allmählich stellten auch die Lehrer sich ein — ihr Erstaunen verlangsamte oder beschleunigte die Schritte, je nach der Gemütsart.

Als erster war Professor Schruff zur Stelle, und er wetterte ganz ungeniert seinen Unmut von sich. „Wat is denn hier los? Neuer Lehrgang unter dem neuen Regime? Unterricht im Türenaufbrechen und Indiefensterſteigen?"

Was sich hier begab, der Auflauf der Schüler vor der Schule, bewegte natürlich auch lebhaft die Gemüter der Unbeteiligten, die vorübergingen oder aus ihren Fenstern dem Schauspiele zusahen. An bitterbösen Urteilen über die neue Leitung, so sehr die Bürgerschaft bearbeitet war, das Heil von ihr zu erwarten, fehlte es nicht.

Schon aber war der neue Direktor, den das Gerücht erreicht hatte, an Ort und Stelle. Seine Anordnungen hatten Hand und Fuß. Ein Schlosser wurde herbeigeholt, der mußte ihm die Wohnung des Schuldieners öffnen. Er fand sie leer, gewahrte am Riegel das große Schlüsselbund und öffnete nun von innen eigenhändig die Tore und Türen der Anstalt. In munterer Bewegung fluteten die Schüler herein und begaben sich höchlich angeregt in ihre Klassen. Und diese Stimmung mündete ungezwungen in den reichlich zwanglosen Unterricht, dem Gleichgültigkeit und Trägheit, aber auch Gehorsam gegen die neuen Forderungen und eigener Forschungstrieb und Experimentierlust der Lehrenden den Weg zu ebnen anfingen.

Falkner indes nahm eine Durchsuchung der Schuldienerwohnung vor, um sich, ehe er die Behörde heranzog, Aufklärung über den Verbleib Huswädels zu verschaffen. Der Zettel Bettis fiel ihm in die Hände und gab Aufschluß. Der Vater war also hinter seinem Kinde her. Vermutlich aber war ihm etwas zugestoßen, sonst würde er bei seiner sprichwörtlichen Pflichttreue nicht den Dienst versäumt oder doch Nachricht gegeben haben.

Inzwischen kam eine Meldung aus Seedorf, die Gewißheit brachte. Ein Fischer, der in der Stadt zu tun hatte, erstattete sie in seiner gemächlichen und schwerfälligen Art. Auf Veranlassung von Joachims Bruder Andreas hatte er sich eingefunden. Nun erzählte er, was er wußte.

Der Schuldiener Huswädel läge durch die Brust geschossen in einem Seedorfer Fischerhaus. Es ginge wohl auf Leben und Tod. Der Täter wäre ein Schüler der Anstalt, Treutlien. Er hätte auf eigenem Boot gleich nach der Bluttat sich fortgemacht. Erst später hätte man das erfahren, der Niedergeschossene wäre besinnungslos gewesen, aus seiner Tochter hätte die ersten Stunden niemand ein vernünftiges Wort herausbringen können. Andreas Braß hätte sich dann sofort mit seinem Schnellsegler auf die Suche nach

Digitized by Google

dem Übeltäter gemacht, aber keine Spur mehr von ihm gefunden.

Falkner war in lebhafte Schwingung geraten. Aber nicht, daß es Benno war und Frau Evas Sohn, bewegte ihn so, der „Schüler der Anstalt" war ihm das Wesentliche. Eine Sensation. Sensationen sind dazu da, sie zu nutzen.

Das Geschehene reimte er sich schnell zusammen. Natürlich war der Vater, seiner ganzen inneren und äußeren Bauart gemäß, handgreiflich geworden — der Schuß war die Antwort, die Rache.

Die Handgreiflichkeit — das alte System. Hierum drehte es sich, und er selbst würde schon der Drehung richtig nachhelfen. Der alte Geist war verantwortlich zu machen. Ob es sich gleich nur um den Schuldiener handelte. Auch in ihm verkörperte sich das Unheil der „Strafanstalt".

Und des Jungen Zügellosigkeit — auch sie eine Frucht der alten Erziehungsweise. Die nur den Zwang kennt, durch den Zwang das Vertrauen tötet und durch ihre Zucht nur Auswüchse züchtet.

O, er würde der Welt schon ein Licht aufstecken!

Sehr beklagenswert war ja der Fall. Gewiß würden seine Feinde den gegen ihn ausnützen wollen, aber wie elend würden sie gerade damit scheitern. Noch hatte sein Walten nicht begonnen, kaum hatte man seines Geistes einen Hauch verspürt. Wenn dieses Unglück schon geschehen mußte — gut, daß es dem Anfang seiner Tätigkeit als dunkle Folie diente. Seiner Sache konnte kaum etwas Eindringlicheres an Propaganda zuteil werden. Und persönliche Empfindungen hatten dagegen zu schweigen.

Eine Sensation! Sensationen sind zum Ausgenutztwerden da.

Dies war es, was in Falkner herumwirkte. Der Seedorfer Fischersmann fragte treuherzig nach Joachim Braß, dem er auch diese Mitteilungen machen und außerdem noch etwas von seinem Bruder Andreas ausrichten sollte. Es erwies sich, daß Joachim in der Schule war, im Konferenzzimmer. Nach der ersten Pause hatte er eine Unterrichtsstunde. Falkner ging mit dem Boten hinüber.

„Es ist etwas sehr Ernstes geschehen — ich spreche gleich mit Ihnen darüber," bemerkte er zu Joachim, und ging dann mit schwerer Miene. Der erste Schreck mochte hier erst einmal mit sich selber fertig werden.

Der Schuldiener fehlte überall. Es bleibt nun mal dabei, die unterste Stufe ist die unentbehrlichste. Sehr aber kam dem Herrn Direktor seine flotte Art zustatten, die in allen Sätteln sich gerecht fühlte und zuzugreifen liebte, wo Not am Mann war — am liebsten freilich da, wo es am meisten bemerkt wurde. Er konnte es sich leisten, herabzusteigen, er blieb darum doch, wer er war — und so war er es, der an Huswädels Statt zur ersten Pause die Glocke zog.

Man beachtete es wohl. Und das: „Er ist doch einer!" beherrschte die Meinung, auch der Widerstrebenden.

Joachim war von dem, was er vernahm, aufs tiefste getroffen. Und gleich wurden die Zusammenhänge machtvoll und lebendig — die Ursache, die Schuld. Der unglückselige Junge! Kaum ist er auf die andere Bahn geleitet — da wird er schon wieder hinausgeschleudert in Unheil und Untat. Gerade jetzt in den Anfängen hätte Freundeshand und Freundesherz ihn halten müssen, selber fest und stark und rein und unbeirrt. Aber da dieses Herz von eigener Leidenschaft zerwühlt war, da die Flammen über dem Freund zusammenschlugen und der Junge selbst in den Flammentanz, in den Taumel blickte, brach seine irregeleitete Phantasie mit ihm aus. Die alte Zügellosigkeit warf ihn — bis zur Bluttat, zum Totschlag riß es ihn fort. Der unglückselige Junge! Und Eva, seine Eva, die arme, arme! Die Zärtlichkeit überwältigte ihn. Jetzt zu ihr fliegen!

Aber die Arbeit ist da. Und gleich sind Rauheit und Härte wieder obenauf.

Dann kommt Falkner zurück und lädt Joachim, nachdem der Fischer gegangen ist, in sein Arbeitszimmer.

„Ich hab' absichtlich auch Sie den unmittelbaren Bericht entgegennehmen lassen," spricht er gewinnend. In dem Ernst des Tones ist gehaltene Bewegung. „Die Sache berührt ja auch Sie sehr stark — nicht bloß persönlich, auch amtlich. Da der — ich kann nur sagen, beklagenswerte — Junge Schüler Ihrer Klasse ist. Und jetzt möchte ich Sie bitten, da ich hier heute nicht fort kann — ich muß nun mal, wohl oder übel, einen Teil der Schuldienerpflichten mit übernehmen" — dazu lächelt er jung, und es steht ihm gut — dann aber wieder sehr ernst — „ich möchte Sie ersuchen, in dieser Angelegenheit mich freundlichst offiziell vertreten zu wollen. Zunächst einmal am Ort die nötigen Erhebungen anzustellen. Die zuständige Polizeibehörde ist, wie ich höre, schon von dem Gemeindevorstand benachrichtigt worden. Erledigen Sie, bitte, was von Schul wegen zu tun ist. Und dann führt Sie Ihr Weg naturgemäß auch zu der nicht weniger bedauernswerten Mutter. Der ich Sie auch meine innige Teilnahme an diesem — Schicksalsschlag muß man es nennen, auszusprechen bitte."

Digitized by Google

„Dann werde ich mich also in einer Stunde auf den Weg machen."

„Sie haben zu unterrichten?"

„Ja."

„So werde ich Sie in der Klasse vertreten. Dieses Geschäft verträgt keinen Aufschub. Ich lasse sofort einen Wagen holen."

Falkner schlug wieder einmal zwei Fliegen mit einer Klappe. Erstlich fand er durchaus keinen Geschmack an Polizeisachen, und mit dem ‚Blutbann' hatte er nun ganz und gar nichts im Sinn; zugleich war dann hier noch die ‚Gemütskiste' bei der Mutter aufzumachen, was er gleichfalls gern einem andern überließ. Zweitens aber: dieser andere, Joachim Braß, war sein gefährlichster Widersacher. Er hatte von der ersten Mensur mit ihm gerade genug. Wie aber stellt man solche Feinde am besten kalt? Freundschaftlich. Man zieht sie zu sich herüber. Man gibt ihnen eine Vertrauensstellung. Gewiß, Fortinbras ist schwieriger als die meisten. Aber dafür darf er, Adalbert Falkner, sich auch für geschickter halten als die andern. Und nun ist hier noch ein Besonderes dabei, das ihm als Großmut ausgelegt werden wird, gerade von einer Natur wie Joachim Braß. Er tritt ihm das Trösteramt bei Frau Eva ab. Daß ihm selber daran nichts liegt, daß er auch so mit Frau von Treutlien sich versteht und wie sie beide sich verstehen, davon ahnt er natürlich nichts — geht ihn auch nichts an. Aber Braß selbst ist für Eva entflammt. Mehr als einmal hat er von ihm den verstohlenen Blick des Nebenbuhlers aufgefangen. Also: wie hoch wird er es ihm anrechnen, daß er jetzt so edelmütig verzichtet. Daß es aber wahrhaftig ganz und gar kein Verzicht ist — ergibt nur einen neuen Posten auf der Gewinnseite.

⁂ ⁂ ⁂

Joachim war nach Seedorf unterwegs, auf demselben Wagen, der gestern abend Bogumil dahingefahren hatte.

Der Kutscher, ein behäbiger alter Knabe, erzählte sich gern etwas. Aber Joachim wies zuerst schroff jede Annäherung zurück. Er wollte mit seinen Gedanken allein sein, wollte, wollte ihre Qual, wollte mit ihnen kämpfen und sie niederzwingen. Aber sie waren wie die Hydra — doppelt wuchs nach, was er eben überwunden hatte.

Es ging ihm nun doch ans Mark, er durfte sich nicht so zergrübeln und zermürben. Er brauchte sich heute, brauchte seine ganze Kraft. So nahm er selbst die Unterhaltung wieder auf.

Der Alte sprach davon, daß ein Enkel von ihm das Jürgen-Gymnasium besuchte. Ja, so wär' das nun — er selber hätte kaum seinen Namen schreiben gelernt, und sein Enkel spräche schon alle Sprachen der Welt — das wär' ein Kerl, der hätte sich sogar beim Turmbau zu Babel nicht dumm machen lassen! Und was das Schnurrige wäre, er, der Alte, der ganz Ungebildete und der Junge mit seiner hohen Schulbildung, sie verstünden sich ganz famos. Sein Sohn, der Vater von dem Jungen, wäre dazwischen so gut wie ausgeschaltet, obwohl der doch auch was gelernt hätte und doch immer der Vater wäre. Der wollte nichts andres als seinen Jungen ganz in das rote Fahrwasser hineinziehen — er spielte nämlich in der Partei „Große Schnauze" eine Hauptrolle mit. Jetzt wär' er Magistratssekretär — und wie der Magistrat unserer Stadt getakelt wäre, das wüßte man ja. Aber der Junge hielte stramm seinen Kurs. Deutsch wär' die Parole!

Joachim bestätigte ihm, daß man oft diese Erfahrung machte. Wie die revolutionären Ideen schon in der nächsten Generation sich nicht mehr weiter entwickeln wollten; daß diese vielmehr an das Geschlecht der Alten anknüpfte. Der natürliche Kreislauf.

Ja, meinte der Alte auf dem Bock, wenn er mit dem Jungen auch nicht durch dick und dünn ginge — er hätte denn doch die Nase voll und übervoll von dem meisten, was „Willem" und seine Leute angestellt hätten — aber er hätte mit bei Gravelotte geblutet, und deutsch wäre er bis auf die Knochen. Und das, was diese schreiend roten Großmogule zusammenregierten, das könnte doch 'n Hund jammern und darüber lachten die Hühner. Bloß daß wir nichts dabei zu lachen hätten.

Joachim nickte ihm von Herzen seine Zustimmung. Dann hatten die Seelen eine Weile Ruh'. Die Augen gingen über die Breiten hin. Gut stand das Korn. Auf ein Haferfeld deutete der Kutscher mit der Peitsche und bemerkte, daß er sich schon gestern daran gefreut hätte. Dann fügte er hinzu, sein Fahrgast gestern hätte den Hafer für Weizen gehalten, und er hätte ihm schon einreden wollen, daß es Zuckerrüben wären. Aber der Mann könnte wohl nicht dafür, er wär' 'n Klavierspieler. Er hätte ihn schon öfter nach dem alten Turm gefahren.

Joachim flog in die Höhe. Potschinak — wer sonst!

„Gestern abend, sagen Sie?"

„Ja." Er merkte, daß den Herrn diese Begebenheit lebhaft berührte. Und so gab er bereitwillig noch eine Neuigkeit hinzu. „Ich hab' ihn dann gleich wieder nach der Stadt fahren müssen. Mit der Dame vom Turm. Zu dem Berliner Nachtzug."

„Was?" Joachim riß an der Lehne des

Digitized by Google

Kutschbocks, daß der Lenker fast vom Sitze fiel. „Mit der Dame vom Turm? Mit welcher Dame vom Turm? Kennen Sie sie?"

„Mit der jungen gnädigen Frau, die da wohnt. Die Herrschaften sind dann beide in den Zug gestiegen."

Er wollte sich entschieden, arglos wie er war, durch reichliche Auskunft für die in Fluß gekommene Unterhaltung erkenntlich zeigen.

Mit der war es nun allerdings vorbei. Joachim, vergraben in sich selbst, sprach kein Wort mehr. Der Kutscher, der allmählich begriff, daß er mit seiner Neuigkeit etwas angerichtet hatte, störte ihn nicht.

Eva, daß sie es gewesen, daran gab es kaum einen Zweifel. Mit Potschinak fährt sie — und gestern nacht — steht diese Fahrt mit der Bluttat des Jungen in Zusammenhang? Aber der Junge ist zu Wasser fort — und sie fährt nach Berlin? Oder wußte sie noch nichts von Bennos Tat? Und fährt mit Potschinak nach Berlin — ! —

Schon ragte der Turm vor ihnen. Der alte Freund hatte ihm heute nichts zu sagen. Leblos stand er und starr.

„Ich steige hier ab," beschied Joachim den Fuhrmann, gab ihm mit einem Trinkgeld die Hand und schritt dann schnell durch den Torweg.

Der Alte zerbrach sich nicht weiter den Kopf. Was hatte er in seinem langen Leben schon für Menschenschicksale gefahren. Leichenwagen und Hochzeitskutschen, Liebespaare und Selbstmörder, Sterbende zum Spital, Duellanten und flüchtige Defraudanten. Auf eine Weibergeschichte mehr oder weniger kam es ihm wirklich nicht an.

Dem klingelnden Joachim öffnete die Hausdame Frau von Lehnhof.

„Guten Tag. Ich höre, Frau von Treutlien ist verreist?"

„Ja."

„Wissen Sie, was Benno gemacht hat?"

„Benno — nein!"

„Weiß die Mutter davon?"

„So wenig wie ich. Sonst hätte Frau von Treutlien doch mit mir darüber gesprochen. Sie hat sich sehr schnell entschlossen, nach Berlin zu reisen. Schnelle Entschlüsse sind ja bei Frau von Treutlien nichts Ungewohntes — "

Er litt unter dieser gut oder böse gemeinten Äußerung hausdamenhafter Seelenkunde. „Auf wie lange ist die gnädige Frau gefahren?" fragte er schroff.

„Das ist unbestimmt. Die Reisen der Frau von Treutlien sind immer von unbestimmter Dauer."

„Hat die gnädige Frau nichts für mich hinterlassen?"

„Nein, Herr Professor."

„Ich danke Ihnen." Er wandte ihr den Rücken und stürzte die Treppe hinunter.

„Lebensart!" hauchte sie unhörbar hinter ihm her.

Gestern — und heute — so zerriß es Joachims Gemüt. Gestern schlingt unser Leben sich zusammen — und heute finde ich sie nicht mehr — ich weiß nichts von ihr — sie ist fort und läßt mich nichts wissen, nichts von dem Warum und dem Wohin —

Wie unfaßlich ist dies! Sollte hier nicht doch ein Zusammenhang mit Bennos Geschick obwalten? Zu gleicher Zeit verlassen die beiden Seedorf — ein zufälliges Zusammentreffen — Zufall, was ist Zufall — ein Geheimnisvolles ist hier am Werk!

Nur dieser Herr Potschinak als der ganz ungereimte Dritte — der ein neues Rätsel aufgibt! — Nicht sich weiter das Hirn zermartern! Nicht den Verstand verlieren!

Joachim steht vor seinem Bruder Andreas — er weiß nicht, wie er zu ihm gekommen ist. Als der ihm sagt, daß Huswädel in dem Fischerhaus nebenan liege, erwacht er aus seinem Traum. Und jetzt ist er wieder ganz Herr seiner selbst.

Er geht hinüber und spricht ruhig mit dem Herbergsvater des Niedergeschossenen. Läßt sich von dem berichten, was der Arzt gesagt hat, der vor einer Stunde gegangen ist. Die Lunge durchbohrt, wichtige Blutgefäße nicht zerrissen, größte Schonung und sorgsame Pflege vonnöten, der Ausgang zweifelhaft.

Betti kam aus dem Krankenzimmer. Sie hatte aus dem Entsetzen und der Verzweiflung, aus Schmerz und Reue und Sorge als eine Erwachsene sich wiedergefunden. Die Pflege des Verwundeten lag bei ihr in guter Hand. Sie gab verständig Auskunft über sein Befinden. Daß er seit einer Stunde in festem Schlaf liege.

„Ich glaube, das dürfen wir als gutes Zeichen betrachten," sagte Joachim. „Dann gehe ich natürlich nicht zu Ihrem Vater hinein. Aber Sie selbst möchte ich noch einen Augenblick sprechen."

Er hatte pflichtgemäß nach Bennos Verbleib zu forschen. Vielleicht — und das blieb sein Hauptgedanke — ergaben sich so auch Anhaltspunkte für Evas Abreise. Deren Geheimnis er nicht mehr ertrug. Er mußte des Dunkels Herr werden.

„Ich muß Sie bitten, mir ganz offen zu sagen, was Benno über Ihr gemeinschaftliches Reiseziel mit Ihnen gesprochen hat."

„Von einem bestimmten Ziel hat er mir nie etwas gesagt. Er redete nur davon, daß wir hinaus in die Welt wollten, hinaus" — sie zögerte etwas — „in die helle Nacht."

Digitized by Google

Damit hatte sie ehrlich und wahrhaftig alles gestanden, was ihr bekannt war. Joachim schüttelte den Kopf. „Ihr lieben, armen, dummen, jungen Menschen!“

Sein Weg führte ihn zu Andreas zurück. Sollte er noch hier bleiben, sollte er nach Hause? Nach Hause? Wie heimatlos flatterte er umher. Und um ihn war Dämmerung. Er war im Verdursten nach Klarheit.

Andreas hielt ihn fest. Die Fischereigenossenschaft wollte einen zweiten Dampfer kaufen. Er sollte sich doch einmal die Veranschlagungen und Bedingungen ansehen.

Erschreckt fuhr Joachim zurück. Dann aber, auf den wiederholten dringenden Wunsch, vertiefte er sich in das Geschäftliche, ernsthaft nach seiner Art. Und nun geschah es ihm, daß er vergaß, was ihn quälte, daß seine Not von ihm abfiel. So saß er mit dem Bruder, rechnete und überlegte. Der größte Teil des Nachmittags verging.

Plötzlich wieder peitschte es ihn auf. Wie ein Irrlicht flackerte es in ihm: ist all das Geschehene nicht ein Traum? Sie ist in ihrem Hause! Sie war ja gar nicht fort. Oder war sie's, war sie nicht weit! Sie ist wieder da.

Schnell nimmt er Abschied von Andreas. Wieder zum Wartturm geht es. Der sieht nicht anders aus als heute morgen, der spricht nicht mehr mit ihm.

Und nun überlegt Joachim bei ruhigem Verstand. Vielleicht ist nach all den Stunden jetzt eine Nachricht von Eva gekommen — irgend-, irgendeine. An Frau von Lehnhof — oder auch an ihn selbst. Oder die Hausdame hat doch noch etwas gefunden, was Eva hinterlassen hat — für ihn.

Wieder klingelt er. Wieder öffnet ihm Frau von Lehnhof mit demselben vergilbten, zerknitterten, unterwürfig-hochmütigen Gesicht. Joachim ist nicht so kurz angebunden und höflicher im Ton. Sie verhandeln nicht mehr zwischen Tür und Angel. Die Dame bittet ihn näherzutreten. Im Wohnraum nehmen sie Platz. Hier ist weniger von Evas Art als in ihrem Musikzimmer, aber immer noch genug. Überwältigend viel von ihrem Walten, ihrem Hausen, von der Luft, die sie umgab, strömt auf ihn ein. Die Hausdame fragt, was denn mit Benno sei.

„Habe ich Ihnen das nicht gesagt? Er hat hier in den Dünen unsern Schuldiener über den Haufen geschossen.“

„Grundgütiger Gott!“ Erschüttert sinkt sie in sich zusammen. Dann, als sie die Sprache wieder hat: „Nein, davon hat die Mutter nichts gewußt! Ganz gewiß nicht. Sie hat sich mit einem Scherz von mir verabschiedet.“

Das ist ein Wort, das neue Gedanken ruft. Dann ist sie nicht weit, dann ist sie bald wieder da, dann ist sie schon wieder nach Hause unterwegs. Nur auf ein paar Besorgungen ist sie aus — wie es so die Art der Frauen ist. Sie macht kein großes Wesen davon. Darum hat sie auch nichts Besonderes hinterlassen.

Aber zur Sicherheit fragt er noch einmal, ob sich nicht doch noch für ihn eine Nachricht gefunden habe. Die Antwort lautet „nein,“ wie sie zu erwarten war. Trotzdem legt sich ihm das wieder aufs Gemüt. Und düster nimmt er Abschied.

Nun bedauert er seine Gedankenlosigkeit, daß er den Wagen heimgeschickt hat. Wie zieht es ihn jetzt heimwärts! Vielleicht sind auf dem Gymnasium diese oder jene Mitteilungen eingelaufen.

Zu Fuß geht es also in die Stadt zurück, den wohlbekannten Weg. Der wie ein guter Kamerad ist, soviel hat er mit erlebt. Was an Gedanken und Empfindungen hat er tragen helfen!

Heut nichts mehr von Gedanken — von Empfindungen nichts mehr. Genug davon hat dieser Tag in Bewegung gesetzt. Nun heißt es Ruhe halten. Nun gilt das dumpfe Schreiten. Wie er es als Soldat von den großen Feldmärschen gewohnt ist. Was einen erregt, sinkt langsam in sich zusammen, was einen beschäftigt, wird blasser und erlischt, die Sinne fallen in Schlummer. Ein Schlafwandler taumelt fort, ohne Wissen, ohne Fühlen. Er wacht erst wieder auf, als das Stadtbild ihm die Abendsonne verdeckt, die hinter den Häusern sich zur Ruhe begibt. Und wie seine Feindin wirft sich die Wirklichkeit auf ihn. Er hat an sich zu tragen, da er die Treppen zu seiner Wohnung hinaufsteigt. Seine Haushälterin ist nicht da — schade — er sehnt sich fast nach Gleichgültigkeiten und Trivialitäten.

In seinem Zimmer will er müde auf das Ruhebett sich werfen — da — auf dem Schreibtisch ein Brief — er stürzt auf ihn zu — es ist Evas Hand, die nervöse, unruhige, springende Steilheit —

Und er liest:

„Lieber Joachim,

ehrlich — Sie wissen, ich halte nicht hinterm Berge: ich bin vor Ihnen geflohen. Oder auch so: ich habe Sie von mir befreit. Deshalb, weil Sie kein Glück an mir gefunden hätten. Das heißt, ich will nicht die Opfermütige spielen. Auch Sie hätten mir kein Glück gebracht. Forderungen, die man nicht erfüllen kann, ängstigen. Ja, ich hatte Angst vor Ihrer Welt mit ihren absoluten Begrif-

Digitized by Google

Gudrun. Bildwerk von Auguſt-Wilhelm Goebel

(Große Düſſeldorfer Kunſtausſtellung in Köln 1924)

Digitized by Google

Digitized by Google

sen und Gesetzen von Stetigkeit und Einheit und Einigkeit und Ewigkeit. Ich, die ich nun einmal in der Niederung des Relativen und des Wechselnden zu Hause bin. Die Höhe oder die Fähigkeit zur Höhe, die Sie mir andichten, fehlt mir durchaus. Nur Verstellung würde sie bei mir sein. Sie sehen, wohin man blickt: das Beschämende, das Ängstigende.

Ich habe nie an Freundschaft zwischen Mann und Weib geglaubt. Vielleicht wären Sie der Mann gewesen, mir hier neues Land zu zeigen. Dann aber — geschah nicht auch uns, was, wie ich nun einmal meine, immer kommt und immer kommen muß? Die Bahn aber, die Sie mich nun führen wollten, konnte ich nicht mit Ihnen gehen.

Was ich in meiner Ehe durchlebt habe, hat mir gezeigt, daß ich, wie ich bin, nicht heiraten darf, will ich mich nicht versündigen an mir, so gut, wie an dem, der mich erwählt.

Sie sind der Bessere, darum, weil Sie der Stärkere sind. Als der Stärkere aber werden Sie Worte der Empfindsamkeit ablehnen schon deshalb, weil sie so leicht sich tröstend gebärden. Ganz abgesehen davon, daß sie in Abschiedsbriefen immer ins Herkömmliche entgleiten, was gewiß nicht in unserm Sinne ist. Aber danken darf und muß ich Ihnen, lieber Freund, denn Sie haben mich reich beschenkt aus Ihres Wesens Fülle.

Und wenn ich Ihnen eine Bitte ans Herz legen darf: nehmen Sie Bennos sich an.

Sie sollen von mir selber hören, daß ich Herrn Potschinak auf seiner Konzertreise durch Holland begleite.

Leben Sie wohl!

Ihre Eva Treutlien."

Und Joachim saß die halbe Nacht und las den Brief immer und immer wieder. Und bohrte sich ein in jedes Wort bis auf den tiefsten Grund, und wand sich in Schmerz und lachte in Hohn und schmähte in Zorn und ward wieder andächtig vor solcher Wahrhaftigkeit. Dann reckte er sich und es war ihm, als spränge ein schwerer Reif klingend in ihm entzwei. Wie erlöst atmete er und lachte nicht mehr so wild und so bitter, da er durchs Haar sich fuhr: „Ich grasgrüner Narr!"

Und danach fiel er in todtiefen Schlaf.

Am andern Morgen ging Joachim vor seiner Zeit ins Gymnasium, dem Direktor Bericht zu erstatten.

Es war in ihm etwas gestorben, die Andacht einer Trauer war über ihm. In festen, harten Händen hielt er seine Arbeit und seine Pflicht.

Falkner, auch heute der erste an Deck, war in lebhafter Tätigkeit und freudig angeregt. Er hatte eben ein telephonisches Gespräch mit dem Bürgermeister gehabt — es war richtig so gekommen, wie er gedacht und sich gewünscht hatte. Die Reaktionäre in der Bürgerschaft begingen wahrhaftig die Dummheit, den Fall Benno ihm in die Schuhe zu schieben! Famos! Besser konnten sie gar nicht das Wasser auf seine Mühle leiten. Jedenfalls war die Schulfrage durchaus in den Vordergrund der öffentlichen Teilnahme gehoben. Sie war brennend, und der Brand war Falkners Leben.

„Die öffentliche Meinung werden wir schon kriegen!" erklärte er und rieb sich die Hände, nachdem er Joachim kurz unter Schonung des alten Regiments — es galt den „Vertrauten" langsam sich kneten und zurichten — das Sachliche mitgeteilt hatte. Die öffentliche Meinung — das war sein erster Gedanke. Nun ja, so spricht der Mann, dessen Ehrgeiz das Kultusministerium ist.

Joachim wußte nicht, was ihm gleichgültiger gewesen wäre als die öffentliche Meinung — immer und nun gar hier, wo Bennos Schicksal, in seines eigenen Lebens Gang verflochten, ihn bewegte. Das der andere kalt ausschlachtete für seinen persönlichen Bedarf. Wieder stieg der Zorn gegen ihn in Joachim auf — vielleicht auch ein Stück Neid. Lebenskunst nennt man das ja wohl, so leicht um sich selbst als Mittelpunkt das Leben kreisen zu lassen. Er, Joachim, hat nun einmal zu wenig von dieser schönen Gabe mit auf den Weg bekommen.

„Ich möchte Sie also bitten, Herr Professor Braß, den amtlichen Bericht an die Behörde als mein Vertreter abfassen zu wollen. Und überhaupt die ganze Angelegenheit offiziell zu erledigen."

In Joachim dämmerte es auf: war nicht eine besondere Taktik dabei? Nicht bloß, daß der andere die ganze Sache sich vom Leibe schaffen wollte — es lag ihm daran, nach außen hin zu zeigen: seht ihr, damit hab' ich, der neue Herr, nichts zu tun, deshalb führt auch einer von den Herren des alten Kollegiums hier die Geschäfte. So will er offen seine Hände in Unschuld waschen.

Immerzu! Wenn er es anders machte, wäre er dann noch er selbst! Aber die Kluft zwischen ihnen beiden gräbt sich Joachim damit immer tiefer ins Bewußtsein.

Mit Scheu hatte er der Frage entgegengesehen, die von der andern Seite kommen mußte — der Frage nach Bennos Mutter. Da sie nicht kam, rief er sie nicht herbei. Schon der Name, die bloße Erwähnung im Munde des andern würde roh an die kaum

Digitized by Google

verharschte Wunde greifen. In seinem Bericht war eine Lücke geblieben, da er von einer Nachforschung und Erkundigung im Hause der Mutter nichts erwähnt hatte. Er schwieg auch jetzt darüber. Falkner wurde schon wieder am Fernsprecher verlangt. Joachim machte sich bereit zu gehen.

Aber wie sie sich verabschiedeten, hielt Falkner ihn nun doch zurück: „Ich habe das eine ganz vergessen — sind Sie denn nicht bei Frau Eva gewesen?“

Es war Joachim zumute, als müßte er sich wehren, als hätte er etwas zu verteidigen. Aber ruhig, sach- und ordnungsgemäß gab er jetzt die Auskunft: „Ich war in der Wohnung der Frau von Treutlien, fand sie aber nicht mehr. Sie ist an demselben Abend abgereist.“

„Abgereist — ach was! Auf lange? Und wohin?“

„Frau von Treutlien ist in Begleitung ihres Klavierlehrers gefahren. Der eine Konzertreise durch Holland macht.“

„So, so.“

Durch die hübschen Züge flammte eine unverkennbare Regung des Unmuts, der Enttäuschung, die Empfindung eines Verlustes.

Joachim hätte jetzt gehen können. Er geht nicht. Ihn hält eine Art schmerzliche, düstere Erwartung. Seine Augen bohren sich in das Gesicht des Mannes, in dem er von je den Nebenbuhler gewittert hat. Als wollten sie etwas aus ihm herausgraben, eine furchtbare Wahrheit —

Furchtbar? Was hat er noch zu fürchten? Ist die Frau nicht für ihn abgetan? Ist sie nicht überwunden und zur Ruhe bestattet? Aber ihr Bild — ihr Bild ist am Leben — und des Bildes Leben ist Klarheit!

Und jetzt spricht der andere. „Sie scheinen dem allen sehr nachzuhängen —“

Joachim wirft den Kopf. Will sich der in sein Leben drängen — als Tröster wohl gar — und hier — hier —! — Will der Mann so die Vertraulichkeit, auf die er es jetzt anlegt, noch enger schlingen? Warum muß er hier noch bei ihm stehen, warum ist er nicht längst gegangen —? —

Schon ist Joachim auf dem Sprung — und wieder bindet ihn das Unheimliche, das Unsägliche, das ans Licht will und soll —

Und wie herbeigezwungen von dem, was sein Wahrheitswille fordert, spielt um des andern weichen, sinnlichen Mund ein Erinnern und in diesem Erinnern eine Genugtuung, eine Regung des Selbstbewußtseins, eine Eitelkeit, die nicht darauf verzichtet, den Erfolg zu bezeugen. Um keinen Preis jetzt, nach der Abreise, als der Kaltgestellte erscheinen! Die Überlegenheit obenauf!

So kommen aus diesen verhaßten Lippen, wie herausgezogen von der Erwartung des mit allen Fibern Horchenden die Worte, die ein Achselzucken begleitet: „Mir selbst wird ja jetzt — so mancherlei fehlen. Aber du lieber Gott — Eva Treutlien ist nun einmal so. Ein Tor, wer sich über solche Frauen den Kopf zerbricht!“

Der Genießer — der Kenner — und der Tröster, haha! Der Genießer — der schamlos sich Brüstende —! —

Joachim würgt das alles mit grausamer Lust in sich herein — und dann stürzt es hervor mit wilder Gewalt wie eine Sturmflut.

„So spricht ein Bube!“ Er packt die Brust des andern und schüttelt ihn, schüttelt ihn, als wolle er alles Leben aus ihm herausholen. Dann stößt er ihn von sich. Befreit! Das letzte der Qual, die in ihm tobt, hat sich erlöst —

Falkner taumelt zurück und sucht halt und findet ihn nicht und fällt hinterwärts in den Schrank. Die berstenden Bretter krallen sich um ihn fest. Er rudert mit den Armen und Beinen, sich loszumachen — weiß der Himmel, ein unerhört lächerlicher Anblick.

Ja, so ist es gut! So sei das Ende! Der Schlußakkord meines Zusammenwirkens mit dem neuen Herrn, der nun einmal mein Zorn ist und mein Haß.

Und bin ich ein wüster Gesell' — ja ich bin's, aber es gibt nun mal Momente, wo die Mannesfaust nicht Ruhe hält! Gott sei Dank habe ich meine Zeiten, wo ich mir selber helfe und nicht nach dem Beschwerdebuch rufe — aber bin ich wüst, so will ich es mit Lachen sein!

Schön eingezwängt und eingekeilt ist der Generalgewaltige! Haha! Hoffentlich hat er nicht gerade seinen „Rhythmus“.

In seines Lachens Takt schreitet Joachim über den Schulhof. So ist am Morgen des Johannistages sein Ausgang aus dem Gymnasium von St. Jürgen.

⁂ ⁂ ⁂

Es waren die hellen, warmen Sommertage, da die jungen Gedanken schon auf Ferienwanderungen sind, ehe die große Freizeit begonnen hat. Die Tage, an denen auch sonst in der Schule der Ernst der Arbeit Atem zu schöpfen und sich das Leben ein wenig leichter zu machen pflegte.

Und auch im Gymnasium von St. Jürgen, wo das Oberste zu unterst gekehrt wurde, wo die Arbeit immer mehr herumflatterte und flackerte, hätte sich vielleicht trotz den Reizen der Neuheit, trotz Falkners leidenschaftlicher Regsamkeit und seinem Schöpferbewußtsein — „ich brauche das Chaos, um den Kosmos zu gestalten“ — auch hier hätte sich jetzt viel-

Digitized by Google

leicht die mehr als alle Wanderlust gefürchtete sommerliche Verdrossenheit, der gefährliche Sommerschlaf auf alles gelegt. Die Gefahr war groß bei der im Grunde phlegmatischen Natur dieses Menschenschlages. Aber die beiden Sensationen waren und blieben die Hechte im Karpfenteich: der niedergeschossene Schuldiener und das plötzliche ungeklärte Ausscheiden von Fortinbras. Freilich verwirrten sie das geistige Leben in der Anstalt noch mehr und waren also an sich ein zweifelhafter Gewinn.

Joachim hüllte sich über seine letzte Begegnung mit Falkner in gepanzertes Schweigen. Nicht nur seine Vornehmheit, die den gedemütigten Gegner schonte, auch die Furcht an das zu rühren, was zu der Gewalttat ihn hinriß, und zuletzt eine Scham, daß er sich hatte hinreißen lassen, machten ihn unnahbarer als je.

Falkner mit seiner glücklichen Sinnesart durfte es als Sieg sich gutschreiben, daß dieser gefährlichste aller Gegner freiwillig aus dem Amte schied. Und daß als Etikett auf dieses Ereignis mit des Scheidenden Einwilligung „schwere persönliche Differenzen mit dem neuen Direktor" geklebt werden durfte.

Mochten sich nun die andern die Köpfe darüber zerbrechen — Falkner schwieg wohlweislich auch — so lag denn auch über dieser Geschichte der Zauber eines Geheimnisses.

Allerdings die Bluttat — Blut der besondere Saft! — war es in erster Linie, was die Gemüter der Eltern, so träge sie waren, in Bewegung gebracht hatte. Ein Elternrat oder so was Ähnliches brachte es richtig zu ein paar Tagungen.

Es war das gewohnte Bild, alle waren sie da. In der Überzahl natürlich die Neugierigen, die Oberflächlichen und im Grunde Gleichgültigen, die eben nur die Sensation auf den Schwung gebracht hatte. Die Wortführer einmal die Konfusen, vom Neuen Benebelten, die selber nicht wußten wo aus und wo ein — dann die Redegewandten und Witzigen, denen es zuerst darauf ankam, ihr eigenes Licht leuchten zu lassen. Den Ernsten, Innerlichen aber Wortarmen brummte der Schädel von solchem Schwall.

Da saß unter den Versammelten ein schwerer helläugiger Mann, Herr von Riebnitz, Dibrands Vater. Bäuerlich fast in seinem Gehabe. Fest in seinem Urteil und seinem Wollen. Er bat ums Wort. Aber er war beileibe kein Redner. Und wie er mit der Wendung, die als eine Art Losung ihm galt: „Ordnung regiert die Welt und der Knüppel die Hunde!" seine holprigen Ausführungen schloß, kam das viel brüsker und junkerlicher heraus, als es gemeint war. Die Gemüter erregten sich, ein heftiges Durcheinander verschlang vollends alle Möglichkeiten einer Verständigung.

Auch hier das Chaos, das — angeblich — schwanger mit dem Kosmos ging. Und so gab es den richtigen Einklang mit dem, was der heilige Jürgen auf seinem Gymnasium sich abspielen sah.

Auch hier, unter den Schülern wie unter den Lehrern nach wie vor die Mehrzahl von der Gelassenheit, Oberflächlichkeit, der gedankenlosen Trägheit, die stillhält und sich schieben läßt. Einige von ausgesprochener Hartnäckigkeit und feindlich im Widerstand eigener Überzeugung. Aber so ganz unerbittlich auch von ihnen nur Professor Schruff. Der soweit geht, sich gerade jetzt alle Fragen der Schüler, wenn sie nicht „strengstens zur Sache gehören", zu verbitten. Er ist beliebt bei den Jungen, seine unbekümmerte, forsche Art, sein Draufgängertum, gerade weil es ein wenig ruppig ist, wirkt auf die jungen Gemüter. Einige von den Knaben, die „der Zwang des alten Systems" aufsässig stimmt und die — gewiß um sich wichtig zu machen, vielleicht auch um sich beim Direktor zu schustern — über Professor Schruff wegen jener Vorschrift an höchster Stelle sich beschweren, werden am nächsten Tage von Schruff vom Katheder herab der Klasse mit Namen genannt. Und nur die nackte Tatsache wird berichtet ohne jedes Beiwort. Aber das genügt. Die Lynchjustiz der Klasse greift zu. Die „Petzer" bekommen ihre Haue. „Prügelstrafe der Schüler untereinander" nennt Schruff dieses Erziehungsmittel, das auch die neueste aller Zeiten nicht verbieten kann, das er schätzt und übt — nach wie vor.

Für Falkner gab es keine Widerstände, die er schwer genommen hätte. „Übergangszeit" — damit hatte er das erlösende Wort gefunden. Er verstand sich auf die Kunst, Geister zu bannen, und glaubte an sie.

Er selbst hatte in der obersten und in der untersten Klasse Stunden übernommen, in der Prima gab er Deutsch, in der Sexta Heimatkunde. Er scheute sich nicht vor dem Beispiellosen und Ungewohnten — das war ja sein Element — das ganze Lehrerkollegium sich als Gast zu seinem Unterricht zu laden. Damit sie alle dabei sein konnten, mußte natürlich eine besondere Zeit angesetzt werden. Daß sie alle Platz fänden, bedurfte es eines größeren Raumes. So mußte es in der Aula vor sich gehen.

„Eine Festvorstellung," höhnte Eberhard Schruff. Sie dachten an das, was Fortinbras einmal vom Zirkus gesagt hatte, und vermißten ihn sehr.

Digitized by Google

Für die Jungen war durch das Ungewöhnliche natürlich die richtige Stimmung geschaffen. Aufgekratzt waren sie, sehr bereit, alles mitzumachen, was von ihnen verlangt wurde. Die meisten kitzelte nun doch das Gefühl, daß mit ihnen Ehre eingelegt werden sollte.

Mit der Prima begann es. Feierlich nahm die Lehrerschaft als Auditorium ihre Plätze ein.

Falkner, sehr unbefangen, war ganz der größere Bruder, der mitteilsame Freund. Er deichselte es so, daß auf Wunsch der Jungen ein Ausflug in die neueste Literatur unternommen wurde. Hier hatten die Hans Weinhold und Genossen Oberwasser. Sie mußten berichten, was sie gelesen, auch wohl rezitieren, was sie behalten hatten. Dehmel, Rainer Maria Rilke, Fritz von Unruh, Gorch Fock kamen zu Worte. Über ihre Eindrücke und Empfindungen sprachen die Jungen. Manche in der Klasse waren allerdings sachlich unbeteiligt, aber auch sie hörten aufmerksam zu. Falkner ließ dazwischen die Feinheiten seines Geschmacks, seines Urteils spielen. Aber er ließ sie spielen. Vor den Schülern, vor den Zuhörern. Und die Klugen und Tieferen unter diesen wurden das Gefühl nicht los, daß sie eben einem Schauspiel beiwohnten. Gaben sich nicht auch die Wortführer unter den Jungen ganz als „Akteurs", die ihre Rolle hatten?

„Det riecht mir allens nach Schminke!" grimmte Schruff in sich hinein.

Aber Zug und Schmiß und Regie war in der Vorführung, das mußten auch die Übelwollenden zugeben.

Nun kam die Sexta an die Reihe. Heimatkunde. Die kribbelnde Schar der Kleinen ohne die Machtmittel und Kommandos einer Disziplin, die als veraltet abgelehnt wurde, in Ordnung zu halten, war nicht so ganz einfach. Indessen die feierliche Gelegenheit tat auch hier ihre Wirkung, das Bestreben artig zu sein herrschte vor. Auch wirkte die große Zahl der Lehrer bezwingend. Sie blieben auch hier hübsch beieinander.

Er ließ die Kinder eine Wanderung mit sich machen, vom Schulhof durch die Stadt über die Felder bis an die See. Was ihnen auffiel, sollten sie sagen. Was sie besonders beschäftigte, darüber sollten sie sich auslassen. Hier ging es nun zuerst wie Kraut und Rüben durcheinander. Aber Heimatkunde blieb schließlich alles. Fragen taten sie aber mehr, als zehn Weise beantworten konnten. Ein anderer Lehrer wäre wohl öfters in Verlegenheit gekommen. Doch Falkner sagte ganz seelenruhig: dies und das wisse er selber nicht. Es gäbe ja so unendlich viel auf der Welt — darum müßten ja auch soviele Lehrer an einer Schule sein, von denen jeder ein großes Wissensgebiet unter sich habe. Und diese naturwissenschaftliche Frage — es war von Versteinerungen die Rede — würde am besten Herr Professor Schruff beantworten, der ja zum Glück bei der Hand sei. Und während Schruff aus der Zuhörerrolle heraustrat und kurzen Aufschluß gab — das alles hatte in seiner Ungezwungenheit wohl etwas Erfreuliches — wandte sich Falkner an das Kollegium: nichts Schlimmeres für uns, als vor den Kindern so einen Popanz der Allwissenheit zu machen! Der doch über kurz oder lang in sich zusammensinken muß. Die Jungen müssen es je eher desto besser erfahren, daß wir kein Konversationslexikon sind!

In alledem war etwas wohltuend Ehrliches und Unmittelbares. Obschon den Zweiflern auch hier eine Originalitätssucht ihr Rad zu schlagen schien. Und Falkners Art, mit den Kindern umzugehen, zeugte ganz gewiß von ursprünglicher Lehrbegabung. Nur das schließlich doch das Beste dafür fehlte, die Wahrhaftigkeit innerlicher Wärme. Und so blieb eben alles doch ein Spiel. Ein verblüffendes, ein reizvolles, ein blendendes für diesen und jenen. Aber die tiefer Blickenden wurden doch immer wieder darauf gestoßen, daß er zuerst und zuletzt nichts anderes als seine eigene Person produzierte und sich selbst von seinen Ideen beleuchten ließ. Darum fehlte das Beseelte, und was blieb, war nicht viel mehr als kalte Mache.

Keiner, der das so empfand, wie Einhart. Keiner, der wie er darunter litt. Dies war nicht die Stimme, nicht das Walten des Heilbringers, ganz gewiß nicht. In allen Fasern zuckte es ihm, selbst Zeugnis abzulegen. Ja, er war nur einer von den Kleinen, den ganz Kleinen. Und wie gering war sein Bereich. Aber kann das Große nicht auch in den Kleinsten sich auswirken? Steckt in dem Senfkorn nicht ein Baum?

Und er weiß, er hat es, das heilige Fühlen. Falkner aber ist sein Bundesbruder. Und was der will, ist gut. Nur daß dieser Wille an Berechnung hinsiecht, an armseliger Absicht, an eitler Schaustellung verödet.

Kann er, er selbst, so klein er ist, hier nicht helfen, nicht wecken — nicht erwärmen mit eigener Inbrunst? Nicht vielleicht doch einen Funken schlagen, der in dem Mächtigen eine reine Flamme entzündet? Warum offenbart er sich ihm nicht mit ganzer Kraft? Die Scheu vor dem Schein, er könne sich an den Einflußreichen hinandrängen wollen — wie kleinlich ist sie, hier, wo es um das Große

Digitized by Google

geht. Falkner soll einmal zu ihm kommen, wenn er mit seinen Jungen arbeitet, mit ihnen fühlt, mit ihnen lebt! Ja, er weiß, er hat ihm was zu geben! Kann davon nicht etwas wie ein Ruf in dessen Seele klingen?

Und die freie Schule wirkte weiter. Wenn aber die Lehrer, die sich überhaupt noch um den Unterricht — nein, Unterricht ist veraltet — um das freie Schaffen an sich selber tümmerten und nicht bloß „Freiheit, die ich meine" pfiffen, wenn sie vor all dem krausen und auch dummen Zeug, das dabei zustande kam, vor den gewollten Albernheiten und ungebändigten Dreistigkeiten erschraken, tröstete sie Falkner mit der „Übergangszeit". Erklärte, er wollte es so, wollte das Absurde, wollte den gärenden Most — denn nur aus ihm würde Wein!

So kam es, daß viele der Lehrer bloß noch zu beschaulichen Anekdotensammlern wurden, und es mehr oder weniger spaßig fanden, was die jugendliche Ungebundenheit zutage förderte. Heute im Konferenzzimmer erzählte Caligula, mit einem wehmütigen Lächeln, in der Kulturgeschichte — sie hätten gerade von Hauszeichen und Hausmarken gesprochen — wäre von einem seiner Frechlinge die Frage aufgeworfen: warum auf dem Lande die Türen eines gewissen Ortes gerade mit einem herzförmigen Ausschnitt verziert wären? Er hätte das Rätsel nicht lösen können.

„Ick hätt' et jelöst!" rief Schruff. „Ick hätt' den Bengel derartig anjehaucht, daß ihm zur Illustration seiner Frage das Herz in die Hosen jefallen wäre!"

Man lachte, dieser und jener versuchte ernst zu werden, man machte Einwendungen — dann ließ man Probleme Probleme sein, sprach über Politik, wirtschaftlichen Druck, über Dienstboten und den Dollarstand.

Ganz abwesend war der Astrologe, er schlug die Augen himmelan, er verflüchtigte sich immer mehr von Tag zu Tag, er verdampfte visionär.

Falkner hatte sich bei Einhart für eine Lehrstunde zum Besuch angesagt. Er kam spät und blieb kurze Zeit. Nickte wohlwollend, dann horchte er hell und hart auf. Er fühlte, hier war mehr, viel mehr als er selbst hatte und geben konnte. Fühlte, daß die Jungen hier etwas lieb gewannen, auch den Fleiß. Und daß in dem Wissen hier die Seele sich regte. Denn hier war das, was er nicht hatte. Hier war das Herz.

Das schuf ihm eine Art Unbehagen. Ein Neid, eine Eifersucht zuckte in ihm auf. Eine Angst vor denen, die größer waren als er, weil sie tiefer und ehrlicher waren. Und vor denen er nimmermehr bestehen konnte.

Und weiter rückte er ab von dem, der als Jünger so gern seines Wesens Quell bewegt hätte. Wohl gewährte er Einhart eine kurze Unterredung. Der sprach ihm offen und zuerst noch zutraulich von seinen Nöten. Eins war es, womit er nicht fertig wurde. Wie war die Kluft zu überbrücken, die bei den Jungen zwischen Begabung und Stumpfsinn sich auftut? Er litt selbst mit an den Qualen des Genies, das mit den Langsamen und Lahmen Schritt halten mußte. Durfte der Lehrer mit den Sieghaften voranstürmen? Mußte er nicht eher mit den Bedürftigen in der Nachhut bleiben? Wie sind diese Gegensätze auszugleichen?

Er brauchte Rat und Hilfe, aber er fand sie nicht. Wurde Falkner ein Problem lästig, richtete er sich immer zu forscher Manneshöhe auf. „Mein lieber Kollege, Sie neigen dazu, allzusehr in Gemütstiefen hinabzuklettern. Nicht allzu weichmütig werden. Nicht ganz Empfindung sein." Und er hatte die Geste eines großen Worts bereit: „Wird nicht schließlich auch das Herz mit dem Hirn gewogen?"

Abgang. Das leg' ich dir hin. Darüber denk' einmal gründlich nach.

So entschwand ihm Falkner für immer aus der Welt seines Schaffens, seines eigenen Suchens und Findens.

Und jetzt ging es in die großen Ferien. Falkner war mit sich zufrieden. Wo andere eine Verwüstung und Zerstörung alter wohlgepflegter Pflanzung beklagten, sah er gelockerten Boden für neue Saat.

⁂ ⁂ ⁂

Joachim hatte als Leiter der Fischereigesellschaft alle Hände voll zu tun.

Es lag hier vieles im argen, nicht nur das Schreibwerk — am weiten Blick hatte es gemangelt und am festen Griff. Nun gab es Verhandlungen mit Reedern, mit Großhändlern, mit Räuchereien und Konservenfabriken. Sie mußten finanziell beteiligt werden. Größere Kapitalien wurden gebraucht.

Andreas war ein tüchtiger Geschäftsmann — fehlte nur der größere Zug. Den hatte Joachim. Die Fischer wußten es wohl. Sie priesen sich glücklich, daß sie ihn jetzt bei sich hatten, und breiteten ihm die Hände unter die Füße.

Joachim setzte sich ein für dieses Schaffen im großen. Er war wie auf einem neuen Erdteil — ein Ozean lag zwischen ihm und dem Vergangenen. Aber seines Herzens Heimat war nicht hier, und oft genug blickte er über das große Wasser.

Zahlen — Zahlen — was sollten ihm die

Digitized by Google

Zahlen! Ihm, der in den jungen Seelen auf die Ewigkeit gelauscht hatte.

Und das ganze Elend der Zeit, noch mächtiger wurde es so über ihn. O diese elende Zeit der vielen Nullen! Der vielen Nullen, weiß Gott!

Auf seinen stillen Abendwegen mied er noch den Bezirk des alten Wartturms, den düsteren Zaubergarten der Erinnerung. Sein Inneres war doch noch nicht so ganz ausgeheilt. Als er den alten steinernen Freund das erstemal wieder zu Gesicht bekommen, hatte der schwer den Kopf geschüttelt: „Die Weiber, Joachim — ja, ja, die Weiber!“

Oft saß Joachim an diesen Sommerabenden mit Huswädel vor der Tür und plauderte mit ihm von früherer Zeit. Der Alte fing an, sich langsam zu erholen. Ob er freilich seine Dienstfähigkeit wieder erlangen würde, war zweifelhaft. Er war denn auch um seine Pensionierung eingekommen. Wehmütig genug war es ihm zu Sinn. Aber das alte Jürgen-Gymnasium war und blieb ihm nun einmal durch den neuen Herrn verleidet, und auch als gesunder Mann hätte er schwer den Weg zu ihm zurückgefunden.

„Sie müssen nun eben auch umsatteln, Vater Huswädel,“ meinte Joachim. „In unserer Gesellschaft hab' ich einen Posten für Sie. Allerdings — wie soll ich sagen — Fischaugen sind keine Jungenaugen.“

Die Jungenaugen — wie er sie entbehrte, wie er sich nach ihnen sehnte! Er wußte, er würde ohne sie niemals seines Lebens froh werden.

Wer einmal ihr Licht geatmet hat — dieses groß und glücklich Erwartungsvolle, das spitzbübisch lustige und listige Lauern, die schalkhaften Schliche, dieses märchenhafte Entrücktsein, die strahlende Gläubigkeit, die lichterlohe Begeisterung — ja, ja, in den Augen sind die Seelen, und die Seelen glimmen nicht, sie flammen — das war nun mal sein Leben, das war seine Welt!

Oft genug haben sie ihm weh getan, die Jungen. Und am meisten zuletzt. Er hatte gehofft, die „Reihe“ würde nach ihm sich umtun. Nur zwei hatten ihn einmal aufgesucht, Bernhard und Dibrand. Er war nicht daheim gewesen. Sie waren nicht wiedergekommen.

Was wollte er? Dankbarkeit? Du lieber Gott, er sollte doch wissen, daß es nichts Wesenfremderes gibt als Dankbarkeit und Jugend. Und dann — den Jungen war es doch auch gehörig über den Kopf gekommen. Die neue Zeit brauste ihnen nicht schlecht um die Ohren.

Schließlich aber — nun regte es sich in seinem Gewissen — hat er denen, die gerade jetzt seine Hilfe gebraucht hätten, sich nicht versagt? Hat er nicht durch persönliches Erleben, durch persönlichen Zorn, persönlichen Haß und eigene, eigenhändige Gewalttat aus dem Geleise sich werfen lassen! Ist er nicht zum ungetreuen Führer an seiner Gefolgschaft geworden?

Der letzten Worte des alten Kornelius mußte er gedenken, seines Vermächtnisses: auf der Wacht sollten sie alle bleiben. Da es ein Gut zu wahren gälte!

Wie hat er, Joachim, geholfen, dies Gut zu wahren! Und wie hat er die neuen Ideen ad absurdum geführt! Damit, daß er ihren Vorkämpfer kraft seiner stärkeren Knochen an die Wand schmiß! Den neuen Leiter der Anstalt mit dem untern Teil seines Rückens in dem Schulschrank festkeilen — das heißt in der Tat, den geistigen Sieg über ihn gewinnen!

Nein, nein — das war kein Heldenstück, Joachim! Und kein Heldenstück war es, so die Anstalt zu verlassen! So von seinen Zöglingen sich zu lösen.

Die fühlten das auch — ob sie schon von all den Einzelheiten nichts wußten. Die große, starke, freie Offenheit fehlte. Ein Versteckes war dabei — nicht hochgehobenen Hauptes ist er seines Weges gegangen. Viel eher könnte man sagen, daß er sich fortgestohlen habe.

Darf er sich wundern, daß seine jungen Freunde an ihm irregeworden sind, ihn seinem Versteck überlassen und ihn nicht suchen? Ach und wie leicht vergißt die Jugend!

Es heißt schon, sich zurechtrücken in seinem Schmerz und mit dem sich abfinden.

Einer fehlt ihm, den er gleich nach seinem Handstreich gegen den neuen Machthaber aufgesucht und nicht mehr angetroffen hat — Kornelius, der Freund. Er war zu Verwandten nach Süddeutschland abgereist. So ist auch nach dieser Seite ein leerer Raum.

Einsam — und die ganze Härte und bittere Schärfe der Vereinsamung.

Er war nicht mehr in der Stadt gewesen. Jetzt zur Zeit der großen Ferien riefen ihn Geschäfte dorthin. Den Tag über war er nicht zur Besinnung gekommen. Die Abendstunden aber waren sein.

Seine Geschäftsfreunde, angesehene Bürger, von denen einer auch Stadtverordneter war, hatten das Gespräch zwischen den kaufmännischen Schlachten auf die Schule gebracht. Man spürte, daß die Gemüter des Landes, die schweren, trägen, nun doch in eine schnellere Bewegung gekommen waren. Joachim aber riegelte sich ein. Nichts durfte ihm an sein Inneres greifen. Auch was sich

Digitized by Google

an eigener plumper Neugier in ihm regen wollte, wurde mit kurzem Ruck abgetan. Nur seinen eigenen stillen Stunden gehörte dieses Land. Dann, als die Dämmerung durch die menschenleer gewordenen Straßen schlich, begab Joachim sich auf seinen heimlichen Gang. Auf die Wallfahrt zu St. Jürgen.

Er trat in das Tor und schritt über den verlassenen Schulhof, auf dem die Abendschatten den seit Tagen verschollenen kindlichen Spielen und jugendlichen Disputationen nachträumten. In eines der Bogenfenster des Erdgeschosses lehnte er sich hinein, dessen Efeu spann zu seinen Häupten. Gräberschmuck — war sein Gedanke. Und ein Gestorbener erschien er sich selbst. Einer, den die nahende Nacht zum Spuk heraufbeschwört an die Stätte, die ihm im Leben die liebste gewesen. Und es war wie ein Rausch der Empfindsamkeit, was ihm die Sinne verzauberte. Er schluckte an etwas, wußte selbst nicht, was es war. Empfindsam, ja, ja — brutal nennen sie mich. Und daß ich mit Roheitsdelikten aufwarten kann, habe ich ja zur Genüge bewiesen. Was würden sie sagen, wenn sie mich hier so sähen — die früheren Kollegen, meine Jungen, meine Reihe — sehnsüchtig verträumt — was würden sie dazu sagen, wie ich hier so ein stilles, schmerzliches Glück mir stehle. Fehlt bloß der Mond und blinkende Tränen. Dann strafft er sich. Habe ich mir nun wirklich das, was mein Leben ist, verbaut — und verhaut? Bin ich bloß noch gut, herumzuspuken und zu geistern?

O du großes deutsches Land — solltest du nicht einen Lehrer brauchen können, der gewiß kein praeceptor Germaniae ist, der seine Enge hat, seine Unduldsamkeit, sein stutziges und störrisches Wesen — aber der die Jugend liebt und darum der Jugend auch was sagen und bieten und schenken kann? Es gibt doch noch mehr Heilige als meinen alten St. Jürgen.

Wer aber einmal solchem Dienst an der Menschenseele ergeben war — Heringe fangen kann nicht seines Daseins Losung sein!

Und da seine starken und innersten Lebenswünsche sich regen, wirft sich wieder die Vergangenheit gegen ihn. Und an dem Schmerz wächst das Mißtrauen. Wird man nicht fragen, warum er den Schuldienst verlassen hat? Wird man nicht forschen, wird Falkner nicht sprechen? Sprechen in seiner Art — er selbst der Unverwundbare, der Unanfechtbare, der Überlegene und Sieghafte? Sollen all die andern seine Wundenmale aufdecken?

Und wieder hüllt er sich in seine bittre Einsamkeit.

Die Ferien waren vorüber, die Reihe von guten Tagen, mit denen, wenn sie für Menschen schwer zu ertragen, Jungen jedenfalls unter gewöhnlichen Verhältnissen unendlich leicht fertig werden. Allerdings wird auch bei ihnen wohl, damit das Helle recht erfreulich sich abhebt, ein ernster Hintergrund gebraucht. Sonst kann auch in ihnen der Mensch wach werden, der nach Schmerzen sich sehnt.

Nach Arbeit jedenfalls. Und die Schule ist Arbeit. Die oft verwünschte, oft gehöhnte und doch unentbehrliche Arbeit.

Die Jungen von St. Jürgen dachten — so weit sie das überhaupt taten — an die Anstalt, die sie wieder zusammenwinkte, diesmal mit sehr gemischten Gefühlen. Mit dem Reiz der Neuheit ist bei Kindern am allerwenigsten anzufangen, weil gerade bei ihnen das Neue das Allerflüchtigste und Vergänglichste ist. Wenn die neue Ordnung der Dinge weiter nichts in die Suppe zu brocken hatte, als daß sie neu war —!

Und mit den Brocken hatte es doch wohl seine eigene Bewandtnis. Die Jungen wollten schließlich doch was zu kauen haben, den Mund möglichst voll, was zum Knacken gar. Sie hatten Zähne und wollten sie gebrauchen. Die weichliche Kost in ihren geistigen Futternäpfen — die festen, gesunden Kaumuskel waren geneigt, sich allmählich lustig über sie zu machen.

Und eine gefährliche Ulkstimmung nahm gerade jetzt nach den Ferien, wo sonst eine straffere Anspannung und festere Zügelführung an der Tagesordnung gewesen war, Besitz von dem jungen Volk. Kenntnisse — du lieber Gott — es kam ja im Grunde auf sie nicht an — „leicht und spielend" hatte man sie sich anzueignen — sie waren im besten Falle Scherzartikel. Man amüsierte sich und faulenzte — und war doch ganz gewiß dieses Lebens nicht froh.

Übergangszeit! sagte Falkner immer wieder denen zum Trost, die allmählich die Hände über den Kopf zusammenschlugen. Er selbst brauchte keinen Trost, er glaubte an die ‚Entwicklung'. Eigene Tätigkeit, die überall die neue Saat auszustreuen nicht müde wurde, die freilich ganz und gar nicht in die Tiefe griff, alles Unbequeme mied und im Grunde nichts als geschäftiger Müßiggang war, täuschte ihn über die geistige Regsamkeit seiner Anstalt. Und all die Ausgelassenheit war er geneigt, als Arbeitsfreude zu nehmen.

Er hatte damals in seinem öffentlichen Vortrag ein paar verhängnisvolle Worte gebraucht, die die Faulpelze, die Tagediebe und Unfugstifter von Beruf sich nicht ent-

Digitized by Google

gehen ließen. Aus der sie eine Formel sich schufen, um die Lehrer mit ihren Wünschen — Wünschen, zu denen die Forderungen von früher herabgesunken waren — wehrlos zu machen. Wenn die Burschen nichts wußten oder nicht mittun wollten, erklärten sie einfach: „In meinem Familienbaum ist was los.“ Oder auch: „Ich habe gerade meinen Rhythmus.“

Gerade in dieser Formel aber lag der Todeskeim für das ganze System. Sie war es, die eine Erregung und Bewegung in die ernsten Geister unter den Schülern trug. Im Anfang war das Wort — und aus dem Wort wurde die Tat.

Es gab Jungen, die auf dieser vermaledeiten Redensart mit einem gemeinen Lachen geradezu ritten und reisten. Sie weckten den ganzen Zorn der Bernhard und Dibrand. Einmal geschah es, daß Dibrand, der leidenschaftliche, seines Unmuts nicht Herr werden konnte, einen dieser üblen Gesellen beim Kragen nahm und regelrecht verdrosch. Die berühmte Prügelstrafe der Jungen untereinander. Aber es gab viel böses Blut, gerade weil man hier auf „neue Offenbarungen“ sich steifte — es gab den Fanatismus, mit dem Glaubenskämpfe ausgefochten werden, es gab Gift und Galle, Angebereien und Verhetzungen, Intrigen und Kabalen. Ein Hexenkessel brodelte das alte brave Gymnasium von St. Jürgen.

Falkner blieb unbeirrt und unerschüttert. Gärender Most — sprach er einmal über das andere. Je trüber er schäumt, je wilder er braust, um so eher klärt er sich, um so besser wird der Wein.

Er klärte sich in der Tat — schnell und gründlich, aber anders, als Falkner es sich träumen ließ. Noch lebte der Geist, der in Joachims Reihe Form gewonnen hatte. Hier wurde der Funke gehütet, aus ihm wuchs die Flamme.

Bernhard, Dibrand, Fritz Prüter und Hans Weinhold kommen von einem Vereinsabend.

Die Schülerverbindungen, die das Studententum nachäfften und es in wüsten Kneipereien zu übertreffen suchten, hatten sich überlebt. Auch war ihnen der Zauber genommen, weil sie nicht mehr in Acht und Bann getan waren. Geblieben waren ein paar Klubs, die ihre gemeiniglich belanglosen aber um so heftigeren Debatten unter dem Zwang der wirtschaftlichen Verhältnisse mit ein wenig Bier bescheiden zu begießen pflegten. Es waren spärliche Genüsse, meist wurde eben leeres Stroh gedroschen und Quark getreten, der davon bekanntlich breit wird und nicht stark.

Die vier leiden denn auch heute wieder an zorniger Leere. Und Dibrand spricht: „Können wir nun noch tiefer herabschliddern? Auf der Rutschbahn zur geistigen Öde? Ich habe das jetzt satt hier. Ich will mich nicht so durchdalbern — durch meine Lehrjahre. Jawohl, meine Lehrjahre! Um was zu lernen bin ich hier!“

Um was zu lernen — dies Wort hat es in sich — dies Wort klagt und weckt und ruft und flammt — dies Wort wird eine Macht.

Selbst Hans Weinhold spitzt diesem Feldgeschrei die Ohren. Auch ihm ist es der ‚Knochenerweichung‘ allmählich zu viel geworden, er ist dabei, sich aus dem Dunst seiner schwärmenden Lyrismen zur epischen Feier harter, härterer, härtester Heldenhaftigkeit emporzurecken. Sein Freund Fritz Prüter aber hat längst den Finger an die spitze Nase gehoben zu der weisheitsvollen, erlösenden Entdeckung: „Auch der Hedonismus ist nur in der Opposition denkbar. Wenn alles hedonisch wird, wenn die große Schlagsahne über die Welt hereinbricht, dann wird eben Grobbrot wieder Trumpf.“

Jetzt, auf dem gemeinsamen Heimweg, nimmt Bernhard das Wort, ernst, bedachtsam, und aus dem, was er spricht, wächst ihm dann selbst die starke Bereitschaft. „Ja, Dibrand, das ist es. Wir lernen hier auf diese Weise nichts. Die Windbeutelei behält die Oberhand. Ich war in den Ferien mit einigen Hamburger Primanern zusammen. Auch bei denen ist ja manches anders geworden, aber sie haben doch den festen Boden unter den Füßen behalten. Und die leisten was, die erreichen was, aus denen wird was. Wir wollen die Sache doch mal ganz brutal praktisch anfassen. Wir hier kommen später mit den andern Abiturienten ganz einfach nicht mit. Wir bleiben nachher im Leben bei jedem Wettbewerb glatt auf der Strecke. Unsere beste Zeit wird so einfach vertan, verzettelt — hingemordet wird sie.“

Hier hakt Dibrand wieder ein. „So ist es — und sollen wir das dulden! Oft genug hat man uns zu Gemüte geführt, daß wir Schüler selber was zu sagen haben! Das meiste sogar! Man hat uns die Initiative, die Aktion zuerkannt. Gut, so wollen wir sie üben.“

All die jungen agitatorischen Kräfte regen sich. In Hans Weinhold, dem Dichter, erwacht der Regisseur. Er sieht große Bühnenbilder, Umzüge, Kundgebungen, wehende Standarten.

„Ein Schauspiel muß es werden — großartig, eindringlich, überwältigend! Auch die Trägen und Widerstrebenden müssen fortgerissen werden! Begeisterung soll lohen.

Digitized by Google

Abendgesellschaft. Gemälde von Otto Pippel
(Aus Brakl's Kunsthaus, München)

Digitized by Google

Digitized by Google

Wie ein Kreuzzug soll es sein. Die Sturmfahne soll flattern. Eine Oriflamme leuchtet uns voran." Um die Stilreinheit seiner Bilder macht er sich keine Sorgen — er feiert sie, wie sie fallen.

Fritz Prüter streut den Staub seiner trockenen Bedenken darüber. „Ihr kriegt sie ja bloß nicht zusammen! Und wenn wir nicht den großen Heerkörper haben! Auch hier muß die Masse es bringen. Oder es wird überhaupt nichts. Ob aber die meisten nicht mit dem fidelen Schlendrian sehr einverstanden sind —"

„Die meisten sind Herdenvieh!" erklärt Dibrand. „Die haben wir, sobald die Sache im Zuge ist. Und jetzt wollen wir einmal schonungslos im Bilde bleiben. Wir haben doch nicht den Größenwahn der Kleinen — daß wir nun mit einemmal die Großen sind. Also: wir brauchen einen Großen, einen Hirten. Oder unsere Sache wird als Kinderkomödie mit wohlwollendem Lächeln abgetan. Als ob sie nicht auch eine Sache der Erwachsenen wäre, auch eine Sache der Eltern und Lehrer. Und also — kurz und bündig — ein Erwachsener gehört an ihre Spitze."

Überzeugend ist das. Und das Nächste ist, daß sie ihre Lehrer Revue passieren lassen. Von denen sie wissen, daß die meisten innerlich der neuen Herrschaft widerstreben. Sie fassen Professor Höltz ins Auge, den Mann mit dem Römerkopf, der äußerlich ganz gewiß die beste Figur macht. Aber sein Wesen ist in zuviel Reflexion untergetaucht, es fehlt ihm die Wärme, die Hingabe, die wirkende Kraft und die Tat.

An Professor Schruff bleiben die Gedanken hängen. Der hat den Raketensatz, und ein Sturmbock ist er. Aber ein Feldherr — nein, ein Feldherr ist er nicht.

Sie aber brauchen einen Heerkönig. Und zu Fortinbras schweift der Jungen großes und heißes Sehnen.

„Ja, wenn wir Fortinbras noch hätten!" —

Und wieder auf dem Schulhof standen sie in der Pause. Die Primaner an ihrem Bogenfenster. Und rauchten keine Zigaretten. Die fingen doch an, großer Luxus zu werden. Und dann — sie waren ja längst kein hochnotpeinlich verbotener Genuß mehr.

Und in diesem Winkel wurde die Tat geboren. Hier wuchs der Ruf schwungkräftig sich aus: „Wir wollen was lernen!" Von Mund zu Mund ging er, von Herzen zu Herzen. Genug taube Herzen waren dabei — aber lärmen nicht die tauben Herzen am lautesten?

„Wir wollen was lernen!" Der Ruf schwoll an wie der Schrei nach Brot. Unabweisbar, mit der ursprünglichen Gewalt eines Naturrechts! Wir wollen Brot!

Und im Akkord dazu klang es, stiller, noch gehalten und gedämpft, noch mehr traumhaft und in wünschender Sehnsucht: „Fortinbras muß wieder her!"

Das Klingelzeichen wurde jetzt gegeben. Huswädels alte Glocke hatte ausgetönt, ein elektrisches Läutewerk hatte sie abgelöst. Wieder war ein Stück Überlieferung zu Grabe getragen. Der neue provisorische Schuldiener, ein gelernter Monteur, jung, lebhaft, beweglich, hatte die Anlage gemacht.

Mit ihm, der ganz unpersönlich und selbst ein Stück Maschine war, verband die Jungen keinerlei Freundschaft, so wenig wie mit seinem Gebimmel, das schrill und gellend, springend und zuckend und reißend und funkend über Haus und Hof hinsprühte, ein Lauffeuer der Unruhe, mit unzähligen glühenden Nadeln, die in die Ohren, die Sinne sich bohrten. Wo war er, der ruhige, feierliche, väterliche Glockenklang mit seiner Sammlung, seiner Anleitung, seinem Charakter — er, der Hausgeist, der gütige?

Und dieser widerwärtig beißende Funkenregen, in dem all das Neue sich tollte, das haschende, tändelnde, spielende, wirbelnde — er war nicht dazu angetan, die in Wallung gekommenen Gemüter zu glätten. Vielleicht war er es, der ihnen den letzten Anreiz gab zu Wurf und Wagnis.

„Nun geht es wieder hinein in den Wirrwarr!" rief Bernhard. Dibrand ging an seiner Seite. „Wenn wir wissen, was wir wollen," sagte der — „und ich denk', wir wissen es, dann gibt es nur das eine: los!"

Bernhard sieht ihn an mit seinen großen, gründigen Augen. „Wir machen es, Dibrand." Er nimmt seine Hand. „Wir beide. Geredet wird jetzt nicht mehr. Feuer gefangen haben sie — die, auf die es ankommt. Jetzt eine große Schülerversammlung. Man hat uns ja oft genug gezeigt, wie es gemacht wird. Und dann der große Schlag."

„Ja! Und du sollst sehen, sie warten ja alle darauf, daß was geschieht. Die Lehrer, die Eltern. Nur daß sie selber den Dreh nicht finden. Dafür sind wir da. Heißt es nicht, von uns Jungen kommt das Heil? So soll es denn von uns kommen."

Dibrand geht nach der Stunde zum Direktor. Für die große Schülerversammlung brauchen sie die Aula. Unterwegs macht die Frage ihm zu schaffen: ‚Wie weit darf er sich offenbaren, wenn der Direktor nach dem Zweck dieser Versammlung sich erkundigt?' Der Diplomat in ihm muß sehr auf der Wacht sein.

Digitized by Google

Aber es bedarf keiner Winkelzüge, und Dibrand atmet auf. Falkner ist von anderen Dingen in Anspruch genommen, er bewilligt ohne weiteres den Saal und fragt erst gar nicht nach dem Warum und Wofür.

Er hat mit dem Bürgermeisteramt zu tun. Da ist etwas geschehen, was auch ihn sehr lebhaft angeht. Der Oberbürgermeister, der Bulle, der rücksichtslos „der Freiheit die Gasse" gebahnt hatte, ist auf Urlaub gegangen — man munkelt für immer, weil er sich Über- und Unter- und Nebengriffe habe zuschulden kommen lassen. Kräfte in der Bürgerschaft, die beiseite getreten waren und geschwiegen hatten, regen sich wieder und machen sich ans Werk. Die Geschäfte führt der zweite Bürgermeister, der aus dem Handwerkerstand hervorgegangen ist, ein klaräugiger Mann, klug, besonnen, vorurteilslos, unbefangen und ehrenwert. Falkner muß mit ihm erst Fühlung gewinnen. Daß auch er ihn sich „beibiegen" werde, daran zweifelt er nicht. Neuer Machtwirkung bedarf es. Im Grunde ist es ein Reiz mehr.

Am Sonnabend nachmittag zwei Uhr öffnet sich der Saal des Gymnasiums von St. Jürgen der bewegten Knabenschar.

Aus geschwätzigen, fröhlichen, springenden Bächen rinnt es zusammen zu einem großen gewichtigen Strom. Alle sind sie gekommen, die Großen, die Kleinen, und alle sind sie von sich durchdrungen. Denn alle wissen sie, daß heute etwas noch nicht Dagewesenes geschehen wird. Und daß jeder mitschafft an beispielloser Tat.

Bernhard leitet die Versammlung. Alle geben sie sich willig in seine Hand. Er spricht kurz, klar, eindringlich.

„Man hat uns gesagt, daß das Entscheidende über den Geist und das Leben der Schule wir, wir die Schüler sind. So wollen wir denn nun auch entscheiden („bravo! ja das wollen wir!"). Dem Ruf, der an uns ergangen ist, sind wir gefolgt. Man bemüht sich täglich um neue Definitionen, was die Schule ist und was sie sein soll — aber um das eine kommt niemand herum: die Schule ist dazu da, daß man auf ihr was lernt! Auf unserm Gymnasium von St. Jürgen haben wir einmal etwas gelernt — („ich nicht", ruft ein Witzemacher, aber er wird gleich zur Ruhe gewiesen) — heute aber lernen wir hier nichts mehr. Eine neue Lehrmethode oder wie sie sich nennt, ist auf uns — ich darf wohl sagen — losgelassen. („Sehr gut!") Wir sind dazu ausersehen, die Kohlen aus dem Feuer zu holen. Man experimentiert mit uns. („Versuchskaninchen — wir wollen keine Versuchskaninchen sein!") Freie Schule nennt man das, was man mit uns aufstellt. In Freiheit an uns selber schaffen sollen wir. Aber schaffen wir was? Wir sind so frei, es nicht zu tun. („Sehr gut!") Gespielt wird hier. Eine Spielschule ist das Gymnasium von St. Jürgen geworden. Sind wir Spielkinder?"

Ein Sturm der Entrüstung pfeift durch die Halle. So hat er, der Redner, sie mit Haut und Haar — fast schämt er sich des Agitators, den die Öffentlichkeit in ihm heraufbeschworen. Er braucht nicht weiter zu reden — sie tun es für ihn. Das Wort, das in der Luft liegt — sie greifen nach ihm mit tausend Händen, sie halten es, sie reichen es sich zu. „Wir wollen was lernen! Wir wollen was lernen!" so braust und rauscht und donnert das Meer.

Natürlich richtet die Opposition sich auf — wir sind in Deutschland. Gerade dem Machtvollen und Einheitlichen gegenüber erscheint sie sich märtyrerhaft. Ein paar schwärmende Jungen von denen um Oswolt — er selbst hält sich zurück, ihm war Falkner nicht der Bringer des Heils — schwingen die Zuchtrute der Propheten.

Traurig ist es um uns bestellt! Hier ist nun etwas Großes am Werk — eine große Idee soll Leben gewinnen, an uns soll sie verwirklicht werden. Statt daß wir stolz darauf sind und das ganze Herz ihr auftun, wird der Philister in uns mächtig. Wir fragen nach der Nützlichkeit. Wir schielen nach der Konkurrenz. Wir drängen uns an die Krippe! Aber so ist Deutschland von je mit großen Ideen umgestanden.

Das sind Worte von Wirkung — sie packen, drängen und stoßen, wie ein Kornfeld im Winde wogen all die Köpfe — Hans Weinhold ist dabei, seinen Schwarmgeist, der gründlich umgeschwärmt hat, zu satteln und auf ihm in das Getümmel zu sprengen. Aber schon ist Dibrand zur Stelle, und ein deutscher Junge spricht so:

„Da ihr von Deutschland redet — immer hat Deutschland einen Überfluß an Ideen gehabt! Und immer auch hat die Bärenhaut bei uns dicht daneben gelegen. Aber Ideen allein können uns nicht retten. Sie sind sogar eine Gefahr für uns. Was unser armes, zertretenes Land braucht, ist Arbeit, härteste, ehrlichste, leidenschaftliche Arbeit! („Bravo!" All die Köpfe haben sich wieder aufgerichtet.) Ob die Idee, um die es sich hier handelt, groß ist oder klein, das vermögen wir wohl nicht zu beurteilen. Aber das fühlen wir ganz genau, daß wir hier nicht das richtige damit anfangen können. Im Süden vielleicht — in den Tropen, wo die Bananen einem in den Mund wachsen, und die Arbeit die Natur

Digitized by Google

nur stört. Aber in unsern Norden scheint sie uns nicht zu gehören, und nicht in unser Deutschland, wo jetzt geschuftet werden muß, daß die Schwarte knackt! Und nun halten wir, die Unreifen, in unserer Sehnsucht Ausschau nach einem Mann, der uns hilft und unsere Sache führt. Dieser Mann ist da. Wir alle wissen, wer es ist — wer es sein muß!"

„Fortinbras!" erschallt der Ruf — und geht reihum und schwillt an zu einem Donner: „Fortinbras!"

„Ja!" fährt Dibrand fort. „Und wer will behaupten, daß Professor Braß nicht Träger einer Idee ist! Hie Falkner, hie Fortinbras! heißt es! Wir wissen, daß zwischen beiden der Kampf war von Anfang an. Professor Braß hat sich stolz zurückgezogen. Er konnte mit dem neuen Direktor nicht arbeiten. Die Behörden waren gegen ihn. Und wir, die wir uns mit Hochgefühl seine Schüler nennen — unsere Arme hätten ihn fassen und nicht fortlassen dürfen! Hie Falkner, hie Fortinbras! heißt es jetzt. Auf welcher Seite stehen wir?"

„Hie Fortinbras!" Ein hallender Schrei wie aus einem Munde.

„Und jetzt — was wird jetzt geschehen? Was tun wir jetzt?"

„Wir gehen zu Fortinbras!" Die Antwort, die einzige, die selbstverständliche fliegt nur so. „Wir gehen zu Fortinbras!"

„Ja, das tun wir! Und sofort! In großem Zuge! Das ganze Gymnasium von St. Jürgen!"

„Hurra!" Sie jubeln, sie springen, sie umschlingen sich in heller Begeisterung. Natürlich ist genug Strohfeuer dabei, Freude am Lauten, am Massenhaften, am Ungewöhnlichen. Auch stehlen sich verschiedene beiseite. Die Überzeugten wie die Schleicher. Die Ängstlichen, die Einsamen, ein paar ganz Eitle und Eigene, darüber gekränkt, daß sie hier keine Rolle spielen.

Aber es bleibt bei dem großen Zuge. Und der große Zug ist in ihm. Auch die Halben und Lauen und Trägen werden immer mehr befeuert.

Das Aufsehen, das sie in der Stadt erregen, beflügelt sie. Daß sie eine Aufgabe zu erfüllen haben, eine Sendung, daß sie eine Tat verrichten, gibt ihnen immer mehr Haltung und leuchtendes Selbstgefühl. Sie fühlen ihre Verantwortung, fühlen, daß jeder an ihr trägt, und lassen sich von ihr inniger zusammenbinden.

Draußen kommt es von selbst, daß sie in gleichem Schritt und Tritt Marschlieder anstimmen und vaterländische Gesänge. Schnell marschieren sie. Noch am Nachmittage sind sie in Seedorf. Die Fischer sperren die Augen auf.

Vor dem Hause von Andreas, auf der Heide, auf den Dünen lagert sich die große Schar.

Bernhard und Dibrand gehen hinein. Sie finden Joachim in einem der hinteren Zimmer über Geschäftsbüchern. Das Rauschen der See hat das Stimmengewirr verschlungen, er ahnt nichts von dem machtvollen, brausenden Gruß, den St. Jürgen ihm entbeut. Wie glänzen seine Augen, als die beiden Jungen bei ihm eintreten. Wie schiebt die Hand den Rechnungskram beiseite. Und dann — da er hört, um was es geht — ein Starren, wie eine Betäubung — der große Schreck einer großen Erfüllung. Dann das erste, was sich regt, die alte Disziplin, der Verantwortungssinn. „Kinder, was habt ihr da bloß angestellt!"

„Man will doch unsere Meinung hören! Und dies ist sie!"

Und jetzt — wie eine Naturkraft das Gefühl der Zusammengehörigkeit — so stürmt er hinaus —

All die Jungenaugen, die ihm entgegenflammen, all die Jungenseelen, die nach ihm rufen — da taumelt er und bricht fast in die Knie vor so viel Glück — aber aufrecht steht er gleich und aus voller Brust bricht es hervor, nichts anders als dies: „Jungs — Jungs" — — Und dann ist eine Zeitlang tief atmende, keuchende Stille. Ein Zittern geht durch den starken Mann, so wie der Eichstamm bebt im Frühlingssturm.

Die Jungen sehen und fühlen sein Glück, sie stürzen auf ihn und packen seine Hände.

Und wieder: „Jungs — Jungs —" und jetzt ein festes, rauhes und lachendes: „Ihr braucht mich — und ich brauch' euch — ja weiß Gott, das tu' ich — und so müssen wir denn schon zusammen verbraucht werden. Ja, wir bleiben zusammen — so oder so."

Ein jauchzendes ‚Hurra!' und ein jubelndes ‚Hoch!' aus all den hellen jungen Kehlen.

In der Tür des Nachbarhauses steht Peter Huswädel und blickt erst ratlos, dann verstehend und nun wie verklärt mit feuchten Augen in dieses junge ungestüme und unbekümmerte Fest der Wiedergeburt.

Am andern Morgen lief es durch die Stadt: „Was sagt die Welt zu unsern Jungen? Sie haben sich einen andern Direktor geholt." Dieses Wort wies dem Geschehen, dem es vorausging, seinen Weg.

Falkner, zum erstenmal in seinem Leben bis zur Sprachlosigkeit überrascht, hatte sich dem Ereignis gegenüber als einer „scherzhaften Episode" in die Brust geworfen. Dann

Digitized by Google

aber hielt er es doch für geraten, sich auf den Morgenzug zu setzen — er hatte dem Kultusministerium über verschiedene Angelegenheiten („beileibe nicht nur allein über diese") Bericht zu erstatten. Mit seiner Vertretung beauftragte er Professor Höltz.

Auf der Fahrt galt es, sich und der Behörde das Geschehene mundgerecht zu machen. Ein „novum" war es ja. Und daß zu Joachim Braß die Wallfahrt der Jungen ging! Es gab schon was zu kauen. Aber — nun ja — wenn einer, durfte er sich auf seine Kinnbacken verlassen.

Der Bürgermeister aber, der heute früh noch die Besprechung mit ihm gehabt, hatte einen klaren Blick hinter die Kulissen seiner Seele getan. Er rief das Schulkuratorium, dessen Vorsitzender er war, zu einer Beratung zusammen. „Herr Ministerialrat Falkner kommt nicht wieder. Auch nicht, wenn er wollte — aber er will gar nicht. Sie haben ihn mit seinen eigenen Waffen in die Flucht geschlagen. Und jetzt müssen wir selber Ordnung im eigenen Hause schaffen. Ich denke, wir holen zunächst einmal die Meinung der Lehrerschaft ein."

Das geschah schnellstens. Durch den Fernsprecher wurde Professor Höltz ersucht, in einer Lehrerkonferenz zum Fall Professor Braß Stellung zu nehmen. Noch am selben Vormittag kam die Mitteilung zurück, daß das Lehrerkollegium ein Direktorium Braß einhellig mit ganz besondrer Freude und Genugtuung begrüßen würde.

Nun hat der Bürgermeister Joachim zu einer Unterredung gebeten. Die beiden Männer kennen sich, sie haben sich mehrfach ins Auge gesehen, sie wissen, woran sie miteinander sind. Joachim übernimmt — provisorisch zunächst, bis alle Formalitäten bei der Regierungsbehörde erledigt sind — die Leitung des Gymnasiums von St. Jürgen. — „Eine Bitte habe ich noch, Herr Bürgermeister. Ich möchte unsern alten Schuldiener wiederhaben. Er ist, allerdings zunächst unter Schonung, wieder dienstfähig. Er kann nicht leben ohne die Schule — und — er gehört nun einmal dazu!"

„Natürlich nehmen wir ihn wieder."

Und keine drei Tage sind verstrichen, da läutet wieder Peter Huswädels treue Hand, ernst und inhaltschwer, die neubelebte, tief und voll und rein tönende Hausglocke zur Arbeit und zur Rast.

Wen aber hat Joachim sich zu seinem besonderen Adjutanten erkoren? Niemanden anders als Einhart Steffensen, den junggläubigen, sehnsuchtsstarken — der an das Neue andächtig sein lauschendes Ohr gelegt hat, an ein Werdendes seines Herzens wunderspürende Inbrunst. Und der im stillen begonnen hat, Neuland zu bereiten.

Mit großen fragenden Augen, doch unbeirrt im eigenen Wesen und Willen, ist er dem neuen Direktor entgegengetreten.

„Bin ich für Sie der schwarze Mann?" sagt ihm Joachim. „Bin ich die Finsternis der Reaktion? Ich will Ihnen ganz gewiß keine Quellen verschütten. Alles, was lebendig ist und rein und echt und stark aus der Tiefe dringt, all das soll uns gelten. Alle, alle Quellen — suchen sie nicht alle den Weg zu dem einen großen Meer? Quellfinder wollen wir sein — und Meerfahrer!"

Sie verstehen sich gleich. Haben sie nicht von je sich gesucht?

Und da Joachim zum ersten Male wieder vom Fenster auf das flutende Leben im Schulhof herabblickt, wie schwellt es ihm die Brust, wie leuchtet es ihm in Herz und Auge: Gebt uns die Jugend und wir machen das Jahrhundert!

Über Nacht. Von Will Anders

Über Nacht
Ward ich vom Knaben zum Mann,
Als weißes Mondlicht
Auf heißes Linnen rann.

Über Nacht
Wurdest du Mädchen zur Frau,
Als Marienseide
Sich spann über Gräser und Tau.

Über Nacht
Wurden wir beide zum Kind,
Wo das schlafende Leben
Lächelnd zu träumen beginnt.

Digitized by Google

Von der Leidenschaft des deutschen Geistes

Von Kurt Breysig

Als sich das Germanentum aus der Umklammerung durch den Geist der Antike, die ihm ein Vierteljahrtausend aus seinem Leben geraubt hat, löste, hat es sich im gotischen Dom offenbart, leidenschaftlicher, zügelloser, wilder als je später oder früher. Könnten wir unsere Netzhaut, unser Gedächtnis von allen Gewöhnungen, allem Alltag unseres Sehens völlig frei machen, bis wir imstande wären, gotische Kirchen so zu erblicken, als wäre uns bis zu der Stunde nie eine vor Augen gekommen, wir würden erst ahnen, welches Riesenmaß wuchernder Kraft des Bildens, welche tiefe Sehnsucht dem höchsten Erleben Ausdruck zu geben, welch unermeßlicher Drang zu immer neuen, immer einzelneren Formen sich hier entbunden hat. Zwei Hilfsmittel gibt es, für diese Unmöglichkeit Ersatz zu finden: Umschau in die Ferne und die ungewollte Kraft der etwa wochen- oder monatelang währenden Umwerbung einer anderen, ganz fremden Bauweise und das plötzliche Zurücktreten aus der Selbstsuggestion so drängender Liebe und der Luft, die sie um uns, in uns schafft, in die hohen, dunklen Hallen einer Kathedrale.

Wer etwa durch ausschließende Neigung geführt einmal so lange Zeit nur die schwere Pracht des Barock, die verführende Anmut des Rokoko allein auf sich einwirken ließ, die beide doch ganz der Welt und ihrer Lust und ihrer Pracht dienten, auch wenn sie Gotteshäuser bauten, der mag, endlich wieder zurückkehrend zu älterer Liebe, eintretend in den rotdunklen Dämmer von Sankt Stephan oder des Münsters von Ulm, an sich verspüren, wie furchtbar ernst, wie schreckhaft leidenschaftlich es diese Kunst der gläubigen Väter meint.

Keine der fremden, der fremdesten Künste, nicht assyrisch-ägyptische Götterburgen, nicht indische, hinterindische Tempel, noch chinesische, japanische Pagoden haben das letzte Ausmaß schweifender Phantasie und zugleich fanatischer Folgerichtigkeit erreicht, das im gotischen Dome Gestalt gewann. Nie hat der Herrscherwillen einbildender, bildender Vorstellungskraft Werke wie diese geschaffen: Gebirge von Steinen, die er in Wolkenhöhe türmte, Hallen wie Schluchten im Bergesinnern. Der Drang, schmale Höhe immer schmaler, immer höher zu treiben, heißt an sich äußerste Entschlossenheit, die eine und immer wieder die eine Abmessung zu betonen, heißt Leidenschaft an sich. Dazu ein endloses, schier unübersehbares Gewirr von Einzelformen, von Strebepfeilern, Strebebogen, Fialen, Dachreitern, Chimären und Wimpergen. Ein ruheloses Gewimmel von bildnerischem Schmuck, der die stille Weise, die noch der romanische Dom aus den Maßen seines Körpers hatte singen lassen und die auch jetzt am eigentlichen Leib der Kirche noch weiterklingt, fast völlig übertäubt und übertönt. Und all diese Kunst, die ganz nur dem Leben Magd sein will, eingestellt in den Dienst eines Glaubens, der im Grunde ebenso tief und wühlerisch, leidenschaftlich und versonnen ist, wie sie selbst.

Und auch der eingeschworenste Anwalt der Allgemeingültigkeit und ewigen Geltung der hellenischen Kunst möchte doch, vor die Stirnseite des Straßburger Münsters gestellt und dann wieder vor die des großgriechischen Poseidontempels in Pästum auf die Frage, wo er die stärkere Elementarkraft schöpferischer Leidenschaft entfesselt und doch wieder in Gesetz und Schönheit gebunden fände, nicht den Mut haben, das nicht nur bewegtere, nein auch wuchtigere Pathos des germanischen Werkes zu leugnen.

Diese Kunst, so gewiß sie in Nordostfrankreich geboren und mit schöpferischer Kraft zum Scheitel ihrer Bahn geführt wurde, so gewiß ist sie doch auch germanisch, denn in dem germanischen Nordostwinkel von Frankreich ist sie erzeugt und ausgebildet worden, in Deutschland hat sie die reichste, mannigfaltigste Fortentwicklung erfahren. Die romanischen Völker haben sie, wie Spanier und Portugiesen, nur akademisch-korrekt und also nicht wahrhaft schöpferisch nachahmen können oder ihr einen ganz fremden, innerlich unverwandten Nachhall gegeben wie die Italiener.

Die Fehler einer Kunst sind oft so beweisend für den Kern ihres Wesens, wie ihre Tugenden, ihr Glanz. Einen Hang zu verzwickter, versonnener, unübersichtlicher, nicht ganz beherrschter Art offenbart die gotische Bauweise auch da, wo ihr alles glückt: mit dem Gespinst ihres bildwerkhaften Zierats verdeckt sie die Schönheit des Körpers ihrer Kirchen, hebt also, was sie noch eben leistete, zum größeren Teil wieder auf. Oder ist es ein Zufall, daß gerade dieses Zeitalter fast nie seine Münster und Dome zu Ende führte; sie turmlos ließ oder eintürmig, wenn zwei geplant waren, oder gar zwei Rümpfe nur, wie am höchsten Dom der Deutschen zu Köln, daß es so oft sich verbaute oder verzwickten, närrischen Einfällen nachging, wie am Dom zu Regensburg.

Und auch die königlichste, die stolzeste und zugleich reizereichste von allen Hochkirchen Deutschlands, Erwins Münster, hat doch zwei Wachstumsfehler, die man Irrungen nennen kann, auch glanzvoll überwundene Mängel, die aber doch den Innen- wie den Außenbau des Domes weit von aller Regel fortgeleitet haben: den romanischen hohen Chor, der alle Grundverhältnisse des Innenraumes, vornehmlich des Hauptschiffes um-

Digitized by Google

geschoben und fast in romanische Breite verzogen hat, und den täuschenden Zwischenbau zwischen den Westtürmen, der an der Stirnseite des Münsters eine Höhe des Langhauses vorspiegelt, hinter der der First seines Daches weit zurückbleibt.

Und eines, das nicht geschah mit diesen Tempeln tiefster Verzückung, leidenschaftlichster Inbrunst, ist ebenso denkwürdig: nie sind sie, wie so viel weit minder seltsame, weit weniger rätselvolle Häuser hohen Dienstes in Waldeinsamkeit oder Verborgenheit gestellt worden, wie so viele Heiligtümer Asiens. Germanen, Deutsche haben den unbegreiflichen Gewalten des Jenseits Bauwerke errichtet, die ein Auge, das nie sie sah, wie Traum und Fiebergebild anmuten müßten, aber wenn dies Außerordentliche, das nur durch seine Verwirklichung glaubhaft werden konnte, leibhaft dastand, dann haben sie es in trauliche Nähe und Liebe gezogen; ein Münster in alter Stadt, vom alten Glauben umgeben, ist noch heut Heimat und Haus aller ihrer Bürger. Auch das ärmste Weib aus dem Volk verkehrt in diesem Palast des Herrn der Welt, gleich, als hätte es sein eigenes Kämmerlein darin. Ein Beweis von Kindhaftigkeit, man kann sagen, von Enge. Aber dies war wohl immer die Art des Germanen, des Deutschen in seinen stärksten Zeiten: zuerst ein Gebirge türmen von Kunst und Steinen, dann wie ein spielender Knabe sich daneben setzen und es traulich noch mit dem kleinsten Zierat schmücken und es wie ein Hündlein hätscheln. Aber die Sicht verkehrt sich ins Widerspiel, gedenkt man des hohen Gutes, das diese Vertrautheit mit dem hehrsten Besitz in die Seele unseres Volkes warf. Auch der Niederste, der täglich einen Dom betritt, darin zu beten, muß einen Abglanz von Höhe, Stärke, Steigerung in Kümmerlichkeit und Alltag seines Lebens von dannen tragen.

Und noch eines ist hier aus der deutschen Seele Wahrheit und Wirklichkeit geworden. Ein scheinbar Gegensätzliches zu all der Wildnis und Wirrsal formenden Überschwangs: Hang und Drang zu Gesetz und Regel. Es gibt keine Baukunst, die ihre Meister so tief unter das Joch selbstgewollten Zwanges beugte, keine, die so unerbittlich in tausend Formen, tausendmaltausend Fällen an einem Dom allein die strengste Wiederholung, Symmetrisierung, Harmonisierung aller Art und Gattung fordert und, da sie noch eben im Gesamtplan des Ganzen äußerste Willkür erlaubt, einen Zoll weiter in der geringsten Einzelheit noch die Abweichung um Haaresbreite ahndet und straft. Mögen drei Viertel all der tosenden, tobenden Kraft, die hier frei wurde, in jene Leidenschaft der Maße und der Einzelformung geschossen sein, der volle Rest war nötig, um diese wuchernde Wildnis unter die härteste, strengste, sicherste Zucht zu bringen.

Scholastik, Mystik, sind sie ihrem Grundwesen nach ein anderes als gotische Dome? — tief, leidenschaftlich, folgerichtig bis zu den letzten Gründen des Seins dringend und dann wieder bis zur Narrheit verzwickt, verwickelt, zuweilen bis zur Verrücktheit eigensinnig, dann wieder in höchster Entrücktheit, Entzücktheit heilig, bewegt-bewegend, erregt-erregend? Nie hat ein Glaubensformer so stolz mit der Gottheit als ein Ebenbürtiger verkehrt, wie Meister Eckehart, nie einer doch so ganz hingegeben sich in den Schoß ihres tiefsten Geheimnisses versenkt, wie er. Allem Rätsel indischer Brahminen, aller Mysterienfreude des Areopagiten, gar aller nur in der Form verschnörkelten, nicht im Geiste tiefen Lehre Buddhas hält die Gottes-, Ich- und Weltlehre der deutschen Mystiker stand, als ein im Stoff ererbtes, im Geist schöpferisch um- und neugeschaffenes, ganz eigenes Gebild des Glaubens: traumhafter als alles Christentum der Urlehre und der Väter, beseelter als alle Wesensweisheit, auch der vom Denkzwang freiesten Griechen, die zwar ganz Geist, aber doch auch nur Geist war.

Was beschwörst du, so wendet man mir ein, Geist und Gebild des Mittelalters herauf aus dem Dunkel der Vergangenheit? So ist nicht mehr Sinn und Sehnen der heutigen Deutschen. Darauf sage ich: der heutige Deutsche wäre, selbst, wenn ihm nie ein Leben lang das Bewußtsein dieses Erbes kam, nur ein Schatten seines eigentlichen, seines besseren Selbst, eben des ewigen Deutschen, wären diese Geister nicht alle noch in ihm, frei oder gebunden, bewußt oder im Gemüt, im Blut stark und lebendig. Schaut sie an, die Reihe unserer Daseinslehrer, unserer Weltdenker bis auf unsere Tage: sind nicht eben die zeugungskräftigsten, die lendenstärksten von ihnen jenem Wesen, das sich damals in Gebild und Geburt offenbarte, blutnah, seinsverwandt? Kant durfte in dem Werk seines zweiten Alters nicht weniges von dem, was die Kritik der reinen Vernunft gefordert hatte, durch sehr weit abweichende Lehren ersetzen. Schelling hat vier Schichten seines Forschens übereinander getürmt. Den Schöpfern und Fortbildnern der Dome von einst war zwar verboten gewesen, auch nur an einem Fensterbogen in der Reihe einer Wand die Linienführung des Maßwerks zu ändern, aber es war ihnen erlaubt, neben einen fertigen Westturm einen ganz abweichenden zweiten Westturm zu stellen, oder an der Helmhaube eines Domes die Formensprache der Bauweise bis in die Urbestandteile hinein umzustürzen, buchstäblich sie auf den Kopf zu stellen, wie Hans Hüls von Köln am Turm des Straßburger Münsters getan und damit sich unsterblichen Ruhm bereitet hat.

Aus Leidenschaft geborener Wagemut, aus Kraft geborener Gehorsam gegen ein selbstherrlich geschaffenes oder selbstherrlich gewandeltes Gebot, das sind die Kräfte, aus denen diese höchsten Meister vom Bau und

Digitized by Google

vom Geist unter den Deutschen ihre Stärke sogen. Und auch das Wirrsal, das ihr dunkles, wühlerisches Trachten oft über ihr an sich bis zum lodernden Eifer folgerichtiges Werk breitete, ist Bild und Zeichen ihrer selbstgewissen, sorglosen Stärke und freilich auch ihrer im Tiefsten deutschen Art.

Diese Art mag sich fremden, etwa romanischen oder selbst schon flach-germanischen, etwa modern-englischen Augen als Unart aber doch auch als Unart darstellen. Aber auch ein Grieche, von der Asphodelos-Wiese der Götter und der Seligen auf unsere arme Erde herniederschauend, möchte heiter lächelnd vermerken: Ihr hyperboreischsten unter den Barbaroi des Nordens, habt ihr nur diese Wucht des Bauens und des Denkens aufzuweisen, so scheint ihr mir gewichtig, aber nicht anmutig zu sein, euer Fuß mag breite und tiefe Stapfen hinterlassen, aber wann tanztet ihr und wann zog ein Lächeln über eure ernsten, schweren Angesichter?

Dem Hellenen und seinem unsterblichen, aber gerechten Hochmut möchte seine Unkunde vergeben sein, und daß er nicht weiß, daß zur Zeit jener Baumeister und jener Mysten die holdesten und süßesten Liebeslieder nicht von den Troubadouren der Provence, noch von den großen Meistern des nordfranzösischen Heldensanges, sondern von Walther und Wolfram, von Reinmar dem Alten und vom Wilden Alexander, von Heinrich von Morungen und Herzog Johann von Brabant gesungen worden sind. Denn die Tänze und die Ausgelassenheiten, denen sie das Schrittmaß setzten, möchten dem Mann von Hellas noch immer zu ungeschlacht erschienen sein.

Aber eines würde doch auch dem strengsten Richter über leichten Sinn und leichte Tänze erweislich zu machen sein, daß in einem glanzübergossenen Zeitalter deutschen Lebens alle Leichtflüssigkeit tänzerischer Freude und eine Anmut über alles Sagen schön entfaltet worden ist. Kunst und Linie des Rokoko gilt in einer der seltsamsten Verkennungen, durch die wir Deutschen je uns selbst verkleinert haben, auch uns als eine Hervorbringung des französischen Geistes. In Wahrheit aber hat weder Frankreich noch irgendeines der romanischen Länder in diesen, den von allen Geistern des Leichtsinns und der Anmut gesegneten Jahrzehnten, auch nur ein Zehntel, ein Zwanzigstel von allem Reiz der Körper und der Maße, allem Zauber der Ebenen und der Linien hervorgebracht, den Mathias Daniel Pöppelmann und Balthasar Neumann, Ignaz Kilian Dientzenhofer und Johann Michael Fischer und die Gebrüder Asam ihren Werken haben entströmen lassen. Kein französisches Vorbild gibt es für all die tändelnde, spielend siegreiche Kraft des Zwingers oder die im Tiefsten anmutige Größe der Kuppel von Bährs Frauenkirche, noch für die Zwergenvilla oder die steigende Kaskade der Freitreppe und der Stirnseite von Sankt Johann von Nepomuk in der Prager Neustadt; nicht Frankreich noch Italien oder Spanien hat der langen Reihe prunkhafter Gotteshäuser, die wie eine lange Perlenschnur von Kleinodien ohne Maß und Grenze des Wertes für Kunst und Leben durch Österreich, Bayern, Schwaben, Franken, von Abtei zu Abtei, von Wallfahrtsberg zu Wallfahrtsberg sich ziehen, anhebend in Melk und Sankt Florian ob der Donau, sich fortsetzend in Ettal droben im Gebirge, wieder zur Donau sich kehrend in Ottobeuren und Zwiefalten, in Obermarchtal und Neresheim und gipfelnd in dem höchsten Werke Balthasar Neumanns, das den vierzehn Nothelfern heilig über die lachende Ebene des Main die leise singende Weise seiner Türme, seiner Stirnseite klingen läßt, in seinem Innern aber alle Elfen und Mänaden halb in Armut, halb in wilder Lust sich schwingen läßt. Das Bischofsschloß von Würzburg steht der Königsburg von Versailles an steiler Pracht und starrem Formenprunk nicht nach und läßt sie an Kunst und Reiz des Gesamtkörpers weit hinter sich. Nie vollends wäre romanischer Klarheit, die immer auch ein wenig romanische Flachheit war, möglich gewesen, den betörenden Rausch von durcheinander und doch nie gegeneinander klingenden Farben, von schweifenden Ebenen, irrenden Linien, die die Brüder Asam in dem Kirchlein Sankt Johann zu einem in Schönheit fiebernden Tonwerk von Traum und Andacht zusammenfügten, oder gar die mystische Weihe zu erreichen, zu deren Gefäß ihre Inbrunst mehr noch als ihre Kunst in der Abteikirche zu Weltenburg die in immer neue Wolkenreiche himmlischer Glorie steigende Kuppel, die unbegreiflich leuchtende Märchenlandschaft hinter dem Hochaltar machte und den aus ihr auf silbernem Pferd in goldener Rüstung reitenden Sankt Georg.

Und welch ein Sieg des großen Lebens und der Wahrheit, von der nur die nüchterne Arbeitsteilung und Scheidelust unserer Tage und ihre in Wahrheit blutleere Kunstbegeisterung nichts weiß, daß auch diese in Schauen und Tanz geborene Kunst so gar nichts von der Losung: die Kunst für die Kunst wußte, sondern dem innersten Bedürfnis einer nur zu Spiel und Reigen geneigten Gesellschaft und einer freilich welt- und sinnenfrohen, aber in Dienst und Anbetung des Gottes niemals opfermüden Gläubigkeit sich ganz als Magd zu eigen gab.

Damals hat der Prunk der Höfe und eines festetrunkenen Adels dem deutschen Geist, hat der weihetiefe Dienst der alten Kirche seine letzte große Gabe dargebracht. Es soll doch den Mönchen von Zwiefalten nicht vergessen werden, daß sie eines gebenedeieten Tages beschlossen, ihre große und schöne, aber sehr alte Abteikirche abzureißen, nur um an ihrer Stelle eine neue zu setzen, deren einziger Prunk doch eben nicht nur Gott, nein auch ihrer Abtei und schließlich auch der deutschen

Digitized by Google

Kunst zur höheren Ehre diente. Es ist kein Zufall, daß von allen diesen Gotteshäusern nur eines oder das andere nicht dem katholischen Deutschland angehört und daß selbst der Pracht der Paläste, die an Reiz der Maße und Leichtigkeit der Linien bezeichnenderweise dem der Kirchen nur eben nahe-, durchaus nicht aber gleichkamen, bei weitem am öftesten auf dem an Phantasie befruchteteren, an Lebensdrang und Lebensheiterkeit gesegneteren Boden dieses altkirchlichen Deutschland erwuchs.

Der deutschen Kunst und also dem deutschen Geist ist damals in der Tat und in der Wahrheit Großes gelungen, wenn auch in das herkömmliche Geschichtsbild dieses Zeitalters und seine allzu politische, allzu protestantische und allzu preußische Auffassung davon noch kein Zug gedrungen ist. Es hat seit seiner sogenannten Wiedergeburt der Künste, die für den Geist des Germanentums ein Wiedersterben und nur für die Antike die Auferstehung — eines Revenant also — bedeutete, zum erstenmal wieder Sinn und Linie eines eigenen Schaffens gefunden. Ein Flame war es, der in Paris die ersten Zierlinien entwarf, die man Rokoko genannt hat — und nur Schmuck-, nicht Baukunst dieses Geistes und Namens hat Frankreich schöpferisch hervorgebracht, aber wenn einmal die Geschichte der deutschen Zierkunst dieser Jahrzehnte geschrieben werden wird, dann wird an den Tag kommen, wie tiefe Kraft sie ganz ursprünglich und ohne Vorbild auch in diesem Bezirk des schönen Wirrsals von Parktoren und Lettnergittern, von Türfüllungen und Spiegelkonsolen aus sich geschöpft hat. Es gibt in Würzburg, in Bruchsal Hausrat und Wandschmuck, Zierat von Stuck und Holzschnitzerei der Wände und der Türen, die von zauberischer Kraft des Linienreizes sind und die den letzten großen Sieg über alle Antike dritter bis siebenter Hand verkündeten, die nur Ziel und Ende eines langen Wachstums sind.

Denn so seltsam hatten Lauf und Fügung der Geschichte den deutschen Geist geleitet, daß er dem Zustrom südlicher Form und italischer Glätte zwar erlag, insofern er seine eigene, die gotische Weise, aufgab, daß er aber sogleich nach seinem Trieb und Drang mit dem fremden Gut schaltete: schon zu den Zeiten der deutschen Renaissance.

Dann aber hat die deutsche Barockkunst sich vollends aus diesen Banden langsam befreit, oft auch sie noch unter italienischer, vorzüglich römischer Anleitung, aber aus ihr sprach ein verwandter, ein germanischer Zug: Michel Angelo, der alle Ruhe und alle Einklänge der Renaissance in Leidenschaft und Widerklang zerriß, ist nichts anderes, denn der große Rebell germanischen Geistes, der der in Wahrheit völlig romanischen Renaissance in ihrem eigenen Lager als ihr ärgster Widersacher erwuchs; denn der gleiche Sinn unendlicher Bewegtheit, der einst die germanische Gotik bestimmte, beherrscht auch ihn. Einige Starke — Elias Holl schon zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts — haben dann in ihren höchsten Baugedanken schon eigene Wege gewagt — der vollkommene Bruch mit aller Renaissance, allem Süden, aller Antike ist erst das Rokoko, das als Baukunst ganz, als Zierkunst in seiner tiefsten Ausgestaltung Werk der Deutschen ist.

Die Loslösung von dem starren Kanon des italienischen Erbes, dieses nun schon zweihundert, zuweilen selbst zweitausend Jahre alten Vorrats von ewig wiederholten Voluten, Säulen, Pilastern, Kapitälformen, vor allem aber von Urbestandteilen von Linienfolgen, und das Emporkommen der schweifenden Linien, Ebenen, Körper, das ist an Bau und Schmuck die große Errungenschaft dieser Kunst. Und der deutsche Geist hat in ihr ein neues Zeugnis von sich abgelegt. Er war einst mit den alten, germanisch fühlenden Franzosen der Gotik heilig fromm und mäßig bewegt gewesen, jetzt vermochte er mit den neuen Franzosen und einer im Leben großen, in der Kunst viel geringeren Anregung von ihnen ein großes eigenes Gut zu schaffen. Wohl ist auch an den Zwiebeltürmen des Zwingers, im Innenraum von Vierzehnheiligen ein gewisser Rest von Erbe und Renaissance vorhanden: aber die spielende Anmut, die tänzerische Willkür des Gesamtgedankens ist eigen und, so scheu wir es auch sagen mögen, deutsch, nicht französisch, noch italienisch.

Einen Grundzug teilen Rokoko und Gotik, sofern sie einander als Ausdruck sehr verschiedener Zeitalter und ihrer Gesittungen sind: im eigentlichen Kunstsinn die Bewegtheit. Könnte man an einem Bauwerk und in dem von ihm eingenommenen Luftwürfel auf einen Raummeter die Menge der Linien, Ebenen, Körper berechnen, so würden Gotik und Rokoko beide allen anderen Bau- und Zierweisen darin überlegen sein. Bewegung aber ist Leidenschaft und hier mag für das Rätsel, daß es Deutschen gelang, soviel süße Anmut zu gestalten, die Lösung zu suchen sein: nicht die Glätte, nicht die Leichtigkeit, nein, die Bewegung, die Leidenschaft dieser Kunst mag sie dem deutschen Geist erschlossen haben.

Und geht man dem innersten Wesen des Rokoko nach, so wird man von dieser Leidenschaft auch da, wo seine Wege sich weit von denen der Gotik trennen, ja ihnen stracks entgegenlaufen, die stärksten Zeugnisse finden. Das Grundgesetz aller Zierkunst des Rokoko ist die Auflösung der alten Übereinkünfte in der Linienführung in Willkür, Freiheit, in schweifende, irrende Gebilde; der Scheitelpunkt ihrer Bahn ist die Asymmetrie. Um diesem Geheimnis auf die Spur zu kommen, muß man nicht einen Innenraum, eine Kirche, einen Saal, oder auch nur eine Kapelle, ein Gemach im ganzen sehen: immer wird vorzüglich der Nichtvertraute den Gesamteindruck: O, Rokoko, haben und er wird vielleicht nicht einmal dem Zauber

Digitized by Google

Meine Frau auf Skiern. Gemälde von Elf Eber
(Münchener Kunstausstellung im Glaspalast 1924)

Digitized by Google

Digitized by Google

dieses Ganzen nahe kommen, den uns die fluchwürdige Nachahmungssucht unserer Zeiten durch allzu häufige, allzu wohlfeile Wiederholung entwertet hat, so daß es zudringender Neigung und Übung bedarf, um Netzhaut und Gedächtnis von diesem Unrat und dieser Gewöhnung frei zu machen. Wer aber an einem Deckenzierat, einer Türfüllung nur eine Ecke, ein Liniengefüge, wenige Geviertfuß umfassend, ins Auge faßt, der wird Wunder schauen, die ihm keine Erinnerung trüben kann. Nur das Wellengekräusel der Meeresbrandung, der Saum, den auf den sich folgenden Wellenbergen der weiße Schaum ihrer Grate bildet, zerstört und wieder bildet, nur die Panzerlinien der Krustentiere auf dem Grunde der Tiefsee, die Fangarme der Tintenfische haben ähnliche Reize betörend willkürlicher und dennoch ihrer Schönheit stets gewisser Linienfolgen aufzuweisen. Und die Räume, die Balthasar Neumanns unerschöpflich spendender Reichtum in der Residenz, in der Wallfahrtskirche von Würzburg und die noch die von seinem Geist geführte Hand in dem Bischofspalast von Bruchsal schmückte, haben solche Wunder verschwenderisch ausgestreut. Zu den alten, jetzt nach Karlsruhe entführten Beständen des Schlosses von Bruchsal gehört eine Spiegelkonsole, die an Reiz, an Leben, an Schönheit ausstrahlender Kraft solcher Einzelformung einem Gemälde höchsten Ranges gleichkommt.

Die klippengleichen Füße, auf denen sich der Baldachin über dem geweihten Erdfleck inmitten der Wallfahrtskirche von Vierzehnheiligen erhebt, ein Märchen des Südmeers selber in unseren Norden verschlagen, leitet von dem Reiz der Linie und der Ebene zu dem körperhafteren oder bildwerkhafteren Bestandteil dieser Kunst und endlich zu dem letzten Zauber, den sie am Außenbau ihrer Dome und Paläste fortspielen lassen: zu den Schwellungen, Schweifungen einzelner Mauerteile, zuletzt ganzer Wände, ganzer Turmhauben, schließlich zu dem Vor- und Rückspringen, Aus- und Einwärtsbiegen ganzer Stirnseiten, zu Durchbrechung aller Überlieferungen, insonderheit aller ehrsamen Geradlinigkeit und Rechteckigkeit auch hier, die man im übrigen, wo immer es Zweck und Willkür des Meisters gebieten, festhält.

Diese Umwälzung der Baukunst ist völlig deutscher Besitz, trotz mannigfacher Vorbereitungen im römischen Barock und jene andere der Zierkunst, trotz stärkerer Anregung von Frankreich her, doch zum wenigsten in ihren letzten Tiefen und Zaubern deutsche Errungenschaft. Wo Rokoko und Rocaille nur anmutig sind, sind sie französisch, wo sie wie im Stuck von Bruchsal, in dem Eisenlettner von Amorbach Wirrsal, Rausch und Rätsel werden, da sind sie deutsch.

Ist nicht eben jene launische Willkür, die in der deutschen Gotik nur Fehler und Übertretung sein durfte, im deutschen Rokoko zu Ziel und Gesetz erhoben?

Und wieder ist doch über alles Schweifen, alle Wirrsal der Zaum eines Gesetzes geworfen. Darin treffen Rokoko und Gotik ebenfalls zusammen: Herrschaft und letzte Sicherheit im Bereich des selbstgesetzten Zwanges leiten auch dieser noch viel willkürlicheren Kunst die Hand. Ein Höchstmaß von Selbstbeherrschung zeichnet sie, die stets in ausgelassener Laune zu tollen, oft in Rausch und Trunkenheit zu rasen scheint, vor vielen anderen Kunstweisen aus; ein Ziel höchster Vornehmheit der Kunst wie des Lebens ist erreicht: noch in den Stunden entspanntester Lust die volle, ja die höchste Gewalt über sich zu haben. Man vergleiche nur, wie viel mehr Lässigkeiten, Schlaffheiten, Mängel, Fehler hat jene unselige Frühzeit des Barock begehen dürfen, die man deutsche Renaissance nennt: wie wenige das Rokoko.

Eben bei dem Nebeneinanderdrängen beider Künste springt deutlich in die Augen: wieviel Einbuße das Rokoko gegen die Gotik aufweist. Inzwischen war dem deutschen Geist viel Wucht, viel wühlerische Kraft verloren gegangen; wie will es ein schimmernder Tanzsaal mit dem heiligen Dunkel eines Domes aufnehmen an hehrer Größe und an seelischer Macht! Heiligkeit ist nicht nur ein Besitz des Glaubens, nein auch des Lebens, des erdentiefen, himmelfernen, nur auf sich selbst, nicht auf den Gott bezogenen Lebens. Die Inbrunst dieser Zeit ist unvergleichlich viel flacher, als die jener wahrhaft heiligen Jahrhunderte. Selbst der Dom von Zwiefalten ist ein Sinnen-, nicht ein Glaubensrausch: die Apostel tanzen, die Bischöfe lachen hier und noch die Märtyrer sind elegant. In Vierzehnheiligen vollends, wo die Mauern im Reigen bald vor-, bald rückwärtsschreiten, sind die heiligen Gestalten mühsam vermummte Nymphen, Nereiden und Meeresgötter aus der blauen See am Archipel. Nur den einzigen Maler-Baumeistern Asam gelingt unter der Kuppel von Weltenburg ein Mysterium, doch auch ihnen eines, das weit mehr von Pracht und Prunk des Himmelreichs, von alter Ritterfehde und dem gelösten Liebeskummer bedrängten Mädchentums, als von Hostie und Kreuz zu erzählen weiß. Die Dome der Gotik waren Tempel, die des Rokoko Paläste Gottes.

Und dennoch: ist Würde nicht vielleicht ein leichterer Zugang zur Strenge der Kunst, als Tanz und Taumel? War es nicht gleichwohl, da nun ein leichteres Jahrhundert sich darbot, eine Probe straffsten Meistertumes, all diese lachenden, tanzenden, springenden, tollenden Geister unter den lenkenden Stab eines gegen alle Lust lässigen, gegen das Schaffen nie lockeren Gesetzes zu bannen?

Digitized by Google

Runold und Muschik

Erzählung von Eduard Reinacher

Der tränenreiche Frühling ging vorbei, der Sommer kam auf. Runold wanderte und wanderte. Seine Schuhe waren ganz zerrissen, die Sohlen abgefallen, so daß er auf seinen eigenen Fußsohlen lief. Er achtete es nicht und ging zu und ging zu, und nachts beim Schlafe wickelte er die Mütze, die er tags auf dem Kopfe trug, um die Füße und schützte sie vor dem Frost.

In einem Dorfe liefen Kinder ihm nach und verhöhnten ihn, weil das von der Sohle verlassene Oberleder bei jedem Tritt auf den Fuß und die Zehen schlappte, daß es aussah wie ein Vogel, der mit dem Schnabel schnappt, oder wie ein junger Hund, der gähnen möchte und zu faul dazu ist.

Der Lehrer dieses Ortes kam aber dazu, rief die Kinder und belehrte sie und grüßte Runold und hieß ihn mitkommen. Runold sagte: „Ich habe nicht Zeit. Ich muß eilig weitergehn."

„So nehmt wenigstens ein Paar Schuhe von mir!"

Der alte Mann lief in sein Haus, und Runold wartete auf ihn inmitten der Kinder, bis daß er wiederkam. Auf der Deichsel eines Rübenwagens wechselte Runold die Schuhe. Die Kinder nahmen die alten, die er wegstellte, und zwei Knaben trugen sie stolz auf ihren Haselstecken. Der Lehrer und die Kinder begleiteten Runold vor das Dorf hinaus. Er schüttelte dem Lehrer die Hand, dankte ihm und ging rascher zu. Ein kleines Mädchen unter den Kindern fing an, ihm nachzusingen, und der Lehrer und die andern fielen in das Lied ein:

Befiehl du deine Wege,
Und was dein Herze kränkt,
Der allertreusten Pflege
Des, der den Himmel lenkt.
Der Wolken, Luft und Winden
Gibt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da dein Fuß gehen kann.

So viel hörte Runold, indem er eilig fürbaß schritt, die Kinder aber sangen ihm nach, solange sie ihn sahen.

Runold ging zu und ging zu. Es wurde Abend, und er merkte es nicht. Es wurde Nacht, er lief zu, ohne auf die Sterne zu achten. Endlich wollten die Füße nicht mehr, da zog er die Schuhe aus und badete die Füße im Bache, und dann ging er barfuß und trug die Schuhe in der Hand. Gegen Morgen kam er aus dem Walde in eine Wiesenebene, da gab es Heuhaufen. Er kroch unter einen Heuhaufen und schlief. Und er träumte, als ginge er noch.

Die Sonne weckte ihn wieder auf. Er fand die Schuhe. Sie standen zu seinen Häupten. Er setzte sich in das Heu und zog sie an. Sein Kleid war wie ein Pelz von den vielen Grashälmlein, die darin steckten. Da er aber wieder zuschritt, löste sich im Gehen eines nach dem andern von seinem Körper, bis alle abgefallen waren.

Runold ging rasch. Die Feldwege waren langhin zwischen den Wagengeleisen mit Rasen bewachsen. Davon drang ihm der Tau durch das Leder der Schuhe und netzte die Haut seiner Füße mit reichlicher, kalter Nässe. Er spürte aber nicht Kälte noch schlappernde Feuchtigkeit. Auch stieg die Sonne höher, und der letzte Rest des nächtlichen Dunstes verschwand von den Feldern. Die Matten verloren den Silberschimmer, die Furchen hörten auf zu dampfen, die vom Wind aufgebrochenen Haferfelder gewannen eine zartere Röte. Runolds Leib dürstete, aber Runold hörte den Bach nicht rauschen, über den er auf schmalem Stege hinüberging, der anderen Talbreite zu.

Runold, Runold, was rennst du über das heiße Feld? Es surrte tiefer und mächtiger in der Luft. Es fuhr ein Luftschiff über die Straße Runolds weg, in weiter Höhe Runolds irdischen Strich kreuzend. Es war wie ein flügelloser Drache, braun wie Kupfer im Glanz der Hitze, mit dickem Kopf, mit allerlei Flossen. Woher? Wohin? Es war kein Sinn zu ersehen. Du Wahnsinnsfisch, durch verworrene Kunst erhoben in jene Glut, aus welcher du Feuerkugeln setzest! Wohin und wozu?

Runold erhebt die Fäuste, er schüttelt die Arme, er stöhnt aus dem Mund. O Leib meines Volkes, Geschlecht meiner Lebenstage! Groß und wunderbar erhebt sich der leuchtende Leib. Die Augen strahlen wie Sonnen, klar ist die Stirne, die Glieder leuchten, die Brust ist wie Wolken, der Leib wie ein Marmorgebirge. Dieser Mensch tut das Tüchtige, lebt und atmet. Das Haupt ist Herr. Der Klang der Seele ist Glück.

So war der Leib des Volkes im Bild.

Der Leib des Volkes ist jämmerlich entstellt in der Zeit! Aus den Achseln quellen ihm wüste Wülste, Schandhäupter, mit Mäulern klaffend, die überwuchern das wahre Haupt, reißen allen Befehl an sich! Der Körper verliert seine Zucht und sein Maß.

Digitized by Google

Die Fäuste schlagen um sich. Die Hände schlagen Dolche in die Seiten des eigenen Körpers. Neidwut verzerrt das Angesicht, die Qual der Torheit zerrüttet die Stirn. Der Leib stürzt hin, die Wunden eitern. Das Elend wälzt sich in der Lache!

Das Haupt ist krank, darum ist die Arbeit der Glieder verrückt! Darum schweift Runold im Felde. Er geht nicht in die Fabrik, denn sie treibt es verrückt, sie mahlt Sand aus Sande. Er geht nicht zur Schreiberei: ihre Schriebe sind verrückt. Er geht nicht in die Stadt, denn sie ist verrückt. Er geht nicht zum Heere, denn sein Kampf ist verrückt. Das Haupt heißt Ohnmacht, die Glieder rasen. Die Tugend ist trübe geworden, das Unreine überschwemmt die Seelen. Der Kaiser ist ohne Rat, das Volk ohne Wissen und Willen. Rufe das neue Geschlecht aus dem Irren heraus. Rufe es herbei aus der Sonnenferne!

Er kniet in den Weizen, er faßt die Ähren mit beiden Händen. O! O! Daß ich dich pflanzen könnte wie ein Feld!

Langsam ging er in das jenseitige Tal. Dieses senkte sich hier flach und stieg auch jenseits der Mulde sanft an, vorn öffnete es sich breit in die Hochebene, von hinten war es durch einen weit geschwungenen, Bäume tragenden Rand umfangen. Im ganzen Tale gab es nur Wiesen. Die waren zum größeren Teile abgemäht und geräumt, nur da und dort standen noch Heuhaufen in Reihen. In der Mitte der Mulde wuchs eine einzige Weide, ein grauer Baum mit hängenden Zweigen. Einige Schritt davon läutete der Strahl eines Brunnens aus hölzernem Mund in den Trog, dessen Abfluß sich als ein Bächlein durch das Tal hin verlor.

Runold schlief unter der Weide ein. Er weinte im Schlafe. Er träumte, daß er durch heiße Felder irrte, sein Volk mit zärtlichen Namen rufend, klagend wie ein Brunnen mit stetigem Klagelaut.

Ein Wagen kam von jenseits her über die Hügellehne gefahren. Es war ein Leiterwagen, mit zwei ruppigen russischen Beutepferdchen bespannt. Ein russischer Kriegsgefangener schwang die Peitsche über den Tieren. Er rief laut, die Pferdchen zogen stärker an, mit Räderknarren ging es über eine rauh beschotterte Stelle des Feldwegs, die Heumagd, die seitlich auf einer der Wagenleitern saß, schrie und griff nach ihrem weißen Kopftuch, denn der Ruck hatte in ihr eine Furcht erzeugt, als möchte etwas an ihr nicht so rasch mitkommen wollen. Der Russe lachte, die Magd drohte ihm: „Muschik!“ Denn so nannten die Leute im Dorfe den Russen; dieser lachte nochmals. Wieder schwang er die Peitsche, aber die Pferdchen kümmerten sich nicht mehr um seinen Scherz, gingen vielmehr ihren Schritt gleichmäßig fort, soweit der Weg an dem Hügelkamme hin eben ging. Erst wo er sich, mit einem sachten Bogen fallend, ins Tal hereinlegte, begannen sie zu traben, und Muschik sang zu seinem Peitschenknallen. Rasch rollte der Wagen, indes die Heumagd mit einer Hand sich am Geländer, mit der andern ihr Kopftuch festhielt. Der Russe hielt auf den Platz zu, wo Runold lag. Vor dem Brunnen hielt er an, sprang vom Wagen, schirrte die Pferde ab und ließ sie an den Trog. Auch die Heumagd stieg ab und nahm Rechen, Heugabeln und den Essenskorb vom Wagen. Muschik führte die Tiere, als sie sich die Mäuler vom Trunk abgeschüttelt hatten, an die Weide, ihnen zuredend, daß sie nun Ruhe hätten und zusehen dürften, wie er arbeiten müßte. Die Tiere antworteten mit kurzem Schnauben.

„Was schnaubt ihr, Gute?“ fragte Muschik.

Da sah er Runold am Boden liegen und schlafen. Er trat heran, die Pferde lassend. Er drehte sich um, winkte der Heumagd mit dem Kopf. Noch näher ging er zu dem Schlafenden, beschaute sein hochgerötetes Angesicht, sah wieder nach der Magd hin, sie bedeutend, und spuckte aus. Die Magd kam herbei.

„Siehst du den da, den Deutschen, der da liegt? He! Siehst du ihn?“

„Warum denn nicht?“

„Da liegt er bloßköpfig, sage ich dir, und schläft, verstehst du, und er wird bekommen den Sonnenstich. Er wird sterben, am Sonnenstich wird er sterben. Heute abend wird er eine Leiche sein. Am Sonnenstich wird er gestorben sein, und ich werde es vorausgesagt haben. Ich werde gesagt haben, daß er gestorben sein wird, ja, das werde ich gesagt haben.“

„So schnell stirbt keiner. Es ist ein Wandervogel, die laufen überall herum und sind die Sonne gewöhnt.“

Sie begab sich ohne weiteren Aufenthalt an ihre Arbeit. Mit der hölzernen Gabel begann sie die Heuhaufen auseinanderzuwerfen, damit das Gut schnell zum Heimnehmen fertig trocknen sollte.

Muschik blieb noch über Runolds Leib stehen.

„Wahrhaftig wird er am Sonnenstich sterben. Wenn ich ihn wecken würde, so würde er nicht sterben. Aber ich werde ihn nicht wecken. Ich werde ihn friedlich liegen gelassen haben, wie ich ihn liegen sah, und wenn es Gott gefällt, wird er heute abend am Sonnenstich gestorben sein. Wenn ihn aber Gott beizeiten aufweckt, so kann er leben.

Digitized by Google

Ich werde ihn nicht wecken, möge er Gott überlassen sein!"

Hier öffnete Runold im Schlafe einen kurzen Augenblick lang das Lid eines Auges. Er entblößte das Auge, aber er sah nichts, und schon fiel das Lid wieder zu. Muschik fuhr in hastigem Schrecken vor diesem Auge zurück. Er ging rückwärts bis zum Baume, und murmelnd der Magd nach an das Geschäft. Während sie auf der rechten Seite der Wiese von Haufen zu Haufen ging und das Heu ausbreitete, waltete er auf der linken Seite. Er arbeitete mit Eifer, um den kleinen Vorsprung einzuholen, den sie durch sein Säumen vor Runolds Körper gewonnen hatte. Bald war er ihr voraus. Aber nicht lässiger, sondern noch eiliger trieb er's nun. Weit warf er das stäubende Heu, große Gabeln voll ließ er so in die Luft fliegen, daß sie sich zerteilend auf der Seite der Magd niederfielen. Dazu gab er Ausrufe von sich: „Da hast du!" Oder: „Auf, mein Vögelchen!" —

Er blieb stehn, reckte seine stolze, hohe Gestalt, schwang den Strohhut aus wie ein Gefäß, um die Schweißtropfen zu entfernen, und wischte sich mit seinem Ärmel, worauf die Buchstaben K. G. eingenäht waren, die Stirn. Er wendete das erhitzte Gesicht nach der Magd hin, bleckte die kräftigen und lückenlosen Zahnreihen, blitzte mit den dunkeln Augen, streckte die Zunge heraus und spuckte gleich darauf zwischen den geschlossenen Lippen heraus einen weiten Bogen. Er grinste: „Komm, Täubchen, essen!"

„Du brauchst mich nicht zu heißen, Muschik! Da bin ich daheim!"

Sie schulterten ihre Geräte, gingen hüben und drüben am Rande hin nach der Weide zurück. Der Russe rief die Pferde in der Sprache seiner Heimat an, sie schüttelten die Köpfe von oben nach unten, daß die Ketten klirrten, er warf ihnen zwei Ballen Heu vor die Füße, da tauchten sie mit den Lippen und Zähnen hinein.

Muschik setzte sich neben die Magd. Sie nahm zwei Töpfe mit dicker Milch und einen halben Laib Brot aus dem Korbe. Davon begannen sie zu essen. Dem Muschik schmeckte es, er schmatzte und pochte mit dem Heft seines Messers auf seinen Magen. Das Mädchen biß sehr oft von ihrem Stück Brot ab, immer nur ein klein wenig, wie Kinder.

Runold erwachte. Er setzte sich auf. Das Blut war ihm dick im Kopf, er hatte einen grauen Schleier vor den Augen. Langsam, summend wurde das Gehirn frei. Runold sah, wo er war, erhob sich und ging unter die Weide. Er sagte den beiden, daß er eine Zeitlang in dem Schatten sitzen und sein Brot essen wollte. Muschik sagte: „Sitze nur! Du hast einen Sonnenstich! Du wirst es merken, im Schatten! Man merkt im Schatten, daß man den Sonnenstich hat!"

„Ich glaube nicht, daß ich ihn habe. Ich fühle mich nicht übel."

„Sicher hast du ihn! Du hast ihn ganz bestimmt. Du hast geschlafen ganz bloß in der Sonne, darum hast du ihn. Es kann nicht sein, daß du ihn nicht hast. Du hast ihn ganz bestimmt. Die Sonne scheint durch den Schädel, man hat den Sonnenstich. Du wirst ohnmächtig werden! Gestehe, daß du ihn hast!"

Muschik ereiferte sich. Der Speichel spritzte ihm neben dem Reden und Essen her aus dem Munde, indes er die Augen rollte. Runold setzte sich und sagte zur Begütigung: „Warten wir ab, ob ich ihn habe! Wenn ich ihn habe, werde ich gleich in Ohnmacht fallen, und du wirst es mit deinen Augen sehn!"

Muschik lachte laut und anhaltend: „Ja, du sagst es! Ich werde es sehn, mit meinen Augen werde ich's sehen!"

„Du bist ja verrückt."

Mit diesem Wort schloß die Magd das Gespräch. Runold nahm sein Stück Brot aus der Tasche und aß. Sie schwiegen und aßen zu dritt. Muschik hob seinen Krug, um zu trinken, reichte ihn aber von seinem Munde weg dem Runold hin. Runold dankte und nahm einen Schluck. Darauf leerte Muschik den Krug in einem Ansetzen und aß weiter vom Brote mit verstärktem Schmatzen.

Endlich: „Warum bist du nicht Soldat?"

Runold: „Ich bin unbrauchbar, entlassen."

„Was arbeitest du?"

„Ich wandere."

Muschik vergaß das Essen, indem er in die Ferne blickte.

„Rußland wird siegen!"

Runold schwieg.

„Rußland wird siegen, denn es ist größer als Deutschland."

„Rußland hat mehr Länder . . ."

„Der Kaiser hat hundert Kanonen, der Zar zehntausend Kanonen! Der Kaiser hat fünfzig Regimenter, der Zar hat hunderttausend Regimenter. Er wird siegen."

„Der Zar ist abgesetzt," warf die Magd ein. Muschik hörte nicht darauf.

„Rußland ist größer. Rußland ist ein heiliges Land. Palästina ist ein heiliges Land, Rußland ist auch ein heiliges Land! Rußland hat besseren Boden als hier. Diese Erde ist nicht gut!"

Er nahm einen Brocken von der Scholle in die Hand.

„Diese Erde ist schwer. Sie ist hart wie Stein. Die Erde ist in Rußland viel besser

Digitized by Google

als hier. Sie ist schwarz, denn sie düngt sich selbst. Wenn ich sie in die Hand nehme, zerbröckelt sie ganz fein. Sie zerfällt wie Mehl. Man zerreibt sie, es ist wie Mehl. Man gräbt sie um, so kann man darauf liegen wie auf Kissen, sie ist locker. Es wächst sehr viel dort. Man bemüht sich weniger und der Boden trägt fünfzigmal soviel. Dieses ist kein fruchtbares Land. Rußland ist ein fruchtbares Land, aber dieses ist kein fruchtbares Land!"

Runold: „Wir ernten, was der Boden trägt."

Muschik lachte kräftig und voll Überzeugung: „Der Boden gibt eine Handvoll für euch, aber er gibt einen Sackvoll für uns! Wir sind groß! Wir haben viele Menschen, aber ihr habt nicht viele Menschen. Wir sind unzählig! Rußland ist hundertmal so groß wie Deutschland! Nein, es ist tausendmal größer als hier! Man fährt mit der Eisenbahn eine Woche, zwei Wochen — alles Rußland! Man fährt zwei Monate — immer noch Rußland! Aber man fährt zwei Tage — aus ist Deutschland! Ohahaha! Rußland ist das größte Land der Welt und hat die meisten Menschen der Welt. Der Zar ist der Mächtigste! Der Kaiser wohnt in Stein und Holz, der Zar wohnt in Gold und Edelstein. Der Kaiser zieht Wolle und Leinen an, der Zar aber Seide und Goldweberei. Der Thron des Zaren ist wie ein Turm! Die Jungfrau Maria sitzt neben ihm! Der Zar hat einen Stuhl beim Jüngsten Gericht, ihr aber werdet im Schlamm stehn!"

Muschik strahlte. Er bewegte die Hände im Takt wie Kinder bei Blechmusik, er stand auf und begann zu tänzeln.

Die Magd betrachtete ihn aufmerksam und neugierig. Sie hielt es nicht für nötig, ihm nochmals zu sagen, daß der Zar bereits abgesetzt war, da er offenbar raste. Leidenschaftlich bewegte er sich. Er hob die Arme, warf den Kopf zurück, drehte sich um sich selbst, und dies öfter und immer schneller, indem er schrie: „Sieg! Sieg! Sieg!" Endlich fiel er im Schwindel zusammen. Runold und die Magd trugen ihn in den Schatten. Die Magd sagte, solche Geschichten stellte Muschik von Zeit zu Zeit an. Doch täte er niemandem etwas zuleide und wäre im übrigen ein guter Arbeiter.

Muschik erholte sich. Die Farbe kehrte in sein Gesicht zurück, der irre Zitterschimmer schwand von den Augen. Aber die Stirne runzelte sich übermäßig, zwischen den Augenbrauen bildete sich eine tiefe Falte, die Lippen preßten sich trotzvoll zusammen. Brütend saß Muschik da, einzelne Worte murmelnd, welche die andern nicht verstanden.

Die Magd gab ihm einen Rippenstoß.

„Steh auf, Muschik! Das Heu ist fertig, wir müssen aufladen!"

Sie nahm den Rechen und begann, das Ausgebreitete zusammenzunehmen. Muschik folgte. Noch gewaltiger als zuvor arbeitete er nun. Bei jedem Zug und Wurf, den er tat, warf er sich mit der ganzen Schulterbreite herum und hinum. Das trockene Heu stäubte. Bald waren die Schwaden gebildet aus diesen Haufen. Muschik spannte die Pferdchen an, die Magd führte sie von Haufen zu Haufen, und Muschik lud auf. Wie im Nu geschah alles. Der Wagen stand fertig zum Einfahren, schon hatte Muschik den Wiesbaum befestigt. Gabeln und Rechen wurden hinten hineingestoßen, der Russe nahm Zügel und Peitsche, die Magd den Essenskorb. Schon wollten die Pferde anziehen, da hielt Muschik sie noch einmal zurück.

Er ging hin, wo Runold saß, stellte sich breit vor ihm auf.

„Wenn dich die Sonne am Morgen gestochen hätte, würdest du heute abend in die Hölle fahren. Du wirst aber später in die Hölle fahren. Sobald du gestorben sein wirst, frißt dich die Hölle, eurer wird kein einziger davonkommen, denn ihr seid Ketzer. Aber selbst wenn ihr keine Ketzer wäret, so würdet ihr doch verdammt, denn euch haßt Gott. Als Gott und der Teufel die Welt teilten, da nahm Gott uns für sich, euch aber überließ er dem Teufel. So betrog ihn Gottlein um das bessere Teil."

Runold: „Alle Menschen sind Gottes, die einen und die andern. Gott hat dem Bösen keine Menschen überlassen. Er kämpft um jeden, bis daß ihm alle gehören werden. Auch mit dem Teufel kämpft Gott und wird so lange mit ihm kämpfen, bis daß er sich der Liebe ergeben haben wird. Hat dir denn niemand gesagt, daß Gott alles in allem sein wird?"

Muschik drehte sich mit dem Körper von Runold ab, den Kopf aber wendete er nach ihm hin und spuckte zwischen den Zähnen durch aus, daß es zischte.

Runold fuhr fort: „Er wird uns alle an sich nehmen, denn wir kommen von ihm und sind in ihm. Er kennt keine Deutschen und keine Russen, keine Engländer und keine Neger. Zu jedem spricht er die Sprache seines Stammes. Wenn alle ihn verstehen werden, so werden alle Brüder sein, jeder in seinem Lande und nach seiner Art."

Jetzt ergrimmte Muschik. Er fiel mit: „Bä, bä, mä, bä!" in Runolds Rede ein, ihn überschreiend. Runold schwieg und sah ihn an, so ihn auffordernd, das Seine zu sagen.

Digitized by Google

„Der Zar wird Herr sein! Er wird die Erde beherrschen! Hast du schon einen Kosaken gesehn? Nein! Denn sie sind noch nicht losgelassen! Wenn der Zar sie aber heute losläßt, dann werden sie morgen dasein, und mit euch ist's aus. Der Minister sagte: ‚Die Deutschen sind eingefallen!' Der Zar spuckte nur aus. Er wollte euch Zeit lassen, wieder heimzugehn. Der Minister sagte: ‚Sie haben hundert Dörfer zerschossen.' Der Zar zuckt die Achseln. Der Minister sagt: ‚Sie schlachten die Kinder! Sie fangen die jungen Burschen und legen ihnen Pferdezäume an!' Der Zar schüttelt den Kopf: ‚Wir haben mehr Kinder im Land, als sie schlagen können. Wir haben mehr Burschen als sie Roßzäume. Laß ihnen Zeit!' Jetzt ist die Zeit aus! Der Zar tut das Törlein auf, die Kosaken galoppieren! Weh' euch jetzt, ihr Rußlandhasser! Wo ein Kaiser saß, wird ein Hetman sitzen! Wo ein Minister saß, wird ein Gefreiter eingesetzt werden! Jetzt sacken wir euch ein!"

Runold stand auf.

„Du glaubst es — wir erwarten's. Aber wir hassen dein Land nicht. Was habe ich dir getan, daß du meinst, ich hasse dich?"

Muschik geriet in entsetzlichen Zorn, als er Runold so zu sich stehen sah, frei und lächelnd. Er rannte auf ihn zu, schrie: „Was, was, was? Das da! Das! Das! Das!" Und schlug Runold mit der Faust mitten ins Gesicht. Runold blutete. Nochmals schlug Muschik. Die Magd wollte ihn fortreißen. Er schnarchte sie an wie ein Wolf, stieß sie, daß sie hinter sich stürzte. Die Sonne brannte auf ihn hinab. Runold stand vor ihm, mit hängenden Armen, blutendem Gesicht, großen, offenen, starken, unbeugsamen Augen. Muschik brannte wie ein Scheiterhaufen vor Wut auf diese Augen. Er brüllte: „Sieh mich nicht an!" Aber Runold verwandte den Blick nicht von ihm. Muschik brüllte, brüllte, riß das Messer heraus, hob es hoch auf, lachend vor Haß: „Geh! Flieh!" Aber Runold stand und schlug die Augen nicht nieder. Da gewann Muschiks Körper Hitze wie nie im Leben. In seine Glieder fuhr es schwer wie weißglühendes Eisen, seine Brust gewann Atem wie ein ganzes Land voll Sturm. Er hob an und brüllte so hinaus, daß die Pferde vor Angst schrien und vorn und hinten hochgingen, daß die Magd vor Entsetzen fortlief. Muschik schwang die Arme wie Mühlenflügel, er sprang auf und trat in den Boden, tiefe Löcher höhlend, er schlug um sich und schnellte auf, den Kopf an die obere Weltmauer zu stoßen. Er rannte zum Wagen, stemmte sich von der Seite dagegen, brüllend. Er hob ihn mit der Achsel auf. Die Last drückte ihn zurück. Blau überlief sein Gesicht im neuen Anstemmen. Die Räder verließen das Bodengras, aber wieder mußte Muschik nachgeben. Zum dritten Male hob er an, der Wagen stieg, wuchtete zurück, Muschik dachte: ‚Jetzt platzt mein Kopf! Alles ist eins!' Die Zunge zwischen den Zähnen zerbeißend, stemmte er sich fürchterlicher. Da wankte die Last, das Holz des Wagens knarrte, langsam bog er sich über das Gleichgewicht hinaus, krachend stürzte er um. Die Deichsel brach an den Körpern der Pferde, die scheuten, wiehernd aufsprangen, um sich schlugen, hinstürzten und wieder aufsprangen, die Köpfe schüttelnd. Muschik lag in Ohnmacht.

Runold öffnete ihm den Rock, löste den Gürtel, griff mit den Armen unter dem bebenden und glühenden Leib hindurch und trug ihn unter die Weide. Da zog er den eigenen Rock aus und bettete das noch bläulich überlaufene Haupt auf den zusammengerollten. Er holte in seiner Mütze Wasser aus dem Trog, nahm Muschiks Tüchlein aus seiner Tasche, netzte es und legte es ihm über die Stirn und spritzte das Gesicht mit Wassertropfen.

Die Magd sah es, da sie im Fliehen einhielt und sich zurückwandte. Runold winkte ihr, und sie kam langsam. Sie entsetzte sich über den umgestürzten Wagen, Runold aber sagte, die zerbrochene Deichsel würde leicht zu richten sein, und den Pferden wäre nichts geschehen. Sie möchte ins Dorf gehen und Hilfe holen; man müßte eine Notdeichsel mitbringen, und es müßte jemand kommen, der den kranken Muschik heimschaffen hülfe. Die Magd sagte, sie wollte es ausrichten, und ging.

Muschik atmete jetzt ruhiger, er war in eine Art Schlaf verfallen. Runold ging zum Wagen und löste den Wiesbaum, so daß die gepackte Last des Heus sich mit leichtem Rauschen auf der Erde ausbreitete. Runold kniete hinein, stemmte sich gegen den Wagen und brachte ihn wieder auf seine vier Räder, Dann schirrte er die Rosse ab, führte sie wieder an den Baum und warf ihnen noch etwas Heu vor. Er selber ging zum Brunnentroge und wusch sein Gesicht und sein Kleid.

Indem er sich der Sonne zum Trocknen darbot, sah er von weitem schon die Magd mit zwei Männern über den Hügel daherkommen. Er ging hin, wo Muschik schlief, und sah ihm noch einmal ins Gesicht. Dann nahm er seinen Weg dem Bächlein nach.

Digitized by Google

Gedichte

Zerfallen sind Monde und Tage. Von Eugen Roth

Zerfallen sind Monde und Tage
Wie Burgen am alten Strand.
Nun weht eine zitternde Klage
Durch mein verwunschenes Land.

Wie eine verschollene Märe
Aufbricht das begrabene Jahr:
Wie schön es gewesen wäre,
Wie traurig es war ...

Erinnerung. Von Manfred Hausmann

Mit einem Male kam es über mich,
Als ich die Kerze ausblies und ins Kissen fiel ...
Es schwebte silbern in der Dunkelheit umher
Das Lied vom Schimmer deiner Heimat,
Das kleine Lied von Spanien.

Du sangst es manchmal vor dich hin
So leise und verloren wie
Ein krankes Vögelchen
Des Abends, wenn wir schweigend in die Ferne sahen.

Dein winziger Balkon
Hing still mit seinen Blumen in der Sommernacht.
Ein wenig rauschte noch die Stadt zu uns herauf.
Wir hatten auch ein Lämpchen, das
Den grünen Rankenduft durchdämmerte ...
Ich weiß nicht mehr ...
Wir liebten uns vielleicht.
Die Sehnsucht war so groß in uns.

Und als ich heut ins Kissen fiel,
Kam alles wieder über mich
So töricht und so sommerlich und gut,
Daß ich nicht anders konnte,
Du,
Ich drehte mich zur Wand und weinte laut.

Exzelsior. Von Hermann von Pfaundler

Immer höher geht der Flug,
Immer reiner wird das Licht,
Immer tiefer Rauch und Trug.

Immer klarer wird der Blick,
Alles Wesen ist durchschaut,
Menschentaten und Geschick.

Immer stiller wird die Zeit.
Aber milder stets und milder
Die Gedanken und befreit.

Junges Jahr. Von Frida Schanz

Alles ist mit einemmal erhellt;
Über allem liegt ein neuer Schimmer.
Lenz und Hoffnung traten in die Welt,
Wie zwei schöne Knaben in ein Zimmer.

Leise, goldne Lebensdüfte wehen,
Allem Tun ersteht ein neuer Zweck,
Reizend, wie das Veilchenauferstehen
Auf dem lieben, alten Gartenfleck.

Digitized by Google

Wie Lorenzo il Magnifico

große Politik durch die florentinischen Künstler betrieb

Von Wilhelm von Bode

Wenn von den Kunstmäzenen der neueren Zeit die Rede ist, so wird Lorenzo de' Medici stets in erster Reihe genannt. Eine der größten Blüteepochen der Florentiner Kunst, die mit seiner Stellung an der Spitze der Republik zusammenfällt, wird seinem Einfluß und seiner Förderung der Künstler zugeschrieben; die Meisterwerke des Quattrocento in Florenz denkt sich der Fremde, der andächtig die Stadt, ihre Kirchen und Sammlungen durchwandert, vor allem durch ihn und für ihn geschaffen. Eine nähere Umschau nach den Auftraggebern dieser Fresken, Altartafeln, Bildwerke und Bauten ergibt aber, daß sehr viele, ja die Mehrzahl nicht von den Medici stammen und daß die hervorragenden Bauten und Kunstwerke des 15. Jahrhunderts, die wirklich den Medici zu danken sind, meist schon vom alten Cosimo und seinem Sohn Piero in Auftrag gegeben wurden, daß schon diese es waren, welche die großen Meister von Florenz in jeder Weise förderten und beschäftigten. Daß die Zahl der namhaften Kunstwerke in Florenz, die auf Lorenzos Bestellung ausgeführt wurden, keine beträchtliche war und keineswegs seinem Ruf als größter Mäzen entspricht, war den Kunstforschern freilich längst bekannt; neuerdings sind aber auch von den Meisterwerken, deren Entstehung stets auf ihn zurückgeführt wurde, verschiedene der hervorragendsten durch die Urkundenforschung als Bestellungen dritter Kunstfreunde in Florenz festgestellt worden. Botticellis berühmteste Werke: sein „Frühling" und seine „Geburt der Venus" sind nicht für den Magnifico, sondern für einen seiner Vettern, den Ahnherrn der späteren großherzoglichen Linie geschaffen worden; und die herrliche „Anbetung der Könige" von demselben Sandro, auf der als heilige drei Könige und ihr Gefolge die großen Mediceer dargestellt sind, wurde nicht von Lorenzo oder von sonst einem Medici bestellt, sondern der ruhmlose Sproß eines Barbiers, ein reich gewordener Schieber, bat um die Ehre, die Mitglieder der Familie Medici in den heiligen Gestalten dieser Altartafel abbilden lassen zu dürfen. Ähnliches ist der Fall mit anderen Tafeln und Fresken, auf denen wir Lorenzo und die Seinigen abgebildet sehen: sie sind dort nur als Freunde der Familie, die die Kunstwerke bestellte, eingeführt worden. Lorenzo betätigte seine Kunstliebe als Sammler; aber abgesehen von Antiken, die er als Dekorationen in seinem Garten bei San Marco aufstellte, beschränkte er sich auch dabei auf Kleinkunst, Kunstgewerbe, Münzen, Medaillen und Schmuck. Diese Sammlungen, die unauffällig in den Schränken seines Palastes aufbewahrt wurden, galten sogar als die reichsten und künstlerisch ausgezeichnetsten seiner Zeit.

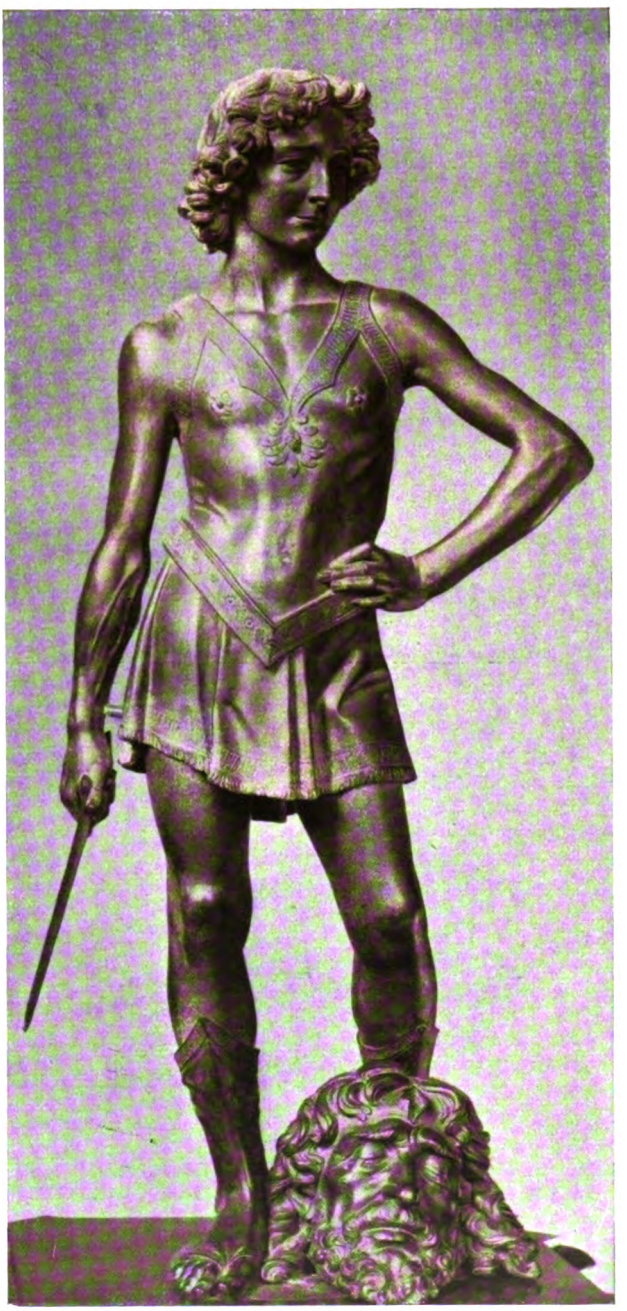
Lorenzo scheute es, sich in der Öffentlichkeit durch Stiftung von Denkmälern, Freskenzyklen usw. allzusehr in den Vordergrund zu drängen. Und doch wäre es sehr unrecht, wenn wir Lorenzo auf Grund des tatsächlichen Nachweises, daß seine direkte Beteiligung an den Kunstschöpfungen in Florenz in seiner Zeit eine keineswegs bedeutende war, seinen alten Ruhm als größter Förderer der Kunstblüte seiner Zeit, weit über Florenz hinaus, irgendwie schmälern wollten. Ja, eine eingehende Prüfung der Art, wie er vorging, um die Florentiner Künstler zu fördern und die Florentiner Kunst zu heben und zu verbreiten, beweist gerade, mit welchem außerordentlichen Geschick und welch großem Erfolg er dies verstanden hat und wie er zugleich die Künstler seiner Vaterstadt in unauffälligster und dadurch besonders wirksamer Weise für die Propaganda seiner großen italienischen Politik zu benutzen wußte.

Gleich nach dem Tode seines Vaters Piero hatte Lorenzo, damals erst 20 Jahre alt, einer Pflicht der Pietät folgend, dem Vater und dessen früh verstorbenem Bruder durch den von ihm besonders bevorzugten Künstler Andrea del Verrocchio in der Sakristei der Familienkirche San Lorenzo ein Denkmal setzen lassen. Es zählt durch die Kostbarkeit des Materials — Bronze und Porphyr —, Kunstfertigkeit und Geschmack zu den eigenartigsten und wirkungsvollsten Monumenten der Renaissance, aber es war dafür ein anspruchsloser Aufbau gewählt und auf jeden figürlichen Schmuck, namentlich auf jedes Abbild der Verstorbenen verzichtet worden, um das Mißtrauen der auf ihre republikanischen Institutionen stolzen Florentiner in keiner Weise zu erwecken. Ähnliche Gründe haben Lorenzo wohl bewogen, wenige Jahre später (1476, im Jahre 1472 war das Grabmal voll-

Digitized by Google

endet) ein frühes Meisterwerk desselben Künstlers, die bezaubernde Bronzestatue des jugendlichen David, für die sich gewiß auch damals schon ganz Florenz begeisterte, der Stadt abzutreten. Diese brachte sie im Palazzo Vecchio zur Aufstellung, wo im Hof bereits seit einem Menschenalter der bronzene David Donatellos stand. Größere Denkmäler, Bildwerke oder Fresken hat aber Lorenzo weder für sich und seine Paläste und Villen (mit einer Ausnahme, die einen besonderen Grund hatte) noch auf seine Kosten für die Stadt und die Kirchen ausführen lassen. Er beschränkte sich nach dieser Richtung auf ein paar bescheidene Monumente älterer Künstler wie Giottos und des Organisten Squarzialupi im Dom, womit er, wie gleichzeitig durch die Medaillen des Nicolo Sforzore von berühmten Florentinern seit Dantes Zeit, die Anregung zur historischen Betrachtung und Würdigung der heimischen Kunst und Wissenschaft zu geben suchte; auch darin ein Neuerer.

Wenn Lorenzo selbst äußerst zurückhaltend mit Aufträgen an Künstler war, um nicht aufdringlich mit seinem Reichtum zu sein, so sorgte er um so eifriger dafür, daß neben den Aufträgen der Stadt- und Kirchenverwaltungen, auf die er großen Einfluß hatte, seine Anhänger, namentlich die Teilhaber und Vertreter seiner Bank in ausgiebigster und prächtigster Weise durch die hervorragendsten Künstler die Kirchen mit Freskenzyklen und Monumenten ausschmücken ließen. Noch heute sind die Fresken Ghirlandajos, welche die Familie Tornabuoni im Chor von S. M. Novella ausführen ließ, eines der prächtigsten Renaissancedenkmäler Italiens. Ihnen stehen die Fresken desselben Meisters, die er in S. Trinità für die Familie Sassetti ausführte, kaum nach. Baldovinettis Fresken im Chor derselben Kirche, welche die Gianfigliazzi malen ließen, sind leider zerstört worden. Filippo Strozzi ließ, nachdem er seinen Frieden mit Lorenzo gemacht hatte, eine Kapelle in der Novella von Filippino Lippi ausmalen. Sein prunkvolles Grabmonument von Benedetto



David mit dem Haupte Goliaths
Bronzestatue von Andrea del Verrocchio. Florenz, National-Museum

Digitized by Google

Giovanni Tornabuoni im Kreis der sieben freien Künste
Fresko von Sandro Botticelli für die Villa Lemmi. Paris, Louvre

da Majano schmückt dieselbe Kirche, wie die Kirche S. Trinità mit den Monumenten dieser Familie Sassetti ausgestattet war. Andere befreundete Familien stifteten gleichzeitig in der Badia von Florenz, in S. Croce, S. Spirito u. a. Kirchen Altartafeln von den Pollaiuoli, Filippino und Ghirlandajo sowie Monumente verschiedener Art von Mino, Rossellino, Benedetto da Majano, Verrocchio und ließen sich die prachtvollsten Paläste erbauen, wie Filippo Strozzi und Bernardo Ruccellai. Wie alle diese Monumente den Florentiner Bürgern erzählten, welch herrlichen Schmuck ihre Heimatstadt durch die Freunde Lorenzos dank dessen Fürsorge erhielt, so wurde ihnen auch eindringlich verdeutlicht, wie es den Verrätern und Mördern an den Medici erging, indem diese durch Botticelli an die Außenwand des Bargello als Gehenkte abgemalt wurden. Es waren nicht immer nur angenehme Aufgaben, die die Lieblingskünstler für die Medici auszuführen hatten! Hatte doch schon fast ein halbes Jahrhundert früher Andrea del Castagno die gehängten Verräter an Lorenzos Großvater Cosimo, die Albizzi und Peruzzi, an demselben Palast abmalen müssen und dafür im Volke den Spottnamen „Andrea degli Impiccati" erhalten.

Lorenzos Sorge für die Florentiner Künstler ging weit über Florenz und die im nächsten Bereich liegenden Orte Fiesole, Prato und Pistoja hinaus. In dem von ihm besonders geliebten Pisa, das er durch die Wiederaufrichtung der Universität aus seinem schweren Ruin nach der Eroberung wieder zu erheben wünschte, hatte schon der ganz junge Lorenzo dem Benozzo Gozzoli den Auftrag verschafft, die Wände des Campo Santo, soweit sie noch kahl waren, durch einen großen Freskenzyklus auszustatten. Dadurch hatte er unter günstiger Aufstellung der älteren Monumente aus dem verödeten Raum den stimmungsvollsten Friedhof der Welt geschaffen. Wie ein Herrscher für Wissenschaft und Kunst seines Landes zu sorgen habe, hatte Lorenzo schon als Jüngling gerade von Pisa aus in einem Briefe an den jungen Prinzen von

Digitized by Google

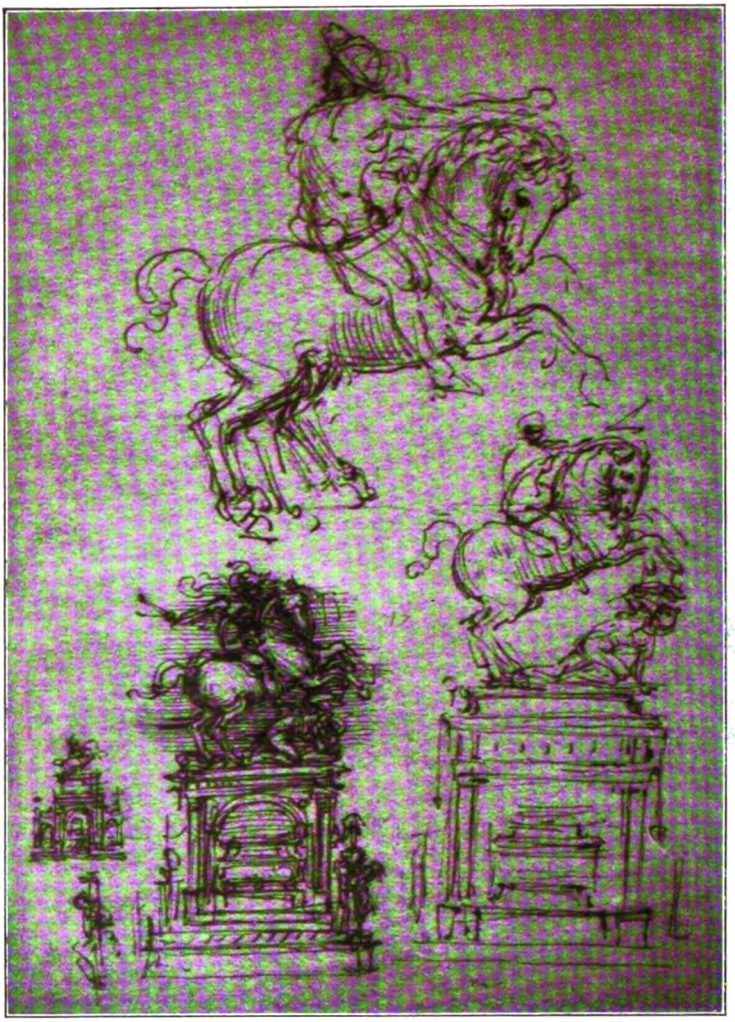
Anbetung der heiligen drei Könige. Gemälde von Sandro Botticelli
(Ein Familiengemälde der Medici.) Florenz, Uffizien

Arragon ausgesprochen; und sein Vorgehen in dem leider nur zu kurzen Leben, das ihm beschieden war, bestätigt aufs glänzendste, wie weise und glücklich, wie zugleich hochpolitisch er dies durchgeführt hat.

Die erste große Gelegenheit, die Florentiner Kunst im großen Stil fern vom Florentiner Gebiet zur Geltung zu bringen, bot sich dem Magnifico, nachdem er endlich nach dem unglücklichen Kriege, durch den die Truppen Papst Sixtus IV. und der Neapolitaner aus Rache über die mißglückte Pazzi-Verschwörung Toskana arg bedrängt hatten, Frieden mit den Feinden geschlossen hatte. Lorenzos außerordentlicher Überredungskraft gelang es, den Rovere-Papst, trotz seiner den Mediceer weiter mit ihrem Haß verfolgenden Nepoten, wenigstens zeitweise wieder für sich zu gewinnen, indem er ihm bei einem Lieblingsplan: der Ausschmückung der Kapelle im Vatikan, die heute seinen Namen führt, behilflich war. Den umbrischen Malern, einem Perugino, Pinturicchio und Signorelli, denen sonst wohl die Ausmalung allein zugefallen wäre, wußte er, da Sixtus beschleunigte Fertigstellung wünschen mußte, die namhaftesten Maler von Florenz: Ghirlandajo, Piero di Cosimo und seinen Lehrer Cosimo Rosselli unter Führung von Sandro Botticelli anzuschließen. Schon nach zwei Jahren konnte der Papst die Kapelle feierlich eröffnen. Einem jüngeren Florentiner, Filippino, der noch nicht daran hatte mitarbeiten können, verschaffte Lorenzo später in Rom durch Empfehlung an den Kardinal Caraffa die Ausmalung der Kapelle im Chor von S. M. sopra Minerva. Sein ihm eng befreundeter Bankhalter in Rom, Giovanni Tornabuoni, hatte durch Mino das köstliche Grab seines 1480 jung verstorbenen Sohnes Francesco ausführen und von Verrocchio das Grabmonument für seine Gemahlin Francesca entwerfen lassen. Sein Sohn Lorenzo, der nach dem Magnifico den Namen führte, ließ durch Botticelli in seiner Villa vor Florenz die Fresken ausführen, deren Reste heute den Louvre schmücken.

Gleichzeitig mit dem Papst hatte Lorenzo auch mit König Ferrante den Frieden ge-

Digitized by Google



Studie zum Reiterdenkmal für Francesco Sforza
Federzeichnung von Leonardo da Vinci. Schloß Windsor, Bibliothek

schlossen, wozu er selbst die gefährliche Fahrt nach Neapel unternahm. Auch hier führte er sofort seine Florentiner Künstler ein, namentlich den Architekten Giuliano da Majano und dessen Bruder Benedetto, denen Neapel eine Anzahl seiner schönsten Renaissancedenkmäler verdankt. Auch hier sollten ihm die Künstler zugleich den Kitt bilden, um die politische Annäherung dauerhafter zu machen und ihn über die Verhältnisse draußen auf dem laufenden zu erhalten. Zu demselben Zwecke hatte Lorenzo auch in den Marken die Benutzung hervorragender Florentiner Künstler gefördert; war hier doch der Herd, in dem die Interessen von Florenz mit denen von Venedig und der Päpste und ihrer Nepoten besonders gefährlich aufeinanderstießen. Durch Jahrzehnte waren hier in Forli, Rimini bis Loreto hin die Brüder Majani und Francesco di Simone, wie früher Antonio Rosselino umfangreich beschäftigt und haben dort treffliche Kunstwerke hinterlassen. Lorenzo suchte tüchtige Florentiner Künstler selbst in der Stadt zu beschäftigen, die seit lange mit Recht eifersüchtig auf den immer wachsenden Wohlstand von Florenz und daher immer auf der feindlichen Seite zu finden war: in Siena. Wie zur Zeit des großen Cosimo namentlich Donatello von der Domverwaltung Sienas zu den wichtigsten Arbeiten herangezogen wurde, so verdankt Siena der Zeit und Vermittelung Lorenzos eine seiner schönsten dekorativen Arbeiten: das große Marmortabernakel von Benedetto da Majano in San Domenico. Vor allem suchte sich die Florentiner Politik, deren Leiter und Schöpfer ja Lorenzo war, den Weg nach Siena zu bahnen, indem sie sich die wichtigsten Nachbarstädte sicherte: nach Pisa auch Arezzo und San Gemignano. Beide waren zur Zeit Lorenzos schon ganz Domäne der Florentiner Künstler: eines Giuliano da Majano und seines Bruders Benedetto, eines Andrea della Robbia, Benozzo Gozzoli und Domenico Ghirlandajo. Eine dritte Nachbarstadt Sienas, Volterra, hat Lorenzo leider nicht auf friedlichem Wege, sondern mit Waffengewalt in seine Hand gebracht. Um die bei der Erstürmung wohl durch die Söldner des Federigo von Monte-

Digitized by Google

feltro fast in Ruinen gelegte Stadt einigermaßen zu entschädigen, hat Lorenzo später von seinem Prinzip, nicht selbst durch umfangreiche Kunstaufträge aufzufallen, eine Ausnahme gemacht, indem er seine Villa Spedaletto vor Volterra mit reichen Fresken von Botticelli, Ghirlandajo, Perugino und Filippino ausmalen ließ, die leider Anfang vorigen Jahrhunderts durch Brand völlig zerstört worden sind. Ein solcher Ring von festen Städten ganz in der Nähe von Siena mußte Lorenzo um so dringender erscheinen, als in dem für Florenz so unheilvollen Kriege des mit König Ferrante verbündeten Papstes Sixtus IV. Siena sich als der gefährlichste Angriffspunkt gegen Florenz erwiesen hatte und König Ferrante daher versuchte, sich in dieser Florenz traditionell feindlich gesinnten Stadt ganz festzusetzen. Zudem war Volterra nahe bei Pisa, wo Lorenzo wegen seines ausgedehnten Landbesitzes und der guten Jagdgründe oft und besonders gern verweilte, wo der Aufenthalt aber wegen seiner sumpfigen Umgebung gefährlich war und häufigen Wechsel mit der hoch auf den Bergen gelegenen Villa Spedaletto besonders erwünscht erscheinen ließ.

Grabmal Innocenz' VIII. in der Peterskirche zu Rom
Von Antonio Pollajuolo

Kaum waren die hervorragendsten Maler von Florenz, nach Fertigstellung der Sixtina-Fresken aus Rom zurückgekehrt und im Palazzo Vecchio und in der Villa Spedaletto mit neuen Freskenzyklen beauftragt, als Lorenzo seinen besten und angesehensten Bildhauern gewaltige, weitaussichtige Aufgaben außerhalb Florenz verschaffte. Um das Jahr 1483 verließ Leonardo die Stadt, um für Lodovico il Moro ein kolossales Bronzestandbild seines großen Vorfahren Francesco Sforza auszuführen. Fast gleichzeitig ging sein Lehrer Andrea del Verrocchio nach Venedig zur Ausführung des kolossalen Bronze-Reiterbildes des Condottiere Bartolomeo Colleoni, dessen Modell schon 1479 vom

Digitized by Google

Grabmal des jungen Tornabuoni in der Kirche S. Maria sopra Minerva in Rom
Von Mino da Fiesole

Senat in der Konkurenz gewählt worden war; und 1484 begab sich Antonio Pollaiuolo mit seinem Bruder Piero nach Rom, um ein großes Freimonument für den eben verstorbenen Papst Sixtus IV. zu errichten. Während Antonio dies Monument nicht nur fertigstellte, sondern nach dessen Vollendung noch das große bronzene Wandgrabmal seines Nachfolgers auf dem Stuhl Petri Innocenz VIII. ausführte, konnte Verrocchio den Guß seines Modells nicht mehr selbst ausführen, da er über den Vorbereitungen dazu plötzlich starb; und Leonardo hatte den Kummer, daß sein in 17 Jahren vorbereitetes und ausgeführtes Modell von den Franzosen bei der Einnahme von Mailand zerstört wurde.

Daß der Magnifico seine ersten Künstler ins Ausland ziehen ließ, hat man ihm oft zum Vorwurf gemacht, wie wir glauben, sehr mit Unrecht! Auch in bezug auf Leonardo, für dessen Bedeutung Lorenzo — wie man annimmt — kein Verständnis gehabt habe. Freilich läßt sich kein Werk des jungen Künstlers nachweisen, das in Lorenzos Auftrag oder durch seine Vermittlung bei Leonardo bestellt worden wäre. Aber in einer, bisher noch vereinzelten Notiz im Codice Atlantico aus Leonardos letztem Jahr in Rom, in der er seinen Ärger über die rücksichtslose Behandlung seitens Leos X. Luft macht, sagt er lakonisch: „li medici mi creorono e distrussono". Also während er den Mediceerpapst anklagt, erkennt er dankbar an, daß die Medici ihn „geschaffen" hätten. Das deutet doch auf nahe Beziehungen des jungen Leonardo zu dem nur wenig älteren Lorenzo, der ihn dem Lieblingskünstler der Medici Verrocchio empfohlen haben wird und in dessen Werkstatt, in der der Jüngling fast durch ein Jahrzehnt das eigentlich belebende Element war, er ihn oft genug getroffen haben muß. Ob nun die Altartafel für die Kapelle des Palazzo Vecchio, über die leider Näheres nicht bekannt ist, oder die große Anbetung der Könige in den Uffizien durch seine Vermittlung ihm in Auftrag gegeben wurde oder was sonst er ihm verdankt: es scheint uns fast zweifellos, daß die Berufung des Künstlers nach Mailand zur

Digitized by Google

Frühlingsreigen der drei Grazien aus Sandro Botticellis ‚Primavera'
Florenz, Akademie

Digitized by Google

Errichtung des Sforza-Denkmals nicht ohne die Vermittlung von Lorenzo erfolgt ist; nahm doch Lodovico seinen Florentiner, ihm so weit überlegenen Freund fast ununterbrochen mit Anfragen und Bitten allerart in Anspruch. Vor allem hatte aber der Magnifico allen Grund, dem Mailänder Herrscher zur Hilfe gegen die Angriffe, die seiner Vaterstadt auch nach halber Aussöhnung mit dem Rovere-Papst bald vom König von Neapel, bald von Venedig drohten, sich entgegenkommend zu zeigen, ihm einen Mann von der einzigen Vielseitigkeit und von den glänzenden persönlichen Gaben, wie sie Leonardo besaß, einen auch als Kriegsingenieur so hervoragenden Mann zugleich zur Wahrung der Interessen seiner Vaterstadt Florenz zur Seite zu setzen.

In der Republik Venedig hatte die Politik Lorenzos ihren gefährlichsten Gegner. Nachdem die Meeresstadt angefangen hatte, auch auf Landerwerb in Italien auszugehen, dehnte sie diesen rasch nicht nur an den Küsten des Adriatischen Meeres, sondern auch auf dem ganzen Festland südlich der Alpen aus, so daß sich daraus notwendig das Streben nach der Suprematie in Italien entwickeln mußte. Den gleichen politischen Ehrgeiz hatten auch die Herrscher in Mailand und Neapel. Aber während diese beiden die Hilfe Lorenzos im Kampf des einen gegen den andern nötig hatten, war Venedigs Politik infolge der feindlichen Stellung des deutschen Kaisers eine wesentlich andere; ihr war grade alles gelegen an der Ausschaltung des Einflusses von Lorenzo, der mit Erfolg eine

Grabmal Sassetti in der Kirche S. Trinità zu Florenz. Von Giuliano da Sangallo

Digitized by Google

Politik des Gleichgewichts der Großmächte in Italien anstrebte und dadurch in Wahrheit Florenz eine Art Vorherrschaft durch mehrere Jahrzehnte zu sichern wußte. Um so mehr war Lorenzo bestrebt, in Venedig Fuß zu fassen. So mußte er gern den Familienfreund der Medici, seinen Lieblingskünstler Verrocchio mit einer so außerordentlichen Aufgabe wie der Errichtung einer kolossalen Reiterstatue des Colleoni betraut wissen, obgleich grade dieser Condottiere der venezianischen Truppen wiederholt gegen Florenz, und zwar mit Erfolg gefochten hatte, konnte er doch gewiß sein, daß Verrocchio während des jahrelangen Aufenthalts in Venedig das Interesse von Florenz und der Familie Medici aufs beste vertreten würde.

So sehen wir denn, daß Lorenzo nach endlicher Beilegung der Ferraresischen Wirren und der Kämpfe zwischen Papst Innocenz VIII. und König Ferrante in den letzten fünf Jahren seines kurzen Lebens in einer gewissen Ruhe sich den Angelegenheiten der Republik und seiner Familie widmen konnte. Freilich wird diese friedlichere Gestaltung der politischen Lage gewiß nicht allein dem persönlichen Eingreifen oder dem Einfluß dieser Florentiner Künstler zuzuschreiben sein, aber bei ihrer hohen Bildung, von einem Manne wie Leonardo ganz abgesehen, dürfen wir einen solchen Einfluß keineswegs ausschließen. Lorenzos Korrespondenz mit seinen gelehrten Freunden, einem Polizian, Pucci u. a. beweist, wie ausgiebig er sich der Hilfe derselben auch in politischen Dingen bediente, und der humorvolle Brief Bertoldos an Lorenzo zeigt gleichfalls, daß die dem Magnifico nahestehenden Künstler auch in die politischen Intrigen eingeweiht waren. Jedenfalls mußte die Fülle hervorragender Florentiner Künstler verschiedenster Art, die durch Vermittlung von Lorenzo von Mailand bis Venedig, von Rom bis Neapel zu den bedeutendsten künstlerischen Aufgaben berufen wurden und sie in meisterhafter Weise lösten, dem Ansehen von Florenz und insbesondere dem ihres Gönners Lorenzo auch außerhalb Toskanas von wesentlichem Nutzen sein. Mit dieser seiner weitsichtigen Kunstpolitik erreichte der Magnifico, daß die Künstler von Florenz, die in ihrer Heimat nicht mehr ausreichend beschäftigt waren, reichen Verdienst auch außerhalb fanden, daß sie die Florentiner Kunst über ganz Italien verbreiteten und auch dadurch Lorenzos Politik des Gleichgewichts unterstützten. Es ist eine der bewundernswertesten Eigenschaften dieses wahrhaft großen Mannes, daß er das, was ihm Herzensbedürfnis war: die Förderung der Wissenschaften und Künste, im großen Stile zugleich für seine Politik auszuwerten wußte. Wenn an seinem Totenbette Savonarola wie ein unheimliches Gespenst erschien und schonungslos dem Sterbenden den Zusammenbruch der großen Zeit voraussagte, den er dann selbst herbeiführte, so darf dem Magnifico die Schuld daran nur zum geringen Teil zugeschrieben werden — nur etwa, wie wir Bismarck für unseren Zusammenbruch verantwortlich machen könnten.

Die Verhältnisse, unter denen die Größe von Florenz seit der Zeit des alten Cosimo erwachsen war, und die außerordentliche Blüte, die unter dem Regiment seines Enkels sich hatte entwickeln können, hatten sich wesentlich verändert. Die Scheinrepublik, die künstlich aufrechterhalten wurde, die Art, wie die herrschende Familie selbst die Übernahme der Herrschaft ablehnte und dadurch eine eigentliche Verantwortung fehlte, wie an Stelle der Religion ein humanistischer Kultus der Antike getreten war, der nicht ins Volk gedrungen war und überhaupt niemand befriedigte, mußte mitten aus der glänzenden Blüte zu einem so plötzlichen und furchtbaren Zusammenbruch führen, wie ihn selbst keiner der durch eine blutige Tyrannis beherrschten Staaten Italiens erlebt hat. Aber grade Lorenzos große Kunstpolitik verhinderte, daß auch die Künste von Florenz mit in dieses Debacle gerissen wurden. Der Magnifico hatte persönlich die neue Richtung der Kunst, die sich folgerichtig aus der absterbenden Quattrocento-Kunst entwickelte, zu fördern gesucht, indem er aufs neue das Studium der Antike mit einem weit engeren Anschluß daran verlangte und dazu den Weg über die antike Kleinkunst für den richtigsten hielt; er hatte dem Genius, der die neue Kunst zum Siege und gleich zur vollen Entfaltung bringen sollte, dem jungen Michelangelo Buonarroti den Lehrer ausgewählt und den Jüngling in jeder Weise zu fördern gesucht. So konnte, dank nicht am wenigsten der Voraussicht und dem vorgeschrittenen künstlerischen Verständnis Lorenzos, die Kunst von Florenz trotz des völligen Zusammenbruchs der politischen und gesellschaftlichen Zustände sich zu einer neuen, ihrer höchsten Blüte entwickeln. Sie war aber, dank grade jener weitsichtigen Fürsorge des Magnifico, jetzt nicht mehr bloß eine lokale Florentiner oder toskanische Kunst, sondern eine allgemeine, echt italienische Kunst, die Grundlage, auf der sich seither die ganze Kunst durch mehr als vier Jahrhunderte entwickelt hat.

Digitized by Google

Unser Leben in Peking

Von Prof. Dr. Waldemar Oehlke

In der deutschen Tagespresse habe ich schon oft über Vorgänge und Erlebnisse in Peking von aktuellem Interesse berichtet. An dieser Stelle will ich nun einmal Persönlicheres, Intimeres schildern: unser Leben selbst, das für die Öffentlichkeit und für die vorüberflutende Stunde an sich keine Bedeutung hat und sich darum an Leser einer Monatsschrift wendet mit ein paar zeitlosen, nebeneinander gestellten Bildchen.

Unser Haus in der Ta Fang Chia Hutung, der Oststadt, wo fast alle Fremden wohnen: echt chinesisch, doch mit Europa hygienisch versöhnt d. h. versehen mit Wasserleitung und Kanalisation, auch mit elektrischer Licht- und Klingelanlage. Die Außenpforte kann immer nur von innen geöffnet werden, so daß also stets jemand im Hause sein muß. Die drei bis vier Diener, die man hat, machen den Hausschlüssel entbehrlich, und er hätte auch keine große Bedeutung, da das Übersteigen der Mauern nicht schwer ist. Innerhalb dieser Mauern liegen nun die fünf durch Korridore europäisch verbundenen chinesischen Häuschen. Der Chinese lebt nur parterre, steigt keine Treppen. Wir haben eine mit chinesischen Bildern geschmückte Säulenterrasse, Vorder- und Hintergarten mit Glasveranda und Dattelbaum, der im Sommer reiche Ernte liefert, eine Buddha-Terrasse und zwei Kohlenhäuschen (denn Keller sind unbekannt). Unser Koch lügt in deutscher, der Kuli in chinesischer Sprache, beide unterstützt von sämtlichen Händlern, die ihnen den „Squeeze", das übliche Diener-Extrageld zufließen lassen, wenn bei ihnen gekauft wird; alles natürlich auf Kosten der Herrschaft.

Auf der Straße, an unserem Hause vorüber, fliegen die Rikschas, die auch wir stets benutzen müssen, rollen die Karren, schreien die Verkäufer, rennen die zerlumpten Bettler und Bettlerinnen, letztere oft mit eigens dazu geborgten kleinen Kindern auf dem Arm, hinter den Fahrenden her, die ihnen einen Kupfer zuwerfen oder auch nicht. Die Straße, eine der besten, ist meist so schmutzig, daß man gut tut, direkt von der Schwelle in die Rikscha zu steigen, ohne den Boden zu berühren. Diese Rikscha-Kulis können stundenlang laufen, ohne zu ermüden.

Schön sind die Rikschafahrten abends, wenn man nur ihre Lampen, nicht den Straßenschmutz sieht, den Tageslärm nicht mehr hört und diese zahllosen Glühwürmchen auf Gummirädern lautlos aneinander vorüberhuschen wie die Gondeln in den Lagunen Venedigs. Man geht in Peking fast gar nicht, es sei denn auf der Gesandtschaftsstraße oder auf der Stadtmauer bei Sonnenuntergang.

Im Winter ist es viel kälter als in Deutschland. Dann stellt man in alle Zimmer eiserne Öfen. Im Sommer wiederum ist es viel heißer, oft heißer als in den Tropen. Dann sammelt sich alles Leben um den großen Eiskasten. Wer in Peking bleiben muß, der zerfließt von Mitte Juni bis Mitte August und verwünscht alle Wäsche und Kleidung, wenn er nicht ohne sie sein kann. Fängt es aber im Juli an zu regnen, dann hört es selten vor zwei Wochen auf. Regnen ist eigentlich nicht das richtige Wort. Man muß auf den höchsten Kleiderschrank einen Eimer Wasser stellen, sich den über den Kopf stülpen lassen und sich das als Dauerzustand denken, dann weiß man annähernd, was chinesisch regnen bedeutet. Europäische Regenschirme versinken nach einer Viertelstunde in strömende Hoffnungslosigkeit. Der Chinese hat entweder einen festen geölten Schirm, dessen Geruch beinahe so schlimm ist wie der — für nordchinesische Kulis typische — Knoblauch, oder er macht aus seinem Gewand oben eine Pyramide und entblößt unten die Beine, so daß er ebenso gut schwimmen wie gehen kann. Wenn es zu regnen anfängt, überdenkt man Zahl und Art der Gefäße, die an den Wänden oder auch in der Mitte des einen oder andern Zimmers auffangen, was sich entschlossen hat, durch zermürbte Dächer herab zu tropfen oder zu rieseln.

Im Frühling und Sommer entwickelt sich ein reiches Tierleben in unserem chinesischen Heim. Bienen siedeln sich im hölzernen Dachfirst an, Wespen bauen überall ihre Hängenester und verschonen nicht einmal den Buddhakopf, Insekten allerart schwirren herum, Moskitos versuchen nachts durch die Bettnetze zu dringen, der Skorpion taucht verstohlen auf, Molche huschen bei beginnender Dämmerung über die Außenmauern, Zirper erfüllen Räume und Gärten mit ihrer Musik — das Heimchen am Herde verliert seine Poesie, wenn es zu Hunderten auftritt —, Heuschrecken und Grashüpfer, vielfach von chinesischen Kindern eingefangen und mit Bändern behängt, beleben die Gärten, die Ameise bohrt sich zu Tausenden Löcher in die heiße, trockene Erde, in die sie tote Insekten schleppt, und die Mäuse machen vertrauliche Abendvisiten. Im Winter aber wie im Sommer laufen Katzen auf den Mauern entlang, so daß man nie recht weiß, ob man sie oder chinesische Musik hört.

Die chinesische Volksmusik meine ich, wie sie beispielsweise bei Todesfällen Tag und Nacht aus dem Trauerhause heraustönt, gemischt mit den monotonen Klagerufen der Hinterbliebenen. Und viele sind von den Familien unserer chinesischen Nachbarn gestorben, so daß wir in einer entsprechenden Anzahl von Nächten schlaflos geblieben sind.

Digitized by Google

Der Zug beim Begräbnis ist von einer solchen Länge, daß er sich bisweilen durch mehrere Straßen erstreckt, weil in gewissen Abständen Abzeichen allerart von grün und gelb gekleideten Burschen getragen werden. Die übersandten Papier- und Seidenkränze werden meist schon vorher verbrannt, damit die Seele der Trauernden gemeinsam mit der des Entschlafenen gen Himmel steige.

Der weiße Ausländer gilt in Ostasien bekanntlich ohne weiteres als höhere Klasse, zum Teil schon deshalb, weil sein Geldverbrauch neben der chinesischen Bedürfnislosigkeit als geradezu riesig erscheint. Der Chinese trinkt nur Tee ohne Zucker, bei Festlichkeiten vielleicht ein Likörgläschen Reiswein, sonst gar nichts. Probierten meine Studenten bei mir auch nur ein halbes Glas deutsches Bier, dann stieg ihnen das so zu Kopf, daß ihr Gesicht dunkelrot wurde. Übrigens erlaubt das Klima auch uns Nordeuropäern in jedem Jahre weniger von solchen Sachen. Da nun der Weiße so viel Geld für Essen und Trinken, Wohnung und Kleidung ausgibt, während der Chinese sich oft mit Reis oder Reiskuchen begnügt, so ist für diesen der geschäftliche Verkehr mit jenem erstrebenswert, um so mehr, als er von ihm höhere Preise erzielt. Schon hieraus ergibt sich eine Art scheuer Rücksicht und Schonung in der großen Menge.

Die großen chinesischen Geschäftshäuser, in denen wir während des Einkaufs unser Schälchen Tee vorgesetzt bekommen — wie übrigens auch in Büros und Amtsräumen — liegen weit von unserer Wohnung entfernt, südlich des Gesandtschaftsviertels, während europäische Waren in der großen Hatamenstraße und ihren Querstraßen zu haben sind, also im Osten, wo wir wohnen. Da liegen auch einander gegenüber ein deutsches Warenhaus und die deutsche Apotheke sowie weiter nördlich der Deutsche Klub, der in ein paar kleinen Chinesenhäusern ein trübseliges Dasein fristet.

Bei unsern Fahrten durch Peking bemerkten wir bald den ungeheuren Umfang der Stadt, die man am besten vom Kohlenhügel übersieht. Von den zahlreichen Sehenswürdigkeiten machte den stärksten Eindruck auf uns der ehrwürdige Konfuziustempel mit seinen uralten Gedenksteinen und Bäumen und seinen feierlich stimmungsvollen Hofgärten. Die kaiserlichen Paläste liegen unmittelbar neben unserer Universität.

Als ich diese zusammen mit meiner Frau zum erstenmal betrat, empfand ich dasselbe wie bei der ersten Umschau in Peking: ich dachte, ich würde es nicht acht Tage aushalten, denn den einzigen Schmuck bildeten zahlreiche Spucknäpfe. Aber nicht ohne Grund heißt es von Peking: „Mit Tränen kommt man und mit Tränen geht man." Schon der erste Vortrag versöhnte mich, denn herzhaftes Händeklatschen und Hunderte von freundlichen Augen begrüßten den neuen deutschen Dozenten.

Von meiner beruflichen Tätigkeit rede ich an dieser Stelle nur so weit, als es allgemein die chinesische Psyche berührt und die Verbindung mit dem Deutschtum betrifft. Wie notwendig mein rasches Eingreifen allein schon bibliothekarisch war, ergibt sich beispielsweise daraus, daß illustrierte Werke unserer Klassiker neben illustrierter Schundliteratur aus Budapest (!) vertraulich zusammenstanden. Aus einem Dutzend von Räumen ließ ich alle deutschen Bücher in ein Zimmer zur Sichtung tragen und dann auswählen. So entstand unsere Seminarbibliothek.

Die chinesische Psyche erschloß sich mir am besten durch meine Studenten, die in den meisten Fällen verheiratet waren und Kinder hatten. Meine europäische Didaktik mußte vielfach umlernen. Zeigte ich die Ilm im Bilde, an der u. a. Goethes Mondlied entstand, dann meinten sie: ein so kleiner Fluß, wieviel größer ist der Yangtsekyang, wieviel mehr läßt sich an dessen Ufern dichten. Fragte ich sie, woran der Verfolger der Liebenden in Eichendorffs „Taugenichts" hätte merken können, daß er das verfolgte Mädchen, das im Reisewagen vorher immer gesungen hat, nicht mehr vor sich hatte, sondern statt ihrer den hineingesteckten Diener, so hieß es nachdenklich: „An der Bedürfnisfrage, beim Abtreten." Das ist nämlich das Motiv eines chinesischen Romans, zerstört aber unsern Begriff von Romantik. Ganz einfach also ist das Ding nicht. Aber sie haben sich wacker angestrengt, waren so bescheiden, daß sie ein Wort, das ich zu ihren Niederschriften auf der Wandtafel hinzufügte, nicht mit jenen weglöschten, sondern ehrfurchtsvoll rund herumwischten, bis ich besonders darum ersuchte, und haben alles mögliche geleistet. Ausnahmen gibt es überall. Einzelne Prüflinge mußten immer erst ihrer fliegenden beschriebenen Blätter entledigt werden, bevor sie anfangen durften, und auf einem Radiergummi fand ich wörtlich den kategorischen Imperativ, der in die Prüfungsarbeit wandern sollte, als köstliche Illustration zu seiner ethischen Forderung.

Es ist wie bei jedem Volk: man muß es zuvor kennen lernen, ehe man ihm etwas für sein Leben sagen kann. Die größte Schwierigkeit, die bei Technik und Medizin wegfällt, war für mich die, das deutsche Gemüt der chinesischen Nüchternheit näher zu bringen. Jeder Chinese ist ein geborener Diplomat und glänzt immer da, wo es auf ruhige Überlegung, logische Klarheit und Geschäftssinn ankommt. Sogar in der chinesischen Lyrik fällt die logische Gedankenfolge auf. Goethes „Prometheus" bleibt in China das Schwierigste, demnächst Nietzsche mit seiner Pietätlosigkeit, denn Pietät ist dem Chinesen das Höchste. Heilig ist ihm das geschriebene Wort, auch in Abmachungen, vorausgesetzt, daß es sich nicht verschieden auslegen läßt. Aber auch jede mündliche Vereinbarung z. B. mit Rikscha-Kulis, denen

Digitized by Google

man ruhig im voraus das Geld geben kann, wird treu gehalten. Nur eine gewisse Verstecktheit im Verkehr mit Ausländern fällt unangenehm auf. Aber was kann man nach der hundertjährigen Mißhandlung Chinas durch das Ausland anderes erwarten!

Meine freie Zeit wurde nicht von Chinesen, sondern von Ausländern in Anspruch genommen. Es klingelt: ein Russe, der an unserer Universität studieren möchte. Es klingelt: ein Amerikaner, der Bibeln verkauft. Es klingelt: ein Deutscher, der meine Vermittlung wünscht. Es klingelt: die Post mit Dutzenden von Briefen, die an den deutschen Vorsitzenden des Deutsch-Chinesischen Kultusverbandes gerichtet sind und eine Unterstützung, eine Anstellung oder einen Warenvertrieb verlangen. Ein Schlosser schreibt, er hoffe bald herüberzukommen, um in meinem Hause eine Verbandsschlosserei anlegen zu können. Aus Südamerika werden von meinen Studenten, die doch sicherlich reich seien, von einem Schiffer 1000 Pfund für den Bau eines neuen Bootes verlangt, auf dem er uns dann dankend besuchen wolle. Zu schweigen von Briefmarkensammlern! Mit dem, was ich selbst alles kaufen soll, hätte ich hier längst ein riesiges Warenhaus errichten können. Die Briefschreiber ahnen nicht, daß mein Einkommen und meine Zeit gerade ausreichen würden, wollte ich ihnen auch nur antworten.

Der Ausländer, der niemals unangenehm auffällt, ist der Engländer. Er gibt auch gesellschaftlich den Ton an, steht aber den Chinesen nicht nahe. Diese bevorzugen den Amerikaner, weil er den geschäftlichen Verkehr — ich sage nicht „Markt" — beherrscht und so viel für sie übrig hat, was freilich letzten Endes, erheblich vermehrt, in seine Tasche zurückfließt. Die amerikanische Mission bekehrt in einer Versammlung 300 Chinesen zu Christen — sie hilft wohl ein bißchen nach. Auch Kupferstücke sind ja werktätige Liebe. In allen chinesischen Bildungsinstituten wirken Amerikaner mit. In Fülle strömen Dollars herein. Das Rockefeller-Institut des „Peking Union Medical College", zu dessen flüchtiger Besichtigung wir unter der Führung eines deutschen Arztes zwei Stunden brauchten, das „Tsing Hua College", nahe bei Peking, das Chinesen für Amerika ausbildet, aber auch ein „German Department" hat, und vieles andere zeugt von amerikanischem Betriebseifer, der mit moderner Humanität arbeitet und großartige Erfolge bei dem kindlichsten Volk der Welt erzielt; ob mehr für das Volk oder für sich, sei dahingestellt. Der Freitag-Klub der hiesigen Damenwelt, in dem auch Frau Margarete Driesch, die Gattin des bekannten Leipziger Philosophen, während seiner Lehrtätigkeit an unserer Universität einen fesselnden Vortrag gehalten hat, steht ganz auf amerikanischem Boden. „How do you do? I am so glad to see you!" So geht es in Peking den ganzen Tag. Das ist Amerika, das seltsamerweise auch die Mode angibt, allerdings durch eine rotbäckige Schweizer Schneiderin. Die läßt warten. Sie empfängt. Und nichts ist fürstlicher als ihre Rechnungen. Sonst ein gutes Geschöpf, das etwas für uns übrig hat, weil wir sie aus ihrer Ratlosigkeit bei der Kostümierung von Hauptmanns „Webern" erlösten. Diese wurden natürlich in englischer Sprache gespielt. Deutsche Aufführungen sieht man nur im Deutschen Klubhaus zu Tientsin.

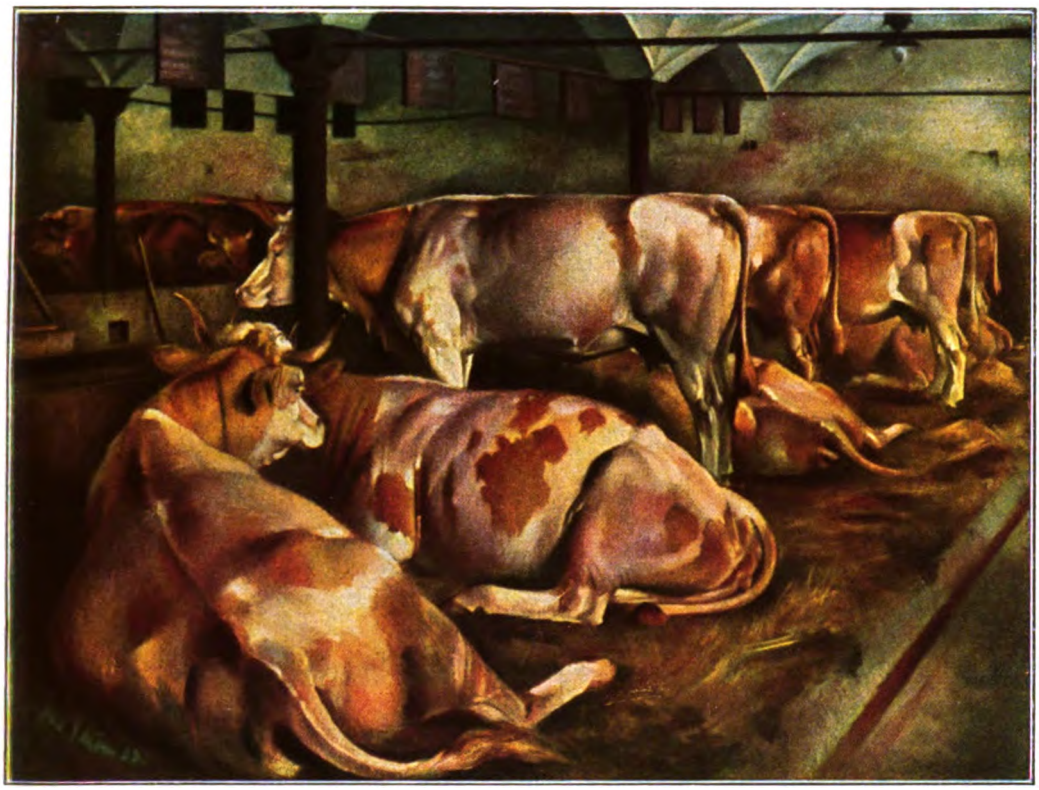
Amerikanisch ist auch die Zeitung, die wir täglich lesen, der „North China Star". Deutschfreundlich ist hier kaum ein ausländisches Blatt. Hier herrscht Weltstimmung, man denkt und schreibt wie in Neuyork, London und Paris; denn es gibt hier auch ein für Deutsche ungenießbares „Journal de Pékin". Ganz anders die entschieden deutschfreundliche chinesische Presse! Und an dem in englischer Sprache erscheinenden japanischen „North China Standard" ist ein deutscher Redakteur beschäftigt, der auch dem Vorstand des hiesigen Deutschen Klubs angehört. Mehr kann man von Ostasien wirklich nicht verlangen. Dennoch seien Deutsche vor der Auswanderung nach China und Japan dringend gewarnt, wenn sie nicht schon in Deutschland feste Verträge abgeschlossen oder sonst hier zuverlässige Beziehungen von früher her haben. Ich habe allzuviel Bittsteller erlebt. Auch die in Südamerika und Niederländisch Indien Enttäuschten glauben fälschlich, dies sei vielleicht für sie das gelobte Land, wo Milch und Honig fließen. Die fließen aber nicht.

Charakteristisch, auch in der hiesigen Presse der Ausländer, ist die Gehässigkeit gegen die Dynastie der Hohenzollern. Kaum eine Woche vergeht ohne Zeitungshohn. Und bei neuen Bekanntschaften ist eine typische Frage die, wie wir über „the Ex-Kaiser" denken. Alles das ist durchaus unchinesisch.

Das gesellschaftliche Leben, soweit es nicht hinter den geschlossenen Türen der Gesandtschaften und Privathäuser wie überall in der Welt vor sich geht, spielt sich in den beiden großen europäischen Hotels ab. Die chinesischen sind, auch bei europäischem Stil, für bessere Europäer unmöglich. Man trinkt Tee und tanzt, tanzt und trinkt Tee, abends auch Sekt, wenn man Geld hat; und „man" hat viel Geld, besonders als Angelsachse. An zwei Wochentagen wird bis in die Nacht hinein getanzt. Dazu kommen allerlei öffentliche Veranstaltungen, Basare, Konzerte, durchziehende Theatertruppen, Modenschau, Vorträge — nur in englischer Sprache — und die unvermeidlichen Kinos.

Von künstlerischem Leben kann man nur insofern sprechen, als man die alte chinesische Kunst studiert. Es werden wohl manchmal Bilder-Ausstellungen veranstaltet, aber man verliert nichts, wenn man sie nicht sieht. Literarisch steht das ausländische Publikum in Peking auf niedriger Stufe. Die in London und Neuyork massenweise hergestellten Unterhaltungsromane genügen. Sie sind beson-

Digitized by Google



Kuhstall. Gemälde von Otto Schön

(Münchener Kunstausstellung im Glaspalast 1924)

Digitized by Google

Digitized by Google

ders beliebt, wenn Deutschlands „Schuld" am Kriege den Hintergrund bildet. Das Schlimmste dieser Art ist der „Double-Traitor" mit dem Grundmotiv: Deutschland läßt den österreichischen Erzherzog ermorden, um so einen Anlaß zu haben, Herr in Westminster zu werden. Als Sven Heddin hier war, gab ich ihm dieses größte, in Neuyork gedruckte Lügenbuch als Reiselektüre mit. Der hiesige Buchhändler hatte mir gesagt, es werde am meisten gekauft. Kann man sich da über die Vergiftung der Weltmeinung wundern? Nicht der Draht: die Unterhaltungsliteratur ist die Hauptwaffe der antideutschen Propaganda.

Für uns war natürlich die chinesische Kunst interessanter. In dem hiesigen Kai-Ming-Theater sahen wir auch Mä-Lang-Fang, den berühmtesten, immer wieder gemalten Schauspieler der Gegenwart, in einer seiner Frauenrollen. Man begreift nicht, wie China in so unnatürlicher Nachahmung eine so hohe Kunst erblicken kann. Auf uns wirkte der Brave mit seinem wiegenden Gang und seiner zierlichen Tee-Darreichung nur lächerlich, obwohl Gesichtsfarbe und Augenbrauen so schön ins Weibliche hinein bemalt waren. Sieht man aber die geschminkten Mandschu-Damen im Zuschauerraum, dann wundert man sich über nichts mehr. Diese alte chinesische Bühne ist auch im verdienten Absterben. An die Illusion werden unerhörte Anforderungen gestellt. Auf der Bühne wird gefischt, ein Abgrund übersprungen: Netze, Wasser und Abgrund muß man sich denken. Zwei Heere kämpfen gegeneinander: Das sind zwei Krieger, die mit vielen Fähnchen in der Luft herumfuchteln. Freilich heißt Kai-Ming wörtlich übersetzt: „Mach' den Verstand auf!" Wir machten ihn auf, aber mit geringem Erfolg. Übrigens dauert eine Vorstellung von 2 bis 10 Uhr, man hat also etwas für sein Geld, wenn man will. Infolgedessen ziehen die Scharen wohl verproviantiert ins Theater, durch dessen Parterreraum zusammengewickelte Tücher mit Erfrischungen fliegen. Lebhafte Gespräche durchschwirren die Luft. Ganz anders steht es mit den reformierten Bühnen, die sich den unserigen nähern.

Zu Hochzeiten wurden wir mehrfach eingeladen. An einer Doppelhochzeit nahmen wir teil. Es ist nicht ganz einfach. Man kommt in das chinesische Hotel und muß zwei Stunden warten, denn die Bräute sind noch nicht da. Sie werden in Sänften durch die Stadt getragen — als künftige Hauptfrau; die Nebenfrau darf später nur den Wagen benutzen; daher: Sänftenfrau und Wagenfrau — und wählen Umwege, denn sie wollen in diesen schönsten Lebensstunden doch „leuchten", wie mir ein Bräutigam erläuterte. Nun, wir leuchten also wartend mit. Dann Protokollaufnahme durch einen angesehenen Freund der Familie, der reich an Jahren und Tugenden sein muß, darauf folgende Verbeugungen zwischen den einzelnen Familienmitgliedern, und die Feierlichkeit ist zu Ende: man kann nun essen und trinken. Da es sich um einen meiner Studenten und seinen Bruder handelte, hielt auch ich eine kleine Rede wie andere. Tags darauf machte das neuvermählte Paar uns im Hochzeitsstaat Besuch. Die ersten Tage nach der Trauung sind mithin kein Vergnügen für sie, sie müssen alle Gäste und Verwandten, auch alle, die ein Geschenk oder eine Blume gesandt haben, sofort persönlich aufsuchen und sehen dann auch aus wie Mondschein auf weißem Papier. Sind sie fertig, dann kommen alle zu ihnen. Wir sagten ihnen aber sogleich, daß wir ihnen diesen Schmerz nicht antun würden. Nimmt man gar nicht teil, so muß man die Einladung doch mit einer Gabe beantworten, die auch in barem Gelde bestehen kann. Es wirkt auch bei Fremden nicht verletzend. Als Ausländer, dessen gegensätzliche Anschauungen bekannt sind, wird man das natürlich nicht tun.

Mit Kollegen und Studenten haben wir die nähere und weitere Umgebung Pekings besser kennen gelernt, als es in bloß europäischer Begleitung möglich gewesen wäre. Der frühere kaiserliche Sommerpalast, der demnächst ganz neue Hotelbewirtschaftung erhält, wirkt ja trotz schöner Ausblicke ein wenig kahl und öde. Aber wie wirken denn am Ende die Parks am Neuen Palais in Potsdam, die Theodor Storm so abstießen, oder die von Versailles? Man erwartet oft zu viel. Weiter nach den Westbergen hin wird das Gesamtbild reicher, belebt durch mehrere chinesische Hotels. Peking selbst hat nur seinen großen Zentralpark und seinen Park am Nordsee: beide waren früher für die kaiserliche Familie bestimmt. Von Chinesen überlaufen, können sie Europäern wenig bieten. Als wir in der Bootfähre über den Nordsee zum andern Ufer fuhren, wo kleine chinesische Mädchen ein Drama aufführten, als Vögel verkleidet, da mußte ein Chinese ununterbrochen das Wasser aus dem lecken Boot schöpfen, sonst wären wir gemütlich auf den Grund gesunken. Aber sie bleiben immer ungeheuer ruhig. Das Beste für alle ist schlafen. Selbst die Hunde ziehen das Schlafen dem Bellen vor. Chinesische Hunde zu dressieren, sei unmöglich, wurde mir hier von einem deutschen Hundezüchter gesagt.

Die größte Achtung habe ich vor dem chinesischen Esel, der mit schweren Lasten scheinbar unmögliche Wege geht. Wir lernten seine Leistungsfähigkeit bei der großen chinesischen Mauer, vor allem aber in dem Gebirgsort Pa Ta Chu kennen, wo wir mehrere Sommermonate zubrachten. Wenn wir stundenlang auf den kleinen Tieren über die Berge ritten, waren wir über ihre Unermüdlichkeit, Ruhe und Besonnenheit des Lobes voll. Wer mich in Zukunft einen Esel schelten wollte, dem würde ich dankend die Hand schütteln. Sobald ein Automobil von Peking nach Pa Ta Chu kommt, dann sammeln sich sämtliche Eseltreiber um die Haltestelle,

Digitized by Google

um 50 Goldpfennige pro Stunde zu verdienen. Oder man mietet einen Tragsessel mit vier Trägern. Das Gehen auf den Felsen und Steinen ist sehr mühsam. Gingen wir aber auf der Zugangsstraße des Dorfes spazieren, dann strömten von allen Seiten die oft von meiner Frau mit Kleinigkeiten beschenkten chinesischen Kinder herbei, um mit Jauchzen und Trampeln ihre liebe „Taitai" zu begrüßen, und mit den Kleinsten beluden sich schleunigst die Mütter und Großväter. Die reine via triumphalis!

Wir waren auch in Chinas berühmtestem Seebade Pei Tai Ho, nördlich von Tientsin, ungefähr da, wo die große Mauer das Gelbe Meer erreicht. Alle Gesandtschaften einschließlich der deutschen haben dort ihre Sommervilla. Da wird eifrig Sport getrieben, Wettkämpfe werden veranstaltet — kurz, es herrscht viel Leben. An der Spitze marschiert da wieder Amerika. Der Strand ist sehr schön, und wer ein komfortables Landhaus besitzt, wird sich auch längere Zeit dort wohl fühlen, zumal wenn er badet. Für andere wird der Aufenthalt an der See wie im Gebirge durch die chinesischen Hotels erschwert, einmal wegen unmanierlicher Eigentümlichkeiten der meisten chinesischen Gäste und sodann wegen der Verpflegung. Zehn Gänge nützen dem europäischen Gast gar nichts, wenn ihm nicht einer mundet und zuträglich ist.

Das Essen ist ja so billig in China, daß es für die Kasse des Europäers im Vergleich mit andern Ausgaben, besonders für Wäsche und Kleider, überhaupt keine Rolle spielt, auch wenn man täglich Geflügel u. dgl. ißt. Bei jedem Hotelessen besteht mindestens ein Gang aus Huhn. Aber die Zubereitung! Eine Flasche Bier oder zwei Flaschen Selterswasser sind teurer als ein ganzes Huhn. Könnte man das letztere nur immer essen.

Das mag an der Arbeitsteilung liegen. Das Waggons-Lits-Hotel soll 60 Köche haben, und zwei verderben doch eigentlich schon den Brei. So ist es ja hier mit allem. Ein Diener ist fürs Stiefelputzen da, der andere fürs Kleiderbürsten. Aber sie können auch nicht viel leisten. Ein gutes deutsches Dienstmädchen, das frisch vom Lande kommt — ob es das wohl noch gibt? — fegt ein Dutzend chinesischer Boys aus der Küche hinaus.

Anders ist es bei der Landwirtschaft. Der chinesische Bauer ist fleißig, er arbeitet den ganzen Tag und grüßt alle Fremden trotzdem freundlich. Abends setzt er sich dann zu seiner Familie auf die Gartenmauer, wo er mit den Stäbchen sein Reisessen aus seiner Schale herausholt, während alle andern, groß und klein, ehrfurchtsvoll um ihr Oberhaupt herumstehen, bevor sie ihren Anteil von der Mutter bekommen, zufrieden und glücklich. Zwischen ihren nackten Beinen grunzen die schwarzen Ferkel herum, wird ein junges Hündchen von der Hündin genährt, an der Seite frißt der kleine Esel aus dem Korb — alles auf derselben Stelle; denn viel Platz ist nicht da, Stühle und Tische gibt es nicht. Ursprünglich war ja das Sitzen mit gekreuzten Beinen, auf das die Empfangszimmer der Hotels noch heute mit entsprechenden Möbeln und Polstern Rücksicht nehmen, auch für China typisch. Jetzt ist es zurückgetreten.

Vieles ist an dem heutigen China zu tadeln, vieles zu rühmen. Ich staune eigentlich am meisten immer wieder über die Schnelligkeit, mit der Chinesen ihre so unglaublich verschnörkelte Schrift aufs Papier werfen. Der kleine schwarze Pinsel fliegt nur so über das Blatt, und nach einer Minute sieht es aus, als seien 1000 zierliche Insektenbeine darüber gelaufen.

Es ist ein merkwürdiges Land, dieses alte, ehrwürdige China, wohl wert, daß man eine gute Weile in ihm lebe.

Wenn nicht — — —

Wenn nachts der Wind vor meinem Fenster
Nicht immerzu, immerzu
Mit den kleinen, welken Blättern raschelte und erzählte,
Der alte Sünder,
Daß sie sich an ihren gelben Röckchen fassen
Und hüpfen und tanzen
Und leise kichern. — Wenn nicht unaufhörlich
Dieses heimliche
Knistern und Rauschen nachts vor meinem Fenster wär',
Daß ich denke,
Die Erde hockt draußen in ihrem dünnen, seidigen Kleid
Und friert und zittert.
„Sonne, liebe, goldene Sonne, komm' doch wieder!"
Wenn das nicht wär',
Schlafen würde ich jetzt — — schlafen —

Ida Oßke.

Digitized by Google

Tanzpause * Von Vicki Baum

Susanna Senius stand vor dem Spiegel und schaute ihrem Lächeln zu. Es begann bei den Nasenflügeln, die dünn und stark gerundet waren, dann stieg es aufwärts in die Augen, in das rechte graue, und in das linke, das einen kleinen goldenen Sprenkel hatte. Der Mund kam zuletzt und weil er eine kleine resignierte Senkung in den Winkeln zeigte und blaß war, nahm Susanna nochmals den Stift und zeichnete ein wenig Rot hinein. Dann, bevor sie die Lampen abdrehte, schaute sie noch einmal über ihre Schulter zurück in den Wandspiegel. Sie kam sich aus dem ovalen Rahmen entgegen wie ein zartes und höchst erfreuliches Bild, und nun war sie zufrieden. Sie nahm die lange Schärpe ihres weißen Chiffonkleides hoch und wanderte auf ihren dünnsohligen, seidenen Tanzschuhen hinüber in das Zimmer ihres Mannes.

Doktor Senius war noch nicht da, denn er kam immer zu spät, wenn es sich um ein Vergnügen handelte. Susanna schnupperte ein wenig in dem kalten Zigarrengeruch des Raumes herum, dann tippte sie verdrießlich auf den Aktenstapel, der auf dem Schreibtisch lag und ein so hoffnungslos trockenes, juristisches Ansehen zeigte. Sie hatte das Tanzfieber prickelnd in allen Gliedern, es war acht Uhr, im Klubhaus begann das Fest und sie saß hier und wartete auf ihren Mann, der irgendwo über Akten verweilte und Geld verdiente. Sie ging durch die Wohnung und drehte alle Lichter auf, und nachher begann sie zu summen, und wo sich zwischen all den Teppichen ein paar leere Parkettstellen fanden, versuchte sie sogar einige Tanzschritte. Sie spürte sich dabei schlank und hingedehnt und sehr jung und voll Erwartung.

Vor ihrem Porträt, das im Salon hing, machte sie halt; sie legte die Hände auf den Rücken und runzelte die Brauen und stellte sich hin, um diese gemalte Susanna genau ins Auge zu fassen. Die gemalte Susanna war siebzehn Jahre alt, sie hatte schweres Haar um den kleinen Kopf gewunden, und sie lächelte ganz ohne Resignation und ohne Rotstift. Die beiden Susannen sahen einander in die Augen, aber während die gemalte, siebzehnjährige, ihr schwebendes, unwissendes und sehnsüchtiges Lächeln festhielt, veränderte sich die lebendige, fünfundzwanzigjährige, und ein ungelöster und ermüdeter Ausdruck ergriff ihr Gesicht, ohne daß sie es wußte. ‚Ach, Nino —' dachte sie, und: ‚jetzt bin ich verheiratet. Damals war es schön. Ach, du — aber es geht mir so gut. Warum nur ist nichts geblieben — und: Ich habe doch zwei Kinder — —'

Und bei diesem Gedanken schloß sie ihre gelösten und bittenden Hände wieder auf dem Rücken und wanderte hinüber ins Kinderzimmer.

Erst stand sie im Dunkeln und horchte auf die Atemzüge, die so sacht kamen und gingen, sie selbst atmete tief und genoß den Kinderduft nach Milch und Aprikosen und guter Seife, der hier schwebte. Sie drehte das Licht an und schaute. Der Bub schlief mit seinem Bären im Arm, er hatte einen Trotzmund, und die kleine Faust auf der Decke träumte und bewegte sich. Das kleine Mädchen hatte die Hand unter die rote Wange geschoben und lutschte an einem Deckenzipfel; das nackte Armchen hatte zwei drollige kleine Rillen in seiner Rundheit. Susanna beugte sich über das Bettchen und drückte in jede dieser warmen, weichen Rillen einen Kuß und schlich davon.

Aber als sie wieder durchs Ankleidezimmer kam, war Doktor Senius eingetroffen und zeigte sich heftig damit bemüht, seine Lackstiefel an die Füße zu bringen. Zuerst sah Susanna nur seinen angestrengten, gebeugten und dicken Rücken, dann war die Sache mit den Stiefeln geordnet und der gerötete Kopf kam hoch und lachte halb schuldbewußt und halb ärgerlich: „Büschen spät geworden, nich?" sagte er salopp und holte sein Rasierzeug vor. Susanna wollte gerne Vorwürfe machen, aber sie überlegte sich das, um den glatten Ablauf der Ankleidezeremonien nicht zu stören; sie setzte sich sogar mit geduldigem Gesicht in einen Korbstuhl und nach einer Weile sagte sie: „Ich war nochmals bei den Kindern drinnen; sie schlafen; schade, man darf sie nicht wecken. Sie sind so lieb, wie zwei kleine Puppen."

Doktor Senius öffnete den Mund und schloß ihn wieder über einem ungesagten Satz. „Selber kleine Puppe," sagte er nur, ohne das Rasieren zu unterbrechen. Susanna betrachtete ihre gekreuzten Fesseln in den weißen Seidenstrümpfen, sie streichelte sogar verstohlen ein wenig ihre Seidenbeine, die ihr wohlgefielen, und hörte zu, wie das Rasiermesser schabte. „Womit hat's denn wieder so lange gedauert?" fragte sie nun doch.

„Handelsvertrag aufgesetzt für die neue Brennstoff A. G., große Sache; aber das verstehst du nicht," sagte Doktor Senius. Susanna stand auf und ging vor den Spiegel

Digitized by Google

und schaute über ihre Schulter. Das Chiffonkleid war mit Silber durchwirkt und fiel sehr glatt und fließend an ihr herab, das schwarze Haar schimmerte matt nach Kupfer. „Wie sehe ich aus?“ fragte sie erwartungsvoll. — „Gut,“ sagte Doktor Senius, der sich mit Toilette-Essig abrieb und mit allen Gedanken an dem Handelsvertrag hängen geblieben war, ohne hinzusehen. Er kam, als er fertig war, auf sie zu und griff ihr unter das Kinn und fügte hinterher: „Ich bin abgearbeitet, weißt du? Sei nicht beleidigt, Fräulein Cicibee.“

Wenn ein dicker Mann seine Hosenträger löst und eine graue Hose aus englischem Stoff verläßt, um in eine Frackhose hineinzusteigen, so ist dies zumeist ein Anblick von tiefster Fragwürdigkeit. Susanna drehte sich um und ging aus dem Ankleidezimmer fort. Als sie im dunklen Salon stand, überkam sie ein Gefühl, das ihr vertraut war, seit sie geheiratet hatte. Es war ein ziehender und dunkler Wunsch, die Augen zu schließen, ein wenig schwindlig zu sein und sich nach rückwärts zu beugen. Dann war jemand da, der auch geschlossene Augen hatte und sich über sie neigte, und Lippen kamen und atmeten, und dann ließ sie sich fallen, ließ sich nur sehr langsam, sehr süß hinsinken in etwas Ungekanntes . . .

Aber während sie dieses Gefühl des Sinkenlassens hatte, stand sie sehr steil und gerade dort im dunklen Salon und öffnete weit die Augen, als suche sie in der Finsternis den Ungekannten, nach dem sie sich sehnte. ‚Nino‘ — dachte sie dumpf, ganz tief in sich und wußte es nicht. Sie drehte nur das Licht an und stand wieder vor dem Porträt, das er gemalt hatte, und schaute die unwissende siebzehnjährige Susanna im Goldrahmen an.

„Jetzt kann's losgehen,“ sagte Doktor Senius, der mit korrekter Frackbrust und glattem Haar im Salon erschien. „Hast du deine Siebensachen? Nichts vergessen, was eine hübsche Frau braucht? Handschuhe, Puder, Stifte, Spiegel — ist das ganze Arsenal da drinnen?“ Er hob eine winzige Silbertasche vom Flügel und roch belustigt daran. Susanna zögerte noch vor dem Bild. „Deine erste Liebe ist übrigens auch dort,“ sagte Doktor Senius und wies mit dem Kinn nach dem Porträt. „Wer —?“ fragte sie. „Nun, dein Maler, Mayolf, heißt er nicht Mayolf?“ antwortete Senius, der schon im Flur war und seinen Mantel anzog.

Susanna stand einen Augenblick ganz still an der Schwelle und atmete nicht. Dann war es wieder vorbei. „So — Mayolf,“ sagte sie nur und hielt ihrem Mann den Nacken hin, um den er den Umhang legte. „Wieso denn?“ fragte sie später, als sie schon im Auto saßen.

„Was denn, wieso denn?“ fragte Senius, der eine dicke Zigarre im Mundwinkel hatte und seinen Handelsvertrag nicht loswerden konnte.

„Wieso dieser, — der Mayolf zu eurem Klubfest kommt,“ fragte sie und schaute von ihm fort.

„Hat so Sachen hingemalt, im Saal und im Wintergarten, Jahreszeiten oder so was. Sehr hübsch und sehr dekolletiert.“

„So,“ sagte sie etwas später; ihre Augen hatten einen wunderlichen, sanften und versonnenen Ausdruck angenommen, während sie tat, als schaue sie durch die angelaufenen Scheiben auf die Straße. „Ich habe ihn lange nicht gesehen —“ sagte sie noch leise.

Dann wurde geschwiegen.

Susanna dachte an Nino. Sie wollte sein Gesicht in das dunkle Auto zaubern, aber es ließ sich nicht herrufen, es blieb vergessen bei den andern süßen, ahnungsvollen, vergessenen Dingen der Mädchenzeit. Nino: das war nicht mehr, als ein Duft nach Erinnerung. Nino — das war etwas mit großen, saugenden und grausam sehenden Augen, mit einer sanften Stimme, mit starken, greifenden Händen. Nino, das war ein Windstoß in einem Blumenbeet, ein Erschrecken in einem behüteten bürgerlichen Mädchendasein. Es war nicht mehr als ein Gespräch von besonderem Klang, ein Kuß hinter Hecken, und wieder ein Kuß im dämmernden Teewinkel des Ateliers. Ein Brief voll Leidenschaft und Forderung und einer, der ganz verzweifelt klang, ein Abschied auf einer Dampferbrücke, im Sonntagstrubel, zwischen fremden Menschen. Und dann vielleicht noch ein dumpfes Nichtvergessenkönnen, manchmal ein Traum, manchmal eine Sehnsucht, manchmal eine kleine, lockende Qual in all dem angenehmen Leben . . .

Man hatte das neue Klubhaus an den Rand der Stadt gebaut, dorthin, wo der Fluß eine Biegung machte. Dahinter dehnten sich sanft die Wiesen zum Golfspiel, die Tennisplätze waren weiße, adrette Flecke im Abend, die Terrasse ragte auf Steinpfeilern in den Fluß hinaus und unten hockte klein und breit der Bootsschuppen. Kies knirschte sommerlich unter den Sohlen, als Susanna dem Auto entstieg und die Anfahrt überquerte; doch war es noch kühl und roch herb und bitter nach Vorfrühling. Susanna zog ihren schwarzen Seidenumhang noch einmal fest um die Schultern, bevor sie ihn dem Diener übergab; sie fror vor Erregung; selbst ihre Kopfhaut fror und zog sich zusammen.

Digitized by Google

Aus den inneren Räumen kam schon Lärm und Lustigkeit und Musik. Susanna zelebrierte vor dem hohen Garderobenspiegel noch die letzten Handgriffe an Frisur und Toilette, eine Türe wurde vor ihr aufgetan, zwei Frackbrüste machten tiefe Verbeugungen, sie spürte einen Bewunderungsblick in ihrem Nacken, sie hatte alle Nerven gespannt, ihr Mann stolperte über ihre Chiffonschärpe, er verdarb ihr Entree, wie er das immer tat. Ein Komiteeherr streckte weiße Handschuhhände und seinen schwarzen, glänzenden Frackarm hin, im Vorraum rieselte noch ein sanfter, beleuchteter Springbrunnen, und dann war Susanna schon mitten drinnen in Festlichkeit und Vergnügen. Susanna Senius, diese verwöhnte, kindliche, leicht hinlebende kleine Frau, liebte derartige Veranstaltungen aufs höchste und hatte guten Grund dazu. Ihr Wesen machte sie leicht zum Mittelpunkt derartiger Feste, und eine besondere Art von mondänem Ehrgeiz, von Fieber, von Leidenschaft trieb sie oft in solchen Wirbel. Heute aber war dieses Fieber stärker, von anderem Reiz, es brannte, es war Hoffnung darin und Furcht und das Gefühl von einer Erwartung, die zur Hälfte Gefahr war.

Übrigens änderte das nichts an ihrer vollendeten Haltung einer Ballkönigin, an ihrem Lächeln oder an ihrem angenehm federnden, nicht eben vielsagenden Gespräch. Vielleicht daß ihre Farben an diesem Abend in stärkerer Leuchtkraft blühten, vielleicht, daß ihre Nackenhaut ein zartes Beben hatte, und daß ihre Augen heimlich suchten . . .

Man zeigte ihr zunächst die Räume des neuen Hauses, den Tanzsaal, der durch zwei Stockwerke ging, den Speisesaal in Weiß und Gold, das Teezimmer im sanften Schein japanischer Laternen; im Spielzimmer war man schon an der Arbeit, und im Lesezimmer, wo noch der Kamin geheizt war, fand Doktor Senius Unterkunft bei einigen vernünftigen Herren, die nicht tanzten. Im Wintergarten, welcher besonders hübsch ausgestattet war, zeigte der Komiteeherr neben der Kakteensammlung die Wandfresken, die ein gewisser Hans Mayolf, ein geschickter Kerl, gemalt hatte. Susanna sah sie kaum; sie suchte nur ihn selbst, Nino, aber er blieb unsichtbar. Im Tanzsaal stürzte man sich auf sie und bald trieb ihre leichte, hingegebene Gestalt im Tanz davon. Sie tanzte gerne, und es war ihr gleichgültig, mit wem sie tanzte. Doch an diesem Abend wurde es ihr befremdlicherweise bald unangenehm, diese vielen erhitzten fremden Hände auf ihrem Rücken, nahe ihrer Haut, zu spüren, und sie wurde rasch müde. Sie entglitt den Tänzern und fand sich in dem stilleren Vorraum, wo nur der Springbrunnen rieselte und die Klubdiener an den Türen lehnten. Auf einem Postament stand eine kleine Marmorstatue, ein Mädchen, das eine Kugel über seine sehr schlanken Arme rollen ließ. Susanna schaute gedankenleer hin und dachte: ‚Kann man denn eine rollende Kugel aufhalten —?' Aber dieser Gedanke geschah nur nebenher. Im Tiefsten hatte eine große Enttäuschung sich ihrer bemächtigt. Hans Mayolf war nicht da. Der Abend blieb harmlos und ungefährlich wie hundert andere derartige Abende. Und somit hätte diese launenhafte Susanna nun Lust gehabt, ihren schwarzen Umhang aus der Garderobe zu holen und heimzufahren. Aber das würde Aufsehen machen, und es war klar, daß eine Dame wie Susanna Senius kein Aufsehen machen konnte. Sie stand betrübt noch eine Weile vor der Kugelspielerin und nagte schnell an ihrer Oberlippe, die kindlich emporgeworfen war, und als sie sich abwandte, lächelte sie dem Marmormädchen vertraulich zu, als hätte sie ihr in diesen Minuten ein Geheimnis erzählt.

Im Wintergarten, den sie durchquerte, saßen auf Korbstühlen zwei Herren, ein alter Herr und ein junger Herr. Der alte Herr war schwerhörig und der junge Herr sprach sehr laut. Sie sprachen über das Wandbild, das die Breitseite des Raumes füllte.

„Gut, sehr gut in der Flächenaufteilung, aber hart in der Farbe, noch härter, als selbst ein Fresko sein muß," sagte der alte Herr. Der junge Herr schrie: „Ich weiß nicht, ich mag diese modernen Maler nicht!"

Der alte Herr sagte: „Seine früheren Bilder waren ganz anders: von einer Weichheit, einer Süßigkeit — hart am Kitschigen vorbei. Er muß durch eine große Krise gegangen sein, um diese Härte zu gewinnen."

Der junge Herr schrie: „Er kommt jetzt sehr in Mode."

Der alte Herr schaute durch die offene Türe in den Tanzsaal hinein und sagte: „Das ist beinahe schade. Sehen Sie einmal, was der Bursche für einen guten Kopf hat — einen einsamen Kopf, möchte ich beinahe sagen."

Darauf schrie der junge Herr wieder eine törichte Antwort; aber die hörte Susanna nicht mehr. Sie hatte sich auf eine breite gelbe Tonschale gestützt, in der eine große Kakteenpflanze mit blutigen roten Blüten wucherte, und starrte zum Saal hin.

Da war nun Nino.

Er sah ganz anders aus, ach, ganz anders als das verschwimmende Bild ihrer Erinne-

Digitized by Google

rung. Er war viel kleiner, gerade mittelgroß und überraschend mager. Sehr braun, sehr blaß, sehr ernsthaft stand er an der Wand, seine Wangenknochen traten hervor und warfen Schatten, auch die Schläfen waren eingebuchtet und voll Schatten. Er war nicht jung, die Stirne war hoch und dünnes Haar wuchs eckig aus ihr empor. Dies rührte Susanna: daß er nun alterte und dünnes Haar bekommen hatte.

Das war nun Nino. Das war nun Nino, den sie einmal lieb gehabt und dann vergessen hatte; Nino, der manchmal im Traum zu ihr kam mit unverständlichen Worten und seinem fremden Mund und seiner fremden Umarmung.

Sie hätte gerne seine Hände gesehen, aber er hatte sie in die Taschen gesteckt und stand vereinsamt und ablehnend da. Er sah streng aus, fand Susanna und hierbei begann sie zu lächeln, ach, er hatte ja immer schon diese strengen Augen gehabt, wußte sie jetzt wieder.

Der junge Herr im Korbstuhl schrie: „Er soll einen Haufen Geld für die Wandbilder gekriegt haben."

Der alte, schwerhörige Herr sagte: „Es gibt ein Altersbild von Goethe, da sind auch solche Augen drauf, so große, so schauende Augen —"

Susanna nahm ihre Hände von der Kakteenschale fort; sie waren beschmutzt, voll trockener, sandiger Erde; sie wischte sie einfach in ihre silberne Chiffonschärpe ab, ohne es zu wissen, und dabei starrte sie dem alten Herrn mit einem fragenden und unwissenden Ausdruck auf seinen klugen Faltenmund. Der junge Herr erhob sich sofort und bot ihr den Arm. „Gnädige Frau wollen in den Tanzsaal?" vermutete er.

„Ja," sagte Susanna nur.

Zuerst schob sie sich von der Seite bis in Mayolfs Nähe, bis sie ganz dicht bei ihm war, und in der Wärme dieser vielen Menschen seine Wärme spüren konnte. Sie streifte an seinem mageren Rücken vorbei, das war ein Spiel voll Schauer und Gefahr. Aber er drehte sich nicht um, er erkannte keineswegs ihr Parfüm und er spürte auch nicht den Strom, den sie so deutlich, so ziehend stark in allen Nerven fühlte. Sie manövrierte mit dem törichten jungen Herrn die Saallänge entlang, überquerte den Saal unterhalb der kleinen Estrade, auf welcher die unermüdliche Musik aufgebaut war, und kehrte an der andern Längswand zurück. Nun stand sie Nino gegenüber, durch den Wirbel der Tanzenden von ihm getrennt. Sie schaute jetzt mit einem zielenden und gespannten Blick zu ihm hinüber und verlangte mit aller Willenskraft: „Du sollst hersehen." Und wirklich wurde Nino dort drüben unruhig, er wendete den Kopf, er bekam eine kurze steile Falte über der Nase und dann schickte er sich an, seinen Platz zu verlassen. Ein Offizier und eine hellgelbe Dame schoben sich tanzend dazwischen. Und nun, kein Zweifel, hatte Mayolf Susanna erkannt. Seine Augen veränderten sich ein wenig, nicht sehr, sie wurden noch etwas strenger, schien es, und sahen Susanna stark entgegen.

Im gleichen Augenblick begann Susanna zu lächeln, freundlich und maskiert, wie eine Dame einem alten Bekannten zulächelt, den sie lange nicht gesehen hat. Aber Mayolf blieb ernst, er schaute sie stark, beinahe fordernd an, und er verbeugte sich nicht. Da entfloh Susanna.

Sie schob den Mund vor, halb trotzig und halb kummervoll, und wanderte aus dem Tanzsaal fort ins Lesezimmer, wo die vernünftigen Herren saßen. Die Herren in diesem Zimmer sahen einander alle ähnlich und so fand Susanna ihren Mann nicht gleich. Er saß im Kaminwinkel, hatte ein Glas Ananasbowle vor sich und sprach eben über die nationale Forderung. Susanna glitt hinter seinen Stuhl, etwas in ihr suchte Hilfe und Beruhigung. Doktor Senius beendete seinen gut pointierten Satz und dann zog er die Hände seiner Frau über seine Schultern her vor seinen Mund und küßte jede Hand einmal. „Na, was macht mein Mädelchen? Amüsiert es sich? Tanzt es viel? Und ist es brav?" fragte er. Susanna gab keine Antwort. Sie hatte den Kopf ihres Mannes so nah, so deutlich vor sich. Über dem Frackkragen kam der Hals in einer kleinen fetten Wölbung zutage, es war ein vollblütiger Hals, der, wie sie wußte, geneigt war, des öfteren Furunkeln zu bilden. Die Haare waren rückwärts auf dem runden Kopf kurzgeschnitten, über der Stirne lang und dicht und wohl traktiert mit Brillantine. Susanna kannte diesen Pomadengeruch nach Veilchen so gut, er langweilte sie, es gab Momente in ihrer Ehe, wo er sie weinen machte. Er war es, der sie in diesem Augenblick veranlaßte, sich abzuwenden und fortzugehen. Hier war doch keine Hilfe und Beruhigung zu holen, so schien es ihr.

„Jetzt will ich aber tanzen!" sagte sie schwebend. Und bei dem betonten Jetzt war ein kleines, böses Schimmern in ihrem Gesicht.

Susanna also kehrte in den Saal zurück und stürzte sich in den Tanz. Eine Stunde lang tat sie nichts als tanzen, sie dachte

Digitized by Google

nichts und spürte nichts als diesen feinen Rausch, der aus dem Rhythmus der Musik und aus der Bewegung ihres Körpers kam. Langsam verschwamm der ganze Saal ihr, zerschmolz in Licht und wehende Kreise. Nur Nino blieb da, unbewegt und sehr allein auf seinem Platz. So oft sie an ihm vorbeiglitt, sah sie ihn an und er sah sie an. Sie fühlte sich selbst fremd und aufgelockert und einem unbekannten Ziel entgegengetrieben, und als aus der Vorhalle ein tiefes Gongdröhnen die Pause anzeigte, erwachte sie erschreckt.

„Darf ich gnädige Frau in den Speisesaal führen oder zum Herrn Gemahl?" fragte der junge Herr aus dem Wintergarten, mit dem sie zuletzt getanzt hatte.

„Noch einen Augenblick; jetzt wird es hier leer und kühl — das ist gut —" sagte sie stark atmend und schaute zu Nino hin, immer zu Nino hin —

Wirklich hatte man Fenster geöffnet und ein kühler, bitterer Lufthauch kam von den Golfwiesen in den Saal. Durch alle Türen strömten Paare zum Souper. Vor der Musikestrade verweilten andere Paare und winkten hinauf und baten um noch einen Tanz, noch einen einzigen Boston vor der Pause. Ganz am andern Ende des Saales stand Nino und wartete noch und schaute herauf. Und siehe da, im geleerten Saal begann die Musik noch einmal zu spielen, in schläfrig lockendem Rhythmus.

In diesem Augenblick geschah das, was Susanna den ganzen Abend ersehnt und gefürchtet hatte.

Hans Mayolf dort unten am Saalende löste sich von seinem Platz und kam zu ihr. Sie sah es seinen Augen an, daß er jetzt zu ihr kam. Sie schaute ihm entgegen, wie er sich langsam, zögernd, wie gezogen zwischen den letzten tanzenden Paaren durch den ganzen Saal zu ihr hinschob. Es war sonderbar und sie wußte es nicht, daß sie in diesem Augenblick die Handschuhe abstreifte und ihm ihre nackte Hand entgegenstreckte, als er noch weit von ihr entfernt war. Plötzlich dachte sie: ‚Mein Gott — was wird jetzt geschehen? Es wird etwas geschehen!' Plötzlich war es ihr, als käme eine große Entscheidung auf sie zu. Plötzlich überfiel sie ein Schwindligsein.

Erst sah sie noch den Saal, den Nino durchquerte, dann war da eine Finsternis, sie sank in Dunkles, Weiches ein. Es summte tief, es kam ein großes, schwarzes Brausen, dann kamen Wellen, kamen Wellen, — Ringe, — Kreise, — dann wußte sie nichts mehr und spülte fort — —

— — — — — — — — — —

„Wollen Sie mir diesen Tanz schenken, gnädige Frau?"

„Gerne, Herr Mayolf —"

Ist es denn wahr, daß sie mit Nino tanzt? Ist es wirklich, daß seine Hand auf ihrem Rücken liegt und Rausch in sie überströmt, daß sein Atem manchmal im Tanz sanft über sie hinweht, daß ihre Hüfte sich seinem Schenkel entgegenbiegt und darin glücklich ist, wie ein selbständiges Wesen? Wie, oder ist dieser Rausch, diese Seligkeit, diese Erfüllung auch nur geträumt, wie so vieles geträumt war in all den Jahren? Sie hat die Augen geschlossen und sieht ihn doch, ihre Handfläche trinkt und saugt an der seinen, auch ihr Mund ist offen und durstig und sieht aus, als tränke er. Ist Nino auch so glücklich? Lächelt er jetzt vielleicht? Ach nein, er sieht ernsthaft aus und nun beginnt er zu sprechen: „Merkwürdig, wie wenig Sie sich verändert haben, gnädige Frau. Sie tanzen noch eben so leicht wie früher, und auch ebenso gerne, nicht wahr? Ich habe Ihnen zugesehen —"

„Sie aber tanzen viel besser jetzt; ja, Sie führen gut, wissen Sie das? Sie waren früher so ungeschickt —"

„Ich habe etwas zugelernt, drüben in den Südstaaten."

„Waren Sie fort? In Amerika?"

„Amerika, ja, und sonst noch in allerhand Gegenden."

„O — erzählen Sie mir davon —"

„Nicht viel zu erzählen. Die Welt ist komisch und armselig von einem Ende bis zum andern. In Indien ist die Erde rot und in Afrika gibt es Schatten, so blau — nun das kann man nicht sagen. Blau, sehen Sie, das muß man eben malen —"

„Sie sind berühmt geworden, Herr Mayolf —"

„Ach, du lieber Gott —"

Pause. Boston. Seligkeit.

„Und Sie haben indessen Kinder bekommen, Monna Susanna, obwohl Sie gar nicht wie eine Mutter aussehen?"

„Ja. Zwei süße Kinder. Erfährt man das sogar in Afrika, daß ich Kinder habe?"

„Ja, man erfährt es. Sehen die Kinder Ihnen ähnlich?"

„Nein, sie geraten beide meinem Mann nach, aber sie sind wirklich hübsch —"

Pause.

„Merken Sie, wie kühl es jetzt im Saal wird? Man kann atmen —"

„Müssen wir denn sprechen, Susanna?"

„Nein. Nicht sprechen. Nur tanzen."

„Wie leer es schon ist. Gleich wird die Musik zu Ende sein —"

Digitized by Google

„Nein. Nicht aufhören. Nino — nicht aufhören —“

„Susanna! Nennst du mich Nino — du — du —“

„Nicht, Nino, nicht. So darfst du mich vor den Menschen nicht ansehen —“

⁂ ⁂ ⁂

Im Vorraum, wo es kühl ist und wo die Diener mit gefüllten Tabletts und aufgezogenen Weinflaschen vorbeischweben. Sie stehen beide vor dem Springbrunnen und schauen in seinen sanften Schein; sie haben die Ellbogen an sich gezogen wie in Abwehr und stehen nebeneinander und lassen einen leeren Raum dazwischen, obwohl es sie aneinander zieht und drängt. Sie sprechen in das Rieseln hin und halten unbeteiligte, starre Gesichter vor sich hin wie Masken.

„So hast du auch an mich gedacht?“

„Oft, Nino, immer hab' ich an dich gedacht. (Ist denn das wahr? fragt eine Stimme innen.) Ja, immer an dich gedacht. Von dir geträumt, oh, wie oft, Nino —“

„Ja, kennst du es auch, Su? Wenn morgens das Herz so müde ist und die Hände, als wären sie krank, und die Augen, als hätten sie geweint? Damals hast du es nicht verstanden, was Sehnsucht ist. Weißt du es jetzt denn auch, kleine Su?“

„Ich hab' mich so gesehnt, Nino. Jetzt weiß ich es, was es ist. Ich habe dir geschrieben —“

„Wann —“

„Oft, Nino. Manchmal wirklich und manchmal nur in Gedanken. Aber abgeschickt hab' ich keinen von diesen Briefen; immer hat zu viel drinnen gestanden. Und du warst ganz verschwunden —“

„Mich hat es in der Welt herumgehaut. Weißt du, es gibt so ein hartes Wort im alten deutschen Recht: friedlos sein. Wer das nicht ausgespürt hat — —! und dann kommen die Bilder und sind ganz anders als vorher und man wird nie mehr, wie man war. So einsam; und immer fährt man mit schwarzen Segeln. Damals, wie ich von dir fortging, auf der Dampferbrücke, du hast es nicht vergessen? damals — ach, ich will dir einmal meine Tagebücher geben, aber du darfst nicht erschrecken.“

„Warum erschrecken, du?“

„Sie sind so — sie schreien vor Schmerz. Sie sind wie lauter offene Wunden. Ich habe viel gelitten, Sulein —“

„Ich auch, Nino, ich doch auch.“

„Ach du! Flaumfeder, Wölkchen, Schneeflocke — was weißt du vom Leiden.“

„Jetzt lächelst du endlich, Nino. Du bist so ernst, sieh nur, ich kann dich da unten im Wasserspiegel lächeln sehen. Jetzt habe ich keine Angst mehr.“

„Hast du denn Angst vor mir?“

„Vor deinen Augen, ja. Und so schmal und hart ist dein Gesicht geworden.“

„Ich bin nicht sehr gesund, weißt du.“

„Armer Nino. Sieh, jetzt streichle ich dein Bild im Wasser unten. Dich selbst darf ich ja nicht streicheln —“

„Tu es doch, Su, bitte, tu es doch —“

„Die Diener schauen schon her. Und drinnen fehle ich beim Souper. Es wird Aufsehen geben —“

„Aufsehen! Bitte, ich halte Sie nicht, Frau Doktor Senius; gehen Sie zum Souper.“

„Nicht, Nino, nicht. Ich streichle dich, sieh, jetzt nehme ich deine Hand und küsse sie —“

⁂ ⁂ ⁂

Später im Wintergarten. Sie sitzen hinter einer riesigen Palme, ihre Korbstühle sind eng aneinandergerückt und sie glauben, daß niemand sie dort sehen kann. Die Hyazinthen duften schwer und werden schon müde in der warmen Luft.

„Erzähl' mir von deinem Leben, Su.“

„Da kann ich nichts erzählen. Wenn ich es jetzt anschaue, dann ist nichts zu erzählen. Ich lebe eben; ich bin nicht sehr traurig und nicht sehr froh (ist das wahr? fragt die Stimme innen), ein Tag schmeckt wie der andere. Das Leben kommt so an mich heran, ich weiß nicht, wie das geschieht. Ich habe einen guten Mann, mein Mann ist gut, Nino, das mußt du glauben. Und die Kinder sind da, ich habe sie sehr lieb, die Kinder. Vielleicht ist es nicht ganz richtig, wie ich sie lieb habe. Ich war noch so jung, wie die Kinder kamen, und die Ehe, und all das — ich habe es vielleicht nicht ganz verstanden. Sieh, jetzt: ich sehe deine Augen, da muß ich lachen, tief innen. Ich höre dich sprechen, da bin ich glücklich. Da — ich spüre deine Hand, da spüre ich, daß ich lebe. Ich habe die ganzen Jahre mich nicht leben gespürt, glaube ich. Jetzt lebe ich, Nino, heute, diesen ganzen Abend —“

„Und morgen?“

„Morgen war es nur geträumt. Morgen stehe ich auf und bade und der Friseur kommt, dann gehe ich mit den Kindern spazieren; nachmittags haben die Ferienkolonien eine Wohltätigkeitssitzung und abends sind wir eingeladen; ich werde ein neues Kleid anziehen und die hübscheste Frau dorten sein — morgen —“

„Du weinst ja, kleine Sulein. Du sollst nicht weinen . . .“

Digitized by Google

„Nino, ist denn das noch möglich, daß morgen alles vorbei ist? Haben wir beide denn unser ganzes Leben verdorben?"

„Warum hast du mich damals fortgeschickt?"

„Warum bist du gegangen? Ich war ja dumm; ich habe ja nichts verstanden. Du warst zwischen uns allen wie aus einem fremden Land. Oft habe ich Angst vor dir gehabt —"

„Und jetzt? Verstehst du mich jetzt? Verstehst du alles? Und hast du keine Angst mehr?"

„Noch immer Angst, große Angst, Nino. Du hast so strenge Augen —"

„Ich bin kein Page mehr, Monna Sanna, der mit dir spielt und dir die Schleppe trägt. Sag' eines: hast du mich lieb? Nein, du brauchst es nicht zu sagen, ich spüre es ja, oh, wie ich dich spüre, du. Hast du mich über alles lieb?"

„Über alles, Nino."

„Lieber als deinen Mann und deinen Reichtum und dein behütetes Leben und dein Haus und all das, all das, in dem du steckst?"

„Lieber als alles, Nino."

„Lieber als deine Kinder?"

„So darfst du nicht fragen, Nino. So darfst du mich nicht anschauen. Nein, nicht lieber als die Kinder, gewiß nicht. Nur heute abend habe ich dich lieber, nur jetzt, wo du meine Hand hältst und ich so glücklich bin, so glücklich — — Ja, lieber als die Kinder habe ich dich sogar —"

„Ich habe dich noch nicht geküßt, Susanna. Komm fort von den Menschen hier. Jetzt werde ich dich küssen . . ."

⁂ ⁂ ⁂

Das Souper ist vorbei. Frau Doktor Senius hat gefehlt und das war ein klein wenig peinlich. Jetzt tanzt man schon wieder im Saal. Aber Frau Senius ist nicht bei den Tanzenden und das ist schade. Von Zeit zu Zeit irrt Doktor Senius durch die Räume und hält Ausblick nach seiner Gattin, aber er findet sie nicht. Dann kehrt er betrübt, aber nicht gerade beunruhigt in das Lesezimmer zu den vernünftigen Herren zurück, die jetzt gute Witze erzählen.

Susanna Senius steht draußen auf der dunklen Terrasse, die über den Fluß hinausgebaut ist, sie steht in ihrem dünnen, silberweißen Chiffonkleid da und brennt mitten in der kalten Vorfrühlingsnacht. Es ist sehr finster, kein Mond, kein Stern, nur drüben überm Fluß ein paar gespiegelte Laternenlichter, und ein Schein aus dem Tanzsaal und ein Schimmer von ferner Musik. Sie steht da, hart an der Terrassenbrüstung, und läßt sich unersättlich küssen und spürt zum erstenmal ihren Körper und daß ihre Lippen aufwachen und daß sie eine Frau ist. Von Hans Mayolf ist nichts zu sehen in der Dunkelheit, sie spürt nur seine schmalen Schultern in ihren Armen zittern und hört ihn atmen und hört einen wunderlichen, schluchzenden Laut, als er sich von ihr löst.

„Weinst du denn, Nino?" fragt sie in die Dunkelheit hin. „Weinen denn Männer auch?"

„Ich weine ja nicht. Es ist nur — es zerbricht mich beinahe, daß ich dich jetzt im Arm halte, Su, wunderbare, schöne Su — Su —"

„Wie dunkel es ist. Wie allein wir sind. Hörst du den Fluß unten? Das ist schön, so kühl, so still. Man möchte hineingehen, einfach immer tiefer in das Wasser gehen —"

„Möchtest du das?"

„Nein. Jetzt friere ich. Eben war mir noch so heiß. Komm, wir müssen zurückgehen."

„Müssen wir das wirklich? Können wir das? Kann man denn zurückgehen, Su? Komm hierher in den Schein, ich möchte dich sehen."

„Jetzt wirst du ganz still, Nino?"

„Ja. Jetzt werde ich still. Wie schön du bist, wie schön. Und so anders als vor einer Stunde siehst du aus. Komm, küß mich noch einmal. Sieh, jetzt nehmen wir schon wieder Abschied und jeder geht seinen Weg . . . Willst du jetzt in den Saal zurück, Susanna?"

„Nicht. Noch nicht."

„Du mußt nicht zittern. Wenn du jetzt hineingehst, ist alles vorbei und du hast ein kleines Ballabenteuer gehabt. Willst du es so, Susanna?"

„Nein. Ich kann ja nicht. Du quälst mich —"

„Quäle ich dich? Ich bin so schwer, du armes Flaumfederchen; ich kann so schlecht spielen und Spielzeug sein. Soll ich morgen an der Ecke lauern, wenn du ausgehst, und dich im Haustorwinkel küssen? Und heimliche Briefe schicken und dich in mein Atelier betteln und du kommst voll Lüge und Angst und verschleiert, und es wird das Gewöhnliche und der ganze Schmutz der Stadt klebt an uns? Soll es das sein, Susanna?"

„Nein. Nein. Nicht. Nino —"

„Was hast du? Du siehst so schwindlig aus. Quäle ich dich so?"

„Es ist gleich vorbei; es kreist so um mich und schwimmt mir vorbei und macht mich so benommen, — es ist nichts weiter, Nino. O, ich möchte gerne bewußtlos werden —"

„Komm, gib mir die Hand. So. Geht

Digitized by Google

es vorbei? Die liebe Hand, wie verkauft sie aussieht —"

Er hob die Hand bis an sein Gesicht und es war ein wunderliches Lächeln, mit dem er sagte: „Brillanten, ein Rubin, ein Smaragd! So viele Ringe? Einen zur Verlobung, einen zum ersten Hochzeitstag, einen für jedes Kind, nicht wahr?"

„Ja," murmelte Susanna schwach. Er ließ ihre Hand fallen. „Ich mag Ringe nicht," sagte er. „Und wenn ich nun verlangte, daß du sie in den Fluß wirfst: tust du es?"

„Ja," sagte Susanna zornig. Er stand und lächelte noch immer, beinahe spöttisch, schaute ihren Händen zu und horchte.

„Hörst du?" sagte er dann; „nicht anders, als ob Kieselsteinchen in den Fluß gefallen wären. Du armes Kind! Wie willst du jetzt zu deinem Mann zurückgehen mit deiner Hand ohne Ringe und mit deinen zerküßten Lippen?"

Sie schwieg und bewegte ihre bewußtlose, nackte Hand in der kalten Nachtluft. Plötzlich stand er ganz dicht bei ihr und sein Gesicht war herrisch und voll von einem harten, drohenden Ernst. „Susanna —" sagte er, „wenn ich dich nun fortnehme von all dem und dich hineinreiße in mein friedloses Leben: Willst du bei mir sein? Willst du mitgehen? Hast du den Mut, den du damals nicht gehabt hast?"

„Ja," sagte sie. Wie unwissend ihr Mund dabei war —

„Susanna, höre mich an: ich bin kein Verführer und kein Bettler. Ich verlange nichts von dir. Du selbst mußt dich entscheiden. Dein Mann ist reich und gut. Das bin ich nicht. Ich bin böse, Susanna, und grausam manchmal. Wenn ich dir mein Leben erzähle, wirst du erschrecken. Als Kind schon — ich habe eine Katze an den Hinterbeinen genommen und getötet; ich habe mich zu einem gefallenen Pferd gesetzt und ihm zugeschaut, wie es litt. Nein, mehr, hör' mich an. Als Heizer bin ich nach Amerika gefahren, habe neben einem Neger gearbeitet und mit ihm in einer Matte geschlafen. Immer sind es die dunklen Dinge des Lebens, die mich umgeben, die mich anziehen. Heute führe ich dich im Auto fort und morgen wirst du hungern bei mir. Heute bist du mir alles, aber wenn es mich packt, wenn ich male, dann bist du mir nichts. Noch eines, Susanna: ich bin krank. Ich habe mit einem Mädchen gelebt, mit einem verlorenen Geschöpf aus einer Hafenkneipe, die hat mir ihre kranke Lunge vererbt, bevor sie gestorben ist. Sie hatte einen schönen Körper, ich habe ihn wohl hundertmal gezeichnet, ich habe ihn gezeichnet, bevor ich ihr das Totenhemd anzog. Ich bin neugierig, Susanna, auf eine furchtbare und unheimliche Art neugierig. Auch auf dich bin ich neugierig, Susanna. Wenn du mit mir gehst, gibt es nichts Halbes. Wer die Höhe will, muß auch die Tiefe wollen; wer das ganze Glück hat, der hat auch die ganze Qual. Wenn du mit mir gehst, Susanna, ist es auf Leben und Sterben. Du hast die Entscheidung zu treffen."

Susanna hatte ihm fragend und aufmerksam auf den Mund geschaut, während er sprach, aber sie hatte nicht alles verstanden. Sie spürte sich nur schwindlig fortgerissen, hingetrieben von etwas Unüberwindlichem. Sie schaute seine Augen an und ihr Mund zitterte schwach wie bei einem traurigen Kind. Sie wartete, bis ihre Stimme sich festigte.

„Ich habe noch nicht gelebt. Ich möchte leben. Ich möchte bei dir sein," sagte sie demütig.

* * *

Wie kommt es nur, daß Susanna Senius ihren schwarzen Umhang überwirft und einfach fortgeht, fort von dem Fest, fort vom luxuriösen Klubhaus, von ihrem Mann, von ihrer bisherigen Existenz, von ihrem Haus, von ihren Kindern, fort von ihrem eigenen, verwöhnten, leichten Ich? Verläßt ihre Seele wirklich die glatten Wege der Zufriedenen und Satten und will ihr Schicksal haben und mit den Ruhelosen und Hungrigen gehen? Ist es wahr, daß sie schon auf der Flucht ist? Ist sie selbst es noch, die hübsche Susanna Senius, die nun in einem Eisenbahnabteil sitzt und den Zug stampfend in die Nacht hineinrasen spürt? Kann man denn in einem silberdurchwirkten Chiffonkleid in der Eisenbahn fahren, mit bloßem Kopf, mit einer verwelkten Silberschärpe, deren Saum rußig und zerrissen ist, mit kleinen, dünnsohligen, seidenen Tanzschuhen?

Sie zittert sehr. Sie kriecht tief in ihren schwarzen Umhang hinein und versteckt sich vor dem Schaffner. Aber Nino ist ja bei ihr. Nino dreht das Licht ab und zieht die Vorhänge zu. Kein Fremder steigt mehr ein. Ninos Hand kommt unter ihren Mantel und sucht ihre kalte, zitternde Hand, die keine Ringe mehr trägt. Nino ist nicht mehr streng. Seine Augen sind so zärtlich, seine Stimme so sanft, sein Kuß in ihr Haar so zart und fern und anbetend. Nino ist kein Mann, kein Liebhaber, er ist ein großer Bruder, der sie an seine Schulter nimmt und einwiegt wie ein krankes Kind. Die Augen fallen ihr zu.

„Hast du mich lieb, Nino?"

Digitized by Google

„Ich hab' dich lieb."

„Bist du jetzt glücklich, Nino?"

„Du tust mir so leid —" flüstert er kaum hörbar, da schläft sie schon ...

Am Morgen, beim Erwachen, waren sie schon weit. Schneegipfel wuchsen vor den Fenstern, sie standen schon in der Helle, während die Täler noch voll von Nebel und Dämmerung lagen. Ein Kirchturm, eine Burg, ein Fluß aus Braun und Tiefblau und ein wenig Silber, wo er im Fall unter die rundbogige Brücke schoß. Der Zug hielt, sie hörten Glocken läuten. Der Zug stampfte weiter. Sie sahen schwarze, ernsthafte Bauersfrauen paarweise durch die Felder wandeln, zur Messe im kleinen Dorf. Die Erde lag braun an Weinhügeln, die noch kein Grün hatten. Ein fleißiger Bauer schritt sein kleines Feldfleckchen bergan und säete, ging und säete, ging und säete. „Sieh hin," sagte Nino. Da sah sie alles zum ersten Male.

Sie schaute glücklich in seine schauenden Augen. Der Zug stampfte. Über den Himmel kam ein Vogelschwarm ihnen entgegen und verschwand nordwärts. Auch die Wolken wanderten nach Norden, der Himmel wurde blau und hoch und am Bahndamm wuchsen schon kleine Blumen.

„Wohin fahren wir, Nino?"

„Ins Niemandsland. Fort aus der Wirklichkeit."

„Ganz fort?"

„Ganz fort. Bis ans Ende. Bis dorthin, wo die Welt keinen Namen mehr hat."

„Ja, Nino," sagte sie gehorsam.

Seltsam, wie schwebend die Dinge dieser Flucht waren. So leicht, so selbstverständlich, so ohne Zusammenhang, nur wie geträumt. Irgendwo stiegen sie aus, gingen die Dorfstraße entlang an niedrigen Erkern, kamen vor ein Haus mit geschmiedetem Posthorn vor dem gewölbten Tor und einem großen, bunten Sankt Georg über die ganze Hauswand gemalt. In einer kleinen Stube wurde Susanna allein gelassen. Nino kam und küßte sie scheu und behutsam und legte ihr Kleider hin, Rock und Jacke aus grobem Loden, und braune Schuhe. Dann ging er wieder, unten war seine Stimme zu hören, auch sein Schritt, den sie nun schon kannte. ‚Er soll kommen und mich küssen wie gestern,' dachte sie und erschrak heiß, als sein Schritt treppaufwärts klopfte. Aber er sah ernsthaft und gesammelt aus. „Wir fahren mit der Post weiter," sagte er. „Wir kommen so besser über die Grenze."

Ach, da war er wieder, dieser süße Geschmack von Flucht und Abenteuer, nach dem sie hungrig war ...

In einem blauen, uralten Postwagen, zwischen Bauern mit roten Westen bergauf. Gespräche über Wein und Wetter, Ninos Hand, Ninos Augen, Ninos Stimme. Ein gefährlicher Rausch im Blut, der mit dem sinkenden Abend wächst. Die Fremde, mit anderen Bäumen, anderen Felsen, anderer Luft. Eine Ziegenherde seitab, der Hirt nur wie ein Schatten am Wegrand. Ein Lied, das traurig ist und in einer fremden Sprache geht. Eine kleine dünne Glocke im Abend. Plötzlich ein schneidender Gedanke: Ob die Kinder jetzt schon schlafen? Vorbei. Nichts. Alles vergessen. Nur Nino gibt es noch auf der Welt. Und weiter die Fahrt bergan. Man hält in einem winzigen Ort, die Pferde trinken aus steinernem Brunnentrog. Jemand zündet die Wagenlaternen an, jemand hält Papiere prüfend in das Blinzellicht. Ein drittes Pferd wird vorgespannt, dann geht es weiter. „Das war die Grenze," sagt Nino. Auf der Paßhöhe oben ist noch ein wenig Helle, der Blick geht weit in die dunkle Ebene, schräg gegen den Horizont, wie eine Metallscheibe ist die Fläche eines großen Sees zu ahnen. Bergab knirscht die Bremse. Die Bauern sind still geworden, die Fahrt geht schnell und schweigsam. ‚Ich träume nur,' denkt Susanna; ‚das alles ist ja nur geträumt ...'

Dann kam ihre Nacht, Ninos und Susannas hohe Nacht.

Die Nacht war tief und dunkel und voll von geheimnisvollen, rauschenden, singenden Stimmen. Das Zimmer war groß und hoch, beinahe ein Saal, der Boden kühl und steinern unter den nackten Sohlen, die Decke oben erfüllt mit wimmelnden, gemalten Gestalten, die im Kerzenschein lebendig wurden. Das Bett war breit und niedrig, mit hohen Säulen und steifen, faltigen, uralten Vorhängen. Nino verlöschte das Licht und in der Finsternis legte er noch die Hand über seine wachen, neugierigen Augen, die schon so viel gesehen hatten. Aus dem Dunkel schlug eine Uhr ihnen die Stunden ihrer Nacht ...

Als Susanna aus halbem Schlaf erwachte, lag schon eine Ahnung des Tages in der Luft. Vor dem Fenster wurde eine kleine Vogelstimme wach, versuchte einen Ton, entschlief wieder. Zweige rauschten draußen auf und verstummten. Sie glitt zum Fenster hin, betrat den kleinen Balkon und schaute ergriffen hinaus. Es war kühl, die Luft kam von den Gipfeln, die jenseits des Sees an den Himmelsrand grenzten. Der See schwarz da unten, mit immer gleichem Geräusch ans Ufer schlagend. Den Hügelhang und bis ans Haus herauf unübersehbar

Digitized by Google

die Wipfel blühender Obstbäume. Sie blühten blau im blauen Licht der Dämmerung und standen so reglos da, wie verzaubert und gebannt in den fremden, stummen Morgen. Der Vogel sang wieder. Die Uhr schlug vier.

Als die Uhr zu schlagen begann, richtete sich Nino da rückwärts in dem großen Bett auf, die Vorhänge bauschten sich, und Susanna sah ihn mit seinen großen Augen, die noch voll von Träumen waren, im ungewissen Licht nach der Uhr starren. Als die Uhr den letzten Schlag getan hatte, kam noch ein Rasseln hinterher, das ihren ganzen schmalen, hohen Bau zum Zittern brachte. Dann sprang eine Türe über dem Zifferblatt auf und schaurig und grotesk schritt ein Männlein hervor, ein Gerippe, ein Skelett aus dünnem, knochenweißem Holz, das marionettensteif eine Sense schwang, mit dem Finger drohte, sich verbeugte und verschwand. „Guten Morgen, meine liebe Seele . . .“ sagte Nino dort rückwärts mit seiner verhängten Stimme.

„Nino — was war das? Ich bin sehr erschrocken, Nino —“

„Armes Kind! Armes Kind!“ sagte er und es klang beinahe spöttisch. „Hat das Knochenmännlein dir seine Reverenz gemacht? Erschreckt dich das? Du wirst dich mit ihm anfreunden, es ist ein so hübsches Spielzeug. Ich kenne die Uhr in diesem verzauberten Albergo schon lange. Wir sind gute Freunde, die Uhr und ich —“

„O Nino,“ sagte Susanna und flüchtete an seine Schulter, die sich heiß und mager in ihre Hände legte. „Hat diese Uhr geschlagen, diese Uhr in dieser Nacht —? Das bedeutet etwas —“

„Kennst du denn nicht den schönen Spruch auf alten Sonnenuhren? ‚In einer dieser Stunden wirst du sterben.‘ Ist das nicht schön? Denk doch, Su, Liebstes, wie diese Nacht war — und denk dazu: In einer dieser Stunden wirst du sterben.“ Er griff nach ihr und bettete seinen Kopf an ihr Herz, das schlug. Susanna legte ihre Hände in sein glattes, dünnes Haar und begann zu lächeln. „Ich will ja leben —“ sagte sie schwebend.

Doch Nino, in ihrem Schoß, sagte hart: „Du wirst dich an die Uhr gewöhnen müssen. Ich werde sie kaufen.“

⁂ ⁂ ⁂

In der siebenten Nacht nach ihrer Flucht träumte Susanna zum erstenmal den Traum von ihren Kindern, der sie fortan nicht mehr verließ. Sie träumte, daß die Kinder über eine Brücke ohne Ende und ohne Anfang gingen; sie gingen hart am Rand, der ohne Geländer war und sie gingen sicher und unbefangen, sie konnte ihre kleinen Gesichter nah und deutlich sehen. Aber am Ende stürzten sie doch hinab und man fand sie nicht mehr.

Als sie erwachte, hatte sie den Traum vergessen, nur eine dumpfe Bedrückung, ein Ring um Stirne und Schläfen blieb ihr aus dieser Nacht. Aber in der nächsten Nacht, als der Traum wieder kam, erkannte sie ihn gleich und wußte auch angstvoll schon das Ende. Dann gewöhnte sie sich an diesen Traum, der immer wiederkam, an diesen Tropfen Qual in einem Meer von Glück.

Sie wohnten jetzt unten hart am See, in einem alten, verkommenen Schloß, das ihnen ein ebenso alter, verkommener Kastellan vermietet hatte. Im Dorf, zu dem westlich eine Straße zwischen dünnen Ölwäldern am Seerand hinführte, schien man Nino gut zu kennen, doch nicht zu lieben. Es gab alte, abergläubische Fischer, die das Zeichen gegen den bösen Blick in die Luft tasteten, wenn er vorbeiging. Susanna lachte befangen. Sie lebte in einer Luft, die alles wahrscheinlich und alles unwahrscheinlich machte. Sie schaute manchmal Nino an und dachte: ‚Wohin geht es mit uns?‘ aber sie fragte es nie laut. Sie lebte in steinernen Sälen, wo der Kalk mit den Fresken von den Wänden fiel, sie dehnte die Tage auf der Loggia hin, über deren Brüstung Eidechsen liefen. Nachts glitten die hohen, gelben Segel der stummen Schmugglerschiffe vorbei, der See schlug an die Mauern, immer gleich, immer gleich. Und die Uhr hatten sie mitgebracht, in jeder Stunde sprang der Tod hervor und schwang seine kleine Marionettensense . . .

War Susanna glücklich in dieser Zeit? Ja, sie war glücklich: aber die Sehnsucht nach dem Glück war stärker gewesen als das Glück selbst. Sie lebte: aber die Sehnsucht nach dem Leben war stärker gewesen, als das Leben selbst.

Und Nino . . .?

⁂ ⁂ ⁂

„Bist du glücklich, Nino?“ fragte Susanna hundertmal. Nachts in seiner Umarmung, wenn sie in weißen Flammen brannten, in der süßen Müdigkeit des Erwachens am Morgen; am Strand des Sees unten, wenn sie mit geschlossenen Augen die Sonne tranken. Immer, zu jeder Stunde des Tages die eine alte Frage: „Bist du glücklich, Nino?“

„So glücklich ich sein kann,“ sagte Nino leise. Sie saßen auf ihrer Loggia, der Abend war schon gekommen, sie schauten über den schwarzen See hinaus, in dessen Tiefe die ersten Sterne heranzogen. Nino spielte mit einer Apfelsine, er hatte seine Hände um die Frucht gelegt wie zur Kühlung.

Digitized by Google

„Nino, sag' mir es nochmals: Ganz glücklich?"

„Du darfst das Glück nicht wegfragen, Su. Ja, ganz glücklich —"

„Du sagst es nicht richtig, Nino. Sag' — ist keine Enttäuschung dabei, kein Tropfen, gar keine —?"

Er ließ die Apfelsine fallen und legte beide Hände um ihr Gesicht und hob es zu sich hin. „Noch nicht," sagte er. „Noch nicht, Susanna —" Es war ein Klang wie Angst und Drohung zugleich. Dann schwiegen sie.

„Sieh, Su, da kommen unsere beiden Sterne gewandert," sagte Nino nachher und deutete in den See hinunter, der leise an die Mauern schlug. Mond tropfte in das Kielwasser eines unsichtbaren Bootes, das war wie ein silberner Schnitt; Züge von Sternen und immer neue Sterne zogen im Spiegel daher.

Susanna lachte leise. „Wie tapfer sie durch den See kommen. Nino mit seinem grünen Flackerlicht immer voraus. Und Su immer hinterher, so treu, und bei jedem Wellchen schaukelt sie ein bißchen. Und jetzt sind beide fort. Der böse Seekönig hat sie gefressen —"

„Ein Segelboot fährt drüber hin —" sagte Nino und streichelte ihr Haar. „Ich liebe diesen See so stark —" sagte er nachher; „es zieht mich immer wieder zu ihm. Und daß ich ihn jetzt mit dir zusammen sehen kann —! Weißt du es noch, wie ich dir zuerst von ihm erzählt habe? Das ist so viele Jahre her. Als junger Mensch kam ich hier vorbei, auf meiner ersten Romreise, und dann noch oft. Auch damals — wie wir Abschied genommen haben, bin ich zuerst hieher —"

„Nicht mehr die alten Dinge —" flüsterte Susanna. Und zugleich, sie konnte es nicht wehren, sah sie den Doktor Senius, sah den Bären, der im Bettchen ihres Buben schlafen durfte, sah ihr neues Teekleid im Schrank — sie griff nach Nino.

„Immer hast du heißere Hände als andere Menschen," sagte sie zärtlich.

„Ja, abends kommt meist etwas Fieber," erwiderte er gleichgültig.

„O, Nino —"

„Laß, Sulein. Ich bin gerne krank. Man hat dann seinen Weg so hübsch vor sich. Ich bin ja satt; jetzt, seit diesen Wochen bin ich gesättigt worden. Manchmal ist mir, als hätte ich alles gesehen, was man sehen kann, und alles gemalt, was man malen kann. Und sonst: wir sind am Gipfel, Su. Was nachher kommt, wird Abstieg sein. Ich wünschte —"

Er brach ab. Er griff wieder nach der kühlen Apfelsine und preßte sie gegen seine Schläfen. Er zog Susannas Hände vor sein Gesicht und bettete seine Stirne hinein. Er atmete stark und als er sein Gesicht wieder aufhob, war es angefüllt mit tiefen Schatten, wie eine strenge Maske.

„Es ist ein alter Wunsch, Susanna, o, ein so alter, so süßer Wunsch! Müde sein. Alles erlebt haben. Und dann hinuntergehen an meinen See, im Boot hinaus, weit, — es müßte Abend sein; so ein sanfter Abend wie heute. Und dann nichts tun, als sich gleiten lassen, nur gleiten und sinken lassen und dann kommt das große Brausen, und das Nichtwissen, und dann ist alles vorbei—"

Stille. Nur der See unten. Nur im Haus die Uhr, die eine Stunde schlägt.

„Würdest du bei mir im Boot sein —?" flüsterte dann Nino, wie aus dem Schlaf.

Susanna gab keine Antwort. Über ihrer Nase bildete sich eine kleine, tiefe, angestrengte Falte und löste sich später wieder.

„Ja . . . ?" sagte sie und das war keine Antwort, sondern eine Frage.

An diesem Abend war es, daß Nino begann, den feinen, süßen, giftigen Rausch der Todessehnsucht in sie zu senken.

⁂ ⁂ ⁂

An einem Sommertag kam Susanna mit einem Arm voll Rosen in den Saal und trat hinter Nino, der in einem Winkel saß und die Hände schlaff vor sich hinabhängen ließ.

„Heute sieht der See dir ähnlich," sagte sie.

„Wie denn, mir?"

„Ich weiß nicht. So — unberechenbar; bißchen unheimlich, bißchen fremd. Als hätte er überhaupt keinen Grund. Vor einer halben Stunde war er hellblau. Später, wie ich in den Garten ging, richtig schwefelgelb, mit bißchen was Rotem am Ufer. Jetzt ist er kohlschwarz mitten am Tag —"

Nino stand auf und trat auf die Loggia. Er atmete angestrengt in die kochende, undurchsichtige Luft. Das Ufer da drüben war fort.

„Die Rosen welken einem in der Hand —" sagte Susanna mißmutig. Nino kam in den Saal und schloß die Türe zur Loggia hinter sich.

„Enrico könnte die Fensterläden festmachen und die Lampe füllen," sagte er; „es gibt schlimmes Gewitter."

„Oh!" sagte Susanna erschrocken. Sie fürchtete Gewitter aufs höchste. Sie drängte sich an Ninos Schulter, aber er war zerstreut und lachte sie aus. Enrico, der Kastellan, hatte sich unsichtbar gemacht, er kam auf keinen Ruf; Nino schloß die Fensterläden, während schon die ersten Stöße von

Digitized by Google

heißer Luft an das Haus prasselten. Susanna suchte in der dunklen, steinernen Küche die Lampe und fand sie nicht. Es wurde schnell dunkler. Der See sah schwarz und klein aus. Am andern Ufer waren die Berge verschwunden, aber statt ihrer kamen zackige Gipfel aus grauschwarzen Wolken hoch. Ein Stückchen Blau war wie ein tiefes Loch noch zu sehen und wurde schuppig überwachsen. Weit südwärts überm See war streifiger Regen, hinter dem noch eine unheimliche Sonne schien. Im Norden kam es gelb vom Horizont. Als der Saal ganz dunkel war, zackte der erste Blitz, wischte blau über Wände und verstümmelte Fresken der Decke. Sturm schluckte den Donner, der nachrollte. Der See rüttelte am Haus. Er sah aus wie eine Schar von schwarzen eisernen Reitern, die weiße zerfetzte Fahnen schwangen. Er wuchs mit Wellen, die bis an die Loggia sprangen. Im Kamin jammerte es wie von Kindern und Tieren. Nino sagte etwas, das im Lärm des Sturmes unhörbar wurde. Susanna sah ihn nur wild lachen, als ein Blitz sein Gesicht streifte. Sie verkroch sich ins Bett, zog sich zusammen, stopfte die Vorhänge über ihr Gesicht. Sie betete sogar ein halbes Vaterunser, die zweite Hälfte hatte sie vergessen. Nino kam zu ihr, er zündete die Kerze an und streichelte gleichmäßig über ihren zitternden Rücken. So, halb weinend, halb sanft geborgen schlief sie ein, mitten im Getöse, wie ein Kind.

Sie erwachte von Stimmen, die im Zimmer waren, und vom Schlag der Uhr. Die Kerze war klein geworden und sah verweint aus. Das Knochenmännlein war eben dabei, seine Reverenz zu machen und zu verschwinden. Es blitzte noch. Es donnerte noch. Die Mauern bebten noch von Sturm und Stoß. Auf der Treppe klopften schnelle, laute Schritte. Unten schlug es von Türen. Nino stand im schwarzen Loch der Türe und rief ins Haus: „Ich komme sofort." Er war im Mantel mit aufgeschlagener Kapuze.

„Ich gehe —" sagte er nur, als er Susannas erwachte Augen gewahrte. „Schlafe, mein Su. Ich muß ins Dorf. Ein Boot ist draußen. Jetzt bringen sie es herein."

„Du kannst mich doch nicht allein lassen?" sagte Susanna zutraulich, er hörte sie kaum. Er sah kaum hin. „Schlafe nur, brauchst keine Angst zu haben. Ich schließe das Tor —"

„Du kannst mich doch nicht allein lassen?" sagte sie nochmals, ganz ohne zu begreifen. „Ich fürchte mich doch so. Ich sterbe allein vor Angst —"

Er lächelte flüchtig und nicht ohne Spott. „Du nicht, Sulein, du hier nicht. Aber die draußen in ihrem Boot: die machen Ernst." Er nickte ihr zu wie einem Kind, mitten im Lächeln waren seine Augen hart und ohne Mitleid, dann war er schon fort, verschluckt vom Schwarz der Treppe.

Es ist wohl nur ein schlechter Traum, daß Susanna, diese kleine, hübsche, kindische, verwöhnte Susanna Senius alleingelassen wird, daß sie allein ist, tief in der Fremde, an einem bösen, toll gewordenen See, allein in einem wankenden, verzauberten Haus, von dessen Wänden bemalter Kalk sich löst, durch dessen Fensterläden die Blitze schneiden, über dessen Dach Zypressenwipfel sausen und zersplittert werden. Kann man so etwas erleben, solche Stunden, solche Angst, solchen Irrsinn der Verlassenheit? Die Kerze geht schlafen — liebe, kleine Kerze, bleib noch, bettelt Susanna, — aber die Kerze ist müde und sinkt in sich und verlischt. Im Dunkel sind böse Stimmen da, vertraute Stimmen, weinende Stimmen, anklagende Stimmen; und in der tobenden, ganz wirren Finsternis kein Wesen zum Trost und zur Gesellschaft, als die Uhr, die ihre Stunden ansagt, und der unheimliche kleine Freund, der unsichtbar mit der Sense winkt und sich verbeugt . . .

Es war Nacht, als Nino wiederkam. Er sah verwüstet aus, Nässe rann kalt von ihm, seine Augen waren sonderbar, sie waren wie die Augen eines Trunkenen. Sein Wesen war flackernd, mit starker Sammlung nur zusammengehalten. Er schaute Susanna flüchtig an, aber er sah sie nicht. Er sah nicht, was sie inzwischen erlebt hatte. Er hatte eine neue Kerze entzündet und andere Kerzen steckte er in die Taschen des nassen, schleifenden Mantels. Susanna saß stumm am Bettrand, sie hatte die Hände um die Knie geschlungen, es war etwas Verzweifeltes um diese Hände, und sie schaute mit einem grübelnden und angestrengten Ausdruck zu Nino hin, der im Wandschrank kramte und suchte und mit unbekannten Gegenständen klapperte.

Als er sich umwendete und quer durch das Zimmer ging zur Türe, traf er auf Susanna. „Schlafe nur wieder," sagte er abwesend. „Ich muß noch einmal fort. Das Wetter ist vorbei —"

„Was gibt es noch?" fragte sie erstickt.

„Sie sind tot. Alle drei. Ich muß noch ins Dorf —"

„Ich gehe mit," sagte plötzlich Susanna, ohne ihn anzusehen. Nino, schon an der Treppe, drehte sich zu ihr, es war ein Schimmer von Staunen oder Zufriedenheit in seinem Gesicht. „Ja, komme. Das ist gut. Nimm einen Mantel. Das ist gut, Susanna."

Unten am Treppenfuß stand Enrico und

Digitized by Google

reichte eine angezündete Laterne hin; er deckte mit einer wunderlichen Bewegung die Hand über sein altes Gesicht, als Nino vorbeiging. Nino lächelte böse.

Draußen war die Luft erstaunlich warm nach all dem Aufruhr. In der schwarzen Nacht kochte der See noch weißen Schaum aus seiner Fläche und sauste fremd. Der Laternenschein glitt rund über die fremde Erde. Zypressen traten an den Weg wie verhüllte Männer und traten wieder ins Dunkel zurück. Nino schwieg. ‚Wohin geht es mit uns?' dachte Susanna dumpf, aber sie fragte nicht. Im Dorf waren hinter winzigen Fenstern ein paar Lichter wach und schauten rot zum kleinen Hafen hin. Die Piazza, zum See hin offen, sah wie eine Bühne aus, unwahrscheinlich und übertrieben mit ihren Laternenlichtern, ihren flachen Häusern, ihrer murmelnden, schwarzen Menschenmauer unter den jagenden Wolken des tiefen Himmels. Ein Priester in langer, völlig durchnäßter Soutane schwang lange Arme ins Licht und sprach. In einem Haus wurde eintönig gebetet. Nino trat an ein Tor und öffnete es. Man wich vor ihm zur Seite, man wehrte ihm nicht, denn er hatte geholfen, aber man wendete sich weg. Drinnen war es friedlich, ein Brunnen rauschte mit kleiner Stimme, eine kindliche Madonna krönte ihn und hielt ihr Kind über das rote ewige Licht. Die Arkaden des kleinen Hofes verschwammen schwarz in der Dunkelheit. Auf dem Kiel eines umgedrehten Bootes, gerade unter der lächelnden, unwissenden Madonna lag etwas, das mit einem Tuch bedeckt war. Eine Frau kniete an dem Brunnen und betete und war selbst ganz steinern in ihrem Schmerz. Sonst war niemand da.

Nino ergriff Susannens Hand und führte sie bis in die Hofmitte. Er stellte seine Laterne auf den Brunnentrog und setzte sich selbst daneben. Er holte Block und Bleistift hervor und legte sie neben sich. Als er die Hand nach dem schwarzen Tuch ausstreckte, begann Susanna unaufhaltsam zu zittern.

„Nino — ich habe noch nie einen Toten gesehen —" flüsterte sie angstvoll.

„Nicht fürchten," sagte er zart und fest. Er schlug das Tuch zurück.

Susanna legte die Hände vor ihre Augen. Er zog die Hände zu sich, er zog sie ganz zu sich herunter, bis sie kniete, und dann hob er die Laterne über die Toten.

„Schau' sie doch an. Sie sind schön," sagte er mit einer Sanftheit, die sie noch nicht kannte.

Sie schaute hin, erst war es ihr eine Qual und dann wurde es still in ihr. Nino hob die Laterne hoch und leuchtete über die drei gestorbenen Köpfe. „Sieh nur hin —" sagte er nochmals zart. Susannens Blick wanderte über die erloschenen Gesichter; der alte Fischer war schön und schlief nur. Der Jüngste hatte das Kinn auf die Brust gedrückt, aus seinem langen Knabenhaar tropfte mit dünnem Ton und stetig das Wasser. Zwischen Vater und Sohn lag ein Mann mit bläulichroter Wunde auf der Stirne und einem erstaunten, beinahe fröhlichen Gesicht. Von den Toten fort wanderte Susannens Blick empor, über Ninos lange, hinweisende Hand, zu seinem starken, verhaltenen Mund, zu seiner hohen, alten Stirne, zuletzt zu seinen Augen, die voll von Sanftmut und etwas Verschattetem, Nachdenklichem waren.

„Was tun wir hier . . . ?" flüsterte sie.

Nino griff ohne Antwort zum Bleistift, sein Blick wurde zielend, suchend, wissend, und er begann vorgeneigt und in sich gewendet zu zeichnen.

„Darf man denn Tote zeichnen —?" flüsterte Susanna später.

„Man muß es. So wahre Züge findet man bei den Lebendigen nicht. Ich habe viele Tote gezeichnet und gemalt. Früher — ich war oft in der Anatomie und habe gezeichnet. Und in der Totenhalle, wo sie die Selbstmörder hinbringen. Wieviel Wahrheit sieht man da, Susanna. Die Toten wissen viel — und wer sie gut kennt, der weiß auch. Manche von ihnen lachen über uns und manche, die immer schlecht waren, sind gut und rein, wenn sie gestorben sind, und haben Mitleid mit uns Lebenden. Und manche sind ganz groß und still — so wie der Alte da. Soll ich dir erzählen, wie diese drei gestorben sind? Ich sehe es ihren Gesichtern an, es ist so laut, als sprächen sie. Der Alte ganz gefaßt, betend und leicht; und dem da, dem Giorgio, ging der Mast über den Kopf, er war bewußtlos, noch bevor er sank, sieh, wie er sich wundert, daß er nicht mehr lebt. Aber der Kleine ist schwer gestorben; der hat sich gewehrt, ist hochgekommen, geschwommen, wieder weggesunken, der hat gekämpft um sein bißchen, armseliges Fischerleben, der hat geatmet, so lang er konnte, und seine Augen waren weit offen, als er starb. Ich habe sie ihm geschlossen. Er heißt Nino wie ich, der Kleine —"

Und mit einer wunderlich zarten, brüderlichen Bewegung strich Nino noch einmal über die verlöschten Augenlider und das nasse Haar, und zeichnete verstummend weiter.

Susanna kauerte sich zu Füßen der Madonna hin und wartete. Die Nacht ging hin,

Digitized by Google

die Luft wurde dünn, die Laterne erblaßte, sie kauerte dorten und schaute Nino an und schaute die Toten an. Es war eine große Fremdheit von ihr zu Nino, aber sie liebte ihn sehr. Es kam ihr eine ferne Ahnung davon, daß er ein Künstler war, ein ewig unbegreiflicher Mensch; voll Mitleid und auch erbarmungslos. Eisig und verbrennend zugleich. Hart und sanft zugleich. Gütig und grausam. Wissend und neugierig. Übersättigt und voll Sehnsucht.

Als sie im Morgengrauen den Hof verließen, standen Männer vor dem Tor des Hofes und warteten. Sie deckten die Hände vor ihre Gesichter, als Nino vorüberging, und ein böses Wort flog ihnen nach wie ein Steinwurf, als sie um die Ecke bogen. Nino lächelte bitter.. „Was rufen sie?" fragte Susanna.

„Nichts. Sie glauben, daß ich den bösen Blick habe. Ich sprach gestern mittag mit den Fischern, die ertrunken sind — nun glauben sie, daß ich Unglück bringe —"

Susanna wendete ihm ihren schweren, überwachten und fragenden Blick zu, aber sie sagte nichts. Sie fror. Er schlug den Mantel fester um sie, den schwarzen Seidenmantel aus einer fernen Abenteuernacht. „Was ist das: Unglück? Ist Sterben denn Unglück —" sagte er später ziellos. Sie gingen in den Morgen hinein zu ihrem Haus, der Nebel stieg, der Himmel wurde klar, der See schlief unschuldig über seiner Tiefe. Nino blieb stehen und griff stark nach Susannas Schulter; er nahm ihr Gesicht zwischen seine Hände und hob es seinen Augen entgegen.

„Susanna: Man hat uns gefunden. Gestern kam der erste Brief von — dort. Es fängt an, Susanna, es kommt auf uns zu — bist du bei mir, Susanna?" fragte er.

„Ich bin bei dir. Immer," sagte Susanna mit abgewendetem Blick.

⁂ ⁂ ⁂

So fing der Abstieg an. So ging er zu Ende.

Die Uhr schlug. Susanna erwachte und öffnete die Augen. Nino hatte es nicht bemerkt. Er saß am Bettrand mit einem Blatt Papier vor sich und zeichnete. Er saß vorgebeugt, seine Hand beschrieb leichte nervöse Kurven, und seine Augen hatten einen spähenden, beinahe gierigen, aber kalten Ausdruck.

„Ich lebe ja noch —" sagte Susanna; es war ihr zum Weinen traurig, aber sie lächelte dabei. Nino hob flüchtig die Augen und zeichnete weiter. „Was meinst du, Susanna?" fragte er dann.

„Ach — nichts. Ich bin nur — ich kam mir so gestorben vor — ich war noch nicht ganz aufgewacht, glaube ich. Du hast mir einmal von einem Mädchen erzählt, von — einer Geliebten, die du im Totenhemd gezeichnet hast. So war mir, als wäre ich dieses Mädchen —"

Nino antwortete nicht. Er zeichnete noch ein wenig, dann legte er das Blatt fort. „Es wird nichts," sagte er. Susanna streckte ihm schmeichelnd ihre Hand hin und er legte seine heißen und fahrigen Finger in ihre, aber er blieb zerstreut. „Zeig' mir das Bild," bat Susanna.

Sie sah es an und erschrak; die Kehle wurde ihr eng und bitter. Sie sah einen Frauenkopf, nicht schön, nicht jung, mit einer schwarzen Falte auf der Stirne, mit einem ermüdeten Schatten vom Ohr zu den Lippen hin, mit armen, gesenkten Mundwinkeln, sehr fremd, sehr zerquält, sehr bemitleidenswert.

„Sehe ich denn wirklich so aus?" fragte sie gepreßt.

„Wirklich: Ja. Bei Schlafenden sieht man ihr Wirkliches so stark. Aber was hinter der Wirklichkeit steckt? Wenn man das sehen könnte und fangen, wenn das für unsre Augen wäre —" antwortete er und brach nachdenklich ab.

Als Susanna den Morgenrock anzog, fragte sie ihn — und es war ein Rest ihrer leichten, damenhaften Anmut darinnen —: „Und hat mich Nino denn noch lieb — trotzdem? Kann Nino eine so häßliche, alte, traurige Frau lieb haben?"

„Ich habe dich lieb," sagte er schwer.

Sie legte ihm die Hände auf die Schultern, er saß noch immer am Bettrand und hatte so schlaffe Hände. Sie schaute ihn an, und langsam wich ihr Lächeln und erschrak tiefer als zuvor. Sie sah, wie Nino sich verändert hatte in diesen Monaten. Sie sah zum erstenmal, wie krank er war. Sie sah die Haut so dünn und gespannt, die Schläfen so ausgebuchtet, die Augen voll Fieber, die Lippen trocken und hart über die Kontur der Kiefer gelegt.

„Ach Nino —" sagte sie zerbrochen und erstickte die aufsteigenden Tränen in einem Kuß. „Was ist —?" fragte er. Sie lächelte schon wieder. „Nichts. Deine Augen sind ansteckend. Ich fange an zu sehen, glaube ich . . ." Sie trat an den Balkon und schaute über den See, der unter Nebeln kochte. „Grau . . ." sagte sie. „Und: ist wieder Post gekommen, Nino?"

„Ja," sagte er und hob die schlaffen Hände nicht auf.

„Und — was?" fragte sie geängstigt.

„Nicht lesen, Su. Nicht. Immer dasselbe. Die Welt kommt so schmutzig und nah an

Digitized by Google

Brandung. Gemälde von Paul Hans Ohmert

Digitized by Google

Digitized by Google

uns, seit sie uns gefunden hat. Unser schönes Niemandsland haben sie ganz verwüstet und verdreckt. Man möchte davon und kann nicht — und ich bin so müde —" setzte er nach einem Atemzug hinzu. Susanna kroch tiefer in ihren Morgenrock, sie las ein Zeitungsblatt, einen Brief, noch einen und ließ dann alles achtlos hinunterfallen. „Die Morgen sind schon kalt," sagte sie; „Enrico könnte Holz in den Kamin legen."

„Enrico streikt ja." Nino lächelte böse. Er nahm seine müden Fieberhände aus dem Schoß und ging zur Türe. Susanna schaute ihm zu, wie er wiederkam, wie er vor dem Kamin hinkniete und dickes Holz zerschlug und in den Kamin steckte. Bald darauf trieb mit den Windstößen grauer Rauch ins Zimmer und Nino wendete sich ab und hustete. Susanna trat auf die Loggia hinaus und streckte das Kinn zum Himmel.

„Wie dunkel es um uns geworden ist ..." flüsterte sie klagend. Nino rückwärts am Kamin krampfte seine mageren Schultern einwärts und verbarg seinen Husten vor ihr. Über den Himmel, dem Susanna ihr sehnsüchtiges Gesicht entgegenstreckte, kam es dunkel und flatternd, Züge von Vögeln, die südwärts flogen. Susanna preßte die Hände vor ihr Gesicht und flehte: Ich möchte heim zu meinen Kindern, Nino, ich möchte zu meinen Kindern ...

Aber sie bat es lautlos nur tief innen, dort, wo es unerträglich weh tat, und Nino hörte nichts davon ...

An diesem Herbsttag war es, daß Herr Mönkeberg auftauchte, Herr Mönkeberg vom Institut Helios. Herr Mönkeberg mit Mantel, Reisemütze, braunen Stiefeln, mit weltmännischem Gehaben, einem Schmiß überm Kinn — denn er hatte einmal Jus studiert, — mit einem Kneifer vor seinen zudringlichen Augen, und mit einer Vollmacht des Gatten, Herrn Rechtsanwalt Dr. Fritz Senius.

Herr Mönkeberg tauchte auf, stellte sich vor, setzte sich auf der Terrasse hin, ohne aufgefordert zu sein, legte ein dickes Bein in Wickelgamaschen über das andere und entwickelte seine Ansichten.

„Es wird Ihnen, Herr Mayolf, gewiß der Name unseres Institutes Helios nicht unbekannt sein," so sagte er etwa „Es ist das renommierteste Institut auf diesem Gebiet und vor allem in der diskreten Abwickelung von vertraulichen Aufträgen stehen wir an erster Stelle, wie Ihnen viele erstklassige Referenzen bezeugen können. Diskretion scheint mir und meinem Auftraggeber, Herrn Rechtsanwalt Doktor Senius, auch in diesem Fall das erste Erfordernis zu sein, weshalb ich mich veranlaßt sehe, persönlich die Herrschaften aufzusuchen. Auch haben Sie, Frau Senius, bisher die diversen Schreiben Ihres Mannes ebenso wie seines juristischen Vertreters absolut unbeantwortet gelassen, absolut unbeantwortet —" (ist so etwas möglich? fragten seine Kneiferaugen), „ich muß Sie also nochmals auf alle darin erwähnten Punkte hinweisen. Ist mir vielleicht eine Zigarre gestattet? Die Luft hier ist ja so ausgezeichnet —"

Und nachdem Herr Mönkeberg eine Zigarre in den Mundwinkel gehängt hatte, wies er auf alle Punkte hin. Doktor Senius hatte, trotz juristisch klar zutage liegender Tatsache der böswilligen Verlassung, keine Scheidungsklage eingereicht und war auch nicht willens, eine solche einzureichen. Auch Frau Senius hatte überraschenderweise noch nicht den Wunsch nach Scheidung ausgesprochen. Was nun die Diskretion betraf, so hatten die Blätter sowohl als die Gesellschaft es leider, leider daran fehlen lassen, und Tratschartikel, üble Witze und anonyme Schmähungen waren vorgefallen und wohl auch zu Ohren der Frau Senius gedrungen?

„Nein," log Susanna und schluckte Tränen.

„Trotzdem," so fuhr Herr Mönkeberg fort, „ist unser Auftraggeber nach wie vor der Ansicht, daß der Skandal, der unzweifelhaft vorliegt, nicht unüberbrückbar wäre. Eine längere Reise ins Ausland, schlimmstenfalls sogar ein Wechsel des Domizils, Übersiedlung in eine andere Stadt, würde schließlich Gras über die Sache wachsen lassen. Unser Auftraggeber seinerseits scheint jedenfalls zu jedem Opfer bereit, wenn Sie, Frau Senius, gutwillig zu ihm zurückkehren. Als sein Bevollmächtigter fordere ich Sie daher hiermit auf, sich den gesetzlichen Pflichten als Ehefrau zu fügen."

Susanna schaute ihm erstaunt und ohne Verständnis auf den Mund, dann zu Nino, der dort saß und Weinblätter zwischen den Fingern zerrieb und möglicherweise gar nicht zuhörte.

„Das Institut ‚Helios' hat sich um die Gründe seiner Klienten nicht zu kümmern, es ist nicht seine Sache, zu ermitteln, welche sogenannten Gefühle oder Sentimentalitäten oder wie man es ausdrücken mag, die Entscheidung unserer Auftraggeber beeinflussen," fuhr Herr Mönkeberg fort. „Jedoch vollziehe ich einen Auftrag des Herrn Doktor Senius, wenn ich Ihnen, Frau Senius, mitteile, daß vor allem die Rücksicht auf die vorhandenen Kinder ihn veranlaßt, auf der

Digitized by Google

Fortdauer des Ehebandes zu bestehen und eine Scheidung auf jeden Fall zu verweigern, falls eine solche von Ihrer Seite beantragt würde —?"

Da auf diese halbe Frage nichts erfolgte, warf er seine Zigarre weg, bohrte sie mit dem Absatz in die Gartenerde, nahm den Kneifer ab und sagte noch: „Dies wäre der erste Teil meines Auftrages. Als Privatmann möchte ich mir vielleicht erlauben zu bemerken, daß ich Herrn Rechtsanwalt Senius für einen durchaus edlen und kulanten Charakter halte."

Herr Mönkeberg setzte den Kneifer wieder auf. „Ich komme," sagte er mit nachdrücklicher und erhobener Stimme, „nunmehr zu meinem Auftrag an Sie, Herr Mayolf. Unser Klient setzt Ihnen eine Frist von acht Tagen; wenn innerhalb dieser Frist Frau Senius nicht zu ihrem rechtmäßigen Gatten zurückgekehrt ist, wird gegen Sie Klage wegen Entführung erhoben. Überdies ist es bekannt, daß Sie die Grenze mit gefälschten Papieren überschritten haben und sich unter falschem Namen hier aufhalten. Desfalls wird unnachsichtlich die Anzeige gemacht werden. Da wir Ihre äußerst bedrängte finanzielle Lage ermittelt haben, ist unser Klient bereit, Ihnen eine gewisse Summe zu überweisen, welche Sie in den Stand setzen würde, für einige Zeit aus dem Gesichtskreis unseres Klienten zu verschwinden. Ich teile Ihnen dieses hochherzige Angebot ausdrücklich mit. Sie dürften selbst wissen, daß Ihre Lage unhaltbar ist. Wie mir im Dorf unten, wo ich wohne, gesagt wurde, ist mit Ende des Monates Ihr Mietrecht an dieses Haus erloschen, und bei der Erbitterung, die aus vielen Gründen gegen Sie herrscht, ist an einen neuen Mietkontrakt nicht zu denken. Wohin werden Sie dann gehen —?"

Nino begann plötzlich zu lächeln. „Ja, wohin —?" sagte er versunken, gar nicht zu Herrn Mönkeberg, der aus dem Konzept gekommen war. Er erhob sich, stellte sich auf die Gamaschenfüße und endigte: „Ich habe mich hiermit zunächst meines Auftrages entledigt. Ich ziehe mich zurück und ersuche die Herrschaften, ihre Entschlüsse zu fassen. Ich wohne im Dorf unten im Albergo — scheußliches Lokal übrigens — und erwarte dort Ihre Entscheidung. In drei Tagen werde ich mir erlauben, vorzufragen. Ich habe Ihnen, Frau Senius, noch zu sagen, daß Herr Doktor Senius sich in Torbole befindet und sofort bereit ist, Sie hier mit dem Auto abzuholen, beziehungsweise Sie dort zu erwarten."

„So nah? Sind die Kinder auch dort?" fragte Susanna schnell und biß nachher die Zähne zusammen.

„Letzteres ist mir leider nicht bekannt," erwiderte Herr Mönkeberg. Er nahm den Kneifer ab und wurde wieder ein Privatmann. Als solcher sagte er milde: „Ich würde Ihnen, Herr Mayolf, in Ihrem eigenen Interesse und in dem einer ehrenwerten Familie dringend empfehlen, die Entschlüsse der gnädigen Frau nicht ungünstig zu beeinflussen . . .!"

Nino schaute ihn gar nicht an, er blickte ziellos zum See hin, über den immer neue Scharen von Vögeln südwärts flogen.

„Ich halte Susanna nicht. Sie entscheidet allein über sich —" sagte er achtlos.

Hierauf verstummte Herr Mönkeberg vom Institut Helios. Er machte eine Verbeugung vor Susanna, eine zweite vor Hans Mayolf, er setzte seine karierte Mütze auf und entfernte sich, kam unterhalb der Terrasse nochmals zum Vorschein und entschwand endgültig in dem Zypressengehölz, das zum Dorf hinführte. Nino schaute ihm nach.

„Er zieht ein Bein etwas nach, das tun selbstbewußte Leute oft, wenn sie innerlich unsicher sind —" sagte er leichthin. Aber als er Susannens entsetzten und ratlosen Blick traf, beugte er sich jäh zu ihr und nahm sie in seine Arme, barg sie ganz stark an seiner Brust und flüsterte: „Das war die Welt. Laß sie nicht zu uns, Susanna, laß sie nicht über uns kommen —"

Sie fragte: „Ist wirklich alles so verbaut, Nino —?"

„Ja. Verbaut ist vieles. Das Institut Helios ist nicht schlecht informiert," sagte er und lachte; es tat ihr weh, wie er lachte. Er legte seinen Mund auf den ihren, ganz innig und versunken, da löste sich alles in ihr, so blieben sie lange.

Am Abend, als der Himmel sich geklärt hatte und die ersten Sterne heraufzogen, trat er vor sie hin und sagte: „Jetzt essen wir die letzten Trauben, Su." Er hielt ihr eine schwere, schwarze Traubendolde hin und seine Hand bebte ein wenig. Als sie aufschaute, erkannte sie in seinem Gesicht die seltsame Trunkenheit jener Gewitternacht wieder, die flackernde, dunkle, süße und aufzehrende Todestrunkenheit. Da erschrak sie tief, ihr müdes und leergeweintes Herz setzte aus und begann dann still und stark zu schlagen, als er fragte: „Willst du mit mir hinausfahren, Susanna?"

„Ja," sagte sie gehorsam. Sie nahm den schwarzen Seidenumhang und folgte ihm zum Boot. Sie selbst spürte es so, als gingen sie wie zwei Schatten durch den abend-

Digitized by Google

lichen Perlmutterglanz des Ufers hin; auch das Segel war nur ein Schatten, hart und schwarz gegen den See, der noch den Widerschein des Himmels trug. Sie glitten sanft hinaus. Eine Wolke, die erst noch gelb gewesen war, folgte tief unten ihrem Kiel und wurde rot, dann grün, dann sank sie aufgelöst in die Tiefe. Der See war leer. Die letzten Segel zogen verschlafen zur kleinen Bucht. Die Ufer verschwanden im Abend, ein Wasservogel hoch über dem See schrie hell und stieß herab, dann wurde die Stille noch tiefer. Nino lehnte sich zurück und ließ das Boot treiben.

„Wohin, Nino . . .?"

„Wohin willst du?"

„Wenn ich es wüßte. Fort. Fort. Weiter —"

„Zurück, mein Su? Dorthin?"

O Kinder, Kinder, Qual und Sehnsucht. Behütetes, leichtes Leben du, gutes, helles Leben, Musik und Tanz und eine silberne Schärpe, wehend — so fern —

„Ich weiß es nicht. Ich weiß es ja nicht, Nino —. Zurück kann ich nicht mehr. Wie ich war, werde ich nie mehr —"

„War es schön, Su, das mit uns —?"

„Ja, Nino, schön."

„Soll es häßlich enden, Susanna —?"

„Soll es denn enden, Nino?"

Seine Augen kamen zu ihr, groß und inbrünstig, still und voll einer unermeßlichen Zärtlichkeit.

„Soll es heute geschehen, Susanna?" fragte er unhörbar.

Aber sie verstand ihn doch.

Sie schob sich zu ihm und schloß die Augen. Da war alles noch einmal. Er forderte und sie gab. Erst einen Tanz, dann einen Kuß; dann warf sie die Ringe in den Fluß. Dann floh sie mit ihm. Nun war sie bei ihm; nun forderte er das letzte.

Sie schob sich noch dichter an ihn, an seine Wärme, an seinen geliebten Körper, sie legte seine Hände um ihre Schultern und barg sich ganz in ihm. Er hatte kein Fieber. Seine Hände waren kalt, auch seine Lippen, auch seine Augenlider, die er sinken ließ und die sie küßte.

Das Segel legte sich wie eine atmende Brust in den Wind. Den Himmel oben sah Susanna noch, als sie sich zurücklegte, er war so groß, so voll von Sternen, so unermeßlich still und sehr nah. Das Boot schwankte. Ninos Umarmung wurde stärker, herrischer, das Boot neigte sich tief, die erste kühle Welle ging über sie hin. Sie atmete noch einmal, die Lippen stark auf seine Lippen gepreßt. Erst sah sie noch den Himmel, dann war da eine Finsternis, sie sank in Dunkles, Weiches ein. Es summte tief, es kam ein großes, schwarzes Brausen, dann kamen Wellen, kamen Wellen, — Ringe, — Kreise, — dann wußte sie nichts mehr und spülte fort . . .

* * *

„Was ist Ihnen, gnädige Frau? Sind Sie schwindlig?" fragte jemand.

„Ja. Nur jetzt. Einen Augenblick. Es ist gleich gut," antwortete Susanna Senius.

Sie öffnete mit Anstrengung die Augen. Der Saal war noch da, mit seinen Lüstern, Wandgemälden, Menschen. Die Musik spielte noch. Man tanzte noch den letzten Boston vor dem Souper. Der junge Herr mit dem törichten Gesicht war noch da und starrte Susanna betrübt ins Gesicht. Sie lächelte ihm zu. „Ich glaube, ich habe mich übertanzt —" sagte sie zu ihm. „War ich sehr schwindlig? Ich weiß gar nicht —"

Jetzt erst schaute sie gesammelt in den Saal, durch den Hans Mayolf auf sie zuschritt. Er hatte die Saalmitte schon überholt, sie sah sein Gesicht jetzt deutlich, es war sehr mager, sehr braun, sehr erblaßt. Es sah fiebrig aus, Ninos Gesicht, und war von einer äußersten Anspannung zur Ruhe gezwungen. Seine Augen kamen auf sie zu, voll von schmerzlichem Ernst, voll Entscheidung und Schicksal. Auch sie erblaßte jetzt, sie spürte, wie ihr Blut ihr aus den Lippen und vom Herzen fortrann.

Und dann zog sie langsam, ganz ohne Gedanken, den Handschuh wieder über ihre ausgestreckte Hand . . .

„Wollen Sie mir diesen Tanz schenken?" fragte Hans Mayolf, als er vor ihr stand.

Es dauerte noch eine Sekunde, bevor sie ihm antwortete. „Ich danke, Herr Mayolf," sagte sie. „Ich tanze nicht mehr."

Er nahm seinen Blick von ihren Augen fort und verbeugte sich tief.

„Ich bitte um Entschuldigung, gnädige Frau —" sagte er leise und drehte sich um. Sein magerer Rücken entfernte sich, verlor sich im Gedränge des Ausganges. Er war fort. Er war erledigt. Man konnte heimgehen in sein hübsches Haus und schlafen —

Susanna Senius stand noch einen Augenblick und horchte vor sich hin; aber die Musik hatte eben aufgehört zu spielen. Es kam ein wenig Kühle vom Fluß und von den Golfwiesen in den Saal, und man fing an, die Lichter abzudrehen. Die Pause begann nun wirklich.

Susanna Senius nahm ihre silberne Chiffonschärpe auf und legte ihren leichten, behandschuhten Arm in den Arm des jungen Herrn.

„Bitte, führen Sie mich zu meinem Mann," sagte sie.

Digitized by Google

Der „Malflugfranz"

Bilder und Plaudereien vom Maler Ernst Vollbehr

„Sie, als Maler, müssen die Wolken studieren wie einen Menschen, den Sie porträtieren wollen!" sagte mir mein Meister, als er mir über meine in Griechenland gemalten Bilder Korrektur gab.

Diese Worte haben einen großen Eindruck auf mich gemacht. Beim Malen der hochaufgetürmten, gigantischen Wolkenmassen über den feuchtschwangeren, flußreichen Urwäldern Brasiliens und Afrikas habe ich stets an diese Belehrung denken müssen. Ich vertiefte mich so sehr in das Studium der Luft und der Wolken, daß meine nächtlichen Träume mich oft in die höchsten Himmelsregionen hinwegnahmen. Es waren für mich erdenbefreiende, selige Träume. —

Erst als Kriegsmaler sollte ich meine luftigen Modelle von nahem sehen, denn neben meiner Aufgabe, die einzelnen Phasen wichtiger Gefechte festzuhalten, wünschte man, daß ich auch von der Luft, von der Höhe des Flugzeuges oder Fesselballons die gesamte Westfront in zusammenhängenden Bildern festhielt. — Wie gerne denke ich an meinen ersten Flug! — Wir schraubten uns immer höher hinauf, kamen einige Zeit in dichten Nebel und waren dann über das Wolkenmeer geraten. Über uns der grünlichblaue, kristallklare Himmel, unter uns grünlichweiße Kumuluswolken, wie Gletschereis mit Neuschnee. An einigen Stellen wagten es Wolkenfetzen in grotesken Formen sich zu erheben, um leichten Regen herabzusenden. Der Wind erhaschte sie aber bald und ordnete sie der ungeheuren Wolkenfläche wieder ein. Ein eigenartiges Gefühl der Weltabgeschiedenheit umfing mich dort in den Urregionen.

Der ernsteste Kriegsflug war der, den ich am ersten Offensivtag über der gewaltigen Verdunschlacht unternehmen mußte. — Über das mörderische Trommelfeuer, über die blutigen Gefechte, die brennenden Städte, will ich nicht nachdenken. Mit 42 Maschinengewehrtreffern landete das Flugzeug abends. Ich hatte viele Farbenskizzen und viele wertvolle Randzeichnungen mit heimgebracht, die mir zur Ausarbeitung meiner Aufgabe, Darstellung der Gefechte und des Terrains, dienlich waren. —

Inzwischen ist der Krieg und die Revolution vorbei, das Versailler Schanddiktat wurde unterschrieben und damit auch das Schicksal der deutschen Kriegsflugzeuge besiegelt. Der deutsche Geist aber lebt, und neue Typs friedlicher Flugzeuge sind erfunden und erbaut worden. Ich selbst bin für meine Kriegskameraden, die Führer vieler meiner Kriegsflüge, immer noch der „Malflugfranz" geblieben.

Letzte Weihnachten besuchten mich mehrere dieser Kameraden, die noch mit Leib und Seele Flieger sind. Ich mußte viele der im Banktresor verstaubten Kriegsskizzen in mein Atelier holen. Viele ernste und erhebende Erinnerungen an die gewaltige Zeit, da wir viereinhalb Jahre gegen die ganze Welt kämpften, traten beim Anschauen der bildlichen Dokumente vor unsere Augen. — Doch mit einem Ruck verscheuchten wir alle traurigen Gedanken, denn es gilt ja nun Deutschlands Wiederaufbau.

Die prophetische Weissagung eines dieser Freunde klang an mein Ohr: „Über Europa brodeln und zischen noch immer die unheilvollen Gewitterwolken. Das friedliche Passagierflugzeug ist bestimmt, sich darüber hinweg in den reinen Äther zu schwingen, um der bald aufgehenden Sonne entgegenzufliegen. Grenzen, Zölle, Menschenrassen, Freunde und Feinde wird es friedlich überbrücken."

Mein Freund wollte mich bei meiner Ehre packen, indem er mir sagte: „Vollbehr, du, der du im Krieg das schnelle, sichere Malen vom Flugzeug aus lerntest, hilf diese Idee durch deine Kunst populär zu machen, fliege wieder, zeige durch deine Bilder, welch ungeahntes Neuland für die Kunst, für den ästhetischen Genuß — und für die schnellen Reiseverbindungen im Flugzeug liegt!"

Fliege und male!

Ich habe es gerne versprochen, bin viel in Passagierflugzeugen geflogen und habe zahlreiche Bilder aus der Luft gemalt, vorerst von der malerischen Umgebung Münchens. Viele meiner Atelierbesucher habe ich durch meine Bilder begeistern und zu Luftreisen bestimmen können, und aus ihren Erzählungen klang die hellste Begeisterung über all das Göttliche, was sie über den Vorbergen, über den schneeigen Alpenriesen geschaut hatten. Konnten sie vorher doch nicht ahnen, daß ein Flug so viele Reize birgt — und dabei so völlig gefahrlos ist.

Ich, der ich nun schon so oft geflogen bin und der ich hoffentlich noch viel Gelegenheit

Digitized by Google

Blick auf das Wettersteingebirge und den Starnberger-See von einem Junckersflugzeug aus in etwa 1000 Meter gemalt

Digitized by Google

hiezu haben werde, bin in der Rückerinnerung an einen Abendflug zur Zugspitze noch ganz berauscht. Es war bereits eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang. Mit zwei lieben Freunden bestieg ich das Flugzeug, um von der viersitzigen Kabine aus zu malen. Ich hatte es so eingerichtet, daß die beiden rückwärtigen Klubsessel für mich frei waren. Auf jedem stand ein Skizzenblock. Ich kniete auf einem Kissen vor den Sesseln, um nach rückwärts von den Fenstern aus malen zu können. Das Flugzeug erhob sich, mit uns der Horizont und die Sonne, die, je höher wir stiegen, gleißender in unser Kupee schien. Der ganze Himmel und die Erde, auf der nur der Ammer- und der Starnberger See als gelblich weiße Fläche sichtbar waren, waren ätherisch überstrahlt. Allmählich ging die Sonne tiefer, und die Erde war plötzlich in tiefe Schatten getaucht. Das Loisach- und Isartal traten aber dennoch klar sichtbar aus den herrlichen, violettbraunen Tönen der Wälder und noch winterlichen Felder heraus. Die Vorberge waren violett mit blauen Schneeflächen und die ganze, zackige, schneebedeckte Alpenkette war in ein glänzendes, rötliches Feuer getaucht. Die dritte Skizze war fertig. Vor uns, alles überragend, lag die Zugspitze im Abendsonnenschein. Der Absturz zu den rosa-getönten, dunstigen Allgäuer Alpen war scharf beleuchtet. Die Gletscherwelt des Schneeferners und des Höllentalferners, als große Kratertrichter erscheinend, lag in grün-blauen Schatten, dagegen waren die der Sonne zugekehrten Gletscherwände scharf beleuchtet. Wieder erklang da eine neue Farbensymphonie!

Wir kamen immer näher zur Zugspitze, konnten einen tiefen Einblick in die Gletscherwelt von oben herab tun. Nun machte das Flugzeug eine Wendung. Wir flogen an der Gebirgskette entlang. Nur noch der Großglockner und der Großvenediger thronten im Lichtglanz über der bereits beschatteten Erde. Dann erloschen auch diese gigantischen Lichtfackeln. Der Heimweg wurde angetreten. Eine linealgerade, wagrechte, dunkelviolette Nebelschwade lag über der bayrischen Hochebene. Der Himmel, trotzdem die Sonne längst untergegangen, war von einer tropischen Farbigkeit, die sich trotz des Erdennebels im Ammersee und im Pilsensee spiegelte, während der Starnberger See, über dessen Ostufer wir entlang flogen, viel dunkler

Der Bodensee bei Konstanz mit dem Rhein aus etwa 1500 Meter Höhe gemalt

Digitized by Google

Zürich mit Züricher-See aus 1000 Meter Höhe von einem offenen Schweizer Militärflugzeug aus gemalt

als der Himmel erschien. Auf der Erde wurde dann immer mehr Nacht, hier oben herrschte noch Helligkeit. Durch den Dunst schienen bald darauf die vielen Perlschnüre der Münchener Straßenlampen. Wir gingen in großen Spiralen aus der Höhe von 3000 Meter herunter, flogen dicht über München hinweg nach Schleißheim zur Flughalle. Wir waren alle ganz benommen von dem göttlich Schönen, das wir mit Hilfe des Flugzeuges haben genießen dürfen.

Nun möchte ich von einem Flug München—Genf erzählen. Eisenbahnfahrtzeit: D-Zug München—Genf 21 Stunden. Flugzeit dieselbe Strecke: 3½ Stunden. Hier im rauchigen Abteil auf der Erde entlangkriechend, dort in luftiger, sonniger Höhe über Seen und Gebirge hinwegschwebend. Hier in München noch Nässe und Kälte und dort in Genf

über dem Wolkenmeer. Gemalt vom Kampfflugzeug aus. In 2000 Meter Höhe oberhalb der Maas

Digitized by Google

Der Genfer-See, Dent du midi, Mont Blanc aus etwa 1500 Meter Höhe von einem Junckersflugzeug aus gesehen

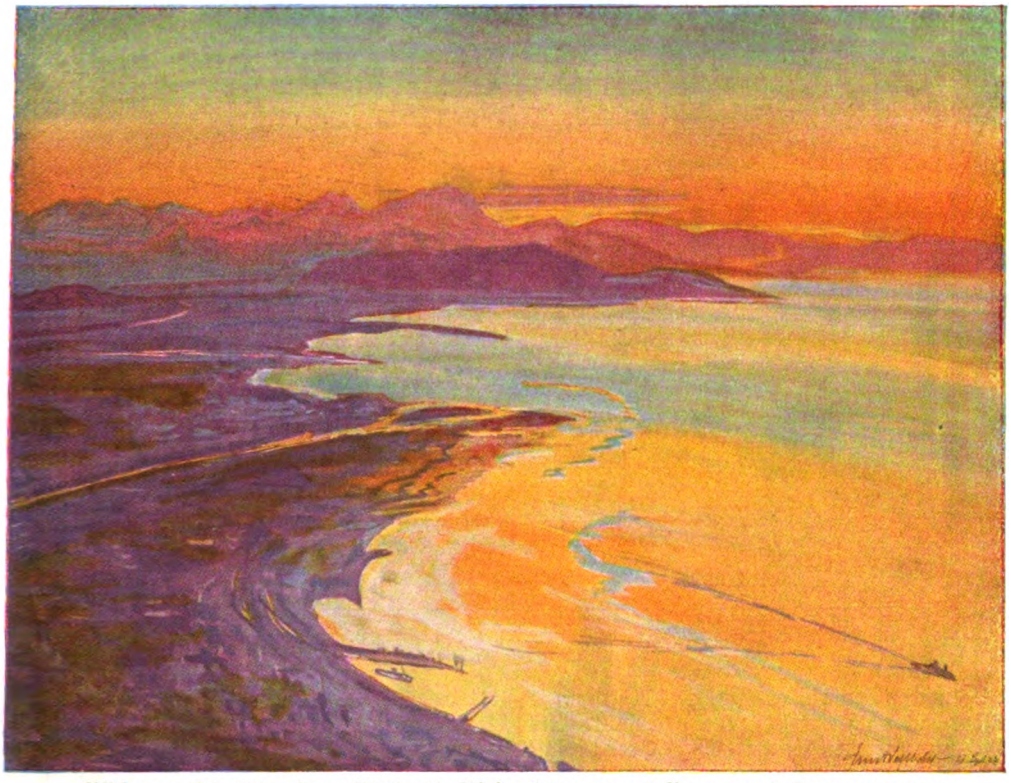
fast subtropische Wärme, Farben, Bäume und Menschen. Hier das liebe Weiß-blau, dort blauweißrot und rote Fahnen mit weißem Kreuz. Das erste Frühstück noch in München, das zweite bereits in einem französischen Restaurant. Hier in München werden die Neuesten Nachrichten, dort das „Petit Journal" ausgerufen — und zwischen all diesen verschiedenen Bildern nur drei Stunden Flugzeit!

Ich konnte glückstrahlend mal wieder losfliegen. Ich fühlte mich mal wieder so recht als Sonntagskind. Das Wetter sah zwar an dem Morgen gerade nicht sehr einladend aus, es war nebelig und naßkalt. Der Flugplatzleiter auf Oberwiesenfeld war aber anderer Meinung, denn er empfing mich mit den Worten: „Gratuliere, tadellose Wetterberichte, bald wird klare Sicht sein." —

Ich breitete auf den beiden rückwärtigen Lederklubsesseln wieder meine Malsachen aus, kniete nieder und fing, als wir das nördliche Ufer des Ammersees überflogen, gleich an zu malen. — Alles grau in grau, vom Gebirge keine Spur. Himmel und Erde gingen in eins über, nur die Wasserflächen des Ammer-, Pilsen- und Wörthsees schauten als hellere Flächen unter uns aus dem Grau heraus. Dann war die Sicht völlig weg, und wir sausten gegen den Wind durch zerrissene Wolkenfetzen, nur 100 Meter über dem Erdboden dahin. Es schneite und regnete und es war für mich eine neue aber keine kleine Aufgabe, diese Wolkenkämpfe aus nächster Nähe zu malen.

Jetzt wurde es aber doch um uns herum etwas heller. Die grauen Wolken wurden von weißen verjagt, und darüber wurden sogar Gutwetterboten sichtbar, aufgeballte Kumuluswolken, die von einem entgegengesetzten Wind getrieben wurden. Wir stiegen sofort 1000 Meter hoch und hatten plötzlich Rückenwind. Der Sturm fegte die unter uns liegenden zerfetzten Sturmwolken dem armen Bayernlande zu, sie waren dann plötzlich ganz verschwunden und wir genossen einen bezaubernden Blick auf den in märchenhafter Farbe unter uns liegenden Bodensee. Hochaufgeballte, feststehende, weiß konturierte Kumuluswolken standen über dem Gebirgsrand. Dann, von Meersburg kommend, überflogen wir den ganzen See bis Konstanz. Schnell sauste wieder die Hand mit dem Pinsel über die Papierfläche, um dieses neue

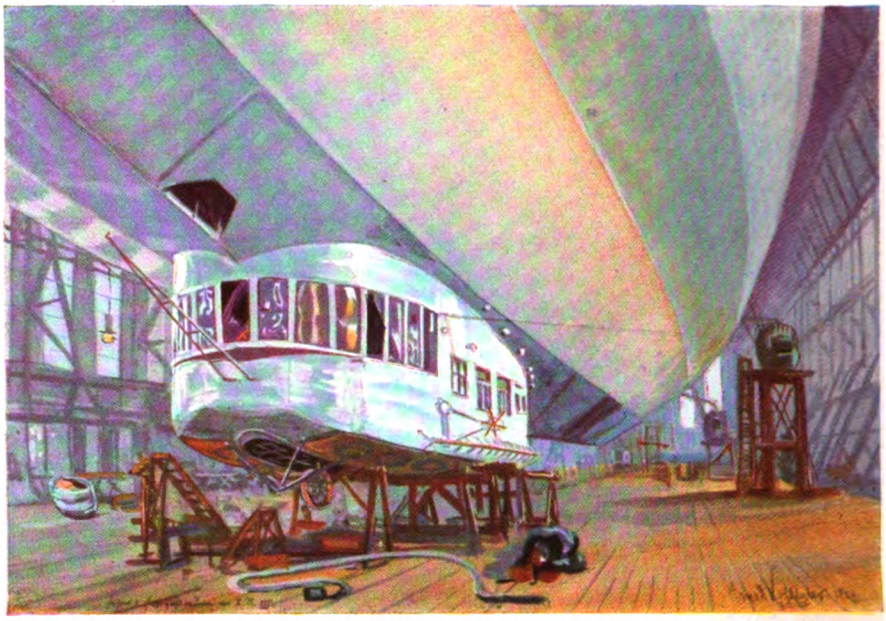
Digitized by Google



Blick vom „Z. L. 126“ auf den Säntis, die Rheinmündungen und Bregenz nach Sonnenuntergang

Märchen zu bannen. Vor uns das alte Konstanz mit dem Konzilhaus und dem schönen Klostergebäude, dem Inselhotel. Unter uns der Austritt des Rheins aus dem Schwäbischen Meer. Links die Insel Mainau, rechts Reichenau, und dann lag Konstanz wieder hinter uns und wir überschauten zum letztenmal den Bodensee in seiner ganzen Länge bis nach Lindau. Dann waren wir über der Schweizer Grenze, durchflogen die Kumuluswolkenwand, kamen über die Stadt Frauenfeld, sahen zwischen den Bergen Winterthur und St. Gallen. Wir landeten auf dem Schweizer Militärflugplatz Dübendorf bei Zürich. Schweizer Fliegeroffiziere kontrollierten unsere Pässe und baten mich freundlich, ihnen meine soeben entstandenen Luftskizzen zu zeigen. Da ich gerne gleich weiterfliegen wollte und die bequeme Junckersmaschine zu meinem großen Bedauern dortbleiben mußte, wurde mir, dem früheren deutschen Kriegsmaler, von den Schweizer Offizieren zum Weiterflug nach Genf bereitwillig ein offenes Militärflugzeug zur Verfügung gestellt. Ohne irgendwelchen Windschutz saß, resp. kauerte ich darin und mußte beim Malen mit der linken Hand und den Knien nicht nur eine wacklige Kiste, die mir als Staffelei diente, sondern auch den Skizzenblock und die große Blechpalette festhalten und mit der rechten Hand nicht nur malen, sondern auch die Fliegerkappe, die vom Luftzug mir stets über die Augen rutschte, hochschieben. — Die Sonne knallte auf den Skizzenblock, die Farben trockneten bei dieser Hitze und bei dem enormen Luftzug rasend schnell, was beim Temperamalen recht unangenehm sein könnte, wenn man diese Technik nicht in jeder Situation beherrschte. Tief unter mir das liebliche Schweizerland mit seinen vielen Wäldern und seinen zwischen grünen Wiesen verstreut liegenden, schindelbedeckten Bauernhäusern und Dörfern. Wir überflogen den langgestreckten Züricher See mit dem ausgedehnten Stadtpanorama. In den blaßgrünbläulichen Himmel ragten gelblich geballte Kumuluswolken. Unter uns Burgdorf. Bern blieb links liegen, ebenfalls der Bieler See und der von Norden nach Süden langgestreckte Neuchateller See, der zu Füßen des französischen Jura sich entlang zieht. Wir überquerten den Murtensee und sahen ihm bis auf den tiefsten Grund. Dann Freiburg. Über Lausanne erreichten wir die Perle aller

Digitized by Google



„Z. L. 126“ fahrbereit in der Friedrichshafener Riesenhalle. Im Vordergrunde Führer- und Passagiergondel

Seen: den Genfer See. Ich hatte längere Zeit senkrecht nach unten schauend gemalt. Als ich nun hier den Blick erhob, erschrak ich fast über die aus dem Duft des Hintergrundes hervortretende, in Schnee und Eis gehüllte Welt dieser Alpenriesen.

Über die Seefläche huschten, vom leichten Winde getrieben, lila Töne hinweg. Die Ränder des Sees waren hell smaragdgrün. Unter uns, in der dunkelblauesten Stelle, fuhr ein weißer Dampfer, der ein langes, spitzes, spinnenartiges Wellendreieck hinter sich ließ. — Die Augen gingen von unten hinweg wieder nach oben zu der Pracht der Gebirgswelt, zu den Alpenriesen, zur Dent du Midi und zum Montblanc, die in eisiger, erhabener Pracht aus dem weichen Duft herausleuchteten. — Plötzlich Gleitflug. — Die Berge wurden niedriger, das gewaltige Panorama der Bergriesen verschwand immer mehr, der See kam immer näher und wurde immer farbiger. — Genf lag unter uns. — Über hohe Bäume hinweg war der Startplatz erreicht. Der Vorhang fiel. — Die Räder berührten den Boden. — Die Maschine rollte in den Schuppen. — Menschen redeten uns französisch an. — Wir waren in Genf.

Wir waren nur 3½ Stunden in der Luft gewesen, die schnelle Anhäufung von enormen Eindrücken, das fieberhaft schnelle Malen von 14 Skizzen hatte alles Zeitmaß verwischt. Mir war, als ob es Tage wären, die mich von München trennten. Ich bin glücklich, daß ich als Medium der großen Natur, die mir die Hand führt, solche Erinnerungsblätter heimbringen kann.

Das Bekanntwerden meiner Fluggemälde hatte mir die schöne Aufgabe eingetragen, als einziger Maler bei Bau- und Probefahrten des im Oktober nach Amerika überführten Zeppelin-Luftschiffes die künstlerischen Abschlußdokumente dieses fünfundzwanzigjährigen Kulturwerkes zu schaffen.

Da die deutsche Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit die Vollendung und die Probefahrten dieser einzig dastehenden deutschen Geistesarbeit notwendigerweise verlängerten, habe ich während dieser Wartezeiten nicht nur das gewaltige, 200 Meter lange Luftschiff in der Halle von innen und außen gemalt, sondern mir auch bei dem bekannten Seeflieger Truckenbrodt, mit dem ich Freundschaft schloß, auf seinen Bodenseerundflügen in seinem Dornier-Delphin ein Dauerplätzchen als Malflugfranz erobert.

Wenn ich nun Antwort geben soll auf die Frage: „Malt man vom Flugzeug oder vom Luftschiff angenehmer?“ so muß ich sagen, daß mir die Beantwortung schwer fällt. — Aus einem weit über 1000 Meter hoch fliegenden Flugzeug ist es ein leichteres Malen, da der von mir ins Auge gefaßte Gegenstand auf der Erde länger in meinem Gesichtsfeld bleibt, als von dem oft nur 200 bis 300 Meter hoch fliegenden Zeppelin, unter dem die Ortschaften schnell entschwin-

Digitized by Google

Die Zugſpitze bei Sonnenuntergang aus etwa 3000 Meter Höhe von einem Junckersflugzeug aus gemalt

Digitized by Google

Blick vom Passagierraum eines Dornierflugzeuges in den Führerraum

den. Im Flugzeug male ich kniend nach rückwärts und mache alle Bewegungen desselben mit, ohne daß sie mich beim Malen stören. Der Zeppelin ist stabiler und daher bequemer; ich kann sogar an der Staffelei am Fenster stehen und malen. Im offenen Flugzeug ist freiere Sicht nach allen Seiten und man hat das erdenbefreiende, glückselige Gefühl des Fliegens. In der Zeppelin-Passagiergondel hat man beschränktere Sicht, wenn man hier auch von einem Fenster zum andern gehen kann. Im Flugzeug hat man höchstens ein oder zwei Zuschauer, im Zeppelin 20, ja 30, und man wird in den unglaublichsten Malstellungen gekientopt, was bei der Arbeit stört. Das Weltabgeschiedensein, das „überallemschweben“ fällt im Zeppelin völlig weg, zumal die Probeflüge, natürlich nur bildlich gesagt, ein Gerausche zwischen der deutschen und der ausländischen Presse und den Kinovertretern hervorriefen, wobei Amerika stets in allem siegte. Das stolze deutsche Wunderwerk des Grafen Zeppelin wirkt gewaltiger von außen, als inmitten der meist fremdländischen Passagiere, die oft nur der Nervenkitzel veranlaßte, an der Jagd nach der Fahrterlaubnis und an der Fahrt selbst teilzunehmen: Sie sahen nicht mit Maleraugen die Gotteswunder, die die Natur uns vom Zeppelin herab offenbarte.

Eine technische Leistung war bei der Zeppelin-Probefahrt, als wir uns über dem Arlberg befanden und dem Führer telephonisch die Aufgabe gestellt wurde, die Fenster der Führergondel zu verhängen, nur durch Peilapparat sich telefunkisch leiten zu lassen und geraden Kurs auf das Postamt von Konstanz zu nehmen. Das Luftschiff drehte sich sofort nordwest und der Apparat, deutsche Geisteserfindung, führte es mit 130 bis 150 Kilometer Geschwindigkeit über Schweizer Gebiet und den Bodensee über die Antenne der Konstanzer Post, wo es stoppte. — Bei all den Versuchen und Fahrten war man ja so stolz, daß man ein Deutscher ist, daß man dem Volk angehört, das solche Wunderwerke der Technik bauen kann.

Start eines Dorniermetallflugzeuges in Friedrichshafen am Bodensee

Digitized by Google

Die Baronin von Krüdener

Ein Lebensbild von Tony Kellen

Wenn eine berühmte Frau sogar hundert Jahre nach ihrem Tode noch so verschieden beurteilt wird wie Frau von Krüdener, so kann das nicht ausschließlich dem Standpunkt zuzuschreiben sein, den die Kritik ihr gegenüber einnimmt. Offenbar haben sich schon zu ihren Lebzeiten feststehende Urteile gebildet, die im Verein mit allerlei Irrtümern seither immer wieder gedankenlos wiederholt worden sind. Von den Zeitgenossen haben einzelne wie der Freiherr vom Stein, Achim von Arnim u. a. sie bewundert; manche hielten sie für eine Gottgesandte, während andere wie Ernst Moritz Arndt sie sehr scharf beurteilten oder sie gar als eine Abenteurerin und Schwindlerin bezeichneten. Sogar manche, die in neuerer Zeit über sie schrieben, haben es nicht für nötig gehalten, sich eingehend über sie zu unterrichten. Freilich ist es nicht leicht, die so vielfach widersprechenden Urteile der Zeitgenossen kritisch zu prüfen und sich durch das von späteren Forschern zusammengebrachte Material hindurchzuarbeiten, und doch kann man nicht daran vorbeikommen, wenn man sich ein richtiges Bild dieser seltsam schillernden Frau machen will. Ihr Leben zerfällt in zwei ganz verschiedene Teile: in ihrer Jugend ist sie eine kokette Schöne, eine Weltdame, die in allerlei Liebesabenteuer gerät, ganz eine Gestalt des 18. Jahrhunderts, dann eine Salondame, die aus Eitelkeit auch Schriftstellerin wird, wie andere berühmte Frauen zu Beginn des 19. Jahrhunderts, und endlich eine Frömmlerin, die sich immer mehr in den Pietismus vertieft, aber hierbei auf die sonderbarsten Abwege gerät, als Bußpredigerin, Prophetin und Wundertäterin die Länder durchzieht, auch vielen anderen Menschen die Köpfe verwirrt, sogar einen starken Einfluß auf den Zaren Alexander I. gewinnt, und zuletzt einsam und vergessen in der Krim stirbt.

Nahe an der Ruhr, bei dem früheren Dorfe Rellinghausen, das jetzt zu Essen gehört, erhebt sich das alte Schloß Schellenberg, das 1452 an Johann von dem Vietinghof, genannt Scheele, überging. Aus der Familie der Vietinghof waren zwei Großmeister des Deutschherrenordens hervorgegangen: Arnold (1361—1365) und Konrad (1400—1413); beide zeichneten sich in dem Kriege ihres Ordens gegen die Erzbischöfe von Riga aus. Während der eine Stamm an der Ruhr blieb, wanderte ein Zweig nach den baltischen Provinzen ein anderer nach Preußen aus.

Die Adligen in den baltischen Provinzen hatten sich zwar von ausländischen Architekten prächtige Edelhöfe erbauen lassen, und sie führten darin ein Leben wie kleine Fürsten, aber die unabsehbaren Landstrecken ringsum waren von einem rohen Bauernvolk bewohnt. So war es denn begreiflich, daß sie von Zeit zu Zeit sich in den Reisewagen setzten und nach Paris fuhren, das ja damals allein als Sitz der Eleganz galt. Dort genossen sie das gesellschaftliche Leben in vollen Zügen, um die Einöde des Nordens wieder eine Zeitlang ertragen zu können. Julianens Vater besaß ungeheure Güter in Livland, die er teils ererbt, teils erworben hatte: Marienburg, Lubahn, Großjungfernhof, Kroppenhof, Wiebensholm, Kortenhof und Kosse bei Werro. Auf diesen Gütern wuchs aber nur Getreide, und bei dem Mangel an Verkehrsmitteln war es schwer, dieses zu verwerten. Deshalb benutzte der Baron von Vietinghof das dem livländischen Adel gewährte Recht, indem er zahlreiche Brennereien errichten ließ. Da der Staat das Branntweinmonopol hatte, verkaufte er die Erzeugnisse seiner Brennereien dem Fiskus, und auf diese Weise wurde er einer der reichsten Männer in Rußland.

Zur Zeit der Geburt Julianens war er livländischer Staatsrat. Als vornehmer Aristokrat hat er viel für die feinere gesellschaftliche Bildung in Riga getan. Er hatte dort ein Haus erbauen lassen, das im Erdgeschoß ein Theater und im ersten Stock Gesellschaftsräume für den Verein „Die Muße" enthielt.

Seine Gattin war eine tüchtige Hausfrau, die sich um alles kümmerte, um die Erziehung der Kinder, wie um den Absatz der Erzeugnisse ihrer Ländereien, aber abends war die Frau Baronin in großer Toilette ganz der Gesellschaft gewidmet. Mehr als 30 Jahre lang war ihr Gatte gleichsam der König von Riga. An Kindern fehlte es ihnen nicht, aber der älteste Sohn fiel in einem Duell, der zweite Sohn wurde nur drei Jahre alt, eine erste Tochter kam taubstumm zur Welt und ein vierter Sohn starb alsbald nach der Geburt. Nur der dritte Sohn und die beiden weiteren Töchter blieben am Leben.

Die kleine Juliane lernte deutsch und französisch, wurde aber zu ernstlichen Studien nicht angehalten. Ihr Vater reiste gern und er nahm frühzeitig seine Tochter mit.

Der Baron war ein Weltmann des 18. Jahrhunderts, lebenslustig und freidenkend, aber kein Religionsspötter. Daß er an seiner Tochter mystische Neigungen bemerkt haben will, darf man bezweifeln, denn sie war so ausgelassen, daß selbst die am wenigsten skrupulösen Damen der Gesellschaft über sie erschraken. Im übrigen war sie nach Aussage der Zeitgenossen von einem ganz seltenen verführerischen Wesen, voll Phantasie und voll Grazie.

Als die Eltern 1777 eine Reise nach Spa, Paris und England unternahmen, fiel es ihnen ein, daß sie etwas mehr für die Erziehung ihrer Tochter tun müßten, und so ließen sie sie in Paris unterrichten, und zwar

Digitized by Google

von — dem berühmten Tänzer Vestris und einer Gouvernante, aber Juliane erzählte später selbst, sie habe nichts weiter gelernt als französische Rechtschreibung, Körperhaltung und Häkelarbeiten.

Man darf Juliane wohl als ein frühreifes Mädchen betrachten, denn als die Eltern nach Riga zurückgekehrt waren, wollte man die Sechzehnjährige mit dem benachbarten Baron von P. verheiraten. Dieser sagte Juliane aber nicht zu; sie wurde krank, und im Fieber sprach sie derartige Sachen, daß der Baron selbst seine Bewerbung zurückzog.

Zwei Jahre später gelang es der Generalin von Meyendorf, Julianens Hand für ihren Bruder, den Baron von Krüdener, zu erhalten. Dieser war 34 Jahre alt, Juliane 18.

Burckhard Alexis von Krüdener hatte in Leipzig unter Gellert studiert und in Paris J. J. Rousseau kennen gelernt. Er war Botschaftsattaché in Spanien und Legationsrat in Warschau gewesen und dann als bevollmächtigter Gesandter für Kurland nach Mitau gekommen. Ein nüchterner, systematischer, verschlossener Mensch, der für Frauen nichts Verführerisches hatte, war er schon zweimal verheiratet und zweimal geschieden. Aus seiner ersten Ehe mit einer Engländerin hatte er eine neunjährige Tochter Sophie. Die geschiedene Frau lebte anscheinend in Paris und hatte vor 1770 ein Verhältnis mit dem damals bekannten Schriftsteller Suard.

Die Hochzeit wurde am 29. September 1782 im Schlosse Ramkane bei Mitau, in dem die Präsidentin von Budberg, die Mutter des Bräutigams, wohnte, gefeiert. Anderthalb Jahre später wurde Baron von Krüdener zum russischen Botschafter in Venedig ernannt, nachdem ihm am 31. Januar 1784 ein Sohn geboren worden war, bei dem der Großfürst, der spätere Zar Paul I., Patenstelle vertreten hatte. Auf der Reise nach Italien hielt das Ehepaar sich einige Zeit in St. Petersburg auf. Hier wurde Frau von Krüdener Katharina der Großen vorgestellt, und hier sah sie auch zuerst den jungen Alexander, der bei seiner Großmutter erzogen wurde.

Den Winter 1784/85 brachte man in Venedig zu, und im Frühjahr bezog man das hübsche Landhaus Mira in der Nähe der Stadt. Als Schüler Rousseaus versuchte der Baron seine junge Frau zu erziehen. Er las ihr Romane vor, führte sie fleißig ins Theater und suchte sie für Musik und Tanz zu interessieren. Juliane war aber von Natur etwas nervös und sie hielt diese Erziehungsversuche nicht aus. Es kam zu Auseinandersetzungen, bei denen der Gatte von eisiger Ruhe blieb. Schon hier soll ein junger Gesandtschaftssekretär ihres Gatten, Alex von Stakief, sich in sie verliebt haben, doch selbst ihr ausgewichen sein, eine Standhaftigkeit, die damals nicht gerade häufig war. Dieser Verehrer hat ihr später als Modell zu ihrem Helden des Romans „Valérie“ gedient.

Als Baron von Krüdener 1786 zum Botschafter in Kopenhagen ernannt wurde, besuchte er mit seiner Frau noch Modena, Florenz, Neapel und Rom. In der ewigen Stadt malte Angelika Kauffmann die junge Baronin und ihren Sohn als „Venus, die Amor entwaffnet“. Die Malerin, die von allen vornehmen Besuchern Roms aufgesucht wurde, liebte es, die Personen, die sie malte, in irgendeiner allegorischen Verhüllung darzustellen. Da sie das Anmutige und Empfindsame bevorzugte, nannte man sie in Rom „die Malerin der Grazien“. Frau von Krüdener sitzt auf einem Felsen am Fuße eines Baumes, den Kopf nach vorn gebeugt, mit einem verschwommenen Ausdruck. Der linke Arm hängt herunter, in der Hand zwei Pfeile. Der rechte Arm ist von einem schwarzen Schal bedeckt. Um die Taille ein roter Gürtel mit Goldschmuck. Das weiße Kleid ist seit 1786 ziemlich gelb geworden und die blonden Haare sind nachgedunkelt. Das Kind, barfuß, in einem langen Kleidchen, spielt mit einem kleinen Bogen. Das Bild kam 1860 in den Louvre und wurde mit der falschen Bezeichnung einer Mutter und Tochter versehen.

Juliane hatte reiches blondes Haar, blaue Augen und schöne Hände, die Fülle und zierliche Form zeigten. Sie war kaum mittelgroß, aber wegen ihrer Schlankheit erschien sie größer als sie war; in Paris betrachtete man sie sogar als groß. Ihr Gang war sehr lebhaft. In den Salons liebte sie es, sich an eine Kaminsäule oder ein Möbel zu lehnen, um eine anmutige Haltung anzunehmen.

Der frühere russische Botschafter in Kopenhagen, Graf Sawronsky, hatte dort einen fürstlichen Luxus entfaltet, und so glaubte der Baron von Krüdener diesem Beispiel folgen zu müssen. Er gab große Empfänge, Feste und Theateraufführungen. Frau von Krüdener, die von Hause aus an ein luxuriöses Leben gewohnt war, machte sich wegen der Ausgaben keine Sorgen. Von Natur leichtfertig und eitel amüsierte sie sich gern und ließ sich von den Offizieren den Hof machen. Auch der Gesandtschaftssekretär Alex von Stakief tauchte hier wieder auf, doch soll er ihr wieder ausgewichen sein und ihrem Gatten sogar den Grund seiner auffallenden Flucht mitgeteilt haben. Ihr nüchterner Gatte kam ihr immer kühler vor, und sie versuchte seine Eifersucht zu erregen. Da ihr das nicht gelang, hatte sie nervöse Krisen. Die Geburt einer Tochter Juliette (1787) verschlimmerte noch das Übel, und so sollte sie eine Reise nach dem Süden antreten. Sie reiste mit ihren Kindern, ihrer Stieftochter Sophie, einer Gouvernante und einem Privatsekretär des Barons. Dieser Sekretär hatte die Kasse, und bei der Ankunft in Paris verschwand er damit, ohne daß es gelang, ihn ausfindig zu machen. So mußte die Baronin in Paris vorerst von geliehenem Gelde leben. Es war im Mai 1789, als sich gerade die Generalstände versammelten, die den Anfang der Revolution bedeuteten. Bernardin de St. Pierre, der berühmte Verfasser von „Paul und Virginie“, ein ruheloser Geist, verwirrte die Ba-

Digitized by Google

Baronin von Krüdener mit ihrem Sohn. Gemälde von Angelika Kauffmann

ronin mit seiner Vorliebe für die Revolution, doch machte er sie immerhin etwas mit der französischen Literatur bekannt. Es gefiel ihr in den Salons des liberalen Adels, und wenn ihr Gatte gehofft hatte, während ihrer Abwesenheit Ersparnisse machen zu können, so hatte er sich eben geirrt, denn in den drei Monaten ihres Pariser Aufenthalts machte sie bei Frl. Bertin, der berühmten Modekünstlerin der Königin Marie-Antoinette, für 20 000 Franken Schulden.

Als der Winter kam, mußte sie sich endlich entschließen, zu ihrer Kur nach dem Süden aufzubrechen, und zwar ging sie nach dem Bad Barèges in den Pyrenäen. Auf der Hinreise geriet sie aber in Montpellier in eine lustige Gesellschaft, und sie kehrte denn auch bald wieder dorthin zurück. Hier lernte sie den Marquis Charles Louis de Frégeville, einen Dragonerhauptmann, der ein Jahr jünger war als sie, kennen. Dieser hatte das südliche Feuer, das ihrem Gatten so ganz und gar fehlte, und so waren beide bald in leidenschaftlicher Liebe entbrannt. Die Baronin war damals so glücklich wie noch nie in ihrem Leben, aber da drängte ihr Gatte auf die Rückkehr nach Kopenhagen. Da de Frégeville sie nicht verlassen wollte, verkleidete er sich

Digitized by Google

als Lakai, um sie zu begleiten. Ihrem Gatten hatte sie geschrieben, sie habe einen in jeder Beziehung passenden „Beschützer" als Begleiter gefunden, aber der Baron traute der Sache nicht, und er forderte sie auf, sich in Hamburg dieses Begleiters zu entledigen. Die Liebenden vermochten sich jedoch nicht zu trennen, und als sie in Kopenhagen ankamen, erklärte die Baronin ihrem Gatten ganz einfach, sie gehöre Herrn de Frégeville und wolle auch nur mehr ihm zugehören! Der Baron wollte aber von einer Scheidung nichts wissen und willigte zuletzt nur darin ein, daß sie zu ihrer Mutter nach Riga gehen sollte. Sie reiste nun dorthin und de Frégeville mit ihr, aber unterwegs in Königsberg erhielt dieser einen Brief von seinem Bruder, dem General Henri de Frégeville, der ihn wegen der Ereignisse in Frankreich dringend zurückrief. So hatte diese Liebesepisode plötzlich ein Ende.

Juliane weilte eine Zeitlang in Riga und in St. Petersburg, wo ihr Vater kurz nach ihrer Ankunft starb. Gelegentlich sah sie auch ihren Gatten wieder, mit dem sie noch geschäftliche Angelegenheiten zu erledigen hatte. Sie reiste in Deutschland umher, war in Berlin, in Leipzig, wo sie französische Emigrierte antraf, in Würzburg usw. Ihre Krankheit war jedesmal verschwunden, wenn sie eine lustige Gesellschaft fand. Bei ihrer Mutter in Riga machte sie sich unmöglich; dort hielt man sie reif fürs Irrenhaus. Deshalb zog sie sich auf das von ihrem Vater ererbte Gut Kosse zurück. Sie machte zwar allerlei Pläne zur Verbesserung des Landes, verschwand aber bald wieder, um sich in Lausanne zu amüsieren. Von dort ging es nach München, wo sie ihren Gatten auf der Durchreise traf, und dann nach Teplitz.

Als der Baron 1798 zum Botschafter in Berlin ernannt wurde, folgte sie ihm dorthin, wahrscheinlich weil sie dachte, in der dortigen Gesellschaft eine glänzende Rolle spielen zu können. Aber der nüchterne Berliner Hof gefiel ihr nicht, so wie sie selbst auch dem König Friedrich Wilhelm und der Königin Luise nicht gefiel. Als Paul I. starb und die Stellung des Barons von Krüdener bedroht war, zudem der Prinz Radziwill und der Dichter Jean Paul, die der Baronin die Zeit vertrieben hatten, Berlin verließen, ging sie wieder nach Teplitz, wo sie eine vergnügte Gesellschaft antraf. Nach Berlin mochte sie nicht zurückkehren, und sie kündigte daher ihrem Gatten einfach an, sie reise in die Schweiz (1801). Hier besuchte sie die berühmte Frau von Staël. Auch sie hatte den Ehrgeiz, sich literarisch zu betätigen. In Genf schrieb sie den ersten Entwurf ihres Romans „Valérie" nieder. Dann fuhr sie nach Paris, um vor allem dem berühmten Vicomte de Chateaubriand ihr Manuskript zu unterbreiten. Im Salon der Madame Récamier erschien sie in griechischem Kostüm, die Arme und der Busen entblößt.

Inzwischen hatte sich der Gesundheitszustand des Herrn von Krüdener immer mehr verschlimmert, und obschon ihr Sohn Paul sie dringend um ihre Rückkehr bat, schob sie die Abreise immer wieder auf. Sie war damals in den bekannten Volksliedersänger Garat verliebt. So starb der Baron von Krüdener am 14. Juni 1802, ohne seine Frau wiedergesehen zu haben. Sie hielt es überhaupt nicht für nötig, aus diesem Anlaß in ihre Heimat zurückzukehren. Vielmehr blieb sie noch zwei Monate in Paris und reiste dann wieder nach Genf. Achim von Arnim, der damals mit seinem Bruder dort weilte, schrieb am 18. November 1802: „Ich lebe hier sehr angenehm. Eine Frau von Krüdener und ihre Tochter sehe ich täglich, sie sind meine hiesigen Kunstfreunde; sie schreibt sehr gut französisch und arbeitet an einem Roman ‚Valérie', der gut wird." Achim von Arnim hatte sich etwas verblüffen lassen, denn mit dem guten Französisch stimmte es nicht. Die Baronin ließ vielmehr ihren Roman von verschiedenen Personen verbessern, und die Kritik hatte vielleicht nicht ganz unrecht, als sie später noch die Spuren dieser Überarbeitung erkannte.

Von Genf wanderte die Baronin nach Lyon weiter, wo sich eine Heiratsaussicht für ihre Tochter Juliette zu eröffnen schien. Aber die Mutter selbst hatte die Lust zu Eroberungen noch nicht aufgegeben. Ja gerade damals suchte sie mit ihrem Schal-Tanz noch Eindruck zu machen. Dieser Tanz war von einer Kurtisane, Emma Lyon, die es bis zur Botschafterin und zur Herzogin von Hamilton brachte, erfunden worden. In einem Brief vom 1. März 1803 berichtet die Baronin, wie sie in der Gesellschaft gefeiert wird: sie hatte acht Nächte hintereinander Bälle mitgemacht!

Als sie auf die Dauer merkte, daß ihre Verführungskunst nicht mehr so groß war wie früher, wollte sie sich vorwiegend auf geistige Triumphe verlegen. Um die Herausgabe ihres Romans sorgfältig vorzubereiten und die Journalisten zu bearbeiten, reiste sie wieder nach Paris. Ihr Roman erschien im Dezember 1803 (mit der Jahreszahl 1804), aber ohne den Namen der Verfasserin unter dem Titel: „Valérie ou lettres de Gustave de Linar à Ernest de G—" (2 Bände). Daß der Inhalt aus ihrem eigenen Leben geschöpft ist, wurde schon angedeutet. Gustav ist ein gefühlszarter, etwas weichlicher Jüngling, der sich in einer unglücklichen Liebe zu der Frau eines Vorgesetzten verzehrt. Diese junge schöne Frau Valérie ist natürlich die Verfasserin selbst. Gustav verbirgt aber seine Empfindungen sorgfältig, so daß sie das Geheimnis erst von ihrem Gatten erfährt, als der Jüngling auf dem Sterbebette lag, auf das ihn sein Herzensleid hingeworfen hatte.

Der Zweck des Romans war, wie die Verfasserin in der Vorrede sagte, zu zeigen, daß diejenigen Gemüter, die sich am meisten von einer heftigen Leidenschaft hinreißen lassen, auch die meisten Mittel besitzen, sie zu bekämpfen und daß das eigentliche Geheimnis

Digitized by Google

ist, diese Mittel zur rechten Zeit anzuwenden. Nun hat aber auch ihr Held Gustav diese Mittel nicht rechtzeitig angewandt, denn sonst wäre er doch nicht vor Liebeskummer gestorben. Man hat den Roman mit Werther, aber auch mit der Neuen Héloïse verglichen. Gewiß hat er Züge von beiden, und doch ist er wesentlich von ihnen verschieden. Es ist ein ästhetisch schildernder Roman, wie ihn Frau von Staël in Delphine und Corinne zu höherer Vollendung brachte: der Held oder die Heldin wird auf Reisen geschickt, um an den äußeren Erscheinungen der Welt Betrachtungen über eigene und fremde Seelenzustände anzuknüpfen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Verfasserin viele eigene Erlebnisse und Eindrücke verwertet und romantisch aufgeputzt hat. Einzelne Stellen des Romans verraten eine dunkelglühende Mystik. Die Verfasserin lebte eben in der Zeit des Überganges von ihrer ersten zur zweiten Periode. „Valérie“ war wenigstens eine Zeitlang ein Modebuch, das man gelesen haben mußte. Im Ausland fand der Roman vielleicht noch nachhaltigeren Anklang als in Paris und in Frankreich. So erschienen schon gleich im ersten Jahre zwei deutsche Übersetzungen, und noch 1850 schrieb O. L. B. Wolff in seiner Allgemeinen Geschichte des Romans, „Valérie“ sei mit außerordentlicher Zartheit und Innigkeit geschrieben.

Ende Januar 1804 kehrte Juliane von Krüdener endlich nach Livland zurück. Der Beifall, den ihr Roman gefunden hatte, hatte sie nicht befriedigt: sie hatte einen viel lärmenderen, sensationelleren Erfolg erwartet. Sie sah, daß sie mit Frau von Staël nicht konkurrieren könne. Vielleicht eher mit der sanfteren, frommen Frau de Genlis?

In ihrem früheren Leben hatte sie wohl zuweilen über religiöse Dinge nachgedacht und gegrübelt, aber das ging stets schnell vorüber. Nun ließ sie während ihres Pariser Aufenthaltes merkwürdige religiöse Ansichten erkennen. Ihr Glaube ward so überspannt, daß sie nie ein längeres Gespräch führen konnte, ohne auf irgendein frommes Thema zu kommen und daran lange Ermahnungen zu evangelischer Barmherzigkeit zu knüpfen.

Nun sollte auch sie ihren Tag von Damaskus erleben. Eines Tages — es war 1805 — schaute sie zum Fenster hinaus. Ein Edelmann, der vorbeiging, wollte sie grüßen, als er vom Schlage gerührt ward und sterbend zu Boden sank. Dieses Ereignis machte einen so tiefen Eindruck auf sie, daß sie jetzt anfing fromm zu werden. Sie schloß sich ein und wollte keinen Menschen mehr sehen. Aber wie sollte sie das anfangen? Als sie wieder ausgehen wollte und neue Schuhe brauchte, ließ man einen Schuster zu ihr kommen. Sie verhüllte sich das Gesicht. Als nun der biedere Meister eine Frage an sie richtete und sehr vergnügt schien, fragte sie ihn: „Mein Freund, sind Sie glücklich?“ Er antwortete: „Gewiß, da ich ja von Christus erlöst bin.“ Diese Antwort machte die Baronin stutzig, und sie ging noch am selben Tage zum Schuster, um sich sie erklären zu lassen. Er gehörte zu den mährischen Brüdern, die seit der Mitte des 18. Jahrhunderts eine Niederlassung in Riga hatten. So kam Juliane mit der Herrenhuter Gemeinde in Verbindung; sie las die Schriften des Grafen Zinzendorf und die Lieder Tersteegens und geriet allmählich ganz in den Bann des Mystizismus.

Damit begann ihre zweite Periode, die in ihrer Art noch viel unruhiger und aufregender war als die erste. Man hat Frau von Krüdener oft als eine abenteuernde Frömmlerin bezeichnet, deren Frömmigkeit nicht echt gewesen sei. Es liegt aber kein Grund vor, wenigstens für den ersten Teil dieser Periode, an ihrer Aufrichtigkeit zu zweifeln. Allerdings empfand sie das Bedürfnis, die Welt von sich reden zu machen, so wie sie sie früher durch ihre Extravaganzen beschäftigt hatte. Aber eben weil sie das Leben in vollen Zügen gekostet hatte, mochte sie von der Nichtigkeit des Irdischen überzeugt sein. Johannes Scherr sagt von ihr, daß sie „zweideutig genug zwischen einer Russin und einer Pariserin, zwischen einer Buhlerin und einer Büßerin, zwischen einer politischen Ränkespinnerin und einer religiösen Schwärmerin schillerte, von unstillbarer Unruhe und einem rastlos hastenden Ehrgeiz verzehrt“. Pater Augustin Rösler macht dagegen für ihre Verirrungen mehr ihre Zeit als sie selbst verantwortlich, denn sie sei ein „Bild und eine Anklägerin ihrer Zeit“. „Was hätte aus der hochbegabten und religiös gestimmten Frau unter gesunder Führung werden können.“ Gewiß, unter gesunder Führung. Aber daran fehlte es ihr eben. Sie suchte zwar überall nach Führern, aber in Wirklichkeit wollte sie keine Führung, denn sie wollte selbst Führerin sein. Vermutlich von Hause aus erblich belastet (vergleiche ihre taubstumme Schwester und ihre früh verstorbenen Geschwister), ohne festen Halt, ohne gründliches Wissen, nur mit der zwar glänzenden, aber oberflächlichen Bildung der vornehmen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts versehen, fiel sie nicht bloß dem Pietismus anheim, sondern auch dem krassesten Aberglauben mystischer Schwindler und Gauklerinnen.

Frau von Krüdener begab sich nach dem Norden Deutschlands, wo sie im Februar 1807 nach der Schlacht bei Preußisch-Eylau viel in der Fürsorge für die Verwundeten tat. In Königsberg traf sie 1807 mit der tiefgebeugten Königin Luise zusammen. Diese hatte früher Frau von Krüdener keine Sympathie bewiesen, aber jetzt fanden sich die beiden Frauen in ihrem Schmerz und betätigten sich im Dienste der Caritas.

Auch mit ihren weltlichen Verehrern wollte sie jetzt brechen, denn in Leipzig, wo sie eine Unterredung mit Professor Krug hatte, versuchte sie einen ihrer Freunde, der ihr dorthin gefolgt war, zu überreden, sich

Digitized by Google

ebenfalls zu bekehren. Sie erhielt aber eine Absage und war darüber so niedergeschlagen, daß sie mehrere Tage krank in Leipzig daniederlag und dann die Stadt fluchtartig verließ, weil sie fürchtete, dem Einfluß des Freundes doch zu unterliegen.

In Teplitz, wohin sie sich wieder begeben hatte, erreichte sie ein Brief von ihrem früheren Verführer de Frégeville, der Mutter und Tochter auf sein Schloß in Languedoc einlud. Sie widerstand aber dieser neuen Versuchung. Inzwischen war sie ganz zu den Chiliasten übergetreten, nachdem sie sich mehrere Stunden mit ihrem Vertreter, dem Bauer Adam Müller, unterhalten hatte, der als Prophet zum König Friedrich Wilhelm gezogen war.

Einige Wochen weilte sie in den Ansiedlungen der mährischen Brüder in Schlesien. Dann ging sie über Dresden nach Karlsruhe zu dem berühmten Jung-Stilling und lernte bei ihm den Verkehr mit der Geisterwelt. Jung-Stilling, der in Swedenborgs Ideen schwelgte, hielt Napoleon zwar nicht für den Antichristen selbst, wohl aber für dessen Vorläufer. Seine Anhänger dagegen bezeichneten ihn geradezu als den Apollyon der Apokalypse, während sie im Zaren Alexander den Erretter sahen.

Als Frau von Krüdener von dem alten Geisterseher nichts Neues mehr erfahren konnte, hörte sie von einem Pastor Fontaines in Markirch im Elsaß, der Wunder wirkte und prophezeite. Also auf nach Markirch mit ihrer Stieftochter Sophie und ihrer eigenen Tochter Juliette, sowie ihrer ganzen Begleitung! Unterwegs besuchte sie noch den berühmten Oberlin im Steintal, wo es damals von Seherinnen wimmelte. Am 5. Juni 1808 erschien die Baronin in einem weißblauen Kostüm in Markirch und logierte sich mit all ihren Angehörigen im Pfarrhause ein. Das größte Zimmer im Erdgeschoß diente zu den frommen Versammlungen der deutsch-reformierten Gemeinde. Die Baronin machte täglich Spaziergänge, schrieb einige Seiten, betete viel, und abends las der Pastor ein Kapitel aus der Bibel vor, das er nach seiner Art erklärte. Dieser Pastor Johann Friedrich Fontaines hatte aber sein Amt erschlichen, denn er war weder Geistlicher noch hieß er Fontaines, sondern war der Sohn eines Karlsruher Perückenmachers, der sich schwindelnd umhertrieb. Er hatte sich inzwischen in Markirch verdächtig gemacht und hielt nach einer andern Pfarre Umschau. Es trug auch nicht gerade zu seinem Ansehen bei, daß seine ledige Schwester in gesegneten Umständen war, die sich nicht länger verbergen ließen. Aber das kann ja in den „besten Familien" vorkommen: am 15. August 1808 gebar Sophie, die Stieftochter der Baronin, im Pfarrhause zu Markirch ein Kind, das aber gleich starb. Fontaines nahm die Sache nicht so genau und trug das Kind als ehelich in das Pfarregister ein. Der Vater war ein spanischer Offizier, der durch die Kriegsereignisse von seiner Braut getrennt worden war. Er fand sich später wieder bei ihr ein und heiratete sie. Dieser Fall war damit erledigt. Schlimmer lag die Sache mit der berüchtigten Maria Gottliebin Kummer, die eine Hauptrolle in Markirch spielte. Diese war 1756 in Neu-Cleebronn (Württemberg) als Tochter eines Winzers geboren, der sich als Pietist in seiner Heimat hervortat. Nach dem Tode ihres Vaters trat das arbeitsscheue Weib als Prophetin und Wundertäterin auf und verdrehte nicht bloß dem Schwindler Fontaines, sondern auch der Baronin von Krüdener den Kopf. Daß sie bereits ein uneheliches Kind von dem Pfarrer Hittler in Meimsheim hatte, schadete ihr dabei weiter nicht, da dieses Kind als die Frucht einer geistigen Verbindung angesehen wurde.

Diese Gottliebin Kummer war ein so raffiniertes Frauenzimmer, daß sie die Baronin überredete, in Württemberg eine christliche Kolonie auf dem Gute Catharinenpläsier bei Neu-Cleebronn, der ehemaligen Besitzung des Grafen Martinengo, zu gründen. Die Baronin pachtete das Gut vorläufig auf ein Jahr, und nun siedelte die ganze Markircher Pietistengesellschaft dorthin und nach dem nahen Schloß Bönnigheim über.

In Catharinenpläsier predigte nicht bloß Fontaines, sondern auch die Baronin von Krüdener (wirkungsvoll in weiß und blau gekleidet) und nicht zuletzt auch die Kummer (in einen langen Schleier gehüllt). Man predigte soviel, daß die Behörde schließlich Argwohn schöpfte. König Friedrich I. hatte schon viel Scherereien mit den Pietisten in seinem Lande gehabt, wo von jeher das Sektenwesen blühte, und als er erfuhr, daß man ihn in bezug auf die Personalien getäuscht hatte, ließ er am 1. Mai 1809 die ganze Besitzung von Gendarmen umstellen, die Gottliebin Kummer als abgefeimte Betrügerin und Landstreicherin nach dem Armeninstitut beim Zuchthaus in Ludwigsburg führen, Frau von Krüdener aber mit ihrer übrigen Gesellschaft ausweisen.

Sie wandte sich nun nach Lichtental bei Baden. Hier hätte sie angeblich Gelegenheit gehabt, einen ungeheuer reichen Prinzen zu heiraten, aber sie zog es vor, eine der damals bei den Pietisten beliebten „mystischen Ehen" einzugehen, die von Swedenborg erfunden und durch einen Roman von Jung-Stilling populär geworden waren. Ihr mystischer Gatte war kein anderer als der fünf Jahre jüngere Pseudo-Fontaines, der übrigens seine Frau bei sich hatte. Diese schlug schließlich Lärm, da man die Baronin als die Mätresse Fontaines' bezeichnete.

In den nächsten Jahren entfaltete Frau von Krüdener eine rege Tätigkeit in den Versammlungen der Erweckten und Frommen in Baden, im Elsaß und in der Schweiz, doch würde es zu weit führen, ihr auf ihren einzelnen Zügen zu folgen.

Manchmal war sie ohne Geld und geriet in die größte Verlegenheit. Das ist ja auch begreiflich, wenn man sich in aller Welt um-

Digitized by Google

hertreibt, statt sich um seine Besitzungen zu kümmern, mit vollen Händen das Geld ausgibt und eine ganze Schar Schmarotzer, Gauner und Schwindler hinter sich herzieht. Sorglos wie sie immer war, verließ sie sich auf den lieben Gott, aber gelegentlich war es ein Jude, der ihr beispringen mußte, damit sie überhaupt weiterreisen konnte. Nach dem Tode ihrer Mutter blieb sie eine Zeitlang in Riga und kehrte dann nach Karlsruhe zurück. 1812 ging sie auch mehrmals nach Straßburg und suchte den französischen Präfekten Adrien de Lezay-Marnesia, mit dem sie sich einst in Montpellier so gut amüsiert hatte, für ihren Pietismus zu gewinnen und fuhr mit ihm zu Oberlin. Inzwischen war die Gottliebin Kummer aus dem Gefängnis entlassen worden und schloß sich alsbald der Baronin wieder an.

1813 tauchte diese in Genf und in Basel auf, wo sie überall pietistische Propaganda trieb. In Genf verkehrte sie mit protestantischen Theologen, die ihre eigenen Wege gingen. Dort lernte sie unter ihnen Henri Louis Empeytaz kennen, einen schwärmerischen feurigen Jüngling von 22 Jahren, der ihr Verehrer und Geliebter wurde und gleichzeitig ihr geistlicher Freund und Missionargehilfe. Seither suchte sie sich von Fontaines zu befreien, der dann auch schließlich als Vikar nach Sulzfeld ging, wo er sich aber auch bald unmöglich machte.

Zu jener Zeit hatte Ernst Moritz Arndt Gelegenheit, sie in der Nähe zu sehen. „Sie hatte," schreibt er, „die ganze Unruhe und geschäftige Zudringlichkeit einer Dame aus der hohen Welt, die noch nicht zur Ruhe gekommen ist und das eine Auge immer noch für die Lust des irdischen Lebens offen zu haben scheint, während das andere nach dem Frieden der überirdischen Welt schmachtet. Diese Frau machte nicht den Eindruck einer Gauklerin und Betrügerin, sondern einer Schwärmerin; sie hatte den sehnsüchtigen und mächtigen Zauber einer Begeisterten, welche sie wirklich war; denn sie predigte ihr neues Evangelium mit gleichem Eifer den Armen wie den Reichen, dem Kaiser wie dem Bettler. Besonders war ihr Lieblingsthema, „die Erschütterungen und Umwälzungen, wovon Europa heimgesucht wird, von den Sünden der Völker herzuleiten, welche sie mit unruhigen Trieben umherjagten und die den Frieden und das Glück da, wo allein ihr Wohnsitz ist, nicht suchen ließen". Arndt meint, das sei zwar eine unleugbare Wahrheit, nur hätte Frau von Krüdener nicht unten beim Volk anfangen sollen, sondern zunächst bei der hohen und vornehmen Welt.

Nach der Völkerschlacht bei Leipzig folgte sie den russischen Heeren, die das Dankfest in der Ebene von Chalons feierten, und gab eine Beschreibung dieses Festes heraus: „Le camp de Vertus". Darin pries sie den Zaren Alexander als den vom Himmel gesandten Fürsten, der das Reich Gottes auf Erden wiederherstellen soll.

Die Baronin hatte im Namen des Schweizers Balthasar Wepfer den zwei Kilometer von Weinsberg entfernten Rappenhof gekauft, wo der unvermeidliche Fontaines sich niederließ. Sie selbst wohnte in Schluchtern, einem badischen Dorfe, das als Enklave in Württemberg liegt. Zwischen Schluchtern und Rappenhof liegt die Stadt Heilbronn und hier erfolgte der Durchzug der verbündeten Heere nach Frankreich. Am 4. Juni 1815 traf der Zar in Heilbronn ein, und hier ließ die Baronin von Krüdener sich kühn bei ihm anmelden und war so zudringlich, bis Alexander sie zu sich ließ.

Der Zar war ein Mann der Ideale. In dem weich empfindenden Herrscher hatte sein Erzieher, der Schweizer Laharpe, den Idealismus geweckt. Um die Zeit des französischen Einfalls hatte Alexander sich einer mystischen Religiosität zugewandt, und so war es Frau von Krüdener leicht, Einfluß auf ihn zu gewinnen. Bei der dreistündigen Unterredung, die sie in Heilbronn mit ihm hatte, hielt sie ihm die Notwendigkeit der Reue und der Buße vor, und sie redete so kühn auf ihn ein, daß er ganz zerknirscht war. Sie selbst bezeichnete sich als eine ehemalige große Sünderin, die aber am Fuße des Kreuzes Vergebung erlangt habe. Der Zar schrieb später über diese Unterredung: „Als hätte sie in meiner Seele gelesen, richtete sie Worte an mich, die meinem damaligen Seelenzustande ganz angemessen waren, die mich straften und trösteten und zugleich den Wirrwarr lösten, in dem ich mich seit längerer Zeit befand."

Die Baronin folgte dem Zaren dann mit ihrer Tochter und mit Empeytaz nach Heidelberg, wo sie am 9. Juni eintraf und in der Nacht mit ihm auf dem Schlosse gebetet haben will. Jeden zweiten Tag kam er zu ihr in ihre Wohnung, um mit ihr in der Bibel zu lesen. Auch der Freiherr vom Stein, den der Zar an sich gezogen hatte, der Freiheitsdichter Max von Schenkendorf u. a. wohnten diesen frommen Übungen bei.

Auch nach Paris folgte die Baronin dem Zaren. Sie bestärkte ihn in seiner schwächlichen Friedenspolitik und beeinflußte ihn bei der Errichtung der Heiligen Allianz.

Diese Allianz hatte zwar die Form eines Vertrages zwischen Rußland, Preußen und Österreich, aber er war in so allgemeinen Ausdrücken gehalten, daß er praktisch keinen Wert hatte und auch nie zur Anwendung gelangte. Er war lediglich eine Kundgebung des Zaren zugunsten der Religion, und der Kaiser von Österreich und der König von Preußen haben nur widerstrebend dem Zaren den Gefallen erwiesen, ihn zu unterzeichnen.

Es scheint, als ob der Mesmerianer Bergasse den ersten Entwurf der Heiligen Allianz auf dem Schreibtisch der Frau von Krüdener verfaßt hat und als ob er von Nesselrode ins Politische umgearbeitet wurde. Wesentliche Stellen wurden auch von österreichischer und preußischer Seite verändert, bis der ganze

Digitized by Google

Vertrag völlig harmlos war. Frau von Krüdener sagte zwar einmal, sie habe dem Zaren die Idee der Heiligen Allianz beigebracht, aber ihr Anteil scheint mehr indirekt gewesen zu sein, insofern als sie die religiöse Stimmung des Zaren beeinflußt und ihn in seiner Absicht bestärkt hat.

Der Zar verabschiedete sich am 27. September von der Baronin und verließ am folgenden Tage Paris. Sie selbst ging mit ihrer Begleitung in die deutsche Schweiz, wo sie zwei Jahre lang das Evangelium verkündete und den unter der Hungersnot leidenden Armen zu helfen suchte. Im Oktober 1815 begründete sie in Basel mit Spittler die Baseler Traktatgesellschaft. Sie wurde aber von dort ausgewiesen und wanderte nun in anderen Kantonen der Schweiz und in Baden umher. Sie hielt Versammlungen und Betstunden in Wirtshäusern wie im Freien ab, wo sie nur Menschen zusammentraf, und daran fehlte es nicht: außer Neugierigen und pietistischen Anhängern folgte ihr ein Menge Bettelvolk, denn sobald sie Geld hatte, verteilte sie es wahllos unter die Armen. Außer ihren eigenen Einkünften verteilte sie auch die Gelder, die sie von betörten Leuten erhielt, ja, sie verkaufte sogar ihre Diamanten für 30 000 Franken.

Es kamen auch viele Menschen zu ihr, um ihr eine förmliche Beichte abzulegen und von ihr Trost und Zuspruch zu empfangen. Man glaubte so sehr an die Macht ihres Gebetes, daß man ihr sogar wunderbare Heilungen zuschrieb. Sie selbst hielt sich schließlich für das Sonnenweib, das in der Offenbarung Johannis verkündet ist. In dieser Meinung hatte sie ein Westfale, J. G. Kellner, bestärkt, der sich ihr in der Schweiz anschloß und dem es sogar gelang, den unverschämten Fontaines und Empeytaz zu verdrängen. Dieser Kellner war früher Oberpostdirektor in Braunschweig gewesen und hatte sich im Gefängnis (man weiß nicht recht, weshalb er darin saß) vom Freigeist zum Pietisten entwickelt. Er machte der Baronin klar, daß sie eine neue Mutter Gottes sei, eine Prophetin, ein Sonnenweib, die „Frau Herrgöttin", von der ein neues Zeitalter ausgehe. Die Frau von Krüdener war denn auch überzeugt, daß sie durch ihr Gebet sogar den Teufel bekehren könne, und sie behauptete, sie habe einmal 1300 Personen mit neun Broten sattgespeist.

Schließlich wies man sie aus der Schweiz aus (August 1817). Langsam reiste sie nun durch das Elsaß und durch Deutschland nach Livland zurück. Von Polizeikommissaren und Gendarmen begleitet, wanderte sie hin und her. Kein deutscher Staat wollte sie mehr aufnehmen; überall, wo sie hinkam, standen die Hüter des Gesetzes mit einem Ausweisungsbefehle in der Hand. Ihre Begleitung war stark zusammengeschmolzen, doch hielt Kellner es noch bei ihr aus. Als die Gesellschaft mit ihren drei Wagen wie Jahrmarktsfahrer in Frankfurt a. Oder ankam, waren es nur noch sechs Personen. — Auch auf ihrer Besitzung, dem Gut Kosse in Livland, wo sie mit ihrer Tochter und ihrem Schwiegersohn, dem Baron von Berkheim lebte, fand sie noch keine Ruhe. Auch dort mußte sie noch predigen.

Als 1818 Professor Krug in einer Schrift die Frau von Krüdener nach ihren eigenen Angaben als Urheberin der Heiligen Allianz darstellte, wurde der Zar darüber so ärgerlich, daß er die Baronin ersuchte, in Zukunft diskreter zu sein. Der Zar stand jetzt nicht mehr unter dem Einfluß seiner pietistischen Anwandlungen, und der Vertrag der Heiligen Allianz erschien ihm jetzt in einem ganz andern Licht als früher. Da war es ihm offenbar unbequem, daß die Frau von Krüdener, die sich immer mehr als „alte Betschwester" lächerlich machte, mit ihm in Beziehung gebracht wurde.

Kellner, auf den sie soviel gehalten hatte, starb 1823. Da sie ihn als einen der beiden apokalyptischen Zeugen betrachtete, behielt sie den Leichnam angeblich sechs Wochen lang im Hause. Da er aber nicht auferstand, mußte sie ihn schließlich beerdigen lassen.

Als der Aufstand der Griechen ausbrach, hielt sie den Zeitpunkt für gekommen, einen Kreuzzug der Fürsten der Heiligen Allianz gegen die Türken zu predigen. Sie ging nach St. Petersburg, bekam den Zaren aber nicht mehr zu sehen. Als er vom Laibacher Kongreß zurückkehrte und die Einmischung der Baronin von Krüdener in die Politik erfuhr, sandte er Alexander Iwanowitsch Turgenjeff zu ihr, um ihr einen acht Seiten langen Brief vorzulesen, den er aber wieder mitbringen mußte. Die Baronin hörte die Vorlesung stillschweigend an, küßte das kaiserliche Schreiben und reiste sofort aus St. Petersburg ab. Der Zar hatte sie höflich, aber entschieden aufgefordert, die Hauptstadt zu verlassen.

Um diese Zeit hatte die Fürstin Golyzin in der Krim eine pietistische Kolonie bei der alten tatarischen Stadt Karasu-Bazar angelegt. Da die Baronin von Krüdener an einer unheilbaren Krankheit litt, riet ihr die Fürstin, sich nach dem Süden in ihre Kolonie zu begeben. Ihre Tochter und ihr Schwiegersohn begleiteten sie dorthin. Hier wurde sie auch noch von einem dort herrschenden Fieber befallen, und so starb sie am 13./25. Dezember 1824 in Karasu-Bazar. Sie war lebensmüde und verstand die Zeit nicht mehr, wie die Zeit auch sie schon längst nicht mehr verstanden hatte. Ihre sterblichen Überreste wurden in der Tatarenstadt beigesetzt. Als aber die griechisch-katholische Kirche in Theodosia erbaut wurde, brachte man sie dorthin.

Erst am 29. Juni des folgenden Jahres schrieb der Kanzler Friedrich von Müller in sein Tagebuch über Goethe kurz und bündig. „Nekrolog der Frau von Krüdener. So ein Leben ist wie Hobelspäne; kaum ein Häufchen Asche ist daraus zu gewinnen zum Seifensieden. Doch riet er mir, ‚Valérie' zu lesen."

Digitized by Google

Teeſtunde. Gemälde von Eugen Spiro

Digitized by Google

Digitized by Google

Der deutsche Soldatenroman

Von Fedor v. Zobeltitz

Mit der Auflösung des alten deutschen Heeres ist ein ehemals sehr beliebter Literaturzweig in die Bodenkammer geschoben worden: der Soldatenroman mit seinen Nebenfrüchten, dem Leutnantsstück und der Militärhumoreske. G. E. Lessings „Minna" war ja schon ein Soldatenstück, aber zugleich auch ein bürgerliches Drama. Bei Moser, Schönthan, Kadelburg und Genossen kam der Bürger zu kurz wie der Offizier. Der Major von Tellheim konnte noch sagen: „Man muß Soldat sein für sein Land oder aus Liebe zu der Sache, für die gefochten wird" — der Lustspiel-Leutnant des neunzehnten Jahrhunderts war lediglich der liebenswürdige Schwerenöter, der „Veilchenfresser", der nach „Goldfischen" angelt. Es ging ihm in der dramatischen Literatur wie in der Zeichnung. Die besten unserer Karikaturisten haben ihn verewigt, aber eben immer nur mit Linien der Verzerrung. Und griff einmal ein Dichter tiefer in das Charakteristische seine Wesenheit hinein, wie gelegentlich Hartleben, Sudermann, Beyerlein: dem Bild haftete immer eine einseitige Färbung an. Der Leutnant war nicht wie der Major bei Lessing. Das lag in der Strömung der Zeit. Der letzte Kaiser ließ das „Husarenfieber" von Kadelburg und Skowronnek in sein Schauspielhaus übernehmen um sich zu erheitern. Die „Minna" wurde in Berlin auf „hohes Begehren" aufgeführt, weil Prinz Heinrich in diesem Lustspielgewebe ein Muster vaterländischer Dichtung sah.

Es ist bezeichnend, daß das einzige, wahrhaft lebendig gebliebene Werk aus dem großen Wust der Unterhaltungsliteratur des siebzehnten Jahrhunderts ein Soldatenroman ist: Grimmelshausens unsterblicher „Simplicissimus" mit seinem weiblichen Gegenstück der „Landstörzerin Courage". Die unverhohlene Derbheit dieser Erzählungen hat man nachzuahmen versucht, vor allem in der Sintflut der deutschen Robinsonaden, aber an die schlagfertige Volkstümlichkeit des Vorbilds reichte keiner der Beutejäger heran. Die erzählende Literatur der kommenden Zeit suchte sich auch stofflich andere Geleise als das Zuständliche des Soldatenlebens. Sie entwickelte sich nach fremden Mustern, vor allem unter französischen und englischen Einflüssen: der idyllische Schäfer-, Brief- und Erziehungsroman kam in Mode und schließlich im Vormärz der reine Unterhaltungsroman in allen Abstufungen, meist mit geschichtlichem oder kulturhistorischem Hintergrund. Die Lieblinge jener Tage, von Clauren bis zu Julius von Voß, wählten zwar ihre immer schönen Helden zuweilen aus den Offizierskreisen, wie Heinrich Smidt die seinen aus der Marinewelt, aber einen wahrhaften Soldatenroman schuf doch erst Willibald Alexis in seinem „Cabanis", der zugleich der erste glückliche Versuch war, die Gestalt Friedrichs des Großen in den Mittelpunkt einer Dichtung zu stellen.

Ende der dreißiger Jahre machte ein junger Schriftsteller, Friedrich Wilhelm Hackländer, sich durch seine flotten kleinen Humoresken aus dem Soldatenleben bemerkbar, die in süddeutschen Blättern veröffentlicht wurden und seit 1840 auch in Buchform erschienen. Hackländer sollte Kaufmann werden, doch aus Neigung für den Militärstand trat er in die Artillerie ein, in der Hoffnung, zum Offizier befördert zu werden. Das gelang ihm freilich nicht, es scheiterte an seiner mangelhaften Vorbildung — dafür entdeckte er aber in seiner Dienstzeit sein schriftstellerisches Talent. Seine „Bilder aus dem Soldatenleben im Frieden" und „Wachtstubenabenteuer" weckten im großen Publikum die Vorliebe für harmlos lustige Schilderungen aus dem militärischen Dasein und waren die Vorläufer zu seinem vierbändigen Soldatenroman „Der letzte Bombardier". In seiner hübsch illustrierten Ausgabe greift der anspruchslosere Leser wohl heute noch gern nach dieser, mit munterer Laune erzählten bunten Geschichte, in die der Verfasser auch die übliche Zigeunerromantik hineingewurstelt hat, ohne die selbst ernsthaftere Arbeiter wie Freytag, Spielhagen und Brachvogel nicht auskommen konnten.

„Der letzte Bombardier" erschien erst 1870. Schon vorher hatte ein früherer deutscher Offizier, Adolf von Winterfeld, einen fröhlichen kleinen Soldatenroman unter dem Titel „Der Leutnant Falstaff" veröffentlicht (1863). Am 9. Dezember 1924 hätte Winterfeld seinen hundertsten Geburtstag feiern können. Aber da hat man wohl kaum seiner gedacht, die Literaturgeschichten erwähnen ihn überhaupt nicht, und doch hat er Hunderte von Bänden zusammengeschrieben und sich dermaleinst durch seinen drastischen Humor einen weiten Leserkreis schaffen können. Als junger Mensch habe ich ihn noch persönlich kennen gelernt — da hatte er es war in den achtziger Jahren, in der Rehmelschen Weinstube am Gendarmenmarkt in Berlin seinen Stammplatz und pflegte dort den sauersten Mosel mit sorgenvollster Miene zu trinken. Er war wortkarg wie die meisten Humoristen, erst auf dem Papier tobte seine unverwüstliche Laune sich aus. Sein Verleger, Costenoble in Jena, hatte mich einmal gebeten, eine Gesamtausgabe seiner besten Romane einzuleiten. Aus der Sache wurde schließlich nichts, mir gab sie aber Gelegenheit, mich durch seine Schriften durchzuarbeiten. Dabei habe ich denn oft von Herzen lachen müssen — das Ausmalen drol-

Digitized by Google

liger Situationen verstand er ausgezeichnet, nur litt er unter seiner unheimlichen Fruchtbarkeit und wiederholte sich oft. Er hat übrigens auch Besseres leisten können. Für seine vortreffliche Verdeutschung der bis dahin für unübersetzbar gehaltenen Lieder des schwedischen Volksdichters Bellman erhielt er von der Stockholmer Akademie die Große Goldene Medaille, und in seiner Geschichte des Johanniterordens betätigte er sich auch als Historiker.

Winterfeld ist der Schöpfer des derbkomischen Garnisonromans. Detlev von Liliencron, der in seiner Kritik freilich gern in Übertreibungen schwelgte, nannte ihn einmal den „ersten deutschen Realisten". Beachtenswerter dünkt mich schon ein Urteil Karl Frenzels, der gelegentlich gleichfalls seine realistische Begabung rühmte, wenn auch mit der Einschränkung, daß ihr die literarische Feilung fehle. In den meisten seiner umfangreichen Soldatengeschichten, die fast alle in den dreißiger Jahren in seiner alten Garnison Pasewalk spielen, kehren bestimmte Typen unter verschiedenen Namen immer wieder, so der ewig zerstreute Graf Düsel, der dicke Padderow und sein Neckfreund, der Leutnant von Nasewitz. Lebendige Originale haben ihm dabei als Vorbilder gedient — wie er mir selbst einmal erzählte, war der „alte Graf" einem Grafen Schwerin, der ritterliche Padderower einem Herrn von Stumpfeld, der Nasewitzer einem Herrn von Enckevort nachgebildet. Um diese Hauptheldeu gruppierte sich dann das Milieu der kleinen Kavalleriegarnison, das er in seiner kläglichen Stumpfsinnigkeit in allerkräftigster Holzschnittmanier oft ganz famos zur Anschauung zu bringen wußte. Der ehemalige Radetzky-Husar Karl von Bayer, der unter dem Decknamen Robert Byr schrieb, hat in seinen Erstlingswerken „Kantonierungsbilder" und „Österreichische Garnisonen" (1863) das Offiziersleben im alten Österreich nicht minder interessant, freilich mit geringem Humor, zu schildern versucht.

Österreichischer Offizier, ehe er mecklenburgischer Dragoner und schließlich sogar Chasseur d'Afrique in französischen Diensten wurde, war auch ein anderer Vergessener auf dem Gebiet des Soldatenromans: Julius von Wickede. Mit lebhafter Darstellungskraft griff er am liebsten in die fridericianische Zeit zurück und entrollte auf diesem Hintergrund oft recht farbige Reiterbilder. In gewissem Sinne kann man auch Fontanes „Schach von Wuthenow", vom Verfasser selbst als eine „Erzählung aus der Zeit des Regiments Gensdarmes" bezeichnet, den Soldatenromanen zurechnen, wenngleich die Farbengebung mehr das Gesellschaftliche des Berlins vor Jena überstrahlt. Ein ähnlich unruhiger Kopf wie Wickede war Stanislaus Graf Grabowski, 1846 noch Leutnant bei den siebenten Husaren, dann schuldenhalber zum 22. rheinischen Regiment versetzt, endlich Offizier im englischen First Rifle-Corps, das aus den Resten des schleswig-holsteinischen Heeres 1855 in Helgoland zusammengestellt wurde. In Helgoland verliebte sich der Graf in eine hübsche Gastwirtstochter, heiratete sie auf der Stelle, mußte sich aber gleich wieder von ihr trennen, weil man im Krimkrieg keine Damen brauchen konnte. Doch ehe man nach der Krim kam, war der Krieg schon zu Ende, und als es Grabowski nach mancherlei Schwierigkeiten gelungen war, seinen Vertrag mit England zu lösen, zog er mit seiner jungen Frau nach Berlin und versuchte es hier mit der Schriftstellerei. Er besaß ein frisches Erzählertalent, etwa in der Art Hackländers, und manche seiner Soldatengeschichten wirken noch immer lebendig. Leider hatte er ewig mit mißlichen Verhältnissen zu kämpfen und warf sich endlich auf den Kolportageroman, und da versiegte sein Talent — ganz so wie bei seinem Kameraden E. H. von Dedenroth, einem alten Franzer, dessen erzählerische Begabung völlig in seinen Hintertreppengeschichten erstickte.

Es ist erklärlich, daß ehemalige Offiziere, die das Schwert mit der Feder vertauschten, ihre neue Laufbahn zunächst mit Soldatengeschichten begannen und damit aus eigenen Erlebnissen schöpften. Das tat auch der Rittmeister Hermann Ferschke, dessen flotter Schilderungen sich ältere Leser des „Daheim" entsinnen werden. Ich lernte ihn als Bürgermeister von Buttstedt kennen, und seine heiteren Erinnerungen aus der Soldatenzeit schrieb er am liebsten in seinem Amtslokal nieder, in dem sonst die Arbeit sich nicht häufte. Zu meinen persönlichen Bekannten gehörte auch der lange Oberst August Kühne, der nach dem siebziger Kriege seinen Abschied nahm und als Johannes van Dewall eine erstaunliche schriftstellerische Produktivität entfaltete. Ich entsinne mich noch gut, wie eifrig gerade seine, nun wohl selbst aus den Leihbüchereien verschwundenen Soldatenromane „Der Ulan", „Der Kommandant", „An der Grenze" u. a. gelesen wurden. Es war die Zeit, da der Militärroman wenigstens äußerlich zu Ansehen zu kommen schien. Selbst berühmte Strategen wie Albert von Boguslawski und Colmar von der Goltz verschmähten es nicht, in Unterbrechung ihrer kriegswissenschaftlichen Studien auch einmal die Phantasie zu Wort kommen zu lassen; jener unter dem Pseudonym Friedrich Wernau in einem Sechsbänder „Die Kinder des Vaterlands", Goltz als W. von Dünheim in einem Roman, dessen Titel mir entfallen ist. Eine Verwandte des Feldmarschalls, eine Baronin Goltz, die unter dem Namen Emil Erhard ein paar flotte Adelsgeschichten schrieb, versuchte sich gleichfalls in einem, ausschließlich in Offizierskreisen spielenden Roman „Gräfin Ruth". Bei den Herren der Berliner Garde-Kürassiere war er seinerzeit besonders beliebt. In die Kreise der althannoverischen „Garde du Corps" führte Gregor Samarow-Meding.

Digitized by Google

Die meisten dieser Erzählungen waren schnell vergängliche Erscheinungen, strengerer literarischer Kritik hielten sie nicht stand. Sie befriedigten die Leserseele, die sich dem militärischen Milieu von jeher geneigt zeigte. Sie begnügten sich auch fast ausnahmslos mit einer oft sehr hübschen und pläsierlichen Skizzierung von reinen Äußerlichkeiten und gingen der Pflichttreue und Tüchtigkeit des deutschen Offiziers aus dem Wege. Schlimmer freilich wurde es, wenn sie tendenziöse Lichterchen aufsetzten, wie der Freiherr von Schlicht (Graf Baudissin) in einigen seiner Romane oder Franz Adam Beyerlein in „Jena oder Sedan", dessen großer Erfolg in der Hauptsache seiner schwarzmalenden Tendenz zuzuschreiben war. Dahin gehört auch „Die Waffen nieder" der Baronin von Suttner, der erste pazifistische Roman, der der Verfasserin den Nobel-Preis eintrug.

Immerhin, Beyerlein wie Frau von Suttner zählen schon zu den Könnern, zu denen, die den Soldatenroman aus der üblich gewordenen Schablone herauszuheben suchten. Das war auch dem Baron Alexander Roberts in seiner „Schönen Helena", dem Freiherrn Torresani in seinem Buche „Aus der schönen wilden Leutnantszeit", Rudolf Stratz in seinem Kasernenroman „Dienst" und anderen geglückt. Karl Bleibtreus aufgeregte Schlachtgemälde, mit „Dies irae" anhebend, zeigten neben starkem Talent eine ungeheure Kraft des Wollens, Liliencrons so wundervolle Genrebilder aus dem Kriegsleben in ihrer „stillen heroischen Begeisterung" überragten sie allerdings wolkenhoch. Doch erst Georg von Ompteda schuf in seinem Leutnantsroman „Sylvester von Geyer" das Erziehungsbuch des deutschen Offiziers, ein Werk ernstester Lebensgestaltung und voll sittlichen Empfindens — leider mit einem unkünstlerischen Abschluß: der junge Held geht an dem Zufall einer akuten Erkrankung zugrunde, die in keinem Zusammenhang mit den erzählten Geschehnissen steht. Omptedas Reiterbild „Unser Regiment" ist kein Roman, sondern nur die schlichte, dabei aber doch auf hoher Erzählungskunst stehende Schilderung des Lebens in einem kavalleristischen Gemeinwesen.

Auch an utopistischen Kriegsromanen hat es nicht gefehlt, an phantasievollen Abhandlungen über kommende Schrecken bei einer gegenseitigen Zerfleischung der Völker unsrer Welt. Man kann diese meist sehr wilden, gewaltsam mit Möglichkeiten umspringenden Geschichten aber ebensowenig den Soldatenromanen anreihen wie die zahlreichen Erzählungen aus unsern alten Kolonien, soweit sie nicht auf militärische Expeditionen zurückgreifen, wie beispielsweise Hans Grimms „Ölsucher von Duala". Als man sich 1895 bis 1896 der deutschen Heldenkämpfe vor 25 Jahren wieder erinnerte, tauchten auch neue Kriegsromane aus jenen Tagen auf — ich nenne nur die von Walter Bloem und meinem Bruder Hanns, denen in künstlerischer Verarbeitung bestimmte Regimentsgeschichten zugrunde lagen. Unheimlich aber schwoll die Flut der Kriegsromane bei Beginn des letzten großen Völkerringens an, obgleich schon damals die Warnung laut wurde, erst Abstand zu nehmen von den Dingen und Leidenschaften. Der Rückschlag trat denn auch bald ein. Selbst ein verlorener Krieg kann den Glanz von Heldentaten, von Opfermut, Treue und Durchhalten nicht erblinden lassen. Diesmal indes kam es so, daß gegen den Patriotismus in der Dichtung sich mehr und mehr ein heftiger Widerstand zu regen begann, der schließlich im Roman wie im Drama zu einer Anklage gegen Krieg und Militarismus wurde. Militärische Anklageromane fanden wir schon bei Schlicht und Beyerlein, aber unter der Propaganda der sich häufenden sogenannten Friedensligen mehrte sich der Abwehrstoff. Typisch für diese Anti-Kriegsromane ist Leonhard Franks „Der Mensch ist gut".

Überblickt man das Gebiet des deutschen Soldatenromans, so ist es nicht ganz leicht, ein Gefühl der Enttäuschung los zu werden. Kampf und Sieg sind das Beherrschende in der deutschen Heldensage. Auf Kampf und Sieg war auch das alte Söldnerheer eingestellt. Da ist es immerhin merkwürdig, daß seit dem „Simplicius Simplicissimus" fast zwei Jahrhunderte vergingen, ehe sich neue Schilderer des Soldatenlebens fanden, und als sie dann die Federn rührten, geschah es wohl mit Witz und Laune, aber nicht mit dem tiefen Ernst, der der allgemein gewordenen Wehrpflicht und dem in Krieg und Frieden durch selbstlose Pflichterfüllung erworbenen Ansehen unsres Heeres entsprach. Erst nach Siebzig trat ein Umschwung ein, man erfaßte vor allem das Offiziersproblem tiefer, die Berufserziehung um der Ehre willen, auch in der Überspannung des Ehrbegriffs. Aber Romane, die auf diesem Grunde in straffem Bau ein eigentümliches Menschenschicksal vor uns aufsteigen lassen, gehören doch zu den Ausnahmen. Kein Soldatenroman reifte zu einem vollendeten Kunstwerk. Und kein Kriegsroman reicht an das eine kleine Kapitel heran, in dem Gustav Frenssen mit größter, im Gegensatz zu der sonstigen Schattenhaftigkeit des „Jörn Uhl" staunenswerter Meisterschaft die Schlacht bei Gravelotte schildert. Diese Episode wird bleiben, wenn die ganze übrige Kriegs- und Soldatenliteratur unsrer Zeit unter Staubwirbeln versinkt.

Schon fällt der Staub, man wird bald an Ausgrabungen denken können. Mit Hartlebens „Rosenmontag" hat man bereits angefangen, und bei der Wiederaufführung mutete dies Leutnantsdrama fast schon historisch an. Wer heute der Gegenwart dichterisch beikommen will, sei's im Bühnenstück, sei's im Roman, wird die dramatischen Antriebe, die bisher das Soldatenleben bot, ausschalten müssen. Mit den Werten von

Digitized by Google

gestern, mit Opfersinn, Ehre, Treue, Blut, ist nichts mehr anzufangen, auch der alte Soldatenhumor ist in die Brüche gegangen. Die neue Reichswehr mag in ihrer Art sich glänzend entwickeln, aber sie ist ein ganz anderes Gebilde als die Armee der Kaiserzeit, die dem Schilderer in Ernst und Scherz so viele lockende Ansätze eröffnete. Die letzte deutsche Weltwende hat auch den vaterländischen Gedanken verschoben, der aufblühende Pazifismus will sogar von einer bewaffneten Verteidigung der Heimat im Angriffsfalle nichts wissen und möchte die hunderttausend Mann Reichswehr am liebsten in eine verkleinerte Polizeitruppe umwandeln. Das Schlagwort „Nie wieder Krieg" bedeutet den Tod des Soldatenromans, dessen Kunstwert nicht überschätzt zu werden braucht, der aber in seinem Zusammenhang mit dem Volksleben auch nicht übergangen werden darf.

Das schlimme Prinzesschen

*

„Der Park träumt heiss im Mittagschein,
Um drei Uhr ist schon die Trauung ...
Jetzt werden sie wohl beim Schlossamtmann sein —
Dann Gäste-Empfang und -Beschauung —
Und gleich wird das liebe, lustige Ding
Dem Alten getraut, der den Schmetterling fing — —
Der Zug muss hier durch den Laubengang gehn!"
Er möchte sie noch ein einzigmal sehn,
Sein heissgeliebtes Prinzesschen ...
Knarrt nicht dort drüben, am Pavillon,
Wie sonst um Mittag, die Klinke?
An verschnittnen Hecken drückt er sich schon,
Gelockt vom verheissenden Winke:
Ins Dunkel schlüpft er, von Sonne blind,
Und sieht nicht, was es für Arme sind,
Die ihn leidenschaftlich umranken —
Doch hat er nur einen Gedanken:
Sein heissgeliebtes Prinzesschen!
Küsse ... Küsse in reicher Zahl,
Mit loderndem Feuer gegeben ...
„Mein braver Bär! Zum letztenmal!
Zum letztenmal im Leben!
Dann kehrst du auf deinen Herrensitz,
Und baust getrost deinen Acker, Heinz?
Doch denke: welch grausiges Schicksal ist meins,
Mit dem alten, langweiligen Knacker!
Ich armes, verkauftes Prinzesschen!
Indessen — das quält dich alles nicht — nein!
Du könntest mich heut noch entführen:
Doch du bleibst der Junker, ehrlich und fein,
Du wirst kein Glied dazu rühren!
Aber ich sag' dir — es währt nicht lang,
Dann spreng' ich die Ketten und breche den Zwang,
Und schlüpfe so schnell und so glatt wie ein Lurch — —
Und brenne dem alten Knasterbart durch ...
Dein heissgeliebtes Prinzesschen."

Alice Freiin von Gaudy

Digitized by Google

Die Bossin · Von Paul Vetterli

Die war die Frau des Herrn Voß, des Sohnes des Herrn von Reineke, Enkel des Freiherrn von Rotrock, urgroßmütterlicher- und urgroßväterlicherseits verwandt mit denen von und zu Malepartus, achtes Glied der berühmten Nachkommenschaft des berüchtigten Khan von der Felsenburg. Kurzum, Frau Voß hatte einen Gatten, der auf einen Stammbaum zurückblicken konnte. Da es aber unter diesem roten Geschlecht Sitte ist, nur standesgemäß zu heiraten, morganatische Ehen so gut wie gar nicht vorkommen, so muß von vornherein angenommen werden, daß die Gemahlin einer solchen Berühmtheit ihre eigenen Windeln auch nicht in irgendeiner proletischen Mägdekammer genäßt und vom Überfluß an Lebensmittelmangel ihr Dasein gefristet hat. Im Gegenteil, wollte man die Geschlechtsregister der beiden Ehegatten gegeneinander ausspielen, man könnte reichlich einen halben Tag hin und her debattieren und wortkämpfen und wäre noch immer nicht klug darüber, welchem Stammbaum hinsichtlich seiner Berühmtheit der Vorzug zu geben sei. Wohl pflegte Herr Voß, der zugunsten seiner Ahnen gewisse Vorrechte geltend machte und eben doch der berühmtere sein wollte, darauf hinzuweisen, daß sein Vater, den er allerdings nur vom Hörensagen kannte und von dem böse Zungen behaupten, daß er ein musterhaft liederliches Ehe- und Familienleben geführt habe, einmal eigenhändig einen Köter abgewürgt, an ein und demselben Nachmittag zwei Katzen gerissen hat und in der darauffolgenden Nacht, unter Zurücklassung des kleineren Teiles seines Vorderlaufes, aus einem Eisen entwischen konnte. Das sind Ruhmestaten, die einen Reineke kleiden.

Aber auch Frau Voß hätte mit gleichem Recht auf dieses und jenes Bravourstück ihrer Ahnen hinweisen können. So war z. B. ihr Großvater mütterlicherseits lange Zeit der Schrecken der ganzen Umgebung. Seine Un- und Schandtaten gingen von Mund zu Mund, wurden am Biertisch, in Altjungfernkränzchen, in der Gemeinderatssitzung, im Konsum, bei Meyers und Müllers und im „Lokalanzeiger" aufs lebhafteste diskutiert und schließlich mit allerhand Schauergeschichten bereichert.

Am meisten trug wohl zu dieser Legendenbildung die sonderbare Tatsache bei, daß der Fuchs, obschon von allen Seiten, von Jägern, von Bauern, Knechten, von Tagelöhnern und vielen anderen Menschen nach ihm gejagt, gefahndet, mit Knütteln und Steinen geworfen, aus Militär- und Jagdgewehren geschossen wurde, stets zu entkommen wußte und scheinbar unverletzt blieb, ausgenommen, daß ein Bleihagel seine Lunte um die Hälfte kürzer machte und ein vorderer wie auch ein Hinterlauf sowie etliche andere Stellen unter seinem roten Balg, in denen nicht gerade das Leben saß, insgesamt nahezu ein Dutzend Schrotkörner aller Kaliber aufzuweisen hatten. Letzteres hat natürlich nur der Fuchs selber gewußt, und weil er nun hinsichtlich der Wirkung der Schrote nicht mehr ganz im unklaren war, so gab er sich auch mit zunehmender Erfahrung und Bereicherung seines Wissens allen erdenklichen Fleiß, jedwede Situation zu meiden, die zu so peinlich berührenden Vorkommnissen Anlaß geben konnte. Eines Tages hat ein Knecht aus Welschland, von dem es hieß, daß er an den lieben Gott nicht glaube und den Teufel nicht fürchte, den alten Fuchs im Hühnerhof mit einem Stock auf die Nase geschlagen, und die Folge davon war, daß der, der den Leibhaftigen unter seinem roten Flaus beherbergt haben soll, an Ort und Stelle seine Räuber- und Mörderseele aushauchte. Damit hatte seine rühmliche Laufbahn ein unrühmliches Ende genommen. Aber bei manchen Leuten blieb er doch der, der er war und der er sein wird, solange noch die buckligen Weiblein und gichtbrüchigen Greise jenes Dorfes leben: — ein Teufel von Fuchs!

Was Wunder, wenn etwas vom Blute dieses berühmten Ahnen auch in den Adern der Bossin pulsierte! Gerissen, gerieben, verschlagen, frech, listig und hinterlistig, kühn in ihren Anschlägen, rasch in deren Ausführung, berechnend wie ein Börsengaukler, vorsichtig wie einer, der nicht scharf genug vor sich, neben sich und hinter sich sehen kann, immer Herr der Situation sein, das waren die Eigenschaften, die Frau Voß noch mit vielen andern, die ihr alle sehr nützlich und heilbringend waren, unter ihrem roten Balg vereinigte und zum guten Teil als Wiegengeschenk ihrer berüchtigten Eltern, Großeltern, Ahnen und Urahnen, aber auch als ein Stück selbstanerzogenen geistigen Besitztums betrachten konnte. Und auf das, was sie an Wissen und Weltanschauung sich selber, eigenhändig erstritten hatte, war sie ganz besonders stolz. Zu den selbsterrungenen Kenntnissen gehörte vor allem das für einen Fuchs nicht ganz unwichtige Vermögen, den Menschen ganz genau und rein nur nach dem zu beurteilen, ob und wie gefährlich er für das leibliche Wohlergehen eines Fuchses ist. Zweimal in ihrem Leben hatte sie Gelegenheit, die nötige Erfahrung zu dieser einzigartigen Vervollkommnung ihrer Lebensweisheit zu machen. Es war einmal im Winter, als sie nach Noten hungrig war und darob ganz gefährliche Magenkrämpfe bekam, als sie urplötzlich von irgendwoher die jämmerlichen Klagerufe eines Hasen vernahm. Selbstverständlich ließ sie sich da nicht lange bitten und machte sich ohne weiteres auf die Läufe, um ganz gehörig nachzusehen, was da eigentlich passiere. Der Weg war ein bißchen weit, aber da klagte ja der arme Lampe schon wieder, und diesmal

Digitized by Google

war sein Jammergeschrei so, daß man ordentlich hätte gerührt sein können, würde einen der Hunger nicht geplagt haben. Nun war die Vossin schon ziemlich nah am vermeintlichen Hasenbraten, da äugte sie plötzlich an einem Baumstamm eine verdächtig rasche Bewegung, ein Umstand, der sie wie auf Kommando kehrtmachen ließ, und während es zweimal ganz gefährlich laut hinter ihr herdonnerte und im Rottannenjungwuchs, in dem sie eben verschwand, ein doppeltes Hagelwetter einschlug, wobei einzelne Körner unheimlich nah an ihrem Kopfe vorbeiflitzten, suchte sie voll Todesschreckensangst das Weite. Erst drei Kilometer vom Ort ihres Unglücks entfernt, tat sie sich mit lautem Herzgepolter nieder und dachte in ausgiebiger Weise über diese höchst merkwürdige und gänzlich unbegreifliche Folge der Dinge nach. Die Lehre, die sie aus dem Erlebnis zog, war die: wenn dich die bösen Jäger mit der Hasenquäke locken, dann folge ihnen nie!

Etliche Zeit später hat sie dann 'rausbekommen, wiederum auf Grund eines ähnlichen Erlebnisses, wobei es ihr gelang, noch in der letzten Viertelsekunde ihren Balg vor einer radikalen Durchsiebung zu retten, daß es überhaupt bei jedwedem Angstgekreische, Klageruf und Mäuschenpfiff angemessen sei, vorerst mittels der Nase genau Wind zu holen, ehe man sich den Braten oder eventuell die Schrote aneignet. Die praktische Anwendung dieser Theorie hat die Vossin mehrfach von der Nützlichkeit dieses Vorgehens überzeugen und so vor allerhand Schaden bewahren können. Dabei hatte sie gleichzeitig die Wahrnehmung gemacht, daß vor allem jenes zweibeinige Zeug, das im grünen Rock und mit dem Donnerstock an der Schulter in Wald und Feld herumbummelt, heimlich tut, womöglich noch einen Köter bei sich hat, am allergefährlichsten und darum nach Möglichkeit zu meiden ist.

Auch diese Tatsache ist der Vossin mit der Zeit klar geworden, daß zur Zeit, da es im Walde laut hergeht, die Hunde einem mit ihrem Gekläff und Gewäff und Gejaul und Geheul um das bißchen Ruhe bringen und die Jäger einen mit ihrem Geschieße ganz nervös machen, ein Fuchs am besten tut, wenn er sich etliche Fuß tief unter die Erdoberfläche verzieht und dort über die Grausamkeit der Menschen im allgemeinen und über das traurige Los der Füchse im besonderen so lange und so ausgiebig nachgrübelt, bis der Mond ist aufgegangen und die goldnen Sternlein prangen und die Jägermeute friedlich in der Dorfpinte sitzt, Würste kröpft und nach Noten darüber Krach schlägt, daß nicht einmal ein Fuchs im Trieb gewesen ist.

Eine weitere Eigentümlichkeit von Frau Voß ist die, daß sie grundsätzlich in kein Eisen geht. Ob die konsequente Innehaltung dieses Grundsatzes durch allerhand Zufälligkeiten, günstige Fügungen von seiten des Fuchs-Schutzpatrons oder durch der Vossin Vorsicht, wenn nicht etwa durch menschliche Ungeschicklichkeit bedingt ist, läßt sich natürlich nicht so genau feststellen.

Wie dem aber auch sein mag, in der Hechezeit, da das meiste Raubwild oberhalb und unterhalb der Erdoberfläche darauf ausgeht, mit peinlichster Genauigkeit und höchstem Pflichtbewußtsein dafür Sorge zu tragen, daß die Art nicht ausstirbt, buddelte sich Frau Voß irgendwo in einem alten Bau ein und schenkte dort fünf strammen Welpen das Leben. Um dieses Ereignis auf ihre Art „verschwellen" zu können, ging sie hin, biß einem Italienerhuhn in der Nachbarschaft den Hals ab, erwürgte auf dem Einlauf einen Eichkater, eine Rötelmaus und dann noch zwei Mäuse. Als sie zu guter Letzt noch auf das Gescheide eines gefrevelten Bockes kam, grinste sie über die ganze Länge und Breite ihres Spitzbubengesichtes und konnte nicht umhin, in der Tiefe ihres Herzens zu solchem „Weidmannsheil" sich herzlichst zu gratulieren. Dummerweise wurde eine Krähe ganz eklig neidisch auf die Vossin und machte einen Mords- und Riesenkrach, rief immerzu „Gewaalt, Gewaalt, Mord, Moord, Jääger, Jäägäär, komm, kooomm här," und weil schließlich immer mehr dieser schwarzen Gespenster herumflatterten, und der Jäger vielleicht doch noch kommen könnte, so packte die Vossin den ganzen Kram zusammen und schleppte das wohl riechende Zeug zu Bau, schimpfte aber vorher ausgiebig auf den Neid der besitzlosen Klasse. Die Rabenkrähe, die ihr bis zum Bau folgte, konnte weiter nichts konstatieren als die Tatsache, daß da nichts mehr zu machen sei. Während nun aber gewöhnliche Sterbliche durch die Erkenntnis ihrer eigenen Hilflosigkeit und Ohnmacht bescheiden und still werden, so fing der Schwarzfrack im Gegenteil an zu fuchteln, zu schimpfen und zu zetermordionen, daß der Herr, der eben mit seinem Hund den Waldsaum entlang ging, auf das Gekrächz aufmerksam wurde. Und weil er irgendwo einmal gelesen hatte, daß dies immer etwas zu bedeuten habe — der Herr ist nämlich ein Jäger, der noch etwas mehr versteht als bloß das Abdrücken eines Schießgewehres —, so machte er sich schleunigst auf die Socken, pirschte in das kleine Gehölz hinein, entdeckte den Fuchsbau, betrachtete ihn mit der Miene des Kenners, ließ seinen „Filax" eine Nase voll fuchselnder Witterung aus dem Einfahrtsrohre nehmen und grinste dann ebenso befriedigt vor sich hin, wie der Fuchs beim Gescheide des Bockes. Hinter seiner Denkerstirne heckte er einen gewaltigen Plan aus, verließ dann schleunigst die für ihn so wichtige Stätte, ließ nach der Arbeit Familie Familie sein, radelte mit einer fabelhaften Geschwindigkeit zum Jagdaufseher, klärte diesen Mann in kurzen, sachlichen Worten über die Situation auf, entwickelte einen gräßlichen Plan, der in seiner praktischen Ausführung zum allermindesten auf Elternmord und Kinderentführung hinzielte, und drückte sich schließlich, als er dem Jagdaufseher noch die nötigen Instruktionen über alles weitere

Digitized by Google

Vorgehen erteilt hatte, höchst befriedigt nach Hause. Dort war er allerbester Laune, redete von Fähenabschuß, auf deutsch Muttermord, von Fanggrübchen, d. h. von einer Vorrichtung, wobei in ähnlicher Weise wie in Afrika die Elefanten und Büffel, die kleinen Füchslein, die Welpen, in eine Grube stürzen und dann lebendig gefangengenommen werden, also Kinderaub im verwegensten Sinne des Wortes, ging dann zu Bette und träumte eine gewaltige Sache aus: er sah seinen nagelneuen maikäferfarbigen Teckel ein halbes Dutzend Jungfüchse Stück für Stück abwürgen! Darauf liebelte er seinen Allerweltsteckeldackel in einer Art und Weise ab, daß ihn seine Frau in die Seite stieß und bat, doch keine solch albernen Gespräche zu führen und so dumme Gesten zu machen, da sie sonst die ganze Nacht kein Auge zudrücken könne.

Am Morgen wurde unverzüglich der Fuchsbau nachgesehen. Ganz frisch spürte sich die Fähe heraus. ‚Na,' dachte Mister Meyer, ‚das Ding kann gut werden.'

Während Herr Meyer in den schönsten Hoffnungen sich erging und seine jagdliche Seele von einem Bad weidmännischer Perspektiven ins andere taumelte, schnürte die Vossin eben etwas verspätet ihrem Baue zu, aber beileibe nicht etwa jenem Baue, vor dessen Einfahrtsrohr Herr Meyer eben ein Dankgebet zu Diana und eine innige Bitte an seinen Patron, den heiligen Hubertus, stammelte. Nein, nein, diese Wohnung ging sie rein gar nichts mehr an. Mit ihrem Gehecke hatte sie diese in der Nacht gründlich verlassen; denn Hundewitterung und Menschengestank in der Nähe ihres Domizils, nein, das paßte ihr ganz und gar nicht. Also fort mit Schaden! Rechtschaffene Leute kommen auch anderswo noch unter. Und jetzt wohnte Frau Voß genau tausend Meter von Herrn Meyer entfernt in einem Bau, der allerdings nicht so komfortabel war wie der vorige, aber ihren Ansprüchen, die ja mehr auf Ruhe und Ungestörtsein als auf Bequemlichkeit und Luxus hinzielten, vollständig genügte.

So vergingen nun etliche Tage und Nächte, ohne daß sich etwas Besonderes ereignete, sofern man wenigstens die Großzügigkeit, über einen Hühnermord hinwegzusehen, aufbringt. Das war so ziemlich das einzige Vergehen, womit die Vossin bei einem bestimmten Teile der Bevölkerung einen nicht ganz unbedeutenden Anstoß erregte. Immerhin fand man es für gut, den Herrn Meyer über den Sachverhalt aufzuklären. Der fing gleich an zu schimpfen auf den Jagdnachbar, der in seinem Revier alle Füchse aufkommen lasse, grunzte etwas vor sich hin, als von Schadenvergütung geredet wurde, schwor bei seinem sprossenden Bart, daß es dem Fuchs auf der Stelle an den Kragen gehen müsse, und versprach noch dieses und jenes, und damit war der Handel erledigt.

Aber Herr Meyer war ganz und gar nicht geneigt, schon jetzt etwas zu unternehmen. Bewahre, die Jungfüchse müssen noch eine ganz andere Taille und ordentliche Fänge haben, bevor am Bau etwas gemacht werden darf, so dachte der Jägersmann, und er hatte ganz recht.

Eines schönen Tages aber kam der Jagdaufseher angewackelt. Offenbar hatte er eine höchst wichtige Meldung zu machen, denn er kaute ganz nervös an den Rudimenten eines erloschenen Stumpens umher.

„Na, was ist denn los, Sämi?" fragte Herr Meyer und klopfte dem Graubart auf die Schulter.

Der räusperte sich, spuckte ganz gefährlich in den Kies und hub dann an: „Ja, Herr Meyer, ich weiß nicht, aber ich meine, es ist da etwas gegangen, alles ist da nicht mehr in Ordnung. Die Füchse sind weg!" Fast getraute er sich nicht, den Schlußsatz auszusprechen. Aber nun war's glücklich draußen.

Die Wirkung der Worte war allerdings eine gewaltige. Herr Meyer mußte sich ordentlich fassen, um nicht ganz fassungslos zu erscheinen.

„Was, die Füchse sind weg?"

„Ja, ja."

„Da muß ich aber doch gleich selber hingehen und die Sache nachsehen. Hol's der Kuckuck! So was, das ist doch zu dumm! Ich kann das nicht begreifen! Da muß irgendein Kerl, ein Tagedieb, ein Herumlungerer, einer von den Hagelsknechten vom Christenhanshof mit einem Köter dabei gewesen sein! Jetzt ist alles futsch! Die Füchse sind flöten. Die haben wir jetzt gesehen! Daß einem so 'was passieren muß!"

Herr Meyer hätte offenbar noch dieses und jenes beigefügt, wenn seine Frau, durch das erregte Gespräch herbeigerufen und fürchtend, es hätte einen Streit gegeben, ihn nicht unterbrochen hätte. Auch auf ihrem Antlitz waren allerhand Zeichnungen von Bestürzung zu sehen, als sie in die Katastrophe eingeweiht wurde. Im Grunde genommen war ihr aber mit all ihren „Ach, wie dumm," „das ist jetzt aber auch schade," „wie ist das möglich" gar nicht so ernst. Im Gegenteil, sie freute sich in den Abgründen ihrer Seele ganz mächtig, daß die Sache schlumpte und schief ging. Sie beglückwünschte sich von Herzen, daß sie nun doch wenigstens keine Raubtiere zu füttern und dieses Stinkerzeug von Füchsen nicht in der Nähe des Hauses zu haben brauchte, ganz abgesehen davon, daß sie neben ihrer Arbeit im Haushalt ohnehin keine Zeit hätte, noch einem zoologischen Garten vorzustehen. Überhaupt war ihr die ganze Fuchserei schon eklig verleidet. Bei Tag redete ihr Mann nur von Fähenabschuß, Fanggrübchen, vom Arbeiten der Teckel am Fuchs und nachts quaselte er immerzu: „Schießt sie, schlagt sie auf die Nase — — — so, nun haben wir die Jungfüchse, steckt sie in den Sack, — — — so brav, Waldine, so ist's schön, faß ihn doch, den Stinker, so brav!" Selbstverständlich hält auch eine Frau mit guten Nerven so etwas auf die Dauer nicht aus. Darum kann man es Frau Meyer in keinem Fall verargen,

Digitized by Google

daß sie diesmal, allerdings nur hinter ihrer Bluse, ihrem Manne gegenüber eine gegensätzliche Stellung einnahm. Im übrigen mochte sie ja ihrem Gatten die jagdlichen Freuden von Herzen gönnen, auch wenn schon ihre eigenen Ansprüche, Rechte und Bedürfnisse durch das unverfrorene Dazwischentreten ihrer Nebenbuhlerin, Dianas, oft, vorzüglich zur Zeit des Schnepfenstrichs, der Bockpirsch und im Herbst, arg beschnitten wurden.

Das Antlitz voll Sorgenfalten und -fältchen, das Herz voll Unruh, den Schädel dick gefüllt mit schweren und schwarzen Gedanken, schuhbeinte der Jäger und Revierpächter Meyer zur Stätte seiner Hoffnungen, d. h. zum Ort, wo es, wenn der Jagdaufseher wirklich recht behielt, nichts mehr zu hoffen gab. Der Gedanke war erschütternd und gräßlich zugleich, aber er war nicht wegzudenken, und an Ort und Stelle angekommen, wurde er leider durch die Wirklichkeit, die grausame, nur zu sehr bestätigt. Ein Blick noch nach der Stätte seiner Wünsche, und Herr Meyer schnürte auf dem gleichen Wege wieder nach Hause — und dachte nach, überlegte beim Abendessen, wälzte Gedanken beim Zubettgehen, quälte sein Gehirn bis Mitternacht, rechnete im Dämmerzustand und klügelte im Halbschlaf noch allerhand aus. So gegen Glocke dreie entledigte er sich seines Bewußtseins und träumte bis morgens sechs Uhr, also genau bis zu dem Augenblick, da ihm seine Frau, in Ermangelung einer Weckeruhr, den gewohnten Morgengruß in Form eines zärtlich-zaghaften Rippenstoßes verabfolgte, von einem Fuchsbau im kleinen Feldgehölz, der nach der Kunst und Schwierigkeit befahren war.

Arbeit hin, Tagwerk her, zuerst ging, nein, töfftöffte Herr Meyer mittels eines Kastens, der automatisch fahren kann, zu jenem fraglichen Bau. Und wirklich, Hubertus sei gelobt, der Traum war Tatsache, nicht wegzuleugnende, sinnenfällige Tatsache — der Bau im kleinen Feldgehölz war befahren, die Vossin hatte ihn angenommen. Alle guten Geister seien gepriesen, am allermeisten Diana. — Herr Meyer war außer sich vor Freude; Tränen schimmerten aus seinen Augen, wie er mit Kennerblick feststellte, daß die Welpen, die Jungfüchse, bereits soweit gediehen waren, daß sie ans Tageslicht herauskrabbeln konnten. Nun war seine Stimmung wiederum tüchtig über Null, und als er seinen Benzinklappmatismus aufsuchte, da jodelte er über Täler und Höhen und Kartoffeläcker hinweg, daß es einem ordentlich zu Herzen ging.

Die Vossin jedoch, die eben mit einem gerissenen Huhn durch die Wiesen und Getreidefelder schnürte, machte sich aus dem Gejodel nichts, schimpfte dafür ausgiebig, daß sich wiederum so ein zweibeiniger Kerl in der Nähe ihrer Wohnung zu schaffen gemacht hatte, keckerte etwas wie „Na, Kinder, kommt 'raus" in den Bau hinein, worauf eins nach dem andern anrutschte, bis schließlich alle Jungfüchslein draußen waren. Zuversichtlich zausten sie tüchtig an der Alten herum, um sich plötzlich voll Gier auf den entdeckten Fraß zu werfen und zu bearbeiten, bis nur noch Federn und Flügel und halbzerfleischte Ständer herumlagen. Letztere führte Frau Voß sich noch zu Gemüte und spielte dabei mit ihrem lustigen Geheck ein fröhliches, putziges Spiel. Und weil ihr die Sonne gerade so warm auf den Balg schien, so blieb sie noch eine Weile beim Bau, freute sich an ihren Jungen und betrachtete mit mütterlichem Stolz ihr ausgelassenes Tun und Treiben und dachte gar nicht daran, daß es so grausame Menschen geben könnte, die imstande wären, solches Mutterglück mit den brutalsten Mitteln, die Menschenwitz ersinnen mag, zu zerstören.

In dieser Zeit hatte Herr Meyer seinen Mordplan zu Ende gedacht. Er ging ans Telephon, klingelte den berüchtigten Bodenjäger D. an, teilte ihm die Lage der Dinge mit und bat ihn, sofort herzukommen, um die Fähe abzuschießen und ein Fanggrübchen zu graben. ‚Denn besser ist besser,' dachte Herr Meyer, ‚der Herr D. ist ein Kerl, ein Jehu, der etwas kann; kommt der, dann kann die Sache auf keinen Fall schief gehen.'

Gesagt, getan. Anderntags machte sich Herr D. in Begleitung eines Weidgenossen auf und fuhr nach M. Dort wurde unverzüglich Meyers Auto bestiegen, und der Kasten raste nach dem Richtplatz hinaus, wo sogleich, unter Oberanführung des berüchtigten Oberbodenjägers die ersten Schritte zur ruchlosen Vernichtung eines glücklichen Familienlebens getan wurden.

Der Fuchsbau befand sich in einem kleinen lichten Feldgehölz, und so war es kein Kunststück, die verschiedenen Röhren festzustellen. Es dauerte auch gar nicht lange, da waren die einzelnen Röhren verstopft; vor dem einen offengelassenen Ausfahrtsrohr wurde ein Grübchen gegraben, oben mit Zweigen verblendet, und sowohl das Rohr wie auch die Fanggrube wurden schließlich noch mit Brettern und die wiederum mit Sand zugedeckt, damit ja kein Lichtstrahl sich in das Ausfahrtsrohr verirren und den Jungfüchsen die Gefährlichkeit ihrer Lage verraten könnte.

Aus der ganzen Tätigkeit, dem sicheren, planmäßigen Vorgehen des Herrn D, war auch für den Laien ersichtlich, daß der Oberbodenjäger mit aller Berechtigung auf diesen Titel Anspruch erheben konnte. Und auch das Gemüt des Zweiflers mußte schließlich einen handfesten Glauben an das Gelingen des Unternehmens aufbringen können.

Zuletzt wurden die Röhren noch tüchtig verblendet, und dann konnten Anführer wie Helfershelfer mit Befriedigung auf ihrer Hände Werk herabblicken.

„Wissen Sie, Herr Meyer," meinte Herr D. im Vollbewußtsein der Gewichtigkeit seiner Äußerung, „so einer Fähe ist nicht zu trauen, die bringt alles fertig, besonders wenn die Mutterliebe sie treibt, da fürchtet sie gar

Digitized by Google

Bildnis. Gemälde von Prof. Walter Petersen

Digitized by Google

Digitized by Google

nichts. Glauben Sie mir, ich habe darin schon allerlei Erfahrungen gemacht. Sie würden vielleicht sagen, das sei Jägerlatein, aber die Sache ist doch wahr. Hm, ja, so eine Fähe. Es ist ihr nicht zu trauen, bis sie gestreift an dieser Tanne hängt."

Selbstverständlich nickten die beiden Begleiter Beifall, und jeder gebärdete sich so, wie wenn er schon wer weiß nicht was für außergewöhnliche Erfahrungen gemacht hätte. Aber immerhin waren sich alle drei, an der Spitze der überglückliche Herr Meyer, darin einig, daß die Sache mit dem Kinderraub wohl kaum bachab gehen werde.

Nun wurde hin und her beratschlagt, wo man sich ansetzen wolle, um die Fähe auf ihrem Einlauf, also auf der Rückkehr zum Bau, abschießen und so gründlich unschädlich machen zu können.

„Es müßte einer der Herren hier am Baue warten, ein Zweiter, vielleicht Sie, Herr Meyer, müßten auf jenen schiefen Apfelbaum klettern, um von dort aus die Wiesen bestreichen zu können, und ich würde mich dann zu jenen Haselstauden begeben." Das ungefähr war der Mordanschlag, den Herr D. in seinem grausamen Gehirn ausheckte.

„Halt," meinte der dritte Helfershelfer, „mir kommt ein Gedanke. Ich glaube nämlich ziemlich bestimmt annehmen zu dürfen, daß der Fuchs gar nicht so weit vom Bau sich herumtreibt. Wollen eins gegen hundert wetten, der Kerl steckt dort drüben im Roggen drin."

Diese Meinung wurde zwar von den beiden andern nicht ganz geteilt, aber man konnte ja ruhig 'mal nachsehen, besonders da Herr Meyer seinen Hund bei sich hatte, und der würde den Fuchs schon aus dem Getreidedickicht herausbringen. Daß der Hund etwa an Junghasen geraten könnte, war hier in unmittelbarer Nähe des Fuchsbaues wohl kaum zu erwarten, und Rehe gab's da auch keine. Behutsam wurden diejenigen beiden Stellen, an denen man nach fachmännischem Ermessen den Rotrock erwarten durfte, vom Oberbodenjäger und seinem Begleiter besetzt, während Herr Meyer, den Wind im Nacken, mit seinem Hunde den Roggenschlag durchdrückte. Wie er ungefähr in der Mitte des Ackers war, blieb er stehen, gab den beiden Schützen mit der erhobenen Hand ein Zeichen, marschierte wieder ein bißchen weiter, hetzte den Hund, der in wilden Sprüngen im Roggen umhersprang und offenbar hinter einem Tier jagte. Was ist's? Fuchs oder Hase oder Katze? Die beiden Schützen harren gespannt. Ihre Augen eilen hin und her. Fester fassen sie Laufschiene und Kolbenhals.

Da, plötzlich flitzt etwas Rotes, Längliches, aus dem Roggen heraus, verhofft aber augenblicklich und äugt nach dem Schützen vor ihm, äugt auch den tapferen Herrn Meyer, der mutig mit seiner Flinte in Anschlag geht und dem armen Reineke ziemlich sicher das Leben aus dem roten Balg herausgeblasen haben würde, sofern er die ganz niegelnagelneue Flinte, mit Nummer „Fuchstod" geladen, entsichert gehabt hätte. Alles krampfhafte, fast bis zur Verzweiflung gesteigerte Ziehen und Zerren am Abzug bleibt umsonst, kein Schuß löst die Spannung, und die Vossin ist im Nu wiederum im Roggen verschwunden.

Noch gab man den Kampf nicht auf. An allen Fronten wurde tapfer, mit Einsetzung aller moralischen und physischen Kräfte, aber leider trotzdem erfolglos weitergekämpft, aber nicht lange, dann konnte Herr D., der die ganze Länge des Ackers überschaute, den beiden übrigen Nimroden das Signal zum Gefechtsanbruch geben, da der Fuchs „oben 'raus sei".

Am Versammlungsort gab's lange und längere Gesichter. Man guckte sich einen Moment mitleidig an, grunzte etwas vor sich hin, war erstaunt, daß der Rotrock also doch im Roggen drin war, und während der eine seinen Ärger mit Nikotin betäubte, der andere seinen gerechten Zorn über die nicht entsicherte Flinte hervorgeiferte, redete der dritte etwas von Hitze, Kehlbrand und einem Haufen Durst. — Schließlich sah man die drei einträchtiglich und guten Mutes nach dem nahen Dorfe bummeln, woselbst sie dann beim Bierverdrängen den seltsamen Verlauf der Dinge, mit den entsprechenden humoristischen Beigaben gewürzt, noch einmal mit einer Gründlichkeit, die jedem Wissenschaftler Ehre gemacht hätte durchsprachen.

„Wissen Sie, Herr Meyer, einem Fuchs ist nicht zu trauen. Glauben Sie mir, diese roten Brüder sind gerissen, am allermeisten aber die Fähen in der Heckezeit." — „Ja, ja, geradeso beim Drücken, da heißt's für den Schützen aufpassen. Stillstehen muß er können wie ein gichtbrüchiger Bleisoldat, will er Erfolg haben. Nur die Augen dürfen sich bewegen; die aber müssen immer hin- und hergehen, ungefähr wie eine frisch gefangene Maus in der Falle." — „Aber viel Spaß machen die Reinekes dem Jäger! Wenn einer das Quäken, den Vogelangstruf und das Mäuseln, unter Umständen auch noch das Keckern des Räkels versteht, dann kann solch ein Grünrock doch so manche Freude an der Sippederer von und zu Malepartus erleben." — „Es ist wahr, man sollte den Füchsen doch nicht allzusehr auf den Balg rücken. Schließlich ist der jagdliche Schaden auch nicht so groß, wie dies von den Durchschnittsjägern vielfach behauptet wird. Und interessant ist es doch, wenn man auf der Treibjagd nicht immer nur auf dieses graue Hasenproletariat funken muß, sondern auch 'mal so einen roten Schleicher vor die Flinte bekommt. Wie hübsch sieht doch eine Strecke aus, die neben den Hasen und wieder Hasen zwei oder drei Füchse aufweist! Überhaupt Fuchs, das ist doch noch ein anständiges Wild! Die Hasen, die sind grad recht für Leute, die immerzu und möglichst mühelos kanonieren wollen, die allerbestens etwas von der Treib- und einige Kleinkinderschulkenntnisse von der Anstandsjagd, aber gar rein nichts von

Digitized by Google

anständigem Jagen wissen. Die Schießer und Profitjäger, die müssen ja Hasen und immer wieder Hasen und dann noch einmal dasselbe und dann erst noch mehrere Rehe auf ihrer Strecke liegen haben, bevor ihre Mitrailleusenleidenschaft bzw. ihre schmutzige Mammonsgesinnung befriedigt ist. Oder ist's etwa nicht wahr, Herr Meyer?" — „Selbstverständlich, natürlich, ohne Zweifel. Ich versichere Sie, ich wäre der erste, der das ganze Geheck im Feldgehölz unten am Leben ließe, wenn ich für meine Hunde nicht ganz dringend Jungfüchse benötigen würde." —

Während die drei ihren schwarzen Durst löschten und in ausführlicher Weise sich gegenseitig anschwindelten, schnürte die Vossin in gedrücktester Stimmung in einem andern Getreidefeld umher. Es war ihr quellwasserklar, daß etwas ganz Schlimmes für sie und ihre edle Nachkommenschaft im Anzug war. Denn das Schaufeln, Hacken, Schneiden und das gefährliche Reden an ihrem Bau war ihren aufmerksamen Gehören nicht entgangen. Und als dann schließlich noch der meuchelmörderische Anschlag auf ihr eigenes Leben in Szene gesetzt wurde, da war sie vollends jedes Zweifels über die furchtbare Richtigkeit ihrer entsetzlichen Vorstellungen enthoben. Nun, ihre Seele hatte sie ja glücklich den Fallstricken, bzw. Schußvorrichtungen ihrer Verfolger entzogen; aber das war schließlich noch das allerwenigste, überhaupt gar nichts gegenüber der Gefahr, in der die hoffnungsvollen Enkel ihres Großvaters mütterlicherseits lebten. Und dieses edle Blut, die Nachkommen des berühmten Khan von der Felsenburg, ihre eigenen Kinder, ihr eigen Fleisch und Blut, das sollte unter Umständen umkommen, in die blutrünstigen Hände grausamster Menschen fallen! Nein, und abermals und noch einmal nein, das darf nicht sein; die Kleinen müssen sofort weggetragen werden, und koste es das eigene Leben.

Vorsichtig schnürte die Vossin von einem Getreideacker zum andern. Auf der Wiese äugte sie einen Kerl; weil der aber hemdsärmlig war und aus seinem Dasein kein Hehl machte, im Gegenteil laut pfeifend seines Weges schritt, so dachte sie an nichts Böses, drückte sich ins Gras, bis der Mensch vorüber war und setzte dann ihren Weg fort. Auch die Kinder, die sich an den Haselstauden zu schaffen machten, beirrten sie nicht, und nun war sie schon wieder beim Roggenacker, aus dem sie der eklige Köter vertrieben hatte. Weil sie nun aber doch ein gewisses Vorurteil gegenüber diesem Getreideschlag nicht unterdrücken konnte, so umging sie ihn in großem Bogen, um von der andern Seite an ihren Bau heranzukommen. Es war dieses Vorgehen auch durch die Richtung des Windes geboten. Denn wenn man einmal einen solchen Balg voll Erfahrungen gesammelt hat, wie dies bei Frau Voß der Fall war, dann pirscht man sich an Orte und Gegenstände, die nicht so ganz ohne jeden Anstrich von Unsicherheit und Gefahr sind, nie anders als mit dem Wind im Gesichte heran. Schließlich konnte ja auch irgendein Unmensch am Bau geblieben sein. Also galt es, die äußerste Vorsicht anzuwenden. Langsam, durch scharfes Umheräugen und Sichern hie und da unterbrochen, setzte die Vossin Lauf vor Lauf und schnürte direkt auf ihren Bau zu. Plötzlich verhofft sie. Menschelnde Witterung fängt ihre Nase auf. Ihr Herz pocht. Tief drückt sie sich ins Gras. Soll sie umkehren, blitzschnell ins Ried hinunter flüchten? Dort wäre sie sicher. Aber ihre Kleinen? Angst, Todesangst, Furcht, entsetzliche Furcht vor ihm, der allein zu fürchten ist, dem Menschen, schüttelt und schreckt und foltert ihr Herz. Aber was ist schließlich all die Angst gegenüber der Mutterliebe, die sie quält und martert und diese Qualen von Augenblick zu Augenblick steigert. Angst, Wut, Verzweiflung, entfesselte Naturtriebe kämpfen mit der Wucht menschlichen Empfindens miteinander. Und doch ist es ja nur ein Fuchs, eine Fähe, ein Tier, das all diese Qualen leidet —

Um fünf Schritte hat sich die Vossin näher an den Bau herangepirscht, fünf Gänge der Todesfurcht, der marternden Angst um das Geheck, um ihre Kleinen, sind es gewesen. Wären es nicht die Jungfüchse im Bau, die sie festhielten, längstens befände sie sich im Wald oder im Ried. Aber sie kann nicht fort, trotzdem der Wind ihr eine ganz eklige Menge Menschenwitterung zuführt. Ihre Seher eilen hin und her. Wo ist die Gefahr, der Schrecken, der Mensch? Alles ist still, nur ihr Herz pocht laut. Doch jetzt raschelt etwas. Es war nur eine wurmende Amsel, aber dem Fuchs jagte sie mit ihrem geringfügigen Geräusch das Zittern in die Knochen.

Eben wollte die Fähe ihre Läufe wieder in Bewegung setzen, da ertönten vom Wege, der ins Feldgehölz führt, Schritte und Flüsterworte. „Vielleicht sind die Jungfüchse schon im Grübchen." — „Nein, nein, das ist so ziemlich ausgeschlossen; aber das wäre möglich, daß die Fähe über kurz oder lang zu Bau fahren will. Wir wollen uns gleich noch ein wenig ansetzen."

Während die drei Jägersmänner sich auf diese Weise unterhielten, den Bau revidierten und ihre Ansitzstellen bezogen, trollte die Vossin in wildester Verzweiflung im Riede herum. Sie achtete auf die raschelnde Maus so wenig wie auf den Junghasen. Die Enten, die im Riedbache schnatterten, die Erpel, die miteinander um die Wette bliesen, waren für sie gar nicht da. Ihr ganzes Wesen war nur noch ein einziger, alle andern Instinkte ausschaltender Naturtrieb — Mutterliebe! In großen Bogen das Feldgehölz umkreisend, schnürte und trollte sie von den Wiesen in die Äcker und von den Feldern ins Ried. Ein paarmal tat sie das, dann setzte sie sich auf die Keulen und fing laut an zu bellen.

„Wäff, wäuh, wäff, wäff — wäuh!" tönte es vom Riede zu den Jägern hinauf.

Digitized by Google

„Die Fähe!“ meldeten alle drei wie aus einem Mund. „Sie hat uns geäugt oder Wind von uns bekommen. Jetzt ist wenig mit ihr zu machen. In nächster Zeit rückt sie wohl kaum zu Bau.“

Die drei beratschlagten hin und her und her und hin und schauten indessen immer nach dem Fuchs, der außer Schußweite, hie und da wild und anhaltend bellend, das Ried durchquerte. „Das arme Tier kann einem leid tun, aber es geht nun einmal nicht anders!“

„Wenn wir bloß Zeit hätten, dann würden wir uns die ganze Nacht hier ansetzen, und es müßte schon ganz sonderbar zugehen, wenn der Rotrock am Morgen seinen Flaus noch hätte; aber in der nächsten Viertelstunde müssen wir nach dem Bahnhof zurück. Dagegen möchte ich Ihnen sehr anraten, Herr Meyer, am Bau zu bleiben, oder wenn Sie nicht Zeit haben sollten, doch wenigstens einen Mann zu beordern, der von Zeit zu Zeit, aber in möglichst kurzen Zwischenräumen, den Bau aufsucht, hier tüchtig herumgeht, um auf diese Weise die Fähe zu vergrämen, wenigstens davon abzuhalten, daß sie die Jungfüchse ausgräbt; denn es ist leicht möglich, daß, wenn die Tierchen einmal im Grübchen sind, zu klagen anfangen, und dann ist die ‚Alte‘ zu allem fähig, also aufgepaßt! Zudem würde ich Ihnen, falls Sie der Fähe auch habhaft werden wollen, anraten, in der Morgenfrühe, so um drei Uhr, auf irgendeinen dieser Bäume hier zu klettern, und Sie können versichert sein, daß Sie auf den Fuchs zu Schuß kommen.“

„Einverstanden! Ich werde gleich zum Nachtwächter gehen, der ja ohnehin die halbe Nacht bei den Torfschuppen im Moor zubringen muß, und ihn beauftragen, mindestens je nach Verlauf einer Stunde den Bau aufzusuchen, und um drei Uhr bin ich selber wieder hier und werde dann die Fähe abschießen.“

„Na, so wird die Sache schon gehen. Um der Fähe den Ort recht gehörig zu verekeln, wollen wir auf den verschiedenen Ein- und Ausfahrtsröhren Papierfetzen anbringen, und dann wäre es sehr wünschenswert, noch eine brennende Laterne an einem Baume aufzuhängen. Solch ein Irrlicht mitten in der Nacht schafft Respekt, selbst bei einer Fähe.“ —

Der helle Mond stand am Himmel, als der beauftragte Herr Nachtwächter seinen ersten Gang zum Fuchsbau unter seine Füße nahm. Schon lange war ihm nicht mehr ein derartig wichtiges Amt anvertraut worden. Na, an ihm sollte es nicht fehlen. Er wolle den Herren schon zeigen, was er sei und was er könne, daß man nicht umsonst solches Vertrauen in seine Person setze. Im übrigen soll sich die „Alte“ nur nicht an den Bau heranwagen, sonst könnte es etwas absetzen. Eine gefährliche Fuchtelei mit seinem groben Nachtwächterknüttel begleitete seine Gedanken.

Der Fuchsbau war leicht zu finden. Der Mond schien helle, und schon von weitem war das gespenstische Licht der aufgehängten Laterne wahrzunehmen.

Aus dem Ried war das Bellen der Fähe zu hören. Bald war es fern, bald nah. Aber ihr Kläffen tönte nicht mehr so laut; sie hatte sich heiser gebellt. Unheimlich hörte sich ihr wildes „Wäff, wäuh“ an.

„Komm nur, du Kerl, du Halunke, du roter Teufel, du lausiger Spitzbube, du Hühnermörder, ich geb' dir's schon, dir hau' ich auf die Nase, daß du nicht mehr aufstehst, du, du, Elender, du.“

Am Bau war noch alles in Ordnung. Einen kurzen Augenblick bummelte der Nachtwächter noch um das Feldgehölz herum, fast ununterbrochen angekläfft von der unsichtbar im Riede herumgeisternden Fähe, dann bummelte er zu den Torfschuppen hinunter.

Nach Verlauf einer Stunde war er wieder beim Bau. Weil er diesmal ziemlich geräuschlos über die Wiesen gekommen war, so konnte er eben noch die „Alte“ sehen, die sich offenbar ziemlich an den Bau herangedrückt hatte, bei seinem Erscheinen aber sofort flüchtig wurde.

„Paß auf, du roter Spitzbube, du bekommst doch noch eins vor mir.“ Wieder fuchtelte er mit seinem Totschlägerknüttel in der Atmosphäre herum.

„Ach so, darum ist die ‚Alte‘ gekommen! Die Jungen sind ja schon im Grübchen. Das ist aber Glück! Wie wird sich der Herr Meyer freuen, wenn ich ihm das mitteilen kann.“ — Deutlich ist das Wimmern und Kratzen und Strampeln der im Grübchen gefangenen Rotröcke zu hören. „Na, das wird einen Spaß geben, die Lausbuben da aus dem Loch zu heben. Wenn ihr nur gehörig auf eure frechen Mäuler bekommt, wenn sie euch nur den Kopf umdrehen, ihr traurigen Hühnermörder ihr. Ihr seid kein Haar besser als die ‚Alte‘, es geschieht euch ganz recht, ich mag's euch von Herzen gönnen, daß ihr da unten seid. Ihr habt mein Huhn gefressen, das ist der Lohn dafür!“ — Bis in die Kehle hinauf mit innerer Genugtuung erfüllt, schnürte der Nachtwächter zu den Torfschuppen hinunter. „Ja, ja, belle und heule nur, roter Gauner, Obermörder, deine Teufelsbrut ist verkauft, gänzlich verkauft, mit der ist's bald aus, und du, du kommst auch noch dran!“

Während der Nachtwächter es sich auf einer Bank gemütlich machte, eine Nikotinspargel, so eine Art länglicher Fuchslosung, bzw. einen Stumpen unter seinem verwegenen Schnurrbart so ziemlich bis zur Hälfte verschwinden ließ und kurz darauf eine doppelte Rauchwolke ins Weltall hinausblies, schnürte vom Ried her etwas Rotes, Längliches, dem Feldgehölz zu — die Vossin!

Bald da, bald dort verhofft sie, sichert nach allen Seiten und äugt scharf nach dem Bau und seiner nächsten Umgebung. Eine im

Digitized by Google

Fallaub raschelnde Maus erschreckt sie. Jedes kleinste Geräusch steigert ihre Todesangst, aber keines drängt sie zurück, auch das Flackerlicht der Laterne, die ekelhafte Witterung, die Papierfetzen, — nichts kann sie zur Umkehr bewegen! Eine gewaltige Macht, ein elementarer Instinkt treibt sie; denn vom Bau her hört sie ein Wimmern und Klagen. Tief geduckt, schlangengleich, pirscht sie über das offene Wiesland, nimmt Deckung hinter dem Haselbusch, erschrickt, wie die Sumpfohreule über sie hinweggeistert, zittert beim Rascheln des Großwiesels, fährt zusammen, wie im Dorfe drüben ein Hund bellt; aber schon ist sie zehn, nein zwanzig, dreißig Gänge weiter. Lautlos überfällt sie den Graben. Immer deutlicher wird das Wimmern der Jungfüchse vernehmbar. Die Rufe schneiden der Fähe ins Herz und drängen alle Vorsicht, alle Furcht, alle Todesangst zurück. — Blitzschnell wirft sich die Fähe herum, aber nach zwanzig Fluchten verhofft sie, denn nicht ihr Todfeind, ihr grausamster Verfolger, sondern der Waldkauz war es, der beim Aufhaken ein Geräusch machte.

Vorsichtig Lauf vor Lauf setzend, schleicht sie den Rand des Feldgehölzes entlang. Ihre Seher bohren sich in jedes Gebüsch hinein, überall eine verdächtige Bewegung suchend. Die Gehöre nehmen jeden Laut auf, indessen die Nase den Wind prüft. Es menschelt überall! Aber nirgend verrät ein Geräusch oder eine Bewegung den Menschen. Und doch kann es schon im nächsten Moment knallen und blitzen und zischen. Klagerufe ertönen aus dem Fanggrübchen, — Marterrufe sind es für die Alte. Sie ängstigen, quälen und foltern mehr, viel mehr als das unheimliche Ding am Baum, als die weißen Papierfetzen, als das Rischeln und Rascheln der Mäuse im Altlaub. Hinter dem Schneeballbusch taucht der Fang, der Kopf, der Hals, die ganze längliche Gestalt des Fuchses auf. Zehn Schritte sind's von dort bis zum Bau, zehn Gänge gräßlichster Angst!

Tief geduckt, immer das Strauchwerk entlang schleichend, schnürt die Fähe nach der Stelle, wo das Wimmern der „Kleinen" zu hören ist. Über Vorsicht, Furcht und Todesangst siegt ein unüberwindlicher, urgewaltiger Naturtrieb, — die Mutterliebe. —

In jener Stunde träumte Herr Meyer einen jagdlichen Traum, einen Traum, wie ihn der Jäger und Hundespörtler nicht schöner wünschen mag. Von der Prima-Arbeit seiner Teckeldackel träumte er, vom Abwürgen der Jungfüchse und vom Abschuß der Fähe. —

Dem Nachtwächter wurde es bei den Torfschuppen langweilig. Darum machte er sich auf, um nach den sieben Sachen beim Fuchsbau zu sehen. Ganz geräuschlos trippelte er durchs Gras. Wenn möglich, wollte er jetzt die „Alte" überraschen und ihr eins „hinter die Ohren" hauen.

Urplötzlich erstarrt der Mann und stiert vor sich hin. Sein Gesicht wird lang und länger, seine Miene bang und bänger. Mit Müh' und Not erwürgt er einen Schrei. In den Knien wird ihm anders, er stützt sich behufs Aufrechtbleibens auf seinen Meuchelmörderstock, sinkt dafür aber innerlich total in sich zusammen, möchte handeln und kann nicht, ist wie gelähmt, kann rein nichts tun als das Maul türangelweit aufreißen, denn das, was da vor ihm durch das Riedgras geistert, das sind — o, Weidmannsgeheul! — keine Gespenster, keine Kobolde, sondern leibhaftige, ganz natürliche, richtige Jungfüchse, und an ihrer Spitze trollt, stolz darüber, daß sie im Kampfe gegen menschliche Arglist, Gewalt und Grausamkeit siegte, — die Vossin!

Widmungen an Anna

Von Börries, Freiherrn von Münchhausen

1.

Was du nicht hörst, das kann ich nicht verstehen,
Was du nicht sahest, hab' ich nicht gesehen,
Was du nicht achtetest, hab' ich verachtet,
Was du beachtetest, hab' ich ertrachtet,
Was je du richtetest, hab' ich vernichtet,
Was du berichtetest, hab' ich gedichtet!

2.

Jung oder alt —
Du gabst Gestaltung und Gestalt!
Alt oder jung —
Du warest Trieb und Bändigung,
Drum allezeit
Ist mein Werk unsre Jugendzeit!

3.

Erst mit ungewissen Ruten
Zögernd muten,
Dann den Schacht
Tapfer nieder bis zum Quell gebracht,
Hacke, Spaten, Schweiß und klopfend Herz —
Und dann sprudelt's sonnenwärts!

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Das Dramatische Theater, in dem man neue (allerdings zumeist miserable) Stücke ausgezeichnet darstellte, ist unter viel Lärm verkracht. Das zahlende Publikum fehlte. Die Große Volksoper, die künstlerische Leistungen aufwies, vorbildlich für die Arbeit an vielen deutschen Bühnen — Mussorgski, Händels Barockopern! —, liegt in den letzten Zügen. Das zahlende Publikum fehlt auch hier. Da wird's den Sittenpredigern so leicht gemacht, eine mächtige Anklage gegen die leichtlebigen Berliner anzustimmen: Ja, aber zu gleicher Zeit gibt's an der Spree vier große, prunkvolle Ausstattungsrevuen! Nun, verschiedene Prozesse der jüngsten Zeit haben es dargetan: das zahlende Publikum befindet sich auch dort in der Minderheit. Der Berliner des Mittelstandes deckt seinen Theaterbedarf fast ausschließlich durch die Vereinsvorstellungen, die ihm von Tageszeitungen, von Teppichgeschäften und losen Abonnementsunternehmungen geboten werden. Da bekommt er als billiges Volksküchengericht all das aufgewärmt, was durch teure Opfer an Propaganda und Klaque den Appetit der vermögenderen Gäste gereizt hat. Ein Schlager ist Lebensfrage für Hunderte, Tausende kleinbürgerlicher Elemente. Die Kusine der Theaterfriseuse weiß das so gut wie der Gläubiger des Souffleurs. Nur ganz gerissene Handelsleute — gleichviel ob in der Zitronenbranche, im Film, in der Konfektion oder im Büfettgewerbe herangereift — kennen die mühsamen, krummen Wege, die zu einem andauernden Bühnenerfolg führen. Auf die Güte des Stücks selbst kommt es dabei gar nicht an, lediglich auf die Höhe der Hilfsmittel, die zu Gebote stehen.

Und da taucht nun in der Staatsoper ein 24jähriger Dichterkomponist auf, der mit einem ernsten, spröden, abseitigen Werk, einer szenischen Kantate, eine mächtige Wirkung ausübt. Freilich nur auf eine ganz kleine Schar, denn man könnte Ernst Kreneks „Zwingburg" nicht zum Zugstück machen, auch wenn sämtliche Theaterbörsengewaltigen von Berlin ihre unheimliche Macht vereinigen wollten, um es durchzusetzen.

Kein Musiker, der die kontrapunktische Arbeit im reinen Satz erlernt hat, wird der neuen Musik, die Krenek bietet, ohne inneren Widerstand folgen. Gewiß, da sind geistreiche Themen, charakteristische Rhythmen, gewaltige Aufbauten, mitfortreißende Steigerungen, aber es ist immer, als irrten diese aus-

Bühnenbild von Prof. Emil Pirchan für Ernst Kreneks ‚Zwingburg'. Im Opernhaus des Staatstheaters (Zeichnung von Ernst Klausz)

Digitized by Google

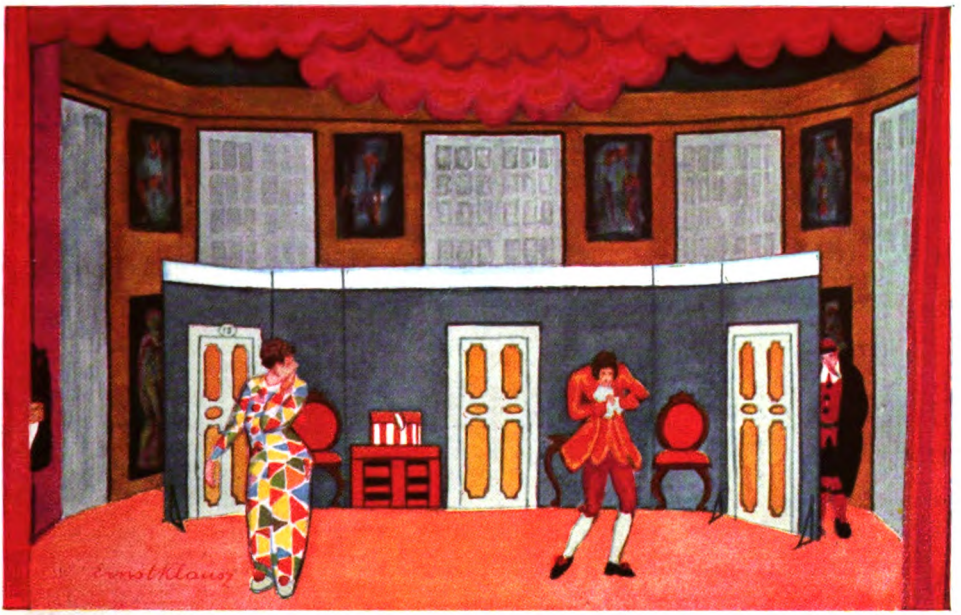
Das Narrengericht. Bühnenbild von Oskar Schlemmer-Weimar zum ‚Armen Konrad'. Tragödie von Friedrich Wolf. Volksbühne am Bülowplatz

druckvoll und logisch geführten Stimmen ganz für sich in der Partitur umher, als hätte der Komponist sich den Teufel darum geschert, wie sie zusammenklingen. Es gibt einzelne wilde Partien, in denen man sich ganz verzweifelt die Ohren zuhalten möchte. Kakophonien solcher Art würden auch lediglich mit Wind- und Donnermaschinen, verstimmten Jahrmarkttrompeten und gemischten Konservatoriumsgeräuschen zu erzielen sein. Aber allmählich gewöhnt sich das Ohr, den Stimmen nebeneinander zu folgen, sie zerlegt zu erfassen, jede horizontal für sich, ohne auf den Vertikaldurchschnitt zu achten, — und schließlich findet sich ja immer alles leidlich wieder zusammen. Es gibt bei diesen Neutönern keine Tonart mehr, vielmehr nur die zwölftönige einer Oktave. Die alten Gesetze, die noch für den Himmelsstürmer Wagner und seine Nachfolger galten, sind aufgehoben. Man spielt mit Parallelquinten wie mit Terzen oder Sexten, man beachtet keine Querstände, Dissonanzen setzen ohne die geringste Vorbereitung ein.

Arthur Kraußneck feiert sein 50jähriges Bühnenjubiläum
Zeichnung von Eugen Spiro

Früher hatten die akademischen Lehrmeister noch immer ein letztes Mittel zu tonaler Erziehung. „Das singt Ihnen kein Mensch!" sagten sie zu ihrem Schüler, wenn er sich allzu chromatisch verstieg. Aber dieser Einwand hat alle Geltung ver-

Digitized by Google



Bühnenbild von Hermann Krehan zum ‚Diener zweier Herren' von Carlo Goldoni in Max Reinhardts neuem Theater ‚Die Komödie'. (Zeichnung von Ernst Klausz)

loren. In der Staatsoper haben Friedrich Schorr, Fritz Soot, Frida Leider, haben Talén, Witting, Hecke und Habich und der ganze, große, gewaltige Opernchor unter der Lei-

Festmahl in Schillers ‚Piccolomini'. Bühnenbilder von Prof. César Klein. Im Schauspielhaus des Staatstheaters. (Zeichnung von Ernst Klausz)

Digitized by Google

tung von Erich Kleiber das musikalisch schwierige Werk in mustergültiger Weise gesungen, fast ohne Tonschwanken, und erstaunt fragte man sich oft: besitzen sie denn alle das absolute Tonbewußtsein, daß sie diese isoliert stehenden Einsätze erwischen können? Oder liegt in diesen, von der Theorie noch nicht erschlossenen Geheimnissen doch eine innere Gesetzmäßigkeit?

Auch die Dichtung stammt von dem jungen Komponisten, einem Schüler von Franz Schreker, der längst dabei war, die akademischen Zöpfe abzuschneiden. Keine Einzelschicksale werden in dieser szenischen Kantate behandelt, es ist alles Symbol. Die Zwingburg kann eine antike Festung oder ein riesiges Fabrikgebäude sein. Der Leiermann dreht den Takt der Arbeit für die fluchbeladene Menschheit, aus deren Chor der selbstschöpferische Mann, die liebende Frau, der Ausgezehrte, der Trinker, der Bergarbeiter hervortreten. Die Kantate schildert einen Feiertag der fronenden Untertanen des Zwingherrn, die sich im Rausch der Freude an der Freiheit auflehnen wollen. „Auf den Berg, auf die Burg, auf das Tor!“ Die blutrote Fahne flattert. Aber

Hermann Thimig in Goldonis ‚Diener zweier Herren‘. (Die Komödie) Zeichnung von M. Wetzel-Schubert

Die Wolfsschluchtszene aus Webers ‚Freischütz‘. Bühnenbild von Prof. Emil Pirchan im Opernhaus des Staatstheaters. (Zeichnung von Ernst Klausz)

die Zwingburg bleibt Sieger: „Erstarrt sind Glieder und Gesicht, im Nacken hackt, die Glieder packt, im Kreis peitscht uns der alte Takt!“ Nur eines bleibt dem in die Fron Geschmiedeten: in sich zu lauschen. „Ein fernstes Klingen in der Herzenstiefe, ein Rieseln wie von Sterngewässern, hört ihr's? Es ist Verkündigung!“

Die Bilder der drohenden Burg, der müde sich schleppenden Werkleute, des Aufruhrs und des Zusammenbruchs erhalten Farbe und Rhythmus nicht nur durch die Musik, sondern auch durch eine geniale Auswirkung von bisher nie gewagten Beleuchtungsmitteln. Emil Pirchan zeichnet für die Gesamtausstattung, Georg Linnebach für die technische Leitung. Plötzliches Aufhellen der nachtdunklen Szene zum

Digitized by Google

blendenden Tag, das grellrote Aufflammen der Zwingburg, das mystische Herausheben einzelner Gruppen aus den Ballungen des Chors — hier sind Wege beschritten, jenseits der Papp- und Leim-Produktion der Kulissenwelt, die eine neue Entwicklung der Regiekunst einleiten.—

Ein paar farbige Skizzen geben weitere Proben von der Mithilfe bedeutsamer Kräfte bei der Durchgeistigung des Bühnenbildes: Pirchans Neubelebung der Wolfsschlucht, César Kleins Wallensteinbilder (trotz stark belastender Vorgänger hat der versonnene, wie im Kampf mit sich befindliche Maximilian Kraus eine ganz unvergeßliche Gestalt auf die Bretter gestellt), Oskar Schlemmers Narrengericht in der Volksbühne am Bülowplatz, Oskar Kaufmanns und Hans Meids farbiger Rahmen für Max Reinhardts neue „Komödie“ ...

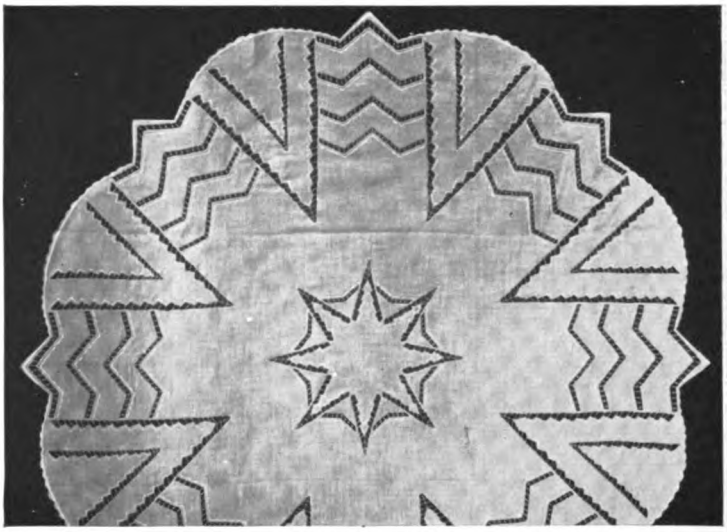
Allegretto und Adagio. Neues Porzellan von O. Kramer aus der Ältesten Volkstedter Porzellanfabrik, A.-G., Volkstedt

Und mitten darin der ernste, leicht ins Feierliche gehende Kopf eines Altmeisters der Bühnenkunst: Artur Kraußneck, einer der ehrlichsten, größten und pflichttreuesten Menschendarsteller der deutschen Bühne, soll zum Jubiläum seiner fünfzigjährigen Arbeit im Dienst ernster Kunst hier besonders begrüßt werden. Hunderttausenden, nein, Millionen hat er die Klassiker erschlossen in seiner klaren, bedeutenden und doch schlichten Art. In jeder Rolle war er neu — und doch immer derselbe Ringende, sich restlos für hohe Ziele Einsetzende, den keine Moderichtung, keine Filmverführung aus der Bahn schleudern konnte! P. O. H.

Unsere Rundschau zeigt neues Kunstgewerbe. Schöne Porzellane hat die Älteste Volkstedter Porzellanfabrik in ihrem „Allegretto und Adagio“ geliefert, einschmeichelnde Stücke, die gern gekauft werden dürften. Es fehlt uns weder an plastischen Luxuserzeugnissen noch an billiger Massenware im Bereich der Porzellanfabrikation. Spärlich vertreten ist dagegen bei uns das individuell gestaltete, in Material, Entwurf und Verarbeitung gleich wertvolle und dennoch preiswerte Porzellan. Diesem Mangel suchen mit Erfolg auch die Geiersthaler Werkstätten zu begegnen, indem sie Künstler von besonderer Begabung für die Ausdrucksmöglichkeiten des Porzellans zur Gestaltung von Tafelgeschirr herangezogen haben. Dadurch, daß Professor Walter Buhe von der Leipziger Akademie für Buchgewerbe und Graphik auf die Eigenart des Materials, auf die Belange der in erster Linie für den praktischen Gebrauch bestimmten Tassen, Kannen, Teller und Vasen die weitestgehende Rücksicht nahm, gelang es ihm, überaus reizvolle Wirkungen zu erzielen.

Von der Kunstgewerblerin Josefine Vieler folgt eine aparte, runde, etwa 120 Zenti-

Digitized by Google



Runde Decke in Weißstickerei auf Leinenbatist von Josefine Vieler-Saarbrücken

meter große Decke. Deren ganze Wirkung beruht auf verfeinerter, ins Spitzenhafte übertragener Weißstickerei. Wickelstäbchen vermitteln den Zusammenhang zwischen den kordonnierten Kanten, die in einzelnen Ornamenten von Pikots reizvoll unterbrochen werden. Ein wenig Flachstich begleitet die lichten Linien in angenehmem Kontrast. Als Grundstoff dient feiner Leinenbatist, die

Ausführung verlangt eine sehr sichere, geübte Hand.

Josef Bató zeigt Wandmalereien von feiner Wirkung. Sie befinden sich in einem Züricher Privathaus in einer Loggia, die von dem Künstler zu einem Wintergarten umgebaut und eingerichtet wurde. Der Grundton der Wände ist gelblich-grau, die Malerei bunt, jedoch in ganz hellen, zarten Farben gehalten. Die Holzbekleidung und die Möbel sind apfelgrüner Schleiflack, die Schnitzereien sind mit Gold und Silber überwischt. Die Decke ist grau und silber.

Allerliebst paßt in das Schlafzimmer einer verwöhnten jungen Frau der Wäschepuff aus fliederfarbenem Band, der den Abschluß unseres kunstgewerblichen Gabenaufbaus bildet.

Die letzte Seite unserer Rundschau bringt die Wiedergabe einer Federzeichnung des

Porzellan nach Entwurf von Prof. Walter Buhe, Leipzig. Aus der Porzellanfabrik von Sontag & Söhne, Geiersthal

Digitized by Google

Wandmalereien von Josef Bató-Berlin

römischen Goethe von Tischbein, die vom Goethe-Nationalmuseum erworben worden ist. Sie war weiteren Kreisen vordem unbekannt; aber an Tischbeins Urheberschaft kann ein Zweifel nicht bestehen: sein rascher Strich, die etwas summarische Art, durch Schattenschraffierung in größter Schnelligkeit Plastik anzudeuten, zeigt seine Hand, auch die Papierprobe bestand das Blatt, und zu guter Letzt war die Herkunft aus Tischbeins Nachlaß gesichert. — —

Zu unsern Novellen sei diesmal nur bemerkt, daß Paul Vetterli, der sich besonders im Herzen des Weidmanns mit seiner ungeschminkten, humorigen Darstellung der Vossin und ihrer Listen einnisten wird, ein Schweizer ist. Über Vicky Baums starke Schöpfergabe, der wir die phantasievolle „Tanzpause" verdanken, spricht ein paar Blätter weiter Karl Strecker anläßlich ihres jüngsten, bedeutsamen Buches „Ulla der Zwerg". Eine völkerpsychologische Studie im Gewand der Novelle bietet der junge süddeutsche Dichter Eduard Reinacher. Wer den Muschik „draußen" kennen gelernt hat, wird überrascht sein von der Wahrhaftigkeit und Lebenskraft, mit der des Dichters Hand ihn da mit wenigen Worten vor uns hingestellt hat, mitten in einen heißen Sommertag hinein, mit Fleisch und Blut ...

Wäschepuff aus fliederfarbenem Band, auf dem Deckel Früchte und Knöpfe aus schattierter lila Seide

Zum erstenmal erscheint der Bildhauer August Wilhelm Goebel mit einem Bildwerk in unseren Kunstbeilagen. Er zählt heute vierzig Jahre, ist Sohn eines Wiesbadener Holz-

Digitized by Google

Goethe in Rom. Eine neuentdeckte Zeichnung Tischbeins. Weimar, Goethe-Nationalmuseum

bildhauers, und ging aus der von Prof. Karl Janssen geleiteten Düsseldorfer Bildhauerschule hervor, der auch Hötger und Lehmbruck entstammten. — Neben bekannten und berühmten Meistern wie Pippel, Eber, Schön, Petersen, Spiro, dem jungen, spritzigen, temperamentvollen Fünfzigjährigen, taucht noch ein für unsere Leser Neuer auf: Paul Hans Ohmert, 1890 geboren, lebt in Neubabelsberg und ist Autodidakt.

Anerkannte Meisterkunst ist's, die wir zu Jahresbeginn bieten. Doch bitten wir unsere Leser, unserer sachten Führung auch dann freundlichgesinnt zu folgen, wenn wir im Lauf des Jahres ab und zu einmal den Vorhang öffnen, um zu zeigen, was in den Werkstätten der Jungen und der Jüngsten geschieht. Es geht da übrigens lang nicht mehr so „wild" her wie noch vor ein paar Jahren. Also keine Angst! H. E.

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Gerhart Hauptmann: Die Insel der großen Mutter (Berlin 1924) — Jakob Wassermann: Faber oder Die verlorenen Jahre (Berlin 1924) — Derselbe: Deutsche Charaktere und Begebenheiten (Wien 1924) — Vicki Baum: Ulla der Zwerg (Stuttgart 1924) — Hedwig Storm: Wie mein Vater Immensee erlebte (Wien 1924) — Ernst Weiß: Hodin (Stuttgart 1924) — Fritz Philipp: Vom Pfarrer Mathias Hirsekorn und seinen Leuten (Leipzig 1924)

Siebenunddreißig Jahre sind vergangen, seit Gerhart Hauptmann seine erste Erzählung schrieb — und von dieser Zeitspanne hat er zwei Drittel als Epiker geschwiegen. Das Drama war bei Hauptmann immer der große Hecht im Karpfenteich — und doch hätte er, bei folgerechter Entwicklung und sorgfältiger Pflege wohl auch als Erzähler Anwartschaft auf den ersten Platz in der deutschen Dichtung seiner Zeit gehabt. Das bezeugen schon sein Emanuel Quint und sein Ketzer von Soana, obwohl, oder richtiger gesagt, weil beide nach Inhalt und Form so verschieden voneinander sind wie nur möglich. Sein vorletzter Roman „Phantom", ein sogenannter Unterhaltungsroman mit seelischer Vertiefung, — reichte nicht an seine besten Erzählungen hinan, dafür bedeutet der vorliegende Roman, der auch das Format seiner Gattung hat, wieder einen erfreulichen Aufstieg. Hauptmann gibt ihm einen etwas weitläufigen Namen: „Die Insel der großen Mutter oder: Das Wunder von Ile des Dames. Eine Geschichte aus dem utopischen Archipelagus."

Man ahnt nach diesem mitteilsamen Titel schon, daß es sich um eine Robinsonade handelt. Aber sie ist nicht so einfach wie die Daniel Defoes. Mehrere Rettungsboote eines untergegangenen Dampfers, die nur Frauen, moderne Frauen und einen Jungen von 15 Jahren beherbergen, landen an einer unbewohnten Insel im südlichen Teil des Stillen Weltmeeres. Und sogleich wird ein Frauenstaat auf demokratischer Grundlage gegründet. Mit feinem Humor schildert der Dichter die Verknüpfungen und Hemmnisse, die eine Organisation von weiblichen Wesen, verschieden in Herkunft, Anschauung, Willen und Charakter notwendig zeitigen muß, wo sie nun plötzlich losgelöst sind von ihrer bisherigen Umwelt, ihren bisherigen Hilfskräften und Ratgebern. Da heißt es wirklich Hic Rhodus! Und sie tanzen in ihrer Art nicht übel. Sie suchen sich nach besten Kräften einzurichten, stellen ihr Zusammenwirken auf eine feste Organisation, um die Lebensmöglichkeiten, die das tropische Eiland bietet, zu nutzen und zu verteilen. Hic Rhodus! heißt es auch für die höher Gearteten, die so oft ihre europäische Zivilisation in Grund und Boden kritisiert, sich aus den verkünstelten, verschraubten und doch vielfach so unsäglich verplatteten Zuständen in die reine, unverdorbene Natur zurückgewünscht haben. Der Staat im kleinen, den sie so organisieren und verwalten, hat freilich nicht mit sozialen, politischen oder anderen Schwierigkeiten sonderlich zu kämpfen, da die Fruchtbarkeit und Abgeschiedenheit der Insel ein nahezu paradiesisches Leben ermöglichen. Aber dieser Frauenstaat, den sie „Ile des Dames" nennen, hat nur den einen Fehler, den schon sein Name ausdrückt — inmitten der üppigen Vegetation, des ewigen Neuwerdens und Frühlingswehens fehlt es gerade den vorgeschrittensten Lebewesen, den Menschen, an Fortpflanzung. Gewiß, der Knabe Phaon kann, ein paar Jahre älter geworden, zum Stammvater eines neuen Inselvolkes werden, aber das dauert den Frauen — und ihrem Dichter — zu lange. So hilft sich Hauptmann mit einem sehr kühnen aber durchaus dichterischen Ausweg: die Inselbewohnerinnen erleben das Wunder einer geheimnisvollen Befruchtung, es ist das Wunder „der großen Mutter", der Natur, die niemals verlegen ist, wenn es sich um Fortpflanzung des Lebens handelt. Inmitten der hemmungslosen Fruchtbarkeit dieser Tropeninsel werden auch diese Frauen von der ewigen Mutter hineinbezogen in den Reigen üppig keimenden und wachsenden Überschwangs.

So belebt die Insel auf einmal eine Kinderschar, deren männlicher Teil naturgemäß den ganzen schönen Frauenstaat in absehbarer Zeit zu zertrümmern droht. Zwar suchen die Regierenden diesem Ende zu wehren, oder doch, es hinauszuschieben, indem sie die Knaben in einem abgelegenen Teil der Insel dem Phaon zur Erziehung übergeben. Aber Mann-Land und Weib-Land lassen sich nur bis zu einer gewissen Altersgrenze voneinander trennen. Sobald die Insassen der beiden Pferche ihre natürliche Bestimmung erkennen, ist es auch aus mit der Trennung, sie brechen hervor und vereinen sich unter Entwicklung eines beträchtlichen Getöses.

Der „Knabe" Phaon vertritt jetzt das Recht der Alten. „Seit wann, mein lieber Sohn," fragt er den Anführer der männlichen Empörer, einen kaum siebzehnjährigen Brausekopf, „besteht denn die Welt?" „Seit ich zum Bewußtsein meiner selbst geboren

Digitized by Google

bin," erwidert der mit der unlogischen Logik der Jugend. „Nicht länger? so weißt du nur wenig von der Welt," erwidert Phaon nachdenklich. „Ich weiß nur von einer, von meiner," ruft der andre und meint nicht anders, als daß vor ihr, vor seiner Zeit, alle Welt von geistiger Nacht, verkehrtem Wollen und bösem Vollbringen erfüllt gewesen sei.

Somit ist der neu gegründete Staat, dessen Leiter sich schon wunderweit fortgeschritten vorkommen, durch das einfache natürliche Gefühl der Knaben und Mädchen wieder an den Anfang aller menschlichen Urfragen gestellt, nachdem wir den ganzen Kreis unserer Kultur noch einmal durchlaufen und an die Grundwurzeln des Mythos, der Religion, der Erziehung, der sozialen Gliederung gerührt haben. Nie hatten Empörer leichteres Spiel, als diese zur sexuellen Reife erwachsenen Kinder beiderlei Geschlechts. Die Jünglinge werden von mänadisch begeisterten Mädchen mit offenen Armen empfangen, und der neue Bund, der alles Bisherige umwirft, ist geschlossen.

Phaon fühlt, daß hier nicht mehr seines Bleibens ist. Er verläßt mit einer Freundin, um deren Wesen der Dichter blumige Geheimnisse webt, auf einem Segelschiff die Insel, nachdem er stillen aber beseelten Abschied von dem kleinen Paradies genommen. Dieser Abschied gehört zum Schönsten der Dichtung. Phaon trägt das Gefühl letzten Scheidens mit aller Süße und Schwere in sich. Ungesehen will er noch einmal das Leben belauschen, das er geschaffen hat. Und während er heimlich im Mondschatten der tropischen Vegetation dahinschleicht, meint er von den Palmen und Eukalyptushainen herab den Ruf eines Muschelhorns zu vernehmen. Es ist sein Atem, welcher der Muschel den Ton abgelockt hatte. Er hört das Lachen einer männlichen Stimme und meint, sein eigenes Lachen zu hören, das sich von seinem dereinstigen Lachen losgerissen hatte, um ein eigenes Leben zu führen. So lebt das Wirken des Menschen, meint der Dichter, ohne es auszusprechen, an den Stätten fort, wo er gelebt hat, und nichts vergeht in dem ewigen Wandel. So kann Phaon beruhigt in sein Schiff steigen. Dem Trennungsschmerz gesellt sich eine stille Freude, beide untrennbar in seiner Brust vereinigt.

Die Insel der großen Mutter ist ein Werk geheimster Sehnsucht, buntester Dichterträume. Und in dieser Hinsicht gehört der Roman zu den eigenartigsten und anziehendsten Schöpfungen Gerhart Hauptmanns. Um eine allerliebste Grundidee schlingt er die tropischen Ranken seiner heißen Liebe zu den Menschen und zur Natur mit allen ihren ewig wunderbaren und schönen Erscheinungen, aber eine leise Skepsis, eine seltsame Art verträumter Ironie halten der beseelten Erregung des gestaltenden Künstlers die Wage. Die Sprache, hie und da sichtlich an die Vorbilder großer Meister gelehnt, ist etwas ungleich, das bunte und oft vieldeutige Geschehen von Betrachtung und Symbol belastet, aber das Ganze hat die Gestalt einer epischen Dichtung von hohem Rang gewonnen. Und wenn der Leser sich auch hie und da, wie durch die verschlungenen Zweige und üppigen Ranken jener Südseeinsel, durch manche seltsamen Partien der Erzählung nicht ohne zeitweiliges Stocken hindurcharbeiten muß — er findet sich auch hier belohnt durch neue An- und Ausblicke, durch unerwartete Schönheiten, und immer fühlt er die leise Hand eines sehnsüchtigen Dichters, die ihn führt. Wie die Jahresringe im Querschnitt eines Baumes, sind in diesem Werk die verschiedenen Schichten, Wandlungen und inneren Erlebnisse Gerhart Hauptmanns zu erkennen von „Vor Sonnenaufgang" bis zum „Ketzer von Soana". Ihm darin nachzuspüren, verbieten hier Zeit und Raum — es liegt im Bereiche des Literarhistorikers und Hauptmannforschers.

In fesselndem Gegensatz zu dieser, wie mit üppigem Rankenwerk der Tropenwelt umsponnenen, von südlichen Farben und Düften, von schwerblütigen Betrachtungen erfüllten Erzählung — steht die nüchterne Bestimmtheit und der — trotz psychologischer Vertiefung — beinahe reinsachliche Bericht Jakob Wassermanns in seinem neuen Roman Faber oder Die verlorenen Jahre. Der Architekt Eugen Faber kommt nach fünfeinhalbjähriger Gefangenschaft mit dem Abendzug in seiner Vaterstadt an. Er hat — in einer seltsamen Furcht — die Seinen nicht benachrichtigt, ist in einem kleinen Gasthause abgestiegen und besucht, obwohl es schon spät in der Nacht ist, seinen alten Freund und Erzieher Dr. Flemming. Hier erfährt er das Schicksal seiner Familie, soweit er nicht schon aus Briefen davon weiß, er empfängt den letzten Gruß seines inzwischen verstorbenen Vaters und dessen Prophezeiung: er werde bei seiner Rückkehr Mühe haben, mit den verrosteten Schlüsseln alle die verrosteten Schlösser aufzusperren. Nach einigem Zögern sucht Faber seine Mutter, eine resolute Frauenrechtlerin, die aber in der Verwirklichung ihrer erzieherischen und sozialen Reformtheorien recht absonderliche Wege wandelt, auf; so erfährt auch seine Frau Martina von seiner Heimkehr, eilt zu ihm und begrüßt ihn aufs herzlichste. Und doch hat sein geheimes Bangen Faber nicht betrogen. Martina, von jeher ein besonderer Mensch, hatte ihr Ideal in einer werktätigen Kinderhilfe gefunden, sie war Sekretärin „der Fürstin", des Hauptes dieser Bewegung, geworden und ging ganz in ihrem Dienst auf. Faber findet so nicht mehr die Gattin wieder, wie er es gehofft, sie hat neben ihm noch ein anderes Interesse und er fühlt sich fremd und vereinsamt. In dieser Stimmung tritt ihm ein junges Mädchen, Fides, nahe. Er schwankt innerlich zwischen ihr und Martina und weiß schließlich keinen anderen Ausweg, als vorläufig fortzugehen, zu fliehen, um sich dann sein Weib neu zu erobern.

Digitized by Google

Ein problematischer Roman. Man liest ihn, obwohl er mit der alten Darstellungskunst Wassermanns geschrieben ist, doch nicht ohne einige Mühe bis zu Ende. Die seelischen Probleme sind, wenn auch glaubwürdig, doch nicht zwingend, und der rechte Aufschluß über die Verknüpfung der Symptome, die nach Meinung des Dichters die Rätsel des europäischen Niederganges erkennen lassen und lösen, springt nicht scharf genug heraus. Aber der Meister verleugnet sich nicht in der Art, wie er die einzelnen Vorgänge staffelt und, ohne Überdeutlichkeit, zum Symbol erhebt, wie er dunkle Seelenvorgänge darzustellen und zu erläutern vermag. Der Roman gehört zu der Sammlung zeitlicher Erzählungen, die Wassermann unter dem Namen „Der Wendekreis" zusammenfaßt und in denen er das deutsche Schicksal der letzten fünfzig Jahre zu deuten versucht.

Gleichsam als Gegenstück dieses großen Zeitwerks legt Jakob Wassermann eine zweite Reihe und damit den Abschluß seiner Deutschen Charaktere und Begebenheiten vor. Der erste Band erschien 1916 und wurde hier besprochen. Vom zweiten sagt der Dichter in einem sehr feinen Begleitwort, daß dessen einzelne Stücke schon bei Herausgabe jenes ersten Teils gesammelt und fertig waren und er die Auswahl der beiden Sammlungen unter Berücksichtigung der Zeitstimmungen getroffen hat. Mit anderen Worten: er war in jenem ersten Bande objektiver, schonender gegenüber politischen Meinungen und Leidenschaften. Immerhin kann man von einer Tendenz auch in diesem Bande nicht gut sprechen. Wer sie herauslesen will, mag es tun, er wird sich dadurch den Genuß an der Merkwürdigkeit der einzelnen Stücke wie an dem meisterhaften historischen Stil der Darstellung verkümmern. Die Kraft des Worts, die Geschmeidigkeit des Satzes, die Kunst des pragmatischen Aufbaues und die Sicherheit des rechten Abschlusses sind gleichermaßen bewundernswert. Die meisten der Geschichten spielen an den Fürstenhöfen oder in Kreisen des hohen Adels; aber wir sind auch Zeuge, wie Justinus Kerner einen Tobsüchtigen beruhigt, wir erleben die Schicksale und alchimistischen Wunder des Adepten Sehfeld, die Verbrechen der berüchtigten Schweizerin Klara Wendel und seltsame Hexengeschichten. Der Wert dieser Auswahl liegt darin, daß merkwürdige Charaktere und Vorgänge aus den großen geschichtlichen Aktionen losgelöst sind und so als kulturhistorische Anekdoten, die bezeichnend für deutsches Wesen sind, ihr Eigenleben erhalten.

Einen regelrechten Roman, wohl ihren bisher besten, hat die junge Österreicherin Vicki Baum geschrieben. Der Stoff ähnelt ein wenig dem des letzten Höckerschen Romanes Thaddäus. Auch hier ist ein Krüppel die Hauptgestalt der Erzählung: Ulla der Zwerg. Aufgewachsen in der üblen Umwelt einer Armengasse, ohne Gespielen und ohne rechte Kindheit überhaupt, wird Ulla ein verschlossener, grübelnder Knabe. Je mißgestalteter äußerlich, um so reicher und stärker entwickelt er sich im Innern. Diese inneren Erlebnisse des Knaben, zu denen die äußeren anfangs nur den Anstoß geben, sind mit großer Liebe und tiefem Sicheinfühlen von der Dichterin geschildert. Das Leben tritt eigentlich erst an den Einsamen und Verwahrlosten in dem Augenblicke heran, als er in einen Wanderzirkus gerät und zu Lionella dem Löwenmädchen, Jan dem Ausrufer, dem Riesenkrokodil und anderen seltsamen Wesen aus der Welt der fahrenden Leute Beziehungen gewinnt. Hier kommt Ulla seine absonderliche Gestalt, seine entwickelte Körper- und Geistesgewandtheit zustatten, er macht „Karriere" und wird ein berühmter Zirkusclown. Aber sein Ehrgeiz weist ihm noch höhere Wege: als Freund eines Dichters wird er Stimulans, Vorbild und Darsteller in dessen neuem Drama; Ulla ist über Nacht ein berühmter Mann geworden. Aber er, der schlimmster Not und Einsamkeit des Lebens gewachsen war, ist nicht für das Glück geschaffen. Größenwahn, Genußrausch, Eitelkeit verstricken ihn, er wird ein „Gent", treibt Sport, knüpft Liebschaften an, bis der Fluch der Lächerlichkeit ihn in seine Schranken zurückweist und er schließlich in seiner Heimatstadt so arm und einsam stirbt, wie er in seiner Jugend gelebt. Der Roman ist meisterhaft gebaut, die Vorgänge, so bunt und abenteuerlich sie manchmal anmuten, stehen auf dem festen Boden der Seelenkunde und der Logik. Das Problem hat sinnbildliche Bedeutung, ohne daß diese lehrhaft hervorgehoben würde, die Darstellung ist flott und anziehend, die Schilderung plastisch — kurz, wir haben hier einen in jeder Hinsicht guten Roman, der seinen Weg machen wird.

Allen Stormfreunden und nicht nur diesen beschert Gertrud Storm, die pietätvolle Tochter des Dichters, ein literarisches Geschenk in dem Büchlein Wie mein Vater Immensee erlebte. Bekanntlich ist Immensee Storms dritte Prosadichtung und gehörte nicht zu seinen gelungensten, obwohl er den ursprünglichen Schluß, den seine Tochter hier mitteilt, selber gestrichen hat. In dieser Novelle suchte sich der Dichter von der ersten großen Enttäuschung seines Lebens zu erlösen. Wie diese Enttäuschung mit der Novelle selbst zusammenhängt — es ist die unglückliche Liebe zu Berta v. Buchau — erzählt Gertrud Storm in der stillen, anheimelnden Art, die sie als Dolmetsch, wie als Hüterin und Verwalterin des väterlichen Nachlasses auszeichnet. Der Hauptwert des Büchleins liegt aber in der mit feinen Linien gezeichneten Lebensbeschreibung des Vaters, die sicherlich zuverlässiger und getreuer ist, als eine fremde Hand es vermöchte. Auch die Novelle Immensee nimmt man gern wieder einmal in die Hand, um ein Stücklein mit dem jungen Dichter zu wandern, der hier

Digitized by Google

noch nicht auf der novellistischen Falkenjagd ist.

Einen richtigen Falken hat dagegen Ernst Weiß in seiner Erzählung Hodin eingefangen, die dafür auch der Falkensammlung einverleibt ist, einen richtigen Stößer mit scharfen Krallen und blutdürstigem Schnabel. Hodin ist ein Gewohnheitsmörder, nicht mehr und nicht weniger. Er liebt die Tiere, aber er erdrosselt die Menschen mit seinen furchtbaren Händen, aus deren eisernem Griff es kein Entrinnen gibt. Doch! — ein Mittel gibt es dagegen und instinktiv hat ein kleiner Privatmann es gefunden. Während die anderen Opfer sich den würgenden Händen durch ihre Gegenwehr, durch Schreien, Strampeln, Emporbäumen oder durch Fluchtversuche vergebens zu entziehen suchten, hat dieser kleine Privatmann seinen schmalen, glatten Kopf einfach ganz tief in den offenen Halskragen versenkt und sein hakenförmiges Kinn mit aller Kraft an das Brustbein gedrückt. Als der kleine Privatmann, nebenbei ein Kornwucherer, nun gar, mit dem Kopf immer tiefer in den Schlitz seines Hemdes versinkend, in ein Lachen und kicherndes Schreien ausbricht, da ist es um die Fassung des Mörders geschehen. Seine furchtbaren Hände haben sich über dem entglittenen Opfer so ineinandergekrampft, daß sie nicht voneinander zu lösen sind und der Gefängnisarzt — denn Hodin ist bei dieser Tat verhaftet worden — sie nur mit Gewalt aus ihrer Verklammerung brechen kann, wobei ein kleiner Finger in die Brüche geht. Was es nun mit diesem seltsamen Mörder auf sich hat, mag der Leser selber in dem Buch nachsuchen, es ist zu kompliziert, um hier in wenigen Zeilen entwickelt zu werden. Nur soviel, daß Hodin sein Mordgewerbe lediglich treibt, um der Welt und dem Tode überlegen zu sein, daß seine Hände wie selbständige Mordgesellen arbeiten, denen er, abgestoßen von sich selbst bis zur äußersten Entfremdung, zusieht. Und er ahnt, daß die Stunde kommt, wo er selber diesen beiden furchtbaren Händen nicht mehr entrinnen kann, und seine arme Seele „einem blutig geschuppten Fische gleich, das Gefängnis ihres Lebens zwischen zwei Kapuzinern verläßt". Diese zwei Kapuziner können freilich auch Geistliche des Schafotts sein . . .

Weiß ist Arzt. Als Schriftsteller seziert er die Seelen. Besonders ziehen diesen Anatomen Unregelmäßigkeiten, Ausmüchse, krankhafte Veranlagungen, geistige Abszesse und Mißgeburten an; er weiß an seinem Seziertisch die blitzenden Instrumente des Wortes geschickt zu handhaben, er hat die Energie zur letzten Feststellung und Folgerung. Er sucht aber die Eigenart seiner Patienten und seiner Stoffe nicht wie gewisse Roman-Fabrikanten und -Konfektionäre, um durch grelle Farben, schreiende Plakate zu locken, sondern um menschliche Dokumente und Konfessionen zu sammeln. Er liebt das Seltsame, aber er läßt sich nicht von ihm überrumpeln, noch macht er ein Geschäft daraus, er schreibt auch nicht wie der Durchschnittmediziner mit Vorliebe Rezepte, noch gibt er gar moralische Traktätchen und Arzneien in Löffeldosen — es genügt ihm, das ewige Wunder in Mensch und Tier zu betrachten und, soweit es in seiner Macht steht, zu deuten. Die Straffheit seiner Sprache, die Architektur seines Aufbaus, die Gründlichkeit seiner Untersuchung und die heiße Willenskraft: bis dorthin vorzudringen, wo ewige Wände ein gebieterisches „Halt!" rufen — alle diese Eigenschaften heben Ernst Weiß über den Durchschnitt der gegenwärtigen Erzähler.

Viel gesunder Humor steckt in der Erzählung Fritz Philippis: Vom Pfarrer Mathias Hirsekorn und seinen Leuten. Mit launiger Frische und Ursprünglichkeit erzählt Philippi, wie der Stadtmensch Mathias Hirsekorn in das abgelegene Dörflein Wildendorn verschlagen wird und nun seine Mühe hat, mit den dicken Bauernschädeln und knorrigen Charakteren zurechtzukommen. Anfangs geht es recht gut, schon weil sein Vorgänger es nicht verstanden hatte, die Zuneigung der Wildendorner zu erwerben. Aber die Freundschaft findet ein jähes Ende, als ein Buch des Pfarrers auch zu diesen weltfremden Autochthonen kommt, in dem er die Wildendorner Bauern naturgetreu, d. h. wenig günstig schildert. Da gibt es einige Empörung und dem Pastor fliegt ein Spottlied zu, von einem Hirsekorn, das dem Teufel aus dem Ranzen gefallen, in Wildendorn als Unkraut sich auf die Kanzel gepflanzt habe. Einen Augenblick steigt in der Erzählung, die zugleich scharfumrissene Bilder von Land und Leuten des Westerwalds gibt, eine bedrohliche, tragische Wolke empor — aber sie verzieht sich bald wieder, und wenn die Folge jenes Umstandes, daß der Herr Pfarrer die Tinte nicht halten konnte, auch zum Abschiednehmen nach siebenjährigem Jakobdienst führt, so liegt doch ein freundlicher Abendstrahl über dem letzten Gruß und ein alter Wildendorner meint: „Er war der schlechteste nicht." Es gibt wenige Erzähler, die so anspruchslos und doch mit solcher stillen Liebe zu Mensch und Natur, mit solcher Herzensgüte und verinnerlichten Fröhlichkeit aus dem Alltagsleben zu schöpfen wissen, wie Fritz Philippi.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin
Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 8 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google

39. Jahrg. / Februar 1925 / 6. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50,
Tauentzienstraße 7b,
Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

Digitized by Google

Momentaufnahmen ohne Blitzlicht — bei normaler Beleuchtung!

UNSERE LIEBLINGE

in gewohnter Umgebung und voller Natürlichkeit im Bild festgehalten bringt

DIE SCHÖNSTE FREUDE

Zimmeraufnahme — Lichtquelle 100 Watt-Glühlampe. Bel. Zeit 1/30 Sek.

Photographieren Sie mit kurzen Zeit- oder Momentbelichtungen Kinder und Familienbilder, Festlichkeiten usw. allein mit der

ERNEMANN-CAMERA
„ERMANOX"
mit ERNOSTAR

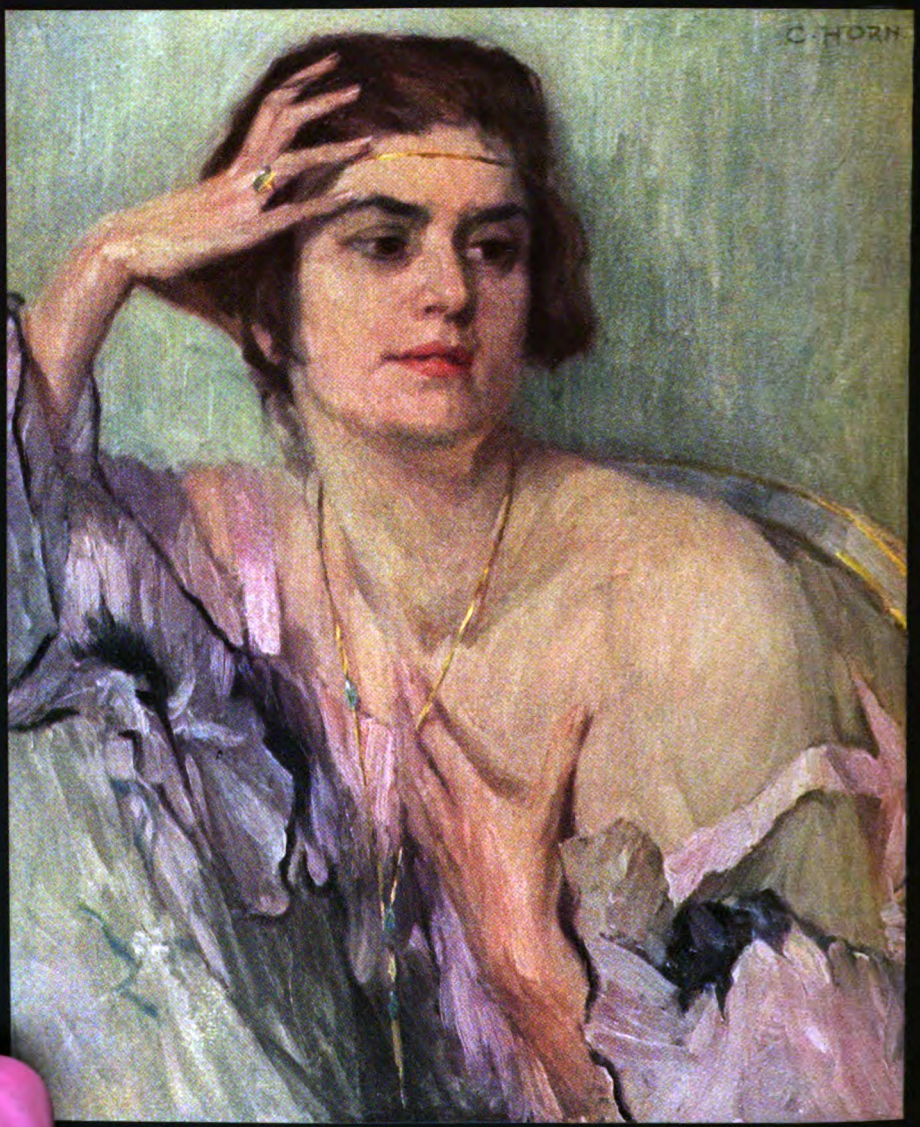
1:2,0

(D. R. P., Auslands-Patente)

Die ERMANOX-Camera ist klein, handlich u. unauffällig im Gebrauch. Druckschriften mit Probebildern durch die Photohandlungen, wo nicht erhältlich, auch kostenfrei direkt durch die

ERNEMANN WERKE A.G. DRESDEN 169
OPTISCHE ANSTALT

Digitized by Google



Bildnis. Gemälde von Carl Horn

Digitized by Google

Vom
Meisternovellen-Wettbewerb
von Velhagen & Klasings Monatsheften

Bis zum 31. Oktober 1924, dem Schlußtag der Einreichungsfrist, sind 2763 Einsendungen erfolgt. Die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften hat sich durch die Zuwahl von namhaften Literarhistorikern und anderen Fachleuten wesentlich erweitert, um die Prüfungsarbeit möglichst bis zum angekündigten Zeitpunkt — noch war Weihnachten — zu bewältigen.

Unter der Leitung des Herausgebers Paul Oskar Höcker setzte sich das Preisrichterkollegium aus den Herren Martin Frehsee, Dr. Paul Mahn, Viktor von Kohlenegg, Dr. Alfred Semerau, Karl Strecker, Dr. Paul Weiglin, H. C. von Zobeltitz und den Mitgliedern der Schriftleitung zusammen. Mit überraschend sicherer Übereinstimmung wurde von sämtlichen Preisrichtern

eine Gruppe von drei Novellen

an die Spitze aller Wettbewerbarbeitern gestellt. So mußte denn entsprechend dem Wortlaut des Preisausschreibens verfahren werden: „Liegen mehrere gleichwertige Arbeiten vor, so kann der Preis geteilt werden." Angesichts des erfreulichen Ergebnisses, daß die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften durch den Einlauf so zahlreicher vorzüglicher Arbeiten in die Lage versetzt worden ist, ihren Lesern eine ganze Reihe von Novellen vorzuführen, die als kleine Meisterwerke ihrer Gattung anzusprechen sind, hat sich der Verlag Velhagen & Klasing entschlossen, nachträglich

den Preis von 10 000 Reichsmark auf 15 000 Reichsmark zu erhöhen

Es ist somit den preisgekrönten drei Novellen Nr. 858, Nr. 2141 und Nr. 2430 je ein Preis von 5000 Mark zuerkannt worden. Außerdem hat sich die Schriftleitung entschlossen, 25 Novellen, die neben der preisgekrönten Spitzengruppe die meiste Befürwortung der Preisrichter auf sich versammelten, zur Veröffentlichung in Velhagen & Klasings Monats-

Digitized by Google

heften zu erwerben. Bei der Öffnung der zu Nr. 858, Nr. 2141 und Nr. 2430 gehörigen Briefumschläge ergaben sich als Verfasser von

„Das wahre Gesicht" – Friede H. Kraze, Weimar
„Der Bauernrichter" – Dr. Oskar Jellinek, Wien
„Der Vater" – Reg.-Rat Wolfgang Goetz, Berlin

Die Entscheidung ist den drei Meisternovellisten unter Überweisung des Ehrenpreises von je 5000 Mark zum Weihnachtsfest mitgeteilt worden.

Auch an die Verfasser der zum Ankauf vorgeschlagenen weiteren Novellen hat sich die Schriftleitung noch vor dem Fest mit einem besonders günstigen Honorarangebot gewendet.

Es handelt sich um die Novellen:

Nr. 66: Alles oder nichts . . . . . Von M. R. Möbius, Chemnitz
Nr. 106: Der Mann, der die Straße hinaufgeht . . . Von Will Scheller, Kassel
Nr. 219: Traum in den Herbst . . . . . Von Dr. H. W. Geißler, München
Nr. 381: Der rote Geiger . . . . . Von Mia Munier-Wroblewska, Berlin
Nr. 404: Begegnung . . Von Ewald Swars, Krankenhaus Hohenkrug b. Stettin
Nr. 440: Der Pfarrer von Lehen . . . . . Von Hans Knobloch, Graz
Nr. 510: Afrikanische Novelle . . . . . Von Dr. Frank Thieß, Berlin
Nr. 659: Das Gesicht des Krieges . . . . . Von Karl Dietmann, Durach
Nr. 680: Der Prophet von Obering . . . . . Von Oscar Baum, Prag
Nr. 889: Der Kürassier von Gutenzell . . . Von Franz Adam Beyerlein, Leipzig
Nr. 978: Von Denen, die einst waren . . . . . Von Charlotte Niese, Altona
Nr. 1060: Die Elendskerze . . . Von Dr. Joh. Schuck, Kleinochsenfurt b. Würzburg
Nr. 1141: Eis . . . . . Von Dr. Eugen Roth, München
Nr. 1213: Das Kind . . . . . Von Dr. Karl Adolf Mayer, Graz
Nr. 1257: Das Haus zum Landsknecht Von Dr. Karlfriedrich Baberadt, Frankfurt a. M.
Nr. 1573: Leben . . . . . Von G. Stolberg, München
Nr. 1643: Im Dunkeln . . . . . Von Karl Rudolf Bertsch, Stuttgart
Nr. 1653: Die letzte Reise . . . . . Von Werner Bergengruen, Berlin
Nr. 2090: Das verwunschene Zimmer . . . . . Von Dr. Otto Ernst Hesse, Berlin
Nr. 2265: Der brüllende Berg Von A. Sacher-Woenckhaus, Großhadern b. München
Nr. 2367: Das Watzelscheider Unleid . . . Von Pfarrer Fritz Philippi, Wiesbaden
Nr. 2526: Der Vagant . . . . . Von Irmela Linberg, Berlin
Nr. 2556: Das Opfer der Maria Woensam . . . . . Von Dr. F. U. Apelt, Zittau
Nr. 2553: Der Krüppel und die schöne Frau Von Charlotte Eichhorn, Papitz b. Leipzig
Nr. 2579: Nausikaa . . . . . Von Hans Schmiede, Frankfurt a. M.

Inzwischen sind den Verfassern derjenigen Arbeiten, die für den Ankauf nicht in Frage kamen, die Handschriften wieder zugegangen; die Schriftleitung und der Verlag entsprachen damit einem öfters an sie gestellten Ersuchen. / Das erfreuliche Ergebnis des Preisausschreibens wird nicht nur den durch den Richterspruch ausgezeichneten Verfassern zugute kommen, sondern auch unseren Lesern, denen wir im kommenden Jahr eine größere Reihe neuer Mitarbeiter vorführen dürfen. Allen Einsendern sei an dieser Stelle aufs Herzlichste für die Beteiligung gedankt.

Berlin, Bielefeld und Leipzig, im Januar 1925

Schriftleitung und Verlag von Velhagen & Klasings Monatsheften

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
Monatshefte
39. Jahrg. / Februar 1925 / 6. Heft

Die Söhne · Roman von E. von Bonin

Hinter dem langen Sarg, der schwer und ungeheuerlich, ein dunkles Schiff, über den Köpfen der Männer schwankte, gingen Christoph und Swantus. Sie mußten ab und zu anhalten, damit der Zug wieder in Ordnung kam; dann stieß der große Herr mit dem goldenen Helm, der zwischen ihnen ging, sie vorsichtig an. Es war ein Verwandter ihres toten Vaters, und er trug ein seidenes Kissen, auf dem die Orden lagen. Sie hielten beide die Augen zu Boden, und nur wenn angehalten wurde, sahen sie einander an, damit sie wüßten, wann es weiterginge. Sie blieben mit dem großen Herrn hinter dem Sarge stehn, während der Pastor redete, und als der Sarg in der tiefen Höhlung verschwand unter Erde und Blumen, hatten sie auf einmal keinen Leitstern mehr und standen verwirrt unter den vielen Leuten.

Alle gingen vorbei und gaben der Mama die Hand und schließlich schob irgend jemand Swantus, der seinen Bruder im Gedränge verloren hatte, vor sich her nach Hause, wo den ganzen Tag Lärm war, und gegessen wurde und Telegramme kamen, wie bei einem Fest. Ab und zu fiel jemand über sie her, sagte: ‚Die armen Kinder,' oder: ‚Nun werdet ihr eurer Mutter Trost und Freude sein'. Dann nickte Christel ruhig und selbstverständlich, und Swantus tat das gleiche.

Aber der kleine Swante war gar nicht ruhig. Fliegend und verwirrt schlug sein Herz schon den ganzen Tag bis in die Gurgel hinauf, und weil er es vermied zu weinen, wurde ihm die Brust so eng, als sollte er ersticken. Seine Mutter — ganz schwarz und schön — sah so feierlich aus, daß er kaum wagte, sie anzusehn.

Als es spät abends war, kam Christel auf Swante zu und sagte: „Komm, wir wollen zu Bett gehn." Der Hauslehrer nahm ihn bei der Hand, und oben vor dem Schlafzimmer war eine Verwandte von seinem Papa, die tat den Arm um ihn und brachte ihn zu Bett, so wie ganz früher, und als er warm und sicher in seinen Kissen lag, küßte sie ihn und sagte: „Schlaf gut, du Michaels kleiner Bub." Dann ging sie leise hinaus. Swante sah dem Lichtschein nach, bis die Türe den hellen Spalt zudeckte. Dann sagte er leise vor sich hin: „Michael, Michael —"

Konnte man das vergessen — den Sarg, das Geläut und vor allem das stille weiße Gesicht, zu dem Swante so oft und dann ein letztes Mal aufgeblickt? Ach nein, man dachte daran im Garten, im Wald, in der Schulstube. Eine geheimnisvolle Erscheinung wurde daraus, die man ganz für sich hatte. Ihre Abbilder sah man in den Sternen der Nacht, und fühlte ihre Beziehungen, wenn irgendwo sanfte und großartige Worte gesprochen wurden.

Der Vater war selten zu Hause gewesen zuletzt. Er sprach nicht viel. Manchmal hatte er, wenn Swantus ihm gute Nacht sagte, seinen Kopf in die Hände genommen und ihn ernst angesehen. Er hatte — einmal, schon lange her, Swantus nach Hause getragen, als er vom Laufen müde war; getragen, den ganzen langen Weg. Ach und damals, als Swantus der Kopf schrecklich weh tat, wer saß bei ihm in der Nacht —

Gewiß, eigentlich pflegte ihn seine Mama, wenn er krank war. Sie war es, die man anging, wenn einem etwas weh tat; die, wenn man fieberte, plötzlich am Bett stand, um einen zu streicheln, zu beruhigen, zu trösten. Aber sein Vater war dann doch gekommen, wenn es ganz schlimm wurde, und

 Nachdruck verboten. Copyright 1925 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

damals — als sie alle beide Scharlach hatten, und die Mama am Fenster stand und zu weinen anfing, hatte sein Vater den Arm um sie gelegt und gesagt: „Du behältst sie ja, Maria, ich weiß es.“ Und die Mama war ihm um den Hals gefallen und hatte gesagt: „Du — du ...“

Sein Vater würde nicht mehr kommen, wenn irgend etwas Schlimmes geschah und man nicht weiter wußte, wie damals, als die Gardinen in Flammen standen, oder als der Bulle ausgebrochen war, und die Mägde auf dem Wirtschaftshof kreischend herumliefen. Er würde nie wieder in Ramin mit Swantus unter den zwei großen Linden stehen und sagen: ‚Das sind unsere Wächter.‘

Wie gerne möchte Swantus zuweilen von seinem Vater sprechen. Er versucht es in der Nacht, ruft Christel an, der nur widerwillig Antwort gibt, weil er immer so schnell einschläft; und wenn endlich die Unterhaltung im Gange ist, will auf einmal Christel von den Pferden anfangen, lacht laut heraus, weil ihm einfällt, daß es so komisch aussah, als der dicke Pony sich mit dem Hengst biß —

Wie wäre es, wenn sein Vater lebte? Würde er sich nicht schrecklich freuen, daß Christel schon so verständig ist und nie mehr weint? Und daß er schon genau weiß, wie er alles anfangen will, und daß er sogar zu den Pyramiden reisen will? Und würde er nicht wie der Hauslehrer Swantus schelten, daß manchmal doch noch das dumme Zucken in sein Gesicht kommt, das dem Weinen vorangeht? — Nein, er würde nicht schelten. Er würde seine Hand ihm auf den Kopf legen, so tat er immer, so daß man das Gesicht heben und ihm in die Augen sehen mußte, und würde sagen: ‚Sei ruhig, mein Herzenskind —‘

Ach Gott, was für ein Jammerkerl war im Grunde dieser Hauslehrer! Immerzu sprach er von Männlichkeit und deutschem Wesen. Aber Christel sagte: „Das redet er nur im Munde herum, um der Mama zu gefallen.“ Er nannte die Mama: ‚Die gnädigste Frau Gräfin‘, und vom Papa sagte er: ‚Euer hochseliger Herr Vater‘. Wenn er mit ihnen allein aß, bestellte er die süße Speise ab; aber die Mamsell stellte vollgehäufte Teller davon beiseite, und der Jäger gab ihnen Tabak, und die Kutscher brachten Christel alles was er wollte, aus der Stadt mit. Wer hätte ihm nicht den Willen getan, ihm gehörte doch Wustermark eigentlich schon und alle Glashütten und Fabriken und Bergwerke, die die Mama zuweilen mit ihm in den Ferien besuchte.

Wenn sie zurückgekehrt waren, erzählte Christel davon; er machte die Beamten nach, wie sie gespreizt und würdevoll auf die Mama zutraten, um dann freudig überrascht auch ihn zu begrüßen: „Ah, unser junger Herr Graf —“ Er beschrieb das starre, mokante Lächeln der Mama, wenn sie einander zu Lobsprüchen aufmunterten: „Ein fabelhaftes Verständnis, nicht wahr, lieber Müller?“ — „Ohne Zweifel, Herr Direktor.“ Christel wußte über die Gehälter, Vorteile und Tantiemen Bescheid, die sie je nach Rang und Würden bezogen, und des langen und breiten, während Swantus ehrfürchtig zuhörte, setzte sein Bruder ihm auseinander, wie er und warum er, sobald er groß wäre, Änderungen vorzunehmen beabsichtige.

‚Wenn ich groß bin,‘ jawohl, das sagte Christel alle Tage ein paarmal. Bergfach würde er studieren und Forstwirtschaft. Er würde auch mit den Gesetzen Bescheid wissen und mit kaufmännischen Angelegenheiten. Ihn haute man schon nicht übers Ohr. Manchmal sogar, wenn sein Bruder besonders guter Dinge war, erzählte er Swantus genau, wie alles werden würde, wenn auch er groß wäre, und säße als Nachbar in Ramin. Freilich, ja, Swantus würde nur gerade zu leben haben, denn Ramin brächte nichts ein, aber er solle sich weiter keine Sorgen machen; wozu hatte man einen reichen Bruder, nicht wahr? Er, Christel, würde ihn schon mal mitnehmen auf eine der großen Reisen, die er bestimmt vorhabe ...

So viel redete Christel von seinen Reichtümern und seinen Plänen, daß ein großer Streit daraus wurde; denn die Mama hatte davon gehört und machte ihm Vorwürfe, und Christel wurde frech und stampfte richtig mit den Füßen auf und sagte, es gehöre ihm nun einmal alles und er könne tun, was er wolle —

Aber da stand die Mama auf, trat gerade vor Christel hin, der erschrocken zurückwich, faßte ihn am Handgelenk und sagte: „Meinen Wünschen wirst du folgen. Ich habe Mittel, dich dazu zu zwingen“; und ging hinaus. Christel, bis in die Lippen blaß, sagte kein Wort, und Swantes Herz machte eine gräßliche, atemlose Pause, schlug dann zweimal dröhnend wie ein Hammer und kam erst allmählich wieder zurecht. Sein Bruder ging langsam hinaus, und Swantus sah, daß er die Fäuste geballt hatte.

Das alles war schrecklich. Es machte verzweifelt, zu denken, daß die Mama Christel zwingen wollte. Wie und wozu? — Mitten in der Nacht fuhr Christel auf und begann Reden zu halten, von denen Swantus zuerst immer nicht wußte, war es Schlaf oder Wachen. Er schrie an gegen die Mama, von der er sich nichts vormachen lasse, Gott be-

Digitized by Google

wahre! Sei er etwa nicht seines Großvaters Erbe? Genau wie der Papa? Trüge er nicht seinen Namen? Wollte die Mama einen Gerichtsprozeß mit ihm? Gut. Er wäre dabei. Er würde schon alles lernen, wovon sie nichts verstünde, da könne sie sicher sein. Und wenn sein Bruder Swantus sich etwa einbilde, er könne im Trüben fischen und ihm die Erbschaft abschleichen, so sei er im Irrtum ...

Ach, mit Entsetzen hörte Swantus diese Ausbrüche an. Er konnte kein Auge mehr zutun, wenn Christel endlich fertig war und schwieg. Er zog ganz hoch die Decke über den Kopf, wenn seines Bruders Reden zu schrecklich wurden, und flüsterte viele Male vor sich hin: „Michael, Michael . . ."

Eines Tages war Christel fort. Er kam nicht zu Tisch. Er hatte Swante kein Wort davon gesagt. Nur abends fand Swante, als er sehr schweren Herzens zu Bett ging, unter seinem Kopfkissen einen knisternden Zettel, da stand: ‚Ich gehe nach Berlin zu Westpfahl. Verrate nichts. Ich will doch sehen, womit sie mich zwingen kann.'

Swantus las sich die Worte mehrmals laut vor, bis er mit Schrecken begriff, daß mit dem ‚Sie' die Mama gemeint war. Er preßte die Faust über dem ungeheuerlichen Papier und schlief ein, fest entschlossen, daß bei seiner Ehre und Treue niemand ihm den Zettel nehmen würde ...

— Ehre und Treue ... In der Nacht ging die Tür auf, und die Mama kam herein. Sie trug einen schwarzen Mantel von Seide und war sehr blaß. Kaum hatte sie das Licht neben Swantus hingestellt, so fiel sie vor seinem Bett auf die Knie und schluchzte und weinte so, wie es Swantus noch niemals gesehn hatte, ach, viel mehr als bei dem Begräbnis. Sie sagte kein Wort. Swantus konnte sich nicht damit entschuldigen, daß sie ihn bedrängt, in die Enge getrieben, ausgefragt hätte. Aber — da — lag seine Mutter, das Einzige, das Beste, Schönste, Treuste, die sein Vater geliebt hatte, und er — der Sohn — er? „Weine nicht, süße Mama," sagte er. „Er ist in Berlin bei Westpfahl."

„Wer?" sagte die Mama und sah ihn verwirrt an. „Christel?" — Da öffnete Swantus die Hand ...

Früh am Morgen fuhr die Mama nach Berlin und kam abends mit Christel zurück. Swantus wagte nicht seinen Bruder anzusehn; wer etwas verriet, dem sah man das am Gesicht an; der trug es auf der Stirn ...

Eine Woche fast gingen sie stumm aneinander vorbei. Endlich am Sonntag trug Christel seinem Bruder an, mit ihm angeln zu gehn. Und am Abend, als sie schon eine ganze Weile in den Betten lagen, fing Christel an zu erzählen: Mit der Polizei war die Mama gekommen, und nun wußte er es, wußte ganz genau, womit sie ihn bedroht hatte, denn — und was nun kam, schrie Christel seinem Bruder laut in die Ohren, als ob Leben und Tod davon abhinge. Nämlich es war keineswegs festgesetzt, es unterlag der freien Entscheidung ihrer Mutter, wer einmal in Wustermark der Herr sein würde, der Ältere oder der Jüngere! „Aber, daß du es weißt," schrie Christel, „wer Großvaters Erbe wird, der hat das ganze Geld, und der andere ist bloß ein Bettler dagegen, und kann sich bedanken, wenn er ab und zu einen Bissen abbekommt."

„Aber ich will Großvaters Erbe gar nicht," sagt Swantus. Sein Bruder schweigt eine Weile. Aber ehe er einschläft, sagt er: „Gut, daß du nicht darauf aus bist. Ich möchte es dir auch nicht geraten haben." Swantus antwortet nicht.

Am anderen Morgen steht er früh auf, stellt sich vor Christels Bett, der eben aufwacht, und sagt: „Ich will's nicht haben, weil du der Ältere bist. Aber ob du mir drohst, das ist mir ganz einerlei." Er hat sich das in der Nacht zurechtgelegt, und er hat gedacht, Christel würde wütend auf ihn losfahren. Aber sein Bruder sieht verlegen zur Seite ...

— Christel ist nicht mehr zu Haus; seit Ostern ist er in Brandenburg auf Schule und kommt nur des Sonntags. Swantus ist allein. Manchmal ruft die Mama ihn unerwartet zu sich herunter, wenn sie an kalten oder regnerischen Tagen im Wohnzimmer sitzt und an den bunten Stickereien arbeitet; es sind gelbe Vögel darauf, Blumen, Weintrauben. Swantus sitzt neben ihr, sieht zu, sucht die Farben aus, die sie gerade braucht. Er probiert etwas zu reden; aber je mehr er sich den Kopf zerbricht, um so weniger fällt ihm ein ...

„Fühlst du dich einsam ohne deinen Bruder?" fragt die Mama. „Möchtest du auch nach Brandenburg?" Swantus schüttelt schnell den Kopf: „Nein." Er weiß selber nicht recht, ob das Nein für beide Fragen gilt. Die Mama fragt allerhand anderes. Swantus ärgert sich über seine dummen, einsilbigen Antworten, da die Mama doch ganz offenbar eine richtige Unterhaltung in Gang bringen wollte. Er möchte etwas erzählen, wie Christel das so oft tut, damit die Mama lachen soll. Aber er bringt durchaus nichts heraus ... „Kannst du dich gut an deinen Vater erinnern?" fragt die Mama. Swantus erschrickt; er denkt: die Glocken, der Blu-

Digitized by Google

mengeruch — wie der Sarg versank, einen Augenblick noch über der Grube stand, von Blumen bedeckt, und versank ...

„Du warst noch sehr klein," sagt seine Mutter.

Sie will ihm davon erzählen, er begreift es nun, da sie ein anderes Mal von neuem die Frage stellt. Sie erzählt ihm. Sie zeigt ihm Bilder, auf denen sein Vater als Student war, als Offizier. Es gab auch eins, auf dem er ein kleiner Junge war wie Swante selbst.

Die Erzählung von der kleinen Stadt, in der er gewohnt hatte, und von dem Fluß und dem Haus und Garten ging sanft über Swantes Herz hin. Aber was sagte die Mama da? — Swantus griff nach der Lehne ihres Sessels, fragte: „Eine Frau?" — Und er hörte die Mama langsam noch einmal sagen: „Ja, er hatte eine Frau, sie starb nach kurzer Zeit." Swantus verstand es nun: Eine Frau, und die starb ... Er verstand, aber sein Herz blieb verwirrt. Er sah die Mama an, die nicht mehr stickte, sie war blaß und sah zum Fenster hinaus. War er denn so dumm und blind, daß er noch danach fragte? — Swantus fühlte, daß er die Mama trösten mußte. Was sollte sie denken von ihrem Sohn, wenn er so dasaß, als ginge es ihn alles nichts an? Er saß still; rührte er sich, so würde sie glauben, er wolle reden, und sie würde ihn ansehn.

Seine Mutter strich ein paarmal über die Tischdecke, dann hob sie schnell den Kopf auf und sagte: „Was hast du lieber, Wustermark oder Ramin?" — Swantus erschrak, dachte: ‚Jetzt kommt es darauf an.' Er überlegte. Er sagte schließlich: „Christel hat Wustermark lieber, aber ich Ramin." Seine Mutter lächelte ...

Es war gut vom Vater zu hören, aber lieber von anderen ... Der Förster sprach von ihm in einer bewundernden Art, ein bißchen entfernt, weil der Papa sein Herr gewesen war. Der Papa war mit ihm pirschen gegangen. Swante hörte die Jagdgeschichten an von Anfang bis zu Ende und manche doppelt. Aber es konnte ihn nicht langweilen, weil dies alles in einer unbegreiflichen Weise ihn zu verbinden schien mit seinem Vater, von dem er so wenig wußte. Manchmal erzählte der Förster allerhand, was sein Vater gesagt haben sollte. Er brachte es umständlich heraus in einem gewählten Hochdeutsch. „Die Hauptsache ist, daß Kinder da sind, Erben." Das hatte der Herr Graf gesagt. „Ja, nun müssen die jungen Herren bald heiraten und eine Gutsherrin ins Haus bringen." — Swantus denkt: ‚Da ist doch die Mama ...' „Es ist nicht gut," sagt der Jäger, „wenn alles nur auf zwei Augen steht." — ‚Was für ein wunderlicher Ausdruck,' denkt Swantus: ‚Zwei Augen?' — Sie gehen. Erst nach einer ganzen Weile findet er mit Erstaunen heraus: ‚Er meint meine Augen ...'

An den Sonntagen kam Christel und brachte seinen Freund mit. Der sagte gleich das erstemal: „So, nun wollen wir Leben in die Bude bringen." Er fragte nach allen Leuten, die da waren, und erfuhr, daß der Pastor zum Nachmittag käme. „Da ließe sich sicher was machen," sagte Arnim, der Freund. „Ißt er viel?" — „Ja, ja, furchtbar viel," schrie Swantus und trampelte vor Vergnügen. „Darum lädt die Mama ihn ja ein, er mag so gern Schokolade, und seine Frau kocht sie nie." — „Du, dem geben wir ein Mittel ins Getränk. Das wirkt kolossal bei gefräßigen Leuten," sagte der Arnim. „Aber Christoph darf es nicht wissen, der ist immer so vorsichtig." Und dann machte Arnim alle Grimassen vor, die der Pastor ziehn würde — Swantus lachte, daß ihm der Magen wehtat. Den ganzen Tag bis zum Nachmittag, als Swantus dem Ahnungslosen seine Tasse vollschenkte, wirbelte ihm das Blut in den Schläfen. Es fühlte sich an wie ein gräßliches Verbrechen, das man vorhatte, eine böse, gefährliche Geschichte, die bestimmt nicht gut abging. Hier geschah nie etwas, der Arnim hatte ganz recht!

Swantus sah starr auf den Pastor, als müßte der umfallen. Gleich würde er schrecklich bleich werden und einen Schrei tun ...

Aber nichts dergleichen geschah. Der Pastor schwätzte und schlürfte an seiner Schokolade — „Eine neue Qualität, nicht wahr?" sagte er plötzlich, und sah die Mama an. Die Mama antwortete, daß es noch die gleiche wäre wie immer. „Ein etwas öliger Geschmack," sagte der Pastor, und verzog den Mund. Swantus stand das Herz still — die Mama nahm die Kanne, schenkte sich ein — Swantus wollte sie hindern, aber seine Arme hingen schlaff an ihm herunter. — Er sprang auf, als die Mama die Tasse an die Lippen heben wollte, tat einen gräßlichen Schrei und fiel ...

Die Erinnerung kam ihm wieder, als er im Bett lag und Flüstern neben sich hörte. Jemand sagte: „Gehn Sie doch zu Bett." — Eine ganz traurige Stimme, die seiner Mutter, gab zurück: „Ich kann nicht, ich bin so unruhig." Dann sagte der andere: „Lassen wir ihn ausschlafen; es wird morgen alles gut sein, er hat kein Fieber." — „Sein Puls ist immer noch schnell," antwortete seine Mutter.

Ach, er liebte sie; sie sorgte sich um ihn.

Digitized by Google

Er würde keinen Ton von sich geben. Nie, niemals durfte sie erfahren, was geschehn war.

„Sie brauchen sich nicht zu sorgen," sagte der andere, der Doktor aus der Stadt war es, jetzt wußte es Swantus. „Gehn Sie, bitte." Dann waren sie beide eine ganze Weile still.

„Was kann es nur gewesen sein?" fragte die Mama. Der Doktor antwortete etwas Unverständliches, dann trat er, so schien es, vom Bett weg, ging zu der Mama, die immer noch beim Fenster stand, und sagte in einem sehr zärtlichen Ton: „Es ist gar kein Grund zur Sorge. Aber ich bleibe hier bis morgen früh. Wenn Sie nur schlafen wollten, Maria" ... Ja, so sagte er: ‚Maria' ... Die Mama ging.

Swantus schlief wieder ein. Einmal erwachte er, öffnete vorsichtig die Augen und sah den Doktor neben sich sitzen. Er starrte die Türe an, aus der vorhin die Mama gegangen war ...

Ach, es war nicht lustig, immerzu allein zu sein. Wenn er gewollt hätte, er wäre schon längst in Brandenburg wie Christel, gewiß. Aber er wollte gar nicht. Den ganzen Tag saßen sie in den abscheulichen Sälen, die weißgekalkte Wände hatten wie Gefängnisse. Immer zwanzig zusammen gingen sie hinaus und hinein, sie machten fürchterlichen Lärm. Und sie prahlten gewiß alle so wie Arnim. Und sie dachten sich widerliche Witze aus, deren man sich eigentlich schämen mußte ...

Aber würde er nicht viel vergnügter werden unter ihnen? Sichrer, klüger? Sie wurden gewiß nicht mehr traurig, wenn ein Leierkasten dudelte; sie würden keineswegs die ganze Nacht weinen, wenn ihr Hund starb ...

Nur die Lehrer sah er tagaus, tagein, von denen nun schon drei jede Woche angefahren kamen zum Unterricht. Manchmal fuhr auch Swantus zu ihnen in die Stadt oder nach Berlin, wenn es solche waren, die wenig Zeit hatten, und die wichtig waren für die Prüfungen. Wenn er zum Professor des Griechischen kam, empfing ihn die Frau Professor. Sie drehte sich immer verlegen zwischen ihren Möbeln herum in der kleinen, überheizten Stube, wo ein Sofa mit dem gräßlichen Umbau stand und ein Büfett mit Glasschalen, die häßliche, neusilberne Füße hatten. In der Mitte war ein Schränkchen, aus dem der Lehrer zuweilen eine Flasche nahm, von der Swantus „kosten" mußte. Eine ölige, süße Flüssigkeit war darin, die in seiner Gurgel sich unangenehm mischte mit dem Geruch der Küche. Über seinem Kopf spielte einer Klavier ...

Nein, es war nicht schön, in solchen Häusern zu wohnen. Vielleicht merkten sie es nicht so. Wenn man über den Flur ging, unterschied man deutlich den Geruch aus dem Badezimmer, wo sie die Wäsche aufhängten, von dem der Küche. Sein Mantel roch danach, wenn er ihn anzog, um das Haus wieder zu verlassen. — Er ist ganz beschämt, wenn die Frau Professor ihm freundlich irgend etwas anbietet, ganz betreten, weil sie so nach Gemüse riecht und gar nichts dafür kann, und bestürzt denkt er an seine Mama, mit der man sie unmöglich vergleichen könnte, und die immer schön angezogen ist und um die ein süßer, wunderlicher Geruch ist, wenn sie hereintritt.

Einmal klopfte es, während der Stunde. Es kam eine junge Dame herein, die blond war und weiß angezogen. Sie sagte: „Pardon, das ist wohl der junge Graf?" und stand in der Tür und lachte zu Swantus hin. „Wir haben Stunde; später bitte," sagte der Professor giftig.

Auf der Straße, als er gerade aus dem Hause trat, traf Swantus die Dame wieder. Sie lachte immer noch und kam auf ihn zu. „Ich habe wohl gestört?" fragte sie. „Ist die Stunde nicht sehr langweilig?" Swantus schüttelte erschrocken den Kopf. „Ach nein," sagte er; es war doch sicher die Tochter vom Professor. Sie fragte, wohin er gehe, und sie ginge auch in der Richtung. Sie redete die ganze Zeit ohne Pause, brachte ihn zum Lachen, zeigte auf komische Leute, die vorbeigingen, und ganz unerwartet zog sie ihn in eine Konditorei hinein und bestellte Torte und Schokolade. „Ich glaube, mein Zug geht eigentlich," sagte Swante. Die Dame, die Jenny hieß, wurde ganz aufgeregt. „Ach wo," sagte sie, und legte ihre Hand auf seine; „es gehn alle halbe Stunde Züge. Sie haben eben den vorigen versäumt, basta!" — Jenny aß sehr viel Torte und auch noch die, die er stehn ließ. Sie sah ihn immerfort listig an, als ob sie beide etwas ungeheuer Spaßiges vorhätten, und wenn er nicht aufpaßte, guckte sie vorsichtig um die Ecke.

Sie saßen schon mindestens eine halbe Stunde, und eigentlich wäre Swantus lieber weggegangen. — „Worüber sinnieren Sie denn, junger Graf?" fragte Jenny. Swantus fand sie albern und affig; er wollte ganz entschieden fort, und sagte, daß er nun gehn müsse. Aber Jenny rutschte auf einmal über einen Stuhl, der zwischen ihnen stand, weg auf das Sofa, wo er saß, tat die Arme um seinen Hals und gab ihm Küsse mitten ins Gesicht. Er stieß die Fäuste nach vorn, um sie loszuwerden, aber sie klammerte die Arme zusammen und da — wirklich, sie biß ihn auch noch in den Hals. „Infames Biest,"

Digitized by Google

schrie Swantus, sprang hoch und stieß dabei ungeschickt an den Tisch. Tassen und Teller flogen mitsamt der Jenny hinunter. Swantus sah sich nicht mehr um. Er lief zum Büfett, meldete das Unheil, bezahlte und rannte hinaus. Der Kellner dienerte verblüfft hinter ihm drein. Er lief, so schnell er konnte, durch die Straßen zum Bahnhof; er rannte die Leute um; sein Gesicht brannte ...

Er würde gewiß nie wieder in das Haus gehn. Aber der Hauslehrer, der ihn nach dem Befehl der Mama eigentlich begleiten sollte, durfte das natürlich nicht merken.

Berlin ist schrecklich groß, wenn man gar nicht weiß, was man anfangen soll zwei Stunden lang. Er geht kreuz und quer. Er hat Lust, etwas zu sehn. Da sind große Plakate vor einem Kino: ‚Des Leidens Erdenwallen,' steht darauf. Es ist sehr gräßlich und rührend, aber in so einer schleimigen Art, die einem übel macht. Der Mann ist immer betrunken und geht mit einer anderen Frau und gibt das Geld aus. Zum Schluß erscheint eine Schrift: ‚Du liebst eine andere, ich gehe in den Tod.' Eine Frau neben Swantus schluchzt ...

Als er zur Bahn geht, ist er noch ganz wirr. Er sagt sich leise vor: „Es ist Quatsch, geschmackloses Zeug," aber sein Herz bleibt unruhig. An der Bahn steht der Hauslehrer. „Hast du alles gewußt?" fragt er. Swantus nickt. Er hat das Kinoprogramm in der Hand. Aber der Hauslehrer lächelt vor sich hin, schnippt ein helles Fädchen von seinem Rock und steckt sich eine Zigarette an; er bemerkt nichts.

Aber gerade heute abend bei Tisch muß die Mama fragen, ob er glaube, daß er bei dem Professor gut fort käme, ob die Fahrt lohne. Swantus sagt erschrocken: „Ja." Die Mama kommt nachher auf ihn zu; er wäre so heiß, worüber er sich aufgeregt hätte? — Das war im blauen Zimmer, wo sie jeden Abend vor dem Zubettgehn mit ihm allein zusammensaß.

Swantus antwortete nicht. Aber die Mama ließ nicht ab. Sie sprach lange auf ihn ein. Sie sagte: „Ich verlange, daß du mir vertraust, Swante. Du weißt, ich würde leben und sterben um meiner Söhne willen. Und es ist ärmlich von dir, wenn du mir so begegnest." Swante wurde weich — ach, er redete sich alles so gern vom Herzen. Es ging fast von allein weiter, als er die ersten Worte gesagt hatte, von der Jenny und von den Küssen, und daß sie ihn gebissen hat — das Biest. Und wie er ängstlich zur Mama aufsieht, da macht ihr Mund ganz schnell eine sonderbare Bewegung, denn sie hatte die Mundwinkel hinunter gezogen, so wie, wenn man sich ekelt; und nun, als sie ihn angesehn hat, lächelt ihr Mund — „Ja, das ist wirklich ein Biest," sagt sie.

Swantus redet weiter von der versäumten Stunde, vom Kino, von der Rührgeschichte. Die Mama zieht ihn an sich: „Wie du mich angelogen hast mit der Stunde!" Swantus nickt.

Die Mama will ein Versprechen von ihm: Daß er niemals mit fremden Leuten geht, weder in Lokale noch in Theater noch sonstwo. Und: „Versprich, daß niemand dich anrühren wird," sagt die Mama und sieht ihm groß in die Augen. Swante sagt: „Ja" — er wundert sich, weil die Mama es so fürchterlich tragisch nimmt.

Im Winter war die Mama mit Swantus in Berlin. Es war seinetwegen. Sie wohnten nah vom Gymnasium. Swantus konnte seine Freunde einladen. Die Mama fuhr nachmittags mit ihm in den Wald; Sonntags nach Wustermark. Die Mama war gut zu Swante. Aber zuweilen klagte sie, daß es nicht schön wäre in der Stadt, und dann fiel es ihm schwer auf die Seele, daß es für ihn geschah, und daß er das hinnahm wie ein Hund das Futter. Er sprach davon, daß es nicht nötig wäre, in Berlin zu wohnen, daß er hinfahren könnte. „Ich kann dich nicht soviel allein lassen," antwortete die Mama. „Aber was soll mir denn passieren?" sagte Swantus. Die Mama sah ihn an, ruhig und zärtlich. Er fühlte, daß sein Gesicht heiß wurde. Er wußte nun, was die Mama meinte. Sah man nicht diese angemalten Frauen herumlaufen mit ekelhaft hellem Haar und großen Hüten darauf. Sie lachten einen frech an; eine hatte ihn angerufen: „Na, Kleiner." Aber er hatte es ihr gegeben: „Dumme Gans!" Die hatte sich wütend umgesehn ...

Sein großer Bruder wird ihm immer fremder. Er ist ganz wie ein erwachsener Herr. Er ist es leid, ein Junge zu sein. Sie nennen ihn zu Hause längst nicht mehr beim Vornamen. Er wurde Ostern Student.

Die Mama spricht sehr viel mit Christel, wenn er da ist, und wenig mit dem Jüngeren. Sie sitzen bis in die Nacht zusammen und sprechen über Christels Pläne. Swantus liegt im Bett ohne zu schlafen; er ist neidisch und unruhig. Aber es mußte wohl so sein. Christel war der Erste von ihnen. Gewiß würde es ihm überall besser gehn. Es wurde einem vorgeredet, man hätte sein Leben in eigener Hand; aber wahrscheinlich war es nicht so ... Ach, Unsinn, es würde schon alles kommen, auch zu ihm —

Man konnte bemerken, wie sehr sich die

Digitized by Google

Mama freute, daß Christel jetzt richtig erwachsen war. Wie sie ihn ansah, froh und sicher, als hätte er etwas Schwieriges vollbracht. Es hatte keinen Sinn, neidisch zu sein. Ewig lang noch würde es dauern, bis endlich das Leben anfing; aber sie redeten davon und freuten sich darauf. Vielleicht war er noch zu jung und ohne Erfahrungen, um verstehen zu können, was sie eigentlich erwarteten.

Aber auch sein Vater hatte gar keine Freude daran gehabt; wie wäre er sonst freiwillig gestorben ... Denn so war es. Er wußte es.

Indessen, wie sehr er auch nach der Erscheinung dieses Vaters verlangte, um durch sein Auge und sein Herz einzugehen in die Welt ... Es konnte niemals sein. Er war noch ein Kind gewesen. Sein Herz war leer von seinem Vater.

Nun lief der große Bruder, der zu Hause, wenn sie in den Betten lagen, immer sehnsüchtig gesagt hatte: ‚Wenn ich erst' ... lief in der kleinen Stadt, wo er studierte, herum mit der hohen weißen Mütze und buntem Band. Freundlich, aber ein bißchen von oben herab, behandelte er Swantus, der noch ein Junge war. Auf der Straße stieß er ihn an und zeigte auf Frauen, die ihm vertraut zulächelten, und ließ ein Wort fallen, aus dem der Jüngere sehn sollte, wie bewandert er war. — Nein, da irrte sich Christel; dies alles erschien dem kleinen Bruder jämmerlich und nichts mehr. Er wußte nun zur Genüge, worauf sie sich freuten ...

Auf der Straße begegnete ihnen eine Frau; sie sah eigentlich anders aus. Sie lächelte seinem Bruder zu. Christel grüßte sehr höflich und erfreut; er beugte sich schnell zu Swantus und sagte: „Sieh sie dir an." Swantus drehte sich zerstreut um. Die Frau drehte sich ebenfalls um; sie kam zurück. Sie reichte Christel die Hand, die er eilfertig küßte. Aber sie sah gar nicht hin; ihn sah sie an, ihn, Swantus! Swantus wurde rot, er bemerkte es zu seinem Ärger. „Schau, ist das aber ein schöner Junge," sagte sie dazu. Er sah, daß sein Bruder den Mund verzog ...

Dann ging sie mit ihnen. Während des Gehens sprach sie auf Swantus ein, neckte ihn, fragte ihn aus, wollte sein Alter wissen, und ob er schon einmal verliebt gewesen wäre. Swantus merkte ganz gut, daß es seinen Bruder ärgerte. Warum schließlich sollte er nicht auch einmal vorgezogen werden ...

War er nicht auch schon ein großer Kerl? Konnte er nicht weggehn, wenn es ihm zu dumm wurde ...

„Wenn Sie denken, meinen kleinen Bruder herumzuschleppen, Larifeé, so irren Sie sich," sagte Christel wütend. „Was für einen komischen Namen Sie haben," fuhr Swantus heraus. Sie lachte; zu Christel sagte sie: „Christel, spielen Sie nicht den Philister. Werde ich Ihren Bruder fressen? Nun also. Und Sie," — sie tippte Swantus auf den Arm, „Sie sind wirklich groß genug, um zu gehn, wohin es Ihnen beliebt. Im übrigen halte ich niemanden, der meine Gesellschaft nicht wünscht." Damit nickte sie höhnisch Christel zu, warf ihm einen kleinen Veilchenbusch, den sie in der Hand gehalten hatte, an den Kopf und ging.

Das sollte Swantus sich gefallen lassen? War er Christels Papagei! Wenn der sich zankte, was ging es ihn an? Und diese mit dem komischen Namen war gewiß sehr nett und lustig. Swantus ging ein paar Schritte neben seinem Bruder her, der wütend die Veilchenstengel von seinem Rock klopfte; dann machte er einen großen Satz und lief, so schnell er konnte, hinter Larifeé her. Sie drehte sich zu ihm um und sagte: „Na, also!" Weiter sagte sie nichts. Swantus stapfte nebenher. Er sah sie vorsichtig an. Sie hatte sehr kleine Füße, aber die trippelten nicht, sondern wurden fest und gleichmäßig aufgesetzt. Sie schlenkerte ein bißchen mit den Armen beim Gehen. Plötzlich sagte sie: „Ihr Bruder ist in mich verliebt, kleiner Swante." Sie hatte ein kühles, eitles Lächeln dabei. „Das heißt, es ist hier bei den Studenten guter Ton, mich anzubeten. Aber sie gefallen mir nicht besonders."

Swantus ärgerte sich. Wie sie groß daher redete. Er fragte: „Warum wohnen Sie denn hier?" Larifeé sah ihn erstaunt an und lachte. „Mein Mann ist hier Professor," sagte sie. — Einen Mann also hatte sie, und Professor war er ... Swantus wunderte sich so, daß er einen Augenblick den Mund weit aufsperrte. Sie sah das und blieb stehn. „Ja, wofür haben Sie mich denn gehalten?" sagte sie. Swante wurde sehr rot — greulich, wie man das fühlte, daß es einen rot übergoß. Er wandte das Gesicht ab.

„Ihr Bruder ist ein ganz netter Kerl," sagte Larifeé. „Aber er ist sehr egoistisch, und er denkt etwas zu real. Mein Gott, er muß eben eine vernünftige Frau bekommen." — „Wieso vernünftig?" fragte Swantus. Sie sagte: „Dumme Frage. Sie, Swante, können eine phantastische, verdrehte, romantische Frau heiraten, wenn sie nur zündet; aber Christel muß eine haben, die ruhig ist, an das Erreichbare denkt und keine Szenen macht. Er verträgt das nicht." Swantus lachte. „Woher wollen Sie denn das wissen?" fragte er. Larifeé wollte nicht antworten,

Digitized by Google

wie es schien. Und erst, nachdem Swantus noch ein paarmal diese Frage gestellt und gebettelt hatte, sie sollte es ihm sagen, sah sie ihm fest in die Augen und antwortete: „Ich fühle das. Ich habe schon viele Männer versucht."

Swantus dachte: ‚Viele — wie viele? —' Er wagte nicht aufzusehn und schämte sich. Lariseé sah in sein gesenktes Gesicht: „Erschrecken Sie nicht, kleiner Swante," sagte sie. „Sie haben noch so zarte Begriffe, Sie werden auch herumprobieren, bis Sie am Ziele sind. Es ist nicht gut, stecken zu bleiben in den Anfängen."

„Ich werde nicht herumprobieren, wie Sie das nennen," antwortete Swantus.

Wenn nur die Mama diesen unangenehmen Hauslehrer nicht mitgeschickt hätte. Alles Bitten hat nichts geholfen. „Wenn du dir für einen Hauslehrer zu alt bist," sagte sie, „so nenne ihn meinetwegen Hofmeister. Mit solch einem zogen früher alle vornehmen jungen Leute auf die Universität." Die Mama hat es ihm wahrscheinlich so eingeschärft, und darum hängt er einem dauernd an den Fersen. Wenn es Christel zu bunt wird, schwenkt er seinen weißen Stürmer, und ist, ehe man es sich versieht, um die Ecke. Da steht man mit dem Lehrer. — Aber Swantus hat herausgefunden, daß dieser Herr einen bestimmten Biergarten bevorzugt, wo er angeblich frühere Kommilitonen trifft; aber Swantus sagt, das Bier dort schmecke ihm nicht, und er hat es mit einiger Mühe dazu gebracht, daß sie sich schweigend trennen und ebenso wortlos nach ein paar Stunden an der gleichen Stelle wiederfinden ...

So kommt es, daß er mit Christel zum Abendschoppen gehn kann, und daß Christel, der nicht viel Wert darauf legt, wie es scheint, ihn mitnimmt zu Lariseé.

Swante denkt schon den ganzen Tag darüber nach, wie es wohl werden wird bei ihr. Es kam ihm so sonderbar, ganz unglaubwürdig kam es ihm vor, daß sie einen Mann hatte, und daß es derselbe war, den er groß, blond und von sehr kleinbürgerlichem Aussehn hatte auf dem Katheder stehn sehn; auf dem Platz, wo Swantus saß, war ein abscheuliches Bild eingekratzt mit einem gemeinen Vers darunter. Es ekelte ihn, aber da war eine widerwillige Versuchung hinzusehn; schließlich legte er sein Heft darauf.

In Lariseés Zimmer hingen wunderliche Bilder an den Wänden; vor dem einen war ein Vorhang von Brokat. Man müsse es nur ansehn, wenn man es wirklich brauche, sagte sie. Es sei nicht für Alltags. Eine schöne Schale mit Rosen stand auf dem Tisch. „Solche will ich von Ihnen haben, wenn ich gestorben bin, Swantus," sagt sie ... Der Professor tätschelt ihre Hand, in seinem Gesicht steht ein linkisches Lächeln ...

Sie raucht fortwährend, sitzt neben Swantus und steckt ihm Bonbons in den Mund. Der schwarze Herr neben Swantus spricht über ihn weg mit ihr von Geistern. Sie ziehen dann einen Tisch heran und Swantus sieht zu, wie sie mit den Fingern ein Glas darauf herumschieben, zu Buchstaben hin, die in der Runde liegen — Er lacht; aber der Ausländer sieht ihn giftig an: „Sie stören den Geist," sagt er. Swantus verschluckt mühsam sein Lachen. „Ach, wirklich?" sagt er frech. Lariseé gibt ihm einen Klaps. Sie fängt an den Geist anzureden. Irgendeiner schreibt auf, was herauskommt; Swantus achtet nicht darauf ...

Auf einmal drängen sich alle zusammen; es wird still; Swantus sieht auf: Lariseé hält ein Papier in der Hand und liest vor: „Du Narr mit dem bunten Namen, schwer ist die Erde! ..." Die meisten lachen. Lariseés Gesicht ist ohne Bewegung. „Nun, was kommt noch?" schreien die anderen. „Ach, nichts; nichts weiter," antwortet Lariseé ... Alle schweigen, der Rumäne reißt mit einer groben Bewegung das Papier an sich. „Sieh dich vor, Knabe, eine goldene Kirche zerbricht euch!" liest er ...

Alle, die im Zimmer waren, sahen Swantus an; mit einem einzigen Ruck fuhren ihre Köpfe auf ihn zu. Ein kaltes Gefühl kroch ihm den Rücken hinauf. Er sah nach Christel. Der war aufgesprungen: „So ein unsinniges Zeug," schrie er. „Ihr macht den Jungen noch ganz verrückt." Lariseé sieht böse nach ihm hinüber. „Es gibt schließlich mehr Knaben auf der Welt, als euch zwei," sagt sie.

Die Stadt lag dunkel unter ihnen, als Christel und Swantus den Berg hinab nach Hause gingen. Keiner sprach. Von hinten kamen die Stimmen der Heimkehrenden, sie verloren sich seitwärts. Dann schlug hin und wieder eine Tür ins Schloß. — Als sie am Markt vorbeikamen, sagte Christel laut und fest: „Swantus, glaub' nicht an den Unsinn!" — Swantus, der aus seinen Gedanken auffuhr, gab leise zurück: „Ach, ich glaube schon nicht daran. Aber man wird doch daran denken ..." Eine unbegreifliche Zärtlichkeit war in seinem Herzen.

Nachts saß Christel an seines Bruders Bett. Er wäre nicht müde; es säße sich viel gemütlicher so ... Das Fenster war offen, und zuweilen kam die Luft von draußen vorüber an ihren Gesichtern ...

Swantus dachte an dieselben Worte, an die auch der Bruder dachte, gewiß; aber keiner sprach davon. Man wußte vielleicht

Digitized by Google

Verfolgung. Gemälde von Rudolf Treumann
(München, Galerie Paulus)

Digitized by Google

Digitized by Google

gar nicht, daß man auf dieser Spur wanderte ... und nur ein unbegreifliches Weichwerden, das immer kommt, wenn von Schicksal, von Jugend, von Heimat die Rede ist, zeigte den Weg an.

„Ich möchte wissen, was so aus einem wird," sagte Swante. Sein Bruder lehnte sich zurück, streckte die Arme vor sich, als wäre irgend etwas da, was er ergreifen könnte — „Was soll werden," sagte er. „Männer eben, Frauenjäger oder Pedanten, Arbeitstiere oder Schwätzer, das kommt ohne Kopfzerbrechen. Weißt du, Swante, so was überlegt man sich immer, ehe es beginnt. Hat man einmal angefangen, so findet sich schon von allein die Richtung, wohin die Reise geht."

„Vielleicht bei dir, Christel. Was mich angeht — ich weiß es nicht. Zuweilen denke ich, man müßte eines Tages an eine Stelle kommen, wo es möglich wäre, mit einem schmerzlichen oder doch schweren Entschluß oder irgendeiner Tat den großen Aufschwung zu nehmen, der einen an das Ziel brächte —"

„Was für ein Ziel denn?" fragte Christel. — Swantus zögerte. Dann sagte er: „Wer kennt das Ziel ..."

Er kann nicht einschlafen; er liegt still, mit offnen Augen, als sein Bruder schon lange das Zimmer verließ. Auf der Wand segeln, bewegt vom Mondlicht, die Schatten der Blätter vorüber ...

„Na, Swante, immer noch versonnen wegen gestern abend?" fragte Christel am anderen Morgen. Er saß am Tisch, aß und hatte ein Buch neben sich. Swantus lenkt ab. Er hat gar keine Lust davon zu reden. Er fragt, was Christel heute vorhabe? — „Weißt du das wirklich nicht?" sagt sein Bruder. Nein, Swantus hatte keine Ahnung — „Hast du mir nichts angemerkt? Ist das so schwer? Verliebt bin ich! Ich möchte die Larifeé haben, weißt du. So eine wirkliche Frau ist eben etwas anderes als diese jämmerlichen Wesen, die so herumlaufen, und die jeder kriegt. Wie widerlich ist es alles; in welche Häuser laufen sie."

„Es ist scheußlich," sagt Swante. Christel wird eifriger. „Kaum sind sie im Zimmer, so beginnen sie auch schon mit der Toilette."

„Ach, sprich nicht davon," sagt Swante erregt. Sein Bruder lacht. „Na ja, mit Larifeé ist das natürlich anders. Sie geht nicht darauf aus. Es würde ein Kampf sein, sie zu bekommen, oder mindestens ein schönes Spiel." Swantus fragt: „Liebst du sie?" — Sein Bruder zieht mit einem schnellen Ruck die Beine an sich und springt auf. „Weiß man das?" sagt er. „Es kommt auch gar nicht darauf an. Man kann nicht immer gleich mit der sogenannten großen Passion bei der Hand zu sein. Es genügt, daß man eine Frau haben will, und nur diese." Swantus wird heiß im Gesicht ...

Swantus will nichts mehr davon hören. Er vermeidet es, von Larifeé zu sprechen; er drückt sich um den Namen herum. Und er wird diesen widerlichen Zusammenhang nicht los, den Christels Erzählung daran geknüpft hat ... Es hilft nichts; er muß immer daran denken, daß es Frauen gibt, die man für Geld haben kann. Er preßt das Gesicht in seine Kissen und schluchzt heimlich in der Nacht. Er — er liebt Larifeé! Und Gott soll ihm helfen, daß er von allem diesem nichts weiß, wenn er ihrer gedenkt ...

Gottlob sein Herz ist wieder rein. Er kommt aus dem schönen Tal zurück, das hinter der Stadt liegt. Sanfte Birken schaukeln ihr Gold über seinen Wiesen ...

Er geht die Johannisgasse hinauf — vor ihm steht das Tor mit der schönen silbernen Pappel. Er beginnt vor sich hin ein Lied zu singen beim Gehen. Er denkt wieder an Larifeé ...

— Seine Mutter hat geschrieben, daß er nach Hause kommen solle; zwei Tage noch höchstens. Es würde keinen Sinn haben, zu bitten, denn man wußte zur Genüge, was das hieß, wenn die Mama schrieb: ‚Ich bin erstaunt.' Der Lehrer verfaßt ein langes Schreiben, um sich zu entschuldigen, und als er fertig ist, stürzt er in seinen Biergarten, und Christel berät mit Blum, dem Diener; ja, der wußte in der langen Zeit auch, was das hieß, wenn die Mama ‚erstaunt' war ... Blum will ein Abschiedsessen besorgen. Swantus läuft auf die Straße.

Hier stand er einen Augenblick und sah die Leute an, die von der Arbeit kamen und heimgingen, und sah in den winzigen Fischladen gegenüber. Es kam ein klebriger Salzgeruch zu ihm; von wo anders her roch es nach Fleisch. Eine plötzliche Trostlosigkeit überfiel ihn; war es nicht lächerlich, den Kopf hängen zu lassen, weil man nach Haus zurückkehren sollte von einem Besuch, der niemals für lange geplant gewesen war ...

Er ging weiter bis an den Fluß. Aber das war erst recht verkehrt; es machte keineswegs froher, in das graue Wasser zu sehn, das so eilig und zwecklos vorübermußte. — Weiter also! Vielleicht sollte er auf den Jenzig steigen, auf dem immer noch Sonne lag, wenn schon die Stadt im Nebel verschwand. Nein, so weit ging sein Ehrgeiz nicht. In den Prinzessinnengarten aber — zu dem schönen Gartenhaus, das ganz eingepackt ist in Efeu und Rosen. Er steht davor und buchstabiert den Spruch heraus: ‚Ludimus, interea celeri

Digitized by Google

nos ludimur hora' — ‚Während wir spielen, spielt die eilende Stunde mit uns.' —

Eine Stimme, die er kennt, ruft seinen Namen. Es ist Lariseé. Er geht mit ihr hinein.

In der Stube ist es noch auffällig hell, ein Widerschein der vergoldeten Himmelswolken. Lariseé zeigt ihm das Haus, das dem Fürsten gehört und das sie mit vieler Ausdauer den Behörden abgebettelt hat. In dem großen Gartensaal ist man so herrlich ungestört hinter den enzianblauen Gardinen. „Erst pilgerte die ganze Stadt hierher," sagt Lariseé. „Die Professorsgattinnen dachten ihren Kaffee hier zu nehmen. Aber ich ließ sie klopfen, bis sie genug hatten, und machte nicht auf; bösartig und verschwiegen saß ich hinter meinen Vorhängen. Nun kommt keiner mehr, außer so einem kleinen Vagabunden, der gar nicht einmal her wollte."

„Doch," sagt Swante, „ich wollte her, denn ich muß Abschied nehmen." Er erzählt, daß er reisen muß, und daß nun die Arbeiterei für das Examen losgeht, und daß er viele Monate nicht wird herkommen können. Und während er redet, sieht er plötzlich auf und bemerkt, daß Lariseé ein ganz bekümmertes Gesicht hat, und ohne Vermittlung fällt ihm ein, daß sein Bruder sie haben will ...

„Erzählen Sie weiter," sagt Lariseé. Aber er kann nicht mehr. Ja — sein Bruder will sie haben, und wird sie bekommen, wie er alles bekommt, was er will. Er wird hier sitzen hinter den blauen Vorhängen ... Als Swantus das denkt, verzieht er ohne zu wollen den Mund. „Warum machen Sie so ein verächtliches Gesicht?" fragt Lariseé.

Swante weiß keine Antwort. Einen Augenblick steckt er den Kopf in die Hände, und dann springt er auf, und will fort, und hält nur noch ganz schnell ihre Hand fest, ehe er hinausläuft ... Vor dem Gartenhaus gehn zwei Studenten hin und her.

— — — — — — — — — — — —

— „Graf Christel ist spät nach Haus gekommen," sagt Blum. Er steht an Swantes Bett mit dem Kaffee. Das hat Swantus gern; aber zu Hause erlaubt die Mama es nicht. Blum steht immer noch neben ihm, obwohl er längst beim Essen ist; es scheint, er hat etwas auf dem Herzen; ja, natürlich. „Ich hab' sollen den Christel bewachen, damit er gesund bleibt an Leib und Seele," sagt Blum feierlich. Swantus muß erst alles übrige mühsam herausfragen: Christel hat sich mit einem Studenten gestritten gestern nacht, und hat ihn gefordert auf Pistolen; im Galgenwald, heut nachmittag um sechs ...

Swantus erschrickt; er fühlt, wie sein Herz einen Augenblick stillsteht — sicher ist er blaß geworden vor Schreck, Blum sieht ihn so sonderbar zärtlich an. „Was sollen wir denn nur anfangen?" fragt Swante, und glücklicherweise weiß Blum Antwort. Er wird den Rektor benachrichtigen oder die Polizei. Und vorher wird er den Korpsdiener gründlich ausfragen.

Blum ist gegangen, und Swantus blieb allein, immer angefallen von dem Gedanken: ‚Wenn Christel erschossen wird' — Nein, was seine Mutter tun würde, wagte er nicht auszudenken, wenn er sich daran erinnerte, wie sie vor seinem Bett auf den Knien lag, damals, als Christel ausgerückt war. Es war unmöglich, vor sie hinzutreten, und anzugeben, daß man selber lebte, während Christel tot war. Unnütz zu überlegen. Es war nur das eine möglich, ihn zu schützen. Da war die Einwirkung eines anderen Geistes und Gefühls auf sein Herz, und diese war so stark, daß er nicht ausweichen konnte. Die einfachsten Prämissen waren beiseite geschoben. Er war nicht mehr der Junge, nicht mehr Bruder, sondern allein das große Herz, das in einem jeden von ihnen geschlagen hatte, das niemals zurückweichen durfte bis zum Tod.

Swantus lief aus dem Haus, ging zur Kneipe, fragte die ganze Begebenheit aus Kellnern und Schankmädchen heraus. So war es: Der Student Schachtschabel — was für ein alberner Name — hatte unsaubere Sachen geredet über Lariseé — Er wollte beobachtet haben — aber die Ausgefragten brachen ab und wurden verlegen, und es sei ein Fremdwort gewesen. Weil Swantus nicht nachließ, brachten sie ihn schließlich zum Wirt, der etwas Latein konnte, wie sich das gehört für einen Studentenvater, und der endlose Vorreden hielt, wie es käme, daß er das Studium hätte müssen an den Nagel hängen, und wie sein Vater gesagt hätte ... Aber Swantus fuhr dazwischen, und endlich zog er alles ans Licht: Der Student wollte gesehn haben, wie Lariseé den jungen Herrn in venenibus einführte ...

Swantus ging nach Haus. Was sollte das heißen? Nein, man brauchte weiß Gott nicht viel Latein dazu. — Und das sollte Lariseé ihm —

Aber dem Schuft wollte er an den Kragen. Es war schnell festgestellt, wo dieser sogenannte Student wohnte, ob er zu Haus war, wann und wohin er wegzugehn pflegte. Und es stimmte alles, und der Schuft war kleiner als Swante, Gott sei Dank, und so konnte man von oben prügeln; und als jemand die Peitsche wegriß, bekam Swante beide Hände frei, und griff den Kerl an den Schultern und schüttelte ihn, und stieß ihn um, so daß

Digitized by Google

sie beide im Dreck lagen; aber dann fühlte er einen gräßlichen Schlag an der Schläfe und sah viele Menschen; einer schrie: „Bravo, Kleiner!“

Als man ihn auf die Beine stellte, war da ein Schutzmann, der die Namen aufschrieb, und, Gott sei Dank, wegging, ohne einen zu verhaften, und nur fragte, ob er Swantus unter den Arm fassen sollte, aber Swantus erschrak zu Tode und wollte um keinen Preis von einem Schutzmann geführt werden. Er dankte, lachte, so gut es ging, und ging langsam fort

— — — — — — — — —

— So ist es: Man tut die Dinge, weil es von innen heraus heißt: ‚So mußt du handeln!‘ Aber wenn man fertig ist damit, hofft man doch auf irgendein Lob oder eine Billigung mindestens, und das Herz wird bitterböse, wenn sie alle über einen herfallen. Und noch mehr, man wird sehr traurig, wenn gerade der, den man schützen wollte, die Achseln zuckt über die ganze Geschichte und sagt: „Es war meine Sache, den Kerl zu züchtigen.“ — Aber plötzlich muß Swante lachen über das alberne Wort.

Mitten hinein in diese Enttäuschung klingelt es, und Larifeé kommt ins Zimmer. Sie geht auf Swante zu und küßt ihn auf den Mund und lacht und lobt, daß er den Schachtschabel tüchtig versohlt hätte. „Na, das ist doch Geschmackssache,“ sagt Christel. Aber Larifeé dreht sich zu ihm um. — „Nein, nein,“ antwortet sie. „Für so einen Verleumder gehört Prügel und nicht eine Duellkomödie. Der Rektor sagt es auch.“

Und dann erzählt Larifeé: „Der Schachtschabel soll sich unterstehn,“ sagt sie. Sie hätte ihren Mann auf die Beine gebracht. Und dem Swantus werde kein Haar gekrümmt, dafür käme sie auf. Und heute abend würde sie den Jungen feiern, wie es ihm zukäme.

Aber daraus wurde nichts, denn Swantus war ein paar Tage krank; man mußte die Heimreise verschieben, und hatte Mühe, die Begebenheit vor der Mama zu verbergen.

— — — — — — — — —

— Zuweilen, als Swantus wieder zu Haus war, fand er sich ganz lange irgendwo sitzen und nachdenken. Es nahm so überhand, daß er Arbeitsstunden und Essen vergaß, nicht auf die Glocke hörte, und das ganze Unheil erst gewahr wurde, wenn jemand nach ihm rief. Er hatte sogar die Mama einmal warten lassen — fünf Minuten lang hatte sie im Wagen gesessen, und sie hatte den ganzen Weg kein Wort gesprochen, außer diesem einen Satz: „Auf deinen Vater habe ich niemals warten müssen.“

Swantus nahm sich jeden Tag von neuem vor, pünktlich zu sein, aber, was er auch unternahm, er ließ in einem unbewachten Moment davon ab und glitt in die Gedanken hinüber. Was für Gedanken? Es gab allerhand. Durfte man der Liebhaber einer verheirateten Frau sein? War das zu tun recht? Ach, an Recht und Unrecht dachte Swantus nicht — Oder es waren auch andere Dinge, unwirkliche Phantasien . . . Feinde kamen darin vor. Fremde, bewaffnete Männer, die in die Häuser stürmten, und denen man entgegentrat an eines Hauses Schwelle.

Warum war das so schön, zu träumen, daß man treu gewesen wäre bis in den Tod . . .

Vielleicht gab es Krieg, und man könnte losgehn mit den ersten und ließe das Leben irgendwo in einer brennenden Stadt.

Nein, es war nichts zu tun übrig. Es war alles Humbug und Schwindel. Er kam wohl in die Jahre, wo die Jungen schwärmen, und wo diese Verliebtheiten anfangen und all das ekelhafte Zeug. Und die Männer vergaßen darüber Pflicht und Ehre. Warum taten sie das? Da ist irgend etwas, das lockt sie, und scheint eines schönen Tages mehr wert und köstlicher zu sein als Ehre und Pflicht.

Oh nein, Swantus würde Ehre und Pflicht nicht hintansetzen. Es war nicht einmal gut, daran zu denken. Zum Teufel damit. War es nicht wichtiger, etwas Ordentliches zu werden. Man brauchte sich nicht einmal umzusehn. Was zu tun war, stand ohne Umstände vor einem.

Wie wunderlich das: Sobald man in die Bücher hineinkroch, ohne zur Seite zu sehn, erwiesen sie sich dankbar dafür. Es gelang ihnen, einen den ganzen Tag zu beschäftigen, so daß man sogar die ersten Bälle beim Tennis nur ganz wirr herumwarf. So daß man erstaunte Blicke vom Reitlehrer einheimste, und der einen fragte: „Na, junger Herr, verliebt?“ — Da wachte man auf sozusagen und lachte, und erzählte dem Reitersmann von Elli und ihren blonden Zöpfen, und der glaubte natürlich alles, und wollte bei Elli vorbeireiten, und entpuppte sich als genau so ein Kuppler wie sie alle.

— — — — — — — — —

— Dann, eines Tages, hatte man die Schule hinter sich. Es gab ein Fest in Wustermark, und Christel kam, und der Onkel hielt seinen Toast. Abends saßen sie auf der Terrasse im Mondlicht und schwiegen, nur der Onkel sagte ab und an ein paar Worte: „Ja ja, aus Kindern werden Leute“ und so. Seine Zigarre hielt er gerade aus-

Digitized by Google

gerichtet vor sich hin. Die Mama sah über sie alle fort in die Parkbäume. Und ganz unvermittelt stand sie auf, küßte Swantus auf die Stirn — und ging langsam fort. „Ja ja," sagte der Onkel, „damals bei der Taufe war es ganz so ein Abend wie heute, nur viel wärmer." —

— — — — — — — — —

— Blum hat eine Girlande über der Tür aufgehängt zum Empfang. Larifeé hat Schokolade geschickt und eine Torte. Aber Swante will gar nichts davon wissen. Das sind Leckerbissen, und er ist kein Junge mehr. Sie sollen ihn endlich für voll nehmen; er ist Student.

Es ist ausgemacht, daß man nichts zu tun braucht die ersten Semester. Aber nun steht man da, hat die Bücher beiseite gelegt, und man weiß nichts Besseres anzufangen. Christel ist schon halb wieder fort — die kleine Stadt langweilt ihn. „Wir müssen über die Zeit hinwegkommen, wo das Gefühl sich allzusehr breit macht," sagt er. Und als Swantus ihn verwundert ansieht, lacht er: „Wir ganz besonders müssen das. Das steckt uns im Blut, weiß der Teufel woher; wahrscheinlich vom Vater." Swantus wird unsicher. Sitzt da nicht manchmal so eine Art Weltschmerz in seinem Kopf? — Dann redet er sich zu: ‚Dummes Zeug. Mir geht es doch ganz gut. Und vielleicht ist das so, wie Christel meint ...'

„Siehst du, Vater hätte auch können ganz glücklich sein und zufrieden, und es brauchte gar nicht so zu enden!"

„Wie denn enden?" fragt Swantus erschrocken, und denkt, kaum, daß es gesagt ist: ‚Hätte ich nie gefragt —' Sein Bruder sieht ihn verlegen an. Er schweigt eine Weile. Endlich sagt er: „Weißt du denn nicht, daß Vater sich erschossen hat?" —

Auf einmal ist alles wieder da, wovon das Herz voll war an dem Tage, als der Sarg versank. Swantus sieht seines Vaters große Gestalt mit den Augen, die über sie alle fort in die Ewigkeit blickten. Er fühlt die warme, zärtliche, sichere Hand, die allzu kurz über seiner Kindheit gelegen ...

Es ist, als wäre der andere sein Bruder nicht, oder doch nicht dieses Vaters Kind. Er fühlt das ganze Leid allein auf seinem Herzen.

Christel will ihm zureden, aber Swantus weiß das, ehe er anfängt, und weicht vorsichtig aus; er hätte davon gewußt, natürlich, und nur die näheren Umstände wären ihm nicht bekannt. Und gewiß wäre es nicht ganz begründet gewesen, nicht notwendig. Nein, nicht notwendig.

— — — — — — — — —

Larifeé war gut. Immer durfte Swantus zu ihr kommen. Er durfte im Gartenhaus arbeiten oder lesen. Wenn sie ruhte, saß er neben ihr auf dem langen Diwan. Er tat auch nichts, er legte ihre Hände in seine; bog die Finger hin und her, so daß sie in sanfter Rundung standen oder böse und stachlig wie Krallen. Er wagte nicht, sie an sein Gesicht zu bringen, aber sie müßten weich sein ...

Larifeé hatte geschlossene Augen. Ihre Hände überließ sie ihm ganz und gar, so als wären sie kaum noch ein Teil von ihr. Zuweilen fragte sie, ob er sich freue. Aber Swante wußte keine Antworten. Und Larifeé achtete gar nicht darauf. Ach, gewiß, sie dachte an andere Dinge, und dann fing man ganz vorsichtig und sacht davon zu reden an, von diesem Wort, das sich so zärtlich anhörte — von Frauen ...

„Es ist nicht so gut und zart, wie Sie das träumen, Swante," sagte Larifeé. „Es sieht nur so aus. In Wahrheit liebt ein jeder nur die eigene Exaltation. Er wünscht um keinen Preis gestört zu werden; er wütet, wenn unter den süßen Früchten seiner Mahlzeit einige bitter schmecken."

— „Ist das so?" fragt Swante. Dann lächelt er: „Ich glaube es nicht." Larifeé hebt den Kopf, sie sieht ihn groß und erschrocken an: „Du süßes Kind," sagt sie.

— — — — — — — — —

— Es gab viele solche Abende. Man gedachte jedes einzelnen von ihnen, und vergaß sie doch. Immer standen die Straßen sanft und vertraut um einen herum, hoben sich groß und fremd die Berge, und hing der Himmel darüber schwarz und niedrig oder ausgespannt in schimmernder Kuppel mit Mond und Sternen.

Eine Reihe von Tagen und einer an deren Ende ...

Gewiß, man ging fast jeden Tag in den großen, langeckigen Bau, um zuzuhören, und verbrachte viele Abende mit anderen Studenten auf dem Markt, wo gesungen wurde, getrunken, gegessen. Man tat mit, und geriet in Rührung bei ihren schönen, rührseligen Liedern. Und wenn es zu Ende war, ging man langsam und verträumt auf eine der matten Laternen zu und nach Haus.

So war es. Man hatte ja auch schon oft das Schachspiel vor Larifeé aufgestellt, und dabei die schön geschnitzten Figuren bewundert — besonders das Pferd mit dem zwinkernden Auge — Man hatte viele Male seinen roten Turm oder Läufer angehn lassen gegen die weiße Königin. So oft das alles. Aber als das heute geschah, als man sagte: „Gardez la reine," und Larifeé herausfor-

Digitized by Google

dernd ansah, stand sie auf und warf das Spiel um. Sie sagte: „Ich mag nicht mehr, gehn Sie fort, Swantus."

Warum war Swantus nicht böse? Warum sagte er gar nichts, sondern kroch in den Ecken herum, um die Figuren aufzulesen, die auf der Erde lagen? Gewiß, er war ganz demütig. Er war entschlossen, alles zu tun, damit Larifeé wieder gut würde. Es war schrecklich und ganz unmöglich auszudenken, daß er nicht mehr würde herkommen dürfen, und müßte die Abende allein sein. „Was habe ich Ihnen getan?" fragt er, und kommt näher und sucht nach ihrer Hand. „Ich sage, gehn Sie," antwortet Larifeé. Sie sagt das drohend und bitterböse; und also nimmt Swantus seine Bücher zusammen und geht.

Aber warum nach Hause gehn? Gerade nicht! Am Markt fällt eine Horde Studenten über ihn her — „Mitkommen!" — „Wohin wollen wir denn?" schreien sie. Swantus geht mit; er wird sich schon ohne Larifeé amüsieren, wenn sie so bös' ist. Es ist ganz lustig, und ein paar Witze haben sie immer vor, und schließlich ist man ja nicht von Zucker. Swantus erfährt, daß sie gerad' auf dem Weg sind zu der kleinen süßen Soubrette aus der Dollarprinzeß . . .

Er besinnt sich. Aber dazu ist gar nicht Zeit. Sie sind schon drinnen und einer holt süßen Wein, den Swantus sehr gern trinkt, und er wird mal probieren, was er verträgt — Holla, der kleine Bins liegt schon unten und bekommt ein Kissen unter. Sie johlen bereits alle und sind ziemlich erledigt, aber Swante sitzt noch ganz gerade da und neben ihm die Gretel, die ihm einschenkt.

Auf einmal sitzt sie gar nicht neben ihm, sondern auf seinen Knien — und ob er sie tragen könne? Na ob, das wäre noch schöner! Er hebt sie auf, und die anderen brüllen Bravo! dazu und bauen sich auf rechts und links und Swantus marschiert geradaus weiter und kommt in ein anderes Zimmer. Es wird ihm bei alledem vor den Augen etwas wirr, und dann liegt er irgendwo neben der Gretel, und die fängt an, ihn zu küssen, schnell und habgierig . . .

Aber es ekelt ihn plötzlich bis ins innerste Herz.

Dann wird sein Kopf ganz klar, er weiß: Die anderen haben das alles so eingefädelt, sie necken ihn ja schon lange: ‚Tugendbold, Weiberfeind' — Teufel — das wäre doch eine famose Gelegenheit, ihr Geschwätz los zu werden — Aber die Gretel stört ihn. Küßt und beißt — daß sie das nicht lassen können —

Swantus springt auf, schließt die Tür ab, die anderen johlen. „Laß das," sagt Swante. „Du kriegst Geld, wenn du tust, als hätt' ich dich gehabt." Die Gretel fährt hoch und wird ganz sachlich. „Also so bist du? Gut. Wieviel?" sagt sie und sieht ihm gierig in die Augen. „Sollst schon zufrieden sein," sagt Swante und lacht und küßt die Gretel am Hals. „Also denn hol' ich mir's morgen um zwei Uhr," sagt Gretel. Sie ist Feuer und Flamme und flüstert eine lange Geschichte in Swantus' Ohren hinein von einem Prinzen und ihrer besten Freundin und einer platonischen Liebe. „Ganz platonisch," sagt sie laut und feierlich. Swantus lacht —

Er kommt ganz mechanisch, rechter Fuß, linker Fuß zu Hause an. Blum wartet und nimmt ihm die Sachen ab. Als er im Bett liegt, steht Blum einen Augenblick in der Tür und betrachtet ihn mit sorgenvollem Gesicht. Swantus wirft sich auf die Seite —: „Geh nur schlafen, guter Blum; es ist alles in Ordnung."

— — — — — — — — —

Am nächsten Vormittag schwänzt Swantus. Das gehört dazu, wenn man eine Geliebte hat. Er packt das Geld in ein Kuvert, aber nein, so geht es nicht, so hat er immer die Lateinlehrer bezahlt. Vielleicht in einen Blumenstrauß. Nein, das ist dumm, und außerdem kann die Gretel dann nicht nachschauen, ob es stimmt. Es muß ein Täschchen gekauft werden, wie es die Damen tragen, und da wird er es hineinstecken.

Es war zwei — pünktlich, als Gretel kam. Sie stellte sich in der Tür auf und bewunderte die Wohnung und Blum. Das Geld zog sie alles einzeln heraus, um es zu zählen, und klatschte in die Hände, und sie würde den reseda Mantel kaufen, der im Fenster hing — Swantus begleitet sie in den Laden, wo der Verkäufer eilfertig um sie herumläuft, und draußen trägt Gretel gleich die bunte Pracht zur Schau und schwätzt und drückt seine Hand vor Glück. „Ach Gott, einen Tag eine große Dame sein und in einem glänzenden Auto fahren, das ganze Kleid mit Schmuck übersät —"

Swantus wird gerührt von ihrer übermäßigen Freude; er hätte ihr gern alles eingerichtet, wenn er könnte. Am Korpshaus trennen sie sich, weil Gretel noch zu ihrer Freundin will in der neuen Pracht. Eigentlich war es lustig, eine ‚Geliebte' zu haben. Ist sie nicht ein ganz liebes kleines Ding? Es macht Spaß, ihr zu schenken. Warum sollte man immerzu Trauer blasen, und wenn Larifeé ihn fortschickte —

Ach Unsinn, das hat nichts miteinander zu tun.

— — — — — — — — —

Digitized by Google

Christel will nächstes Semester nach München. Er hat die kleinen Städte über. Wenn er etwas vorhat, so bringt er geistreiche Aussprüche an: „Entweder wächst der Kram uns über den Kopf, oder wir ihm," sagt er. „Für dich, Swante, wäre es auch an der Zeit."

Swante fährt auf: „Warum?" — „Na, die Gretel ist ja ein ganz gutes Ding, aber sie ist doch nicht gerade das Richtige," antwortet Christel. Swantus zuckt die Achseln und lacht im stillen; sogar sein Bruder glaubt an die Komödie.

Mit einem sehr drolligen Stolz trägt die Gretel ihren reseda Mantel. Auf dem Kopf — ihr Haar ist eigentlich von schöner Farbe — hat sie einen lila Hut mit Rosen. Ein bißchen bunt alles in allem. Das sagt ihr Swantus eben, aber auch, daß sie hübsch ist, und sie lacht und himmelt ihn dankbar an — da hört er harte Schritte von kleinen, aufgestampften Hackenschuhen, und sieht in Lariseés Gesicht. Kaum, daß er noch die Mütze vom Kopf reißt — Wie das Blut ihm zu Herzen fährt . . .

Als sie vorüber war, wußte er, daß sie rot gewesen war im Gesicht, als wäre sie durch Feuer gegangen.

— „Die hat dich aber böse angeguckt. Muß die sich ärgern," sagt Gretel neben ihm.

— Sind es wirklich acht Tage her, seit er bei Larisseé war? Er hat kaum daran gedacht. Was haben sie nur in der Zeit angefangen? Theater; Tanz in Lichtenhain; Mensur; Einkäufe mit Gretel und schließlich der chinesische Teeabend, wo sich Blum mit Gretel angefreundet hat; der alte Schlaumeier.

Ja, ganze acht Tage. Warum hat er nicht einmal versucht, Larisseé anzutreffen? Ob sie immer noch böse war? War es am Ende nur eine Laune gewesen? Ach wozu? Es war doch lustig mit Gretel, über die man ohne Umstände lachen und Spaß machen konnte. Wäre sie nur nicht so grausam verliebt.

„Du, Swante," sagt Gretel ein paarmal neben ihm. Und ob sie nicht noch ein bißchen in die Konditorei wollten vor dem Theater? — „Nein, danke," gibt Swante zurück. „Überhaupt muß ich nach Hause." Er läuft fort. Schön ist das nicht von ihm, und die Kleine steht verstört an der Ecke . . .

Er kann nichts dafür. Eine plötzliche Sehnsucht überfiel ihn . . . Vielleicht war Larisseé auf dem Weg zum Gartenhaus, und wenn er hinter der Kirche durchginge, käme er wohl noch hin. Er rennt los; gottlob, daß man lange Beine hat. Beim Gartenhaus ist niemand zu sehn, aber der Schlüssel ist in seinem Versteck . . .

Es wird Abend. Ein heller Abend, der noch das sanfte Licht vom Himmel in die Stuben läßt. Swantus wartet. Sein Herz klopft.

Es ist kaum noch Licht im Raum, als die Tür aufgeht . . .

Warum hat Swante eine Woche lang an andere Dinge gedacht als an dieses Gesicht — Wie war das möglich gewesen . . . Weiß man denn niemals in seinem Herzen Bescheid?

Larisseé sieht ihn stehn, aber sie schreit nicht auf, nein, gar nichts dergleichen. Sie sagt nur: „Gehn Sie fort, Swante —" Er bittet: „Lassen Sie mich bleiben, Larisseé!"

„Nein," antwortet sie. Er verlangt den Grund zu wissen. Aber er fängt schon an, diesen Grund zu begreifen, während er fragt. Er wird nicht gehn. Es ist ausgemacht, daß er bleibt wie sonst. Oder anders wie sonst. „Was glauben Sie von mir?" sagt Larisseé. „Vielleicht denken Sie, daß Sie für Ihre kleine Freundin eine Nachfolgerin wünschen. Man hat Ihnen vielleicht mitgeteilt, daß ich sehr frei sei in meinen Anschauungen, und ihr Jungen seid sehr eilig . . ."

Hat sie so gesagt? Eine Nachfolgerin? Swantus antwortet: „Ich habe keine kleine Freundin, wie Sie das bezeichnen." — „Wozu denn leugnen," antwortet Larisseé. „Es ist doch nicht Schlimmes dabei."

Swantus redet: Warum er fortgehen soll, will er wissen — Er wird nicht gehn. Larisseé sagt: „Für heut abend ist die Geschichte zu lang."

Aber wie, wenn sie selber fortginge? Wenn sie ihn einfach stehn ließe? Es sind nur wenige Schritte bis zur Tür . . . Swantus geht auf die Tür zu und verschließt sie. Er tut das ohne nachzudenken. „Wollen Sie mich einsperren?" sagt Larisseé und lächelt.

Es wird ganz dunkel. Swantus sieht die weiße Gestalt an; er sieht nicht mehr ihr Gesicht; um sie herum finden seine Augen nur schwarze Wände. Ist er näher herangekommen? Wer steht dort? Eine Frau — zum erstenmal eine Frau — süß an ihrer Gestalt herabgleiten und liegen zu ihren Füßen . . .

— — — — — — — — — —

Verhaßt ist, was man getan hat vor wenigen Tagen. Verhaßt die Studenten und das kindische Mädel, das eifersüchtig hinter einem herläuft. Swantus will allein sein, um diesen klingenden Namen vor sich hinzusagen: Larisseé . . .

Er verkriecht sich; sitzt in heimlichen Winkeln, die Augen geschlossen, denn viel zu kostbar sind ihre Bilder. Er vergißt, daß er ein Junge ist, dem seine Mutter Geld gibt; er denkt sich aus, wie wundervoll es sein müßte, mit Larisseé in fremden Ländern zu wohnen —

Zum Ekel wird jede Pflicht und jedes Be-

Digitized by Google

denken, das Rücksichtnahme auf Wunsch und Interessen anderer verlangt. Nie wurde so sehr gegeizt mit jeder Minute — Es ist nicht möglich, Zeit und Verabredungen einzuhalten, da alles Sinnen und Trachten nur nach ihr geht; da jeder Gedanke sie umkreist; da jede Vorstellung, die den Lauf der Dinge hemmen könnte, feindselig aufgenommen, nach kurzem Scheinkampf verworfen wird. Immer wieder ergänzt aus der ungeheuren Quelle seiner Sehnsüchte das Herz den wankenden Widerstand. Wirklich, auch hier wird die Vernunft Unsinn, da offenbar die Existenz der ganzen Persönlichkeit auf dem Spiele steht, und es total albern wäre, wollte man Gegenmaßnahmen ergreifen, wo jede Prämisse ihrer Wirksamkeit fehlte . . .

Ach, Swantus hat nicht geahnt, wie schön das ist, wenn jeder Tag seinen Abend hat, da man still einkehrt in den dämmrigen Garten. Er wußte nicht einmal, wie verlassen er war, und wie ohne Zuflucht sein Herz . . .

Worauf eigentlich freute man sich früher? Womit verbrachte man den endlosen Tag . . .

„Es wird vergehen," sagt Larifeé. „Tout lasse, tout passe, weißt du das noch nicht, du Kind?" — Swantus antwortet: „Wie sollte das geschehn?" Larifeé streichelt sein Gesicht. „Du wirst im Winter mit deinem Bruder nach München gehn, und dort sind andere. Die ganze Welt ist voll von anderen . . ."

War man denn so dumm, so unvorsichtig, wenn man verliebt war? Sie hatten es ans Licht gebracht. Sein Onkel, den die Mama zuweilen mit solchen Aufgaben betraut hatte, rief ihn zu sich.

Einer von den Vettern holte Swantus von der Bahn in einer schaukelnden Kalesche, die über jedem Loch hochsprang. Der Vetter fragte nach der Ernte zu Haus, und ob Swantus zur Pirsch dort gewesen sei. „Ach ja; nein, diesmal nicht," antwortete Swantus. Er kam sich dumm und ungeschickt vor, da der Vetter offenbar weitere Themata nicht zur Verfügung hatte. Aber es fiel ihm durchaus nichts ein. Er brachte kein Wort heraus.

Das Haus schien ihm unfreundlich, der Garten langweilig hingebreitet —

Er fühlte, daß die ganze Familie darum wußte. Sie sahen ihn neugierig und arglos an, wie ein sorgfältig dressiertes Tier angesehn wird. Zuweilen grinste einer von den rotbäckigen Jungen.

Der Onkel fragte ihn aus. Er sagte ein paarmal: „Ja, mein lieber Junge," ehe er in medias res — so nannte er es — ging. Swantus saß stumm vor ihm und wartete, die Augen gesenkt, mit einer verstockten, gierigen Angst darauf, daß jener den geliebten Namen aussprechen könnte, worauf ohne jeden Zweifel er das Blut im Gesicht fühlen und wütend aufstehn würde zu ihrer Verteidigung. Er hörte nicht zu, und starrte auf die lächerlich verschlungenen Arabesken des Teppichs . . . Das Gespräch, das der Onkel mit sich selbst führte, drehte sich wie ein Kreisel, der endlich irgendwo polternd hinfällt.

Bis jetzt war nichts geschehn. Aber am Abend begann es von neuem. Der Onkel gebrauchte die gleichen einleitenden Worte, die er aber nun entschlossen verfolgte. Swantus verlor wieder den Zusammenhang und hörte nur einzelne Worte wie: „Pflicht, Obhut, deine Mutter." Eine Pause kam, während der der Onkel verlegen an seiner Zigarre herumschnitzte. Er sprach weiter von den Pflichten, die der Stand auferlege. Eine Reihe ähnlicher Sätze, zu Swante gesprochen, kamen als eilige Erinnerungsbilder und vergingen. Es ergab sich, daß diese bombastischen Perioden keine Wirkung mehr ausübten, weniger als das. Swantus empfand alle jene Begriffe, mit denen man auf seine Seele eindrang, als minderwertiges Geschwätz. Es gab nichts zu verteidigen. Was sie mißbilligten, war weit entfernt von den Tatsachen, die wirklich vorlagen . . .

„Es ist mithin meine Pflicht, dich auf den Weg der Ehre zurückzuführen," sagte der Onkel. Wenn er nur um Gottes willen jetzt nicht doch noch ihren Namen ausspricht! Ach Unsinn, er wird den klingenden Namen gar nicht kennen . . .

„Ist es wahr, daß du zu einer verheirateten Frau in sträflicher Beziehung stehst?" fragt der Onkel. ‚Was für ein komisches Wort —' denkt Swantus. Muß er antworten? Bezieht sich diese Frage überhaupt auf sein Gefühl? Es könnte ihn ebensogut einer fragen, ob er Kinder erwürgt hätte! — Aber er wird antworten müssen. Eine vage Erinnerung kommt ihm, daß Männer so etwas abzustreiten haben. Wozu eigentlich? Wer würde je wagen Larifeé zur Rede zu stellen ... Und dann, der Kuckuck weiß wie, fällt ihm auf einmal ein, zu sagen: „Sie ist gar nicht verheiratet." — Der Onkel hebt verwirrt den Kopf. Er ist unsicher geworden, gewiß. Aber nun muß man das Eisen schmieden. Es muß geredet werden, und zwar auf die Art, die ihnen verständlich ist. „Nein," sagt Swantus, „wirklich ein sehr niedliches und braves Mädel, und man will doch auch seine Jugend genießen." — Des Onkels Gesicht klärt sich auf. Er versucht es mit ein paar Scherzen: „Ja, Jugend hat keine Tugend," und kichert ein wenig, während Swantus weiterredet, wozu nicht einmal Nachdenken erforderlich ist. Der Onkel gibt zu, daß ein gewisses ‚Hörnerablaufen' nützlich sei. „Das werden

Digitized by Google

nicht die schlechtesten Ehen," sagt er. Obwohl er immer noch das Thema behandelt, als sei es bitter ernst, breitet sich allmählich ein Grinsen über sein Gesicht aus, für Swantus das Signal der Befreiung. „Man muß die Ehe heilig halten," sagt der Onkel endlich. „Es heißt: Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib!" Swantus vergräbt sich verzweifelt in die Frage, ob dies das fünfte Gebot sei oder das sechste . . .

Im Grunde war nun alles in Ordnung, wie es schien. Sie waren ihm auf die Spur gekommen, gewiß. Aber sie waren schließlich fremde Leute. Und dennoch; er war nicht mehr heiter und arglos wie früher. Er würde sich unruhig umsehn, ehe er den Garten betrat. Andere wußten darum. Hundert Augen lauerten hinter den Büschen.

Larifeé war abwesend. Sie mache eine Wandertour, hieß es. Man begann ihn zu necken, daß der Thüringer Wald etwas zu groß sei, um sie zu finden, wenn er, da er in der Stadt nichts anzufangen wußte, diesen oder jenen Ausflug unternahm. Von den Studenten aufgehetzt, machte Gretel ihm Szenen. So also war es? Er war in eine andere verliebt. Sie lief ihm ins Haus, war nicht loszuwerden und drohte einmal, den Leuten zu erzählen, was für eine sonderbare Dame das sei ... Aber ehe sie noch den Namen ausgesprochen hatte fuhr Swantus wütend über sie her und warf sie endlich und endgültig zum Hause hinaus.

Endlich zurückkommen dürfen in die Straßen, an die man immer gedacht hatte; endlich wieder denselben süßen Weg gehn.

Larifeé kam zurück. Sie läßt sich küssen und nimmt die Rosen, die Swantus ihr gibt. Aber sie nennt ihn nicht mit den zierlichen Namen. Sie verlangt Auskunft über alles, was der Onkel gesagt hat und was Swantus antwortete. Er wiederholt die Worte nicht, aber Larifeé ahnt sie, wie es scheint . . .

Gewiß ja, er hat von Ehebruch gesprochen und von sträflichen Beziehungen. Larifeé hört zu und schauert plötzlich; ihre Schultern ziehen sich krampfhaft zusammen — sie schlägt die Hände vor das Gesicht. Swantus legt die Arme um sie und macht vorsichtig ihr Gesicht von den schützenden Händen frei. Er habe doch gar nichts zugegeben. Niemand wisse von ihr. Niemand kenne ihren Namen.

„Es ist alles zerschlagen," antwortet sie. „Es ist alles zerschlagen . . ."

— — — — — — — — — —

Manchmal, trotzdem sie ihn hundertmal wegschickte, geht Swantus doch hinein in den Garten, wenn er zu Haus eine Weile allein gewesen ist. Er lächelt vor sich hin beim Gehen. Aber wenn sie ihm mit diesem schlaffen Lächeln ohne Illusion entgegentritt, das ihr Gesicht kaum noch verläßt, steht er starr, und sein Mund ist verschlossen.

Wie kann das alles so verwandelt sein in ein paar Wochen? Man versucht noch zuweilen, ob die Wahrheit wahr ist. Dann glaubt man erbittert daran, und es ist aus. Aber es muß verschmerzt werden. Er wird mit anderen gehn. Da ist ja die Gretel, die nichts übel genommen hat, die nicht lange mault, sondern gleich wieder bei der Sache ist wie ein Rattler, dem das im Blut steckt ...

Jetzt ist alles so, wie sie es gewollt haben. Swantus hat ein leeres Herz und eine niedliche, saubere Geliebte. Keiner lacht ihn aus. Er hört keine Neckereien und keine Vorwürfe. Wer ist denn Larifeé? Eine fremde Frau mit einem müden Herzen . . .

— — — — — — — — — —

Jeden Morgen ganz früh reiten Christel und Swantus im Englischen Garten. Sie haben Pferde von zu Haus und ihren Reitburschen. Sie sind gut angezogen und halten sich beide sehr gerade. Christel hat seine Freude an diesen Ausritten, und er macht Swantus darauf aufmerksam, daß die Leute sich nach ihnen umdrehen, und daß man sie gewiß gar nicht für Preußen hält, die man nicht sonderlich liebt hierzulande. Christel reitet immer eine Handbreit voraus. Wenn er sich umwendet, und Swantus ansieht, zieht er den Mund immer ein wenig schief. „Du bist nicht mit mir zufrieden, Christel, was?" fragt Swantus und lacht. Sein Bruder beugt sich über den Sattel zu ihm zurück und schlägt nach ihm im Scherz. „Es geht an," sagt er. „Du bist ein sonderbarer Kerl. Wenn man dich so beobachtet, wie du lebst, immerzu über alle Dinge, die man ruhig hinnimmt, herumsimulierst, könnte man dich für einen weichlichen Burschen halten, der mit verträumten Augen in die Welt schaut. Aber dann auf einmal, wenn man es gar nicht erwartet hatte, bist du ein rasender Roland, wie damals mit dem Studenten. Man kommt nicht recht dahinter —"

„Hat dich das gewundert damals?" fragt Swantus. Sein Bruder gibt keine bestimmte Antwort. Er kommt auf die Geschichte zurück, immer vorsichtig den einen Namen vermeidend. „Warum wolltest du eigentlich nachher so bald von dort weg?" fragt er. „Du warst doch von der Stadt so erfüllt, daß keine andere Universität in Betracht zu kommen schien."

„Es war so vieles anders," antwortet Swantus.

Christel schweigt und klopft ein paarmal umständlich seines Pferdes Hals. So nebenher, als hätte es mit dem Vorhergesagten

Digitized by Google

Lermoos mit Sonnenspitz. Gemälde von Carl Reiser

(Münchener Kunstausstellung im Glaspalast 1921)

Digitized by Google

Digitized by Google

gar nichts zu tun, fragt er: „Was war eigentlich vorgefallen zwischen Lariseé und dir?“

Ja, was eigentlich vorgefallen war ... Er wußte es so wenig, daß er nicht einmal zu antworten imstande war. „Ich weiß es nicht,“ gibt er zurück. „Sie sagte einmal: „Tout lasse, tout passe ...“

Swantus hält das Gesicht gesenkt, weil er nicht haben will, daß sein Bruder ihn ansieht. — Sie reiten. Am chinesischen Turm trennen sie sich. Swantus kehrt in die Stadt zurück.

— — — — — — — — — —

Es war nicht gut so. Viele Stunden tagtäglich umfloß dieser träge Strom das Gehirn. Ein paar Spritzer vielleicht nahm es auf. Niemand hatte Eile. Sie waren alle gierig zu leben, und das taten sie so, wie sie es verstanden, mit Frauen, Lärm und gegenseitiger Überhebung. Ach, nicht einmal Frauen. Mit schmutzigen Gestalten, deren seidene Schuhe und Kleider von allzu intensivem Gebrauch angegangen, deren Wärme erkaltet war. War das Leben? Sie hielten es dafür ...

Swantus ging oft nicht einmal in die Hörsäle. Es ließ sich so leicht fortfahren von dem nahen Bahnhof in den Wald oder weiterhin, wo die Berge begannen. Man konnte tagelang herumlaufen, und kam von irgendeiner Seite zurück — kam zurück des Abends, wenn die großen Züge nach Süden abfuhren. Er kannte sie. Sie standen eine Zeitlang als schwarze Umrisse von innen leuchtend in der Halle. Hinter ihren hellen Fenstern waren die wohnlichen Räume, in denen jede Nacht Menschen schliefen, um des Morgens unter blauem Himmel zu erwachen, da, wo in der lombardischen Tiefebene zwischen den flachen, bunten Häusern die dunklen Reihen der Zypressen in sanft geschwungener Linie auf die Häuser der großen Herren zuführen. Hier steht er oft des Abends und sieht den eiligen Reisenden zu; hinter einer Säule halb verborgen steht er und starrt hinein.

— — — — — — — — — —

Wenn Swantus in den Ferien mit seinem älteren Bruder zu Hause zusammentraf, stand er immer etwas beiseite. Hier war Christel schon halb der Herr. Alle wußten, daß er seines Großvaters Erbe werden sollte. Es gab keinen Streit mehr darüber. Die Mama erinnerte sich ihres Vaters gern, der viel in der Gegend bedeutet hatte. Zuweilen erzählte sie, wie er schwer nur dazu zu bewegen gewesen sei, den Sohn des alten Ramin heranzuziehen, der ihm für die reiche Tochter nicht gut genug erschien. Erzählte von den großartigen Festen, zu denen Angehörige der königlichen Familie kamen; von dem langen Leibjäger, der starr und feierlich immer hinter ihres Vaters Stuhle stand. Das alles sollte Christel fortsetzen. Er paßte dazu. Schon wurde die Zeit ihm lang, und gestern abend, als sie auf der Terrasse saßen, hatte auch die Mama davon gesprochen, wie sehr sie wünsche, daß ihr ältester Sohn bald seines Großvaters Besitzungen übernähme. Und Christel hatte ohne Umschweife zugesagt; nur wolle er als Abschluß seiner Studien den Doktorgrad erwerben. Dann denke er auf die Bergakademie zu gehn. Endlich wolle er bei verschiedenen großen Verwaltungen volontieren, um den Gang der Dinge kennen zu lernen.

„Ja, wann denkst du endgültig herzukommen?“ hatte die Mama gefragt. Christel wußte auch hierauf sogleich eine Antwort und hatte ruhig erwidert, er denke in drei bis vier Jahren so weit zu sein. Bis dahin hoffe er dann auch sich zu verheiraten. Es sei wohl kaum angebracht, als Junggeselle hier zu beginnen. Das alles sagte er sicher und selbstverständlich wie der Schüler sein Einmaleins.

Er, der Jüngere, war so sicher nicht. Zuweilen hatte er Lust, in die fremdeste Fremde zu gehn, weg von allem Gewohnten, Weichen, Wartenden, Widerstände aufsuchen. Zu einfach schien eine Zukunft, da man nur auf dem Stuhl seines Vaters saß, um zu guter Letzt in ein Grab zu sinken neben den Seinen.

Wenn Swantus mit seinem Bruder ausgeht, entwickelt dieser unbekümmert und sicher der Teilnahme seine Pläne. Natürlich, die Mama rechnete nicht mit so baldiger Heirat. Aber, sollte er hier in ihrem Haushalt sitzen, in ewiger Abhängigkeit? Ja, er gab zu, daß die Mama verständig sei, und einen nicht geradezu tyrannisiere; aber sie habe doch so eine Art, der zu widersprechen schwer sei ...

Swantus bringt dann etwas zaghafter die eigenen Gedankengänge, die allzu lose noch kaum als Pläne anzusehn sind, vor. Nicht sogleich auf den vorgezeigten Platz, der seiner wartet. In die Welt so oder so, um zu sehn, was in einem steckt. Um die Muskeln zu prüfen, so könnte man sagen ...

Christoph begreift das nicht. Er äußert ein paar abfällige Worte darüber, um sogleich wieder einzuschwenken in seine eigenen Wege — „Ich möchte wohl wissen,“ sagt er, macht eine bedeutsame Pause, bleibt stehn und sieht Swantus mit offener Neugier an: „Ich möchte wissen, ob du dich wirklich so vollkommen damit abgefunden hast, daß ich Großvaters Erbe bekomme. Oder tust du nur so?“ ...

Digitized by Google

Swantus antwortet nicht gleich. Die Frage überrascht ihn. „Ich frage dumm, nicht wahr?“ fährt Christel verlegen fort. „Aber es interessiert mich wirklich. Es beschäftigt mich geradezu.“ Swantus lacht. „Ich habe das nie in Betracht gezogen,“ antwortet er. „Und vorläufig denke ich überhaupt nicht an Festsitzen. Es graut mir beinahe davor.“

„Wieso?“ fragt Christel verwundert. Swantus hebt das Gesicht und sieht über das Land hin bis zu dem Rand der Wälder. „Es ist alles zu eng,“ sagt er. „Ich möchte die Welt sehn.“ Christoph verbirgt ein Lächeln und schiebt die Unterlippe vor. „Dazu gehört auch Geld,“ sagt er vorsichtig. Swantus sieht ihn offen an: „Ich werd's verdienen, wenn ich's brauche.“

— — — — — — — — — —

Swantus hat glücklich das Examen gemacht, ohne das er den Nachbarn und Vettern als verbummeltes Genie vorgekommen wäre. Er ist unzufrieden. Was unternimmt er nun? Seine Mutter wünscht, daß er praktisch Landwirtschaft lernen und sich dann in Ramin festsetzen soll als der getreue Nachbar seines Bruders . . . Das kommt ihm noch so fern und unmöglich vor, als wäre es die Zukunft eines anderen. Warum verlor er Larifeé? . . .

Wäre nicht sie ein Leitstern gewesen, dem man hätte folgen können? So sicher, stark und ungewöhnlich wie sie war. Wäre es nicht möglich gewesen, den kindischen Traum der Fahrt nach fremden Ländern mit ihr wahr zu machen? . . .

Wenn er tat, was seine Mutter wollte, so würde er ein paar Jahre unstet zwar, aber dennoch ohne Abenteuer und Einsicht, in verschiedenen Landesteilen zubringen, und zum Schluß nach Ramin in den Hafen einlaufen. Er würde, da der Einfluß von Stand und Tradition, den er von Jahr zu Jahr stärker in sich emporstreben fühlte, ohne jede Hemmung blieb, nichts weiter sein zu guter Letzt als ein wandelndes Schemen, das irgendeines seelenstarken Vorfahren Arm, der durch die Wolken griff, erfaßt und geführt hat. — Wo war dann schließlich noch Raum für das, was sein eignes Wesen ausmachte? . . . Besaß er überhaupt keine besondere Menschlichkeit? Besaß sie keiner? Liefen wirklich alle nur belastet mit dem Ballast ihrer Vorderen herum? Wahrhaftig, dann wäre es besser, gar nicht erst anzufangen . . .

Sein Bruder plagte sich mit solchen Albernheiten nicht ab. Durchaus seiner Sache sicher hielt er die Spule in der Hand, auf der die Vorhaben seines Lebens wohlgeordnet lagen. Erst dies, dann das. Wird jenem denn wirklich immer alles gut gehn und ganz nach Willen? Wird ihm kein Schicksal in den Arm fallen? . . .

— — — — — — — — — —

Sein Bruder schreibt aus Slavonien, wo er sich im Bergbau umsieht, sich amüsiert und den großen Herrn spielt. Lange Briefe sind es, die die Mama in sich hinein lächelnd liest wie einen neuen Roman. Von denen sie gern und lang erzählt. Und nur der letzte Brief schien sie ein wenig zu erschrecken, denn sie las Swantus vor: ‚Die Frauen hier sind noch viel fremdartiger und merkwürdiger als die Männer. Ljuba Oriégovic zum Beispiel, die kaum siebzehn ist, hat die Sicherheit einer Frau, die mindestens drei Männer hinter sich hat. Sie sagt Dinge, daß sich die Haare sträuben, und lächelt Dich dazu sanft und zutraulich an, so wie Eva vor dem Sündenfall. Der größte Teil dessen, was sie vorbringt, würde alte Generalinnen erröten machen; aber sie sagt alles mit einer so naiven Sicherheit, daß man anfängt, sich vollkommen daran zu gewöhnen . . .‘

Die Mama legt den Brief neben sich. „Ich wollte, er gewöhnte sich nicht daran; es ist widerwärtig,“ sagt sie. Swantus weiß, was sie fürchtet. „Vielleicht wirkt es doch ganz anders, als man hier denkt; die Rasse gibt schließlich den Stil. Er ist dort so viel großartiger, verschwenderischer, bunter, denke ich mir.“ Die Mama sieht ihn erstaunt an. „Du bläst in dasselbe Horn,“ sagt sie. „Übrigens ist dies schon der achte Brief, in dem er eindringlich von dieser Ljuba erzählt. Er hat sie in Schlesien beim Grafen Schaffgotsch kennengelernt. Als sie fortfuhr, ist auch Christels Lehrzeit zu Ende gewesen, scheint es.“

Swantus lacht. Natürlich, die Mama hat schon wieder Angst vor der Schwiegertochter. „Du mußt dich nicht beunruhigen,“ sagt er. „Christel heiratet keine von da unten. Er ist zu vorsichtig. Bei mir wäre schon eher Gefahr.“

„Warum?“ fragt die Mama schnell und fährt mit dem Kopf hoch. „Weil Christel gar keine romantische Ader hat. Er ist im Grunde seiner Seele nüchtern, auf das Auskömmliche bedacht, überlegend.“

Seine Mutter wendet langsam das Gesicht ab. „Wer kann das wissen?“ sagt sie. „Dein Vater schien auch eigentlich so. Man konnte ihn für einen ruhigen Rechner halten, der gut bürgerlich seine Geschäfte vorne ansetzt. Das tat er ja auch. Und eines Tages brach er aus seinen eigenen Umhegungen und verlor sich uns.“ —

Swantus schloß die Augen und bildete vor ihrem dunkelen Spiegel seines Vaters

Digitized by Google

Gestalt: Ach, gewiß hatte niemand es erkannt, wie tagaus, tagein sein sehnsüchtiges Herz hinter der Maske wohlerworbener Ruhe friedlos schlug. Wer gab ihm, was er brauchte? Gewiß er, der Sohn, wußte es, auch seine Mutter war nicht gut daran gewesen an der Seite eines Mannes, der nur der Familie wegen wieder heiratete, und in seinem Herzen unverrückbar das Bild einer jung Verstorbenen trug.

Swantus sah seine Mutter an. Schon damals, als sie noch Jungen waren, jetzt wußte er es, hatte sie ihn, den Mann, den sie liebte, aufgegeben, und band ihr Herz nur noch an ihre Söhne. Aber leicht ist diese Fessel . . .

— — — — — — — — — —

„Du bist nachdenklich geworden," sagt seine Mutter und streichelt ihn. Alle Wehmut seiner Gedanken fällt über sein Herz her. Er stürzt ihr zu Füßen und legt den Kopf in ihre Hände. Sie hebt sein Gesicht und sieht ihm in die Augen, die vor Tränen nicht ganz sicher sind. „Sonderbar," sagt sie. „Das gleiche, mein Sohn, hätte jetzt dein Vater getan. Ihr betet die Göttin an und würdet sie dennoch einen Tag darauf ans Kreuz schlagen . . ."

— — — — — — — — — —

Wenn Swantus des Morgens vom Feld hereinkommt, wo er den Verwalter macht, verwöhnt ihn die Mama. Er sitzt in der Sonne mit ihr auf der Terrasse, bekommt fertige Brötchen und erzählt von den Leuten und vom Vieh. Manchmal liegt ein Brief mit den fremden Marken auf dem Tisch, den die Mama schon gelesen hat und unruhig bald hierhin legt, bald dorthin; sie spricht nicht darüber.

An Besuchen und Einladungen nimmt Swantus am liebsten nicht teil, und es gibt meist einen kleinen Kampf, bis er endlich verstaut ist, und das Auto losrast zu irgendwelchen Bredows, Stechows oder Reckahns.

Einmal kommt ein Telegramm von Larisee, die ihn zu sich ruft in einen kleinen Ort an der Hamburger Bahn. Es gelingt ihm — die Mama fragt nicht einmal, wer es ist — das Auto zu bekommen. So steht er Stunden, ehe sie ihn erwartet, in einer kleinen niedrigen Gasthausstube vor Larisee. Sie fällt — ja wirklich, so ist es beinahe, fällt in seine Arme, wie ein Kind vom Spielen müde. Hat sie auf ihn gewartet, und er kam nicht? Oder vergaß sie ihn, und wandte sich plötzlich ihr Sinn? Wer kann das wissen jetzt, da sie schluchzend in seinem Arm liegt. Er will sie trösten, ruhig machen, aber dieser rastlose Mund verzehrt seine Ruhe; er fühlt sein Blut aufbrausen, und kaum der Sinne mächtig, umschließt er sie ganz.

. . . Er ist kaum wieder zu Haus. Sitzt seiner Mutter gegenüber, die angekommene Post durchzusehn, als Blum weiß im Gesicht hereinkommt. Ein durchgesprochenes Telegramm; er legt die Notiz vor Swantus auf den Tisch: Der Ort, wo er Larisee traf; die Unterschrift des Gasthauses — Man teilt ihm mit, daß sie plötzlich gestorben sei, und bittet um Namen und Wohnung. Er springt auf, doch dreht sich die Stube, so daß er sich festhalten muß. Seine Mutter nimmt den Zettel und liest. Nun weiß sie, wen er vorgestern traf . . .

Sie steht ruhig auf: „Der Chauffeur soll den Wagen bereit machen," sagte sie. „Wir fahren."

Als sie angekommen sind, hält seine Mutter ihn zurück und geht mit den Wirtsleuten in das Zimmer. Unverändert ist ihr Gesicht, als sie herauskommt. „Geh nicht, Swantus," sagt sie. „Ein gewaltsamer Tod ist kein guter Anblick."

— — — — — — — — — —

Durch die kleine, schwatzhafte Stadt über den Markt, vorüber am Prinzessinnengarten, fährt Swantus an der Seite seiner Mutter hinter dem Leichenzug. Sie ist es, die Rosen auf das Grab legt und dem gerührten, erstaunten Herrn, der als Witwer hier steht, von ihrer verstorbenen Freundin redet, die auch von ihren Söhnen so verehrt worden sei. Sanft und gänzlich unnahbar schreitet sie hinweg über diese „skandalöse" Angelegenheit, von der die Stadt doch voll ist bis zum Rand. Und Swantus, ihrem Sohn, erscheint dies alles so großartig und merkwürdig, daß er nicht einmal wagt, ihr zu danken —

— — — — — — — — — —

Swantus hat seinem Bruder über Larisees Tod berichtet, über die Fahrt, über die Feier. Die Antwort: Ein langer, bedeutsamer Brief. Aber von Larisee steht kaum etwas darin. Sein Bruder spricht von Festen in der Nacht; die Parkbäume behangen mit Lampen, wie ein schwebendes Lichtmeer; von endlosen Fahrten über die Gebirge zu irgendeinem pompösen Schloß; Dutzende von Bedienten auf der Rampe, Musik aus Städten gekommen, die meilenweit abliegen; Trubel Tag und Nacht, und immer Ljuba von allen gesehen, beglückt, begehrt. Je näher er ihr kommt, je ferner scheint sie dahinzuschwinden. — Es ist fast unmöglich, sich ihr zu nähern, ohne Recontres mit Einheimischen, die — erst die Liebenswürdigkeit und Heiterkeit selbst — sobald er einzubrechen droht in ihre Hürden, ihm überall Fallen stellen, ihn verdrängen, ihn reizen.

Einen Roman aus dem Rokoko erzählt Christel seinem Bruder, von der schönen

Digitized by Google

exzentrischen Frau eines vornehmen Ungarn, die nachts in sein Zimmer eindringt, eine Rivalin vorfindet; wie er ihr mühsam die Pistole entwendet. Und immer zwischenhinein: Ljuba — Ljuba.

„Ich kenne mich selbst nicht wieder," schreibt Christel. „Es ist völlig ausgemacht, daß Ljuba nicht nach Deutschland paßt und ebensowenig zu uns, zu mir; trotzdem ist es unmöglich, hier der Vernunft zu folgen, die sich immer wieder meldet. Ich glaube nicht einmal, diese Frau unbedingt besitzen zu müssen; das allein ist es nicht. Das vielmehr ist von so unglaublichem Reiz, mit ihr dauernd zusammen zu sein, zu sehen, wie sie die Dinge beobachtet, aufnimmt, beurteilt; so originell, so absolut anders, als wir es gewohnt sind. Das Leben mit ihr muß sich ganz anders anfühlen als das unsere" —

Swantus lächelt, da er liest; und ein wenig unruhig erhebt er sich, um den Auftrag seines Bruders auszuführen: Er soll seine Mutter vorbereiten; er soll heraushören, ob Christel wegen der finanziellen Grundlagen an sie schreiben darf. Welche Aussichten er hat. Denn mit vagen Versprechungen kann er nicht an Ljubas Vater herantreten.

Swantus sieht, daß es keiner Vorreden bedarf, daß seine Mutter Bescheid weiß. „Es ist fast das Schlimmste, was geschehn kann, wenn er diese Ausländerin heiratet," sagt sie. „Schreibe ihm, er möge herkommen; bald; sofort."

Die Tage vor Christels Ankunft sind nicht gut. Seine Ankunft noch weniger. Er ist unruhig, redet schnell und nervös, und erzählt bei Tisch schon tausend Geschichten, während die Mama, die kaum die Speisen anrührt, mit festgeschlossenen Lippen niederstarrt auf ihren Teller.

Nach dem Essen in der Bibliothek, ebenda, wo sie als Kinder immer die Strafpredigten bekamen, sitzen sie kaum beisammen, als die Mama zu sprechen beginnt mit einer steifen Stimme ohne jede Modulation unter seltenen, erregten Gesten. „Zu dem einen unvergeßlichen Kummer in meinem Leben, Christoph," sagt sie, „fügst du den zweiten."

Christel fährt erschrocken auf. „Laß das. Es ist, wie ich sage. Ich hasse diese Slawinnen, und weiß warum," bekommt er zur Antwort. Swantus glaubt sich zu erinnern, daß vor Jahren von einer Russin gesprochen worden ist, die sein Vater geliebt hätte . . .

Christel bebt, aber er redet ruhig und gehalten. „Deine allgemeinen Antipathien können doch für den besonderen Fall nichts bedeuten," sagt er. „Ljuba ist ebensogut von vornehmer Abkunft wie wir. Sie ist reich, schön, klug. Sie hat Herzenstakt, warmes Gefühl, Stolz, Temperament und in jeder Beziehung gute Anlagen —"

„Temperament ja; das glaube ich," antwortet die Mama, indem sie leicht die Lippen verzieht. „Es mag alles so sein. Aber wie die Ehen mit Ausländerinnen auslaufen, weiß man. Du wirst unglücklich werden und wir mit dir!" — „Ich werde glücklich werden," antwortet Christel ruhig. Die Mama achtet nicht darauf. „Im Fall deiner Heirat muß ich es mir vorbehalten, ob ich dich oder deinen jüngeren Bruder zum Erben deines Großvaters bestimmen will. Das wollte ich dir sagen." — Hier widerspricht Swantus tief erschrocken, aber seine Mutter erhebt sich; sie habe, sagt sie, damit natürlich nicht etwa ausdrücken wollen, daß sie Christoph die angemessenen Mittel zu entziehen gedenke. Derartiges fände sie unwürdig. Sie meine nicht mehr, als sie gesagt habe. Damit geht sie.

Diese Stellung zwischen Mutter und Bruder ist nicht angenehm für Swantus. Tagsüber sieht er den schmerzlich nach unten gezogenen Mund seiner Mutter; nachts sitzt Christel stundenlang an seinem Bett, um den Kampf zwischen Romantik und Gutbürgerlichkeit auszufechten.

Als Christoph fortfährt, scheint das Ganze verfahren und aussichtslos.

Auch Swantus verläßt das Haus. Es wird notwendig, in anderer Gegend sich mit verschiedenen Bodenarten vertraut zu machen; sich umzusehen in Saatgutwirtschaften, im Rübenbau, in der Viehzucht. Er tut das, gewiß. Er sitzt bei dem berühmten alten Bernicke, wird sogar sein Adlatus und seine rechte Hand, verkauft Schweine, rechnet und verbucht. Das Land, in das man morgens hinaustritt, freut einen, gewiß; aber die Arbeit ist farblos, ohne Beginn und Aufhören, ohne Schwung. Zuweilen führt ihn ein Sonntag nach Hause, und so erfährt er von seiner Mutter, daß Christel seine Verlobung endlich doch vollzogen hat, und daß sie die Verschiebung der Hochzeit um ein Jahr durchsetzte. Inzwischen wird Christel in Schlesien bei einer großen Verwaltung arbeiten. Ein letzter Versuch, ihn zurückzuholen —

Auf den Vorschlag seiner Mutter, hinzufahren, um ihr über Ljuba zu berichten, geht Swantus nicht ein. Ob es nicht besser sei, die Mama fordere Ljubas Eltern auf, herzukommen zu ihr. Nein. Das geht nicht. Wozu auch? Es würde nur Peinlichkeiten geben. Man könne nicht Wasser und Feuer vermischen, sagt die Mama. Sie klagt auch über die Verschiedenheit der Religion.

Digitized by Google

Glückwünsche, die ihr ausgesprochen werden, weist sie beinahe brüsk ab, als sei das Ganze eine beschämende Angelegenheit.

— — — — — — — — — —

Als Swantus kurz vor der Hochzeit, an der er teilnehmen soll, seine Mutter besucht, findet er sie blaß und vergrämt. Nicht von ihr, sondern zufällig vom Rechnungsführer, erfährt er, daß das Kavalierhaus für die jungen Herrschaften ausgebaut worden sei, und daß seine Mutter davon gesprochen habe, gegen den Winter eine Reise nach dem Süden zu unternehmen, welche sie schon lange plane.

Seine Mutter lehnt die Bitte, an der Hochzeit doch teilzunehmen, kurz und erstaunt ab. Wie — wolle er ihr diese lange Reise zumuten, den Aufenthalt unter Ausländern! Es sei genug, wenn unter diesen Umständen der Bruder teilnähme. Ihr Geschenk würde Christoph hier aus ihren eigenen Händen erhalten.

Swantus führt Nacht — Tag — Nacht — und als er müde, hungrig und mit dem Gefühl, ganz verschmutzt und verdrückt zu sein, endlich in Rakovica aussteigt, springt ein halbwüchsiger Junge auf ihn zu, Bahnleute reißen ihm das Gepäck aus den Händen, er sieht mit mehreren Herren seinen Bruder auf sich zukommen. Es sind alles Verwandte, die ihn sofort mit „du" anreden, sie winken hoheitsvoll ab, als er nach seinen Sachen fragt, und verstauen ihn unter Lärm und Lachen auf einem hohen englischen Gesellschaftswagen, der von einer Horde zerlumpter Leute staunend umstanden wird; einer nimmt die Zügel und fährt mit wildem Antrieb mitten hindurch.

Das Pflaster wirft den Wagen auf und nieder; so gelingt es Swante, nur mühsam ein paar Brocken aufzufangen, die Christel ihm zuschreit. — Der Junge ist Ljubas kleiner Bruder, der Rosselenker ist der ältere. Das andere Vettern. Man sagt zu allen ‚du', besser einmal zuviel als zu wenig. Swantus soll sagen, daß die Mama habe kommen wollen, aber im letzten Augenblick erkrankt sei. Den Vater müsse er „Illustrissimus" anreden, aber wahrscheinlich werde auch dieser ihn „du" nennen. Heute werde man bestimmt bis drei Uhr morgens schwarzen Kaffee trinken —

Swantus brüllt zurück, daß er Christel blaß finde und ziemlich mager, und verändert überhaupt. Ja, es sei immer viel los, gibt sein Bruder zurück. — Mit einem Ruck, so daß Swantus halb hinausfliegt, hält der Wagen vor dem Dienstgebäude des Obergespans.

Ein großer, breiter Mann mit leicht ergrautem Haar und hellen Augen tritt ihnen entgegen. Er begrüßt ihn mit „du", und, sich zur Seite wendend, legt er die Hand des Angekommenen in die seiner Tochter. „Dies ist Ljuba —" Swantus sieht sie eindringlich an — Lärm weckt ihn: „Du mußt sie küssen, du," ruft einer. Ljuba hält ihm das Gesicht hin; er küßt ihre Stirn. „Nein," brüllen sie, „nein, die Wangen!" Der Vater wendet ein wenig stirnrunzelnd das Gesicht. Sie schweigen auf der Stelle. Eine schöne Frau im Alter seiner Mutter, aber etwas voller, tritt ihm entgegen. Es ist Ljubas Mutter. Auch sie küßt ihn.

Das Essen ist sehr großartig und soviele Menschen nehmen daran teil, daß Swantus es aufgibt, alle zu begrüßen. Man spricht dem Gast zu Ehren größtenteils Deutsch, in diesem lustigen, österreichischen Idiom mit dem gerollten ‚R' der Slawen und der verkehrten Aussprache der Vokale. „Die Zigeinerrinn," sagt Ljuba und erzählt, was ihr das braune Weib prophezeit hat, und die Brüder schreien über den Tisch: „Ja, und sechs Buben hat sie auch noch gesagt, daß du kriegst," und Ljuba errötet keineswegs, wie sich das wahrscheinlich für ein sogenanntes junges Mädchen gehört hätte, sondern lacht und fährt auf sie los: „Nema nischta — ich denk' nicht daran."

— Es geht jede Nacht bis in den Morgen hinein; unmöglich sich beiseite zu schieben.

Endlich kommt die Hochzeit. Die ist wie ein Fest aus Tausendundeine Nacht. Am Abend beginnt es mit Musik auf allen Plätzen der Stadt, und endlose Bänder von Fackeln begleiten den Zug der dunklen Straßen. Hochrufe steigen auf zu dem erhellten Saal, wo die Abgesandten würdevoll eintreten, Ansprachen halten, bewirtet werden. Die Tafeln glänzen und der Lärm der Reden und Toaste schwillt an, während draußen der Schritt der Fackelträger langsam sich entfernt —

Sie tanzen. Die Braut fliegt — eine weiße Wolke — von Arm zu Arm, immer umgeben von der Schar der jungen Verwandten und Freundinnen, die sie zärtlich umsorgen . . .

Ja — auch Christel tanzt mit ihr; aber sie scheint ferner denn je, so sagt er; scheint schon die ganze Zeit, die diesem Tag voranging, wie von Mauern umgeben.

Von Pferdehufen dröhnt am anderen Morgen das Pflaster. Wagen mit Sechsen und Vieren, die Pferde im Paradegeschirr, blumengeschmückt, fahren vor zu Ehren des Tages.

Swantus hat ein großes Amt, das ihm gestern nacht noch Ljubas Vetter, ein junger Diakonus, umständlich erklärte: Er ist Braut-

Digitized by Google

führer — eine brüderliche Verwandtschaft entsteht dadurch nach der Trauung zwischen ihm und Ljuba. Ein Seidenband mit riesiger weißer Schleife, goldgestickt, schmückt ihn. Er holt die Braut ein, und begleitet sie zur Ikona.

Und so vorbereitet und angetan mit der unheimlich großen Schleife schreitet wirklich Swantus auf die Braut zu, die sich — da sie eintreten — eben von dem Marienbild erhebt, wo sie mit der Mutter kniete —

Ihr Bruder reicht ihr den Arm und Swantus geht zu ihrer Rechten; die jungen Verwandten folgen singend; so betreten sie den Saal.

Hier stehn feierlich aufgestellt die Magnaten in ihren schönen, bunten Kostümen — Offiziere — die Obersten aus Stadt und Land, in ihrer Mitte neben Ljubas Vater sieht Swantus seinen Bruder. Ljuba schreitet auf ihre Mutter zu, die sie in die Arme schließt. Die jungen Leute singen: „Odbi se biser grana od jorgovana," — „es reißt sich los der Perlenzweig vom Fliederstamme, und von ihrer Mutter die schöne, schöne Ljuba —" den Gesang begleitet der dumpfe Dudelsack ...

Ljuba weint und nimmt Abschied von ihrer Mutter, die zurückbleibt. Alle weinen, nur ihr Vater und die Brüder stehn schweigend ...

Dem großen Hochzeitszug tritt ein Fahnenträger voran; andere tragen zwei kolossale Kerzen mit weißer Seide umschlungen. Der „Starisvat", so heißt der Beistand der Braut, schenkt ihr die Seide zum Gewand. Er und der „Kum", der Beistand des Bräutigams, sind wichtige Leute. Eine hohe Ehre ist ihr Auftrag. Ihn ablehnen wäre tödliche Beleidigung. Ihr Amt macht sie zu nächsten geistigen Verwandten der Hochzeiter. Sie müssen reiche und vornehme Leute sein, die alles bezahlen. Aber heute trägt die Braut nur, was ihr der Bräutigam gab. „Kein Band an ihrem Kleide dürfen andere schenken," sagt der Diakon ...

Hinter den großen Kerzen schreitet der Bräutigam mit einer Verwandten — dann Swante mit der Braut — die Brautjungfern, der Beistand — der Vater. Er müßte eigentlich — so hat der Diakon unruhig festgestellt — die Mutter des Bräutigams führen, die leider nicht zugegen ist ...

Als letzter stapft der weißbärtige Dudelsackpfeifer hinterdrein ...

— Ljuba, die Weiße, geht an seinem Arm über die Teppiche, die die Bäuerinnen von selbstgesponnenem Leinen ausspannten und mit Blumen überdeckten. Ljuba an seinem Arm — als wäre er der Bräutigam. Zu den Seiten steht die ganze Stadt Spalier, jauchzt mit Zivilirufen — und die Weiber schluchzen dazwischen und flüstern aus unruhigem Mund ... Was reden sie? — Ljuba sagt es ihm. So reden sie: „Wie schön ist Ljuba — ach die Ärmste! Was erwartet sie alles —"

„Sie bedauern immer die Braut," sagt Ljuba. „Glaubst du, daß sie recht haben?" — Er antwortet nicht. Er blickt zu Boden, und immer sieht er ihren kleinen weißen Fuß, der über die Blumen schreitet —

Der Traum wird schrecklich ... wohin führt er sie denn? Wen? Sie — seines Bruders Braut. Welche unheimliche Komödie, daß man ihn mit weißer Seide schmückte wie sie —

Der Zug hält. Auf sieht Swantus: — er steht, Ljuba am Arm, am Eingang der großen goldenen Kirche ...

‚Eine goldene Kirche zerbricht euch!' — Wie denn? Wer sagte das? — Die Glocken beginnen zu brausen über ihm —

Swantus schreitet, die weiße Braut am Arm, vor den Ikonostas. Blaß, die Lippen fest geschlossen, ungeheuer erregt, tritt ihm sein Bruder entgegen —

— Ljuba nähert sich ihm — Swantus steht und starrt. Der Küster schiebt ihn sacht beiseite — Er sieht hinter Nebeln seinen Bruder zum Bild des Erlösers schreiten, das er küßt; und ebenso tut Ljuba bei dem Marienbilde. Dann sieht er sie neben seinem Bruder vor der goldenen Kaisertür. Die großen Kerzen brennen, von den Beiständen gehalten, hinter ihnen. Die Tür wird geöffnet, und der Bischof, die Juwelenkrone auf dem Haupt, ganz in Purpur, in der Mitte seiner schöngekleideten Priester, hebt die segnenden Hände. Keine Orgel. Die Kirche schweigt. Starr steigt der Gesang: ‚Gospodi pomilij' — empor an ihren Wänden —

Swantus steht wie eine Säule. Seine Hände sind eiskalt. Er schloß die Augen, die die Blendung verwirrte. Als er sie wieder öffnet, sieht er die beiden die Ringe wechseln Der Bischof bindet ihre Hände aneinander, führt sie in der Runde und zur Mitte der Kirche, wo er an dem Tisch mit Ikonos und Kreuz die Trauung vornimmt. Während er in dieser weichen, schönen Sprache das Evangelium vorliest, glänzen von den Beiständen emporgehalten über Braut und Bräutigam große Kronen —

Wer steht da? Ist es sein Bruder, oder noch er selbst, dem nun aus dem Goldbecher der Priester Wein gibt, um dann auch die Braut trinken zu lassen? Er fühlt den Wein fast in der Kehle brennen ...

Die Feier ist aus, scheint es. Der Bischof löste die gebundenen Hände, gab den Segen, und Christoph küßt seine Frau

Digitized by Google

— Alle drängen sich zu ihr, und alle Glückwünschenden küßt sie — lächelnd — und immer wieder andere ohne Ende. Und er? Warum steht er da, als wollten seine Füße nicht von der Stelle . . .

„Willst du nicht gratulieren?" flüstert Ljubas Bruder ihm zu. Er fährt auf, geht vorwärts; man macht ihm Platz — er nähert sich und fühlt mit heißem Erschrecken seine Lippen auf ihrem Mund —

Sah sie ihn nicht befremdet an, da er abtrat? Oder bildet er sich das ein? Lächelte sie ihm nicht vielmehr zu genau wie allen anderen . . .

Der Zug ordnet sich zur Rückkehr und geht unter Jubeln und Rufen und Böllerschüssen über die zertretenen Blumen. Vor dem Hause steht eine Mutter mit dem Kind. Ljuba nimmt das Kind und küßt es und schenkt ihm selbstgenähte Sachen nach alter Sitte. Von allen Seiten streuen sie Reis auf die Zurückgekehrten —

Hinter ihnen balgen sich noch die Kinder mit Gebrüll um die Münzen, die auf ihre wohlgelernten Sprüche: ‚Kume, der Beutel brennt dir aus,' der Beistand unter sie warf.

— Den ganzen Tag jagen die geschmückten Gefährte mit übermütigen jungen Leuten durch die jubelnde Stadt.

Ehe das Essen beginnt, wird Swantus in der Fensternische von dem übereifrigen Diakonus weiter belehrt, daß er nun also Ljubas Bruder ist, und daß er heute abend müsse mit ihr den Tanz eröffnen. Und nach dem Essen, das stundenlang mit allen Gerichten, Weinen und Toasten in Anspruch nimmt, tanzt wirklich er als erster mit ihr. — Weich weht ihr Schleier hinter ihnen her . . .

Mit vielen noch muß sie tanzen. Sie allein. Rings herum stehn die Gäste. Endlich sind alle genügend geehrt, und der Kolo beginnt, der große Reigen, den alle mittanzen.

Swantus ist todmüde und denkt mit Schrecken daran, daß er noch tagelang wird hierbleiben und feiern müssen. Von einem versteckten Platz im Saale beobachtet er Ljuba und seinen Bruder, und es entgeht ihm nicht, daß sie ohne Aufsehn den Saal verläßt, und daß sein Bruder nach einer Weile sich suchend umsieht, ihn findet und auf ihn zukommt.

„Eine etwas anstrengende Hochzeit," sagt Christoph. „Ich wundere mich, daß Ljuba das alles so ausgehalten hat. Ja, es fiel immerhin unangenehm auf, daß Mama fehlte . . ."

„Wir sagten doch, daß sie erkrankt wäre —"

„Nun ja," antwortet sein Bruder mit einer nervösen Stimme — „Ja; aber zehn wissen es, und tausend wundern sich." Er reicht Swantus die Hand. „Ich fürchte, dir steht noch allerhand an Genüssen bevor," sagt er. Schon im Weggehn wendet Christoph sich nochmals zurück. „Warum küßtest du Ljuba auf den Mund? Diese Sitte ist ohnehin für uns ungewöhnlich," fragt er. Swantus weiß keine Antwort. „Tat ich das?" sagt er. „Ich weiß nicht warum."

Sein Bruder sieht ihn erstaunt an. Sie verabschieden sich.

— Als den Gästen bei Beginn der Nacht Erfrischungen gereicht werden, kommt Ljubas Bruder auf Swante zu. „Sie sind noch nicht abgefahren," sagt er. „Sie nehmen den Nachtschnellzug. Der Papa geht zur Bahn. Willst du mitkommen?" — Swantus schließt sich an. Auf der Treppe begegnet ihnen Aladar Férady — Es scheint, er will mitkommen — „Nein, nema nischta," ruft Ljubas Bruder ihm zu. „Du mußt schon verzeihn, Herr Rittmeister, wir zwei haben eine kleine Verabredung —" Sie laufen eilig fort.

„Das wäre schön gewesen," sagt Ljubas Bruder, als die Gefahr vorbei ist. „Der Aladar ist der schlimmste Courmacher von der Ljuba, und er und dein Bruder können sich so nicht sehn —"

„Hat er sie heiraten wollen?" fragt Swantus. „Ach, geh," gibt der andere zurück, „Der! Der hat mehr Schulden als Haare auf dem Kopf."

— Auf dem Bahnhof kommen sie zusammen mit Ljubas Vater an, der respektvoll begrüßt wird. Kurz darauf jagt ein Kupee heran — aus dem Ljuba und Christoph steigen. Die bleiernen Töne der Bahnglocke, das Dröhnen des Zuges — alles geht wie im Traum. Ein paar junge Leute, die sich trotz aller Geheimhaltung doch einfanden, brüllen ihr Zivili hinterdrein, als der Zug fauchend anfährt.

Der Vater tritt zurück und hebt grüßend den Hut. Christoph winkt den Zurückbleibenden, und eigentlich fahren sie schon, als auf einmal Swantus den Kopf hochwirft und mit einem großen Satz auf das Laufbrett des Wagens springt, um Ljubas Hand zu küssen, mit einer unerhört zärtlichen und ergebenen Gebärde, der er sich unmittelbar nachher mit Schrecken bewußt wird.

Er hat noch zwei Tage Festtrubel hinter sich, als er endlich ermattet von dieser Eindringlichkeit, zahlreiche Adressen von Freunden und Verwandten in Wien und Budapest in den Taschen, abfährt.

Wirklich er bleibt ein paar Tage in diesen Städten und wird in großen Häusern liebenswürdig bewirtet. Sonderbar, immer glaubt er, wenn die Tür sich vor der Hausfrau oder ihren Töchtern öffnet, Ljuba müsse hereinkommen oder doch irgendwie ihre Er-

Digitized by Google

scheinung in einer anderen Frau wiederholt. Sie sind anders; bewußter sind diese Ungarinnen, so scheint es; schwarz und kompakt. Er wird eingeladen und empfangen wie ein Fürst — wie sie ihm fortwährend zutrinken und den Primas herbeirufen, damit er hinter ihm die Lieblingslieder fiedele. Und dann kleben sie dem Musikanten zum Lohn Geldscheine auf die Stirn, drei und vier und mehr.

Die Frauen, neben denen er sitzt, an reichen Tischen schieben sacht die Hand neben seine, und wenn er ihren Arm berührt, sehen sie schnell unter gesenkten Wimpern zu ihm auf — und von gegenüber fängt er böse Blicke der Männer auf, die gewiß am liebsten den Degen in seinen Gedärmen herumdrehten.

Es gab ein nächtliches Gartenfest — ein wundervoller Abend über dieser herrlichen, glänzenden Stadt und ihrem Fluß. Hinter den Büschen des Gartens die Geige der Zigeuner — Ach gerade für dich, einsamer Bursche, fiedeln sie ihr Lied. Es ist dunkel hinter den Wänden des Taxus, und ehe er weiß, wie ihm geschieht, fühlt er um seinen Hals Arme geschlungen, und Lippen an seinem Mund.

Welche ist es — welche? „Wer bist du?“ flüstert er. Ihre Hand deckt seinen Mund. Er soll nicht fragen. Sie küßt ihn, überstürzt, als wäre es ihre letzte Stunde, während seine Finger ihr Gesicht absuchen; die gerade, schmale Nase, den wild vordrängenden Mund, ihre Schultern unter dem leichten Stoff, der den Händen spielerisch ausweicht.

Er verwirrt sich, er weiß es wohl. Doch keiner scheint in der Nähe, die Fiedeln schweigen, vielleicht entfernten sich die Gäste . . .

Was? Ist das seine Sorge, da sie in seinen Armen willig liegt. Aber wie? Kommt nicht jemand? Da er verzweifelt wegen dieser Widerstände die Fäuste schüttelt, lacht sie klirrend über ihm — sagt: „Dort den schmalen Weg, dann hinter der Buche; trag mich ins Gartenhaus, süßer Freund —“ Er hebt sie auf, rast über den Weg, vom glitzernden Mond übergossen — den er ebenso fürchten muß wie der Mann ohne Schatten, da er zwei Schatten wirft —

Läuft, findet das Haus, schlägt die Tür zu und verschließt.

Als er sich wendet, ist sie im Dunkel verloren; er sieht sie hinter den Möbeln verschwinden —

Wie? Er genarrt von einer Unbekannten? Nein, sie kommt; seine Hände gleiten beglückt über ihre Haut . . .

— „Ich muß gehn, süßer Freund,“ sagt sie, da sie untrennbar von ihm umschlungen in seinen Armen liegt. „Ich muß, laß mich. Man hört die Gäste weggehn. Die Musik ist aus —“

Danach hat sie gehört — danach . . . „Sag' mir deinen Namen,“ sagt er drohend und hält sie fest.

Sie drängt von ihm fort. „Wann seh' ich dich morgen?“ bittet er. „Laß mich fort, Swantus!“

„Wie, du kennst mich?“ Sie lacht. „Ich habe mich in dich verliebt, als du eintratest — Geh, hol' deinen Mantel. Ich kann nicht so durch den Park gehn —“ Er läuft eilig fort, findet mühsam, den Stimmen im Dunkeln folgend, das Haus. Aber — zurückgekehrt — trifft er sie nicht mehr im Gartenhaus.

Er tritt wieder in den Saal voll Frauen und Männern, die ihn nicht beachten — Wo ist sie? Da, die an ihm vorübergeht am Arm eines Würdenträgers? — Warum zeichnete er nicht ihren Nacken? Er fragt: „Es ist die Prinzessin Cantacuzen, die Gattin des Gesandten,“ wird ihm gesagt. Sein Auskunftgeber wendet ihm grinsend das Gesicht zu und zischt zwischen den Zähnen: „Eine sehr galante Frau, wissen Sie.“

Ist sie das?

— — — — — — — — — —

— In Wien liegt ein kurzes Telegramm von Christoph, daß wegen einer Erkrankung seiner Frau die Pariser Reise in Innsbruck unterbrochen worden sei. ‚Wien — Innsbruck?‘ Sollte er nicht fahren? Was will er hier? Wozu die endlosen Straßen abfahren, die man ihm aufschrieb? Er kommt beinahe vorbei. Er redet sich vor, daß er vielleicht seinem Bruder behilflich sein könnte . . .

An einem sanften Herbsttag kommt er an. Die Stadt mit ihren schönen Bergen liegt freundlich ausgebreitet. Er durchwandert sie frei, da ihn niemand erwartet, und fragt gegen Abend erst nach seinem Bruder. Er erfährt, daß Christoph nicht zu Hause sei, und wird zu Ljuba gerufen. Sie liegt zu Bett; das Zimmer ist halb verdunkelt; es fällt ihm auf, daß die Jungfer wieder verschließt, nachdem sie ihn einließ.

„Wer hat dich hergerufen?“ fragt Ljuba. Er antwortet, daß ihn niemand rief, daß er zufällig vorbeikam. „Dein Bruder ist fortgegangen,“ sagt sie. „Ich will nicht bei ihm bleiben. Ich will fort.“ Sie wirft das Gesicht weinend in die Kissen.

Sein erster Gedanke geht nach seiner Mutter. Aber nein, sie wird nicht kommen wollen. Was soll er tun? — „Kleine, liebe Ljuba,“ sagt er und beugt sich und streichelt das Haar aus ihrem tränennassen Gesicht. „Was ist? Was hat er dir getan?“

„Ja, getan hat er mir. So ist es. Recht fragst du. Wie ein Tier fällt er über mich her —“ Gott, was redet sie! Wirft verwirrte

Digitized by Google

Die Putzmacherin. Gemälde von Prof. Carl Hofer

Digitized by Google

Digitized by Google

Sätze in seine Ohren, ein ungeheuerliches Durcheinander von Flüchen, Beschimpfungen und Anklagen. Und mitten hinein eines Kindes jammernder Ausruf: „Was hat er mir nur getan, Swante, ich habe solche Schmerzen —"

Er streichelt sie verzweifelt und ohne zu wissen, was er nachher unternehmen soll. Er flüstert ihr zärtliche Beschwichtigungen zu und hält sie im Arm und ihren Kopf an seinem Herzen und merkt, daß sie weicher wird und still, und sieht sie an: ihr wundervolles Haar wie von venezianischen Bildern — ihre hellbronzene Haut — das sanfte Rund der Schultern —

‚Mein Gott,' denkt er, ‚wenn Christoph käme und fände die Tür verschlossen!' — Er löst die Hände und steht auf. „Habt ihr keinen Arzt?" fragt er. Ljuba wendet langsam das Gesicht zu ihm um. „Ich will ihn nicht sehn," sagt sie. „Ich schäme mich. Und übrigens war dein Bruder bei ihm und er hat gesagt, es sei gar nicht so schlimm, und ich übertriebe, und viele Frauen hätten ganz andere Zustände. Ich will aber keine Zustände haben! Untersuchen will er mich, und von einer kleinen Operation hat er geredet. Oh man kennt diese Spitzbuben! Nie wird er mich anrühren. Ich erlaube es nicht. Was würde meine Mutter sagen? Und ich übertreibe keineswegs; ich habe immerzu Schmerzen ..."

„Vielleicht ist das gar nicht so schlimm, was der Arzt vorhat," sagt Swantus verwirrt. Er weiß durchaus keinen Ausweg. — „Wann kommt Christoph zurück?" fragt er. Sie wirft erregt die Arme hoch, und läßt sie zurückfallen in die Kissen. „Ach, ich weiß nicht. Ich hab' ihn weggeschickt. Ich habe jede Stunde Tag und Nacht die Maja bei mir, die von zu Haus mitgekommen ist. Ich will ihn nicht —"

„Wo finde ich ihn denn?" fragt Swantus weiter. — „Ach, wer weiß! Vielleicht trinkt er irgendwo. Gestern nacht kam er betrunken nach Haus. Die Maja weiß es vom Portier. Er soll mich nicht anrühren."

„Still, Ljuba, was redest du denn? Er ist doch dein Mann. Warum sagst du mir solche schrecklichen Dinge?" Sie hebt sich auf im Bett und sieht ihn mit ganz verdunkelten Augen an. „Sterben soll ich, wenn er mich anrührt," schreit sie.

Die Tür wird gerüttelt. Sein Bruder ruft. Es gelingt, Ljuba zu veranlassen, daß geöffnet werde. Aber den Schlüssel soll Swantus nehmen und ganz gewiß nicht aus der Hand geben. Christoph tritt ein. Er sieht blaß aus und ist ungeheuer erregt. Seine Hand fühlt sich kalt und feucht an, da er Swantus begrüßt. „So war es nicht gemeint, ich bedaure, deine Reise gestört zu haben," sagt er ohne Swantus anzusehn. Seine Augen durchsuchen das Zimmer. Swantus schiebt ihn hinaus und folgt ihm. „Wo können wir ungestört sprechen?" fragt er.

Christoph bleibt vor ihm stehn und sieht ihn an. „Seit wann verschließt du das Zimmer meiner Frau?" sagt er mit einer bösen, angreifenden Stimme und streckt nach dem Schlüssel greifend die Hand aus. —

Nur nicht jetzt ihm entgegentreten. Ruhe bewahren. Freundlich sein und harmlos. „Eine Kinderei, Christel," antwortet Swantus. „Du weißt ja. Bringe mich nicht in eine unangenehme Situation. Es lohnt doch gar nicht —" Gott sei Dank, Christophs ausgestreckte Hand wird zurückgezogen. „Nun, hat sie sich beklagt?" fragt er. „Hat sie mich hinreichend angeschwärzt und die ganze unerfreuliche Katastrophe vor dir ausgebreitet?" — „Warum bist du so feindselig?" sagt Swantus. „Wir wollen lieber überlegen, was man tun kann. Was sagt denn der Doktor?"

„Sie läßt ihn ja nicht heran," brüllt Christoph. „Hinter verschlossenen Türen liegt sie. Man sollte einfach den Arzt holen und untersuchen und basta!"

„Mit Gewalt geht das nicht," sagt Swantus. „Du müßtest ihr Vertrauen wiedergewinnen. Sollte man nicht ihre Mutter herrufen?" Christoph fährt wütend hoch. „Das fehlte gerade," schreit er. „Ihre Mutter! Sie würde Ljuba nur bestärken. Sie ist selber ganz unselbständig. Sie ist ein Kind."

„Aber ohne Frau werden wir gar nicht mit ihr fertig werden," sagt Swantus kleinlaut. — „Man wird schon fertig, wenn man muß," antwortet sein Bruder. „Schließlich werden auch Geisteskranke untersucht, wenn es notwendig ist. Ich werde nicht mehr lange warten. Ich werde einfach den Arzt holen." Swantus schweigt. Er hat das bestimmte Gefühl, daß etwas Schreckliches geschehen wird, wenn er seinem Bruder jetzt widerspricht. Ein Faustkampf, eine Prügelei. Eine Sache, die nie wieder aus der Welt zu schaffen ist. Er fühlt einen zuverlässigen Zorn in sich aufsteigen ...

Er wendet sich ohne Hast zur Tür und verläßt das Hotel. Gedankenlos folgt er den Vorausgehenden durch ein paar Straßen. Die Läden werden schon geschlossen. Das große, graue Gebäude ist offen. Viele gehn aus und ein. Er tritt ein, geht zum Tisch und schreibt ein Telegramm an seine Mutter.

Als er hinaustritt, liegt noch ein Schein der verlöschenden Sonne über den Bergspitzen und die goldene Krone der Marienfäule glänzt davon.

— Christoph scheint erst mißtrauisch und

Digitized by Google

verstockt, als sie am Abend beisammensitzen, und fängt schließlich an zu erzählen. Über Ljuba spricht er versöhnlicher, als Swantus erwartet hatte. Sie sei eben kindisch, störrisch und unerzogen, und er viel zu ungeduldig, um all dem klug und vorsichtig Rechnung zu tragen. Wer habe ihr je etwas erlaubt oder verboten? Sie sei ohne jede Selbstbeherrschung. „Schon am Abend unserer Hochzeit," sagt Christoph. „Du weißt, wir fuhren auf ein paar Tage nach Schloß Kalkar — schon gleich gab es einen schrecklichen Spektakel. Wir kamen gegen sechs Uhr an und aßen zusammen. Ein paar Zigeuner, im dämmrigen Garten aufgestellt, fiedelten sentimentale Lieder — Aber schön war es . . ."

Da sein Bruder in Gedanken sich verliert, die Augen geschlossen, ein schmerzliches Lächeln um den Mund, schweigt auch Swantus.

„Ja, ja, also die Kerle fiedelten," fängt Christoph wieder an. „Nach dem Essen gingen wir in den Park Arm in Arm. Mild und schön das Ganze. Da fällt es einem der Kerle ein, einen von ihren satanischen Tänzen aufzuspielen. Und du hättest Ljuba sehn sollen, die sogleich wie verrückt wurde, mit mir tanzen wollte, und da ich das dumm fand, und das Zeug überhaupt nicht zu tanzen verstehe, läuft sie fort, läßt mich stehen, holt sich aus dem dunkeln Gebüsch, wo man sie versteckt hatte, einen der Kerls und tanzt mit ihm, während die andern dicht um sie herumstehn und spielen und kreischen — das Ganze eine wilde, fremdländische Orgie —"

Swantus legt vorsichtig seine Hand auf seines Bruders geballte Faust. „Spiel, Ungarnekstase, Christel, das mußt du nicht so tragisch nehmen," sagt er. Sein Bruder nickt. „Ja freilich, aber in dem Augenblick war es anders. Mir war, als lachte sie mich aus mit diesen verfluchten Zigeunern. Ich wollte am liebsten dazwischen hauen und besann mich nur mit Mühe, daß das nicht anginge, und ging auf die Leute zu, gab ihnen Geld und wollte Ljuba wegführen. Sie kam auch mit, wandte sich aber unerwartet nochmals zu den Zigeunern und warf ihnen einen goldenen Armring zu. „Was für ein Unsinn, Ljuba," fuhr ich heraus. Sie blieb stehen, sah mich ruhig an und sagte: „Noch einen Ton und ich werfe alles, Perlen und Ringe und Gold da in die Büsche."

„Gut, ich hätte ihr vielleicht vernünftig zureden sollen, aber ich konnte nicht und ich wollte auch gar nicht. Ich hielt einfach ihre Hände fest, hob sie auf und trug sie ins Haus. Sie biß und stieß nach mir —"

„Das ist am Ende bei ihr alles nicht so schlimm," sagt Swantus. „Sie ist Südländerin. Sie vergißt wohl schnell."

Christoph schüttelt den Kopf. Eine ganze Weile schweigt er; dann wacht er, scheint es, auf, sieht sich unruhig nach den andern Gästen um, die in der Halle des Hotels rauchend sitzen, und schlägt vor, daß man noch ein wenig durch die Straßen ginge.

Es ist ganz dunkel auf der Straße und nur die flackernde Bogenlampe bescheint die Säule der Marie. Sie gehen auf die großen Pappeln zu in den Hofgarten. Christoph beendet seine Erzählung:

Gut ja; er gibt zu, wild und brutal gewesen zu sein gegen Ljuba. Aber sie hat ihn gereizt bis aufs äußerste. Wie ein Leopard hat sie gekratzt und gebissen. Er hat sie überwunden — Natürlich ein Kunststück ist das gerade nicht, er weiß . . .

Hier fährt es Swantus heraus, was er besser verschwiegen hätte: „Pfui, wie konntest du das tun, Christoph."

„Was etwa sollte ich tun," schreit wütend sein Bruder und schlägt seinen Stock, den er in die Luft stieß, gegen den Stamm einer Platane. — „Kaum hatte ich sie losgelassen, so nahm sie Hut und Mantel und wollte fort und wäre weggelaufen mitten in der Nacht und zur Bahn und nach Haus."

„Ja, wäre sie," entgegnet Swantus und denkt: ‚Wie albern rede ich.'

„Nein, sie vergißt nicht so leicht," sagt plötzlich sein Bruder laut, als spräche er zu vielen andern. „Sie wirft es mir fortwährend vor, behauptet, ich hätte ihr etwas angetan, verschließt die Türen. Es ist auch besser, Swantus, du fährst wieder. Ich werde schon mit ihr fertig werden."

Swantus hat alle Überlegung verloren; heiß schreit er seinen Bruder an: „Nein, ich will nicht, daß du sie quälst." Er weiß im selben Moment: ‚Das wird jener nie vergessen.'

Sein Bruder antwortet nicht. Er verabschiedet sich und geht. Es ist vollständig dunkel geworden, so daß man, wenn man tiefer in den Park hineingeht, zuweilen mit den Händen vor sich fühlen muß, um nicht in die Bosketts sich zu verirren, die breit und tief sich unerwartet auftun. Die Straßen scheinen ganz leer und nicht einmal der Schlag einer Uhr oder das Bellen eines Hundes, das diese fremden Wege vertraut machte. —

Das Telegramm seiner Mutter ist da und Swantus, der sich vorsichtig zurückhielt und seine Schwägerin nicht wieder gesehen hat, wartet unruhig auf die Ankunft. Er sieht den Zug einlaufen, und groß und schmal, in schwarzen Kleidern, die sie niemals ganz ablegte, kommt seine Mutter auf ihn zu. Eine tiefe Rührung überkommt ihn, da er sich beugt, um ihre Hände zu küssen.

Digitized by Google

— „Alle sind gesund," sagt er. „Verzeih, daß ich dich dennoch rief; wir wissen nicht weiter." Seine Mutter legt den Arm in seinen; so gehen sie.

Er erzählt, was er weiß. Kaum hat er den Namen seiner Schwägerin genannt, so sieht er den abweisenden Zug in seiner Mutter Gesicht. Aber sie schweigt und hört zu. Nur gegen Abend, als sie ausruhend auf dem Sofa liegt und man Christophs Kommen erwartet, sagt sie unvermittelt und sehr bekümmert: „Der arme Junge. Es wird nicht gut gehn. Aber sie hören ja nicht." Dann schweigt sie wieder und hält die Augen geschlossen.

Swantus sitzt neben ihr und betrachtet lange und aufmerksam ihr Gesicht: das blonde Haar, ein wenig lockig, von Silbergrau überzogen. Der Mund sacht geschwungen wie zum Lächeln oder zur Resignation . . . Wie war es möglich, warum liebte sein Vater diese Frau nicht: warum hing er an der unwiederbringlich Verlorenen . . .

War sie niemals glücklich an seiner Seite, und küßte er ohne Freude ihren schönen, sanften Mund . . .

Christoph ruft Swantus zu sich und bittet ihn während der Unterredung bei Ljuba zu sein, damit sie nicht fortläuft. „Sie ist sehr erregt, daß Mama herkam," sagt er.

Swantus tritt in Ljubas Zimmer. Sie sitzt im Sessel am Fenster, ist blaß und sieht ihm ernst und ohne ihren Ausdruck zu verändern entgegen. „Ich will nicht zu deiner Mutter," sagt sie mit einer erregten und unbeherrschten Stimme. „Ich brauche sie gar nicht. Ich habe meine eigene Mutter."

Swantus geht zu ihr und nimmt ihre Hand. „Warum eigentlich bist du Christophs Frau?" fragt er. „Hast du ihn gar nicht lieb?" Sie senkt die Augen. „Ich hatte ihn lieb freilich. Und die Vella Vasnic ist schon länger als ein Jahr verheiratet und Bianca Odescalchi und alle, und bei uns mag man nicht ein altes Mädchen werden. Alle heiraten."

Swantus setzt sich neben sie. „Aber sicher sind sie gut und liebenswürdig zu ihrem Mann und nicht abscheulich und lieblos wie du," sagt er.

„Er ist abscheulich, er! Er war roh und böse zu mir, und ich bin überhaupt nur noch da, weil du gekommen bist; und wenn er noch einmal versucht, mich anzurühren, spring' ich aus dem Fenster, daß du weißt —" ‚Es ist nicht so harmlos, wie es klingt,' denkt Swantus und sieht unruhig in ihre flackernden Augen.

„Wozu kam eure Mutter?" schreit Ljuba auf ihn ein. „Denkt sie mir Moral zu predigen! Oh nein, ich werde nicht die Achtung vergessen, welche man älteren Frauen entgegenbringt. Aber sie soll nicht wagen, mich zur Rede zu stellen." Swantus springt auf. „Warum kränkst du mich?" sagte er zornig.

Ljuba geht schnell auf ihn zu. „Ach, tat ich das? Nein, nein, Swante. Ich sage nichts gegen sie. Ich werde sehr freundlich sein, du sollst sehn."

Christoph ruft. Swantus findet seine Mutter erregt im Zimmer hin und her gehend. Ihr Gesicht ist heiß. „Wie ist Ljuba?" fragt sie. „Konntest du sie allein lassen? Ich finde alles schlimmer, als ich fürchtete. Ljuba scheint völlig unbeherrscht und ohne Rücksicht auf das Dekorum zu handeln. Ich hatte manches erwartet; dies nicht."

„Nun ja, natürlich triumphiert ihr jetzt," sagt Christoph. „Ihr habt alles vorher gewußt, natürlich. Ich wollte, mir wäre auch vorher das Gegenmittel angegeben worden." Swantus sieht erschrocken nach seiner Mutter.

„Mein Sohn, dein Ton ist unverschämt," sagt sie ruhig. „Wenn ich den Versuch mache, das jämmerliche Fiasko, welches du mit deiner Eheschließung gemacht hast, auszugleichen, so geschieht es nicht, weil ich für deine Torheit verantwortlich wäre, sondern weil ich keinen Skandal will." Christoph klemmt die Lippen aufeinander und starrt vor sich in die Luft. „Ich habe dich nicht mit dieser Angelegenheit befaßt, Mama, bitte, bedenke das," antwortet er. Hier ging seine Mutter auf Christel zu und nahm seine beiden widerwilligen Hände in ihre. Dann verließ sie das Zimmer.

Einen kurzen Augenblick stand Christoph in sich gekehrt und ohne sich zu rühren. Hierauf brach er in endlose Anklagen gegen Swante aus, der das Ganze an die große Glocke gehängt und aus einer lächerlichen Lappalie eine ernste Affäre gemacht habe. Eine sehr unangenehme Affäre, die man ihm und seiner Frau dauernd vorhalten würde. Warum zum Teufel war er hergekommen —

So wütete Christoph sich in einen Zustand hinein, der es Swantus besser erscheinen ließ, ihn unter irgendeinem Vorwand stehn zu lassen und die Situation ein zweites Mal zu retten. — Draußen fand er seine Mutter, die ihn zu erwarten schien.

„Ljuba ließ mich durch ihre Jungfer fragen, ob sie mich aufsuchen dürfe," sagt sie. „Ist das nicht sonderbar?"

Swantus öffnet eben die Tür, um seine Mutter einzulassen, als ihn die Jungfer Maja am Ärmel zupft. — Er tritt zur Seite: Ljuba geht vor ihm in das Zimmer, sehr schön angezogen mit Perlen um den Hals und einem spanischen Schal von schwarzen Spitzen über dem Haar; ganz große Dame —

Digitized by Google

„Du verzeihst mir, daß ich dich erst jetzt begrüßen kann," sagt sie lächelnd und küßt die Hand seiner Mutter, welche steif und völlig erstaunt vor ihr steht. Aber Ljuba erstarrt nicht. Gänzlich unbekümmert redet sie mit einer leichten, heitren Stimme; erzählt von der Hochzeit, von der Reise, von ihren weiteren Plänen . . .

Als seine Mutter endlich zu Worte kommt und nach Ljubas Ergehen fragt, beteuert diese, daß es ihr gut gehe, sehr gut. Und zu seinem Bruder, der eben eintritt, gewendet, sagt Ljuba freundlich und harmlos, daß er offenbar ihre Unpäßlichkeit weit übertrieben und die Mama unnütz damit beunruhigt hätte, und Christoph strahlt auf einmal und findet sich auffallend schnell hinein. Der einzige, der schließlich dumm und stumm dabeisteht, ist Swantus, der Bruder.

Unten in der Halle, in der sie nach dem Essen sitzen, erzählt Ljuba von zu Haus, lacht, raucht, trinkt schwarzen Kaffee. Christoph, doch noch ein wenig mißmutig, aber langsam heiter werdend, lacht über ihre Späße und mustert mit abweisenden Blicken die Herren an benachbarten Tischen. Swantus hört zu und lacht zuweilen aus Versehn und staunt über seine Mutter, die ruhig und liebenswürdig, als wäre nichts vorgefallen, aber aus fernsten Fernen ihren Sohn und seine fremdländische Frau betrachtet.

— Am andern Morgen wird er früh zu seiner Mutter gerufen. Sie will abreisen; er soll noch eine kleine Rundreise für sie beide vorschlagen, ehe sie zurückkehren.

Swantus hat die Karte Tirols vor sich ausgebreitet und fährt mit dem Finger über seine braunen Berge: „Brenner-Bozen". Er fühlt die Hand seiner Mutter auf seinem Arm, blickt auf und sieht in ihr plötzlich erblaßtes Gesicht — „Ja, dorthin," sagt sie erregt. Swantus weiß, daß es irgendwie mit seinem Vater zusammenhängt und wagt nicht zu fragen. — Der Abschied von Ljuba ist kühl und ganz befangen in Konvention, da seine Mutter ihren Entschluß plötzlich mitteilt und erklärt, schon hier und gleich Abschied nehmen zu wollen, um jene nicht in ihren Plänen zu stören. „Ihr wolltet doch nach Paris," sagt sie, „und nicht wahr, Ljuba wird dort gewiß schöne Sachen finden und für dich wird es ein starker bleibender Eindruck sein, mein Sohn. Ich hätte mir jetzt nicht gerade Paris ausgesucht. Aber freut euch nur. Ist man einmal zu Haus, so ist es schwer loszukommen."

„Oh ich werde sehr bald einmal in die Heimat fahren," sagt Ljuba. — „Um so mehr wird dein Mann dich zu Haus vertreten müssen," antwortet seine Mutter ruhig.

Sie trennen sich.

Als Swantus über den Flur geht, um bei dem Portier die nötigen Anordnungen zu geben, bleibt er vor dem Lift stehen. Könnte er nicht unter irgendeinem Vorwand einen Augenblick noch Ljuba sehn, ein paar Worte nur — Wie aber? Es kommt nur im Kino vor, daß die Leute im gewünschten Moment aus ihren Türen treten. Diese Türen bleiben zu.

Beim Portier sucht er die Züge heraus; es muß nach Bozen telephoniert, das Visum besorgt, das Gepäck bestellt werden. Als er endlich fertig ist und hinauf kommt, findet er die Zimmer leer, Christoph und Ljuba ausgegangen. Er sagt der Jungfer, daß seine Mutter etwas vergessen habe, wehrt mühsam ihren Sucheifer ab und tritt ein; Ljubas Zimmer in der Hast des Fortgehens verlassen: ein seidnes Kleid über dem Stuhl, weich wie Daunenfedern; ein Hemd von Spitzen durchmustert, so dünn, als gleiten Spinnweben durch die Finger. Eine Wirrnis von kristallnen Gefäßen, aus denen süße Gerüche kommen wie aus Kelchen fremder Blumen. Lederschuh, rot mit grünen Absätzen, klein wie Kinderspielzeug —

Er lacht vor sich hin, tritt ans Bett und streichelt ihr Lager — aber unerwartet bricht sehnsüchtiges Verlangen in sein Blut ein; er stürzt in die Knie und drückt seine Fäuste in die Kissen.

— Von einer der Höhen aus, welche die Stadt umgrenzen, sieht Swantus sie liegen und ihre schönen Berge ringsum. Sie haben die Stunde gewählt, da die spitzen Zacken der Rosengartengletscher goldübergossen vor dem verdämmernden Himmel stehn. Die Wiesen sind voll Herbstzeitlosen, und purpurn stehn die Reben der Weinberge. Den eiligen Fluß begleiten der herbstlichen Bäume bunte Bänder, die sich in einer letzten großen Wolke von Gold zwischen den Schluchten, die der Strom durchfließt, verlieren . . .

Das alles, Mensch, möchtest du in deine Arme schließen und nie mehr von dir tun. Hier verlierst du dein Herz an Berge und Täler deiner großen schönen Heimat. Ach gewiß, du kommst von den flachen Feldern, die auf kargem Boden gewachsen nur die hohe Kiefer umsäumt. Aber alle Schönheit deutscher Länder brennt in deiner Seele . . .

Am Abend gehn sie am Thalfer, dessen Gewässer vom aufsteigenden Mond beschienen sind. Sie sitzen auf der Bank und sein Fließen begleitet ihre Gespräche.

„Hier," sagt seine Mutter, „hier war dein Vater zuletzt vor seinem Tode. Eine Russin, die wir flüchtig kannten, war ihm gefolgt. Es war der letzte Sturm vor dem stillen Hafen."

„Süße Mutter, kränkte er dich so," sagt

Digitized by Google

Swantus leise. Seine Mutter lehnt das Gesicht zurück, daß der Mond sie überscheint. „Ja," antwortet sie. „Es war nicht leicht. Ich nahm diese Aufgabe an und konnte sie doch nicht überkommen. Er war bei mir und bei euch, aber wo war seine Seele! Auch nicht bei jener anderen Frau, die er früh verlor. Er sehnte sich nach der vollkommenen Liebe, die alles opfert; aber die ist nur bei Gott und nicht bei uns."

— „Du hast uns einmal das Märchen von der Schneekönigin vorgelesen, Mutter," sagt Swantus: „Ich liebe die Rosen in all ihrer Pracht, doch mehr noch den Heiland, der selig uns macht."

Seine Mutter sieht ihn an; ihre Augen stehn voll Tränen. „Ja," erwidert sie, „mein Sohn, tat ich das? Ich habe die Rosen zu sehr geliebt und zu wenig den Heiland."

(Fortsetzung des Romans folgt)

Das Bildnis. Von Rohmer-Heilscher

Die Väter hatten's frühe schon bedacht,
Daß ehlich Band einst Sohn und Tochter eine.
Fast Kind noch, ward sie an den Hof gebracht.
Der junge Herzog sprach: „Die oder keine."
Die war so hold in ihrer Lieblichkeit,
Ein schlankes Reh mit Augen großerschrocken.
Er warb um sie mit jäher Zärtlichkeit,
Und gläubig war sein Herz und voll Frohlocken.
Sie ward sein Weib. Doch ihre Seele schien
Mit sieben Riegeln seinem Kuß verschlossen,
Demütig dienen hatte sie für ihn,
Von fremder Ferne rätselhaft umflossen ...
Den Erben gab sie ihm. Doch alles Glück
Verschloß nicht jene leidzerwühlte Wunde,
Die ihm ihr Wesen schlug mit jedem Blick,
Die ihm mit Weh zernagte jede Stunde.
Sie reizte ihn mit ihrer Einsamkeit,
Mit ihrer scheuen, traumhaft stillen Weise,
Er wurde rauh zu ihr, voll Hohn und Streit,
Sie nahm ihr Kindlein stumm und weinte leise
Und welkte hin. An ihres Lagers Rand
Der Herzog kniete, ganz von Reu' zerrissen,
Da nahm sie bebend seine weiße Hand
Und küßte sie und sank zurück ins Kissen
Und lächelte beseligt und verklärt
Und rief — und war so bleich schon wie das Linnen —
Den Namen eines Fremden unverwehrt
Mit großer Zärtlichkeit und ging von hinnen.
Als man sie kleidete verhaltnen Worts,
Auf ihrem Herzen lag, von ihr beschrieben,
Das schmale Bildnis eines jungen Lords:
„Ich sah dich nie und muß dich ewig lieben!"
„Du sahst ihn nie? Belügst du mich im Tod,
Daß du mich weiter narrst am Liebesbande?
Und dich, Verführer, bringe ich in Not!"
Kuriere sandte er in alle Lande.
Elf kehrten heim, doch keiner brachte Licht,
Der letzte kam zurück nach vielen Jahren:
„Herr, den du suchst, den Jüngling, fand ich nicht,
Doch ihr Geheimnis habe ich erfahren.
Ich folgte ihren Spuren bis hierher.
Als Mägdlein sah sie einst Lord Philip Wharton
Im Bild van Dycks und wußte nie, daß mehr
Als hundert Jahr schon seine Lippen darrten ..."
„Vielleicht doch wußte sie's!" Der Herzog sprach,
— Wehmütig lohnte er den späten Boten —
„Wir lieben immer nur ein Bild, und, ach,
Wir legen's trauernd zu den liebsten Toten ..."

Digitized by Google

Karl Arnold, ein Meister deutschen Humors

Von Dr. Paul Weiglin

* *

Zu unserem Glück — denn wir wären sonst um einen Humoristen ärmer — zeigte sich bei Karl Arnold schon in früher Jugend, daß er höheren Ansprüchen in der Kunst des Rechnens nicht gewachsen war. Er selbst freilich und seine Eltern empfanden diesen Mangel fast beschämend. Sein Vater, der als Fabrikbesitzer und als Landtags- und Reichstagsabgeordneter im ehemaligen Herzogtum Koburg eine hochgeachtete Stellung einnahm, wunderte sich, daß ausgerechnet sein Karl, der vierte von neun Geschwistern, in der Schule so schlecht vorwärts kam. Es erschien so unmöglich, ihn aufs Gymnasium zu tun, daß man nicht einmal auf den Gedanken verfiel. Karl selber jedoch fühlte sich als Volksschüler hinter den Brüdern zurückgesetzt, die sich der höheren Humanität beflissen, indem sie mensa deklinieren lernten, während er an den unüberwindlichen Schwierigkeiten der Zinsrechnung scheiterte. Trotzdem wollte er auch etwas Besseres werden, und da ihm die Männer mit großen Bärten und blitzenden Brillen imponierten, wie sie auf den Kathedern und in den Ämtern saßen, und er insbesondere vom Lehrer die kindliche Vorstellung hatte, daß er ein netter Mann sei, der den andächtig zuhörenden Kindern schöne Geschichten erzähle, so verspann er sich in den Plan, einmal selbst Lehrer zu werden. Leider aber stellte sich bei der Aufnahmeprüfung fürs Seminar sehr bald heraus, daß der Knabe Karl sich wohl mancherlei Fertigkeiten, sogar auf der Geige und auf dem Klavier, angeeignet hatte, daß seine Rechenkunst ihn jedoch zweifellos zu Fall bringen müsse, und da man dem Vater Arnold den Schimpf eines durchgerasselten Sohns ersparen wollte, riet man dem Jungen, schon vor Abschluß der Prüfung nach Hause zu gehen.

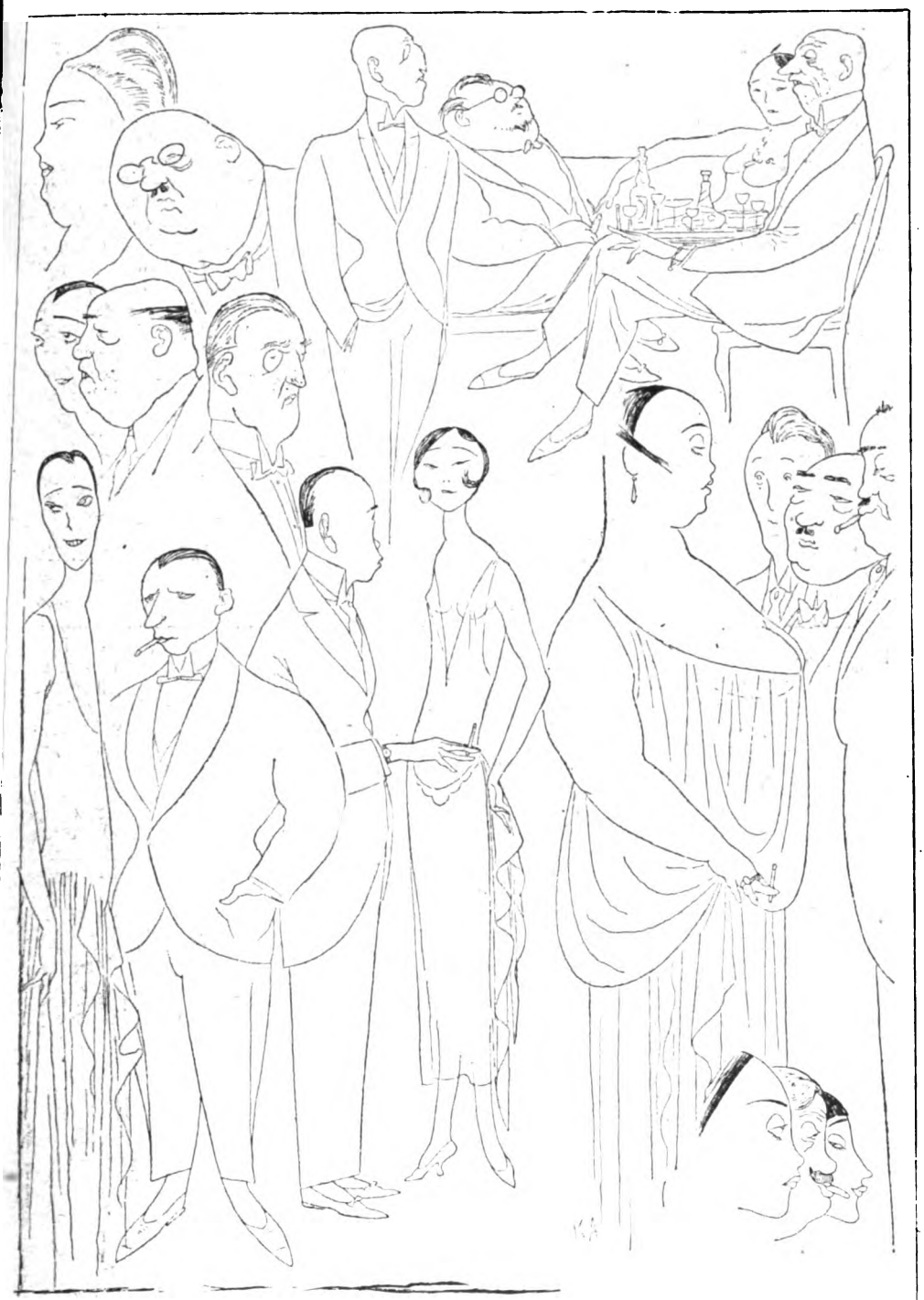
Federskizze

Da war es der Rektor Lange, der sich des stillen Jungen annahm und dessen Güte Arnold auch heute noch nicht vergessen hat. Dieser Mann ragte in seiner geistigen Bedeutung aus der Umgebung der kleinen Stadt hervor. Er hatte etwas von der Welt gesehen, denn er war mehrere Jahre Leiter einer deutschen Schule in Florenz gewesen, und hatte sich von dort auch Liebe und Verständnis für die Kunst mitgebracht. Er holte Arnold aus dem Koburger Seminar ab und hatte einen großen Bogen Packpapier mitgebracht, in den der Violinkasten eingewickelt wurde, damit die Leute nicht unnötig fragten. Nach der unglücklich abgebrochenen Prüfung ging er mit dem kleinen Jungen spazieren. Sie setzten sich in den Anlagen beim Denkmal Friedrich Rückerts auf eine Bank, und der gute Rektor sagte: „Beruhige dich, Karl, es ist gut so. Was meinst du, willst du nicht werden, was dein Großvater war?“ In dieser Frage erblickte der Junge einen Trost und sagte ja.

Auch die Eltern, die ihm immer mit liebevollem Verständnis zur Seite waren, stimmten zu. Er war nun einmal weder für die Gelehrten- noch für die kaufmännische Laufbahn geschaffen, und vielleicht war es wirklich das Vernünftigste, wenn er einen Beruf aufnahm, den der Großvater mit gutem Erfolge ausgeübt hatte. Dieser Großvater mütterlicherseits war Modelleur und Zeichenlehrer gewesen. Er arbeitete für die Spielwarenindustrie und schuf Modelle für Porzellan und Terrakotta, die ihrerzeit große Erfolge hatten. Auch als Maler hatte er sich auf eigene Faust versucht und merkwürdige Bilder hinterlassen. Er war der Gründer der Industrie- und Gewerbe-Schule zu Neustadt, in die nun Arnold mit 14 Jahren eintrat, gerade zu der Zeit, als Arnolds Vater im Landtag durchsetzte, daß diese Schule staatlich wurde. Arnolds neuer Lehrer war ein Schüler jenes Großvaters, ein tüchtiger Mann, der ihn in mancherlei Handwerk unterwies, und der Vater konnte hoffen, daß die Veranlagung seines Sohnes bei vernünftiger Pflege sich vielleicht einmal für den Unterricht in einer Schule oder für die Mitarbeit in seiner Fabrik nützlich erweisen würde. Bald jedoch sagte dem jungen Schüler der Zeichenunterricht, wie er, damals in recht unlebendiger Weise, für Handwerkslehrlinge erteilt wurde, nicht zu. Und es war ein Glück, daß der wohlmeinende Lehrer wenigstens ab und zu reizvollere Aufgaben stellte, z. B. wenn es sich darum handelte, Dekorationen für das Neustädter Liebhabertheater zu malen. Modern war dieser erste Lehrer Arnolds nicht. Er hielt die geläufigen Fachzeitschriften,

Federskizze

Digitized by Google

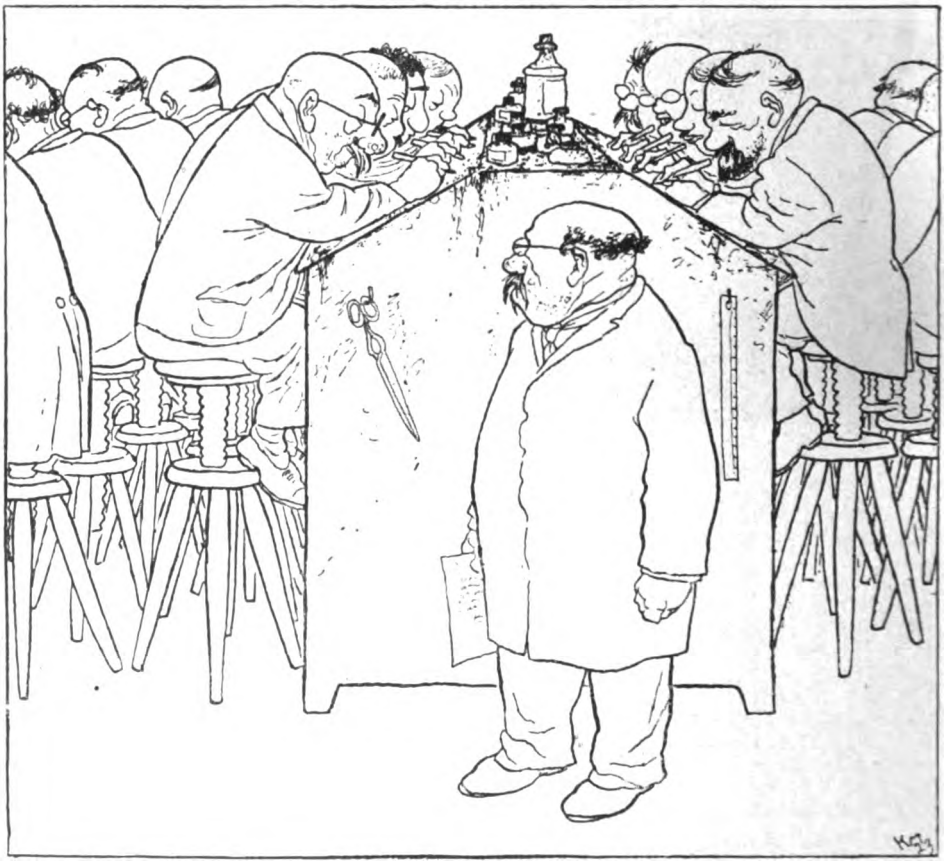


Typen aus dem Berliner Leben
(Aus der ‚Neuen Gesellschaft')

Digitized by Google

aber er bekam auch öfter neue Blätter vom Buchhändler als Probehefte zugesandt. Diese Ausgeburten einer offenbar verrückt gewordenen Zeit wurden von ihm auf einen Ort verbannt, wo für manchen gehetzten Menschen der einzige Platz zu ungestörter Lektüre hinter verschlossener Türe winkt. Dort fand sie Arnold, und er erinnert sich noch daran, wie er, nicht ganz reinen Gewissens, ein Heft der „Jugend" entwendete, es zwischen Weste und Hosenbund schob und mit diesem papiernen Panzer, auf den Knien liegend, einen Parkprospekt malen mußte, vor dem die Töchter und Söhne der Neustädter Aristokratie ein anmutiges Spiel des Witzes und des Verstandes aufzuführen gedachten. Für sich allein malte Arnold nicht nur, sondern er modellierte auch und folgte bei dieser Tätigkeit nicht nur dem Vorbild des Großvaters, sondern auch seines Onkels, der ein begabter Bildhauer gewesen, aber jung verstorben war, gerade als er als Mitarbeiter in das Atelier von Schilling, dem Schöpfer des Niederwald-Denkmals, eintreten sollte. Auch die schriftstellerische Begabung Arnolds zeigte sich nun bald. So schrieb er ein kleines, mit Zeichnungen geschmücktes Heft unter dem Titel „Unser Walter", in dem er die Bubenstreiche eines jüngeren Bruders schilderte. Leider ist dieses erste Zeugnis seiner Zeichenkunst in den Münchner Akademiejahren als Kitsch vernichtet worden.

Im übrigen war Karl Arnolds kleine Vaterstadt arm an künstlerischen Anregungen, und die zufällig erhaschten Hefte der „Jugend" waren vereinzelte Sendboten, die sich dorthin verirrt hatten. Man machte am Stammtisch seine Glossen über den Jugendstil und die Sezession, ohne recht zu wissen, worum es sich handle, und wenn man ernsthaft von der „modernen Kunst" redete, so meinte man die große Halbmonatsschrift, die Richard Bong in Berlin herausgab und die auch noch in den neunziger Jahren ihre beliebten Meisterholzschnitte als Kunstbeilagen brachte, Wiedergaben von Gemälden, unter denen das Genre und die Historie im Sinne der siebziger Jahre vorherrschte. Ein prachtvoll gebundener Jahrgang dieser „Modernen Kunst" war einmal das begeistert aufgenommene Weihnachtsgeschenk Karl Arnolds. Mochte ihm, dessen Augen sich langsam öffneten, vieles nicht zusagen: er fand doch unter diesen Bildern und Aufsätzen mancherlei, was seiner



Das Büro. Federzeichnung

Digitized by Google

Abschied von Garmisch. Aquarell

Entwicklung förderlich war. Er mußte eben die gesegnete Kunst manches Kleinstädters üben, die wenig zahlreichen äußeren Anregungen künstlerischen Lebens um so inniger in sich zu verarbeiten. Aber die Kleinstadt gab ihm noch mehr, ja das Wesentliche: sie weckte seinen Humor. Es ist freilich wahr, daß auch die Großstadt reich an Originalen ist, und wer nur zu sehen versteht, dem laufen sie täglich über den Weg. Doch in kleinen Nestern gedeihen sie auch heute noch besser und sind wesentlich leichter zu finden. Arnold merkte natürlich bald, daß die Menschen um ihn zum Teil höchst drollige Käuze waren. Es ist das Vorrecht der Jugend, sich für gescheiter oder doch für gewandter als das Alter zu halten. Aber ein großer Humorist wird so ein dreist überheblicher Jüngling, wie wir alle es gewesen sind, deswegen noch lange nicht. Er muß sich nicht so sehr über seine Umwelt erheben, als sich von ihr scheiden. Und das ist Arnold bereits in Neustadt gelungen. Diese Wendung und Wandlung seines Innern, die einer Erweckung ähnlich sieht, hat er nicht äußeren Einflüssen zu danken, sondern sie ist aus ihm selber entsprungen. Er wußte kaum, was eine Karikatur ist. Das Leben selbst hat sie ihm zuerst gezeigt. Da war unter den Neustädter Bürgern einer, der zu den angesehensten gehörte und sich durch einen gewaltig wallenden Vollbart auszeichnete. Arnold hatte eine vorzügliche Hochachtung vor Bärten überhaupt und vor diesem insbesondere. Aber die Sonne brachte an den Tag, in welchem Vorurteil er befangen war. Er sah eines Tages den ein-

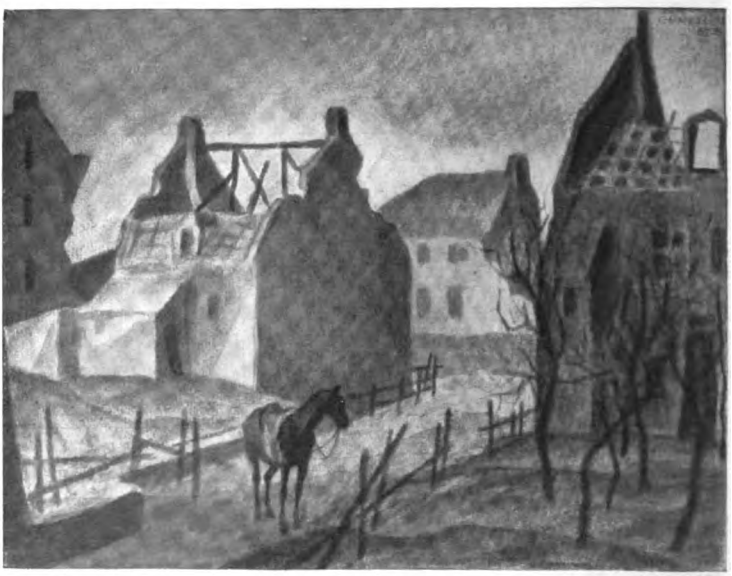
Digitized by Google

Feldsoldatensang in Flandern. Federzeichnung
(Aus der Liller Kriegszeitung)

tat. Und als er mit vielen guten Ermahnungen nach München auf die Akademie geschickt wurde, denn mittlerweile stand es in ihm fest, Maler zu werden, und die Seinen ließen ihm den Willen, nahm er eine Mappe lustiger Bilder mit. Er lernte nun malen wie jeder andere Akademieschüler auch, erst bei Raupp, dann bei Löfftz, und endlich, als es sich darum handelte, ein wirksam unterschriebenes Zeugnis für das sogenannte Künstlereinjährige zu haben, war er auch, wenigstens dem Namen nach, in der Klasse von Stuck. Er malte Landschaften und Bildnisse und brachte es sogar zu einer riesigen Auferstehung Christi, die den Altar seiner Heimatkirche erbaulich schmückt. Aber besser als die Akademie gefiel ihm München. Er verlebte ein paar fröhliche Akademikerjahre mit Künstlerfesten und Bauernkirchweihen und geriet in die Gefahr, in der Schwabingerei, gleich vielen andern, Begabten und Unbegabten stecken zu bleiben. Doch so nett er Schwabing fand und heute noch findet: das sah er doch sehr früh, daß sich unter den sogenannten intellektuellen und Bohèmeleuten genau so viel Spießer befinden wie unter den

drucksvollen Kopf dieses Herrn im Profil; die Sonne leuchtete durch den Wodansbart, und Arnold bemerkte zu seiner grenzenlosen Verwunderung, daß die männliche Kraft einem eilig zurückfliehenden Kinn entsprossen war. Wenn der Mann sich rasierte, so sah er kindlich, lächerlich, tropfenhaft aus. Und wie ein Blitz durchzuckte den werdenden Künstler die Frage, ob nicht solche maskenhaften Bärte unter vielen Nasen hängen und ob nicht hinter der Wichtigkeit und Ehrwürdigkeit hochgepriesener Menschen und Einrichtungen die unbeholfene Torheit als das Eigentliche, das Wesentliche steckt.

Arnold begann Karikaturen zu zeichnen, fast ohne zu wissen, was er



Enetières. Tuschzeichnung. 1916

Digitized by Google

Schlaraffenland. Aquarell. (Aus einem Bilderbuch)

Bürgern, und daß diese Spießer besonders komisch sind. Es war ein Segen, daß er bei aller Lustigkeit und Leichtfertigkeit doch keine Bohèmenatur war. Seine Brüder, die in München fleißig studierten, nahmen sich seiner an. Er sah, daß es auch noch andere Welten gab als das Café Stephanie, und da er im Kern gesund geblieben war, nahm er sich endlich vor, tüchtig zu arbeiten. Auch wollte er seinen Eltern nicht länger zur Last fallen und beschloß, auf jeden Zuschuß von daheim zu verzichten und sich allein durchzubringen.

So malte er Bildnisse und Landschaften, die er in der Sezession mit Erfolg ausstellte, an denen er jedoch keine rechte Freude hatte, denn er wußte damals noch nicht, daß seine Kunst und sein

Singspielhalle. Tuschzeichnung 1914

Erfolg in den Mappen in der Atelierecke schlummerten.

Unter solchen Bemühungen kam er jedoch auf keinen grünen Zweig, sondern saß mit einem bildhauernden Kollegen und Ateliernachbar auf dem dürren Ast der Not. Die Miete war schon seit Monaten nicht bezahlt, und der Wirt betrachtete die beiden Herren Künstler mit nur noch schlecht verhehltem Mißfallen. Das Geld war eines Tages völlig alle geworden, und bei trockenem Brot und dünnem Tee saßen die beiden Unglücksgefährten und übten sich im Trübsalblasen, was ihnen freilich trotz ihrer üblen Lage nicht meisterhaft gelang, denn sie waren Gott sei Dank noch jung und von heiterer Gemütsart. Freilich hatten sie eine

Digitized by Google

Hoffnung, die sie aufrecht hielt. Der Arnold hatte seine Neustädter Karikaturenmappe dem „Simplizissimus“ gebracht. Aber würde der mit seinem anscheinend so fest geschlossenen Mitarbeiterkreis etwas annehmen oder gar honorieren? Der Besuch im Verlag war nicht gerade ermunternd gewesen. Der Türhüter der Redaktion, der dem damals noch sehr jugendlich dreinschauenden Arnold die Mappe abgenommen hatte, war nicht besonders entgegenkommend gewesen und hatte sein brummiges Betragen auch nicht geändert, als er bei Angabe der Adresse an der Handschrift des Überbringers feststellen mußte, daß dieser der Künstler selbst und nicht bloß ein Botenjunge sei. Ziemlich herabgestimmt hatte Arnold das Verlagshaus verlassen. Immerhin, er konnte sagen: „Ich hab's gewagt!“ Es war nicht zu bestreiten: seine Zeichnungen lagen den selbsterwählten strengen Richtern vor. Sie brauchten nur zuzugreifen. Und die Kollegen, die sich solcher Tat noch nicht zu unterfangen gewagt, bewunderten den Mutigen. Aber ob der Mut belohnt wurde? Es war doch schon eine ganze Weile seit jenem minutenlangen Besuch im Vorzimmer des „Simplizissimus“ verflossen. Das Brot war bald zu Ende, und der Tee, der oftmals aufgebrühte, schmeckte unbeschreiblich fade. Auch hatte der Hauswirt einen kräftigen Brief geschrieben, in dem das verteufelte Fremdwort exmittieren vorkam, und kein Groschen fiel aus den Taschen, mochte man sie noch so sorgfältig umkehren.

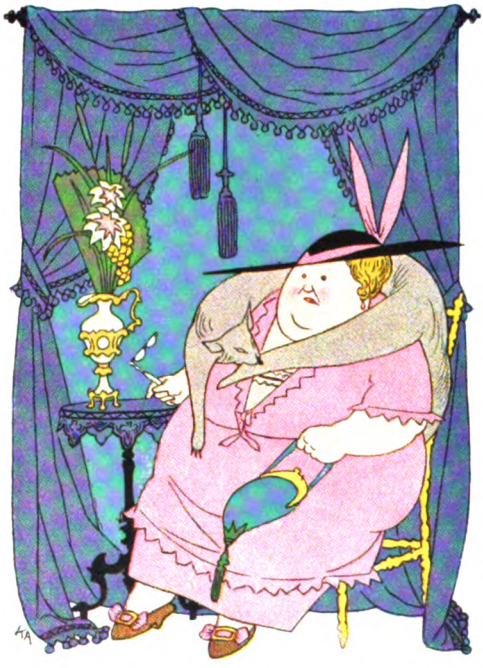


Illustration aus
‚Die Bräutigame der Babette Bamberling‘

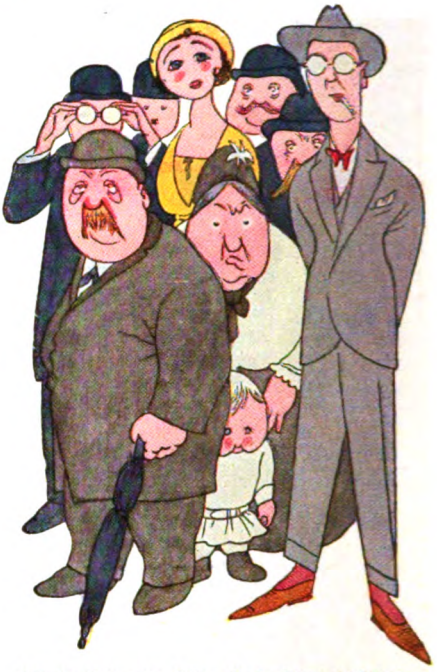


Illustration aus ‚Ringelnatz, Turngedichte‘

Da auf einmal plumpst etwas in den Kasten. Arnolds Freund eilt an die Tür, schließt auf und kommt, einen Brief in der Hand schwenkend, zurück. Er ist vom „Simplizissimus“ und an Arnold gerichtet. Und was steht drin? Es ist kaum zu glauben! Die Redaktion freut sich sehr und will eine Anzahl Blätter erwerben (eine Anzahl!); sie bittet Herrn Arnold gelegentlich (gelegentlich!) deswegen bei ihr vorzusprechen. Redakteure sind weltfremde Leute. Als ob ein darbender Künstler Zeit hätte, auf eine Gelegenheit zu warten. Schon hatte der gute Freund die Sonntagshose ergriffen und hielt sie dem vor Glück fast starren Arnold hin. „Bitte einzusteigen!“ Dann half er ihm in Weste und Rock, bürstete ihn ordentlich aus, zog ihm die Halsbinde zurecht, stülpte ihm den Hut auf den Kopf und schob ihn zur Türe hinaus. „Mach', daß du wegkommst! Und vergiß das Rechnen nicht!“

Es war ein heißer Tag und weiter Weg draußen von Schwabing hinein in die Stadt. Aber auch in dieser Staatshose, die in der Sommerszeit daheim geschont wurde, denn man lief am bequemsten und billigsten in Unterhosen herum, fand sich kein Zehnerl für die Trambahn. Doch das machte nichts. Arnold lief, als sollte er um seiner Seligkeit willen einen Weltrekord schlagen. Abgehetzt kam er im Verlag an. Diesmal wurde er nicht im Vorzimmer abgefertigt, sondern ehrenvoll zum Chefredakteur, Herrn Dr. Geheeb, geleitet. Der breitete die Neustädter Mappe aus und nahm ein Blatt nach dem

Digitized by Google

andern für den „Simpliziſſimus“ an, ſo daß Arnold glaubte, der freundliche Herr wolle ſein Blatt für einige Jahrzehnte mit echten Arnolds eindecken. Aber die Mappe war ſehr dick, und ſchließlich blieb doch noch einiges übrig, was einſtweilen zurückgeſtellt wurde. Und dann durfte ſich Arnold verabſchieden und an der Kaſſe tauſend Mark auszahlen laſſen.

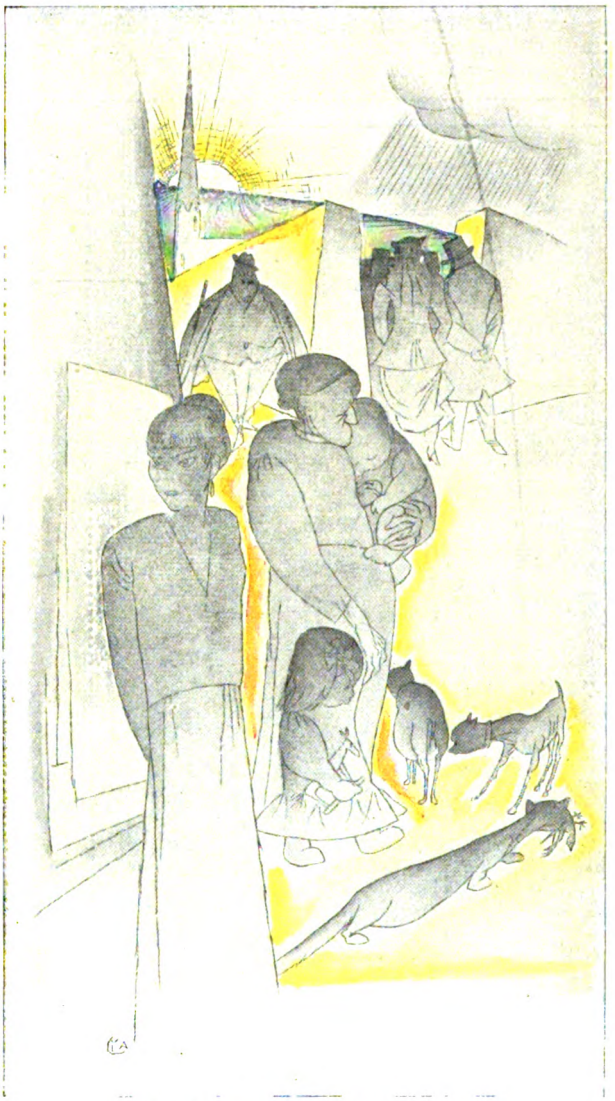
Er war wie betäubt und ſo gedankenlos, daß er den langen Weg, noch dazu beladen mit der ſchweren Mappe, wieder zu Fuß zurücklegte, als wäre er noch der arme Schlucker wie vor einer halben Stunde geweſen. Erſt als er ſchon beinah zu Hauſe war, fiel ihm ein, daß er ſich nicht nur die Tram, ſondern ſogar eine Droſchke hätte leiſten können, ohne ſeinen Schatz in der Bruſttaſche weſentlich zu ſchmälern. Nun war er ſchon in der Nähe ſeiner Behauſung, und es lohnte ſich nicht mehr, auf die Straßenbahn zu ſteigen, und Droſchken gab es hier draußen nicht. Nur etwas zu eſſen mußte eingeholt werden und ſo wechſelte Arnold den erſten Hunderter für Brot und Butter. An größeren Luxus wagte er ſich noch nicht heran, denn man muß auch Kapitaliſt zu ſein ſich erſt gewöhnen. Im Atelier wurde zunächſt ein Indianertanz triumphierender Freude aufgeführt. Und als der wegen allgemeiner Erſchöpfung zu Ende war, ging Arnold zum Hauswirt. „Guten Tag, Herr Grandelmeier. Ich komme wegen der Miete. Sie haben gemahnt. Ich hab's allweil vergeſſen. Sehn's, wenn man ſo arg viel zu ſchaffen hat!“ Holte die Brieftaſche hervor und blätterte unter den Augen des erſtaunten Mannes in den Hunderten herum, als ſteckten die immer in dieſer Taſche und als kenne ihr Beſitzer unbezahlte Rechnungen nur aus entſchuldbarer Nachläſſigkeit. Und nach-

Der Spießer im Walde. Aquarell

Digitized by Google

dem Arnold seine Miete bezahlt hatte, lieh er dem Freunde die Hunderter und dieser ging mit gleicher Gebärde zu Herrn Grandelmeier, der nunmehr Stielaugen bekam, als er zum zweitenmal quittieren durfte. Wie ein Lauffeuer war es in der Nachbarschaft herum, daß die beiden Künstler Geld hatten, und bald fanden sich liebe und unliebe Kollegen ein. Ein großes Feiern begann, und Arnold mußte schnell erkennen, daß so mannigfachen Ansprüchen an seine Kasse auch tausend Mark auf die Dauer nicht gewachsen waren. Es mußte wieder etwas dazukommen, und so ging er mit dem Rest seiner Zeichnungen zur „Jugend", die ihm ebenfalls eine große Anzahl abkaufte, so daß er von seiner Neustädter Mappe nur noch ein Blatt übrig behielt, die Wiederholung eines anderen. Er wurde bei beiden Zeitschriften ein regelmäßiger, hochgeschätzter und gut bezahlter Mitarbeiter, bis er sich mehr und mehr und seit dem Kriege ausschließlich dem „Simplizissimus" zuwandte, zu dessen führenden Kräften er heute zählt.

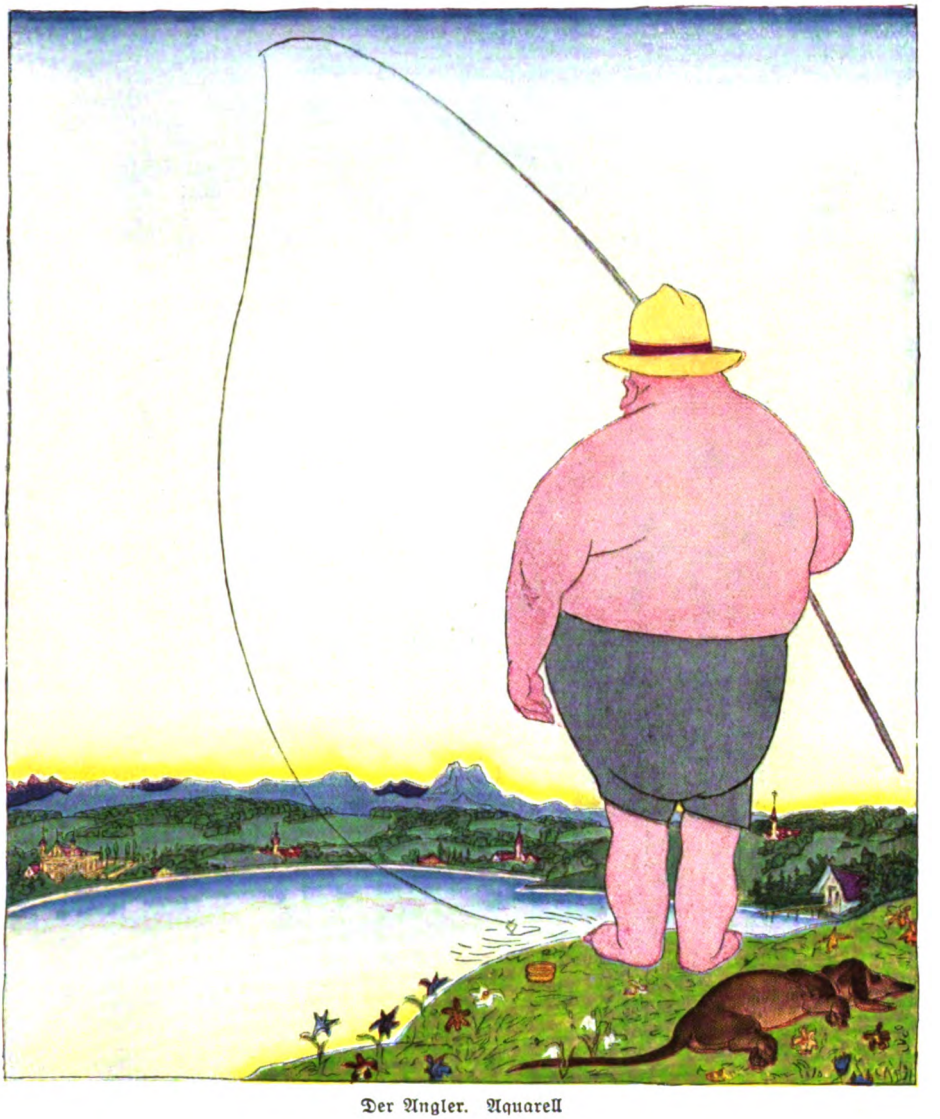
Arnold ist einer von den glücklichen Künstlern, die stark genug sind, um aus sich selber zu entwickeln, was in ihnen liegt. Er hat einen offenen Blick und ein gesundes Urteil auch für fremde Kunst, und als er bald nach seinem ersten Erfolg in der Öffentlichkeit in Paris war, hat er sich für so bedeutende Meister wie Daumier und Toulouse-Lautrec erwärmt. Einige Blätter aus dieser frühen Zeit, die im Rahmen dieses Aufsatzes zum erstenmal wiedergegeben werden, beweisen, daß er graphische Aufgaben auch malerisch im Sinne jener Großen anzupacken versteht. Aber niemals ist er fremdem Einfluß auf die Dauer erlegen, und so gewaltig ihn Paris mit seinen Menschen und seinem Weltstadtgetriebe, mit Museen und Kabaretts erregte; er ließ sich von den vielen auf ihn einstürmenden Eindrücken weder bezaubern noch überwältigen. Er kehrte gern nach München zurück, denn er spürte, daß seine Kunst in Deutschland zu Hause war und zu ihrer Entwicklung nichts weiter brauchte als das eigene Herz und Gemüt.



Die Straße. Farbige Lithographie

Wichtig für Arnold ist auch sein Aufenthalt in Lille, seine Tätigkeit an der „Liller Kriegszeitung" geworden. Er hatte nie gedient und war als Ersatzreservist bald nach Ausbruch des Krieges eingezogen und der bayrischen Kartenfelddruckerei zugeteilt worden. Von dort wurde er an das im Dezember 1914 gegründete Blatt kommandiert, und fand hier unter einem so kollegialen Vorgesetzten, wie es der Hauptmann d. L. Paul Oskar Höcker war, ein Arbeitsfeld, wie er es sich in Kriegszeiten und als Unteroffizier — denn so weit brachte er es — nicht schöner wünschen konnte. Die „Liller Kriegszeitung", die in jeder Hinsicht erste Armeezeitung im Weltkrieg, hat jahrelang, bis auch sie unter dem Zwang einer normalisierenden Bevormundung litt, unverfälscht zum Ausdruck ge-

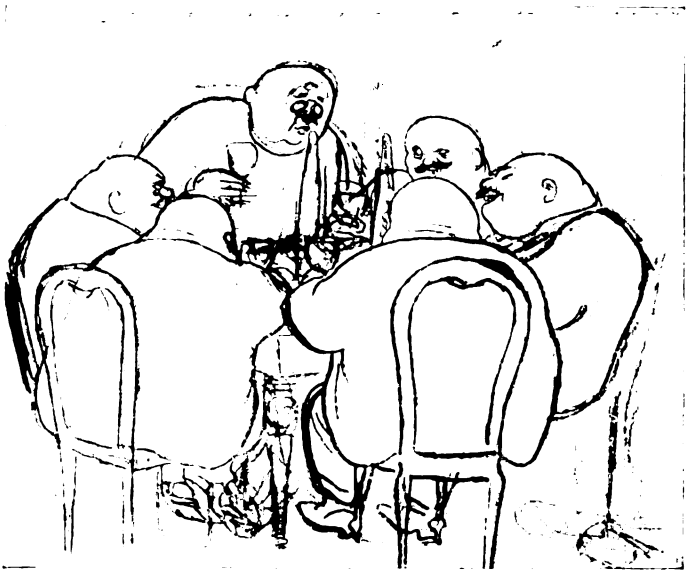
Digitized by Google



Der Angler. Aquarell

bracht, wie der deutsche Soldat an der flandrischen Front lebte und kämpfte, fühlte und duldete. Sie hat, solange sie allein ihrem Herausgeber und einer verständig geübten Zensur durch das Armeeoberkommando des Kronprinzen Rupprecht unterstand, ihren Hunderttausenden von Lesern Freude gemacht, indem sie in Wort und Bild das schrieb und zeigte, was diese Leser selbst empfanden. Und sie hat gerade in ihrem Freimut und weil sie nicht kommissig, sondern kameradschaftlich redete, unendlich viel mehr für die Erhaltung des guten Willens und des guten Humors im Felde geleistet als die Artikel, die ihr gleich allen anderen Armeezeitungen später von höherer Stelle mit dem Befehl zum Abdruck zugingen. Jeden dritten Tag erschien die Zeitung, und fast jede Nummer enthielt ein von Arnold gezeichnetes ganzseitiges Kriegsflugblatt. Er hat damit schon rein technisch eine gewaltige Arbeitsleistung bewältigt, die um so höher anzuschlagen ist, als ihm in den weitaus meisten Fällen nicht nur die Zeichnung, sondern auch der ihr zugrunde liegende Gedanke und die stets äußerst einprägsame Fassung des Textes zu danken war. Die besten dieser Kriegsflugblätter sind auch im Buchverlag der „Liller Kriegszeitung“ in zwei stattlichen Bänden erschienen. Wenn wir diese in Lille dicht hinter der Front gedruckten Bücher durchblättern, ziehen noch einmal die langen und bangen Jahre unserer

Digitized by Google



Der Stammtisch. Erste Skizze zu einer Federzeichnung

Kern seiner pessimistischen Lebensauffassung verbarg. Aber er hat ein tiefes Gemüt, das seiner Beobachtungskunst jede Schärfe nimmt. Er weiß es und schließt sich selber ein: eigentlich sind wir alle Karikaturen. Es ist nicht so, wie sich mancher Laie vorstellt, daß ein Karikaturist wie Arnold besonders auffällige Eigenschaften der äußeren Erscheinung eines Menschen unterstreicht. Er läßt nur das Unwesentliche weg, und übrig bleibt die erheiternde Armseligkeit, die mitleidwürdige Gebrechlichkeit unseres Leibes. Aber das ist noch nicht alles: Arnold ist in seinen Zeichnungen auch ein Seelenkünder. Wie er als Kind den Mann mit dem Bart durchschaute,

Siege und Hoffnungen, unserer Leiden und unserer Enttäuschungen an uns vorüber. Viele unter ihnen, die die Politik des Tages glossieren, sind freilich inhaltlich veraltet, und manche sind von der späteren unglücklichen Entwicklung der Dinge so schmerzhaft widerlegt, daß erst eine späte Zukunft ihren künstlerischen Wert ungetrübt auf sich wirken lassen wird. Aber das wissen wir alle noch, die wir sie entstehen und erscheinen sahen: sie trafen damals mit bewunderungswürdiger Schlagkraft das Wesentliche der Situation, und ihr Humor in Bild und Wort war von hinreißender Wirkung. Dabei war Arnold auch in der Erregung dieser Jahre niemals boshaft und noch viel weniger herzlos, und gerade seine unpolitischen Blätter, die lächelnd das wunderliche Beieinander des deutschen Soldaten und französischen Zivilisten schildern, haben dem gutmütigen Landser am besten gefallen. Arnold hatte seinen Spaß an Erscheinungen wie dem alten Garçon Joseph, der im Frack und in Filzpariſern den Salat im Hotel de l'Europe mit so feierlicher Würde anrichtete, als stünde er bei den Montmorencys in Dienst, und er sah in solchen seltsamen Leuten nicht bloß das Drollige, sondern auch die Erhabenheit des Unheils, das über die „Stadt in Ketten" gekommen war und das sie mit einem Anstand trug, den wir auch heute noch anerkennen müssen.

Arnold ist Humorist. Er ist auch als Mensch von einer bezaubernden Fröhlichkeit und von blendendem Witz. Aber es geht ihm wie Wilhelm Busch: die wenigsten ahnen, was hinter seinen Schwänken steckt. Er ist nicht schwermütig, wie es der Einsiedler von Wiedensahl im Grunde war, der die Einsamkeit suchte und in seinen lustigen Versen den bittern

Federskizze zu einer Zeichnung

Digitized by Google

Der Kaffeetatsch. Erster Entwurf zu einer Zeichnung

so sieht er uns allen ins Herz und erkennt, daß nicht viel mit uns los ist. Jedoch erfüllt ihn das nicht mit Bitternis und noch viel weniger mit Hochmut. Er weiß, diese Mangelhaftigkeit ist unser aller Erbteil, und seine Güte geht so weit, daß er ein herzliches Verständnis für alles hat.

Oder doch für fast alles. Nach dem Kriege zog er aus, um Berlin zu entdecken. Er war — und die „Liller Kriegszeitung" hatte ihr Teil dazu beigetragen — zu hohem Ansehen gekommen. Die Zeitschriften und Verleger begannen sich um ihn zu reißen, obgleich er dem „Simplizissimus" schon längst nicht bloß innerlich verpflichtet war. Aus dieser Nachkriegszeit stammen seine „Berliner Bilder", die der Simplizissimus-Verlag vor kurzem in einem Album gesammelt hat. Auch hier findet sich vieles, was seinem gutmütigen Humor, seiner herzenswarmen Menschlichkeit zu danken ist. Auf einigen Blättern, in denen er das Elend der Armut und den Jammer der Verarmung schildert, erhebt er sich zu einer fast tragisch anmutenden Größe der Anschauung, wie sie ihm zuerst in Lille nahegelegt worden ist, wenn er z. B. den von reiner Gefühlslyrik erfüllten „Feldsoldatensang in Flandern" schuf. Aber das meiste, was er in den Berliner Schieber-Cafés und Protzenrestaurants sah, jagte ihm doch die Galle ins Blut, und es entstanden Zeichnungen von jener ätzenden Schärfe, die er sonst vermeidet. Doch auch aus dieser Sammlung erkennen wir, daß die eigentliche Begabung Arnolds weniger auf dem Feld der Satire als auf dem des Humors liegt.

Es gibt kaum einen gewissenhafteren Arbeiter als ihn. Mit Absicht zeigen wir in diesem Aufsatz einige erste Entwürfe, deren Reiz in einer ungemeinen Frische der Auffassung und Flottheit der Zeichnung liegt. Doch genügen dem Künstler solche Leistungen nicht. Viele seiner Blätter zeichnet er dreiviermal um, bis er sie für gut befindet, d. h. bis sie unwidersprechlich klar und von größter Sparsamkeit des Ausdrucks durch eine bewunderungswürdig sprechende Linienführung sind. Leider sind solche Vorarbeiten nur selten erhalten. Was der Künstler gelöst hat, pflegt er zu vernichten, und man darf nur hoffen, daß seine Jungen, die gerne in den Papierkörben des Vaters stöbern, manches, was aus künstlerischen Gründen der Erhaltung wert ist, vor der allzu scharfen Kritik des Meisters retten. Das Malen hat Arnold schon lange aufgegeben. Ihm genügt die Graphik, um sich auszudrücken. Aber er ist nicht allein auf die Schwarz-weiß-Kunst eingestellt oder die etwas schematische Farbigkeit, die ihm die Reproduktionstechnik seiner Zeitschrift vorschreibt. Er beschäftigt sich jetzt mit ungemein zart getönten farbigen Lithographien, von denen wir eine abbilden, die sich völlig ernst, fast mystisch gibt. Und auf Blättern wie dem „Angler" oder dem „Abschied von Garmisch" bewährt er ausgezeichneten Farbensinn neben einem feinen Gefühl für die Landschaft. Außer seiner Tätigkeit als Karikaturist hat Arnold in den letzten Jahren sich mit besonderem Glück als Illustrator hervorgetan. Die nette Geschichte von Alice Berend: Die Bräutigame der Babette Bamberling, hat er durch seine Bilder zu einem Kleinod deutschen Humors erhoben, und in die phantastische Welt des Morgenstern-Jüngers Joachim Ringelnatz hat er seine keck zupackenden Bilder gestellt.

Arnolds Humor ist mit den Jahren immer reifer und reiner geworden, und es will uns scheinen, als habe er bald jenen goldigen Glanz, der einem milden alten Weine eigen ist. Er begibt sich auch jetzt noch manchmal,

Digitized by Google

wie das beim „Simplizissimus“ nicht anders sein kann, auf das Gebiet der hohen Politik und hat sich die große innere Freiheit bewahrt, daß er ohne Rücksicht auf Partei, immer und vor allem mit seinem Humor dem deutschen Vaterland dienen will.

Aber am liebsten befaßt sich seine Kunst mit dem deutschen Philister. Er gibt ihn dem Gelächter preis, denn er entdeckt mit tödlicher Sicherheit seine Schwächen. Doch im Innersten seines Herzens hat er eine heimliche Liebe zu ihm. Er weiß, wenn der Philister öffentlich wird, z. B. in der Politik, so ist er gräßlich und schädlich. Aber wenn er am Stammtisch sitzt oder in den Mietskasernen der großen Städte und in den Häusern der kleinen Nester sein Wesen treibt, so gehört er eben doch zu uns, und vieles Große, auf das wir mit Recht stolz sein dürfen, ist in seiner Welt, und sei es auch nur im Widerspruch zu ihr, entstanden. Arnold ist kein Idylliker. Er liebt die große Stadt und erfrischt sich, wenn er aus dem immer noch behäbigen München nach Berlin kommt. Lieber als in einer noch so schönen Landschaft sitzt er auf der Terrasse von Josty und sieht sich das Gewirr auf dem Potsdamer Platz an. Er macht seine Großstadtreisen, die ihn im vorigen Jahr sogar nach Amerika führen sollten, wie ein anderer Maler oder Zeichner seine Studienreisen ins Dachauer Moos unternimmt, und wenn er sich den reizvollen Ausflug nach Amerika versagt hat, so nur aus dem einen Grunde, daß er sich von dem Pressekonzern, der ihn haben wollte, nicht als künstlerischer Schwerarbeiter ausnutzen lassen wollte. Er ist gern mit guten Freunden zusammen. Aber seine sonnige Wohnung mit seiner norddeutsch blonden Frau und seinen drei Kindern, denen er es wahrscheinlich zu danken hat, wenn er jetzt an einem so entzückenden Bilderbuch wie dem „Schlaraffenland“ arbeitet, ist doch der stille Erdenwinkel, wo er in Ruhe die vielen Anregungen des Lebens verarbeitet, und selbst hier fehlt es ihm nicht an neuen Stoffen für seine immer aufnahmebereiten Augen. Er braucht nur zum Fenster hinauszusehen und erblickt vor den Toren der benachbarten Kirche ein buntes und lustiges Leben von Hochzeiten und Kindtaufen, Firmelungen und Fahnenweihen, und weil er nicht bloß ein humoristischer Zeichner, sondern auch ein Dichter ist, erblickt er in diesen flüchtigen Erscheinungen die „ewige Zier“. Eins ist und bleibt ihm die Hauptsache und stellt das Grunderlebnis seines Schaffens dar: wir sind allesamt arme Narren, und es kommt nur auf die Kunst an, sich trotzdem wohl dabei zu befinden, so wie er sich selber einmal, von langer Krankheit genesen, gezeichnet hat. Er sitzt auf einem Baum und raucht seinen Tabak, und ein Vöglein zwitschert ihm zu: „Mosjö, es will mir scheinen so, Ihr seid ein Narr in folio.“

Aus der Studienmappe: Typen aus dem Gerichtssaal

Digitized by Google

Die Tausendjahrfeier

Von Dr. Karl C. von Loesch

Tausendjahrfeiern sind etwas Ungewöhnliches, auch im Leben eines Volkes. Als die Ungarn 1900 das Millennium der Landnahme im Donau-Theißbecken feierten, waren jahrelange Vorbereitungen geleistet. Das ganze Volk hatte diesen Gedanken aufgenommen, die Feier war im besten Sinne populär. Nicht zu Unrecht bezeichnet man doch die Ungarn als das am meisten geschichtlich denkende Volk Europas. Die Millenniumsausstellung zeigte Ungarns Entwicklung seit 1000 Jahren von den Horden Arpads bis zu der stolzen Zivilisationshöhe, die mit der Jahrhundertwende erreicht war. Vom Gipfel des Glückes durfte man stolze Erinnerungen dem Volke vor Augen führen, das sich aus dem Joch der Türkenzeit und späterhin im Kampf gegen habsburgische Zentralisierungsbestrebungen freigemacht hatte. Der Ruhm der Ungarn ließ die Rumänen nicht ruhen, und wenige Jahre später — es war glaube ich 1904 — sah ich bei einem Besuch in Bukarest Aufführungen, zu Ehren eines noch ein paar Jahrhunderte älteren Jubelfestes der rumänischen Nation, als deren Gründer in pompöser, aber, wie mir schien, reichlich gezwungener Weise der römische Kaiser Trajan gefeiert wurde. Hatte 1900 in Ungarn die Nation ihre ureigenste Feier gefeiert, trugen damals stolze Magnaten die historischen Waffen, Gewänder und Juwelen ihrer Vorfahren, stand das ganze Pathos des Magyarentums hinter jenem Tausendjahrfeste, so war von alledem in Bukarest nichts zu spüren. Die gewollte Konstruktion war unverkennbar. Ihre künstliche Mache fiel jedem unvoreingenommenen Beobachter ins Auge. Die Festzüge auf einem vorstädtischen Ausstellungs- und Vergnügungspark erinnerten stark an die Pantomimen, mit denen ungefähr zu gleicher Zeit in Berlin Zirkus Busch und Zirkus Renz einander zu überbieten versuchten. Kein Wunder, daß die geschichtslosen rumänischen Massen teilnahmlos blieben: hat doch bis heute die Geschichtsforschung die Frage keineswegs zu beantworten vermocht, ob die heutigen Rumänen von den durch Kaiser Trajan angesiedelten Veteranen und Zwangskolonisten oder, wie neuerdings wieder behauptet wird, von römischen Campagnabauern abstammen, die etwa zu Diocletians Zeiten ihre versumpfende Heimat verließen und, durch die Balkanländer ziehend, erst nach fast einem Jahrtausend ihre heutigen Wohnsitze in der Walachei, der Moldau und in Siebenbürgen endgültig einnahmen.

In diesem Jahre dürfen wir Deutsche ein Tausendjahrfest begehen, die Erinnerung an die Angliederung, oder besser, der Wiederangliederung der Lande am Unterrhein an das Deutsche Reich. Köln rüstet sich zu einer großen Ausstellung, Düsseldorf, Aachen, Coblenz und andere Städte planen Ausstellungen kleineren Umfangs. Doch wie anders ist diese deutsche Tausendjahrfeier als die ungarische und als die rumänische Achtzehnhundertjahrfeier. Ihr weit besser begründetes Gegenstück, die Erinnerung an die Befreiungsschlacht im Teutoburger Walde (9 nach Christi Geburt), wurde trotz aller Vorbereitungen durch die Siege im Jahre 1809 verhindert, welche alle Hoffnungen auf Erneuerung des alten deutschen Kaiserreiches erstickten. 1909 haben wir ebensowenig an eine Wiederaufnahme gedacht, wie etwa 1887 an eine Zweitausendjahrfeier des Eintritts der Germanen (durch die Cimbern und Teutonen im Jahre 113 vor Christi Geburt) in die Weltgeschichte. Mit gutem Recht. Denn wir fühlen uns heute in erster Linie als Deutsche. Aber wir kennen in der deutschen Geschichte keinen so scharfen Abschnitt wie die Magyaren, welche durch die Gründung des ungarischen Reiches aus dem fast geschichtslosen Halbdunkel eines Nomadenlebens in den Steppen nördlich des Kaspischen und Schwarzen Meeres in das helle Licht abendländischen Weltgeschehens eintraten. Unsere Väter saßen, solange Menschen Völkergeschichte aufgeschrieben haben, an beiden Ufern des Rheines. Und der Raum im Norden und Osten des Deutschen Reiches war schon zu Cäsars Zeiten von germanischen Stämmen bewohnt. Nur ein Teil von ihnen, anfangs nur der Menschenüberschuß, hat in einer Zeit, als das weströmische Reich an innerer Leere, an Menschenmangel und Wirtschaftsverfall zugrunde ging, seine Wohnsitze dorthin verlegt, vielfach ohne großen Widerstand zu finden. Reiche wurden gegründet, die zum Teil erst nach jahrhundertelangem Bestande zugrunde gingen. Teile dieser Völkerwanderungsgermanen gingen durch Verschmelzung mit den vorgefundenen Romanen und Verlust der germanischen Sprache, des germanischen und später des arianisch-christlichen Glaubens in neuentstehende Völker auf. Nur langsam aber kam die germanische Vergangenheit der Staaten und ihrer Herrscher in Vergessenheit.

Digitized by Google

Gleichzeitig entwickelte sich aus den germanischen Stämmen und Stammessprachen bei dem daheimgebliebenen Teile das deutsche Volk und die deutsche Sprache. Dieser Vorgang hat — das wird heute meist übersehen — viele Jahrhunderte gedauert. Als Beginn der Völkerwanderungszeit nimmt man gewöhnlich das Jahr 375, wenn auch bereits 348 christliche Goten unter Wulfila in Mösien angesiedelt wurden und die Römer schon 260 nach Zerstörung des „Limes" das rechte Rheinufer, das völkisch-germanisch geblieben war, räumen mußten. 401 erscheint Alarich in Italien, 402 zog Kaiser Honorius die römischen Truppen auch vom völkisch noch vorwiegend germanischen rechten Rheinufer ab. 409 erobern germanische Stämme, die Gallien durchzogen hatten, Spanien, 429 Afrika. 443 erwerben die Burgunden ihre Sitze an der Rhone und Saone. 449 besetzen Angeln, Sachsen und Jüten Britannien, 486 vermischt der fränkische Merowinaer Chlodovech die letzten Reste des weströmischen Reiches in Nordgallien und nimmt zehn Jahre später — das ist entscheidend — das Christentum in römischer (nicht arianischer) Fassung an. Mehr als hundert Jahre erfordert also die germanische Landnahme und fast 300 Jahre später gelingt es dem größten aller germanischen Stämme, alle noch bestehenden west- und ostgermanischen Staaten in einer römisch gedachten Universalmonarchie zu einen. Damit endet ein wichtiger Geschichtsabschnitt. Karl der Große, der fränkische König des größten und des einzigen Stammes, der sowohl auf dem germanischen Mutterboden, als auch im westlichen Kolonialland gleichzeitig festen Fuß hatte, dessen Hauptstadt in Aachen an der Scheide der germanischen und römischen Volkssprache lag, ließ sich im Jahre 800 in Rom sogar zum Kaiser krönen: in Rom, das nicht der Mittelpunkt, sondern eher eine Grenzstadt seines Reiches war, nachdem er durch die Unterwerfung der Sachsen, durch seine Kriegszüge nach Schleswig und gegen die Slawen und Avaren alles von Germanen bewohnte Land in Mitteleuropa und darüber hinaus noch alle von den Völkerwanderungsgermanen beherrschten Gebiete, mit Ausnahme Skandinaviens und der britischen Inseln unterworfen hatte. Saragossa jenseits der Pyrenäen war die Westmark seines Reiches.

Die Karolinger haben das Erbe des großen Karl nicht zu wahren vermocht. Wieder ein Jahrhundert (das fünfte seit Beginn der Völkerwanderung) vergeht in der Auseinandersetzung seiner Erben. Die neuen Volkstümer sondern sich ab, die neuentstandenen Sprachen erringen Anerkennung. Die Geburtsstunde des deutschen Volkes und eines Deutschen Reiches rückt heran. Der romentlehnte Universalreich-Gedanke, den Karl ja auch nur unvollkommen vollendet hatte, erleidet Schiffbruch. Die Söhne Ludwigs teilten im Jahre 843 das Erbe der Väter wie ein Rittergut. Man hat diesen Vertrag von Verdun mit Recht nicht als einen Staatsvertrag, sondern als eine familienrechtliche Auseinandersetzung der karolingischen Erben, die die Einheit des karolingischen Reiches immer wieder bezeichneten, angesehen. Denn die damals geschaffenen Reiche waren nur Satrapien eines Gesamtstaates, nicht etwa völkisch oder strategisch abgegrenzte Staaten. So erhielt Karl der Kahle nur einen Teil des romanischen Landes (Neustrien, Aquitanien und Burgund) als Westfranken, Ludwig das rechtsrheinische Land, dazu auf dem linken Rheinufer die Gaue von Mainz, Worms und Speyer, Lothar die Kaiserwürde, Italien und ein völkisch gemischtes Zwischenland „Mittel"franken zwischen beiden mit den Hauptstädten Rom und Aachen! Auch die völkische Sonderung tritt in Erscheinung. Schon zu Lebzeiten Karls des Großen unterscheiden die Akten des Konzils von Tours die bäurische romanische Sprache von der volkstümlich deutschen (lingua theodisca). Eine Urkunde von 843 kennt bereits ein deutsches Volk, welches von den Langobarden unterschieden wird. Immerhin sind die staatlichen Verhältnisse noch fließend. Wenige Jahrzehnte darauf bricht das Mittelreich, von dem uns heute nur noch der Name Lothringen kündet, zusammen. Karl von Westfranken und Ludwig von Ostfranken teilen 870 in Meersen an der Maas das Erbe ihrer Brudersöhne. Der germanische Teil: Friesland, Lothringen und das Elsaß kommen zum ostfränkischen, der romanische: die Provence, Burgund, Verdun, Brabant, aber auch Flandern zum westfränkischen Reich. Auch dieser Vertrag hatte keine Dauer. Er blieb eine Episode und wurde 879 und 880 durch die neuen Verträge von Verdun und Ribemont abgelöst, welche Ostfrankens Grenze vorschoben. So wechselte auch die Kaiserkrone von Lothar II., Lothars Sohn, 875 auf Karl den Kahlen von Westfranken, 881 auf Karl den Dicken von Ostfranken und 896 auf dessen Neffen Arnulf. Dann pendelt das Übergewicht wieder nach Westen. Unter Arnulfs Erben, Ludwig dem Kinde, zerfällt das ostfränkische Reich. Die Stammesherzogtümer Sachsen und Franken erwählen — der Erbgang wird unterbrochen! — Konrad von Franken, den ersten nicht karolingischen Kö-

Digitized by Google

nig, immerhin aber noch aus dem fränkischen Stamme. Bayern, Schwaben und Lothringen scheiden faktisch aus dem Reiche aus und Lothringens Herzog, der über die Lande an der Mosel, Maas und Schelde samt beiden Ufern des Unterrheines von Andernach bis Emmerich gebietet, wendet sich sogar den westfränkischen Karolingern zu. Das Elsaß bleibt freilich vorerst mit Schwaben vereinigt, das jedoch später (wohl 913) mit Straßburg in die Hand der westfränkischen Karolinger fällt! Konrad kann nur noch einen schmalen Streifen am linken Rheinufer behaupten. Die Königsmacht sinkt immer tiefer, Ostfranken ist nur noch ein Zweistämmestaat. Die Separationskrise geht weiter.

Der große Wendepunkt bereitet sich im Jahre 919 vor, als Franken und Sachsen in Fritzlar a. d. Eder unter Ablösung von der fränkisch-karolingischen Dynastie und von der Universalreichstradition den Sachsenherzog Heinrich in freier Königswahl erküren. Nun ist der deutsche König da, aber nicht das Reich. In Kämpfen und fast noch mehr in kluger Diplomatie zieht Heinrich erst die Schwaben und Bayern an sein Reich, einigt sich mit den Ungarn und erreicht 921 die Anerkennung des westfränkisch-karolingischen, also „legitimen" Königs, Karls des Einfältigen als gleichberechtigter Souverän. Aber erst die 922 in Westfrancien ausbrechenden Thronwirren erlauben es Heinrich, stückweise das deutsche Land an beiden Ufern des Rheines unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Am 15. Juni 923 verläßt Herzog Giselbert von Lothringen Karl den Einfältigen, nachdem er ihm noch kurz zuvor gegen Rudolf von Burgund wieder zum Throne verholfen hatte. Karl wurde gefangen, Lothringen, Metz, ja sogar Zabern, der Schlüssel des Oberrheins, kommen aber noch nicht unter Heinrichs Herrschaft, sondern sie fielen zunächst Robert von Burgund anheim. Erst im Herbst 923 entschließt sich Heinrich zur Wiedereroberung der Lande am Rhein: er gewinnt Köln, Aachen und Trier (das Elsaß scheint schon 918 zu Schwaben zurückgekehrt zu sein). Damit ist die heutige völkische Grenze Deutschland im wesentlichen erreicht und es besteht kein Zweifel, daß das deutsche Volk — wenn die Zeitverhältnisse es gestattet hätten — bereits 1923 Anlaß zu einer Tausendjahrfeier gehabt hätte. Immerhin aber war der Besitz noch keineswegs gesichert, die karolingische Erbmasse war noch nicht formal liquidiert. Zabern und Metz verblieben mit den damals halbromanischen Bistümern Toul und Verdun in der Hand Rudolfs von Burgund. Erst 925 unterwarf Heinrich I. den unbeständigen Herzog Giselbert von Lothringen, seinen Schwiegersohn, endgültig; vereint bezwangen beide Metz, den Zugang zu den Rheinlanden.

Der Düsseldorfer Archivar Paul Wentzke, dem wir für diesen Teil der Ausführungen folgen, hat 1923 in den Preußischen Jahrbüchern darauf hingewiesen, daß erst der Besitz von Metz und Zabern die Rheinlande und das Elsaß für immer an Deutschland band und daß das Jahr 925, mit dem nach Levison „für die Rheinlande eine jahrhundertelange ununterbrochene Verbindung mit dem rechtsrheinischen Deutschland" begann, das eigentliche Stichjahr sei.

Wenn ein Volk Erinnerungsfeste begehen will — und dazu hat man sich im besetzten Gebiete entschieden (das Bedürfnis pflegt gerade in schwerer Zeit besonders stark zu sein) — so kommt es auf wissenschaftliche Akribie bei der Terminbestimmung um so weniger an, als die Zahl Tausend wohl seit alters mit mystischem Geheimnis umkleidet ist, aber schließlich doch willkürlich und nur dadurch bedeutsam ist, daß sie in dem orientalischen Zahlensystem, welches wir „zufällig" übernommen haben, eine so große Rolle spielt. Viel wichtiger ist, zu wissen, was wir feiern.

Die Lande am Rhein und wir im unbesetzten Deutschland, darüber hinaus aber auch das gesamte Grenz- und Auslanddeutschtum, haben allen Anlaß, sich bewußt zu werden, daß die linksrheinischen Lande Deutschlands Schicksalslande sind. Erst die Sicherung der Rheinlande und des Elsasses vollendeten den Bau Heinrichs des Sachsen, des Gründers des Deutschen Reiches. Er, und nicht sein Sohn Otto, der Irrwege ging, als er sich in Rom die Cäsarenkrone holte, ist unsere größte geschichtliche Persönlichkeit der Frühzeit. Wir feiern 1925 das erste großdeutsche Reich, das ein deutscher Nationalstaat wurde, als alle Deutschen in ihm vereint wurden. Darum ist das Jahr 1925, dessen Feier vom Westen her vorgeschlagen wurde, auch gleich bedeutsam für alle Grenzdeutschen im Norden, Osten und Süden, für die die Stunde der Erlösung aus Knechtschaft auch noch nicht gekommen ist.

Das Deutschland Heinrichs I. feiern, heißt aber nicht Karl den Großen den Franzosen überlassen, dessen Tradition der französisch gewordene Sohn eines italienischen Advokaten in Korsika, Napoleon I., sich aufzunehmen bemühte. Karl war noch Franke, Germane. Er war wohl auch Herr über die Welschen; Staatsvolk aber waren für ihn hüben und drüben die Germanen, hier Ge-

Digitized by Google

samtvolk, dort nur die Oberschicht. Aber er war nicht ein gewählter gesamtdeutscher Volkskönig, wie Heinrich. Seine Universalmonarchie stellte eine ältere Auffassungsform dar. Noch viel weniger haben die Franzosen ein Recht, das heutige Frankreich als den Erben der karolingischen Tradition hinzustellen und daraus Rechte ableiten zu wollen. 911 endete die Karolingerherrschaft in Ostfranken, 987 stieß der Usurpator Hugo Capet den letzten karolingischen Ludwig, den Müßiggänger, vom westfränkischen Thron. Den Herzögen von Francien haftete dies Odium auch als Königen noch an. Sie, die aus kleinem emporsteigend allmählich ganz Westfrancien eroberten, später sogar die reichsromanischen Lande stückweise abrissen, verwüsteten und sich gefügig machten, gaben dem Volke und dem Lande den Namen und als Sprache den Dialekt ihres Stammherzogtums. Die Romanen Galliens wurden gewaltsam „französisch" gemacht. Das deutsche Volk ist aber gewachsen und geworden (wenn auch mit fremden Einschlägen) aus germanischer Stammeswurzel; durch das Reich der Sachsenkönige gefügt, erzogen, geschult. Darum sei auch die Feier von 1925 nicht nur staatlich, sondern volksmäßig. Denn von tausend Jahren wurde aus germanischen Stämmen das deutsche Volk.

Die Rheinlande aber, die damals erst durch ihren Hinzutritt den Bau des Reiches vollendeten, wurden dessen Herzlande. Hier lagen Mainz, Aachen und Frankfurt, die Königswahl- und Krönungsstädte. Hier wurde die Mehrzahl der Reichstage abgehalten. Der Reichskanzler und die geistlichen Kurfürsten hatten hier ihre Sitze. Von hier aus begann die große Rückendeckung des Nordens und Ostens: Frankendörfer treffen wir dort überall. Rheinische Menschen tragen aber die Ergebnisse der dort aufgeblühten deutschen Kultur noch darüber hinaus nach ganz Osteuropa!

An die Zeit. Von Alfred Schelzig

Jetzt ist nicht Zeit zu beten und zu knien,
Zu Opfern, die nach Windes Gunst verwehen, —
Tat sei der Seele allgewaltig Flehen
Und Kraft die Wolke, drauf die Wünsche ziehn!

Noch eh' die Nacht sinkt, eh' im Abendglühn
Der Tag im Meere will zur Ruhe gehen:
Muß fest gefügt ein neuer Tempel stehen —
Mehr als Gebet, wo einst Gebete blühn! —

Denn uns tut not, vergangnem Schutt entrungen,
Emporgeführt vom Flug der Werdezeit;
Daß, Turm, sich feste — was ein Traum geweiht.

Daß Glocke sei, — wo schon ihr Ton geklungen,
Daß Altar sei — wo Flamme längst bereit,
Daß Leben sei — wo Todessang gesungen.

*

Werk. Von Hans Much

Sag', wie soll ich dir dienen?
Ich weiß, daß du mich riefst
Im Sandweg durch die Dünen.
Ich weiß, daß du mich prüfst,
Der ich das Werk vollenden
Wollt' ganz aus eigner Kraft,
Greif' doch nach deinen Händen
Auf meiner Pilgerschaft.

Ich weiß, du magst nicht schützen
Vorm Wirrsal dieser Welt;
Ich weiß, du kannst nur stützen
Den, der sich selber hält.
Du, der in allen Dingen
Lebt und sich selber liebt —
Ich will ein Werk vollbringen,
Das gibt und mir vergibt.

Das Werk ist deines Dienstes,
Gespeist von deinem Geist,
Das Werk, das Allerkühnstes
Erstürmt und an sich reißt.
Das Werk, das deinen Namen
Wie du dich selbst verhüllt,
Und doch dein heilig Amen
Erstrebt, erspäht, erfüllt.

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

„Ihr glücklichen Augen..."

Erinnerungen von Eugen Zabel

Als Eugen Zabel am 26. Februar 1924 heimging, bedeutete sein Tod keinen schweren Verlust für die lebende deutsche Literatur. Er hatte versucht, das Leben der großen Katharina und das des Zauberers von Bayreuth in der Nach- und Umdichtung des Romans zu erzählen, aber er war kein Dichter und hat sich gewiß auch nie dafür gehalten. Auch diese dichterischen Werke waren von einem Journalisten geschrieben, einem Mann, der sein Handwerk verstand, und dessen lebhafter und schmiegsamer Geist selbst Aufgaben anständig löste, die eigentlich jenseits der Grenzen seiner Begabung lagen. Seine Stärke waren Kritik und Berichterstattung, und er hatte auf diesen Gebieten seit den Tagen, da er neben Karl Frenzel, seinem Meister und Freund, an der „Nationalzeitung" tätig war, zu den führenden Schriftstellern Berlins gezählt. Aber auch dieser Ruhm begann in den letzten Tagen zu verblassen. Wohl hatte er sich die Begeisterungsfähigkeit bewahrt, wohl verstand er noch im hohen Alter klar und klug zu schreiben, wohl blieb er bemüht, das künstlerische Leben einer vielfach gewandelten Zeit in allen seinen Äußerungen zu begreifen und zu würdigen. Aber er erfuhr, was keinem erspart bleibt, der nicht zu den ganz Großen zählt: sein Stil begann zu altern. Seine Arbeiten rückten in die zweite und dritte Reihe. Sie waren nicht schlechter, als sie vor zwanzig und dreißig Jahren gewesen waren, und die Leistungen der Jüngeren, die sich an ihre Stelle drängten, übertrafen sie nicht an geistiger Bedeutung oder an journalistischer Gewandtheit; sie hatten nur den Vorzug, von Leuten geschrieben zu sein, die aus der Zeit stammten, für die sie arbeiteten, während sich der alternde und alte Zabel aus den siebziger und achtziger Jahren, die seine Entwicklung bestimmt hatten, nicht lösen konnte und auch nicht durfte, wollte er sich nicht selbst verleugnen.

Ein solcher Versuch kam ihm nicht in den Sinn. Er ging unbekümmert den Weg, den ihm seine Natur vorschrieb, und wenn die Erfolge, die ihm als Jüngling und Mann in reichem Maß zuteil wurden, sich nur noch selten einstellten, als er alt geworden war, murrte er nicht wider das Schicksal. Größere hatten dasselbe und Schwereres erdulden müssen, und selbst die gemeine Not des Tages, die ihn in den wirtschaftlichen Wirrnissen der letzten Jahre grausam überfiel, ertrug er ohne ein Wort der Klage. Tiefer als sein eigenes oft umwölktes Geschick bekümmerte ihn das Unglück des Vaterlandes, dessen glanzvoller Aufstieg seine Jugendjahre vergoldet hatte. Aber er verzweifelte nicht. Wie es ihm selber ging, war unwesentlich und nicht der Rede wert. Das Reich jedoch — davon war er fest überzeugt — es würde uns bleiben und sich aus seiner Demütigung aufs neue erheben. Er war Ostpreuße. Er gehörte mit Stolz jenem zähen Kolonistenstamm an, der sich als erster gegen die napoleonische Bedrückung gerüstet hatte. Er kannte den Wandel des Glücks und hoffte gleich unsern Besten auf die stählende Erziehung durch das Leid.

Eugen Zabel war ein aufrechter Charakter, ein vorbildlicher Freund. Der hochgewachsene, mächtige Mann mit dem ausdrucksvollen, schönen Kopf war einer der würdigsten und lautersten Vertreter der deutschen Presse. Er kannte keinen höheren Ruhm, als mit Hilfe seiner stets bereiten Feder und seiner ausgedehnten Kenntnisse andere zu fördern, an deren Bedeutung er glaubte. Er hat die Entwicklung des deutschen Theaters durch ein halbes Jahrhundert mit immer reger Teilnahme begleitet und stand auch den vielen fragwürdigen Versuchen der jüngsten Zeit mit unbeirrbarer Liebe gegenüber. Er war einer der ersten, die die Bedeutung der russischen Literatur für uns erkannten. Er hat uns Turgenjew und Tolstoi nahegebracht, als die Beschäftigung mit ihren Werken noch für eine absonderliche Schrulle galt, er ist auf seinen wiederholten Reisen nach Rußland, die ihn bis nach Sibirien und in den fernen Osten führten, bemüht gewesen, das Verständnis für die Geschichte und die Wirtschaft des Zarenreichs zu wecken und zu fördern. Diese Bemühungen haben leider nicht den praktischen Erfolg gehabt, den sie verdienten, aber sie sollen ihm unvergessen bleiben. Er selber fragte kaum nach Lohn und Anerkennung. Er schrieb, was er sah und erlebte, und streute seine Anregungen verschwenderisch in den Tag hinaus. Mochten andere, Spätere sie aufnehmen und fruchtbar machen.

Zabel war Journalist. Aber er war kein oberflächlicher Schriftsteller. Eine gediegene Bildung, die in Kant und Goethe die bestimmenden Mächte erblickte, behütete ihn davor, ein fingerfertiger Skribent zu werden. Mit welcher ergreifenden Wärme wußte er eines Abends am Kladderadatsch-Stamm-

Digitized by Google

tisch für die Goethe-Gesellschaft zu werben. Er war von den Goethetagen aus Weimar gekommen und hatte sein altes Herz in diesem Vorort unsrer deutschen Geistesgeschichte einmal wieder erfrischt. Doch er war in der Seele seines Volkes beschämt, daß die Goethe-Gesellschaft noch bei weitem nicht alle zu den Ihren zählt, für die das Werk Goethes einen lebendigen Besitz bedeutet. Da stand er auf und sprach von Deutschlands Armut und Deutschlands Reichtum und war fabelhaft jung in seiner Begeisterung, und man glaubte mit ihm, daß die Goethe-Gesellschaft keine Einrichtung von und für Philologen sei, sondern dank ihrem erhabenen Schutzpatron die Pflicht und die Kraft habe, zum Besten der geistigen und seelischen Genesung Deutschlands die Ritter des Geistes zu einem Bunde zusammenzuschließen.

Jeden Donnerstag abend war Zabel am Kladderadatsch-Stammtisch zu finden. Er war nicht der Vorsitzende dieser Vereinigung von Berliner Schriftstellern und Künstlern, denn sie hat es verschmäht, sich einen Vorstand zu wählen oder Satzungen zu geben. Aber er galt als das Haupt, denn niemand hing mit gleicher Treue an diesen zwanglosen Zusammenkünften. Wenige waren so anregend wie er und kaum einer verstand es gleich ihm, die Jugend mit warmer Herzlichkeit heranzuziehen. Er gehörte zu den ältesten der Runde, doch er erblickte keinen Vorzug in seinen Jahren und war weit davon entfernt, sich auf Grund seiner Kenntnisse und Erfahrungen ein Thrönchen der Erhabenheit zu errichten. Ja, wenn seine lautere Seele des Neides fähig gewesen wäre: er hätte die Jugend beneidet, die mit hellen und sehnsüchtigen Augen nach Erlebnissen spähte, wie sie ihm in langen Jahrzehnten zuteil geworden waren.

Gern teilte er sich mit. Vieles hat er in der beschaulichen Weise des Alters auch veröffentlicht, manches in diesen Heften. In seinem Nachlaß fand sich ein fast satzfertiges Manuskript „Aus kleiner und großer Welt. Erinnerungen eines Altpreußen". Hier hat er in seinen letzten Jahren die Ernte seines Erlebens gehalten, ein Werk geschaffen, das vermutlich alle seine anderen Schriften überdauern wird. In diesen schlichten Aufzeichnungen enthüllt sich seine liebenswürdige und tüchtige Menschlichkeit. Sie sind — und das ist ihr Hauptvorzug — ganz ohne Eitelkeit geschrieben. Zabel ist in seinem langen Journalistenleben mit unendlich vielen und bedeutenden Persönlichkeiten zusammengekommen. Er stellt sich immer als den dankbar Empfangenden hin, der als tiefes Glück empfindet, was seine glücklichen Augen alles sehen durften, von dem ersten Weihnachtsbaum an, der im väterlichen Hause mit vergoldeten Nüssen, bunten Sternen und Papierketten, allerlei Süßigkeiten und Lichtern behängt war und sich auf der gegenüberliegenden Wand neben dem Abendmahlbilde Leonardos spiegelte, bis in die Altersjahre, die ihm gönnten, die schweren Bedrängnisse seines Volkes mit durchzukämpfen und die ersten Zeichen der Genesung noch zu schauen.

Die Erben Zabels haben die Güte gehabt, diesen Heften, denen Zabel als Mitarbeiter lange nahestand, den Abdruck von Auszügen aus seinen Erinnerungen zu gestatten. Es sei zunächst eine Stelle wiedergegeben, die uns in die Heimat Zabels, nach Königsberg, führt. Er hat stets mit Liebe an der ostpreußischen Siebenhügelstadt, an der strengen Schönheit der ostpreußischen Landschaft gehangen und war stolz auf den tüchtigen Menschenschlag, dem er selber angehörte. Mit Stolz zeichnet er in seinen Rückblicken ein Bild des geistigen und künstlerischen Lebens in Königsberg. Gewiß war ihm Berlin zur zweiten Heimat geworden. Er empfing hier die wichtigsten Anregungen für seine vielfältige literarische Tätigkeit. Aber als guter Deutscher blieb er in geistigen Dingen ein Stück Partikularist. Es gab für ihn keine „Provinz". Doch hören wir ihn selbst, wie er die Königsberger Gelehrtenwelt zu Beginn der siebziger Jahre, insbesondere im Wintersemester 1870—71 schildert.

Die Franzosen in Königsberg

„Nicht weniger als 600 französische Offiziere befanden sich damals in Königsberg, Vertreter der verschiedenen Waffengattungen. Man konnte sie tagsüber bei ihren Spaziergängen auf den Hufen und in den Anlagen des Königsgartens, bei den Einkäufen, die sie in Geschäften machten, sowie abends bei Konzerten und im Theater beobachten. Sie bemühten sich sichtbar, Anschluß an das Publikum und Eingang zu den deutschen Familien zu bekommen, wo es sich aber bald als notwendig herausstellte, ihnen mit vorsichtiger Zurückhaltung zu begegnen. Die kleinen beweglichen Herren, namentlich die aus dem Süden Frankreichs stammenden, die so kokett um sich blickten wie Damen der Halbwelt, spielten z. T. die Rolle von Vergnügungsreisenden und betrachteten jede höfliche Rücksichtnahme auf ihre bedauerliche Lage als etwas Selbstverständliches . . Daß Paris die erste tonangebende Stadt und Frankreich das Herz der ganzen Welt sei, erschien ihnen so selbstverständlich, daß auch die unaufhörlich einlaufenden Nachrichten über weitere Siege an dieser Überzeugung nichts ändern konnten. Innerhalb der Anschauungen, die sie über ihre Heimat besaßen, entwickelten sie viel Frische, Klugheit und einen oft überraschenden Geist. Bei der Beurteilung alles Fremdländischen waren sie dagegen befangen bis zur äußersten Kindlichkeit. Einzelne dieser französischen Offiziere vertrauten mir damals die Tagebücher an, die sie während des Feldzugs geschrieben hatten, und viele ihrer Betrachtungen und Schlüsse waren derartig, daß ich trotz meiner Unreife beim Durchblättern der Hefte hell auflachen mußte. Immer die alten faulen Witze über Sauer-

Digitized by Google

Abend im Atelier. Gemälde von Robert E. Stübner

Digitized by Google

Digitized by Google

kraut und Bratwürste, von denen sich die Deutschen ausschließlich ernähren sollten, obwohl man diese Speise nirgend häufiger als gerade in Pariser Restaurants angekündigt findet. Bismarck erschien ihnen als eine Art Menschenfresser, und die ehrwürdige Gestalt des ersten deutschen Kaisers als ein hilfloser Greis.

Als ihr Hauptquartier betrachteten die französischen Offiziere die Steinersche Konditorei in der Junkerstraße, wo sie ihre Stammtische hatten und eine große Anzahl Zeitungen fanden, in welche sie sich entweder fest vertieften oder aus denen sie sich von Bekannten Nachrichten übersetzen ließen. Dort hatten sie erfahren, daß ein Professor in der Universität während dieses Winters viermal in der Woche von fünf bis sechs Uhr ein Kolleg über die französische Philosophie und Literatur des 18. Jahrhunderts las. Das machte sie neugierig, und sie wollte ihn auch hören. Es war Karl Rosenkranz, der liebenswürdigste und menschlichste aller Hegelianer, auf dem Lehrstuhl Kants eine Zierde der Königsberger Universität, dem er mit der Vielseitigkeit seines Wissens und Schaffens, seiner fesselnden Rednergabe, die er frei und erwärmend dahinströmen ließ, sowie dem Erfrischenden, Beweglichen und Ritterlichen seiner ganzen Persönlichkeit ein Ansehen weit über die deutschen Gaue hinaus verlieh. Er war als Herbarts Nachfolger von Halle nach der ostpreußischen Krönungsstadt gekommen und hatte es unübertrefflich verstanden, die absolute Philosophie seines Lehrers durch Übertragung auf neue Gebiete der Erkenntnis erfolgreich zu verjüngen. Namentlich für die Behandlung der Literaturgeschichte und Ästhetik erwies er sich als geradezu schöpferisch. Er war der erste, der ein Handbuch der Weltliteratur im Sinne Goethes und bald darauf eine zusammenfassende Schilderung der Werke unseres größten Dichters veröffentlichte. Daneben schrieb er, als hätte er unsern modernen Naturalismus geahnt, eine ‚Ästhetik des Häßlichen' und erweiterte die Grenzen für die Poesie und Kunst gegenüber den hergebrachten Begriffen des Schönen aus einer Fülle eigener Anschauung im modernen Sinne aufs anregendste. Sein zweibändiges Werk über Diderot, mit dem er den großen Enzyklopädisten und bahnbrechenden kritischen Kopf auf den verschiedensten Gebieten als einen vollwertigen und gleichberechtigten Zeitgenossen Voltaires und Rousseaus hinstellte, ist jetzt wohl eingehender Ergänzungen bedürftig, aber als Ganzes noch immer nicht übertroffen. Als Herausgeber der Hegelschen Werke und einer großen Biographie seines Meisters hielt er es dabei für eine lohnende und lockende Aufgabe, seiner neuen Heimat, der urbs septicollis am Pregel, die er von Herzen lieb gewonnen hatte, in den ‚Königsberger Skizzen' ein selbständiges Werk zu widmen, wie es keine andere Stadt von einem Gelehrten seines Ranges aufzuweisen hat.

Die durch den Krieg hervorgerufene Stimmung sollte nun auch in die akademischen Hörsäle fluten und dort hochgehende Wogen schlagen. Von den französischen Offizieren war allerdings nur ein einziger des Deutschen völlig mächtig, weil er früher zwei Jahre in Bonn studiert hatte. Einige andere verstanden wohl das meiste, konnten aber ihre Gedanken in unserer Sprache nicht geläufig ausdrücken. Wenn die Uhr im Kaffeehause fünf schlug, warfen sie die Dominosteine zusammen, standen auf und riefen einander zu: ‚Cinq heures! Il faut aller chez Charles Rosenkranz!' Das große Auditorium konnte die Zahl seiner Hörer kaum fassen: Militärs, Juristen, Lehrer, Künstler, Schauspieler und bemooste Häupter allerart. Um ein Viertel nach fünf ging ein Schwirren durch die Versammlung: „Der Herr Geheimrat!" Eine schlanke Mittelfigur mit etwas nach vorn gebeugtem Kopf wurde in der Tür sichtbar. Volles weißes Haar schimmerte um Stirne und Schläfen und bildete hinter den Backenknochen und unter dem Kinn eine feine, wie aus Spitzen gewebte Krause. Rosenkranz bestieg vorsichtig das Katheder, fuhr sich mit der Hand über die Stirn und drückte auf die Platte, um sich zu überzeugen, daß sie in der richtigen Lage stehe und den Armen die gewünschte Stütze gewähre. Ein leises Sichräuspern und die gewohnheitsmäßig geflüsterten Worte: ‚Meine mir hochzuverehrenden Herren!' Rosenkranz war ein solcher Meister der freien Rede und verfügte über ein so unfehlbares Gedächtnis, daß er niemals ein Manuskript bei sich führte und den Notizzettel, der sich in seiner Westentasche befand, selbst dann nicht hervorholte, wenn ihm der Stoff mit einer Fülle von Namen, Titeln und Inhaltsangaben übermäßig anschwoll. Man hatte als Zuhörer immer das Gefühl, als ob die Ergebnisse angestrengten Denkens gerade in dem Augenblick, wenn er das Katheder bestieg, für die akademische Jugend spruchreif wurden. Alles war von einer Anschaulichkeit, daß man glaubte, die Dinge mit den Händen greifen zu können. Wir lernten Männer wie Voltaire und Rousseau, Montesquieu und Diderot nicht nur in der Abgeschlossenheit ihrer Persönlichkeit, sondern im engen Anschluß an ihre Zeit kennen. Der feinste Reiz lag für die Zuhörer aber darin, daß auf diese Schilderungen der Selbstzersetzung, die sich innerhalb der Pariser Gesellschaft vor dem Ausbruch der großen Revolution vollzog, das brennende Licht der Tagesereignisse in immer weitere Umkreise fiel. Die französischen Offiziere machten dazu lange Gesichter, und einige blieben der Stätte fern, wo ihnen so bittere Wahrheiten verkündet wurden. Aber mehrere hielten doch bis zum Schluß des Semesters aus, als unser allverehrter Lehrer auf das brennende Paris und die Schandtaten der Kommune hinwies, während bei uns im lichten Morgenrot des geeinten deutschen Vaterlandes das Kaiserreich neu erstanden war."

Digitized by Google

Königsberger Universitätsleben

„Das alte Kollegium am Pregel hockte wie ein altersschwaches, verschrumpftes Mütterchen. Von der Wasserseite gewährte es einen malerischen Eindruck. Über die Ufermauern ragten uralte Bäume bis zu dem breiten, langgestreckten Dach hinan. Aber nach der inneren Seite, wo der Dom mit seinen scharf gebogenen Linien aufragt und zur Betrachtung seines Inneren mit dem Chor und der Fürstengruft einlädt, stellten die armseligen rohen Ziegelwände der früheren Albertina ein Sinnbild für die Vergänglichkeit alles Irdischen dar, während uns wieder aus der Grabstätte Kants, der ‚stoa Kantiana', ein Hauch des Ewigen zu berühren schien."

Nachdem Zabel erzählt hat, wie Fichtes Selbstbewußtsein, das selbst Kant noch im Dunkel des Irrtums wandeln sah, in Königsberg zu lebhaftem Scharren Anlaß bot, so daß sich der Philosoph zu der Frage gezwungen sah, ob er sich unter Menschen befinde: „Der Mensch kann seine Gedanken, Ideen in Worten ausdrücken, die man versteht; das Tier, der Elefant, der Ochse, der Esel kann das nicht. Daher stampft es mit den Füßen, brüllt in unartikulierten Tönen, kurz, benimmt sich unanständig," wirft er einen Blick auf die früheren Zustände der Universität: „Lange hat sich an dieser Stelle der akademische Übermut ungehemmt austoben dürfen. Noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts gab es die Pantoffelparade, bei welcher sich die Studenten mit ihren großen, schief aufgesetzten Hüten, langen Taillenröcken, Sporenstiefeln und Degen am Sonntag in der Vorhalle des Domes aufstellten und die aus der Kirche kommenden Frauen und Mädchen einer nicht gerade liebevollen lauten Kritik unterwarfen. Ein Studiosus Rüdiger hatte auf einem Ball von einer Dame einen Korb erhalten. Als sie später mit ihrer Mutter nach Hause fuhr, stellte sich ihr der Musensohn, von Laternenträgern und Musikern umgeben, auf der Schmiedebrücke in den Weg und nötigte sie, unter freiem Himmel ein Menuett mit ihm zu tanzen. Dergleichen Unfug wiederholte sich so oft, daß es den Studenten verboten wurde, die Wirtshäuser länger als bis neun Uhr abends zu besuchen. Trotz solchem Übermut wurde an der früheren Lehrstätte unter harten Entbehrungen und Beschränkungen um die höchsten Ziele geistiger Erkenntnis gerungen. Man glaubte, in ein armes, altes Kloster mit niedrigen und dunkeln Räumen zu treten. Der große Hörsaal, an dessen Wänden geschwärzte Ölgemälde von Fürstlichkeiten hingen, mußte durch eckige Holzpfeiler gegen den drohenden Einsturz geschützt werden und war gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts wegen Nässe und Modergeruch völlig unbrauchbar. Die Universitätsbibliothek und die wissenschaftlichen Sammlungen hatten es über kümmerliche Anfänge nicht gebracht. An wolkenschweren Wintertagen mußten sich die Studenten, auf deren Kollegshefte das trübe Licht von Stallaternen fiel, zum Schutz gegen die Kälte in ihre Mäntel einhüllen, und den Professoren wollten Wangen und Lippen oft erstarren."

Zabels Rückblick auf die gelehrten Zierden der Universität verweilt auf dem ersten Rektor, dem glänzend begabten, aber eiteln Georg Sabinus, der mit der Tochter Melanchthons ein zerfahrenes Eheleben führte, auf Simon Dach, dem liebenswürdigen Professor der Dichtkunst und zartsinnigen Poeten der „Anke von Tharau", um sich dann, wiederum in dankbarer Erinnerung an Rosenkranz, den Zeitgenossen zuzuwenden: „Dekan der philosophischen Fakultät war Friedrich Überweg, ein kleines, feines, blasses Männchen, dem man von seiner rheinischen Heimat wenig, um so mehr aber von angespannter geistiger Arbeit anmerkte. Mit seiner hohen, leisen, singenden Stimme führte er seine Hörer in liebevollster Weise in die Geheimnisse der Weltweisheit ein, wie er sie in seiner ‚Logik' und in seinem immer wieder neugedruckten ‚Grundriß der Geschichte der Philosophie' niedergelegt hatte. Die Scheu, die uns in seinem Empfangszimmer bei der Immatrikulation erfüllte, wich sofort dem Gefühl des Vertrauens, das er durch seine milde Freundlichkeit einflößte. Mit tiefstem Schmerz empfanden wir es, daß wir nicht mehr zu Füßen des verehrten Lehrers sitzen, sondern ihm das Geleit auf seinem letzten Gang geben sollten, da er bald darauf durch eine schnelle Krankheit dahingerafft wurde. Das Amt des Prorektors übte Ernst Leyden, der frühere Assistenzarzt Taubes in Berlin, aus, eine Persönlichkeit von weltmännischer Überlegenheit und sicherem, vornehmem Auftreten neben dem allgemein anerkannter wissenschaftlichen Ruf, dessen er sich erfreute. Der elegante Mann mit dem tadellos sitzenden schwarzen Gehrock und den hellgestreiften Beinkleidern, der würdigen, herablassenden Art, mit der er die Studenten durch Handschlag auf die Gesetze der Universität verpflichtete, schien wie mit seiner Wissenschaft auch mit der tonangebenden Gesellschaft aufs engste verbunden zu sein und sich im Salon eben so wohl wie in seiner Klinik zu fühlen. Ein Jahr darauf verloren wir ihn ebenfalls, durch seine Berufung an die in Straßburg erneuerte Universität. Allgemein regte sich der Wunsch, ihm und dem Rechtsgelehrten Paul Laband, dem dieselbe Auszeichnung zuteil wurde, durch einen Fackelzug eine Huldigung zu bringen. Der Fechtboden verwandelte sich in den Schauplatz lebhafter Beratschlagungen, bis alles zweckmäßig geordnet war, und das Bild der flammenden und qualmenden Pechfackeln, die unser altes Königsberg an einem späten Sommerabend magisch beleuchteten, sich durch die engen Straßen bergauf, bergab, entfalten konnte, bis sie beim Absingen des ‚Gaudeamus' unter dem nächtlichen Sternhimmel zu einer richtigen Waberlohe auf Königsgarten zusammenge-

Digitized by Google

worfen wurden. Laband habe ich nur zweimal gehört, damals, als er, ein dreiunddreißigjähriger Professor, über das Wesen der Verfassung sprach und Worte des Abscheus gegen die große französische Revolution schleuderte und 44 Jahre später im Hause eines musikalischen Freundes in Berlin an einem fröhlichen Abend zur Jahreswende. Laband ergriff dabei das Wort, um die Taten unseres Siegfriedschwertes zu feiern und sein Glas auf einen ruhmvollen Frieden zu leeren.“

Ein liebenswürdiges Bildnis entwirft Zabel von dem Kunsthistoriker August Hagen, der auch als Dichter nicht die Vergessenheit verdient, in die er für die Allgemeinheit versunken ist. Der kleine und bewegliche Herr hatte sich mit seinem romantischen Liebesepos „Olfried und Lisena“ die Anerkennung Goethes erworben und schrieb, unter der Maske des Herausgebers, seine heute noch lesenswerten Nürnberger Novellen „Norica“. Er hat das Kupferstichkabinett der Universität gegründet und die „Geschichte des Theaters in Preußen“ geschrieben. „Eine wesentlich anders geartete Romantik als Hagen vertrat Felix Dahn. Auch die seine zwar wurzelte im Boden der wissenschaftlichen Forschung, aber in kühnen Auszweigungen rankte sie bis zum Phantastischen empor. Dahn war von Würzburg übergesiedelt und trat dem Ostpreußentum zunächst völlig fremd gegenüber, befruchtete es aber durch seine geistige Regsamkeit und das Erfrischende seiner Persönlichkeit bald nach allen Richtungen. Wie aus der Versenkung stieg dieser schlanke, bewegliche Mann in der Vollkraft der Jahre mit dem breitkrempigen, schwarzen Filzhut, dem im Winde flatternden langen Mantel, dem bis auf die Brust herabwallenden Bart, dem hastigen Gang und den hinter den Brillengläsern funkelnden Augen plötzlich vor uns auf, wenn er sich durch den Säulengang der Universität zu seinem Kolleg begab. Auf dem Katheder verhielt er sich, während er von den Königen der alten Germanen und den Rechtsverhältnissen unserer Vorfahren sprach, durchaus sachlich und fast trocken. Aber wir empfanden es bald, daß in ihm ein leidenschaftliches Feuer brannte, das der Literatur und Kunst seine Nahrung entnahm. Seine junge Frau, die ihn überall begleitete und auch seine treue Mitarbeiterin war, eine Nichte der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff, hatte er, wie man sich zuflüsterte, aus einem Kloster entführt, um sich mit ihr trauen zu lassen. Er stammte aus der bekannten Münchner Schauspielerfamilie, und sein ganzes Wesen war derartig, daß es sich vor einem Publikum aus allen Klassen mit schwungvollen Worten und großen Gebärden ausleben mußte. Er hatte gerade Roderich, den letzten König des westgotischen Reichs, zum Gegenstand eines Jambendramas gemacht, das im Stadttheater aufgeführt werden sollte, zur Verwunderung des Philisters, der es nicht fassen konnte, daß sich ein Professor mit der Bühne einlasse. Um so mehr begeisterten sich die Studenten für Dahn, ließen sich für die Vorstellung, die einen bedeutenden äußeren Erfolg hatte, gern als Statisten verkleiden und herausschmücken. Dahn selbst war mit solchem Eifer bei der Sache, daß er seine Schauspieler, wenn er ihnen auf Spaziergängen begegnete, nie anders als mit Namen ihrer Rollen ansprach: ‚Heil, Graf Julian!‘ — ‚Wie geht's, holde Cara?‘ Von den ‚Zwölf Balladen‘, die er erscheinen ließ, eroberte sich besonders ‚Die Mette von Marienburg‘ durch ihren patriotischen Schwung und ihre Bedeutung für das alte Ordensland die Herzen der Ostpreußen.

Unser Germanist Oskar Schade, der Verfasser des ‚Altdeutschen Wörterbuchs‘, empfing uns in seiner Vorlesung mit den Worten: ‚Sie wollen mich hören. Das freut mich. Durch Schaden wird man klug‘. Ein großer Teil seiner gelehrten Sammlungen war einem Brande zum Opfer gefallen. Schon sah er sein ganzes Lebensglück mit seiner Lebensarbeit dahin. Aber es gelang ihm, mit rührender Hingebung seine Arbeit wieder aufzunehmen und zu vollenden. Er war auch sonst ein ganzer Charakter, ein Mann. Von dem Volksschullehrer Frischbier war ein zweibändiges, mit unsagbarem Fleiß und strengster Gewissenhaftigkeit verfaßtes ostpreußisches Sprichwörterbuch erschienen. An diesem Werke mußten, wie es der Ernst der Aufgabe verlangte, auch die allerdings sehr kräftigen Schmäh- und Schimpfworte, die man auf dem Fischmarkt von den Sackträgern an den Pregelspeichern, in den Kneipen und in noch schlimmerer Umgebung hörte, so vollständig wie möglich angeführt und ihrem Sinn nach erklärt werden. Die Partei der Mucker hatte es durchgesetzt, daß Frischbier wegen des Buches, das ihnen als Vergehen gegen die Sittlichkeit erschien, auf die Anklagebank kam. Das Gericht hatte in dieser Angelegenheit Schade als Sachverständigen geladen, und dieser erklärte die Anklage als unberechtigt, sogar als einen bedauerlichen Eingriff in die Freiheit des geistigen Schaffens. Als der Vorsitzende des Gerichts ihn ermahnte, sich in seinen Ausdrücken zu mäßigen, richtete sich Schade auf und rief ihm zu, daß er vom König von Preußen eingesetzt sei, die Wissenschaft nicht nur zu lehren, sondern auch deren Ehre und Unabhängigkeit zu wahren. Frischbier wurde infolgedessen freigesprochen.“

Verdy du Vernois

„Zu dem Freundeskreise Dahns gehörte auch ein höherer Offizier, der in der ersten Hälfte der siebziger Jahre nach unserm Königsberg gekommen und von all dem Schönen, Großen und Ergreifenden umweht war, das die Zeit unserer nationalen Einigung mit sich gebracht hatte. Ohne seine Uniform als Oberst hätte man ihn kaum für einen Militär gehalten, denn seine Erscheinung war von behaglicher, um nicht zu sagen schwerfälliger Rundlichkeit, wie sie sich bei Stubenmenschen

Digitized by Google

und Freunden einer guten Küche einzustellen pflegt. Es war Verdy du Vernois, dessen Vaterhaus auf schlesischer Erde stand und der seit den beiden Jahren, die er während des letzten polnischen Aufstands beim Oberkommando der russischen Armee in Warschau zubrachte, über eine ruhmvolle Vergangenheit verfügte. Als Major unseres Kronprinzen, als Schüler Moltkes hatte er sich auf den böhmischen Schlachtfeldern ausgezeichnet und dann den Kanonendonner von Gravelotte und die Gefangennahme Napoleons erlebt. Als zwischen Moltke und dem General Wimpfen die Verhandlungen über die Kapitulation von Sedan geführt wurden, war er ebenfalls zugegen und bestätigte immer gern das Zutreffende der Gruppierung, wie sie Anton von Werner auf seinem Diorama vorgenommen hat, indem er aus der Lampe, die auf dem Tische stand und deren Glocke zerbrochen war, einen grellen Lichtschein auf das Bild des ersten Napoleon über dem Sofa fallen läßt.

Jeden Abend konnte man Verdy mit seiner klugen, kleinen Frau, seinem Lieschen, im Stadttheater in der vom Parkett aus rechts gelegenen unteren Mittelloge erblicken, erfüllt von Dankbarkeit für die Welt des schönen Scheins. Er ist mir seit dieser Zeit fast vierzig Jahre hindurch ein stets wohlwollender Gönner geblieben, dessen Freundschaft ich mir später in Berlin verdienen durfte. Es blieb mir nicht verborgen, daß der ernste, fleißige Mann, den wir noch spät nach Mitternacht in seinem Arbeitszimmer erblickten, während wir Studenten aus der Kneipe kamen, und dessen erste schriftstellerische Studie über die Teilnahme der zweiten Armee am Feldzug 1866 große Beachtung gefunden hatte, dem Theaterteufel verfallen war. Von ihm rührte nämlich das Versdrama ‚Lord Byron in Missolunghi' eines Ungenannten her, das in Königsberg über die Bretter ging und worin der große englische Dichter im Freiheitskampf gegen die Türken und in Verbindung mit einer romantischen Liebesgeschichte dargestellt wurde. Auf Verdys Schreibtisch lag neben vielen anderen Erinnerungen an die Zeit der deutschen Einheitskriege die goldene Feder, mit welcher die Übergabe von Sedan unterzeichnet wurde. Einmal erblickte ich ihn im Gespräch mit einem Offizier, dessen schneidiges Wesen überall Aufmerksamkeit erregte und den man zu seiner Verlobung mit der Tochter des Oberpräsidenten v. Horn beglückwünschte. Es war derselbe Mackensen, der sich während des Weltkriegs zu einem unserer ruhmreichsten Heerführer entwickeln sollte.

Als Verdy 1877 zum Kommandeur der 62. Infanteriebrigade ernannt wurde und bald darauf die Stellung eines Direktors im allgemeinen Kriegsdepartement des Kriegsministeriums übernahm, schien er für Königsberg verloren zu sein. Er wurde zu einer der beliebtesten Persönlichkeiten in der Reichshauptstadt. Die ihm zuteil gewordene Dotation hatte ihn von jeder Sorge unabhängig gemacht und gab ihm eine Freude an des Lebens Überfluß, die sein ganzes Wesen durchleuchtete und sich in seinem Verkehr wie in seiner Häuslichkeit überall bemerkbar machte. 1883 kehrte er mit dem Rang eines Generalleutnants als Kommandeur der 1. Division wieder nach Ostpreußen zurück, wo er sich zu den alten Freunden viele neue erwarb. Die philosophische Fakultät der Albertina verlieh ihm bei ihrem 350jährigen Jubiläum den Ehrendoktor. Später wurde er Kommandant von Straßburg und preußischer Kriegsminister und trug als einer der vorzüglichsten Schüler und Mitarbeiter Moltkes dessen Orden pour le mérite. Unter ihm arbeitete als Generalstabsoffizier ein gewisser Paul v. Hindenburg, auf den er wegen seines ruhigen Ernstes, seines klaren Verstandes und unermüdlichen Pflichteifers große Stücke hielt. Dieser Hindenburg hatte sich viel mit den Grenzbefestigungen Ostpreußens zu beschäftigen, das wie ein Keil in die 200 Meilen lange russische Grenze hineingeschoben war und leicht feindlichen Bedrohungen ausgesetzt ist. Er befaßte sich auf seinen Dienstreisen eingehend mit den Narewsümpfen und ihren trügerisch lockenden Übergängen, die den Unkundigen mit sicherm Tod bedrohen. Dreißig Jahre hörten wir Laien nichts von Hindenburg, bis er im August 1914 an seinem Kaffeetisch in Hannover von der Nachricht ereilt wurde, daß ihn der Kaiser zum Oberbefehlshaber der Ostarmee ernannt habe. Nun erfuhr man allerdings, um es, solange Menschen leben, nie wieder zu vergessen, wer Hindenburg ist."

Allerlei Anekdoten

Aus dem reichen Schatz der Zabelschen Erinnerungen seien zum Schluß noch einige Anekdoten herausgegeben. Zabel liebte wie jeder lebendige Historiker und Memoirenschreiber grade diese Art der schlagenden Charakteristik durch Geschichten oder auch Döntjes und Läuschen, sofern sie nur wirklich geeignet waren, sich einzuprägen und auf Ereignisse oder Persönlichkeiten ein scharfes, klärendes Licht zu werfen. Diese Vorliebe machte ihn zu einem der unterhaltsamsten Gesellschafter. Er verstand ausgezeichnet und fast künstlerisch abgerundet zu erzählen. Er wiederholte sich selten. Und er steuerte mit sicherem Gefühl für die Entwicklung eines Gesprächs immer das bei, was es wirklich fördern, weiter und höher treiben konnte. Dieselbe Aufgabe erfüllen sie in seinen Erinnerungen, nur daß ihnen die Plastik des mündlichen Vortrags fehlt, wie ihn Zabel meisterte; wer ihn kannte, hat ihn noch im Ohr. Und wer ihm fremd war, wird ihm danken, daß ihm das Gedächtnis für diese liebenswürdigen Kleinigkeiten treu geblieben war.

Digitized by Google

Meister der Zeichnung: Katze
Von Prof. Harold Bengen

Digitized by Google

Ein Komödiant und Wandervirtuose

Bei der Beleuchtung der Königsberger Theaterverhältnisse, die in Zabels Jugend wenig erfreulich waren, spricht er auch von Otto Lehfeld, einem ungezügelten Komödianten, dessen Lear und Richard III. in ihrer Leidenschaft unübertreffliche Leistungen waren, dessen Spiel jedoch alle feineren Übergänge und Vermittlungen fehlten. „Man konnte es ihm schon zutrauen, daß er nach der Darstellung eines gekrönten Hauptes das Abendbrot, das ihm sein ‚treues Weib' Clara, geborene Ramler, auf den Tisch setzte, mit den Worten: ‚Ist das ein Essen für einen König?' empört zum Fenster hinauswarf. Einen zärtlichen Brief, den er von ihr empfing, durchblätterte er wie eine Rolle mit dem Bemerken: ‚Zu lang! Muß gestrichen werden.' In einer kleinen Stadt, wo er nicht ganz fest auf den Beinen stand, richtete er an das murrende Publikum die Worte: ‚Wer als gefeierter Künstler wie ich in einem solchen Nest wie hier spielt, muß entweder besoffen oder verrückt sein. Ich habe das erstere vorgezogen.' Im ‚Tod Iwans des Schrecklichen' von Alexei Tolstoi sollte er bei der deutschen Uraufführung die Titelrolle spielen. Er war durch die vielen Proben und allerlei Zwischenbemerkungen des Verfassers über die Maßen nervös geworden. Als dieser ihn wiederum unterbrach und um die Wiederherstellung einer gestrichenen Stelle bat, stellte sich Lehfeld auf der Bühne breitbeinig und stirnrunzelnd hin und brüllte ihn mit den Worten an: ‚Herr Graf! Ich habe im Schweiße meines Angesichts meinem armen Gehirn diesen Dreck eingetrichtert. Nun aber kein Wort mehr!' Den früh zur Berühmtheit gelangten Ernst Possart, dem er seine Erfolge neidete, begrüßte er, als er ihm vorgestellt wurde, mit der Frage: ‚Auch vom Theater?' Und gegen Friedrich Haase, den er im Verdacht hatte, manche über ihn erschienene Rezension selbst verfaßt zu haben, warf er hin: ‚Sie schreiben gut, aber Sie spielen schlecht.' Weimar, wo er lange tätig war, wurde von ihm für das ganze kommende Geschlecht mit spaßigen Geschichten versorgt, und sein ‚allerletztes Auftreten', das sich immer wiederholte und ihn bis nach Memel und Tilsit führte, ohne ein Ende zu nehmen, wurde schließlich sprichwörtlich."

Der verkannte Naturforscher

„In Königsberg lebte und wirkte fast sechzig Jahre hindurch als einer unsrer bedeutendsten Physiker Franz Neumann, der über die Reflexion und Brechung des Lichts, über elektrische Ströme und ähnliches bahnbrechende Leistungen aufzuweisen hatte und dessen Bild man später zu bleibender Erinnerung in der Berliner Nationalgalerie aufstellte. Seine Forschungen galten der Fakultät zuerst allerdings mehr als wissenschaftliche Spielereien, und seine Vorlesung über die Fortpflanzung der Wärme in den Mineralien wurde im lateinischen Vorlesungsverzeichnis als Fortpflanzung der Würmer (vermium) in festen Körpern angekündigt."

Der alte Kaiser und sein Hofmarschall

„Den alten Kaiser konnte ich zum erstenmal aus unmittelbarer Nähe bei einer Ausstellung von Waffen, Gerätschaften und landwirtschaftlichen Erzeugnissen aus einer afrikanischen Kolonie im ersten Stock des Castanschen Panoptikums beobachten. Er war die steile, gewundene Treppe ohne Mühe heraufgestiegen, und aus seinem Wesen strömte eine Hoheit, daß jedermann davon überwältigt werden mußte, auch wenn er nicht wußte, dem Schirmherr des Deutschen Reiches gegenüberzustehen. In seiner Aussprache erinnerte er an einen schlichten Mann aus dem Volke, da er als richtiger Berliner ‚Wennähr war das?' mit der Betonung der zweiten Silbe statt wann sagte. Er wendete sich mit dieser Frage an seinen treuen Hofmarschall, den Grafen Perponcher. Dieser erschien neben der vollendet sicheren Natürlichkeit des Kaisers mit seiner steifen, zurechtgemachten Haltung, seinem gepuderten Gesicht und dem schwarzgefärbten, spitz auslaufenden Schnurrbart wie ein eben aufgezogener Automat, den man, ohne einen Unterschied zu merken, mit den anderen Wachsfiguren des Panoptikums in eine Reihe hätte stellen können. Seine Würde hatte etwas Unnahbares und Eingefrorenes, und wer ihm auf der Straße begegnete, gewann den Eindruck, daß in ganz Berlin eben nur er so aussehe und mit keinem andern verwechselt werden konnte. Sein tadellos gebügelter Hut erinnerte an eine längst überwundene Mode, sein eng um die Taille geknüpfter Gehrock durfte ebensowenig wie seine Beinkleider auch nur die geringste Falte werfen. Am bezeichnendsten für ihn aber war sein in der Mitte völlig kahler Schädel, der zu beiden Seiten von zwei Büscheln hochgerichteter Haare eingefaßt war, über deren künstlichen Ebenholzglanz man gleichfalls keinen Zweifel hegen konnte. Friedrich Haase hat seine Erscheinung in dem Lustspiel ‚Cornelius Voß' von Schönthan mit köstlicher Porträtähnlichkeit auf die Bühne des Berliner Theaters gebracht."

Prinz Georg von Preußen und die Rachel

„Das dramatische Schaffen des hohen Herrn bewegte sich in feinsinnigen Nachbildungen bekannter Stoffe, die in verschiedenen Stilarten unternommen wurden, ohne den Eindruck ursprünglich dramatischer Kraft zu hinterlassen. Als die große französische Tragödin Rachel in den fünfziger Jahren im Opernhause ein Gastspiel voll-

Digitized by Google

endete, war der Prinz einer ihrer glühendsten Bewunderer. Er veröffentlichte damals über sie eine kritische Studie unter dem Titel ‚Mademoiselle Rachel. Souvenirs d'un contemporain' voll feiner dramaturgischer Ausführungen. Von zuverlässiger Seite wurde behauptet, daß er die Künstlerin zu seiner Gemahlin machen wollte, von ihr auch das Jawort erhalten habe, daß aber die Ausführung dieses Planes an ihrer Forderung scheiterte, ihren Wohnsitz in Paris behalten zu dürfen. Auf einem seiner Spaziergänge schilderte mir der Prinz einmal den unauslöschlichen Eindruck, den er von der Schauspielerin, namentlich bei ihrem Auftreten auf der Pfaueninsel bei Potsdam bei einbrechender Dunkelheit in Gegenwart des Kaisers Nikolaus I. von Rußland, des Königs Friedrich Wilhelm IV., der Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses, der Minister, Diplomaten und Generale empfangen hatte. Die Künstlerin trat in ihrem einfachen schwarzen Seidenkleide, um das sich ein Spitzenschleier legte, mit keinem andern Schmuck als einer roten Rose im Haar auf, um die Szene aus dem letzten Aufzug der Racineschen ‚Athalie' zu sprechen, wo die königliche Tochter vom Hohenpriester das Kind fordert:

„Ce que tu m'as promis, songe à l'exécuter:
Cet enfant, ce trésor, qu'il faut, qu'on me remette,
Où sont-ils?"

Der Bruder der Tragödin trat, damit man ihr Mienenspiel besser beobachten könne, mit einem Windlicht ihr zur Seite, während das Murmeln der Quellen und Wasserkünste des Eilands ihre leidenschaftlichen Ausbrüche begleitete, die alle Anwesenden mit geheimnisvollen Schauern erfüllten. Auf dieser Stelle befindet sich jetzt auf dem Rasen die schöne, von Affinger geschaffene Statuette der Rachel. Von alledem erzählte der Prinz wie von einem verlorenen Glück, an das die Erinnerung ihn nie verließ. Seitdem hatte er keine Lust mehr am Weibe."

Bei Fanny Lewald

Die kleine, immer würdevoll auftretende und ein wenig herablassende Dame mit dem energisch geschnittenen Gesicht und den an der Stirn und den Schläfen malerisch hervortretenden weißen Locken hatte ihr Heim in der Matthäikirchstraße genau so erhalten, wie es von ihr und ihrem verstorbenen Mann, dem Kunstschriftsteller und Lessingbiographen Adolf Stahr, lange Jahre bewohnt war. Sie führte mich, ihren Landsmann, sofort vor Stahrs Bild und erinnerte mich an die täuschende Ähnlichkeit des Verblichenen mit dem italienischen Freiheitshelden Giuseppe Mazzini. Sie sprach über das glückliche Zusammenleben und -schaffen mit ihrem Mann, der sich von seiner ersten Frau scheiden ließ, mit ungeschminkter Offenheit, beklagte zwar deren Los, fand es aber unabwendbar und meinte, es sei besser, wenn das Unglück nur einen Menschen statt gleich drei treffe. Das Recht einer tiefen, ehrlichen Leidenschaft, die auch eine volle geistige Harmonie in sich schließt, war ihr so selbstverständlich und heilig, daß sie mit ihrem ostpreußischen Tonfall feierlich meinte: ‚Wo Liebe ist, da ist auch Hingebung'. Die Gegend um die Matthäikirche, wo sie ihre Freunde und Anhänger so gern um ihren Teetisch versammelte, war so recht eine Stätte geistiger Ruhe und Abgeklärtheit in der unmittelbaren Nähe so hervorragender Geister wie Adolph Menzel und Herman Grimm, dem sie fast in die Fenster sehen konnte, während sie ebenfalls nur wenige Schritte zu ihrem treuen Freunde Julius Rodenberg, dem Herausgeber der ‚Deutschen Rundschau', zu machen brauchte. Aber auch an ihrem Ruhm als Romanschriftstellerin begannen bereits der Neid und die Bosheit des jungen Geschlechts zu nagen, das sich neue Wege bahnte und ihr Ansehen als störendes Hemmnis beiseite zu schieben versuchte. Als gefährliche Waffe diente der Berliner Witz, der sich gegen ihr allerdings stark hervortretendes Selbstbewußtsein richtete. Als eine ihrer Bewunderinnen ihr Wohlwollen damit zu erringen hoffte, daß sie versicherte, ihre sämtlichen, so zahlreichen Geschichten gelesen zu haben, soll ihr von der Frau Professorin nur die kühle Antwort zuteil geworden sein: ‚Wie oft, liebes Kind?'"

Theodor Döring

„Er gehörte der alten Schule der Schauspielkunst an, die niemals so sorgsam, wie es heute selbstverständlich erscheint, die Worte der Dichtung als etwas Unveräußerliches betrachtet. Ganze Sätze hörte man bei ihm unterhalb und auf der Bühne doppelt und gelegentlich in wunderlicher Umstellung: wenn Mephisto vom Gretchen als dem ‚armen, affenjungen Blut' sprach, verwandelte er sich in ein ‚armes, junges Affenblut'. Dörings Volkstümlichkeit fand auch in seinen Lebensgewohnheiten außerhalb der Bühne reichliche Nachahmung. Seine Mittagsschoppen bildeten den Gegenstand von Schilderungen allerart und veranlaßten Heimische und Fremde, dem Künstler zu lauschen, wenn er einen Kollegen verspottete und ihm seine Eigentümlichkeiten täuschend nachmachte. Von dem düster aufbrausenden, leidenschaftlichen Ludwig Dessoir meinte er immer, daß sein Organ einer zerbrochenen Trommel gleiche; von einem anderen, der die Worte zu zerhacken pflegte, daß er russisch spreche. Von seiner ersten Frau war er geschieden und als schuldiger Teil erklärt worden. Die monatlichen Zahlungen, die er zu leisten hatte, bildeten seinen ewigen Verdruß, und er erkundigte sich nach den klimatischen Verhältnissen von Florida, in der Hoffnung, daß sie das baldige Ende seiner dort lebenden früheren Xanthippe herbeiführen wür-

Digitized by Google

den. Um ihn zu ärgern, behaupteten seine Freunde, daß in jenen gesegneten Gegenden die Menschen fast alle achtzig Jahre und darüber lebten, worüber er natürlich wütend wurde. Da er sich auf seine Kenntnisse klassischer Zitate viel einbildete, wurde einmal eine Deputation an ihn abgeschickt, die ihn zur Entscheidung einer Wette anging, ob ein bestimmtes geflügeltes Wort bei Goethe oder Shakespeare vorkomme. Und wie lautete es? ‚Wär' ich besonnen, hieß' ich nicht der Tell'. Döring warf die ganze Bande mit dem Ruf: ‚Dumme Jungen!' hinaus."

Vom Kroll-Engel — Adelina Patti

„Im Laubschatten des Tiergartens am Königsplatz vor dem Brandenburger Tor herrschte in den weit ausgedehnten Räumen des Krollschen Etablissements der aus Pest mit seiner Geige eingezogene J. C. Engel, eine der unternehmungslustigsten, drolligsten und bekanntesten Persönlichkeiten Berlins." Er brachte Theodor Wachtel, Etelka Gerster, Adelina Patti auf seine Bühne. „Als die Patti ihr Gastspiel mit der Traviata begann, trat der bis dahin unerhörte Fall ein, daß die Parkettplätze 20 Mark kosteten. Zu jener Zeit war das Theater an einen arg verschuldeten Unternehmer verpachtet, dem die Tageseinnahmen von seinen Gläubigern wiederholt gepfändet wurden. Das trat auch bei dieser Gelegenheit ein, und die Künstlerin, die nach dem ersten Akt vergeblich auf ihr Honorar wartete, erklärte, nicht weiter singen zu wollen. Es mußte erst während der Vorstellung durch die Unterschrift eines bekannten, am Königsplatz wohnenden Bankiers die nötige Sicherheit gegeben werden. Adelina Patti war übrigens auch im Leben von einer entzückenden Natürlichkeit, Harmlosigkeit und Liebenswürdigkeit. Bei einer Gesellschaft, die ihr Paul Lindau in seiner Wohnung am Kronprinzenufer gab, walzte sie mit Albert Niemann vergnügt wie ein junges Mädchen und erwähnte ihre beispiellosen Erfolge in ähnlicher Art, wie ein Kind von seinen Puppen spricht. Als von ihren Gastspielen die Rede war und sie sich darauf berief, in vier Sprachen zu singen, entgegnete ihr der Musikkritiker Heinrich Ehrlich mit dem hübschen Wortspiel: ‚Oui, vous en chantez.'

Für gewöhnlich konnte man bei Kroll für 1 Mark Eintrittsgeld nicht nur auf einem Stehplatz eine Opernvorstellung anhören, sondern auch sich vorher, in den Zwischenakten und nachher an der Gartenkapelle sowie an den Tausenden von Gasflammen erfreuen, die auf den Gängen und in den verschwiegenen Nischen beim Lustwandeln der Paare zwischen den alten Bäumen des Tiergartens flimmerten. Hierzu gehörte aber unbedingt auch die Persönlichkeit des alten Engel, der in der Menge seiner Erinnerungen in einer nur ihm eigentümlichen und nicht immer wiederzugebenden Weise herumstocherte. Das Charakteristische der Ausdrucksweise Engels bekam einen besonderen Stich ins Komische durch seine wunderliche äußere Erscheinung: das runzelige Gesicht war durch Schminke geglättet; die Perücke liebte er ab und zu durch den Daumen seiner rechten Hand festzudrücken. Wenn Aufführungen mittelmäßig ausfielen und er Vorwürfe hörte, wies er auf das besetzte Haus und sagte: ‚Bei mir singen die jrienen Baime.' Als ein minderwertiger Gast einmal ausgezischt wurde, ersuchte er die Zuschauer, ‚an der Kasse' zu gehen und sich ihr Geld zurückzahlen zu lassen. Als ihm aus dem Publikum zugerufen wurde: ‚An die Kasse!', entgegnete er schlagfertig: ‚Ich habe gesagt, Sie können zu die Kasse gehen!' Ebenso zuverlässig wurde es bestätigt, daß er nach dem Eintreffen der ersten Siegesnachrichten während des französischen Krieges seine Opernvorstellung unterbrach und den Zuhörern folgende Mitteilung machte: ‚Der Kronprinz hat die Gnade gehabt, dem Marschall Matz Mahon bei Wert auf dem Haupte zu schlagen'. Als Nachbaur und Reichmann in Rossinis ‚Tell' zusammen auftreten sollten und jeder die Hälfte der Einnahmen verlangte, bemerkte Engel: ‚Nun, denn gebt mer wenigstens e Freibillett, damit ich in mein Theater gehn kann'. Als er eine Dramatisierung des Romans ‚Gebannt und erlöst' von der unter dem Namen E. Werner bekannt gewordenen Schriftstellerin Bürstenbinder aufführen ließ, fragte ihn ein Besucher beim Lösen der Eintrittskarte nach dem Inhalt dieses Stückes und erhielt die Antwort: ‚Wenn Se drin sind, sind Se gebannt, und wenn Se draußen sind, sind Se erlöst'."

Helle Fenster. Von Karl Frank

Schneefelder dämmern durch die Nacht.
Ein Haus am Wege steht allein
Und wirft ins ungewisse Grau
Der Scheiben gelben Lichterschein.

Dies Fenster in der Nacht ist wie
Des Friedens Lied im Erdenzwist,
Man möcht' ans Gitter gehn und sehn,
Wie hier das Glück zu Hause ist.

Digitized by Google

Franz Naager

Von Prof. Dr. E. W. Bredt

Als Kunstkenner hat sich noch immer erwiesen, wer vor einem rasch entworfenen Blatte, einer Zeichnung, Radierung oder Malerei den Wert des Künstlers richtig einschätzte.

Auch heute kommt es auf solche Kennerschaft vor allem an, denn im hastigen Ausstellungsgetriebe dieser Jahrzehnte werden wir oft absichtlich zu täuschen versucht über die wirkliche Qualität der künstlerischen Leistung. Gerade schwache Maler versuchen häufig mit Glück, über ihr Können, ihr Temperament uns irrezuführen, indem sie durch allerlei technische und zeichnerische Mittel ihren Bildern den Anschein geben, als ob sie in wenigen Minuten, aber mit voller Beherrschung aller künstlerischen Mittel, nur so auf die Leinwand hingeschrieben wären. Der Versuch der Täuschung muß um so häufiger gelingen, je weniger Zeit man im allgemeinen hat, sich solche Werke genau anzuschauen. Wer sich gründlicher in den ganzen Bau eines Bildes oder einer Zeichnung vertieft, erkennt oft, daß die Virtuosität nur Schein ist, daß armselige Verquältheit die Maske künstlerischer Leidenschaft nur angenommen hat, des billigen Markteffektes halber.

Das war schon längst so und wird unter ähnlichen Verhältnissen der Kunstwirtschaft so bleiben.

Wer sich also nach und nach ein einigermaßen sicheres Kunsturteil erwerben will, nehme jede Gelegenheit wahr, einen Künstler, ein Kunstwerk gründlich kennen zu lernen.

Denn die Elemente strenger Beurteilung sind durchaus nicht so verschieden für künstlerische Werte, wie für solche der Technik, ja jeder anderen Tätigkeit überhaupt.

So gut der Fabrikant, der Ingenieur erst nach vielen Jahren des Lernens und der Enttäuschungen auf den ersten Blick Bluff von Qualität zu unterscheiden vermag, so wird auch nur der, der täglich sich an den vortrefflichsten Kunstwerken schult, allmählich zu unterscheiden vermögen zwischen Werken, die uns vormachen wollen, sie seien genial entworfen und gemacht, und jenen seltenen, die tatsächlich in glühender Laune geschaffen und von einer Hand gemalt, die vollkommene Beherrscherin ihrer technischen Mittel.

Zu solchen Werken gehören die unseres Franz Naager.

Das sind Werke eines großen, echten, leidenschaftlichen, künstlerischen Tempera-

Der Maler malt eine Spanierin. Gemälde

Digitized by Google

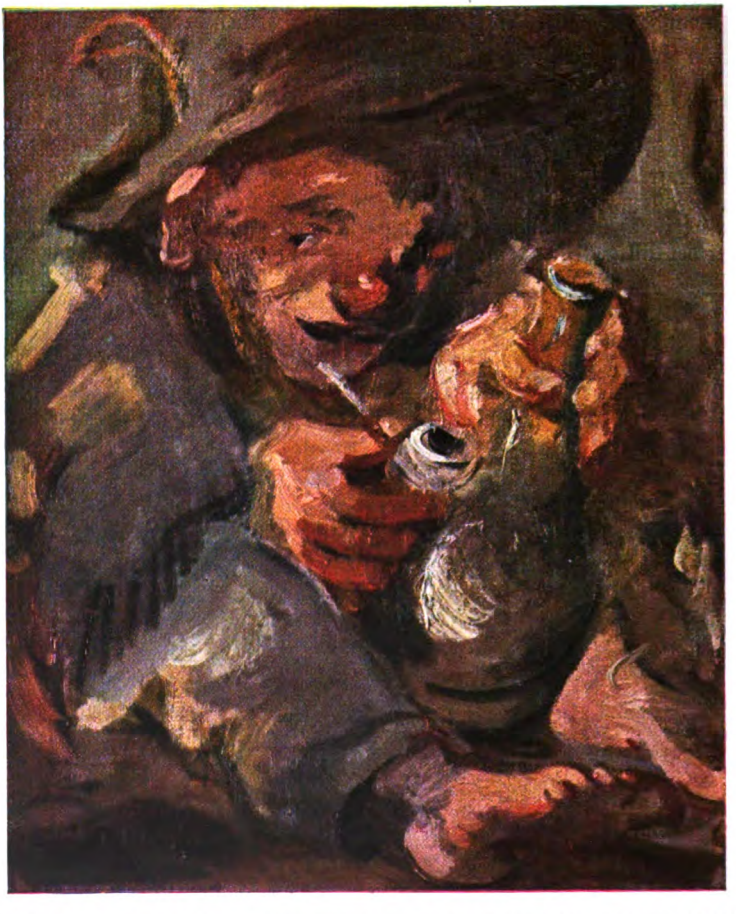
mentes; sie kann nur einer geschaffen haben, der vollkommen Meister der Linien, der Farben, der Töne, des Pinsels, der Mache überhaupt — und der Augen und Sinne nicht zum wenigsten! Hier täuscht die impetuose Handschrift nicht. Hier wird genaueres Hinschauen die Freude an seinen Schöpfungen nur erhöhen.

Die Prüfung Naagerscher Art und Gabe wird nicht zur Last; wird Freude; und wer je ein Original unseres Künstlers zu Gesicht bekommt, wird um so mehr wirkliche künstlerische Werte erkennen, je gründlicher er es anschaut nach Geist und Seele, Aufbau und Ausführung.

Unsere vorzüglichen farbigen Abbildungen lassen unsere Augen schon recht zuverlässig verfolgen, mit welch erstaunlicher Sicherheit, ja Wucht, die Bilder Naagers gemalt. Wie sitzt da doch jeder Ton, jeder Strich, wie klar und dünn ist der Farbenauftrag. Da ist nicht so lange eine Farbschicht über die andere gelegt, bis der richtige Farbenton das Richtige überhaupt getroffen.

Gewiß gibt es viele gute künstlerische Gemälde, die durchaus nicht so aufs erste hingemalt sind, wie die Naagers, und doch alle malerische Anerkennung verdienen. Denn was Goethe im Tasso sagt: „Es ist die Zeit von einem guten Werke nicht das Maß", gilt in Malerei wie in Dichtung, in Technik und Wissenschaft. Aber freudiger wird doch der Kenner, wenn er dem Original ganz bestimmt ablieſt, daß es in jedem Zug ein Werk erster genialer Erfindung und Hand. —

Ganz gleich was Naager uns hier auf seinen Bildern gibt: Eine Landschaft der Heimat, einen Krüppel oder Kretin, ein



Zwerg. Gemälde

Digitized by Google

Stilleben. Gemälde

Stilleben oder irgendeine reichere Szene des wirklichen Lebens oder der Phantasie — immer liest man seinen Zeichnungen und Gemälden ab — sie sind in einer glücklichen Stunde, sind in einem Wurf entstanden.

Und das ist wahrhaftig selten in der Kunst überhaupt: die Koinzidenz von Einfall, Phantasie einerseits, und malerischer Gabe und Sicherheit anderseits.

Wir wollen durchaus nicht jene Künstler herabsetzen, die endlich nach einer unzähligen Reihe von Skizzen und Entwürfen ihren Bildern ganz die Sprache zu geben vermögen, die sie ursprünglich, bei erster Konzeption, dem Bilde geben wollten; aber — gleichviel ob das nun höheren künstlerischen Rang gibt oder nicht — das Seltenere, Berauschendere ist doch ein Bild, das als Ganzes wie im einzelnen geistig und malerisch sich als Glückskind einer begnadeten Stunde darbietet.

Man prüfe nur recht gründlich unsere Bilder Naagers: „Der Maler malt eine Hexe" — „Ateliergesindel" — „Der Maler malt eine Spanierin" — „Masken auf dem Markusplatz in Venedig" — „Die gottverfluchte Malschule" — „Die Schlägerei" usw. gleichzeitig auf die Frische von Malerei und Zeichnung und die Frische der Erfindung oder des Einfalls.

Sieht man's den Bildern nicht aufs erste und dann dauernd an, daß sie nicht konstruiert sind, nicht trockene malerische Abhandlungen sind über ein vorgefaßtes Thema?

Es fällt ihm einfach mal ein zu malen, wie köstlich doch so ein Lumpenpack aussieht, das sich so nach und nach im Atelier des Malers einstellt: eine leichtgeschürzte Tänzerin, dann ein heruntergekommener Komödiant, dann irgendein Bettler, sie kommen heran wie sie sind und der Maler schaut kaum von der Leinwand weg und freut sich doch über das Bunte und das Lächerliche des Nach- und Nebeneinander dieses unerschöpflichen Kaleidoskops.

Eine ganze bunte reiche Welt echten künstlerischen Lebens taucht vor uns auf, wenn wir die Bilderreihe Naagers vor uns vorübergleiten lassen.

Ich kenne keinen unter uns, der so — ohne es zu wollen — immer etwas wahrhaft Erheiterndes uns gibt aus seiner nächsten Umwelt wie Franz Naager.

Der ist kein Simulant, gibt sich gar nicht

Digitized by Google

erst Mühe, uns von der Mannigfaltigkeit und köstlichen Launenhaftigkeit seiner malerischen Welt — so wie er sie sieht — zu überzeugen. Er gibt sie uns mit wenigen malerischen Strichen und Andeutungen und sie ist da, ist Wirklichkeit.

Die Maler mögen das heute im allgemeinen gar nicht gern hören, wenn man sie Dichter oder gar Humoristen nennt, aber Naager ist Dichter — nur ist er immer auch ganz Maler. Er ist immer naiv, immer unbewußt voll Humor und Laune und Temperament — und ist immer Könner. Der braucht einfach nicht seine Zuflucht zu nehmen zu Mitteln, die außerhalb des rein Malerischen liegen. Er ist Improvisator größten Stiles. Er weiß, daß da oder dort Andeutung, Unklarheit viel bedeutungsvoller, viel klarer wird als Hinweis und Deutlichkeit.

Raucherstudie

Sein „Maler, der eine Hexe malt", ist ein Meisterstück klassischer Fülle und Kürze. Wie sprüht das Ganze von Leichtsinn und Farben. Alles scheint Zufall und doch ist alles reifer, unmittelbarer, malerischer Drang. Ist so notwendige Folge, wie des großen Dichters Spiel in allen Einzelheiten auf Plan beruht. Ein ganz köstliches Werk für den, der sich mal ganz einem Rausch an Farben hingeben will und dem, der untertauchen will in all dem Gerümpel eines behaglichen und doch verwegenen künstlerischen Daseins.

Als Maler dieser ganzen künstlerischen Welt steht Naager in unserer Zeit unvergleichlich da. Naager hat in den letzten Jahren eine ganze Reihe von Bildern gemalt, die uns in irgendein Maleratelier führen. Sie haben alle so starke Überzeugungskraft, haben alle so viel leichtes, echtes Leben, daß man unsern Künstler geradezu den Maler der fröhlichen Malerschaft nennen darf. Nicht etwa weil er besser als andere uns irgendein richtiges Atelier abkonterfeit mit der langweiligen Treue des Photographen, sondern weil er auch hier verfährt wie der echte Dichter-Künstler, der uns viel mehr gibt, als ein Bestimmtes, sondern die ganze Welt die uns etwas angehen soll.

Wer unsern deutschen Dichter Paul Ernst gut kennt, wird bei Naager oft an dessen Art erinnert. Das sind Verwandte. Mit welchem Furor gibt sich der junge Maler in Hemdsärmeln der großen Aufgabe hin, aus der Gestalt der stolzen Spanierin alle Grandezza, alles Stoffliche, alles blühende Fleisch malerisch herauszuholen zum unwiderstehlichen Bildnis. Und wie lustig wirkt auf jeden, der jemals eine Damenmalschule besuchte, die flotte Skizze mit den „Malweibern", die sich abplagen mit der gequälten Stellung des unglücklichen Modells.

Doch Naagers künstlerische Welt hat keine Grenzen. Sie hat nur ein Gemeinsames: vollblütiges Künstlertum.

Mag er anscheinend nirgends lieber als in Italien — seiner anderen Heimat — leben und schaffen — so wüßte ich kaum einen Künstler, von dem mehr das alte große Wort gelten dürfte als von ihm — „caelum non animum mutant, qui trans mare currunt": unter welchem Himmel auch Naager schaffen mag, das künstlerisch Dominierende gibt doch immer sein eigenes Glücksgefühl. So sind die beiden famosen Zwerge oder Kretins, die so behaglich eine große Lebenseinheit mit Hut und Krug und Pfeife bilden oder mit dreister Schlauheit Herz und Almosen zu gewinnen wissen, kaum in Deutschland zu finden, sie sind ganz unverkennbar aus der Heimat

Digitized by Google

Jünger zu Emmaus. Gemälde. 1923
(Kunstausstellung im Glaspalast zu München. 1924)

Digitized by Google

Zeichnung zu ‚Don Quixote'

Murillos oder des Velazquez oder des Magnasco; aber ich wette, ganz ähnliche Gestalten gleichzeitig voll von Elend wie von Humor, ebenso farbig und ebenso lebendig, sieht Naagers Auge auch bei uns.

Und wie in seinen Bildern und Zeichnungen die allgültige Gestalt des Junkers Don Quixote immer wieder in anderen Variationen auftaucht, so begegnen uns in seinen Skizzen gar häufig jene derbdrastischen Szenen des venezianischen Völkchens, wie es vom Theaterbalkon Orangen auf die Bühnen feuert, oder auf offener Piazza mit allerlei Waffen aus Hausgerät und Kleidern aufeinander losfährt zur ruhigen Belustigung nächster Freunde. Unerschöpflich ist tatsächlich Naagers Welt, immer schaut er in sie mit dem Schmunzeln des Lebenskünstlers, der er wirklich ist. Ach wie viele Maler möchten uns lachen machen und machen uns viel häufiger ernst, weil uns die Absicht mit untauglichen Mitteln nur verstimmt.

Wie Naagers Kunst sich gibt, so gibt sich auch der Mensch. Das ist nicht die Regel, sondern die Ausnahme.

Wer viel mit Künstlern, Persönlichkeiten überhaupt zusammenkommt, macht oft genug die Erfahrung, daß zwischen den Werken eines Großen und seinem ganzen Gehaben ein Unterschied, den man sich nicht leicht erklären kann. — Wie oft werden wir durch die langersehnte persönliche Bekanntschaft mit irgendeinem Vielgenannten enttäuscht.

Wer aber Naagers Werk kennt, kennt auch den Menschen.

Ein Wort über seine äußere Erscheinung.

Ich kenne den Künstler ein gutes Vierteljahrhundert, begegnete ihm in guten, wie in schlechten Tagen seines Erfolges. Immer war er derselbe. Immer hat seine Haltung etwas vom Grandseigneur und immer erkennt man in ihm doch den besinnlichen, beschaulichen Künstler. Ganz lebt er der Kunst und ist doch Vollmensch wie der geringste. Sein Lebensgenuß ist offenbar unabhängig von der Kostbarkeit der Mittel. Während so vielen Malern kaum der Beruf auf der Straße abzulesen ist, sagt Naagers Erscheinung doch einigermaßen das Richtige. Wenn der Münchener im allgemeinen nicht so viel auf den äußeren Menschen gibt, wie andere Großstädter, so fällt Naagers Erscheinung hier fast

Digitized by Google

Karneval auf dem Markusplatz zu Venedig. Gemälde. 1924

Digitized by Google

wie die eines Großindustriellen auf. Zweifellos hat er Sinn für ein gepflegtes Äußere, kommt nie vernachlässigt daher. Aber Würde und Eleganz hat bei ihm nichts Modisches. Ein Bonvivant schaut uns an.

Nie sah ich ihn eilig oder gar stürmisch daherschreiten wie den nordischen Mann der Geschäftigkeit. Seine ganze Art sich zu geben hat etwas vom großen unabhängigen Herrn, wie vom behaglich lächelnden Genießer. So temperamentvoll sein bejahendes Wort, so strömt doch sein, gern vermittelndes, Wesen mehr Gelassenheit, Sinn für Zeitlassen aus, als Erregtheit. Gern ist sein vollbärtiger Kopf sinnend-schauend zur Seite, also wie lauschend geneigt. Sagt der eine Gestus: „Was kost't die Welt?“ — sagt der andere nicht weniger deutlich: „Ich lache über uns alle — laßt mich in Ruhe, wie ich euch in eurem Genuß.“

Ein Typ, wie den Naagers, findet man selten in Deutschland.

In diesem Künstler ist Blut und Rasse Italiens, ist altes Herrenblut und Künstlertum von heute, ist höchstes Kulturbewußtsein und doch Warmblütigkeit und Vagantensorglosigkeit.

So hat er auch als Künstler einen wesentlich anderen freieren Weg durchlaufen als die meisten.

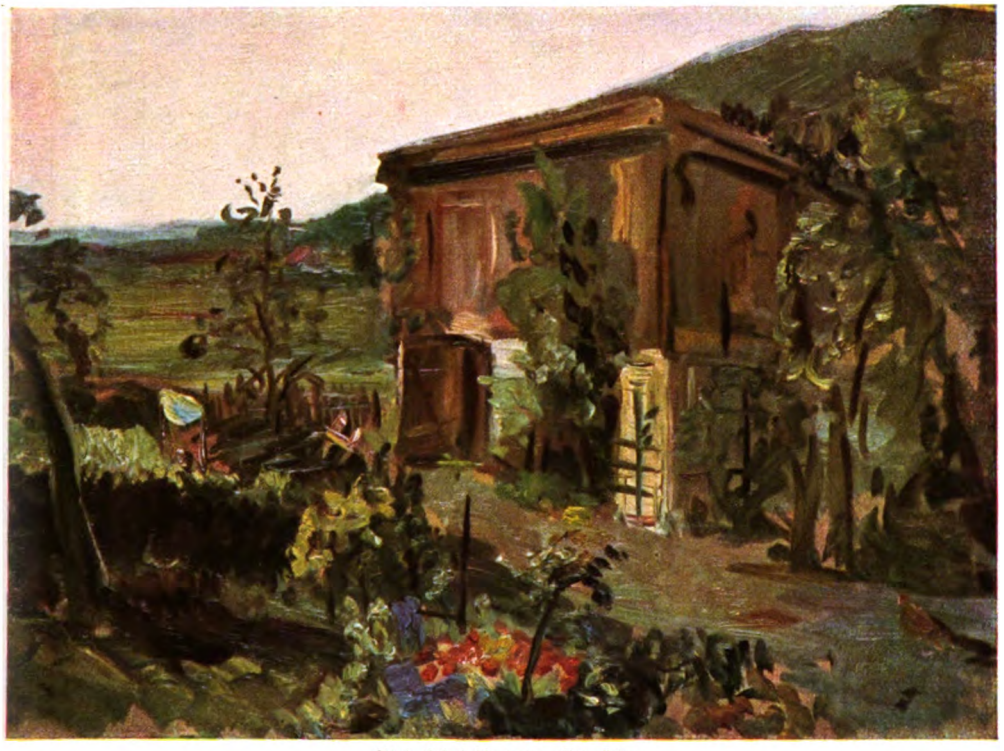
Und in allen verschiedenen Phasen seines Weges hat er immer irgendwie höchste Geltung erreicht. —

Geboren am 25. Mai 1870 in München, geht er mit 16 Jahren von der Lateinschule zur Kunstgewerbeschule über. Er war ein Schüler des viel zu sehr vergessenen Ferdinand Barth. — Mit zwanzig Jahren wird er an der Akademie ein Schüler von Rudolf Seitz.

Das war damals in München einer, der

Lump. Gemälde. 1922

Digitized by Google



Stadel bei Bergen. Gemälde

das ganze künstlerische Leben mit andern, wie Gedon, Gabriel Seidl und weiteren formal bestimmte.

Die richtige Schule für eine Begabung wie Naager — aber eine Gefahr für viele andere.

Entschieden voll reicher, ornamentaler Phantastik, genährt an allen guten Meistern des Ornaments, zumal der deutschen Kleinmeister, wurde es ihm ein leichtes, andere durch seine dekorativen Erfindungen zu übertreffen. Überall wurde er hinzugezogen, wo es galt, den Flächen der Festsäle oder Restaurants oder Wohnräume heiteren dekorativen Reiz zu geben. Aber es wird nicht leicht sein, in der Fülle dekorativer Arbeiten, die damals in München entstanden, Naagers Hand ohne weiteres festzustellen. Er lebte damals noch ganz in der heiteren Bewegung jener Zeit und Schule. Er ging schaffend darin auf. Und wer mal in den Räumen des Künstlerhauses in München sich gastlich niederläßt, freue sich lieber an dem merkwürdigen Zusammenklang der verschiedensten künstlerischen Hände jener Jahre, als daß er nun nach strenger kunsthistorischer Weise die „Hände" auseinander zu reißen versuchte. Das Große jener Schule war eben das Ineinanderarbeiten der Besten, und zu den Besten gehörte schon der junge Naager. Er war schon damals eine Potenz — ein ganz eigener und reicher Erfinder.

Ich erinnere mich ganzer Hefte voll von Entwürfen und Skizzen seiner Hand und seines Geistes. Und was jetzt erst als etwas ganz Eigenes unseres Künstlers sichtbar wird, fühlte ich damals schon als etwas Besonderes in all seinem Schaffen.

Großräumigkeit war schon damals in all seinen Kompositionen. In schier unerschöpflichen Variationen hatte er z. B. das Thema variiert: „Wie musizierende oder singende Engerln der Mutter Gottes oder der heiligen Familie huldigen." Kein anderer hat wohl je dies Thema so reich, so still beschaulich und ergreifend-menschlich behandelt. Und das alles war nur so hingezeichnet zwischen den Pausen des Alltags oder beim fröhlichen Mahle im Kreise der jungen Familie.

Manch große Komposition, die uns heute in seinen Bildern fesselt und überrascht, hat in frühen Skizzen ersten Ursprung.

Naager hatte sich mit sechsundzwanzig Jahren mit einer schönen Venezianerin — aus dem Hause della Roverre — verheiratet und zog bald für lange Jahre nach der farbenunerschöpflichen Lagunenstadt.

Er konnte sich dort heimisch fühlen — soll doch der Name Naager nichts anderes als die

Digitized by Google

In der Damenmalschule. Farbige Skizze

Verstümmelung eines bekannten italienischen Familiennamens, der heute noch existiert, sein.

Von 1901 bis 1913 lebte Naager ganz in Venedig; aber sein Schaffen kam zumeist der deutschen Architektur, dem Palast in neuerer Form zugute.

Die Fülle der dekorativen Arbeiten, die nun unter Naagers Händen oder unter seiner Führung und Aufsicht entstanden, läßt sich hier auch nicht annähernd aufzählen.

Seine dekorativen Malereien wanderten von Venedig nach Berlin, sie waren bestimmt zum Schmuck privater Villen und Paläste, für große Gaststätten, für Kaufhäuser, Schlösser großer Herren. Die Villa Scherl in Berlin, die Spatenbrauerei ebendort, das Schloß Sigmaringen und viel andere Paläste und ähnliche Bauten.

Aber mit Malereien hatte sich Naager nie allein zu beschäftigen. Hatte er schon längst eine eigene Erfindung für den Druck von Tapeten gemacht, so wird in Venedig, wo er sich einen Palazzo und noch andere Häuser für seine großen künstlerischen Unternehmungen kaufen oder mieten mußte, sein technischer Bereich schier unbegrenzt.

Naager erfindet Reliefs und Stukkos, Teppiche und Intarsien, er arbeitet oder läßt nach seinen Zeichnungen arbeiten in Stein und Holz, in Marmor und Keramik. Er beherrscht die künstlerische Verwendung und Bearbeitung aller Materialien, die je seit den Tagen der neueren Kunstblüte verwendet wurden.

Und alles geht ins Große, ins Heitere und Prächtige.

Seine Tätigkeit, sein Ansehen wächst. Die Aufträge fliegen ihm von allen Seiten und Ländern zu.

Er darf sich mit vollem Recht Architekt und Bildhauer und Maler und Teppichweber und Holzschneider, Schnitzer und Stuckateur nennen.

Und in allem was er schafft ist nun durchaus persönliches Leben. So macht es kein

Digitized by Google

Ateliergesindel. Gemälde. 1923

Digitized by Google

Im Theater. Kohlezeichnung

anderer. Nie ist etwas gequält, alles wirkt ursprünglich, hat Laune, Humor und vor allem ist seine Komposition immer vortreffliche Raumdienerin.

Wenn einst ein Lebrun für Ludwig XIV. und alle Unternehmungen des französischen Staates und Hofes der Erfinder aller Zeichnungen war für die verschiedensten Dinge, die künstlerisch auszuführen waren, so wäre vielleicht ein Naager imstande, eine ähnliche erfinderische Rolle zu spielen, wie jener, den man den eigentlichen Stilschöpfer jener Epoche genannt hat.

Besonders für die großen baukünstlerischen Unternehmungen in der Reichshauptstadt war Naager damals wohl der meistbeschäftigte freie Künstler. — Jetzt ist das Was und das Wie seiner Arbeiten viel mehr von anderen zu scheiden, als früher in München.

Und wer einmal sein Auge auf die Eigenart unseres vielseitigen Malers und Graphikers und Bildhauers eingestellt hat, wird sofort in den damals entstandenen Zweck- und Luxuspalästen Berlins Naagers Schöpfungen herausfinden.

Zumal für die Architekten Messel und Hoffmann hat Naager ungezählte dekorative Aufgaben geschaffen.

Im Lichthof des Kaufhauses Wertheim, im Berliner Rathaus, im Joachimsaal des kaiserlichen Schlosses, aber auch für Bauten in anderen Orten, so für das Mausoleum des Großherzogs von Hessen, und für alle möglichen Rathäuser, Banken und Privatpaläste hatte Naagers leicht und reizvoll erfindender Geist, seine unvergleichlich geschickte Hand, malerische, plastische und andere Werke zu schaffen oder durch seine Werkstätte zu liefern.

Ein Großbetrieb, wie er selbst in jenen reichen Zeiten kaum seinesgleichen hatte. Denn trotz des beispiellos großen Betriebes war doch alles künstlerisch, frei von irgendwelcher Schablone. Der preußische Professortitel, den Naager 1913 erhielt, war des Künstlers verdiente Auszeichnung und treffende Charakterisierung.

In jenen Jahren verheiratete sich Naager zum zweiten Male — mit einer Tochter des unvergeßlichen echt münchnerischen Malers und „Dekorateurs“ Lorenz Gedon.

Digitized by Google

Der Maler malt eine Hexe. Gemälde

Digitized by Google

Bald darauf traf der Krieg auch Naagers Schaffen sehr schwer. Schon vorm Krieg war er von Venedig nach München und Berlin übergesiedelt — nun wurde sein herrlicher Palast in Venedig von der italienischen Regierung beschlagnahmt — und noch immer ist er nicht wieder in seinen Besitz gekommen.

Aber gleich fand Naager einen anderen Weg. Ein vortrefflicher Kenner alter wie neuer Malerei und aller Techniken und Mittel, — aufs beste mit dem Völkchen der Sammler und Händler aller Welt vertraut, so daß er nicht nur Kunsthistorikern, sondern auch Malern beste Wege zum Erkennen und Können weisen kann, erwarb er die verwaisten Räume der ehemaligen Galerie des Grafen Schack in München und eröffnete dort eine Galerie alter und neuer Meister — so großräumig, so großzügig, so mannigfaltig und amüsant, wie sie München noch nie gesehen und wohl nie wieder sehen wird.

Natürlich mußten die trostlosen Verhältnisse und Zustände in Deutschland auch diesem Unternehmen ein Ende bereiten.

Aber Naager — der echte Künstler von Natur — ließ sich auch da nicht unterkriegen.

Er machte unter seine so vielseitige, höchst produktive Epoche der unternehmerartigen künstlerischen und kunstgewerblichen Produktion einen Strich und widmete sich seitdem fast ganz ausschließlich der Malerei: dem Staffeleibilde. Doch immer ist noch das Wort „ausschließlich" nicht ganz streng zu verstehen, denn wenn er auch nun fast nur an der Staffelei malt, so entstehen doch unter seiner Hand gelegentlich graphische Blätter in den verschiedensten Techniken. Und wenn er allzu müde für den Griffel, greift er nach der Schere und schneidet aus irgendwelchem Papier die köstlichsten Figuren und Bilder — „schablonierte Graphik". Jetzt erscheint auch kein einziges seiner Schaffensjahre im Dienste der Baukunst oder des Kunstgewerbes verloren — im Gegenteil inzwischen hat er seine Hand in erstaunlichster Weise geschult — und seine malerische Technik — um nicht zu sagen Virtuosität — steht auf der Höhe jener anerkannten Meister, die er in Venedigs alten Kirchen, Palästen und Museen gründlicher kennen gelernt, als so mancher Schwärmer diesseits und jenseits des eigentlichen Malerhandwerks. Eine Erinnerung für alle, die sich der Kunst verschreiben wollen, für alle Männer der Tat überhaupt.

Mag den Kenner alter Meister „Der Karneval auf dem Markusplatz" an die Art des Guardi oder Magnasco — dessen eigentlicher Wiederentdecker Naager ist — erinnern; das ist ganz nebensächlich. Wichtig ist und unverkennbar die freie große Sicherheit unseres

Straßenszene. Farbige Zeichnung

Digitized by Google

San Trovaso. Gemälde

Künstlers auch dann, wenn er bewußt seinen Erfindungen einen Ton mitgibt, der uns aus alten, werten Bildern und Zeiten vertraut.

Es ist doch alles aus erster Hand und erster, echter Konzeption, was Naager malt.

Wie im Vorübergehen scheint er den verlassenen „Stadel bei Bergen" auf seine Staffelei gebannt zu haben; und die Frische und Ursprünglichkeit des Bildes der „Jünger zu Emmaus" oder der ganz großartigen Landschaft von San Trovaso in Venedig geben in jedem Strich frohes Zeugnis eines Malerauges, das allen glänzenden Malerzeiten und Malerbekenntnissen zum Trotz, ganz neu in die Welt schaut, befähigt wie wenige das Lied der unsterblichen Schönheit unserer Mutter Erde zu singen allen zum Genuß.

Es bleibt für uns erstaunlich, wie rasch Naager die Höhe eines wahrhaft großen Malers erreicht hat. Fast möchte man den Erfolg bedauern, weil Allerbestes seiner Hand bereits Käufer im Ausland, und zwar sogar unter den Museen gefunden hat. Und der Künstler hat es leider versäumt, gute Aufnahmen von diesen, von der Staffelei weggekauften Gemälden, machen zu lassen. Freuen wir uns, in unsern ausgezeichneten farbigen Bildern für alle Zeiten wenigstens eine gute Vorstellung von des Künstlers Malerei bewahren zu können. Es sind höchst wertvolle Dokumente.

Um ganz seiner Malerei leben zu können, in einer Luft, die weniger als unser armes Vaterland unter Not und Sorge zu leiden hat, will jetzt Naager wieder einige Jahre in Venedig oder Sizilien zubringen.

Mag das für München bedauerlich sein, so wollen wir ihm doch das allerglücklichste Dasein und Schaffen auch fern der Heimat wünschen, denn gerade eines solchen freien Künstlers Malerei wird dem Ruhme deutscher Kunst aufs beste dienen.

Digitized by Google

Komteſſe Maria Agnes Kiellmansberg

Von Hermann Savelkouls

Elle est morte et n'a point vécu;
Elle faisait semblant de vivre,
De ses mains est tombé le livre
Dans lequel elle n'a rien lu.
Alfred de Musset

An einem heißen Juninachmittage trat ich ein in die große Pariſer Totenſtadt, den Père Lachaiſe, um dort im Schatten der Bäume und der Toten mein wirres, unſtetes Herz zu ermüden, zu beruhigen. Mich zermürbte jene Unruhe der Gedanken, des Herzens, des Willens, die Wirkung der Einſamkeit iſt, an deren ſchwerem Duft wir uns manchesmal feiertags berauſchen und deren Wehmut wir verehren, die aber als Alltäglichkeit nur von den Großen und den Tiefen, den ſtets Einſamen, ohne Schaden ertragen wird. Unter fremden Menſchen, deren Höflichkeit die Abneigung ſchlecht verhüllte und die auch ich manchmal nur mit geballten Fäuſten ertragen konnte, nahm ich das Alleinſein erſt gelaſſen, dann widerſtrebend und zuletzt mit müder Ergebung an.

Dieſes verzagte Herz trug ich manchesmal zum Père Lachaiſe. Das iſt eine große, ruhige, feierliche Stadt mit vielen kleinen Häuſern, wohl auch mit Denkmälern und Grabſteinen, meiſt aber mit kapellartigen Familiengrabſtätten, dicht aneinandergereiht und von dem ſanften Hauche der Bäume behütet.

Große Fürſten, Feldherren, Staatsmänner ſchlafen hier. Ihre Steine ſind verwittert, ohne Zeichen des Gedenkens. Ihnen lächelten Königinnen zu, vor hundert Jahren und mehr, und ſie trugen ihre Degen kühn und ſtolz wie Eroberer. Wie willig tauſchten ſie ihre Namen und ihre Sterne für mein unruhiges Herz.

Racine, Molière, Lafontaine wohnen hier freier und heiterer als Voltaire und Rouſſeau im Keller des Pantheon. Börne und Heine ſind zu Schweigern geworden. Über Muſſets Grab weint die Trauerweide. Die Herrlichen, die Luſtigen, die Spötter trugen wohl oft unter gelaſſener Maske ein demütiges Herz.

Solch erbaulichen Gedanken nachgehend geriet ich auf ſtille Pfade und ſetzte mich auf einen kühlen, grauen Grabſtein, über den die Sonne durch windbewegte Zweige fließende, grüngoldene Lichter goß. Der Grabſtein war ein einfacher, niederer Sarkophag, verwittert und vergeſſen. Ich las und ſtutzte: eine deutſche Inſchrift, ein mir bekannter Name. Gräfin Kiellmansberg. Eine Komteſſe Kiellmansberg liebte ich einmal mit der Begeiſterung meines Primanerherzens im ſonnigen Meran. Aber meine Liebesgedichte trug ich nur der unruhigen Paſſer, den Bergen und dem abendlichen Winde vor. Dieſes heitere und ſchöne Mädel hatte ſo viele Verehrer, und zwar wirkliche Kavaliere, daß es auf einen ſtrohblonden Gymnaſiaſten nicht ankam.

Die Inſchrift lautete: Hier ruht die Gräfin Kiellmansberg, geboren in Wien im Jahre 1769, geſtorben in Paris im Jahre 1788.

Der Gedanke an dies Grab ließ mich nicht los. Noch an demſelben Abend ſchrieb ich einem Wiener Freunde, erhielt bald Antwort, auch Briefe der früheren Komteſſe, jetzigen Baronin B. Sie nahm die von meinem Freunde mitgeteilte nachträgliche Liebeserklärung gütig an. Sie ſandte mir noch einige alte, franzöſiſch geſchriebene Briefe, und ſo erfuhr ich die Geſchichte der Komteſſe Kiellmansberg.

⁂ ⁂ ⁂

Der Vater der Komteſſe Maria Agnes Kiellmansberg war Generalleutnant in Maria Thereſias Heer, und er ſtarb an Wunden, die er für ſeine Kaiſerin empfangen hatte, fern von Wien. Er ſtarb als Held, und ſeine letzten Worte zwiſchen dem Stöhnen, die ihm die Qual des Feldſchers entriß, galten der Kaiſerin und ſeiner Gattin, die er innig und treu liebte. Tiefbewegt vernahm Maria Thereſia den Tod ihres Soldaten, und ihrem edeln Herzen nachgebend, wartete ſie nicht den Beſuch der Gräfin zur Rückgabe der Orden ab, ſondern fuhr ſelbſt hin, um zu tröſten. Mit der Gräfin teilte ſie die Trauer und eine Freude, welche durch die Tränen leuchtete: die Gräfin genas eines Töchterchens, um welches die Eltern acht Jahre lang ohne Verzagen gebetet hatten.

Was die ſüße kleine Agnes ihrer Mutter war, deren Anbetung und Glück und deren Hingabe an dies roſige, zwitſchernde, lachende und weinende Geſchöpfchen auszumalen, will ich meinen Leſern ſelbſt überlaſſen.

Agnes wuchs heran und wurde erzogen wie alle Komteſſen ihrer Zeit, und das iſt von der heutigen Erziehung nicht ſehr verſchieden. Die von Maria Thereſia ausſtrahlende Mütterlichkeit hinderte den Adel, ſelbſt

Digitized by Google

Läufer. Bildwerk von Friedrich Zuchantke

(Große Berliner Kunstausstellung 1924)

Digitized by Google

Digitized by Google

wo vielleicht Neigung bestand, die Sitten des Versailler Hofes nachzuahmen und die Kinder den Gouvernanten und Tanzmeistern zu überlassen und nur zum Gutenmorgen- und Gutenachtkuß zu empfangen. Die Witwenschaft ließ der Gräfin Zeit, immer bei ihrem Kinde zu sein, und sie hütete Agnes bis zu ihrem zwölften Jahre. Damals mußte die Gräfin in Erbschaftsangelegenheiten nach Ungarn reisen, und sie wich dem Drängen ihrer Bekannten, das Mädchen zu den Nonnen zu geben, schweren Herzens. Aus Ungarn zurückgekehrt ließ sie ihre Tochter im Kloster, versäumte aber keine Besuchsstunde und verstand es sogar, sich mit der buckligen und häßlichen und wohl deswegen bissigen Oberin anzufreunden, um Agnes möglichst oft zu Hause zu behalten.

Mit achtzehn Jahren siedelte die Komtesse endgültig zur Mutter über. Sie war inzwischen ein großes Mädel, oh! eine Dame geworden, sittsam und vornehm, braun und schlank, die französisch redete, italienisch sang und wie eine Nymphe tanzte. Sie kutschierte oft im Prater und schleckte gerne Süßigkeiten, betete andächtig am Morgen, müde am Abend und versäumte keine Maiandacht, wenn die Kirche voll Blumen war und deren Duft und der Weihrauch, Orgel- und Glockenklang, das Gold und Silber der Geräte und Gewänder und all die flackernde Farbenpracht nächtlicher Domfeier die reine Mutter priesen.

Und im Winter fuhr Agnes zum ersten Male zum Hofe. Die Komteß war eine geschlagene Stunde vor Abfahrt fertig, übte noch einige Minuten den Hofknicks und kuschelte sich dann im molligen, grünen Boudoir ihrer Mutter in einen der Sessel, die wie phantastische Muscheln waren. Sie nahm ihr Kleid gut in acht und betete einige Ave-Maria, daß sie hübsch sei und alles gut gehe.

Der Schnee knirschte, der Himmel war blank und straff, die Sterne zitterten. Als die Gräfin mit ihrer Tochter in den Wagen gestiegen war, scheuten die Pferde vor einem mit Schellengeläute vorbeirauschenden Schlitten voll jubelnder junger Leute. Ehe noch der Kutscher, der am Zaumzeug nestelte, die Zügel packen konnte, brausten die beiden Pferde los. Die Insassen des Schlittens bemerkten die Gefahr, und die Komtesse, die trotz der Gefahr munter blieb, sah, wie ein Husar sich neben den Kutscher schwang, der scharf bremste und dann das Gefährt hart auf die Kutsche zuhielt. Einen Augenblick lang berührten sich Schlitten und Wagen, da sprang der Offizier herüber, packte die Zügel, und es gelang ihm, die Pferde zu halten. Der Kutscher kam gelaufen, jammerte und schwatzte, so daß die Damen kaum ein Wort des Dankes fanden und der Offizier, Graf Karl Thun, keine Zeit zu einer Höflichkeit. Die hätte er zu gerne angebracht, denn er sah dunkle Locken, hochgeschwungenen Brauenstrich und große, braune, im Übergang von Schreck und Freude weiche Augen.

Die Kutsche fuhr los. Winken, Zuruf. Graf Thun kehrte nachdenklich zurück, strich den Schnurrbart, und als ihn die Stimmen aus dem Schlitten erreichten, versuchte er einige Tanzschritte und lachte laut, sprang in den Schlitten, umhalste stürmisch eine junge Dame, die ihr kußrotes Mäulchen willig hinhielt, und ließ den Kutscher knallen, als solle Neujahr eingeschossen werden.

In Schönbrunn war großes Treiben. Die kräftigen Farben und das Gold und Silber der Uniformen, die zartere Pracht der seidenen Kleider, der gedämpfte Glanz weißer Arme und Schultern und der verschwenderische Schmuck blendeten die kleine Komtesse, welche geglaubt hatte, alle Augen würden sich auf ihr Persönchen richten. Mit dieser Enttäuschung empfand Agnes auch Trost, denn sie hatte Lampenfieber. Aber der Kaiser Joseph, der sich der Aufgabe, den jungen adeligen Damen zu ihrem Eintritt in das große Leben einige huldvolle Worte zu sagen, gerne widmete, sah die schöne Novize. Als die Gräfin und eine Hofdame, die Patin spielte, dem Kaiser die Komtesse zuführten, da stand er auf, und nun schauten wirklich alle im funkelnden Saale. Jedoch unsere Komtesse sah nur ihren Kaiser, und er hätte können häßlich sein wie ein Zwerg des Velazquez, sie hätte mit gleicher Demut ihr Knie gebeugt.

Den Kaiser freute diese Anmut des klaren Mädchengesichtes, die Schlankheit der in blühendweiße Seide gehüllten Glieder, der frische Duft des Körpers und der Haare. Schönheit und Reinheit gaben ihr die Kraft, hervorzuleuchten in der zierlichen Pracht des Rokokosaales mit seinen im warmen Kerzenlicht scherzenden Verzierungen, mit den Bildern zärtlicher Schäfer und Schäferinnen, mit dem göttlichen Garten schönster Frauen. Und die Frauen des Wiener Adels, blond von den deutschen oder dunkel von den ungarischen oder spanischen Ahnen, herb oder kühn oder sanft, stets stolz, waren so schön, daß sie Dichter und Musiker schaffen mußten.

Während Joseph II. huldvolle Worte sprach, trat am andern Ende des Saales ein Husar ein, in Blau und Silber, ein brauner und straffer Bursche. Komtesse Agnes lächelte und vergaß einen winzigen Augen-

Digitized by Google

blick lang ihren Kaiser. Dieser bewunderte eben den Mund, der schön war, aber kein Kirschenmäulchen, sondern voll Schwung und kräftig gezeichnet. Er sah die Freude und sagte etwas wehmütig: „Ich werde gratulieren, Komtesse.“ Und er wandte sich der Baronin Dambach zu, die vor Hitze, Korpulenz und Neid hochrot nunmehr ihre Tochter vorstellte.

Das Weitere verlief wie im Märchen. Er verliebte sich, sie war es schon von Anfang an, und da alles andere verwandtschaftlicher Prüfung standhielt, hörten die beiden mit Wonne, daß ihre Hochzeit auf den ersten Junisamstag festgesetzt wurde.

Graf Thun, der als bildhübscher, schneidiger und lustiger Offizier allen Mädchen gefallen mußte, gab diese Zuneigung stets nach Kräften zurück. In dieser Zeit genoß er die Gunst einer vielumworbenen Sängerin, eben jener jungen Dame, die ihn im Schlitten so zärtlich empfangen hatte. Er gedachte den Austausch amüsanter Liebe mit ihr fortzusetzen, aber Fräulein Magda war ein resolutes Mädel, die zwar keine Heiratsversprechen erwartete, aber doch ihre eigene Moral hatte und Treue verlangte. Sie setzte den Grafen vor die Tür. Die vielen, welche Thuns Erbschaft antreten wollten, lehnte sie kühl ab und blieb unzugänglich wie die treueste Witwe. Sie löste ihre Verpflichtungen in Wien und nahm für Anfang Juni eine Einladung nach Paris an.

Graf Karl Thun tröstete sich rasch. Die Sonne seiner neuen Liebe tat ihm wohl, und er dehnte sich mollig in dem warmen Scheine. Das verliebte Paar ging gerne in dem großen Parke, der sich an das breitfrontige Haus anschloß, spazieren. Dort standen zwischen drollig frisierten Ziersträuchern und Hecken in heiterem Widerspruch mächtige Buchen und Nußbäume. Die Gräfin ließ sie nicht fällen, da sie hierunter am sanftesten von ihrem Gatten träumte.

An einem Aprilnachmittag, der plötzliche Wärme brachte, fühlte Karl sich bedrückt und unsicher und rettete sich vor den leisen Zärtlichkeiten durch eine Beichte. Wie Verliebte gerne in der kurzen Vergangenheit ihrer Liebe blättern, jeden Blick und Händedruck neu beleben, um vor allem die ersten Schüchternheiten neu zu genießen.

„Agnes! Aber du mußt mich richtig verstehen ... Zuerst war es mir nicht immer recht gemütlich, und ich mußte einige Reitermanieren abschnallen. Ich guckte manchmal zur Seite, ob nicht ein anderer, ein leiblich gewordener Schutzengel oder sonst ein Heiliger neben mir stehe, dem deine lieben Worte gelten.“

Agnes, die auf dem Rasen kniete und Veilchen pflückte, schaute auf und sagte: „Ich war nie unsicher. Wie ich dich sah, wußte ich mein Schicksal. Immer träumte ich schon von dir. Ich kannte dich nicht, und doch wartete ich auf dich und dachte deinetwegen nie daran, ein Nonnchen zu werden.“

Den Grafen aber drückte es tief im Herzen, und er suchte von irgendeinem Gefühl der Befangenheit, der Angst, Befreiung. „Das ist es ja, was mich erschreckt: Deine fromme und so bestimmte Liebe. Ich bin keiner der vom Schicksal Erwählten, über meiner Stirn leuchten keine Sterne. Ich habe auch gar nicht das Zeug dazu. Aber wenn ich von dir komme, dann gucke ich oft in meinen großen Wandspiegel, dem ich sonst nur Fratzen schnitt, und suche ernsthaft irgendein Zeichen außergewöhnlicher Begabung: eine wuchtige Stirne, herrisches Kinn, Cäsarenprofil. Und wenn ich lange suche, finde ich natürlich auch etwas.“

Nun saßen sie zusammen, gedeckt von einer Geißblattlaube, und Agnes ordnete die Veilchen. „Wir gehören zusammen und können nur gemeinsam wachsen, aber nicht zu Helden, nur zu guten, tüchtigen Menschen. Ich kann mir die Welt ohne meine Liebe zu dir nicht mehr vorstellen.“

Karl reichte grüne Blätter, welche die blauen Blüten wie ein kühler Kelch umschließen und betreuen sollten. „Ich wiederhole mir oft solche Worte und nehme sie wie eine Gnade an, fromm wie ein Kind, mit gefalteten Händen. Dann löst sich das Heimweh, das ich manchmal nach meiner Mutter habe, die ich ja nie kannte. Aber das alles ist wie ein Traum. Das bin ich gar nicht. Oh, es ist ein schöner Traum, und ich habe Angst vor dem Erwachen.“

Dann gingen sie weiter, schweigend und sinnend. Graf Thun war unzufrieden, denn er hatte einen tapferen Anlauf genommen, sein Herz zu erleichtern. Aber Agnes hörte einfach nicht auf ihn, lauschte nur in sich hinein.

In dem Park war eine große, halbkreisförmige Bank aus weißem Sandstein, traulich umhüllt von Taxushecken. Der Sitz war breit und fast zum Liegen einladend. In die Lehne waren über Haupteshöhe ausgelassen durcheinanderwirbelnde Faune und Nymphen eingemeißelt und darunter stand — hier eine heidnische Predigt —: Vita somnium breve. An dem einen Ende der Bank ragte die Statue eines ausspähenden Kentauren. Ihm gegenüber standen engumschlungen zwei Nymphen, die sehnsüchtig vorgebeugt nach dem kraftvollen Tiermenschen ausschauten. Von der Bank aus

Digitized by Google

sah man einen über drei große Schalen rauschenden Springbrunnen, weiterhin einen Rasen mit noch braunen Beeten und dann hohe Bäume, die wie ein Wald waren. Die Sonne lag warm auf der Bank und zwang zu Ausschau und heiterem Verweilen. Der schwüle Wind, die warme Landschaft, die wie zu Versteck für Zärtlichkeiten geschaffene trauliche Bank, die fröhliche Sinnlichkeit der Figuren erweckten in Karl die oft anpochende Erinnerung an heißere Liebesspiele. Dies alles reizte ihn, aus der gewohnten Zurückhaltung hervorzubrechen, und er überschüttete Agnes mit der Flut begehrlicher Liebkosungen. Seine Küsse bedeckten Gesicht und Hals, und er streifte das blaue Kleid und den darüberliegenden Spitzenkragen über die eine Schulter, daß seine Hand über diese gleitend den Busen fand, und alles, was die Hand eroberte, wurde bald Beute seines brennenden Mundes. Er fühlte voll herrischer Freude, wie ihr Blut mit dem seinen trieb und sang, und wie die Begierde in ihre Seele brach. Zuerst erbleichte Agnes, die Augen erschraken, dann zuckte ihr Körper, und sie bot Karl hastig ihren halb offenen Mund und schlang die Arme fest um seinen Hals und gab sich schwer atmend seinen Liebkosungen hin.

Karl schilderte dies später dem Bischofe von St. Pölten, der ein gemeinsamer Verwandter der Kiellmansberg und Thun war und allen Verwandten wegen seiner Güte und seiner Welterfahrenheit als Ratgeber diente. „... Und weißt du. Nein, ich kann es schlecht schildern. Aber du kennst ja Soldatensitten. Also vor etwa zwei Jahren kam mir ein Mädel in den Weg, das mir dauernd nachlief und keine Ruhe ließ, bis ich es nahm. Sie war unschuldig, und sie stammelte zwischen den süßesten Liebkosungen und wilden Schreien Stoßgebete. Am nächsten Morgen ging sie in die Donau. Und die machte, als ich sie nahm, solche Augen voll Grauen und Glück wie Agnes. Obwohl ich Agnes doch nur ein bißchen stürmisch küßte und streichelte."

Am nächsten Tage blieb Agnes schweigsam und traurig, so daß ihre Mutter sich ängstigte. Ganz unbesorgt ließ die Liebe der jungen Leute sie nie, da ihr Graf Thun zu leicht und lustig für Agnes schien ... Sie sah mit Besorgnis die Veränderung: den ernsten Blick, den gepreßten Mund, das Beben der schmalen Hände. Am Nachmittag, der wieder schön und sonnig war, fand sie Agnes im Garten, bei der Bank, am Boden liegend und die Stirne Kühlung suchend auf den Rasen gelehnt. Die Gräfin begann auf zaghaftem Umwege: „Ich habe schon oft den Tag verwünscht, an dem ich dich zu den Schwestern gab. Du bist mir fremd geworden, und manchmal schaust du mich feindselig an."

„Das ist nicht wahr, Mutter. Du weißt, wie ich dich liebe und wie ich mich sehne, dir diese Liebe zu beweisen."

„Doch, doch. Du bist eigen, und ich bin eine einfache Frau, die in ihrer Jugend als älteste von zehn Kindern selten Zeit hatte zu spintisieren, obwohl ich das gerne tat. Du hast dann gemerkt, daß ich nicht immer mit deinen Gedanken, die jung und sprunghaft sind, Schritt halte, und bist verschwiegen geworden. Als dein Mund schwieg, fragte ich deine Augen. Das hast du gefühlt und auch diese gehütet. So entgehen mir die kleinen Erschütterungen deiner Seele. Und ich bin bescheiden geworden. Aber seit gestern bist du so verändert, daß etwas Schweres dich bewegen muß."

Agnes streichelte und küßte die Hände ihrer Mutter und sagte erst zögernd, dann überzeugt: „Es ist schon wieder gut, Mutter. Da ich bald Frau bin, muß ich mich üben, meinen Kummer von andern fern zu halten. Nicht immer bewältige ich das, weil für uns arme Mädchen manches schwer zu verstehen ist. Aber wenn die Ehe ein Sakrament und heilig ist, dann ist auch die eheliche Liebe und Hingabe heilig; und wenn ich mich nach ihr sehne, mich auf sie freue und Karl küsse und umarme und wünsche ihm näher, ganz nahe zu sein, dann ist das nicht sündhaft, sondern sogar gut und heilig."

Die Mutter nahm ihr Kind in die Arme und lächelte über seinen Kopf weg. „Armes Mädel, damit machst du dir Sorgen! Diese Liebe ist doch keine Pflicht."

„Ich danke dir, Mutter. Aber so einfach erscheint mir das nicht. Wenn ich einen Mann begehre, ganz von Herzen, mit allen Sinnen, dann bin ich schon bei ihm, dann gehöre ich ihm schon. Dann bin ich seine Frau. Die Verlobung müßte ein Sakrament sein wie die Ehe: das Sakrament der geistigen Hingabe."

Graf Thun, der gerade kam, hatte das Gefühl, die Ausbrüche seiner Liebe etwas hemmen zu müssen, war also sehr erstaunt, als Agnes sich ihm mit Ungestüm in die Arme warf und ihn unter Tränen küßte. Die Gräfin ging kopfschüttelnd zum Hause zurück.

Immer näher kam der Hochzeitstag. Die Komtesse wurde von Tag zu Tag reifer und schöner. Sie wurde voller, sicherer, fraulicher. Der Mund wölbte sich, die Augen waren verträumt und feucht. Sie blühte wahrhaft der Liebe entgegen. Auf der Straße, im Prater, überall spielte sie mit den Kindern, pries deren Rundlichkeit, Unbeholfenheit und zap-

Digitized by Google

pelnde Beweglichkeit. Und als der Mai kam, kniete sie jeden Abend vor dem Marienaltar und sann und betete und war selbst schön und rein wie eine Heilige.

Dem Grafen Thun kamen diese Andachten sehr gelegen, da er sich an die süße Wehmut dieser Liebe gewöhnt hatte und wieder recht starke Sehnsucht nach reiterlichem Dasein empfand. Sein erstes Wiedererscheinen bei den kameradschaftlichen Gelagen wurde ausgiebig gefeiert. Bald war er wieder gut im Zuge. Der Stall- und Saufton lag ihm doch besser als die Weihrauchstimmung seiner Braut. Und eines Abends, vom Wein und von Wetten gereizt, brachte er Magda eine Serenade, der sich am zweiten Abend ein Fenster und am dritten Abend die Tür öffnete. Für ihre Gunst setzte Magda die alte Bedingung: Treue. Karl hetzte seinen Kummer und seine Sorgen auf vielen tollen Jagden, übertoste sie im Taumel der Gelage, ertränkte sie in vielen Kannen Wein. Agnes nahm seine Zerstreutheit und Unrast auf als gutes Zeichen der Bekehrung vom Bruder Lustig zum ernsten Ehemann, und sie gab ihm gerne eine Woche Urlaub, um seinen Abschied vom Regiment zu nehmen und zu feiern.

Vierzehn Tage vor der Hochzeit erhielt die Gräfin einen Brief, der sie fast schwerer traf als die Nachricht vom Tode ihres geliebten Gatten. Sie wagte nicht, ihn ihrer Tochter mitzuteilen, obwohl diese die Mutter nach der Ursache ihrer Sorgen fragte. Als Graf Thun nach den acht Tagen nicht kam, wußte Agnes, daß die Traurigkeit ihrer Mutter damit zusammenhänge. Sie erschrak sehr, da sie vermutete, ihrem Bräutigam sei auf der Jagd oder im Duell ein Unglück zugestoßen. Sie drang heftig und vorwurfsvoll in ihre Mutter, die aber nicht den Mut fand, alles zu erzählen, und ihrer Tochter schluchzend den Brief gab.

„Gnädigste Frau Gräfin!

Ich bin sehr traurig, Sie und Agnes zu betrüben. Ich bin ihrer nicht würdig. In ihrer Gegenwart wurde ich ein besserer Mensch. Aber das hielt nicht an, und ich gab einer alten Leidenschaft nach. Ich knie vor Agnes, ich verehre sie. Sie wird mir immer wie eine Heilige sein. Verzeihen Sie mir. Agnes, die ich nicht darum zu bitten wage, soll mich vergessen.

Ihr demütiger Karl Thun."

Agnes erbleichte, wankte und stürzte ohnmächtig zu Boden. Eine Woche lang lag sie in schwerer Erschöpfung. Die Mutter, welche in den gefährlichen Tagen im Zimmer der Tochter schlief, dann aber auf inniges Bitten diese allein ließ, lauschte jede Nacht lange an der Türe. Sie hörte, von dem Jammer ihres Kindes und dem Gefühle ihrer eigenen Ohnmacht gemartert, herzzerreißendes Beten und Flehen. Manchmal hörte sie verzweifeltes Rufen, dann wieder demütiges, vertrauensvolles Gebet. Agnes kämpfte wahnhaft mit Gott. Bald wich die Spannung matter Ruhe. Die Augen, die heiß und trocken waren, wurden wieder frisch. Die Lippen färbten sich wieder rot, blieben aber schmal und herb in dem bleichen Gesicht. Die frühere Munterkeit, die mädchenhafte Ausgelassenheit kehrten nicht mehr zurück.

Mit der Mutter sprach Agnes oft, am liebsten abends, wenn die Sonne ihr Gold und ihre Rosen in der hohen, getäfelten Bibliothek, wo Agnes gerne weilte, über die bleichen und trotz ihrer kriegerischen Gebärden sanften Helden der Gobelins streute. Einen Gedanken wiederholte sie immer und immer: „Er kommt wieder. Ich weiß, daß er zurückkommt. Meine Liebe war nicht stark genug, seine Leidenschaft zu jener Frau zu bannen. Das ist meine Schuld. Aber ich bete um ihn. Und ich liebe ihn, zwar ganz anders als früher, aber viel stärker. Er kommt zurück. Ich habe Gott tausendmal gefragt und bestürmt."

Die Gräfin wagte nicht zu widersprechen, und Agnes sann und träumte weiter. Plötzlich erschrak sie. „Mutter, liebe Mutter, komm zu mir. Ich fürchte mich. Wenn Karl nicht mehr zurückkommt, wenn ich aufhören muß Karl zu lieben, dann kann ich nicht mehr an Gott glauben."

„Kind, sprich nicht so."

„Doch, Mutter. Ich kann das nicht richtig erklären. Aber das ist alles eine Einheit, wie eine Glaskugel. Wenn ein Stück zertrümmert wird, dann ist alles zerbrochen, alles tot. Als ich zum ersten Male kommunizierte, da fühlte ich, nein, da wußte ich, daß Gott zu mir kommt. Und darum glaube ich alles, was die Kirche lehrt. Aber wenn ich, was ja unmöglich ist, von irgend etwas aus dieser Lehre wüßte, daß es falsch ist, dann wäre auch mein Wissen von Gott im Sakramente falsch: Alles, alles schwände. Das ist die gläserne Kugel. Meine Liebe, meine Vereinigung mit Karl ist auch darin. Darum muß er zurückkommen. Ja, er kommt zurück."

Die arme Mutter wandte sich schon lange an den Bischof von St. Pölten, und nun schrieb sie nochmals so bitter, daß der Bischof die Qual mitfühlend ihr einen langen Brief sandte.

„... So eigen das Benehmen unserer lieben Agnes ist, und so unheimlich dasselbe

Digitized by Google

Ihr Mutterherz bedrängt, kann ich doch nichts Krankhaftes darin erblicken, wenn wir nicht echte Frömmigkeit und den Überschwang der Jugend Krankheiten nennen wollen.

„Die klösterliche, auf himmlische Ziele gerichtete Erziehung mußte das Kind zur Mystik treiben, der sich niemand an heiliger Stätte entziehen kann. Sogar mein altes Herz, das Erfahrung und Leid gekühlt haben, gibt sich gerne an stillen Sonntagnachmittagen, wenn die Luft von fernem Singen der Wallfahrer schwingt, wenn die sonnigen Felder, die frischen und duftigen Wiesen von werktäglicher Arbeit ausruhen, solchen seligen Träumen, selbst Schwärmereien hin. Und ich habe noch am vergangenen Sonntag ein Gedicht auf eine Heilige gemacht, über das ich vor dreißig Jahren ‚Maria Felicitas' geschrieben hätte."

Hier lächelte die Gräfin und drohte dem fernen Vetter mit dem Finger, denn sie hatte dem Spötter die oft erklärte Liebe zu ihr niemals ernsthaft zugetraut.

„Agnes, mit sprudelnder Phantasie, doppelt gehäuftes Erbe von Vater und Mutter, mit ebenfalls angeborenem Stolze, mit der durch die allgemeine Bewunderung der Mutter wie der Klosterfrauen gehobenen Eitelkeit jedes schönen Mädchens, mußte sich als auserwählt betrachten. Und in jener Umgebung von Weihrauch und klösterlicher Blankheit konnte sie nur eine Erwählte des Herrn sein.

„Schwerer begreife ich, daß Agnes nicht zum Kloster drängte. Vielleicht war sie zu ehrlich gegen sich, fühlte ihre Eitelkeit und ihre Freude am Leben und spürte Kräfte, die Klostermauern stürzen können. Vielleicht auch befreundete sich ihr eine kluge Klosterfrau — etwa eine verwandte Seele ahnend — und überzeugte Agnes von ihrem Berufe für die große Welt. Jedenfalls war Agnes, wie alle Klostermädchen, eine auf die Welt losgelassene Mystikerin. Da sie energisch und phantasievoll und herzlichfromm ist, vergaß sie nicht, wie die meisten, im Trubel rasch die himmlischen Süßigkeiten, sondern suchte das tägliche Erleben zu heiligen, in den Himmel zu heben. Doch war sie oft von Zweifeln bedrängt, mit denen sie sich bis zur körperlichen Ermattung herumschlug. Aus allem Hin und Her errettete das Mädchen die plötzliche, als wundersam empfundene Liebe zu Karl. Das war für Agnes eine Offenbarung, als habe sich der Himmel geöffnet und Gott selbst gesprochen. Vielleicht kam dazu ein Gefühl heiligen Glückes wie bei der ersten Kommunion, das die Göttlichkeit der Offenbarung besiegelte. Sie band so die himmlische und die irdische Liebe zusammen. Ihrer ganzen Erziehung nach mußte Agnes die Begierden, die das Ungestüm Karls wachriefen, als sündhaft empfinden. Da sie aber von kräftiger Sinnlichkeit ist, die durch eine fast erotische Mystik noch gesteigert wird, und da sie sich außerordentlich ehrlich prüft, fühlte sie, wie alle ihre Sinne nach stärkerem Reiz, nach Umarmung schrien. Sie wollte, konnte sich aber, da ohne sündhaften Willen handelnd, nicht als beschmutzt empfinden. Sie wußte, daß in der ehelichen Vereinigung, die ja ein heiliges Sakrament ist, solche Wonnen von Gott gewollt sind. Und sie fühlte auch ihr kindliches Verhältnis zu Gott nicht getrübt, weil eben Karl ihr künftiger Gatte war, dem sie sich auf ewig verbunden glaubte.

„Die großen Mystiker, die Gott mit den herrlichsten Liebesworten irdischer Leidenschaft besingen und deren kühnster, Salomon, im Hohenliede bräutliches Glück feiert, waren Heilige. So ist Agnes eine erdhafte Mystikerin, welche die sinnliche Liebe als von Gott befohlen und zu Gott führend annimmt und sich ihr heiter und jungfräulich hingibt.

„Ein brutales Erwachen, ein Erkennen, daß diese heilige und reine Liebe in Wirklichkeit sündig ist — und eine andere Einstellung erlaubt ihr die Klostererziehung nicht — müßte in Agnes, für die es nur eine mystische Einheit alles Erlebens gibt, jeden Glauben erschüttern.

„Immer bleibt manches geheimnisvoll, wohl aber mehr infolge der außergewöhnlichen Kraft, mit der Agnes erlebt, als infolge der Seltsamkeit und Verworrenheit der Pfade, auf denen ihre Gedanken irren ..."

⁂ ⁂ ⁂

Im Januar des nächsten Jahres, an einem jener blanken Wintertage, da die Welt wie Schlittengeläute klirrt und die Sonne den Schnee streichelt, ohne ihre feindliche Macht zu erproben, kam ein Brief aus Paris an.

„Gnädigste Frau Gräfin!

Seit langem zage ich, den Brief zu schreiben. Ich komme mir vor wie Judas, der seine Tat bereut. Manchmal aber auch nur wie der arme Schächer. Ich bin nicht schlecht, nur leichtsinnig. Ich habe unendliche Sehnsucht nach Agnes. Meine Liebe war nie so stark wie jetzt. Darf ich zurückkommen und um Verzeihung bitten?

Ihr ergebener Diener

Karl Thun."

Graf Thun wußte durch Freunde von der Treue seiner Braut. Heimweh nach Wien, Ärger mit seiner neuen Geliebten, Madame

Digitized by Google

Troye, die ihn mit vielen betrog, sonstige wehmütige Stimmungen und sein jeder Rührung leicht zugängliches Herz machten ihn wieder verliebt, ließen ihn das wenigstens glauben.

Den Brief nahm Agnes ohne Erregung auf, als habe sie alles gewußt. Die Mutter hoffte auf Gleichgültigkeit. Sie erschrak um so heftiger, als Agnes mit unbewußter Selbstverständlichkeit von einer Reise nach Versailles sprach, wohin der österreichische Gesandte, der noch im Januar zurückreiste, sie mitnehmen wollte. Die Mutter fühlte, daß Agnes auch über ihre Leiche den Weg zu Karl gehen würde, und wagte nur schüchterne Einreden.

Das Wiedersehen enttäuschte den Grafen Thun zuerst, da er zu sehr an Versailles gewöhnt war, wohin diese fast tragische Schönheit nicht paßte. Dann aber öffnete er willig sein Herz dem alten Zauber, zumal ihm das Aufsehen schmeichelte, das die ernste und reine Schönheit seiner Braut erregte.

Agnes wohnte durch die Vermittlung der Frau des Gesandten, einer Jugendfreundin der Gräfin, bei der Baronin d'Arbois in Paris. Die Baronin war eine gescheite und witzige Frau, die aber auch gütig und herzlich war, und deren Gesellschaften sogar die Jugend sehr hoch schätzte, mit der einzigen Ausnahme ihres Sohnes, eines frechen und rauflustigen Burschen.

In dem Taubenschlag der Madame Troye verkehrte Graf Thun weiterhin, weil er den Bruch und die Spötter scheute und liebe Gewohnheiten nicht aufgeben wollte. An einem Aprilnachmittag, als klatschender Regen die Straßen fegte, verließ Graf Thun mit weniger Vorsicht als gewöhnlich das Hotel seiner Geliebten. Als er um die nächste Straßenecke bog, stieß er auf den jungen Baron d'Arbois, der früher wie in vielen anderen Tempeln auch bei Madame Troye verkehrte und der in letzter Zeit zur Freude seiner Mutter etwas häuslicher und sittsamer wurde. Wegen der Komtesse oder wegen Madame Troye, vielleicht auch wegen beiden, stellte der Baron den Grafen Thun zur Rede und es kam zu einer Forderung. Diese wurde schon am nächsten Morgen ausgefochten und endete mit leichten Verwundungen, gab jedoch Anlaß zu großem Klatsch, der zu den Ohren der Komtesse drang. Ohne nur einen Augenblick daran zu glauben, ließ sie doch sofort anspannen und fuhr zu Madame Troye. Auf die Erfolge der Komtesse eifersüchtig, beeilte sich Madame Troye, den Sachverhalt unumwunden zuzugeben. Sie erschrak, als sie die Wirkung ihrer Worte sah. Die Komtesse erbleichte, das Gesicht wurde schroff, die Augen flammten. Madame Troye schickte sofort zum Grafen. Dieser ließ sich bei der Komtesse melden, wurde abgewiesen. Einen Brief brachte der Bote wieder zurück.

Am ersten Tage blieb Agnes von starrer Ruhe. Baronin d'Arbois, welche Agnes wie ihre Tochter liebte, wurde in der Nacht von der Kammerfrau geweckt und zu Agnes geführt, die in heftigem Fieber glühte. Sie hielt ein Kruzifix an die Brust gepreßt, die Flut der braunen Haare war um Hals und Schultern gewirrt, die Augen glänzten wild. Sie rief, schrie, weinte ununterbrochen: „Ich glaube, ich glaube ja! Mein Gott, ich glaube an dich! Ich glaube!“ Fünf Tage lang dauerte der Sturm.

Dann erholte sich die Komtesse wieder. Sie blieb jedoch schwach. Die Krankheit legte über ihre strenge Schönheit einen milden, duftigen Schleier. Die elegante Jugend drängte mehr als je zum Salon der Baronin d'Arbois, um dort Agnes Herz und Degen anzubieten. Nur der junge Baron, den wieder die alte Unruhe gepackt hatte, verschmähte diesen „Liebeshof“. Die Komtesse war von fieberhafter Lebenslust und suchte ihre Stunden so zu füllen, daß sie am Abend ermattet zusammenfiel und für trübe Gedanken keine Minute freiblieb. Aber sie scheuchten doch den Schlummer in furchtbarem Ansturm. Und lange Tage durch versank Agnes in trauriges Schweigen.

Aus jener Zeit stammen die folgenden Verse, die ich in freien Rhythmen wiedergebe:

„Meine Herrin gleicht dem schwarzen Schwan,
Der sich auf grüner Flut ergötzt.
Der Wanderer, erbaut und tief gerührt,
Daß uns der Himmel solche Schönheit ließ,
Da alles schwand, was wild und seltsam ist,
Bietet sein Opfer kniend an.
In Pracht und Düsterkeit, ein Nachen Charons,
Worin der Fährmann jene Großen,
Homer und Sokrates und die Cäsaren fährt,
Naht sich der Schwan.“

Nach solch dunklen Tagen flackerte wieder Lustigkeit. Am ersten Junimorgen ritt Komtesse Agnes mit andern Damen und vielen Kavalieren auf die Jagd. Sie war fröhlich, selbst ausgelassen. Auf dem Heimweg sagte die Komtesse mit einem schattigen Anflug von müder Traurigkeit: „So möchte ich begraben werden, wie wir am frühen, frischen Morgen ausgeritten sind, aber mit Rosen geschmückt, weiße Rosen auf meinem Sarge.“

Am nächsten Morgen lag Komtesse Kiellmansberg im Fieber. Und wieder begann dies Bitten, Stöhnen aus tiefster Seelennot: „Ich glaube, ich muß ja glauben! Ich glaube an dich, mein Gott!“

Digitized by Google

Am vierten Tage, einem Samstage, starb die Komtesse Maria Agnes Kiellmansberg, als die Kammerfrau sie in früher Morgenstunde für kurze Zeit allein ließ. Sie hielt ein Kreuz so fest umklammert, daß es nicht mehr aus den starren Fingern zu lösen war.

Als der Sarg früh am Morgen zum Friedhof gebracht wurde, da war er mit weißen Rosen bedeckt. Über fünfzig schmucke Reiter, deren Pferde mit weißen Rosen geziert waren, folgten. Die Gärten dufteten, die Sonne war blank, die Luft frisch und lockend und die Vögel sangen ihre schönsten Lieder. Bald kam der Zug in leichten Trab und alle waren fast fröhlich. Die Stimmung wechselte für kurze Zeit, als Baron d'Arbois zu ihnen stieß, keck und schlank wie seine Degenklinge, und dessen Zunge man wie diese fürchtete. Sein Pferd war mit roten Rosen geschmückt. Er grüßte wortlos und setzte sich an die Spitze der Reiterschar. Bald erreichte man den Friedhof und alle saßen ab. Als der Sarg in der Erde verschwand und sich das Grab mit Rosen füllte, da hinderte nur die Scheu vor d'Arbois die Träne, bis ein qualvoller Schrei sie aufschreckte — d'Arbois hatte die Stirne an den Hals seines Pferdes gelehnt und weinte, schluchzte hilflos wie ein Kind.

Herzensgeiz

Von Börries, Freih. v. Münchhausen

*

Nicht loben, wo die Tat nach dem Lobe schreit,
Nicht jubeln, wenn Erfüllung herniederbraust,
Nicht sprechen, wo der Freund sich aussprach, —
Ach, ich verwünsche euch geiz'ge Herzen!

Zwar spart ihr ängstlich-spärlicher Worte viel
Und braucht euch nicht zu schämen des Tränenstroms,
Der uns Begeisterten des Lebens
O, wie so häufig die Lippen salzet.

Und doch, viel lieber preis' ich im Überschwang
Auch kleine Tat und freu' mich der Dankbarkeit
Auch armer Geber, deren Gabe
Schon in den Händen der Geber welk wird,

Und doch, viel lieber gelt' ich dem Volk als Narr
Vor Blumenschönheit, wenn sie mein Herz befällt,
Viel lieber schütt' ich unbedenklich
All' meine Ströme in kalte Hände,

Viel lieber bin ich tausendmal selbst enttäuscht,
Als daß ich einmal täusche ein volles Herz.
Das, ganz vertrauend dem Verschwender,
Einmal sich selber verschwenden möchte!

Digitized by Google

Das Land um Mosul und die Mosulfrage

Von Dr. Felix Langenegger

Der Ausgang des Weltkrieges brachte die Engländer an jenes von Lord Curzon schon 1904 festgesetzte Ziel: an den Euphrat. Nach Curzon konnte nur dieser die Sicherungsgrenze Indiens gegen Westen zu sein. Mesopotamien aber sollte das Glacis der Landbrücke werden, die von Indien über Arabien nach Ägypten und dem englischen Binnenmeer, dem Mittelmeer, zu schlagen war. Ebenso unbestimmt und fern wie die Verwirklichung dieses weitschauenden Planes 1904 noch schien, ebenso unerwartet und vollkommen kam er durch den Ausgang des Weltkrieges zur Durchführung. Denn nicht nur, daß die Türkei und ihr machtvoller Beschützer Deutschland ganz am Boden lagen, hatte ja auch zu gleicher Zeit der furchtbare Flankendruck Rußlands, des zerrütteten Bundesgenossen und einstigen Gegners in Asien, aufgehört. Indien, Persien und Konstantinopel waren davon befreit. Persien, Arabien und Mesopotamien aber waren England in die Hände gekommen. Palästina, der zionistische Staat, deckte die Flanke des Suezkanals. Die in Indien fundierte Weltmacht Englands war gegen Westen hin völlig gesichert.

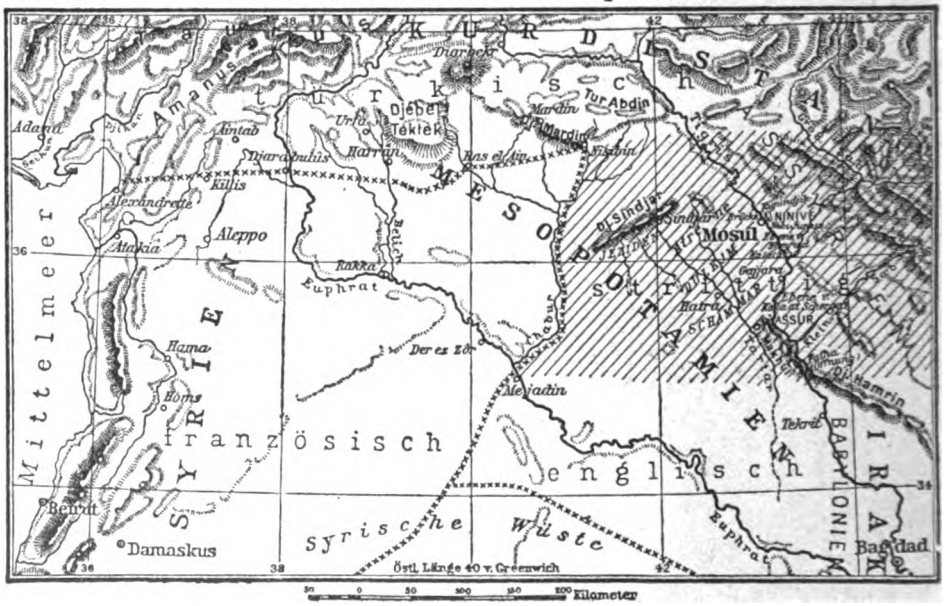
Durch den Frieden von Lausanne und die Verträge von Sèvres hatte die Türkei etwa am 37. Breitengrad entlang ihre neue Grenze gefunden. Ihre asiatischen Gebiete waren damit fast verloren gegangen. Italien fielen die Wilajets Adana und Konia zu. Cilicien und Syrien wurden französisches Mandatsgebiet. Die französisch-syrische Grenze läuft entlang der Trasse der (nie fertig gewordnen) Bagdadbahn von Djarabulus am Euphrat bis nach Nisibin und kehrt von dort nach Süden in Richtung auf Der ez Zôr am Euphrat um.

Dagegen bestehen über die Lage der Grenze zwischen der Türkei und dem englischen Interessengebiete des „Königtums" Irak zwischen Nisibin und der persischen Grenze die bekannten Unstimmigkeiten.

Der Friede von Lausanne hatte ausgesprochen, daß das Schicksal des Wilajets Mosul weiterer Entschließung vorbehalten bleibe. Türkei und England bezichtigen sich nun heute gegenseitig vor dem Völkerbund, daß der Gegner in der Zwischenzeit seinen Machtbereich ausgedehnt und den status quo vom Juli 1923 nicht gewahrt habe. Der Völkerbund hat am 30. September 1924 beschlossen, daß sich England und die Türkei bis zur endgültigen Entscheidung der Streitfrage aller eignen Maßnahmen zu enthalten hätten. Die Türkei sieht hierin die Verpflichtung, den Zustand vom 30. September aufrecht zu halten: die besetzten Teile von Mosul bleiben weiter besetzt. England dagegen fordert den status quo vom Juli 1923, das bedeutet: die türkische Räumung. Durch ein englisches Ultimatum, das die Türkei nicht beachtete, ist der Konflikt verschärft.

Das Land um Mosul gehört samt der

Kartenskizze von Mittelmesopotamien



Digitized by Google

Mit Lanzen und Karabinern bewaffnete Schammar-Beduinen auf einem Raubzug in der mesopotamischen Steppe

Stadt seiner Bevölkerung nach, die hauptsächlich aus Kurden, Turkstämmen, Tell-Kef-Christen, aber weniger aus Arabern besteht, rechtlicherweise zur Türkei. Die natürliche Grenze zwischen der Landschaft um Mosul, dem alten Assyrien, gegen den Irak, das alte Babylonien, ist durch den in südöstlich-nordwestlicher Richtung verlaufenden Gebirgszug von Makhul-Hamrin gegeben, dessen Barre der Tigris bei der Fatha (der „Öffnung") durchbricht. Hier hatte früher das türkische Wilajet Mosul seine Südgrenze. Hier lag die letzte Stufe des sich von Norden nach Süden zu dreifach abstufenden Tafellandes Mesopotamien. Man trat von ihr aus dem gebirgigeren Mittelmesopotamien in das Tiefland Irak hinab.

Die Türkei weist mit Recht darauf hin, daß es England viel weniger auf das Prestige des „Königtums" Irak ankomme, das nach seiner Angabe durch den Verlust der Landschaft Mosul beeinträchtigt werde. Vielmehr habe es einzig und allein den Besitz der Ölvorkommen im Auge, die sich am Tigris unterhalb Mosuls (z. B. bei Gajjarra) und an den Westabhängen der Grenzgebirge von Kurdistan und Luristan östlich und südöstlich von Mosul finden. Diese Ölvorkommen greifen auch nach Persien hinein, wo England schon seit langem um den wirtschaftlichen Vorrang mit Rußland ringt. Wenn es sich also heute für den Besitz Mosuls einsetzt, so liegt der Grund dazu in der Absicht des Ansichreißens der wirtschaftlichen Vormacht zwischen Mittelmeer und Persischem Golf, wo ja wiederum seine indischen Interessen nach Westen hin ausstrahlen. Diplomatie und Heer stehen hier deutlich im Dienste der Geschäftswelt. Für das Prestige des Strohmanns Fejsal, des „Königs" von Irak,

Straßenbild aus Mosul. Zeichnung von Prof. Max Malitz

Digitized by Google

Östlicher Teil der Stadt Sindjar. Im Vordergrund ein Jezidi (Teufelsanbeter)

würde England keinen Finger krümmen. — Der Völkerbund ist England hörig, und seine Beschlüsse gehen gekrümmte Wege zwischen Rechtsbeugungen und krampfhaften Versuchen, das eigne, ehrliche Gesicht zu wahren. Was wird also natürlicher sein, als daß er zuungunsten der Türkei „entschließt"? Ist es daher für diese nicht das beste, dem zuvorzukommen? —

Ist es nun ein Garten Eden, ist es eine Stadt des Glanzes und Reichtums, um die da draußen gekämpft werden soll? — Nichts von dem.

Im Norden und Osten von Mosul lassen die bis nahe an den Tigris herantretenden steinigen Ausläufer der wilden kurdischen und persischen Berge, die sich im fernen Hintergrunde steil und gewaltig emportürmen, am linken Tigrisufer nur wenig umfängliche Landstücke für die Feldbestellung frei. Lediglich die Ebenen von Kala'at Schergat, dem antiken Assur, und von Nimrud, dem biblischen Kalach, haben größere Ausdehnung, und ihre Fruchtbarkeit veranlaßte schon in jenen alten Zeiten des Landes Stadtgründungen, von deren Größe und Pracht die Ausgrabungen der Deutschen und Engländer Zeugnis ablegten. — Das rechtsufrige Tigrisgebiet, soweit es nicht durch die wilden Gebirgszüge des Djebel Makhul zu ewiger Unfruchtbarkeit verdammt ist, besteht heute aus wasserarmer Steppe und Steinwüste. Hier im Flutgebiete des Tartar-Flusses liegen die Reste der glanzvollen Parther-Hauptstadt Hatra, die um Christi Geburt bestand. Fern und verlassen liegen ihre heute immer noch glanzvollen Ruinen in der ziellosen Einsamkeit des Steppenlandes. Ringsum dehnt sich das Schweifegebiet der freien Beduinen vom Stamme der Schammar unter dem Schech Homedi und ihrer Todfeinde der Dulejm-Stämme. In den Steppen hat die Obrigkeit keine Macht, hat sie nicht gehabt in den Tagen Ninives und wird sie ebensowenig in den Tagen Fessals haben. Die kriegerischen und seit dem Weltkrieg bis an die Zähne bewaffneten Nomaden entziehen sich durch die leichte Beweglichkeit, mit der sie Haus und Habe, Kind und Kegel in den unbekannten Tiefen ihrer unwegsamen und wasserarmen Heimat verschwinden lassen, allen wirksamen Angriffen militärischer Art. Ihre Horden aber tauchen aus den

Gasse in Mosul. Zeichnung von Prof. Max Mailitz

Digitized by Google

Gebieten ohne Ende und Grenzen unerwartet und wie durch Zauberwort gerufen hervor, wenn es ihnen möglich scheint, dem Feind an irgendeiner schwachen Stelle unvermutet zu schaden.

Westlich von Mosul erhebt sich jäh und unvermittelt aus den ebenen Flächen der Ländereien das Sindjargebirge mit der Stadt Sindjar. Es ist von Mosul durch eine drei Tageritte weite, fast sterile Steppe getrennt. Einst lag hier eine gut bebaute, reiche Landschaft, die Atrene. Zahlreiche Ruinenhügel und sonstige Reste sprechen noch davon. Heute liegt das Land fast menschenleer. Das durch seinen Wasserreichtum und die Regenfälle der sich an den Hängen des Sindjargebirges stoßenden, vom Persischen Golfe kommenden Wolken sehr fruchtbare Sindjargebirge samt dem Gebiete zu seinen Füßen wird hauptsächlich von den Jeziden, den „Teufelsanbetern" bewohnt, die das gute und das böse Prinzip auf Erden gleichstellen und gleich hoch verehren. Zurzeit herrscht das 6000 Jahre lang regierende böse Prinzip, der Schejtan, der Satan, der sich den Menschen in der Gestalt eines Pfauhahns verkörpert. Daher nennen sie ihre Religionsfeinde die „Teufelsanbeter". Über die Jeziden und ihre merkwürdigen Bräuche ist viel und falsch genug geschrieben worden. Wegen der Religionsverfolgungen, denen sie seitens der Türken ausgesetzt waren, haßten sie diese ihre Obrigkeit grimmig. Im Kriege sympathisierten sie mit den Engländern und leisteten ihnen Spionagedienste. Sie sind wehrhafte Männer, die einem Gegner zu schaffen machen.

Die weiten Ebenen westlich Mosuls zwischen dem Sindjargebirge und den Hängen des Dur Abdin und des Djebel Mardin, dieser Stufe zwischen dem hochgebirgigen Nordmesopotamien und Mittelmesopotamien, bestehen aus sehr fruchtbarem Lehmboden, dessen Zähigkeit all den Deutschen, die im Krieg während des Winters vom Ende der Bagdadbahn nach Mosul ziehen mußten, noch sehr eindrucksvoll und unangenehm in der Erinnerung sein wird. Aber diese unermeßlichen, fruchtbarsten Bodenflächen liegen brach, denn das Land ist hier ebenfalls fast menschenleer und heute nur noch durch zerstreute Kurdenweiler bevölkert. Die Armenieransiedlungen, die sich hier noch 1914 reichlich befanden, und deren fleißige Bewohner dem roten Löß reiche Erträgnisse namentlich an Weizen abgewannen, sind im Laufe des Weltkrieges verschwunden. Sie wurden von den Kurden und den Türken geplündert und niedergebrannt und ihre Bewohner entweder getötet oder weithin zerstreut.

Das ist die Landschaft um Mosul. Wegen ihrer Menschenarmut, die durch Hungersnöte und Epidemien des vergangenen Krieges noch gesteigert worden ist, wegen ihrer klimatischen Unwirtlichkeit und vor allem wegen der Wildheit der Nomaden, die sie großenteils bevölkern, und die jeglichen Fortschritt neuer Ansiedelung lähmen, kann sie Eroberwünsche einer fremden Macht kaum

Typen aus der mesopotamischen Steppe westlich Mosuls: arabische Fellachen, Jezidi (mit Kugelmütze), Bergkurde (mit Flinte)

Digitized by Google

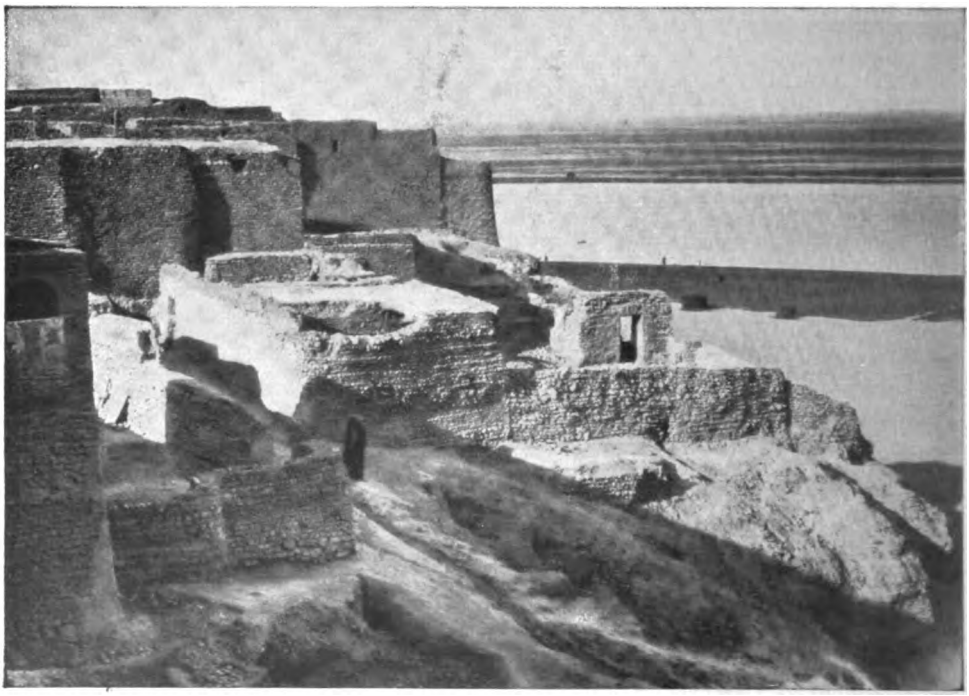
erwecken. Niemand hat auch in der Tat dieses Land früher der Türkei geneidet. Seine Produktivität wird sich erst im Laufe von vielen Jahrzehnten und nur unter Aufwendung großer Kosten heben lassen. Es sind für alle Zeiten verlorene Lande, um die hier der Streit geht. An ihren Ruinenhügeln, diesen dunklen Wahrzeichen einer beinahe vergessenen und unwiederbringlichen Kultur, und eines ach, in fernster Zeit so blühenden Landes, sitzt heute stumm und mit verhülltem Haupte die Vergangenheit. Und die nie schweigenden Winde der leeren Ländereien flüstern ihr das trauervolle Lied von der Vergänglichkeit alles Menschentums zu.

Araber aus Mosul
(Städter der niederen Kreise)

Wie sieht nun die Stadt Mosul selber aus, die da einsam und entlegen inmitten dieser Landschaft liegt?

Keine aller Städte des Orients hat so krumme, gewundene und schmale Gassen, wie diese Stadt. Es strauchelt der klingende Huf der Reittiere auf ihrem schlüpfrigen, schmutzbedeckten Pflaster. Aus Winkeln und Sackgassen strömt es von stinkenden Schwaden der Verwesung abgeworfener Vegetabilien und Knochen. Und überall, mitten in der Stadt, an Wegen, auf kleinen Plätzen, an Straßenecken liegen verfallene Gräber. Aber sie sind kein Hindernis, und niemand schenkt ihnen hier Beachtung. Über die auf den Straßen liegen bleibenden Kadaver gefallner Tiere und über die verfallenen Grüfte verschollener Glaubensgrößen lenken die Städter gleichgültig ihre tanzenden Stuten hin.

Gleich Festungswerken und Kasematten, unnahbar, steil und hoch, umdrängen die Häuser den Weg. Schmucklos ragen die Mauern aus Gipsbruch und Mosuler Marmorplatten. Wetter und Zeit verfärbten den weißen Alabaster — den gleichen, aus dem einst Ninive gebaut ward —, spinnwebgrau liegen die Fassaden. Kein blinkendes Fenster durchbricht sie. Kein freundlicher Holzerker schaut die Straße entlang. Wenn irgendwo im Orient, so tritt uns hier der islamische Gedanke völliger Abgeschlossenheit des Hauses nach außen hin mit der ganzen



Tekrit. Typisches Bild einer Stadt aus dem Grenzgebiet zwischen Mittelmesopotamien und Irak
Blick über den Tigris nach Osten hin

Digitized by Google

Der Platz am Brückentor von Mosul mit seinen Kaffeehäusern

Wucht seiner fanatischen Härte entgegen. Nur schwarze Schlitze und Schießscharten lugen mißtrauisch hernieder. Aus ihnen knallten die Schüsse, wenn der Nomade durch die Gassen raste. Aus ihnen rauchten die Rohre zur Zeit der Bürgerkämpfe, die hier vor etwa einem Jahrhundert entbrannten, als die Stadt unabhängig war und von eigenen Fürsten regiert wurde.

Im Innern der Häuser liegt der Hof, um den sich — wie üblich — die nach Haremlik und Selamlik getrennten Räume gruppieren. Alles besteht aus Mosuler Marmor: Pflaster, Treppen, Säulenstellungen, Verkleidungen von Fenstern und Türen. Der bruchfeucht leicht bearbeitbare Mosuler Alabaster gestattet die Anbringung einer kühnen orientalischen Ornamentik, die oft an römische Formbildung anklingt. Der typische Hauptraum der Wohnung ist die hohe, nach dem Hofe zu offene Wohnnische, der Liwan, in der sich sommers das Hausleben abspielt. Sie ist eine weit in das Altertum hinaufreichende persische Erfindung. — Halsbrecherische Treppen führen zu den platten Dächern hinauf, auf denen in den schwülen assyrischen Sommernächten die Nachtlager aufgeschlagen werden.

Der Blick über die tiefen und hohen Dächer der Stadt, die alle flach sind, zeigt eine Wirrnis kahler Mauern, die ohne Abschluß ins Leere starren. Ein Durcheinander herausragender bröckliger Gebäudeteile und dunkler Hofschlünde. Über den Straßenschluchten stehen Qualm und Wrasen. Da und dort sparsam eingestreut heben sich graue, brüchige Moscheenkuppeln und blendendweiße Lamellenhauben von Heiligengrüften über den Wust heraus. Fremdartige Minarets von seltsamer Form, keines dem andren gleichend, und jedes ein Originalentwurf vergessener Baukünstler, ragen als Leuchttürme muslimischer Glaubenswacht über das zerrissene Meer der grauen Häuser hinaus. Eines dieser Minarets, das der Großen Moschee, ist schief. Es soll eine Verbeugung vor Allah gemacht und sich davon nicht ganz wieder gerade haben richten können.

Durch die gewundenen Gassenschluchten begeben wir uns nach dem Tigrisufer. Wir stellen dabei fest, daß Mosul eine der übelriechendsten und schmutzigsten Städte des Orients ist. Unser Weg schenkt uns fortwährend neue Ausblicke auf reizvolle kleine Plätze, seltsam gruppierte Bauteile, auf das Minaret einer Moschee, das hellbesonnt wie eine Fackel über der dunklen Schlucht der Straße leuchtet.

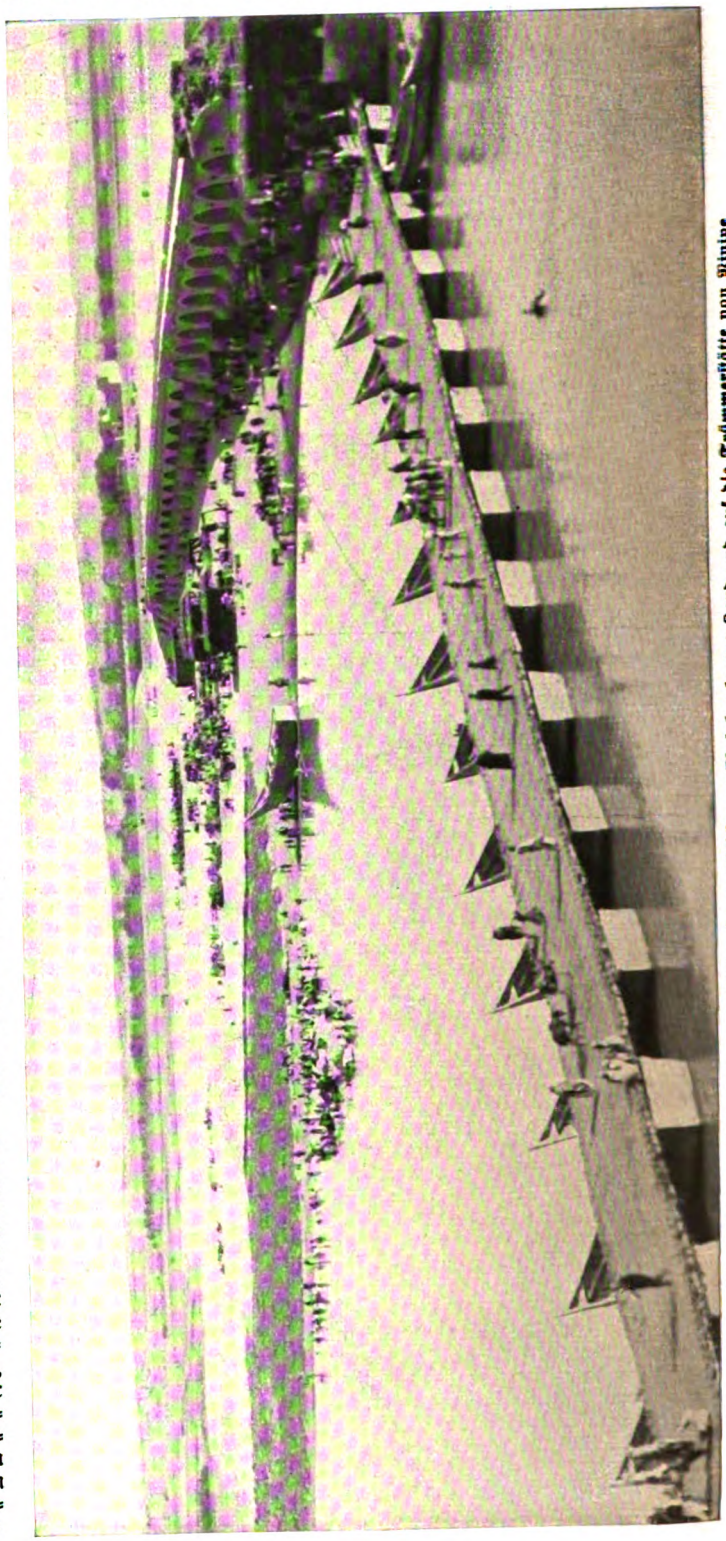
Alle Gassen münden in die dämmrigen Stollen des Basars aus, der von überwölbten Gängen mit ihren seitlichen Läden gebildet wird. Hier trifft man auf ein farbenprächtiges Menschengewühl. Europa hat auf seine Kostümierung noch fast keinen Einfluß gehabt. Hier gehen die Kurden in ihren weiten, schnürenbesetzten Hosen, der bunten Weste und der Tressenjacke. Das kurzgeschorene Haupt mit dem eckigen Raubvogelgesicht deckt die assyrische Kegelmütze. Den prächtigen Gürtel zieren Jatagan und Pistole. An ihren Füßen leuchten die blutroten Lederstiefel von Mosul. — Hier sieht man den braunen Steppenreiter in härenen Gewändern. Er tritt bescheiden auf im Gewirre der ihm fremden

Digitized by Google

Stadthäuser. Aber er ist eben doch gezwungen, hierher zu gehen, um seinen Bedarf zu decken. Die ehrsamen Bürger tragen langen dunkelfarbenen Tuchrock, der an der Taille von goldgesticktem Schal zusammengehalten wird. Das Haupt bedeckt ihnen der sehr große Turban oder die Stambulina, das Fes. Es ist dies die einzige Neuerung, die sie sich an ihrer konservativ gehaltenen Kleidung leisten. — Das gewöhnliche Volk schleicht nebenher in seinen braunen, blauen oder einstmals weißen Hemden, die ein schäbiger Wollgürtel in der Taille zusammenhält.

Am Brückentor, wo die Straßen nach Persien und Kurdistan hinausführen, liegt ein weiter Platz mit dichtem Menschengewühl. Dort sind mehrere große Kaffeehäuser errichtet, deren Stromfassaden sich in holzsäulengetragene Galerien auflösen. Hier kann der Gast bei Spiel, Rauchen oder süßem Nichtstun den goldenen Tag genießen. Soldaten und Räuber, Spießer und freie Steppenreiter sitzen hier friedlich beieinander. Das Leben auf der Brücke dient ihnen als Zeitvertreib.

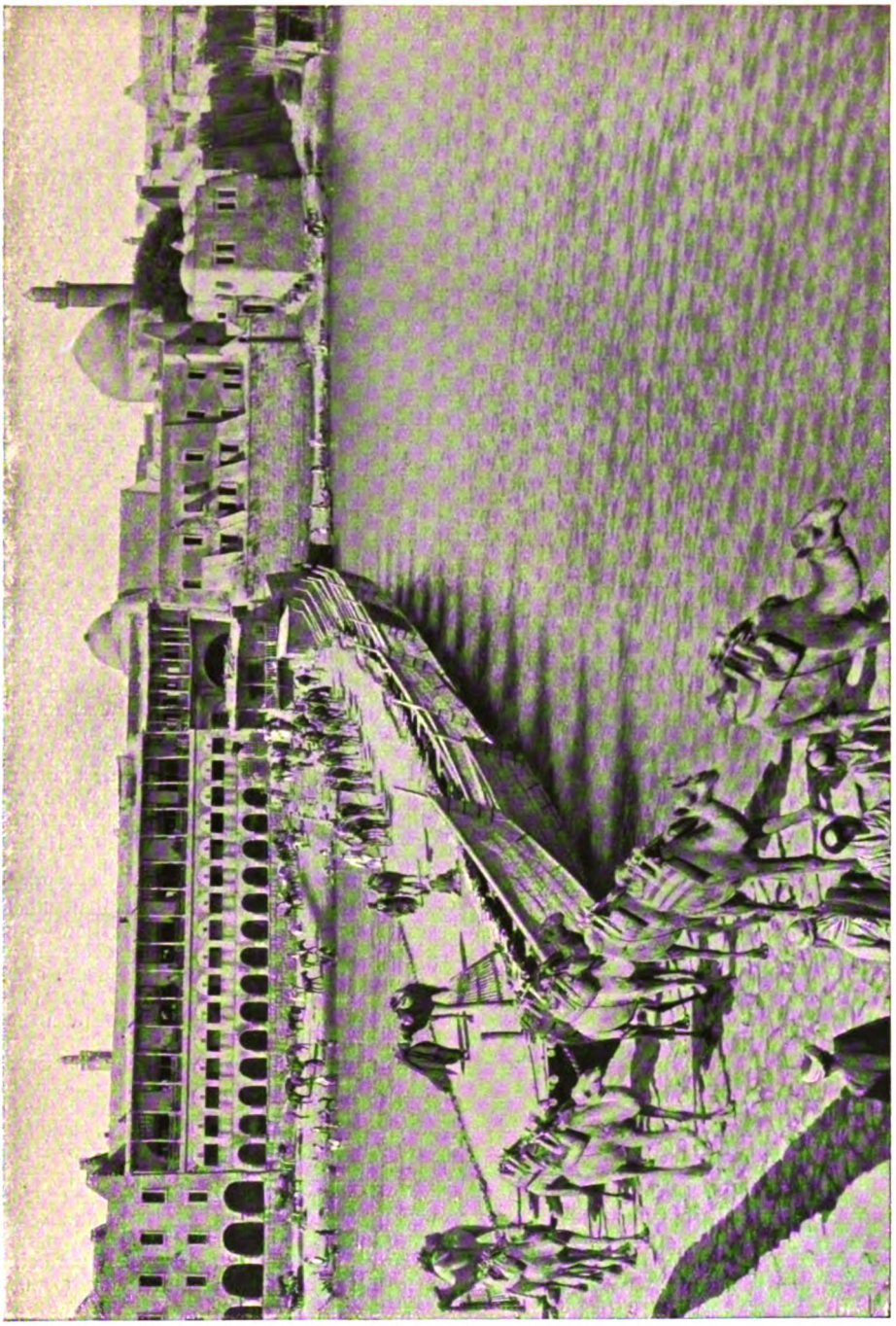
Diese Brücke von Mosul ist eine Merkwürdigkeit, wie man sie nur im Orient findet. Ein großzügiger Verkehrsweg war hier geplant und begonnen: ein festkonstruierter Übergang über die reißenden Tigrisfluten, über den Strom, den schon die Assyrer wegen seiner Schnelligkeit „den Pfeil“ (Didjel) nannten. Vom Ostufer, und zwar vom Anfang des Überschwemmungsgebietes



Die Brücke von Mosul mit dem Blick auf das östlich von Mosul gelegene Land und auf die Trümmerstätte von Ninive

Digitized by Google

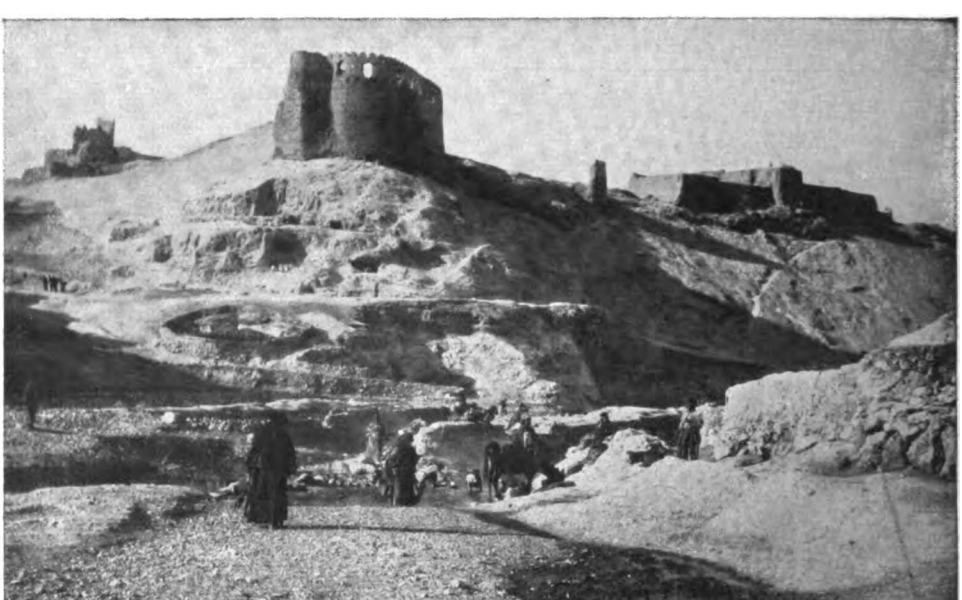
an, beginnen sich die steinernen Joche nach dem Strome zu in langer Reihe zu wölben. Aber



Die Schiffbrücke von Mosul mit dem großen Kaffeehaus links davon

genau an der Stelle, wo der wirkliche Fluß anfängt, hörten Mut und Mittel auf. Eine Schiffbrücke setzt die steinerne fort und bewerkstelligt den eigentlichen Stromübergang. Bei Hochwasser muß sie ausgefahren werden, und die Ufer stehen nur noch durch Fähren in Verbindung miteinander. — Diese Brückenstelle führt schon seit ältester Zeit zahlreiche Straßen aus allen Himmelsrichtungen zusammen. Hier kreuzen sich die uralten Kara-

Digitized by Google



Aus dem Sindjargebirge: Der wasserdurchrauschte Ort Tell Afer mit arabischer Ruine

wanenwege vom Mittelmeer zum Kaspischen Meer und vom Schwarzen Meer zum Persischen Golf. Karawanenzüge, Pilgerscharen, militärische Abteilungen, Reiterschwärme aus der Steppe hören nicht auf, sie zu überschreiten. Sie verschwinden unaufhörlich unter der dunklen Wölbung des Brückentores oder in den flimmernden Ebenen Assyriens.

Unsre mit dorthin entschweifenden Blicke bleiben an dunklen Hügeln haften, an Wällen, die sich langhin strecken, und an kleinen, jäh aufsteigenden Massiven. Das sind die Trümmerreste von Ninive, dessen Name den mit unsagbarer Trauer erfüllt, der ihn auf seiner Stätte ausspricht. Ninive, die Hauptstadt des assyrischen Reichs, herrschte unter den Sargoniden Sanherib, Esarhaddon, Asurbanipal um 700 v. Chr. über Babylonien, Medien, Syrien und Ägypten. Diese Stadt war vier Kilometer lang und zwei zu dreiviertel Kilometer breit. Sie hatte zwei Akropolen, deren Trümmerhügelgebirge heute den Namen Kujundjik (Hammelort) und Nebi Junus (nach dem Propheten Jonas, der dort in einem Heiligtum verehrt wird) heißen. Von aller Macht und Pracht besteht heute nichts mehr, als das, was die alttestamentarischen Propheten weissagten: die Stadt ist eine Weide für die Herden geworden, und der Pflug geht über ihre Paläste. —

Mosuls Ursprung muß schon in altassyrischer Zeit gesucht werden. Hier befand sich das Außenwerk zum Schutze des Brückenkopfes von Ninive. Aus den Wogen der Jahrhunderte, die heftig bewegt über dieses Land dahingingen, erhebt die Stadt zum ersten Male ihr Haupt zur Zeit des Abbasidenkalifen, d. i. im 11. Jahrhundert n. Chr. Damals hegte die Stadt Blüte und Macht der Seltschuken. Die reichen und eindrucksvollen Trümmerreste der Zitadelle und mehrerer Paläste am Stromufer zeugen von jener guten Zeit und sind meist Bauwerken zugehörig, die von dem berühmten Fürsten Bedr ed Din Lulu erbaut wurden. Die Mongolenstürme wehten diese Macht zu Boden und knickten ihre Blüte. Timur Lenk machte die Stadt zu seinem Hauptquartier. Nach dem Auseinanderfallen des gebrechlichen Steppenreiterstaates konnte sie sich zu altem Glanze nie wieder erheben. Die Herrschaft über sie wechselte dauernd, bis sie in die Hand der Türken kam.

Kurz vor dem Krieg bestand die Bevölkerung der Stadt schätzungsweise aus 55- bis 65 000 Seelen. Hiervon waren etwa 10- bis 15 000 christlichen Bekenntnisses, bestehend aus Syriern, katholischen Chaldäern, Armeniern und Jakobiten. Unter der sonstigen Bevölkerung überwiegt die kurdische über die arabische. Türken lebten lediglich als Beamte und Soldaten in Mosul.

Nun steht die Stadt wieder vor einer neuen Entscheidung darüber, von wem sie beherrscht werden soll. Abwartend und stumm schauen ihre Mauern dieser Entscheidung entgegen. Sie sind so alt und so gleichgültig geworden! Sie wissen es ja aus jahrhundertealter Erfahrung, daß nichts beständig ist, es sei denn der Wechsel.

Digitized by Google

Die „Gleichheit" der Menschen

Von Professor Dr. R. Rosemann

Die Anschauung, daß alle Menschen gleich seien, bildet die Grundlage der modernen sozialen und politischen Theorien. „Alle Menschen, gleichgeboren, sind ein adliges Geschlecht" heißt es bei Heinrich Heine. Von Geburt an also, nach dem, was die Natur ihnen mitgegeben hat, sollen die Menschen gleich sein, alle Unterschiede, die das Leben aufweist, sind erst nachträglich hinzugekommen, verursacht durch die wechselnden Bedingungen, unter die die Menschen gestellt sind. Ein Beweis für diese Behauptung wird nicht erst versucht, sie gilt als selbstverständlich. Und in der Tat: ein Neugeborenes sieht aus wie das andere, alle haben sie zwei Arme und zwei Beine, Mund, Nase und Ohren das eine wie das andere, da gibt es keinen wesentlichen Unterschied, davon kann sich jedermann mit gesunden Sinnen überzeugen. Und doch fragt es sich, ob unter dieser gleichen äußeren Hülle, dem Blick unserer Augen entzogen, nicht eine Fülle wesentlicher Verschiedenheiten verborgen sein könnten, die sich erst dem eindringenden Untersucher mühsam entschleiern.

Es war eine Zeitlang Mode, die Bücher einer Büchersammlung alle gleichförmig einzubinden. Da sah denn auch ein Buch von außen aus wie das andere und ein naives Gemüt mochte glauben, daß alle diese Bücher gleich seien. Welche Unterschiede aber konnten unter diesem einheitlichen Gewande verborgen liegen! Und zwar Unterschiede sehr mannigfacher Art. Da mochten es Bücher in verschiedener Sprache sein, Bücher aus den verschiedensten Gebieten des Wissens, Bücher belehrenden und unterhaltenden Inhalts, Bücher der verschiedensten Autoren, kurz dem Inhalte, also dem innersten Wesen nach war kein einziges Buch dem anderen gleich. Nach diesem ihren Inhalte konnte man die Bücher in größere und kleinere Gruppen und Abteilungen bringen, zunächst etwa die Bücher eines Wissensgebietes zusammen genommen, diese dann untergeteilt nach den verschiedenen Zweigen des Gebietes, endlich die einzelnen Autoren. Dem Eingeweihten offenbarte sich so unter dem äußeren Scheine der Gleichheit eine unendliche Fülle von Verschiedenheit des inneren Wesens. Könnte es so nicht auch mit den neugeborenen Menschen sein? Was wir von ihnen unmittelbar wahrnehmen, ist ja nur die äußere Erscheinung, was mag unter ihr im eigentlichen Wesen versteckt liegen?

Es bedarf keiner gelehrten Untersuchung, um die Tatsache der innerlichen Verschiedenheit der Menschen von Geburt an aufzudecken, die tägliche Erfahrung zeigt sie uns, und es bleibt schwer verständlich, wie entgegen dem Gewicht solcher Erfahrung die Anschauung von der Gleichheit der Menschen aufgestellt und behauptet werden, wie sie sich in den Köpfen der Menschen wie eine selbstverständliche Wahrheit festsetzen konnte. Zwar heißt es: die Nachkommen sind den Eltern gleich, jede Generation erzeugt bei der Fortpflanzung ihr Ebenbild in neuer Auflage, die Natur, nur bedacht auf die Erhaltung der Art, läßt die Individuen untergehen, die ihr gleichgültig sind, und erzeugt in unaufhörlicher Folge immer wieder dasselbe, um die charakteristischen Eigenschaften der Art, die ihr das eigentlich Wertvolle sind, zu bewahren. Aber alle diese Sätze bleiben an der Oberfläche kleben, sie beziehen sich nur auf die äußere Erscheinung der Lebewesen, und sowie wir das innere Wesen ins Auge fassen, läßt sich mit vollem Rechte das gerade Gegenteil dieser Sätze behaupten. Niemals sind die Nachkommen den Eltern wirklich in den wesentlichen Eigenschaften völlig gleich, niemals ist eine Generation das getreue Abbild der vorhergehenden, niemals erzeugt Natur, wie eine geistlose Maschine, dasselbe, sondern wie ein großer Künstler schafft sie aus ihrem unerschöpflichen Borne unaufhörlich das Neue. Was sie erhält, ist nur der äußere Rahmen, in dem sie arbeitet, und auch diesen wandelt sie, freilich erst im Laufe der Jahrmillionen, so daß für die praktischen Verhältnisse der lebenden Menschheit er als gleich gelten kann. Aber innerhalb dieses Rahmens tritt mit jeder Zeugung eines lebenden Wesens etwas Neues, noch nie Dagewesenes in das Leben hinein.

Jedermann weiß, daß die Kinder ihre Eigenschaften, körperliche wie geistige, von beiden Eltern empfangen, von Vater und Mutter. Kein Kind ist das volle Ebenbild des Vaters, kein Kind das volle Ebenbild der Mutter, es ist beiden gleich und doch von beiden unterschieden und also durchaus etwas Neues, das niemals vorher war und niemals wieder sein wird. Die wissenschaftliche Grundlage für diese Tatsache ist uns heute wohl bekannt. Jedes Lebewesen entsteht aus der Vereinigung der väterlichen und der mütterlichen Keimzelle, des Samenfadens und des Eies. Bei der Bildung dieser Keimzellen im Körper spielen sich eigenartige Vorgänge von grundlegender Bedeutung ab,

Digitized by Google

durch die sich diese Geschlechtszellen von den gewöhnlichen Körperzellen wesentlich unterscheiden. Wenn sich eine Zelle zur Teilung anschickt, durch die zwei neue Zellen aus ihr entstehen sollen, so treten in dem Kern der Zelle charakteristische Gebilde auf, die als Chromosomen bezeichnet werden; sie müssen als die materielle Grundlage für die Vererbung der Eigenschaften angesehen werden. Ihre Zahl ist für jede Tierart genau bestimmt, für den Menschen wird sie zu 24 angegeben. Teilt sich eine gewöhnliche Körperzelle des Menschen, so wird dabei jedes Chromosom der Länge nach in zwei Teilstücke halbiert und jeder Kern der beiden neuen Zellen erhält auf diese Weise wieder seine 24 Chromosomen und damit die Gesamtheit aller Eigenschaften der früheren Zelle, hier wird offenbar völlige Gleichheit erzielt (Aquationsteilung). Bei der Entstehung der Keim- oder Geschlechtszellen dagegen ist der Vorgang grundsätzlich ein anderer. Eine Teilung der einzelnen Chromosomen unterbleibt, von den 24 Chromosomen wandern zwölf in die eine, zwölf in die andere Keimzelle, die Zahl der Chromosomen in der neu gebildeten Keimzelle ist also auf die Hälfte der ursprünglichen Zahl reduziert (Reduktionsteilung). Eine väterliche Keimzelle enthält daher nur noch die Hälfte der väterlichen Eigenschaften, eine mütterliche nur die Hälfte der Eigenschaften der Mutter. Bei der Befruchtung vereinigen sich die väterliche und mütterliche Keimzelle; die Zelle des neuen Wesens bekommt so wieder 24 Chromosomen, die aber in ihrer Gesamtheit weder mit denen des Vaters noch mit denen der Mutter übereinstimmen, sie sind eben zur Hälfte väterlicher und zur andern Hälfte mütterlicher Herkunft. So kann das neu erzeugte Wesen nicht identisch mit dem Vater und nicht identisch mit der Mutter sein; es ist von Anfang an etwas Neues, noch nie Dagewesenes, in seinem innersten Wesen verschieden von Vater und Mutter. Dabei mag es dahingestellt bleiben, ob die Eigenartigkeit des neuen Wesens nur in einer neuen Kombination der zur Hälfte väterlichen, zur Hälfte mütterlichen Eigenschaften besteht oder ob aus dem Zusammenwirken der väterlichen und mütterlichen Erbfaktoren nicht auch gänzlich neue Eigenschaften entstehen könnten, so wie bei der Bildung einer chemischen Verbindung aus ihren Elementen die Eigenschaften der Verbindung keineswegs nur die Summe der Eigenschaften der Elemente darstellen, sondern gänzlich neue Eigenschaften entstehen. Jedenfalls unterscheidet sich das neu erzeugte Wesen sowohl vom Vater wie von der Mutter.

Es ist häufig der Herzenswunsch der Eltern, in den Kindern fortzuleben, über die Gewißheit von der Beschränkung unseres eigenen Daseins tröstet uns die Hoffnung auf die Zukunft unserer Nachkommen. Der große Mann scheidet von seinem Lebenswerk mit dem Gedanken, daß sein Sohn es so fortsetzen werde, wie er es geschaffen. Und auch der, dem es nicht beschieden war, etwas Großes, Dauerndes für die Nachwelt zu leisten, er wünscht, daß seinen Kindern gegeben sein möge, was er erstrebt, was er sich erwünscht hat. Am Ende eines bewegten, an Freud' und Leid reichen Lebens schreibt die Frau von Stein, die Freundin Goethes, einmal: „Wenn wir jemand lieben, wollen wir immer die Person nach unserer Art glücklich wissen; das ist ein Irrtum." Und sie hat recht. Wir müssen uns mit dem Gedanken abfinden, daß das, was wir sind, mit uns sein Ende findet; die neue Generation wird nach ihrer Art streben und kämpfen, leiden und glücklich sein. Und wir wollen uns zu hüten suchen vor dem dem Menschen so nahe liegenden Hochmut, daß unsere Art die bessere sein müßte. In Hebbels „Maria Magdalena" spricht die Mutter zum Meister Anton mit Bezug auf ihren Sohn das wahre Wort: „Er ist anders, als du, muß er darum gleich schlecht sein?"

Und was einmal von Geburt an verschieden angelegt ist, das muß auch verschieden bleiben, mögen noch soviel Einflüsse fördernd und hemmend, erhaltend und abändernd darauf wirken.

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Freilich nicht der Stand der Sonne und der Planeten am Tage unserer Geburt, wie die bei dem Dichter anklingende astrologische Anschauung es sich dachte, nicht Bestimmungen, die außer uns selbst liegen, sind es, die für unser ganzes zukünftiges Sein und Werden den Ausschlag geben, sondern, wie der Dichter selbst sagt, das „Gesetz, wonach wir angetreten", das in uns liegt, die „geprägte Form, die lebend sich entwickelt". Und so werden nie zwei Menschen und wenn es Zwillinge wären, die unter den ganz gleichen Verhältnissen aufwachsen, wirklich völlig gleich werden können. Solche Ungleichheit der Menschen gibt sich naturgemäß in der vollendetsten Äußerung des lebenden Menschen, in

Digitized by Google

seinen geistigen Leistungen am deutlichsten zu erkennen, und sie ist hier ja so offensichtlich, daß man schwer begreift, wie die Vorstellung der Gleichheit auch nur aufkommen konnte. Wenn von den Brettern, die die Welt bedeuten, das Wort des Dichters an die versammelte Menge herunterklingt, so wird der eine aufs tiefste erschüttert und gepackt, während die Gedanken des anderen vielleicht in demselben Augenblick schon bei dem Glase Bier weilen, das er nach Schluß des Theaters einzunehmen gedenkt. Die Macht der Harmonien dringt dem einen in das Innerste und „wecket der dunkeln Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schliefen", am Ohr des andern rauschen sie vorbei, ohne vielleicht auch nur die Oberfläche seiner Seele zu kräuseln. Die Not des Vaterlandes läßt den Patrioten verzweifeln bis zum Verzicht auf das eigene Leben, wenn der andere nur daran denkt, sein Schäfchen ins trockene zu bringen. Es bedarf keiner Beispiele mehr, um das zu erhärten, was jeder Augenblick im Leben in immer wieder anderer Form uns vor das Auge führt. Die großen Gesetze unseres geistigen Geschehens sind freilich für alle Menschen dieselben, wir können sie in ein allgemein gültiges System bringen, aber wie unendlich verschieden ist der Inhalt, den jeder einzelne diesem Geschehen gibt. Und nicht anders ist es mit den Leistungen unseres Körpers. Im großen und ganzen scheinen allerdings die Vorgänge in unserem Körper sich bei allen Menschen ganz gleich abzuspielen: Entstehen, Wachsen und Vergehen, Atmung und Kreislauf, Verdauung, Stoffwechsel und Ausscheidung scheinen bei dem einen abzulaufen wie bei dem andern. Und doch ist es nur unsere Unwissenheit, die an der Oberfläche der Erscheinungen haftet und der der Einblick in das Innerste der Erscheinungen versagt bleibt, die uns hier Gleichheit vorspiegelt und die Unterschiede übersehen läßt. Sie treten am klarsten zutage bei den Störungen des normalen Ablaufs. Ein und dieselbe krankmachende Ursache kann bei verschiedenen Menschen ganz verschiedene Störungen zur Folge haben. Eine Erkältung macht bei dem einen einen Schnupfen, beim andern eine Angina, bei einem dritten eine Lungenentzündung, bei einem vierten eine Darmstörung. Wenn wirklich vorher alles ganz gleich bei ihnen war, so sollte dieselbe Ursache auch dieselben Wirkungen nach sich ziehen. Von einer infektiösen Krankheit werden viele Menschen ergriffen, einzelne, die sich der Infektion ebenso ausgesetzt haben wie die andern, bleiben verschont. Und auch der Ablauf der Erkrankung ist bei den einzelnen Individuen verschieden. Es ist die große Kunst des Arztes, nicht nach dem bequemen Schema zu handeln — das kann jeder, der imstande ist, auswendig zu lernen, daß gegen Kopfschmerzen dieses und gegen Magenstörung jenes Heilmittel nützlich ist —, sondern zu individualisieren, nicht die Krankheit zu behandeln, sondern den einzelnen kranken Menschen. Es darf uns gewiß nicht wundernehmen, daß der so unendlich fein ausgearbeitete Organismus unseres Körpers seine Eigenheiten, das, was man seine Konstitution nennt, am sichtbarsten dann offenbart, wenn eine Störung eintritt, auf die er nicht oder doch nicht ausreichend vorbereitet war. Vorhanden sind diese Eigenheiten auch da, wo wie in gesunden Tagen alles spielend glatt abläuft. Aber wir sind freilich noch weit davon entfernt, sie auch nur annähernd aufweisen zu können. Was Anatomie und Physiologie von dem menschlichen Körper lehrt, das gilt so gut wie immer noch für alle Menschen. Von dem, was nur für den einzelnen Menschen Geltung hat, wissen wir wenig oder gar nichts. Aber doch beginnt auch hier der Schleier sich da und dort ein wenig zu heben. Ich will nur eins erwähnen: das Verhalten des Blutes. Es ist seit langem bekannt, daß das Blut der verschiedenen Tierarten, so wenig verschieden es uns in seinen morphologischen oder chemischen Eigenschaften erscheint, doch keineswegs gleichartig ist. Versucht man einem Tiere das Blut einer anderen Tierart in das Gefäßsystem zu bringen, so treten schwere Erscheinungen auf, entweder das Blut des Spenders oder das des Empfängers können dabei zugrunde gehen, ja der Tod des Empfängers kann die Folge sein. Will man also bei einem Menschen, der etwa infolge einer Verwundung einen großen Teil seines eigenen, für ihn lebensnotwendigen Blutes verloren hat, den Verlust durch Zuführung fremden Blutes ersetzen, so kann man dazu nicht Tierblut, sondern nur Menschenblut benutzen. Aber die Erfahrungen der letzten Jahre auf diesem Gebiete haben nur zu deutlich gezeigt, daß dazu keineswegs jedes Blut eines beliebigen anderen Menschen geeignet ist. Auch hierbei können Erscheinungen auftreten, die durchaus denen bei Zuführung von Tierblut analog sind. Wenn das Blut der einen Tierart die Blutkörperchen einer anderen Art zuweilen auflöst, weil es, wie wir sagen, ein „Hämolysin" für diese Blutkörperchen enthält, so wissen wir heute, daß es auch bei den Angehörigen derselben Art sogenannte „Isolysine" gibt, die es bewirken, daß die Blutkörperchen eines Menschen zuweilen auch von dem Blute eines anderen Menschen aufgelöst

Digitized by Google

werden. Das sind nur die ersten Andeutungen der Unterschiede, die zwischen verschiedenen Menschen bestehen, aber niemand kann zweifeln, daß deren noch sehr viel mehr und von noch größerer Bedeutung vorhanden sind, wenn wir sie auch heutzutage noch nicht kennen. So bleibt es dabei, daß ebensowenig wie in geistiger Beziehung je ein Mensch dem andern völlig gleicht, ebensowenig auch das körperliche Verhalten jemals ganz dasselbe sein kann.

Es tritt natürlich sofort die Frage auf, wie man sich eine so tiefgreifende Verschiedenheit denken soll bei der doch so offensichtlichen Gleichheit des Körperbaus aller Menschen. Gewiß, alle Menschen haben dieselben Körperorgane, und selbst wenn wir diese mikroskopisch untersuchen, finden wir sie bei allen Menschen im wesentlichen aus denselben Bestandteilen, denselben Zellen mit gleichen Eigenschaften aufgebaut. Die Grundlage der Verschiedenheit muß eben tiefer liegen, in Tiefen, in die kein Mikroskop hinunter zu dringen vermag. Die Zellen unseres Körpers sind bekanntlich in der Hauptsache aus Eiweißkörpern aufgebaut, chemischen Substanzen von außerordentlich verwickeltem Aufbau. Schon die Größe des Moleküls, der kleinsten Menge einer chemischen Substanz, die für sich existenzfähig ist, gibt hierfür einen gewissen Anhalt. Das Molekulargewicht des Wassers beträgt z. B. 18, das des Eiweißes mindestens 10 000 bis 20 000. Es ist gelungen, dieses gewaltige Molekül, vor dem eine frühere Zeit ratlos dastand, in zahlreichere kleinere Bausteine aufzuspalten, diese Bausteine erwiesen sich chemisch als Körper von einem bestimmten Aufbau, nach dem sie in eine große Körperklasse, die der sogenannten Aminosäuren einzugliedern sind. Wir wissen heute, daß etwa 15 bis 20 solcher Aminosäuren am Aufbau des Eiweißes beteiligt sind. Stellen wir uns einmal diese verschiedenen Bausteine des Eiweißes in Form verschieden gestalteter Bauklötze vor, aus denen wir ein Gebäude aufrichten sollten, indem wir sie in beliebiger Weise aufeinander schichteten, so sieht jedermann sofort ein, daß wir eine recht große Zahl solcher Gebäude aufbauen könnten, je nach der Zahl der einzelnen Bauklötze, nach der Art ihrer Verbindung untereinander usw. Diese Zahl ist aber sehr viel größer, als man es sich zunächst vorstellt. Geht man von möglichst einfachen Voraussetzungen aus, so läßt sich mathematisch verhältnismäßig einfach ableiten, daß die Zahl der verschiedenartigen Eiweiße, die sich aus den uns bekannten Aminosäuren aufbauen lassen können, in die Quadrillionen gehen würde. Was das bedeutet, davon haben wir zunächst gar keine Vorstellung. Die folgende Überlegung kann einigermaßen dabei helfen. Eine Million Sekunden sind in elfeinhalb Tag abgelaufen, wir haben diese Zeit in unserm Leben schon sehr häufig zurückgelegt. Eine Billion Sekunden sind eine Million mal soviel, also elfeinhalb Millionen Tage = 31500 Jahre, d. h. eine Zeit, die auch unsere Ur-Ur-Ur-Ur-Enkel noch nicht zurückgelegt haben werden. Und eine Trillion ist wieder eine Million mal so viel wie eine Billion und eine Quadrillion noch einmal eine Million mal soviel wie eine Trillion. Erfüllt man sich von der Größe dieser Zahlen, so sieht man jedenfalls ein, daß es nicht die geringste Schwierigkeit machen würde, sich vorzustellen, daß jedes Individuum ein ihm persönlich zukommendes Eiweiß besitzt. Für die verschiedenen Tier- und Pflanzenarten nimmt man das heute bereits mit einem großen Grade von Wahrscheinlichkeit an; nichts hindert, dieselbe Anschauung auch auf die Individuen auszudehnen. Es kann hier unerörtert bleiben, ob man überhaupt für jedes Individuum jeder Art lebender Wesen ein ihm zukommendes Eiweiß annehmen will, es ist ja vielleicht denkbar, daß bei den in der Entwicklung niedriger stehenden lebenden Wesen die einzelnen Individuen nicht mehr verschieden untereinander sein mögen als die Stecknadeln, die eine Fabrik in einem Tage erzeugt, die ja auch nicht absolut identisch sein werden, aber eben doch keine innerlichen Unterschiede aufzuweisen haben. Je größer aber die Komplikation des Aufbaus des Eiweißmoleküls wird, je zahlreicher werden auch die Möglichkeiten solcher innerlicher individueller Unterschiede sein. Und so werden wir jedenfalls für die höheren Tiere und ganz besonders für den Menschen annehmen dürfen, daß jedem Individuum ein ihm speziell zukommendes Eiweiß zugehört, das in dieser Form niemals vorher vorhanden war und niemals nachher sein wird. Bei der Zeugung ist es durch den Zusammentritt väterlicher und mütterlicher Erbfaktoren entstanden, ein Neues, das weder dem väterlichen noch dem mütterlichen Eiweiß völlig entspricht. Das ist, um mit dem Dichter zu reden, „das Gesetz, wonach wir angetreten sind und dem wir nicht entfliehen können", das „die geprägte Form, die lebend sich entwickelt, die keine Zeit und keine Macht zerstückelt".

Es ist nicht leicht, sich in diese Vorstellung ganz hineinzudenken. Ein Vergleich kann den Weg vielleicht bahnen. Unsere Schrift setzt sich aus 24 Schriftzeichen zusammen. Alle Schätze unserer Bibliotheken sind im Grunde genommen nichts anderes als immer wieder

Digitized by Google

andere Anordnungen dieser 24 Elemente. Was Menschen je gedacht haben oder je denken mögen, wir können es ausdrücken durch immer wieder andere Anordnung dieser 24 Schriftzeichen. Wie wir mit Buchstaben schreiben, so schreibt die Natur mit Aminosäuren. Wenn wir einen Analphabeten in eine Bibliothek führen, so wird ihm ein Buch so viel sein wie das andere. Bei genauerer Beschäftigung mit ihnen wird freilich auch er Unterschiede wahrnehmen, und es wird ihm sogar vielleicht gelingen, danach eine gewisse Ordnung unter den Büchern einzurichten, nach ihrer Größe, nach ihrem Einbande, nach dem Papier, auf dem sie gedruckt sind, usw., nach äußerlichen Merkmalen also. Aber in jeder einzelnen seiner Abteilungen werden ihm schließlich eine große Zahl von Büchern bleiben, die für ihn völlig gleich sind Und doch, welche Verschiedenheit des Inhalts wird in ihnen verborgen sein, von dem sein blödes Auge nichts zu ahnen vermag. Genau so stehen wir vor der Welt der lebendigen Wesen. Unsere gesamte Systematik, durch die wir Ordnung in die unübersehbare Menge der Erscheinungen bringen, haftet an Äußerlichkeiten, die wohl im großen und ganzen auch den inneren Unterschieden entsprechen mögen, aber doch von diesen selbst nichts ahnen lassen. Was schließlich nach dieser Einteilung zu einer Art gehört, das ist für uns unter sich gleich. Und doch, welche Verschiedenheiten mögen hier verborgen bleiben. Erst eine unendlich entfernte Zeit, an die wir nicht zu denken wagen, wird diese Sprache zu lesen verstehen.

Aber — so wird man einwenden — wenn wir nun einmal diese Sprache in absehbarer Zeit nicht zu enträtseln vermögen, so kann sie uns eben auch nichts sagen. Was soll man anfangen mit einer Vorstellung, die immer problematisch bleibt, die ihre eigenen Grundlagen nicht klar aufzuweisen vermag. Aber so liegt es praktisch nicht. Wenn wir auch die Grundlagen der Individualität des einzelnen nicht klar zu erkennen, sondern nur dunkel zu ahnen vermögen,— daß er eine Individualität ist, das beweist uns sein Sein und sein Schaffen. Das Wort: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen" ist zu Recht gesprochen worden. Was einer ist und was er leistet, das wird gewiß von vielen Dingen mit bestimmt, die außer ihm liegen; aber im letzten Grunde fließt es doch aus dem, was ihm einst bei seiner Geburt mitgegeben worden ist, aus seiner besonderen Anlage. Sie offenbart sich uns in dem, was der Mensch ist und was er leistet. Mehr als eine praktische Folgerung ergibt sich hieraus für den einzelnen wie für die Gesamtheit. Für jeden ist das Wort gesprochen: „Erkenne dich selbst." Gar vieles schwebt uns als Ziel und Aufgabe unseres Lebens vor, was wir nicht erreichen können, weil es uns nicht gegeben ist. Je weniger wir uns selbst erkennen, desto mehr trauen wir uns zu. Treitschke sagt einmal: „Es ist das Recht des Jünglings, Unendliches zu versprechen, nach allen Kränzen des Ruhms zugleich die Hände auszustrecken." Wir freuen uns solcher jugendlicher Zuversicht, aber wir wissen auch, daß nicht alle Blütenträume reifen.

„In den Ozean schifft mit tausend Masten der Jüngling;
Still, auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis."

Je mehr wir uns selbst kennen lernen, um so mehr werden wir uns der Grenzen unseres Könnens bewußt, die in unserer Individualität beschlossen liegen. So sehr solche Selbsterkenntnis uns zur Bescheidenheit führen wird, so wenig braucht sie uns mutlos zu machen. Das, was wir können, das kann niemand genau so machen wie wir; dieses Bewußtsein unserer Individualität darf uns mit Stolz erfüllen, aber es soll uns auch antreiben, die Anlagen, die uns gegeben sind, zu erkennen, und sie auszubilden und zu nutzen, soweit unsere Kräfte es nur immer gestatten.

Ist es schon eine schwere Aufgabe, uns selbst zu erkennen, wie viel größer werden die Schwierigkeiten, wenn es sich darum handelt, unsern Mitmenschen zu verstehen. Jeder Mensch bleibt im Grunde genommen dem andern doch immer ein Rätsel. Selbst die, die uns durch Verwandtschaft am nächsten stehen, mit denen wir uns vielleicht einbilden völlig übereinzustimmen, sie können in einem gegebenen Falle denken und handeln, wie wir es nicht verstehen, und mit einem Male offenbart sich uns die Scheidewand, die uns von ihnen trennt. Der Sohn ist nicht der Vater, er kann es nicht sein und er soll es nicht sein. Wie oft sehen wir es in der Reihe der Herrschergeschlechter, daß der Sohn als Nachfolger seines Vaters auf dem Throne ganz andern Grundsätzen huldigt als jener, daß er aufhebt, was jener geschaffen hat, und befördert, was er verboten hätte. Und wie im großen so im kleinen. Gewiß soll der Sohn die Lebenserfahrung des Vaters nicht gering achten, „vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen und das Alter ehren", aber der Vater soll nicht erwarten, daß der Sohn sein eigenes Leben noch einmal lebe, noch viel weniger, daß er es lebe so, wie er es gelebt zu haben wünschen würde. Und je ferner die Menschen uns stehen, um so schwerer wird es uns, sie

Digitized by Google

zu begreifen. Im Leben der größten Männer der Geschichte gibt es Augenblicke, in denen wir ihnen nicht zu folgen vermögen, wo sie uns unverständlich bleiben, im Guten wie im Bösen. Es ist die schwere Aufgabe des Geschichtsforschers, uns das Denken und Handeln der Menschen der Vergangenheit nahe zu bringen, es uns verständlich zu machen, soweit das eben möglich ist. Diese Aufgabe kann niemals Leistung des bloßen Verstandes sein, die jeder vollbringen kann, der etwa nur mit sauerm Schweiß die Tatsachen getreulich zusammenbringt, sie setzt eine innerliche Zusammengehörigkeit voraus: nur der wird den andern begreifen können, der ihm in gewissem Sinne geistesverwandt ist. Und selbst dann bleibt wohl immer ein kleiner unbegreiflicher Rest übrig, der in den uns unzugänglichen Tiefen der Individualität begründet liegt.

Auch der Staat kann an der Tatsache, daß seine Mitglieder untereinander nicht gleich sind, unmöglich achtlos vorübergehen. Wo soviel innere Ungleichheit von Anfang an gegeben ist, da soll freilich nicht noch äußere Ungleichheit der Lebensbedingungen hinzukommen. Nicht in der Gleichheit, sondern gerade in der Ungleichheit der Menschen liegt der Grund für die Forderung, daß jeder für die Gestaltung seines persönlichen Lebens das gleiche Recht haben soll, daß er nicht durch Unterschiede des Standes, des Vermögens und ähnliches in der Auswirkung seiner Individualität behindert werden darf. Die Gleichheit des Rechts für jeden einzelnen in seinen persönlichen Lebensbeziehungen ist eine der größten Errungenschaften der Menschheit, die ihr nie wieder verloren gehen kann. Aber es lag nur zu nahe, daß man, als jene alten Unterschiede fielen, in das entgegengesetzte Extrem verfiel und eine Gleichheit der Menschen in jeder Beziehung annahm, wie sie den tatsächlichen Verhältnissen nicht entspricht, wie sie niemals vorhanden sein kann. Was der einzelne auf Grund seiner persönlichen Veranlagung für die Allgemeinheit leistet, das wird notwendigerweise sehr verschieden sein, aber nur diese Leistungen können den Maßstab abgeben für den Einfluß, den der einzelne auf die Gestaltung der allgemeinen Angelegenheiten ausüben kann. Wie man diesen Einfluß nach Maßgabe der Leistungen abstufen soll, das ist freilich eine außerordentlich schwierige Aufgabe; daran aber kann wohl kein Zweifel sein, daß das allgemeine gleiche Stimmrecht nichts weiter als ein sehr bequemer, aber auch sehr ungerechter Verlegenheitsausweg aus dieser Schwierigkeit ist. Es ist eine der wichtigsten Aufgaben der zukünftigen politischen Entwicklung, dieses Problem einer gerechten Lösung entgegenzuführen.

Zwiesprache. Von Ernst Lissauer

(— in der Art eines alten Legendenspiels —)

Eine arme Seele steht vor deiner Tür,
Deine Seele spricht herunter zu ihr —

„Arme Seele, wo kommst du her?
Was ist dein Weg, und was ist dein Begehr?" —

„Reiche Seele, ich komme von mir,
Das ist mein Weg, und ich will zu dir —"

„Arme Seele, sage sogleich,
Warum heißt du mich Armeseele reich?" —

„Reiche Seele, sei der Frage bedankt,
Du hast alles, wonach mich verlangt —"

„Arme Seele, du redest verwirrt,
Arme Seele, bist vom Weg abgeirrt.

Arme Seelen wollen alle in die Seligkeit —"
„Dort will ich hin, und es ist nicht weit —"

„Wie ist der Weg?" — „Ich komme von mir,
Das ist der Weg, und ich will zu dir.

Siehe, ich ziehe ab die Schuh,
Ich will betreten ein heilig Du.

Hier ist das Hier, und nun ist das Nun.
Du brauchst nur die Türe aufzutun."

Der Büßer. Von Willy Ulbricht

Mir hängt ein Leben an den Füßen,
Als ob die Erde selbst dran hing,
Und was blieb mir von all dem Süßen,
Was sich in weichen Maschen fing?

Ein Schein — ein Schatten noch der Lüste,
Ein Glas, das um die Neige bangt —
War ich der ehmals Vielgeküßte,
Wer küßt mich noch seit lang?

Da ward mir Kunde, zahnlos alte:
Es wär' ein Brunnen ohne Grund
Und liege hinter düsterm Walde.
Den suche ich — der macht gesund.

Digitized by Google

Hsü und Ksü

Eine Geschichte aus Phantasien von Viktor v. Kohlenegg

In einer schmalen, abscheulich schmutzigen Gasse am Ende der Stadt lebte der Pfandleiher Hsü.

Das Haus — es war nicht sein Haus; er war arm wie ein Tempeligel, er besaß bloß das, was er auf dem schlotternden Leibe trug, und ein paar schäbige Pfänder, die nicht einmal sein Eigentum waren, elender, jämmerlicher Kram. Nicht sein Haus! es war seines Freundes Ksü Haus, der im Erdgeschoß mit zerschlissenem, verrostetem, zerbeultem und zerbrochenem Abhub der Stadt handelte . . . ein Kapitalist, der Ksü, ein Raffer, ein Schlauer und Gerissener mit klagender Miene, plärrenden Gebeten und süßem Lächeln! — Also das Haus war schief und schmalbrüstig, vier blinde Fenster lang, unten war bloß Ksüs finsteres Lädchen und die schmierige Haustür und oben ein spitzer, krummer Giebel mit einer grinsenden Lukenritze, der wie eine greuliche Narrenmütze aussah. Kein feines Haus, kein gemütliches Haus; es hatte Risse und große finstere Flecke vom Regen und Frost, als säßen die Motten in seinem Pelz oder fräßen Geschwüre in seiner Haut. Ein böses, verdrossenes, krankes Haus, an das sich die Nachbarhäuser nur schief, feindlich und furchtsam lehnten. Es fiel kein Strählchen reinen Lichts hinein. Seine kleinen vergitterten Papierfenster waren von Staub, Dreck und harten Regenschauern gefleckt und trüb. Es sah ganz so aus, als wollten seine Bewohner das schöne Gotteslicht nicht in ihren Höhlen dulden, als störte und schädigte es sie in ihrem Lebensbehagen, oder was sie so nannten, und in ihren mancherlei Geschäften. An der Seite des Lädchens hing ein zerplatztes senkrechtes Firmenschild, auf dem man nur mühsam die Worte: ‚Ksüs herrlichste Kaufpracht für erhabene Freunde' entziffern konnte; aber niemand las sie, sie waren wie der Schmutz, die Risse und die Löcher in der Hauswand; und neben der lochartigen Tür hing ein andres trübseliges Schild mit dem Namen Hsü, nichts weiter; die geizigdürren Buchstaben, die sich selbst die Tusche nicht zu gönnen schienen, waren verwaschen, fast ausgelöscht und der einmal indigoblaue Grund war mißfarben wie das Elend und verwüstet wie das Laster.

Es wohnte kein andrer Mensch in dem Haus als die beiden unliebichen alten Herren, denn eine blöde Alte, die zu Ksü gehörte und wohl eine Verwandte von ihm war, konnte man nicht zählen; er beachtete und behandelte sie wie eine alte zerschlissene Po-sing-Hose, wie einen zerbeulten Topf, eine löcherige Bratpfanne — nun, er war eine empfindsame Seele, der Ksü. Und oben bei Hsü, da hauste noch eine Katze, eine schöne schwarze Kätzin, die Herr Hsü fast liebte und die herrlich und umsonst von den appetitlichen Mäusen und fetten Ratten des Hauses lebte, dafür wärmte sie Hsüs Magen, hörte seine Gespräche ohne Widerrede an und schnurrte, wenn er heiter war — o, es gab Dinge, die Hsü ab und an heiter stimmten — „hehe Mi-mau-tz!" knarrte er dann, das war das einzige zärtliche Wort, das aus seinem Munde kam, und dann schlich meist ein armseliges Weiblein trübsinnig und krumm vor Qual davon, oder ein zerschlissener Mann polterte schimpfend und fluchend die wacklige Höhlentreppe hinab. Um so fröhlicher war Herr Hsü, lächelte mit den drei schwarzen Zähnen zwischen den blutlosen Lippen, krächzte und knarrte greulich zärtlich mit Mau-tz und tänzelte fast in seinem zerlumpten, kaftanartigen Schlafrock. Indes — es kamen auch feinere junge Herren zu dem Pfandleiher, die gern ein lässiges Pfeifen auf den Lippen hatten, oder duftende, geschminkte Dämchen — Pfandleiher, hehe! man wußte, was hinter dem ehrenwerten Wort steckte, bloß ein Teilchen Wahrheit; nun ja, Pfandleiher, aber Herr Hsü war auch ein Halsabschneider!

Der alte Hsü ging über Tag seit Menschengedenken bloß selten auf die Gasse. Nur in der grauesten Dämmerstunde schlich er auf schwarzen Filzschuhen, sommers und winters, mit einem Henkelkorb und mit Mau-tz, der finsterglänzenden Kätzin, aus der Haustür, um seine kläglichen Einkäufe zu machen. Er tastete mit seinen knochigen, langen Fingern an Kohl- und Salathäuptern herum, hatte die dicksten und festesten Köpfe im Auge, schwatzte lautlos vor sich hin, sprach verschlagen mit der Katze und kaufte unter zähem Feilschen und mit tückischfreundlichen Blicken einen welken, zerzausten Kopf oder ein angefaultes Wassermelönchen, madigen Reis, dumpfe Hirse, die von andern Käufern verächtlich beiseite geschoben worden waren, ließ sich in einen alten Topf ein knappes Viertel Magermilch messen, kaufte an ausschweifenden Tagen ein Achtelchen Büffelbutter von einem trüben, ranzigen Weckenrest, wie er sie gern hatte, und das er fast geschenkt bekam, schlurrte auch wohl, freilich meist nur einmal in der Woche, zum Metzger und Fisch-

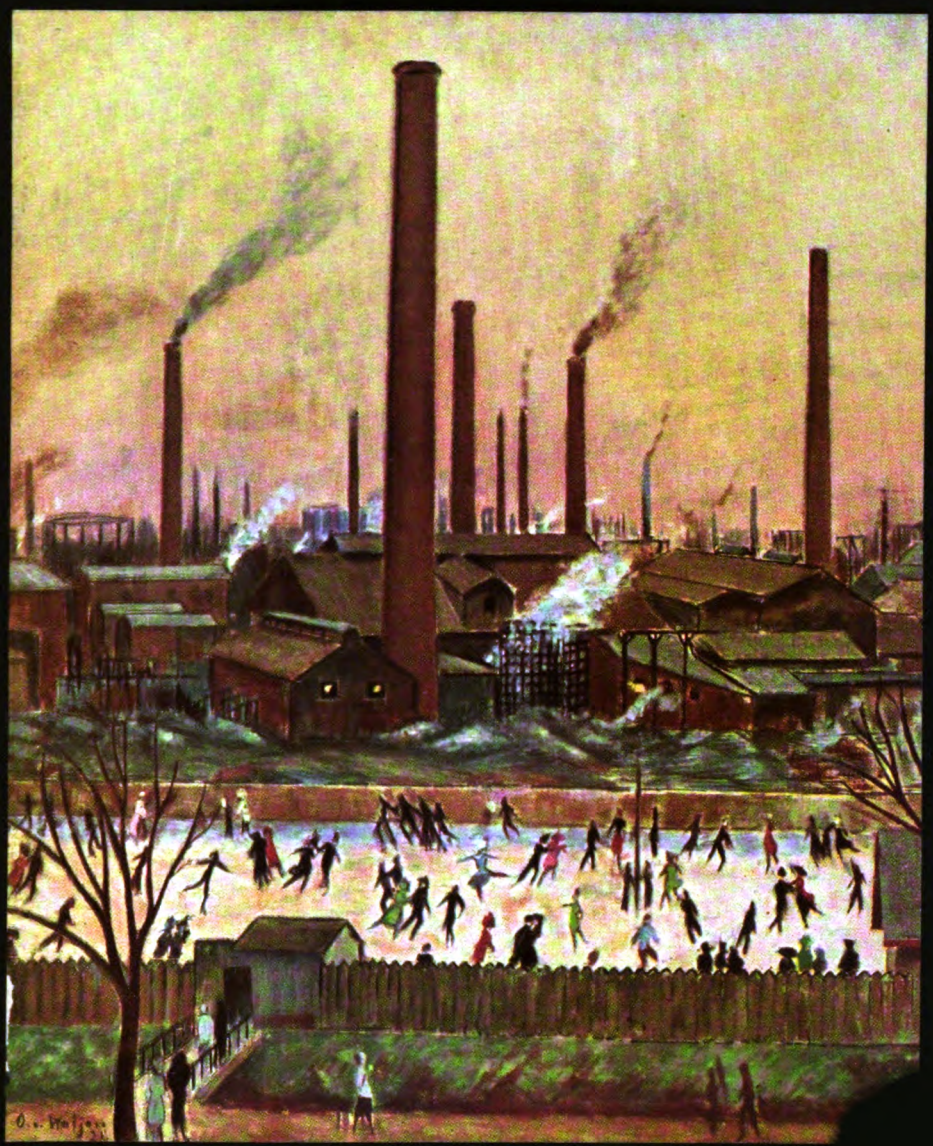
Digitized by Google

händler und bewegte schon vorher die dünne, breite Zunge im Maul, stand mit glitzernden Augen vor den prallen Haifischwürsten, blühenden Antilopenschinken, saftigen Seewalzen, zarten Entenfüßen und Baumschwämmen und tl! tl! tl! seefrischen Haifischflossen und -karbonaden, lauschte gierig und mißgünstig auf den unbedenklichen Handel andrer Leute, blähte die Nüstern und zog gratis den köstlichen Duft des Geräucherten, Gerösteten, Fischigen und Frischfleischernen ein, schmatzte und schluckte abscheulich und erhandelte zuletzt einen Zipfel vertrockneter, angeschimmelter Wurst oder eine Schinkenschwarte oder ein Häufchen Allerleiabfalls, kaum eine Handvoll, das er böse und verkniffen bezahlte. Danach schlich er wieder eilig in sein Gehäuse, als gälte es kostbare Schätze zu bergen; daheim aber in seiner niedrigen und vollgestopften Stube schrieb er beim Licht einer winzigen Funzel, die er nie länger als bis neun brannte, jeden verausgabten Heller mit harten, winzigen Zahlen, um Tusche zu sparen, auf und freute sich der erbärmlichen Summe, soweit ihm das möglich war, oder ächzte und zischte, als hätte er sich selbst um ein funkelndes Goldstück betrogen, wenn es ein paar löcherige Hellerkäschs mehr als gewöhnlich ausmachte; aber das kam fast niemals vor! Die Kinder, die ihm bei diesen Gängen auf der Gasse begegneten, wichen ihm furchtsam aus und schlichen dann hinter ihm drein, riefen leise oder gellend: „Geizhals! — Hungerhsü! — Blutspinne!“ Doch er sah sich nicht um. Seine lange, klapperdürre Gestalt richtete sich nicht zornig auf. Er legte bloß die dünnen Lippen fester aufeinander, es sah wie ein Lächeln aus, und seine wimpernlosen, fahlen Augen glitzerten. Die älteren Leute grinsten und streiften ihn wohl böse mit den Ellbogen oder blickten ihm höhnisch nach; allein niemand wußte etwas Genaues von ihm. Er sprach mit niemand. Grüßte niemand. Schlich fremd und hintersinnig zwischen den Leuten, als wäre das der beste Schutz gegen ihre Neugierde, Niedertracht und unverschämte Habgier. War er reich? War er arm? Niemand wußte's. Nicht mal die Polizei und der Steuerschnüffler konnten es ihm anriechen und abluchsen. Die einen sagten: reich, reich, schwerreich! er habe in Strümpfen und Säcken, unter Dielen und Dachziegeln Silber und Gold und Geschmeide zu Hauf' versteckt; andre, dickere und zufriedene Leute, die selbst genug hatten, zuckten die Achseln und hielten ihn für einen verrückten und verruchten schäbigen Teufel. Und das war Herrn Hsü die liebste Schätzung und Meinung, wenn er sich überhaupt darum kümmerte. Hinter seinen blinden Fenstern huschte des Abends manchmal sein langer, dürrer Schatten. Darauf warteten die Gören unten mit langen Hälsen und aufgerissenen Augen, zeigten hinauf und schrien: „Der alte Hsü spukt! scharrt sein Gold! Blutspinne! Hungerhsü!“

Zu alledem lächelte unten in seinem trüben, nach Moder und erhandeltem Elend stinkenden Lädchen der ehrenwerte Ksü. Er lächelte überhaupt gern, denn er war ein höflicher Mann. Er hatte sanfte, süßblanke, ungeheuer schiefe Augen, die alles und noch mehr sahen, wenn sie blinzelnd zur Seite glitten, und die nur hart und böse funkelten, wenn auch ihm die Gassenjungen etwas nachschrien, ihm harte oder ekle Angebinde in den Laden schmissen oder dicht an der Tür einen alten toten Igel oder einen schimmligen Maulwurf kaufen wollten. „Prachtksü!“ schrien sie. „Lumpenksü!“ ‚Warum schreien sie?‘ zeterte er dann inwendig giftig. Und wenn es ganz arg war, dann blätterte er hinterm Lädchen in seinem alten frommen Buch, und dann glättete sich sein Gesicht, und er wiegte zufrieden den Kopf. „Die frechen Kraniche und Elstern! Ich möchte auch in einem Palast wohnen und 'n feiner Mann sein und gut essen und trinken! Nicht wie Hsü — der Fuchs — der Narr!“ und er strich sich sanft und liebreich über den rasierten Kopf. Warum ist das so? „Söhnchen,“ hatte sein Vater, der ein harter Mann war, ein armer Mann, als er kaum zehn Jahre alt war, gesagt: „geh verdienen.“ Und er war gegangen bis heute . . !

Hsü und Ksü waren seit vielen Jahren Freunde. Das brachte das Geschäft so mit sich. Ksü, der Leutselige und Weltläufige, kam viel in der Stadt herum und spürte manchen vorteilhaften Handel aus, der für ihn allein zu schwierig und zu teuer war. Dann ging er zu seinem Freund Hsü hinauf. Der hockte im Schlafrock am Tisch vor seinen kostbaren Papieren und vor allerlei Gegenständen, die nicht wertlos schienen, und daneben lag eine kleine Goldwage, ein Hämmerchen, Zängelchen, ein Schraubenzieher — das heißt, es lagen immer bloß kleine harmlose Reste von diesen Dingen auf dem Tisch, wenn Hsü, nach Ksüs sanftem Riß an dem rostigen Klingeldraht draußen, den Gast nach etlichem Zögern eingelassen hatte, ein unscheinbares Papierchen, ein Zängelchen, ein altes, silbernes, schlecht vergoldetes und zerbrochenes Brüschchen, und die schwarze Katze umschlich friedlich und gelangweilt miauend den Tisch. Aber Ksü, dessen Augen freundlich umherschweiften und der süß lächelnd und höflich dienernd nähertrat, sah doch alles, was eben noch dagelegen hatte, fast, als hätte jedes

Digitized by Google



Schlittschuhläufer. Gemälde von Otto von Wätjen
(Galerie Flechtheim, Düsseldorf)

Digitized by Google

Stück ein Spürchen auf dem staubigen Wachstuch zurückgelassen. „Stör' ich Sie in Geschäften, Hsü?"

„Ach Geschäfte," knurrte der kurz. „Hier Geschäfte!"

„Es kommen Leute . . ."

„Wenig. Holen Pfänder ab. Oder bringen Plunder, auf den man nichts geben kann. Geschäfte! Es ist zum Verhungern. Schlechte Zeiten! Schlechte Zeiten! Es war nie etwas. Jetzt ist's gar nichts!"

Der andre wiegte sanft den Kopf, und seine ungeheuer schiefen Augen sahen zur Seite. „Muß wohl so sein. Bei mir ist auch nichts. Noch weniger. Mal eine alte Kalikohose . . ."

„Womit kann ich dienen?"

„Bloß so, Hsü. Man hat einen Augenblick Zeit. Man will ein Wort reden."

Der Hausherr rührte sich nicht und war mißtrauisch auf der Hut.

Ein Wort reden? Ihm lag nichts am Schwatzen. Er hatte hier genug stumme Unterhaltung mit mancherlei Dingen hinter geschlossenen Türen und Fenstern und mit Mausz, die nichts verriet. Aber Ksü kam wirklich oft bloß, um zu schwatzen, freundlich und mitteilsam — natürlich spionierte er auch immer, oder lauerte auf ein Geschäftchen, auf einen Kauf, der in seinen Kram paßte, auf eine Vermittlung, die um ein Häufchen dünnen Schalengolds oder Silbers, um ein paar Rubinsplitter oder Perlchen ging, wie sie von verjährter, verelendeter und verluderter Braut- und Hochzeitspracht abfielen. Er kam immer sehr harmlos, wortreich und nachbarlich, der brave Ksü, rieb sich die weichen Pfoten und machte ein zufriedenes und behagliches Gesicht, auch wenn er mal wehleidig dreinblickte und leise vor sich hin seufzte. Hsü indes kam niemals zu Ksü in den Laden, auch wenn der pfiffige Krambüdler an seiner Tür freundschaftlich komplimentierte, warf er keinen Blick hinein. Ksü nahm das nicht übel, bewegte bloß die Wimpern. „Ein harter Filz, eine rostige, fressende Säge — hat kein Herz und keine Zunge. Bloß gierige, knochige Finger, die er keinem ehrlichen Mann gibt!" Er setzte seinem Freund auch niemals etwas vor; er fragte auch niemals viel, hörte bloß zu und gab mit seiner knarrenden Stimme karge Antwort, als sparte er auch daran; machte höchstens eine bissige Bemerkung, wenn mal aus dem Ksüschen Küchenloch unten ein fettes Rüchlein heraufdüftelte, was zuweilen vorkam, denn Ksü belohnte sich gern mal für ein gutes Geschäft. Der leckte sich bloß die feuchten Lippen und kicherte im Halse: man müsse es auch mal mit sich selbst gut meinen, da's die andern nicht täten! Dann zuckte Hsü verächtlich die Achseln, als dächte er höhnend und bissig: Dummheit, Verschwendung, Einbildung, er bestahl sich selbst, der gefräßige Rabe — fauler Schwindel, nichts Reelles! Aber derlei sprach er nicht aus, gönnte die Verwüstung ingrimmig dem feisten Narren und genoß auch dieses Verschweigen und sein Geheimnis wie ein Erspartes. Er sagte bloß mißlaunig: „Das wirft's Geschäft nicht ab. Man muß sehen, wie man sich durchwürgt!"

Dann blinzelte Ksü wieder und strich sich sanft über den Schädel. Er glaubte kein Wort. Er sah mit seinen freundlichen Augen durch alle Wände, durch Dielen, vollgestopfte Schränke und Schübe bis zum Rande voll kostbar bedruckten und beschriebenen Papiers und dachte sich schielend sein Teil. ‚Ein kindischer Mann, der Hsü. Ein harter, feindlicher, gefährlicher Mann. Ein Geier. Ein Narr!'

* * *

So hatten die beiden Herrchen nun schon lange neben- und miteinander gehaust, und es war in der ganzen Zeit kaum einmal zu einem Zwist oder zu einer dauernden Verstimmung zwischen ihnen gekommen, denn Ksü war bescheiden und versöhnlich, er vergaß leicht, und wenn ein Geschäft lockte, das brachte das Leben so mit sich und das verlangte das Leben, dann vergaß er erst recht und vollkommen.

Er war nun schon ein höherer munterer Sechziger. Aber er sah heute noch genau so aus wie vor zehn und zwanzig Jahren. Nur sein Zopf war etwas grauer geworden und er selbst ein bißchen dicker um Bauch und Lenden, und sein Atem ging schwerer, pfiff und säuselte noch eine Weile, wenn er die steile Hühnerstiege zu Hsü heraufgeklommen war. „Ist wohl 'n kleines Asthma," sagte er entschuldigend und scherzend, wenn grade mal wieder der fette Küchenduft ruchbar war.

Hsü war älter. Vielleicht schon siebzig und weit darüber. Auch das wußte niemand. Aber er war recht klapprig geworden in den letzten Jahren, besonders im letzten Jahr . . . auffällig klapprig, wie sein Hausgenosse Ksü des öfteren feststellte, der ihn doch täglich sah, wenigstens immer bloß mit unbeträchtlichen zeitlichen Zwischenräumen. Hsüs Schädel war in der letzten Zeit nicht bloß wüstenkahl geworden, sondern auch quittegelb und zeigte nicht den schwächsten Schimmer von jenem heitern Glanz, wie ihn andre lebfrischere Glatzköpfe auszustrahlen pflegen. Seine Finger waren nur noch lange, krallige Knochen, und sein Schlafrock

Digitized by Google

und was an Fetzen darunter war, schlotterte erschrecklich um sein hartes Gebein, dazu hustete und rasselte er böse. „Für wen spart er? Für die Motten und Würmer! Oder für die Staatskasse, was noch schlimmer ist. Einmal rächt sich's — wird sich noch mehr rächen!' dachte der besinnliche Ksü.

Er sprach derlei auch manchmal aus; natürlich mit freundlicheren Worten und mit einem gewinnenden Lächeln. Allein Hsü hörte bloß unwirsch zu und schnitt dem Mahnenden und scheinbar Besorgten den Redefaden kurz ab. Das ging keinen etwas an. Das war seine Sache . . .! Doch Freund Ksü — ja — das ließ sich in ihren vorgeschrittenen Jahren wohl nicht immer vermeiden und kurzerhand beiseite schieben — Ksü sprach in diesen Zusammenhängen jetzt häufig und gern auch vom Tode. Beileibe nicht anzüglich, o nein. Dazu war er zu höflich und freundlich. Mehr von sich aus . . .

Wieviel Jahre habe man noch, wenn man in den Sechzigen und darüber sei? fragte er aus wehmütigen Gedanken. Keiner, auch der Gesündeste und Stärkste nicht, sei da mehr sicher . . . Es gäbe Krankheiten, die unvermutet kämen, meditierte er, oder heimlich und tückisch durch die Jahre wühlten . . . Es gäbe Schlagflüsse, Erkältungen . . . Verkalkungen und Zucker und die andern bösen Sachen, von denen man am liebsten gar nicht spreche — und er verzog das Gesicht wehleidig. — (‚Warum faselte er dann davon, der Schwätzer?! Er würde zuerst an seinem Fett ersticken!' dachte der andre wütend und gönnte es ihm von Herzen.) — Dagegen könne man nichts machen, erklärte der Großhändler aus dem Erdgeschoß tröstend. Er sprach dann, wenn er bei diesem nicht unzeitgemäßen und ausgiebigen Unterhaltungsstoff war, langsam, bedächtig, fast träumerisch, als ströme zuletzt eine Beruhigung aus der unentrinnbaren Gewißheit in seinen Leib und in seine Seele, was Hsü erst recht erbitterte und gegen den elegischen Dicken aufbrachte.

Er erzählte dann auch, daß er sich schon eine Grabstelle gesichert habe, sogar einen Grabstein mit einem springenden Hirsch, der eine Lotosblume im Maule habe; er habe ihn billig bekommen, ein wenig schadhaft; und er fragte Hsü nach seinen Vorbereitungen in dieser Richtung. „Dummes Zeug!" schnarrte der. „Sentimentales Zeug! Sollen mich in ein Armengrab quetschen, wie sich das für unsereinen gehört! Sie sind ein Narr!" Der Exporteur herrlichster Warenpracht wiegte nach seiner Art sanft den Kopf. „Man will wissen, wie man liegt. Man will es wenigstens zuletzt sauber und freundlich haben."

Hsü ärgerte sich über solche Gespräche, mehr als er zeigte. Früher wären sie ihm vollkommen gleichgültig gewesen. Aber nun — nun — he? man kümmerte sich auch jetzt nicht darum!

Aber das war keineswegs wahr. Er kümmerte sich wohl darum. Es ging ihm manchmal nach. Es war ihm widerwärtig und beschäftigte ihn, je länger, je mehr, doch und war ihm in irgendeinem abgelegenen Gemütswinkel — der einzige, der nicht völlig verschüttet und verkümmert war! — merkwürdig schreckhaft. Das kam dann ganz plötzlich über ihn, griff wie eine Teufelskralle nach ihm, und war dann da und blieb da —

Der Tod, so begriff er — das war der Feind! Er dünkte ihn unheimlich und unerbittlich wie der gierigste Gläubiger und Raffer. Der nahm einem jedes Geheimnis aus der Hand und — alles hier! Das beunruhigte ihn — das erbitterte ihn, das erschreckte ihn jetzt zuzeiten; besonders in schlafloser Nacht, wenn die schlaffen Gedanken abirrten und sich immer um dieselbe Spule wickelten. ‚Ach was!' dachte er. „. . . Hirngespinste! Altweiberschreck!' Und er legte sich zum zehntenmal auf die andre Seite, als könnte das etwas nützen. Aber es nützte nichts. Nein, nicht viel. Es kam wieder, war da — ja, wuchs zuweilen noch, wurde drohender wie ein Gespenst, das mitten auf seiner Bettdecke saß, auf seiner Brust, wie ein Alb, daß er sich die Lumpendecke über die Ohren zog. Aber das nützte auch nicht viel. Dann erhob er sich wohl, es trieb ihn auf und umher. Er schlurrte umher — hantierte hartnäckig und wegscheuchend an seinen Schüben und an andern Orten. „Der Narr! — der verfluchte Schwätzer!" zischte er. „Dummes Zeug! — Dummes Zeug!" Es machte ihn dennoch ruhelos, daß er ingrimmig ächzte, die dürren Hände zusammenkrallte — als wollte er halten, festhalten, die Zeit, die Stunde und alles hier — und die Kätzin Mautz mit einem Tritt von sich jagte.

Was war das? War er krank — würde er krank werden — war es schon da — fühlte er's schon unheimlich bohren, fressen, wie ein Gift in Mark und Knochen — zermürbend und kalt —? Nichts! Nichts! Das bißchen bellender, würgender Husten . . .! Einbildungen! Er war gesund wie der Fisch im Stadtteich — hä.

Verdammter Ksü — verfluchter Schleicher — was wollte er? Warum setzte ihm der lächelnde Halunke Läuse auf die Haut? Ach — ach — ach, der Schwätzer! Der Windmacher!

Doch es ließ ihn nun an manchem Abend

Digitized by Google

feindselig und gehässig auffahren, wenn draußen leise und demütig am Klingeldraht gezogen wurde — da war der Schleicher wieder, der Fuchs, was wollte er? . . . Der Kobold hole ihn und sein albernes Geplärr! Was lauerte er? — Wollte er's ihm einreden? Eher würde jener selbst von seiner Gefräßigkeit platzen —! Wer mäßig lebt, lebt lang, das war ein altes, weises Wort. Er hatte mäßig gelebt, mehr als mäßig — nun also! Sollte er mit einemmal Fisch und Fleisch und Leckereien pfundweise in sich hineinfressen — er wimmerte beinahe vor Angst, daß er es tun müßte — könnte. Ach — ach — das wäre jetzt erst recht Gift. Schon der Gedanke trieb ihm die Galle ins Blut — verschlug ihm im Gegenteil den Appetit, es ekelte ihn geradezu, zu essen — es schadete ihm . . . War er krank? Klinglingling . . .! Mochte der listige Bube klingeln. Er machte nicht auf. Heute nicht — morgen nicht — einmal eine ganze Woche lang nicht.

Allein das nächste Mal fing Ksü wieder davon an, wehmütig und freundlich. Hsü kniff die Lippen zusammen und die Augen zu schmalsten Schlitzen. Ließ ihn schwatzen. Gab mit keinem Laut Antwort. Ließ ihn bohren, ihn mit seiner grinsenden Freundschaft herankriechen . . . Wollte er ihn, Hsü, weich und ängstlich machen? — daß auch er, Hsü, ins Schwatzen geriete — Einblicke gewinnen . . .? Vertrauen erschmeicheln . . . so daß er einmal — hier herausspringen könnte und suchen und wühlen und finden —? Die Pest soll ihn verderben! Er wird früher ersticken! . . . Oder legte er's gar darauf an, ihm etwas abzuluchsen, vorher — oder nachher — Schriftliches — ein Papierchen mit Unterschrift — er — Hsü — hatte keinen Erben (poi! poi!), er kannte keinen Menschen in der Welt — vielleicht gar vom Gericht gestempelt — Ksü, der Liebe, würde die Kosten dafür wehmütig bezahlen, wie er seine Grabstätte und den schadhaften Hirsch im voraus bezahlt hatte — auch eine gute, freundliche und saubere Sache! Verfluchter Kater!

Ja — Ksü sprach eines Tages wirklich von letzten Verfügungen und Testamenten. Wenigstens von seinem eignen Testament. Er habe nunmehr auch seinen letzten Willen bedacht und zu Papier gebracht, erzählte er bedächtig und vertraulich. (‚Daß dich der Bär lecke!' dachte Hsü.) Man müsse doch wissen, was werde und wo's bleibe. Er habe da ein paar Neffen irgendwo — entfernte Neffen, gleichgültige Neffen — die er gar nicht kenne, nie gesehen! „Nun — sie sollen sich freuen." Und er lächelte . . . Ob er, Hsü, denn niemand in der Welt habe — irgendwo, fragte er dann und legte den Kopf schräg und blinzelte.

„Weiß ich nicht."

„Das weiß man."

Hsü schwieg und trommelte mit den harten Fingerknochen.

„Man kann die Wahrheit auch trommeln, Hsü. — Wem vermachen Sie's dann?"

„Ich habe nichts zu vermachen."

„Tü tü," sagte Ksü und wiegte den Kopf mit den schrägen sirupsüßen Augen. „Immer genug für den, der's kriegt, und zu viel für den, der's dalassen muß!"

„Macht mir keine Sorge," zischte der andre zwischen den Lippen.

„Wollen Sie's dem Staat ins Maul schütten, Hsü? Den Armen? Den Beamten, die's vorher mausen? Sollen sie hier wühlen — alles zerbrechen — um- und umkehren und davonschleppen, in alle Winde spritzen? Fremde Leute? — freche Leute? Die Sie nie gekannt haben — die uns beschimpft und verludert haben, wenn sie uns gekannt haben —?" Ksü wies mit dem dicken Finger durchs Fenster auf die Gasse. „Lachende Erben, johlende Erben! Alles Feinde, die mit Dreck und Steinen werfen! Soll man's denen lassen? . . . Nicht mein Fall, muß ich sagen, Hsü. Ich hätte ja schließlich meine Verwandtschaft — wenn sich nichts andres bietet. Wen haben Sie, Hsü?"

„Kümmert mich nicht!"

„Das wäre mir eine Unruhe und Angst, muß ich sagen. Eine rechtschaffene Sorge, Hsü. Keine ruhige Minute hätte ich mehr — man ist nicht mehr jung — man kann jeden Tag — kann morgen — schon heute — kann jede Stunde —"

Der Tisch, an dem Hsü saß, knackte und ächzte wütend. Doch der Alte sagte bloß: „Dummes Zeug, Luchs!" Worauf auch Ksü etwas gekränkt und verlegen schwieg und dann sanft über seine Knie strich.

Von dem Tage an überhörte Hsü für eine Weile erst recht das sachte Klingeln draußen. Hielt sich mäuschenstill und geiferte nur seinen inbrünstigen Haß vor sich hin. Aber der freundlich und schlau umwickelte Haken, den er geschluckt hatte — ach, es war ein ganzes Bündel von feinen, scharfen Häkchen, die der betuliche Ksü in seinen Schlund geschoben hatte — saß fest und riß und riß in ihm, so daß es ihm manchmal in seinen engen Kammern und in seiner Einsamkeit wieder recht ungemütlich und unheimlich vorkam, kaum zum Aushalten.

Dann geschah es wohl, daß der schattenhafte und geängstigte Hsü sich nach stundenlangem, zäh versunkenem Kramen und Rechnen plötzlich vor den geborstenen und flecki-

Digitized by Google

gen Spiegel stellte, sein Aussehen musterte, sich die Zunge herausstreckte, seine geschwollenen Adern an den Schläfen betastete — hart! — hart! — sich im Zimmer erging, seine Beweglichkeit und Gelenkigkeit wunderlich behende und besessen prüfte, bis er atemlos überall Schmerz und Zerschlagenheit spürte. Danach setzte er sich röchelnd wieder hin und grübelte. Keuchte. Wies finster ab. Versuchte grimmig zu lachen. Erbitterte sich, gegen sich selbst, gegen Ksü, gegen alle bösen Geister und die Welt — gegen die — die einmal hier einbrechen würden mit ruchlosen Händen — gierigen Händen — Diebe —! Banditen —! Räuber — Marder und Hunde! Dünner Angstschweiß brach ihm aus, krampfiger Haß würgte ihn, ließ ihn fast schreien, aber es war bloß ein dumpfes Ächzen.

Und einmal — ja, wirklich, da wühlte sich eine ungeheuerliche Art von Entschluß in ihm hoch, der ihn mit einer letzten grellen Helligkeit förmlich biß, daß er die Augen davor schloß — es war eine süßätzende Qual, eine irre Wollust — alles nehmen — alles herausnehmen — alles verschleudern — verprassen — verschlemmen, daß man dick und fett würde, daß man wieder jung würde, springgesund und stark, und an keine Spitzbuben und räuberischen Hunde mehr denken mußte — daß man's selbst genoß, in sich hineinfraß, — schlang, daß man's besaß, besaß, besaß! . . . Aber dann — dann war's weg — vernichtet und vertan. Und wenn er soweit war, dann stierte er vor sich hin, bewegte die Arme wie Flügel, rieb sich die Stirn und erwachte müde wie aus wüstem Traum.

Nein, das waren keine erfreulichen Tage. Sie gefielen dem alten Hsü nicht mehr. —

Da ließ er nach einer Weile, in einem dunklen Verlangen nach Ablenkung, vielleicht sogar nach einem Zuspruch, den dicken Ksü wieder ein.

Der kam auch freundlich und bescheiden wie immer, tat, als wäre nichts geschehen, rieb sich sacht seine fetten Hände und Knie und sprach von vielen Dingen und eine Weile mit keiner Silbe vom Tode und von seinen Foltern und gewissen Listen dagegen. Nein, nein — das war erledigt, schien erledigt. Er brachte bloß ein Büchschen amerikanischen Fleischextrakt mit. Er habe's seit Jahr und Tag unten im Lädchen stehen, erklärte er — mal mit erhandelt, in Bausch und Bogen, billig. Ein andermal ein Döschen gesülzter Elsternzungen . . . tl! tl! tl! Mal 'n geselchtes Igelwürstchen oder gezuckerte Schwalbennester in Rum und Ingwer . . . ts! ts! ts! ffflll! . . . Er sähe schlecht aus, der liebe Freund Hsü. Ungewöhnlich schlecht! Und sie wären doch Nachbarn. Alte gute Freundchen. Wer sollte sich denn um den andern kümmern? . . . Der liebe Hsü würde's ebenso machen, nicht wahr? Also bitte schön und zur Gesundheit und Kräftigung.

Hsü hustete nur.

Er hustete jetzt oft und schwer, am Tag und in der Nacht. Aber er hustete vor Ksü auch aus einem andern Grunde.

Was war das nun wieder? Nachbarn, Freunde? Er, Hsü, würde keinen Finger rühren, keine geschenkte Schweinsborste für ihn ausgeben. Und warum sprach er nicht wieder von den andern niederträchtigen Sachen, wie vorher immer? Der Husten wurde immer bedrohlicher, daß ihm die Brust brannte und sein verschrumpftes und vertrocknetes Herz mühselig arbeitete.

Ksü erhob sich leise, kam herüber und begann dem andern Schulter und Rücken sacht zu streicheln und sanft zu klopfen. „Sie sollten doch mal zum Doktor schicken, Hsü."

„Dummes Zeug!"

„Ist bloß ein Rat —" sagte der Freundliche und schwieg.

Hsü hatte das Büchschen Fleischextrakt und das leckere Gesülz, das Ksü das erste- oder das zweitemal stillschweigend hinterlassen hatte, zunächst nicht angerührt.

Indes in der zweiten Nacht — der würgende Husten hatte ihn so nicht schlafen lassen — hatte er sich den Fall noch mal überlegt und sich eines besseren besonnen, zumal ihm das Maul nach den delikaten, glibbrigen Elsterzungen nicht trocken geworden war. Der Schleicher konnte — sollte seinen Willen haben — ihm sollte's recht sein und schmecken, und jener konnte's bezahlen, solange es ihm Spaß machte — und nichts weiter!

Und er schmatzte und schleckte die leckere Paste und Sülze ratzebus auf; und Mau-ts bekam auch ihr Teil ab und durfte das geleerte Döschen mit der gelenken Zunge auskratzen.

⁂ ⁂ ⁂

Eines Abends, ein paar Wochen später, es war draußen schon unwirtlich und kalt, war Ksü wieder oben bei Hsü. Seine Miene hatte etwas unverkennbar Feierliches, und sein Gehaben war gemessen.

Er sprach eine gute Weile lang eigentümlich ernst und herzlich. Redete viel und streichelte immerfort seine Knie. Der alte Hsü beobachtete ihn scharf und mißtrauisch. Aber es kam lange nichts.

Ksü hatte heut eine dicke Flasche Reiswein in der Jackentasche mitgebracht und sie schweigend auf den Tisch gestellt. Nun erhob er sich, als es schon beinah dunkel war, zog sein großes Taschenmesser heraus und

Digitized by Google

entkorkte die Flasche bedächtig. Dann sah er sich nach Tassen oder Schalen um. Es standen so ein paar trübe Scherben auf einem Sims. Er holte sie herbei. Hielt sie zwecklos gegen das graue Licht und wischte sie für alle Fälle mit seinem Rockzipfel aus.

In Hsü wehrte sich sogleich wieder ein dunkler und bedrohter Instinkt. Obwohl er schon ein bißchen übermütig und genäschig geworden war durch des andern Verwöhnung, die ihn selbst kein Stäubchen kostete. Er leckte sich also widerstrebend den Schnabel.

„Nur ein Fläschchen Kabinettswein, Marke Uralt. Stark und süß," sagte Ksü zerstreut und freundschaftlich. „Trink' ich auch mal gern. Wird Ihnen gut tun, Hsü. Sie sehen gotts-erbärmlich aus. Ist wie junges, kräftiges Blut — bitte schön."

Der andre rührte sich nicht, obwohl ihm die Lippe troff.

Ksü stieß freundlich an. „Auf langes Leben."

„Was soll's —" knurrte Hsü heiser.

„Sie sollen trinken. Und dann wollen wir in Ruhe reden."

„Reden?"

„Warum sollen wir nicht reden?" Ksü bewegte sanft den Kopf. Trank selbst langsam und genüßlich. Schmatzte und schwieg.

Es war still. Mau-tz rieb sich an Hsüs Knie und miaute kläglich. Ksü trank wieder, mit kleinen, schmatzenden Schlückchen. „Das wärmt. Das wärmt. Ist wie Öl und Feuer und Zucker. Ein Seelen- und Leibestrost. Besser als 'n Gebet. Sie sollten auch mal kosten, Hsü, dazu steht es da."

In Hsü rumorte und spektakelte es, und er leckte sich die tropfenden Mundwinkel stärker. Wenn's der da bezahlte — seine Sache! Er hatte's nicht verschworen. „Prost Luchs!" sagte er bissig und schlürfte gierig. „Also Sie wollten was reden," sagte er munter und tückisch und schlürfte immer noch brünstig.

Ksü setzte sich tiefer ins Dunkel. Aber seine ungeheuer schiefen Augen leuchteten auch jetzt honigsüß und blank.

„Schmeckt es, das Weinchen, guter Hsü?" fragte er nach einer Weile lächelnd. „Labt und kost es das morsche Gebeinchen? Ist alt, sehr alt. Eine Gelegenheit." Und er erhob sich wieder, goß Hsüs Topf von neuem voll und ging lautlos nach seinem Platz zurück. „Ist Medizin, besser als Medizin. Trinken Sie. Ich hab' noch mehr unten . . . ein Körbchen voll. Schließlich spart's den Doktor. Trinken Sie, Hsü."

Den trieb die Gier und die Wut, und er lachte inwendig und soff.

Plötzlich flog etwas Hartes gegen das Fenstergitter. Das kam öfter vor. Ein mutwilliger Ball — vielleicht auch ein Stück Holz, eine tote Ratte, ein Stein.

Ksü sah nach dem Fenster. „So ist das, Hsü. So ist das." Er rieb wehmütig und lautlos über seine Knie. „Ich sitze nun hier. Ich will Ihnen was erzählen. Hören Sie zu, Hsü, und trinken Sie. Tun Sie beides. Es ist beides heilsam, beides, kann man sagen. Auch für Sie, Hsü. Ich habe's mir durch lange Tage und lange Nächte und durch Wochen überlegt. Es ist kein Vorschlag . . . bewahre. Es ist ein Idee. Eine Idee. Nichts weiter. Trinken Sie, Hsü. Ein guter Wein macht freundlich und weise. Ist selbst wie eine gute Idee. Wollen Sie die Idee hören?"

„Los!" knurrte der andre schadenfroh und gluckste in seiner Tasse.

„Sie können nein sagen, Hsü, Sie können auch ja sagen. Es ist für beide Teile vorteilhaft. Für Sie so gut wie für mich. Deshalb sitze ich hier. Hören Sie zu, was ich sage. Ich bin kein reicher Mann. Aber ich habe was. Nicht viel, aber ich habe was. Und Sie sollen auch wissen, was ich habe, soweit es sich reinlich ausdrücken läßt. Ich bin ein ehrlicher Mann. Also hören Sie zu, wenn Sie wollen. Ich weiß nicht, was Sie haben, Hsü. Ob Sie ein reicher Mann sind, ein vermöglicher Mann und was da herum in den Kästen und sichern Behältern steckt und vielleicht auf der Bank . . ."

„Hä hä. Ich auch nicht!"

Ksü neigte den Kopf schräg und lauschte auf das harte, kurze Gelächter. „Ernst für Ernst, Hsü. Ich spaße nicht. Trinken wir noch —"

Und er stand langsam wie vorhin auf und füllte Hsüs Scherbe wieder, dessen Augen gierig und böse funkelten. Er selbst trank eigentlich nichts mehr. Nur zum Schein. Er war ein nüchterner Mann.

Dann ging er wieder auf seinen Platz und seufzte und dachte nach. „Man kann es drehen und wenden, wie Beiderwandseide. So ist das . . . Wir sind beide verläßliche Leute und sind beide bei Jahren. Sie noch mehr als ich, Hsü, und das ist Ihr Vorteil. Da habe ich eine Idee, wollen Sie sie hören, Hsü? Sie sollen sie hören, eine heitere Idee. Eine sorglose — gut, gut, schreien Sie nicht, Hsü, ich rede schon —" sagte Ksü gekränkt, sehr würdig und sanft. „Eine Idee so einfach wie ein Läuschen auf der Hand . . ." und er streckte die große Hand aus, sah sinnend hinein und blinzelte. „Wir wollen nicht vergleichen. Wer vergleicht, versteckt, sagt der Kluge. Es ist nichts zu verstecken. Wir haben schon öfter darüber gesprochen,

Digitized by Google

Sie werden es wissen, Hsü, nicht wahr? und werden nicht streiten . . . über Leben und Tod. Und daß wir beide keine Erben — keine richtigen — keine erfreulichen und angenehmen Erben, wie sie doch jeder gern wünscht, haben. Sie noch weniger als ich. Und daß wir beide unser Geld und Gut, das uns teuer ist und heilig ist, nicht verschleudern möchten nach dieser unsrer Leiblichkeit. An Gleichgültige, an Böse, an Feinde und an Schufte, die bloß lachen und schimpfen und einsacken. Es besinnt sich noch und bleibt noch 'ne Weile bei einer verwandten Seele beisammen. Es springt nicht gleich weg, so kann man sagen. Und wer weiß, was nach so einer Weile Beisammenbleibens noch passiert? Vielleicht, daß sich ein neuer Ausweg auftut und eine andre verwandte Seele daherspaziert kommt — und wieder unser Gut eine gerechte, weise und befriedigende Verwendung findet, so daß man sich in Ruhe und Behagen ausstrecken kann. Hören Sie zu, Hsü?"

Der gluckste in seinem Topf, den er mit beiden Händen krampfhaft umklammerte. Es klang wie geschütteltes Lachen.

„Sie hören zu, Hsü? So ist es. Schön. Also ich habe eine Idee. Die Idee ist so, mein lieber Hsü. Ich bin jünger als Sie. Sie haben die bessere Chance. Ich bin auch rüstiger oder gesünder als Sie, wenn man so sagen darf. Mein Asthma ist bloß Fett, gutes, gesundes Fett. Sie haben die Chance und den Vorteil. Meine gute Idee ist so —: wir vermachen uns gegenseitig unser Gut, schriftlich, testamentarisch, bestätigt und gestempelt und ohne Widerruf. Wer zuerst das Zeitliche segnet, was die guten Geister verhüten mögen, aber jeder muß damit rechnen, jeden kann es fassen, und dann muß man sich drein ergeben, der hinterläßt dem andern sein Gut. Ich kann zuerst sterben, ist alles schon dagewesen, keiner ist sicher. Ich kann heute nacht sterben. Ich kann jetzt tot in die Stube fallen oder in einer kleinen halben Stunde auf der Treppe. Sie können noch lange leben. Sie können noch zehn, noch elf, noch zwanzig Jahre leben! Auch Sie können sterben — dann haben Sie den Vorteil. Sie sind zuerst gesichert —" Ksü legte den Kopf wieder schräg und blickte freundlich, süß und blank im Dunkeln. „Was sagen Sie zu meiner Idee, Hsü? Was sagen Sie? Sie nimmt uns alle Sorge und Unruhe weg, wie die Sonne die Nässe und den Schnee. Wir wissen, wo es bleibt, und daß es in freundschaftlichen Händen bleibt. Ich kann seitdem friedlich schlafen. Süß wie ein Kind, wie ein gutes Gewissen, wie ein heiliger Mann. Was meinen Sie, Hsü?"

Der gluckste wieder in seinem Pokal, als müßte er ersticken. Der Topf war schon wieder leer, man hörte es. Ksü stand freundlich auf, um wieder zu füllen.

Doch da setzte der alte Halunke Hsü plötzlich den bauchigen Scherben mit zitternden Händen nieder und schob ihn hastig weg.

„Schmeckt das Weinchen nicht, lieber Freund?"

„Ich mag nicht mehr . . .!" Ob der Schleicher vielleicht gar nachhelfen wollte — ob er schon etwas hineingetan hatte, das langsam wirkte — er fühlte's schon. Es umnebelte ihn schon! Er gurgelte vor blinder Angst . . .

„Ist er zu stark?"

„Ja, stark . . .!" höhnte der andre Ehrenmann, der des süßen Weins nicht gewöhnt war, und rollte die Augen. Aber aus der milden, überlegenen Ruhe Ksüs wehte ihn doch sogleich wieder die bessere und verständigere Einsicht an. Ksü wollte's ja schriftlich und unwiderruflich haben — das brauchte Zeit. Da war also nichts drin. Noch nicht . . .

Er röchelte fröhlich und pochte mit dem leeren Scherben. „Ksü, das ist eine sehr gute Idee. Eine schlaue Idee. Zu schlau . . ."

„Wieso zu schlau? Eine gleichseitige Idee. Und Sie haben die Chance, Hsü!"

„Weil ich zuerst sterbe?"

„Ist das keine Chance?" fragte Ksü freundlich und ehrlich zurück.

„Danke für den Vortritt! Was mein ist, ist mein und geht keinen was an! Und was ich damit anfange, ist meine Sache! . . . Übrigens habe ich nichts — gar nichts — gar nichts —!" krächzte er drohend.

„Man wird sehen, Hsü."

„Man wird nicht sehen! Wenn Sie mir was vermachen wollen zu Ihrer Beruhigung, immerzu! Ich vermache Ihnen keinen Topp und keinen räudigen Rattenschwanz. Und mehr hab' ich nicht!"

„Überlegen Sie sich's. Verreden Sie nichts, liebster Hsü. Es muß nicht gleich sein — auch nicht grade morgen oder —"

„Ist nichts zu überlegen! Nehmen Sie Ihren verfl— Wein weg! Es ist doch Gift —"

„Trinken Sie ihn ein andermal in Gesundheit. Und überlegen Sie's. Ich meine es gut und ehrlich. Ob ich's kriege oder zehn — hundert Spitzbuben — Schandbuben, die es vergeuden, verprassen, verhudeln, und nicht einmal im Jahr sagen: mein guter, braver Hsü — sondern Hungerhsü! Schmutzfilz! Blutspinne — Schweinehund — Blutsauger! kreischend, johlend und sich auf die Bäuche klatschen —"

„Ich habe nichts! Ich schenke nichts! Verfluchter Rabe!" schrie der andre und

Digitized by Google

schlug mit der knöchernen Faust auf den Tisch. „Ich habe nichts! Kein ganzes Hemd! Kein reines Lüftchen! Nur Plunder und Gelump! Ich muß hungern und frieren! Verdrecken und verrecken in Armut!“ Er hämmerte mit seinen Knochen wütend auf den Tisch. „Ich habe nichts —“

„O, o,“ begütigte der friedliche Ksü. „Wollen uns nicht ereifern. Wozu? Wir sind alte, liebe, verträgliche Freunde. Wir meinen's gut miteinander. Ist eine gute Idee. Gut für Sie und mich.“

„Ist eine niederträchtige, blödsinnige Idee —“

„Gott bewahre.“

„Ich bin arm! Ein Dreckfresser —!“ Hsü erhob sich wankend und hager. Er wurde fast größer, als er sonst war, gespenstisch in der Dunkelheit. „Ich habe nichts!“ kreischte er schrill und verwirrt. „Wollen Sie mit meinem stinkenden Gezoddel tauschen, Sie Goldspeier — Sie Kaiser — Sie Pfau, wenn Sie jetzt tot aus den Filzschuhen fallen? Ich habe nichts — nichts —“

„Warum nicht?“ antwortete Ksü lächelnd.

„Ich nicht — ich nicht!“ schrie der andre. „Guten Abend, Herr. Gut'n Abend, reicher Mann. Gut'n Abend, Panther — Geier — fliegender Hund —!“

„Sie werden ruhiger denken, Hsü. Sie werden verständiger denken. Sie werden's beschlafen,“ besänftigte Ksü. „Sie sollen zu Bett gehen. Der Wein war zu alt, zu süß und mächtig. Sie sind so Süßes und Mächtiges nicht gewöhnt. Sie werden ruhiger denken.“

„Guten Abend, Herr Millionär! Gut'n Abend, Herr lachender Erbe! Herr Spitzbube! Ich habe nichts — habe nichts — nichts — nichts —“

Dann sank er keuchend wieder in den Sitz, fegte das Gefäß um, daß es über den Tisch rollte und ganz zerschellte. Und dann empfahl sich Ksü klugerweise für heute mit einem bedauernden, sachten Achselzucken, still und freundlich.

* * *

Bald darauf aber wurde der alte Hsü noch kränker, wirklich schwer krank. Aus der schleichenden Erkältung war eine böse Grippe geworden. Er hatte Heilkräuter, Krötenschleim, Fledermausgalle, Spinnenblut und Rattendreck im Haus und wollte vom Arzt nichts wissen. Der mästete sich bloß mit den Lebenden und Toten.

Allein das Fieber stieg und wurde eines Tages so arg, daß Hsü mit eigner Kraft nicht mehr aus dem Bett kriechen konnte. Mauz klagte jämmerlich, krümmte sich vor Hunger und Durst, sprang aufs Bett und krallte sich in die Decke, dieweil der Alte wild phantasierte, allüberall gierige Hände und Klauen, grinsende Kobolde, ungeheure Fledermausgespenster, die alle Ksüs feiste Fratze hatten, sah, und von Schauern geschüttelt wurde.

Draußen zog Ksü sanft am Klingeldraht. Die kleine geborstene Schelle klapperte kläglich, immer dringlicher und ängstlicher. Einmal am Tag, zum zweitenmal. Der Alte hörte es nicht. Zum drittenmal. Da war der Alte eben wieder einmal aus seinen wüsten Träumen erwacht und lag zitternd und schwitzend und frierend unter der Decke. Klinglingling . . .! Der Alte hörte's und lauschte. Der Luchs! Was wollte der Spitzbube wieder? spionieren, wie's steht? Vielleicht schon jetzt stöbern, plündern — sich für später hier umtun? Hä? Soweit war es noch nicht! Ein Fieberchen — nichts als ein Fieberchen — ein liebes, kleines, verfluchtes Fieberchen — würde man schon kriegen! Wer nicht in die Erde beißen wollte, bekam kein Würgen in den Schlund! Er wollte nicht — wollte nicht. —

Klinglingling —! klapperte am zweiten oder gar am dritten Tag die Schelle. Der Alte zerrte sich die Decke über die Ohren.

Draußen stand Ksü und lauschte und klingelte.

Man mußte hinein. Es war vielleicht etwas passiert. Man mußte doch sehen. Er war doch ein Mensch, der Hsü! War er schon tot — schon kalt? Ach nein, ach nein, er hatte ihn noch vor einer Stunde husten und schwatzen hören, wirr und gell . . . Man mußte doch was tun. Man war doch der einzige, der ihm nahe stand, sein Nachbar, sein vertraulicher Freund. Man konnte ihn doch nicht elendiglich verkommen lassen. Ihn und die Katze . . .

Klinglingling —! klirrte es hastiger und beschwörend. Er mußte hinein. Er pochte und donnerte. Klinglingling es klang wie Hilfeschrei. Was sollte denn mit ihm da drin werden, mit dem kranken, erbärmlichen Hsü und mit seiner Habe . . . „Hsü! — lieber Hsü! — Ich bin's, der Ksü —!“

Er seufzte, rief und lauschte.

Was kann man tun? Soll er umkommen, wenn er will! — „Liebster Hsü!“ Klinglingling! Pochpoch! Man war doch nicht aus Stein. Man war doch auch ein Mensch. Ein mitleidiger Mensch. „Hsü!“ rief er wieder. „Bestes Hsüchen! Machen Sie auf, wenn Sie noch können . . .! Gut Freund! . . . Ich bin's — der Ksü! Ich lauf' zum Arzt. Ich hole die Polizei — die Polizei!— Hören Sie — die Polizei —!“ Es blieb immer noch still. Es wurde fast noch stiller. Nur Mauz

Digitized by Google

heulte jammervoll, schlich hinter der Tür und zerriß mit ihren Krallen das alte Holz.

Klinglingling! Klopfklopfklopf!

Da schlurrte es drin. Mühsam, endlos. Ein Stock pochte. Polterte schwer gegen Wände, schleifte, und ein rasselndes Husten und Ächzen kam näher.

„Hsü! Bester Hsü!“ rief es draußen gedämpft, zärtlich, ja glücklich, als konnte er den drin dadurch noch näher an die Tür zerren.

Tapptapp. Mauz sprang wild gegen die Tür.

Nun wischte eine machtlose Hand, einmal — zweimal. — „Aufmachen, Hsü! Gut Freund — Hilfe in der Not — der Ksü ist hier! Nun geht's — nun noch einmal!“ trieb der liebe Ksü. Da gab das Schloß langsam und tonlos schnappend nach. Ksü drückte und drängte von draußen, und die Tür sprang auf.

Der Prachtksü machte seine blankesten, süßesten Augen und holte tief und beseeligt Atem; doch da sprang er auch schon behende zu, im nächsten Augenblick wär' es zu spät gewesen, und umfaßte das Gespenst im Lumpenhemd und -schlafrock, wie es dem Bett entstiegen war, von der schwarzen Kätzin umbuckelt und umsprungen.

„Immer feindselig gegen alte Freunde. Ist das 'ne Art? Ist das billig und gerecht? Schämen Sie sich, alter Hsü. Da haben Sie's. Sososo . . . Nun gleich wieder rein ins Bett. Sosososo. Wo ist der Puls? Guter Geist. Ich lauf' zum Doktor. Ich habe unten eine Schafsbouillon, stark und würzig wie für den Kaiser, ich hol' sie; und ein Taubenei. Das ist fürs Leben. Dann lauf' ich zum Doktor — weg, Mauz, such' Mäuse, such' Ratten!“

Dem alten Hsü war jetzt alles einerlei. Er begann wieder zu fiebern und zu plappern und mit wilden Augen um sich zu blicken. „Marder — Panther —“ zischte er den guten, dicken Ksü an.

„Warum Panther? Ksü bin ich . . . Ksü —“

Eine Stunde später kam der Arzt. Ein alter erfahrener Gelehrter, der im Hauptamt Leichensalber war und deshalb genau wußte, was los war. Er wohnte in der Nähe. „Auf meine Rechnung,“ sagte Ksü noch einmal dienstfertig. „Bis er zu Kräften kommt.“

„Wird nichts mehr mit Kräften werden,“ brummte der alte Herr und kratzte sich mit dem zweizollangen Kleinfingernagel unterm Zopf.

Ksü zog ihn am Ärmel, hob sich auf die Fußspitzen und flüsterte: „Muß er sterben?“

„Wenig Aussicht, die Lunge . . . keine Aussicht, das Herz. Elendes Alter, erbärmlicher Körper. Ist Pflege da?“

„Ich kann pflegen.“

Die allwissende Kapazität schwieg. Es war gleich, wer pflegte.

„Wird er heute schon —? Wird er nochmal zu Verstande kommen?“ fragte Ksü mit blanken Augen und strich sanft über sein Kinn. „Ganz zu Verstande?“

„O schon. O schon,“ sagte der gelehrte Greis und kratzte sich im Ohr. „Das ist die unbekannte Regel,“ sagte er und nieste wie ein Tiger.

„Ist die Regel —!“ wiederholte Ksü demütig und dankbar und verbeugte sich. —

Nun war er hier drin, der liebe Ksü. — Wenig Aussicht. — Wie? — Keine Aussicht! Würde er ihn pflegen und päppeln, daß er wieder zu Kräften und zu — Verstande kam? Man würde sehen. Wer wird's bezahlen? . . . Man wird sehen. Er war kein freundlicher Mann, der Hsü. Ein harter Mann, der jeden andern im Elend und Dr— verkommen lassen würde. So war er, der Ksü, nicht . . . und er sah mild nach der Seite, wo die Kästen und Schübe waren, sah sich um und blinzelte mit den Wimpern. Ein freundlicher, ehrwürdiger Mann, der Arzt, und gescheit, s e h r gescheit, versteht seine Sache . . . Er wird's gut versteckt haben und den Schlüssel in der Matratze. Kann er's mitnehmen? . . . Nein. Er wird schwach sein und seine Ruh' haben wollen. Er wird mit sich reden lassen. Er wird's selbst durch die Nächte bedacht haben. Man könnte eine schöne Leiche herrichten, mit Grabkammer und Stein — man wird sehen, ob es sich lohnt, ob er ein reicher, ein vermöglicher Mann ist.

Ksü blickte nach dem Kranken hinüber und näherte sich auf den Fußspitzen dem Lager. Ksü blieb über Nacht oben bei dem Freund und wartete auf sein Erwachen und tat ihm allerlei Lindes, wie es der Arzt geheißen hatte.

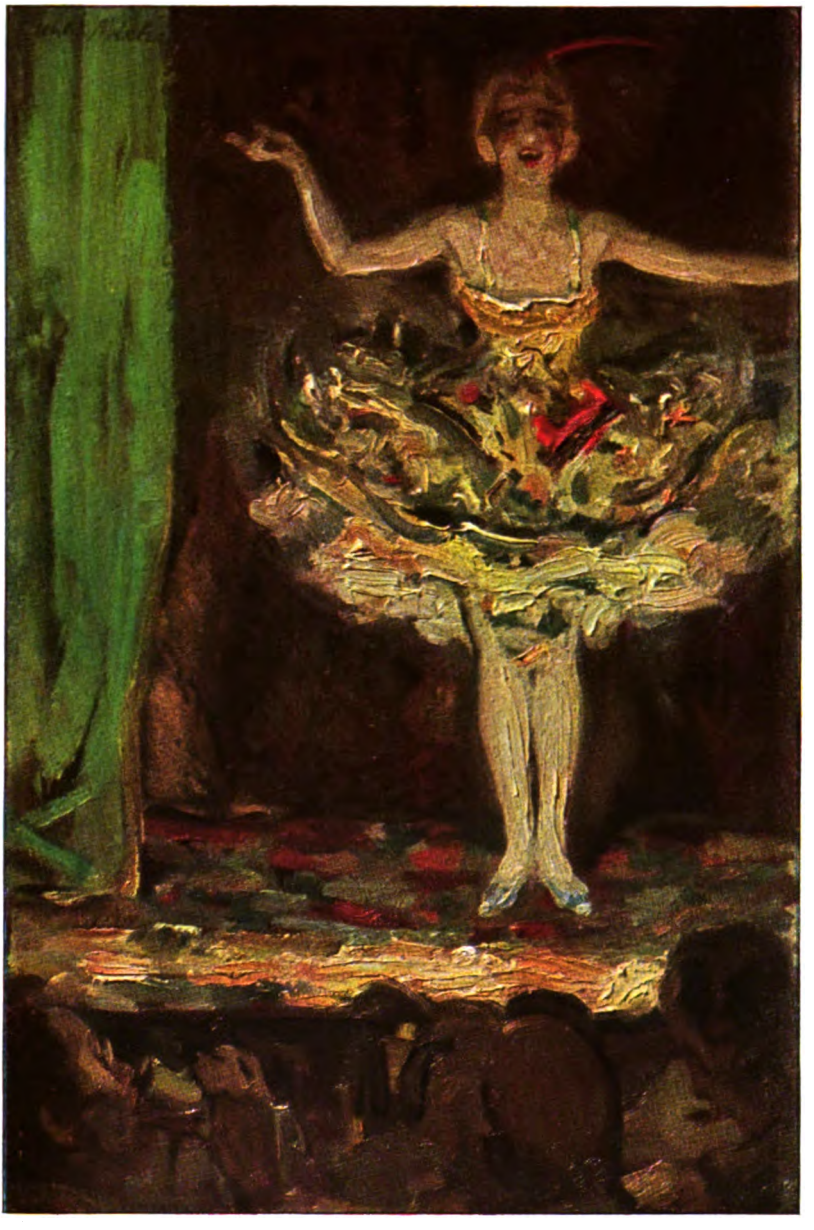
Am Morgen kam der illüstre Weise wieder und schüttelte den birnenförmigen Kopf. „Wird er nochmal zu Bewußtheit kommen?“ fragte Ksü.

„Was willst du von ihm?“

„Ach bloß ein freundliches Wörtchen, Herr Doktor.“ Der nickte, kratzte sich und ging. Es schien ihm nicht sehr wichtig — das und der Hsü und der Ksü. —

Gegen Mittag endlich wachte Hsü plötzlich auf und suchte sich aufzusetzen. Ksü schnarchte gerade wieder friedlich und freundlich lächelnd in der Ecke. Der Alte rief ihn krächzend — sogleich von neuem ergrimmt und außer sich, daß jener hier drin war. Schließlich warf er mit dem Stock nach ihm.

Digitized by Google



Die Soubrette. Gemälde von Walter Miehe

(Aus Ed. Schulte's Kunsthandlung, Berlin)

Digitized by Google

Digitized by Google

Da fuhr Ksü empor. Riß die Augen auf. „Ausgeschlafen, bester Hsü?“

Der Alte schien wieder bei Verstand zu sein. War bei klarem Verstand. Ksü kam sacht und lächelnd auf den Fußspitzen herangeschlichen. „Ich habe die ganze Nacht kein Auge zugetan,“ sagte er beteuernd und leise, um das Wunder nicht zu stören. „Da hat es mich für ein Minütchen übermannt. Was tut man nicht für einen guten Freund?“

„Trinken!“ verlangte der Alte rauh. Hsüs Augen schweiften umher, während er trank. Glitzerten über Ksü hin und zu seinen Schränken und Verschlüssen. Ksü lächelte sein süßestes Lächeln.

„Nun ist's überstanden, alter Hsü. Haha. Nun wird es bald wieder, bester Hsü. Wollen wir hoffen.“ Hsü starrte ihn an, als verstünde er nicht.

Er bewegte sich ungeduldig, unruhig und hastig. Und plötzlich tastete seine Hand unter der Decke über das Lager. Ksü hielt den Kopf schräg, als sähe er nichts. „War — der Arzt hier?“

„War hier. Ein kluger Mann.“

„Was sagt er?“

Ksü wiegte den Kopf. „Gutes.“ Der andre öffnete bloß die eingesunkenen Augen weiter. Er hatte gestern recht gut gehört, was der Arzt gesprochen hatte, hatte's hinter dem Fieberschleier und in verstockter Abseitigkeit und Qual verstanden, eh' das Feuer ihn ganz verschlang.

„War er wieder hier?“

„War hier.“

„Was sagt er heute?“

Ksü strich lind sein Kinn.

„Ich will wissen. Ich muß wissen!“

„Warum?“

„Ich habe noch zu ordnen. Ich muß wissen —“

Ksü blickte schräg. „Kein Arzt kann wissen,“ sagte er leise. Des Kranken Hand glitt ruhelos über die Decke und darunter über die Matratze, oder wie man das Gelump nennen wollte.

„Nun, es steht schlimm, Hsü. Sehr schlimm.“

Der andre richtete sich noch höher auf: „Muß ich sterben?“

„Wer weiß es. Es *kann* sein. Und wer noch etwas zu ordnen hat, der soll's schnell tun,“ sagte Ksü leise.

Dann lag der Kranke wieder starr. Seine wächserne Hand zitterte verkrampft auf der Decke.

„Was quält Sie? Wir müssen alle sterben, lieber Freund Hsü. Morgen trifft's mich. O schon, o schon. Was kann man machen? Ist es Ihr Hab — ist es Ihr Gut und Geld, was Sie quält? Man kann's nicht mitnehmen. O nein. O nein. Man kann es nicht. Wir haben schon darüber gesprochen, bester Hsü. Sie hätten's schon ins reine bringen können, liebster Hsü, und hätten nun Ihre Ruhe. Was ist's? Ich bin da.“

Das Fieber begann von neuem. Die eingefallenen weißstoppeligen Wangen flammten auf. Man hörte bloß des Kranken Atem keuchen.

„Lauf zum Stempelschreiber — zum Notar, Ksü. Hol' ihn her!“

„Den Stempelsch —“

„Ja. Gleich! — Lauf!“

Ksü blickte mißtrauisch und streichelte sanft seine Hände. „Es ginge auch so, Bruder Hsü, wie es nun steht. Ein Stück Papier mit Ort, Datum und Unterschrift. Ich könnte's vorschreiben. Du unterschreibst. Macht gar keine Mühe. Ist rasch geschrieben.“

„Lauf zum Schreiber — zum Notar. Ohne Widerruf und ganz sicher — 'n Notar. Bloß einen Notar! Lauf!“

„Ist recht —“ sagte Ksü immer noch lauernd und wandte sich sacht zur Tür. Konnte man ihm trauen — dicht vorm Tod? ... Er sah sich zaudernd um und ging langsam auf die Tür zu, zögernd, erst mal bloß zum Schein — immer nach rückwärts lauschend und zur Seite blinzelnd.

„Ksü!“ Der drehte sich rasch um: „Na?“

„Ich muß vorher noch etwas haben.“

„Was?“

„Ich muß vorher was nachsehen —“

Ksü kam leise zurück. Des Kranken Blick stach nach ihm. Es war, als ducke sich die ganze Gestalt unter der Decke.

„Was willst du, Bruder Hsü?“

Der würgte und kämpfte.

„Mach' schnell oder ich lauf'!“

Hsü suchte und wühlte in der Matratze. Ksüs Augen wuchsen ...

„Da — dort —!“ Hsü deutete mit krampfhaft gerecktem Finger nach einem eisenbeschlagenen Kasten. Mit der andern Hand brachte er wie aus einem Schraubstock einen Schlüssel zum Vorschein. „Schließ auf. — Bring her!“

Der Ksü nahm schweigend. Schloß auf. Spähte, schlang mit den Blicken, bückte sich, stürzte fast hinein. Eine stattliche stählerne Truhe stand darin.

„Bring her!“

„Ist verschlossen!“

„Bring her!“ Hsü schob sich verzweifelt höher, als wollte er mit letzter Kraft vom Lager springen. „Ich muß nachsehen ...!“

Ksü stand unschlüssig, die schwere Kassette in den Armen. Seine Zungenspitze ging

Digitized by Google

zwischen den Lippen von links nach rechts und zugleich seine Augen von rechts nach links, was ungeheuer schwierig war und seiner verzweifelten Lebenslage sichtbarlichst entsprach. Und plötzlich durchblitzte ihn ein fürchterlicher Gedanke. „Wollen wir es nicht ohne Schreiber machen?“ fragte er fast klagend, und seine Arme zitterten unter der Last.

„Bring her und lauf. Das Gericht —“

„Du kannst nicht allein bleiben. Das wär' unbarmherzig.“

Der Alte schnaufte und wimmerte in Ohnmacht und Qual und schien doch jäh erschöpft. „Dann bleib —!“

„Ja, Hsü, ich bleibe!“ Die Augen des biedern Dicken strahlten auf und lachten. „Ich bleibe —“ sagte er munter und herzlich zuredend und bis zum Haarboden gespannt und selig.

„Setz' wieder weg. Schließ zu und bring den Schlüssel. — Lassen wir alles!“

„Was heißt alles?“

„Sollen sie damit machen, was sie wollen! Das Gericht — die Leute — —“ sagte der Alte müde und rauh in der Kehle und röchelte. „Sollen es stehlen — rauben — verschleudern . . .!“ schrie er.

„Das Gericht, die —“

„Gib den Schlüssel!“ klang es wieder drohend und schärfer.

„Hsü —“

„Oder ich schrei' um Hilfe!“ klang es wild und gellend.

Ksü wand sich in unsäglicher Not, die schwere Kassette im Arm, die er kaum noch halten konnte. Was sollte er tun? Was sollte er tun? Den Schlüssel — zum Notar laufen —

‚Nun schön,‘ dachte er plötzlich ruhig, denn die Last und die Qual der Wahl wurden unerträglich. ‚Ich werde gehen. So oder so —‘ und er trug die märchenhaft schwere Kassette zum Bett.

„Ich lauf', Hsü. Ich lauf' und renn'. Ich nehm' ein Läuferchaischen. Ich werde fliegen wie eine Schwalbe. Du stehst vor deiner letzten Stunde, Hsü — bedenk', was du tust,“ sprach er nahezu wimmernd vor Eindringlichkeit und Freundschaft, vollführte mit Armen und Beinen wunderliche Bewegungen und sah auf die schwere Kassette und auf Hsüs Lager und rastlose, ruchlose Hände, die sich wieder unter der Decke zu schaffen machten. „Ich lauf' — ich lauf' —“

„Lauf!!“ schrie der Alte.

Ksü flog zur Tür. Sah zurück, förmlich zurückgerissen. Die Kassette lachte, schimmerte, hielt mit Ketten — Hsüs versteckte Hände quälten, schreckten und drohten. Er stand wie angepflockt. „Soll ich bleiben, liebster — Hsü?“

„Lauf!!“

Da lief er blindlings. Stürzte hinab und zur Haustür hinaus. 'n Chaischen, betete er. Wo war bloß so ein blaubehoster Hundesohn mit weißem Pilzhut und seiner Karre — seinem Wägelchen — seiner Schwebedroschke — seinem Sänftchen! Ach, ach! Der Notar wohnte weit, am andern Ende der Stadt.

Er trabte, seufzte. Dann blieb er jählings wieder stehen und sah auf das jämmerliche kleine Haus zurück. Die Kassette — Hsüs versteckte, heimlich wühlende Hände, er konnte sie nicht vergessen — und da entzündete sich in der nächsten Sekunde ein Gedanke, eine schreiende Erinnerung in ihm: neben dem Lager, neben den Tropfen und Pülverchen aus getrockneten Maulwurfsaugen, neben der Funzel hatte das Feuerzeug gelegen! Beinahe hätte er geschrien. Er faßte sich an den Mund. — Lauf, lauf — immer mit der Ruhe, mahnte er sich selbst. Er kann's auch bloß zerreißen — zer — rei — Er tat ein paar — bloß fünf — zehn blinde Schritte zurück. Dann drehte er abermals, wie gewirbelt, um und schoß wieder davon. Hat nicht die Kraft zum Zerreißen. Schuldverschreibungen — goldsichere Staatspapiere — Schuldscheine — fest wie Leinwand — hat nicht die Kraft — und viel zu viele — bis zum Rande voll das Kästchen, das große, schwere, süße Kassettchen, zum Überfließen voll, das herrliche, li-i-i-ebe, süße, wunderbare Stahlkassettchen — er hüpfte ein paarmal im Gehen und stolperte vor Entzücken. Aber verbrennen — he? Seine Füße wurden zu Blei und Eisen. Hsü — niederträchtiger Kerl — elender, hinterlistiger Filz — Hund — habgieriges Schwein, das keinem andern den fauligsten Bissen gönnt — lieber frißt er's und erstickt daran, eh' er's daläßt — oder verbrennt's — verbrennt's — Feuer — Feuer! hätte er beinahe geschrien. Ich will nachsehen, sagte er hastig. Ich will ihn etwas fragen — nein, was ist zu fragen? Ich will an der Tür horchen und durchs Schlüsselloch sehen und riechen. Soviel ist Zeit! Er stand wieder und zitterte. Tat ein paar närrisch springende Schritte zurück. Kinder kamen gerannt und johlten — Ksü —! Ksü —! Prachtksü!—Dreckksü!... Was soll ich tun? Lauf zum Notar! Eine Sänfte! „Holt ein Sänftchen, ihr lieben, kleinen Kinder! — ihr Schätzchen — ihr Goldkinder — ihr Hyänen — ihr Aaskrähen!“ wimmerte er ... Vielleicht brennt es schon, ist zerrissen — zerfetzt, die herrlichen Papierchen und Schmuck und Bröschchen und Spängchen. Er tanzte ein bißchen auf dem

Digitized by Google

Fleck wie ein Trunkener oder Besessener. Und rannte unversehens und plötzlich nach dem Haus zurück. Und in ihm klagte es — du bist verrückt! Lauf zum Notar! Du verlierst die Zeit, die kostbare, liebste, herrliche Zeit — jede Minute ist Gold — jede Sekunde ist blankes, allerliebstes, süßes, herrliches Gold! Seine Knie zitterten, sein Atem keuchte, seine Augen tränten — bis er müde und ganz verzweifelt war und wieder stehen blieb. — Geh zum Notar, flüsterte er fromm und geduldig. Die Geister mögen helfen ... Und er kehrte hastig wieder um. Das Gassengesindel kreischte, stieß ihn und warf ihn mit saftigem Schmutz und mit stinkenden Steinen. Er ging verträumt, erschöpft und zerspalten, bis er plötzlich ein Wägelchen, ein Sänftchen sah und einen gespitzten weißen Pilzhut davor und dahinter. Da begann er wieder zu laufen, er schrie, sprang hinein und jagte die Läufer wie die Hasen.

Aber der Stempelschreiber — der Justizrat war in einer Sitzung. Ja — ach ja! So ist das! So ist das! Ihr Drachen! Er flog und hastete zu einem andern. Zu einem dritten. Ja — ja — der war beschäftigt, der frühstückte gerade und riß sich kein Bein aus. In einer Stunde — abgemacht, fertig, 'raus! Verehrter Herr — erhabener Herr — du Faulenzer! du Tagedieb! du Lump! Er würde vielleicht kommen. Wiedersehen — marsch!! — Und Ksü ging leise und demütig hinaus. In einer Stunde —! Es war zum Weinen — zum Beten — zum Zopfausraufen —! Eine Stunde — ach, eine Stunde war gar nichts! Ein Hauch. Ein Nichts. Eine Fliege. Ein Mückchen. Inzwischen war er selbst wieder dort. — Nach Hause! Er schoß zur Tür hinaus. Sprang in das Kippelchaischen. Lauft zu, ihr Lümmel! ihr Bestien! Würde genug Geld kosten, das Dröschkchen! Mochte es kosten. Hundert — tausend — eine Million — nein, er würde handeln und drücken. Hsü würde zahlen — so oder so! Schneller, ihr Buben — verdammter Pilzhut da vorn — schneller — schneller — he — he — he! — Sie flogen dahin. Wie lange war er schon fort? Eine halbe Stunde — länger? Dreiviertel — vielleicht gar eine ganze Stunde — schneller, schneller, du Hundesohn da vorn — meine Schwalbe — mein Kranich — mein Adler — mein Pfeil! Ich habe Eile — ein Sterbender — wie die guten Geister wollen — die lieben Gei — die verruchten Kobolde —! Schneller, du Kröte — du Laus —

Da — da — da waren die ersten Winkelgassen. Immer um spitze Ecken. Ach, ach! Lauter verwünschte spitze Ecken, wie verhext! Nur aus tückischer Absicht! Und die Gassen so schmal, daß man kaum hindurch konnte, daß man festsaß und erstickte. Die Leute schimpften, drohten und höhnten. Und Ksü thronte dazwischen still und hehr wie ein Pfauenfederlord — wie ein Gelberjackenjunker — wie der Kaiser, wie Buddha und hätte platzen können vor Wut, Hast und Angst. Tränen liefen ihm über die fetten, zitternden Backen. Bitten und Flüche quollen aus seinem Munde. Da sprang er herab, zahlte zu wenig und lief davon...

Aber da liefen auch schon andre Leute. Warum sollten sie nicht laufen? Er beachtete sie gar nicht. Auch andre hatten Eile. Hatten Geschäfte. Hatten Sorgen und Lüste. Man stieß ihn, das war grob. Er stieß wieder mit seinen dicken Händen und seinen breiten Füßen und machte sich geschickt aus dem Staube — ho —! ho —! ho —! das konnte er ebensogut und kräftig — feste! Nun würde's bald aus sein mit dem Prachtksü — mit dem Dreckksü! Nun würde's bald heißen: Verehrter Ksü — erhabner Ksü — Euer Wohlgeboren — Exzellenz! Nach Hause! — Platz da! — Macht Platz, ihr Flöhe! ihr Wanzen! Man rannte und stieß, heulte und rief —

Nun war er um die letzte Ecke.

Und nun stand er still, und in seiner Haut staken plötzlich tausend scharfe, reißende Nadeln.

Er stürzte mit einem gellen Ruf weiter. Aus der Tür kam Qualm. Hinter den Fenstern oben —

„Feuer!!" schrien die Leute, schrie er selbst und schoß auf das Haus zu und in das Türloch hinein.

Die Stiege hinauf, auf der die Luft dick und heiß stand, ein Qualm zum Ersticken. Die Wohnungstür auf — Flammen! Hinter der Stubentür Flammen! Er tanzte zurück. Er sah eine riesenlange Gestalt sich krümmen, sich aufrichten, hörte sie heiser schreien, sah sie wie einen Lappen zusammenfallen — einen stählernen Kasten in einem brennenden Bett schwimmen — Papier lohen und fliegen — Papier — Papierchen — die Glut sengte ihn, der Qualm erwürgte ihn, er legte die Arme dagegen, doch es trieb — jagte ihn wie ein rasendes Tier zurück. Er fiel — stürzte die Treppe wieder hinunter. Leute stürmten von unten herauf, er stemmte sie tappend und kreischend übern Haufen. Papier — Papier —

Und dann stand er mit versengtem Zopf und schwarzer Nase in der freien, frischen Luft und atmete tief. Und war müde.

Er sah sanft und schief und wehmütig vor sich hin. ‚Hsü, du Geier!' dachte er. Das war schlecht gespaßt.

Digitized by Google

‚Sein Lädchen!' dachte er und fuhr erschrocken herum. Auch er hatte allerlei da drinnen. Er rannte hinein. Raffte zusammen. Trieb geschäftig die alte blöde Magd hinaus, lief selber wieder hinaus, rief Feuer! und Hilfe! Ach! Ach! Ach! — aber es brannte noch gar nicht, und er war gut versichert, reichlich versichert. Auch sein Häuschen. Er rief nicht allzulaut. Er paßte nur scharf auf und dachte dazwischen gekränkt und wütend an das schmerzhafte Droschkengeld — und an den großen Doktor — ach! ach! — nun, er würde den elenden Pfuscher niemals bezahlen.

‚Hsü, du Geier! Du Krokodil! Flammen sind gefräßige Würmer. Noch gefräßiger als du. Sie haben dich selbst gefressen. Ein grausiges Ende. Das andre wäre friedlicher gewesen für dich und für mich und mir lieber. Du mißgünstiger Pelikan! — Du Pavian! — Du Wolf! — Du gieriger Storch! — Du Schlange — du Schuft —! So eine hübsche, redliche Sache! So eine gute, prachtfeine Idee, süß wie Maulbeerträubchen.' Seine dicken Backen zuckten, und seine ungeheuer schrägen Schlitzaugen standen noch schiefer und blanker und weinten. ‚Soll man dran denken? Soll man klagen? Was kann es nützen?' dachte er sanft. ‚Es gibt andres, wenn man klug ist und demütig und wenn man Glück hat —' dachte er und achtete schielend auf sein brennendes Häuschen und auf sein Lädchen. „Du gebratener Haifisch!" seufzte er und zwinkerte mit ganz schmalen Schlitzen. „Du geröstetes Nashorn! Ob es abbrennen wird? Es brennt ... es brennt ...! — das Haus — auch das Lädchen! Mag es brennen ...! Feuer —!" rief er, aber nicht zu laut. Und er leckte mit der Zungenspitze von links nach rechts zwischen den Lippen und drehte die Augen von rechts nach links, und das sah diesmal fast wie ein schlaues, wehmütiges Grinsen aus.

Die Mutter

Fünf Nächte sah ich meine tote Mutter jetzt im Schlaf,
Wie ich als Kind sie einst daheim auf der Kellerstiege traf,
Im schwarzen Kleid, einen leeren Krug in der rechten Hand,
Das Antlitz in den linken Arm vergraben, gepreßt an die feuchte Wand.
„Sag', warum weinst du, Mutter?" frug ich jede Nacht
Genau wie damals, „laß mich wissen, was dich traurig macht."
Heut endlich rief sie bitterlich in sich hinein:
„Die Fässer trocknen aus, ich finde keinen Wein."
„O laß den Wein! Wer trinkt in unsrem Haus?
Sei nicht mehr traurig, Mutter! Ich freu' mich überaus,
Daß ich im Traum dich treffe. Denn siehe, nun bin ich Mann
Und doch so einsam, daß ich schier nicht leben kann.
Ich finde zu wenig Liebe und brauche Liebe so sehr.
Zuweilen scheint mir wohl, als liebe mich irgendwer,
Doch wenn ich trinken will den Trank des Glücks, verdurstend fast —:
O Mutter, ich bin ein unstillbarer Gast."
Da zuckt ein Schmerz durch sie wie ein Messerstoß,
Ihr blasses Antlitz löst sich von der Mauer los,
Und ihre dunklen Augen blicken nach mir her:
„Und wenn du trinken willst, sind alle Fässer leer.
Deswegen, armes Kind, deswegen wein' ich ja,
Deswegen steh' ich auf der kalten Stiege da,
Deswegen halt' ich ja den leeren Krug —
O für uns beide hat die Welt nicht Wein genug! —
Deswegen lauf' ich stiegenauf und -ab. Du bist als Mann
Einsam und unstillbar — und ich — bin schuld daran. — —"

Johann Friedrich

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Irene Forbes-Mosse: Gabriele von Alweyden oder Geben und Nehmen (Stuttgart 1924) — Gustav Renker: Die Hospizwirtin (Berlin 1924) — Walter von Hauff: Im Siegeswagen des Dionysos. Ein Nietzsche-Roman (Berlin 1924) — Paul Fechter: Die Kletterstange (Stuttgart 1925) — Julius Berstl: Das Bild im Spiegel (Braunschweig 1924) — Geert Seelig: Klaus Groth. Sein Leben und Werden (Hamburg 1924) — Eugen Kilian: Aus der Theaterwelt (Karlsruhe 1924)

Zierate, Kabinettstücke, geordnete Kleinodien der Erzählungskunst waren es, die Irene Forbes-Mosse bisher in den Vitrinen ihrer Novellenbüchlein — „Berberitzchen" und „Laubstreu" — der deutschen Leserwelt beschert hat, und die wir hier mit der schuldigen Sorgfalt des Kunstfreundes ins rechte Licht zu rücken versuchten. Wer von den Kennern, d. h. Verehrern dieser mit dem Silberstift Schreibenden hätte sich nicht schon bei dem Wunsch ertappt: aus der Fülle ihrer kostbaren Stimmung- und Milieuschilderungen möge einmal ein geschlossenes Werk, ein Roman von ganzer Lebensreichweite sich kristallisieren, eine vollgültige Beglaubigung ihres dichterischen Vermögens, ihrer seelischen Vertiefung, ihrer geistigen und künstlerischen Eigenart. Dieser Wunsch ist jetzt — nein, er scheint erfüllt. Ihr neues Buch Gabriele von Alweyden oder Geben und Nehmen nennt Irene Forbes-Mosse einen Roman; aber wenn ich auch weit entfernt bin, diesen Begriff nach dem Streckbett alter Fach- und Schulweisheit abzumessen, scheint mir die Erzählung doch zu einer anderen Gattung, als der des eigentlichen Romans zu gehören. Was die Dichterin hier auf 176 Seiten bietet, ist im Grunde die bei ihr bekannte und liebenswerte Plauderei höchsten Stils: ein träumendes Sichversenken in ihre stille, vornehme Umwelt, in Erinnerungen an liebe Menschen, Gefühlsspiegelungen, lächelnde, mit erlesenem Geschmack geübte Kritik, schonender Sarkasmus, Wehmut und — hier am Schluß gar — eine verhaltene Träne, die hinter der Wimper zittert.

Was geht vor? Gabriele von Alweyden wird von einer langsam keimenden Neigung zu einem älteren Verwandten, Felix, ergriffen. Auf einer zweisamen Abendwanderung — dem künstlerischen Höhepunkt der Erzählung — kommt es zu einem Geständnis ihrer gegenseitigen Liebe, deren Gültigkeit und Tragweite aber trotz aufgedrücktem Lippensiegel nicht von Dauer ist. Ein schwerer Unfall, der einer anderen, älteren Verwandten zustößt — sie erleidet gräßliche Brandwunden, die dauernde Spuren hinterlassen — veranlaßt Felix, der dort seine älteren Pflichten zu erkennen meint, sich von Gabriele zurückzuziehen, die nun völlig einsam bleibt. Nur ein gefundenes Hündchen ist ihr letzter Freund und Trost.

Schon in „Laubstreu" war dieser düstere Ausklang und damit eine bedrückende Schwermut der Dichterin zu spüren; es wäre schade, wenn sie dieser Stimmung weiter nachgeben wollte — sie hat doch gute Wehr und Waffen dagegen. Und sitzt sie auch wie Dürers „Melancholie" düster sinnend und den Kopf aufgestützt, so möge die Dichterin doch nicht vergessen, daß auch sie Kranz und Flügel trägt ... Wenn jene den Zirkel in der Hand und alle Hilfsmittel der Wissenschaft um sich hat, so hält sie die verläßliche Schreibfeder und in Greifnähe sind ihr alle Hilf- und Trostmittel der Kunst und Kultur — sie braucht den Kopf nur ein wenig zu wenden, so sieht sie durch Leitersprossen eine lachende Küste mit strahlendem Stern darüber. Mich dünkt, dort liegt, nicht unerreichbar, das Land des Humors. Daß sie es leicht erreichen kann, beweist auch diese Prosa-Romanze wieder, so, wenn sie die Zimmervermieterin in einem kleinen Badeort beschreibt: „Frau Hauptmann v. Stubenrauch, eine dünne, ältliche Blondine, die aussah wie ein einstmals hübscher Musselinstoff, der mit zu viel Soda gewaschen wurde ... gehörte zum Geschlecht der Perlhühner; ihre weinerliche Stimme erregte erst Mitleid und dann Raserei. Auf ihrem Hinterhaupt war ein gewundener Fremdkörper befestigt, der sich durch dunklere Schattierung als solcher verriet. Frau v. Alweyden nannte ihn „den falschen Waldemar" und träumte davon, ihn durch einen besser passenden zu ersetzen: „Aber das ist eine spinöse Sache, Gabri, denn eher wird ein Mensch einräumen, daß er seine Großmutter ermordet hat, als daß er falsche Haare trägt."

Man sieht: Frau Melancholia versteht noch immer mit Humor und liebenswürdiger Bosheit ihre lieben Mitmenschen auf ihre kleinen Schwächen hin zu betrachten. Möge sie sich noch oft ihres Kranzes und ihrer Flügel erinnern, vielleicht gelingt doch noch einmal ein richtiger Roman, schrieb doch Theodor Fontane seine besten jenseits der Lebensgrenze, die der Psalmist auf siebenzig abgerundet hat.

Digitized by Google

Da bleibt Gustav Renker, der unseren Lesern kein Fremdling mehr ist, freilich längere Zeit, sich fabulierend zu betätigen, denn er hat erst die Hälfte dieser Lebensspanne erreicht. Seine neue Erzählung: Die Hospizwirtin zeichnet mit sicheren Strichen die Lebensgeschichte einer Italienerin, die als kleines Kind in den Armen ihrer erstarrten Mutter vom Wirt des Alpenhospizes, oder vielmehr von seinem Neufundländer im Schneesturm gefunden wird. Die Wirtsleute, ein kinderloses Ehepaar, nehmen das „Mareili" an Kindesstatt an und erziehen es zu einem gesunden, kräftigen Mädel. Nach dem Tode der Pflegeeltern übernimmt sie das gänzlich verschuldete und halbverfallene Hospiz; ihrer Tatkraft gelingt es, mit Unterstützung des alten Hausdieners Peter, in wenigen Jahren das Anwesen zu einem gutbesuchten Gasthof zu machen. Es ist ein eigentümlicher Vorzug der Erzählung, daß man sich von vornherein, schon bei der lebendigen Schilderung der Sturmnacht und Auffindung der Verirrten, vollkommen daheim in dem alten Hospiz fühlt und alles miterlebt. Dieser Vorzug ist hier gerade notwendig, denn so nehmen wir stärkeren Anteil an den Erlebnissen der Marie, die im allgemeinen nicht sonderlich aufregend und etwas alltäglich sind. Wir bleiben immer aufmerksam, wie wenn wir die Vorgänge in der Wirtsstube des Hospizes über ein Gläsle Roten hinweg beobachteten. Wir sehen da einen kurzen Liebesfrühling der Marie, als Walter, ein junger Münchener Maler, für einige Zeit im Hospiz wohnt, malt, kraxelt, und — die Wirtin küßt. Er weckt in ihr die Sehnsucht nach ihrem schönen Heimatland und verspricht, übers Jahr mit ihr dort hinzugehen. Aber wer nicht wiederkommt, ist der Walter, er hat in München eine andere gefunden und sich verheiratet. So macht sich denn Marie einmal allein auf, ihr Vaterhaus in dem Fischerdörfchen hinter dem Posilip zu suchen, an das sie sich noch dunkel erinnert. Aber sie findet weder das Haus noch irgendeinen Verwandten. Schließlich richtet die Einsame — die einen Heiratsantrag des alten Peter humorig abweist — einen Teil ihres Hospizes als Kinderheim ein und lebt und wirkt so, in ihrer Art glücklich, dort oben mit dem getreuen alten Knecht weiter. Und wenn ihr Leben köstlich gewesen ist ... Der nicht naturalistisch aber natürlich geschriebene Roman gehört zu den von Börries v. Münchhausen herausgegebenen Serien „Flemmings Bücher für jung und alt", auf die hiermit empfehlend hingewiesen sei. Sie bieten gediegene — dafür bürgt schon der Name des Herausgebers — gute Unterhaltungsbücher in solider Ausstattung, mit hübschen Bildern zu billigem Preise.

„Ein literarisches Ereignis ganz besonderer Art" nennt der Verlag den Nietzsche-Roman Im Siegeswagen des Dionysos von Walter v. Hauff. Das ist er ohne Frage, nur leider in anderem Sinne, als die Reklamebinde, die dem Buch umgeklebt ist, meint. Ich habe den Roman schon vor Jahren in der Handschrift gelesen; ein bekannter Verlag wollte wissen, ob es lohne, ihn zu drucken. Ich riet entschieden ab und der Verlag folgte diesem Rat. Nach nochmaliger sorgfältiger Prüfung kann ich nur zu dem gleichen Urteil kommen. „Von ganz besonderer Art" ist es jedenfalls, wenn jemand eine Zusammenstellung von Zitaten aus den Werken Nietzsches und deren Nachahmung unbedenklich als einen selbstverfaßten Nietzsche-Roman ausgibt. Mir fällt da ein altrömisches Distichon ein, das in der Übersetzung etwa so lautet:

Rufus kauft ein Gedicht und liest es vor als das seine,
Denn was man sich kauft, nennt man das Seine mit Recht.

Ohne Frage hat Walter v. Hauff Nietzsches Werke gekauft. Mehr noch: er hat sie sorgfältig gelesen, und zwar nicht nur mit Nutzen, sondern auch mit Nutzanwendung. Wenigstens den dithyrambischen Teil dieser Werke, wozu der Zarathustra und Ecce homo zu rechnen sind. Da schneidet der Verfasser wahllos ganze Seiten heraus und stückt sie — ohne Anführungszeichen! darin liegt das etwas Sonderbare dieses Verfahrens — aneinander, verbunden mit Hauffschem Mörtel. Gleich der erste Satz des Buches lautet: „Oh Himmel über mir, du reiner!" Das zweite Kapitel beginnt: „Seid mir gegrüßt, meiner Kindheit Gesichte!" Auf solche wörtlichen Sätze aus dem Zarathustra, deren Ursprung, wie schon betont, durch nichts kenntlich gemacht ist, folgen dann die geschwollenen und überschwenglichen Phrasen, die im Tonfall und in einzelnen Wendungen der Sprache des Zarathustra nachgebildet sind, nur daß für ihren Sinn und Zusammenhang der „Verfasser" glücklicherweise allein die Verantwortung trägt. Berichte über die Jugend Nietzsches werden mit dem immer gleichen rhetorischen Pathos, einer wahren Zarathustraparodie vorgetragen, auch wenn sie dem in bestem Prosastil gehaltenen Bericht Nietzsches „Aus meinem Leben" (vgl. „Der junge Nietzsche" von Elisabeth Förster-Nietzsche Kap. 2) entlehnt sind. Seite 55 ist wörtlich abgeschrieben, ebenso auf den nachfolgenden Blättern ganze und halbe Seiten. Höchst dürftig steht der Versuch da, Nietzsches Verhältnis zu Gott in bilderreichen Dithyramben zu schildern.

Walter v. Hauff hat als Mensch wie als Gelehrter sonst den besten Ruf. Um so unbegreiflicher ist bei ihm die Naivität, ein solches Buch zu schreiben, in dem Nietzsche durchweg als schwärmender Dionysier hingestellt wird, während in Wirklichkeit sein Leben ganz anders aussah. Er war im Grunde u. a. ein strenger Philologe (seine drei Bände „Philologica" beweisen das), und wie ihm tatsächlich auch um die Zeit, wo er mit

Digitized by Google

Freudentränen seinen Zarathustra dichtete, zumute war, zeigen seine Briefe, so etwa der vom 14. August 1881 an Peter Gast. Von der Mehrzahl seiner Werke, den Aphorismenbüchern, nimmt Hauff so gut wie gar keine Notiz, aber überall, wo er große Worte und stilistischen Lärm findet, greift er mit beiden Händen zu. Wobei er vergißt, daß man diesen in Gleichnissen explodierenden Dithyrambenschwung, diesen prophetischen Wortklang und getragenen Predigerton wohl anwenden kann, um hohe Gedanken auszudrücken, neue Ideen zu künden, nicht aber um einen Lebensabriß zu schreiben.

⁂ ⁂ ⁂

... Auf einem der gewohnten Sonntagsnachmittagsspaziergänge, die der Herr Rat Behrendt mit seiner Ehefrau Else — er nennt sie „Elsulein" — in der Richtung auf Schmargendorf zu machen pflegt, bemerkt er in einem Garten der Laubenkolonie eine Kletterstange. In ihrem Kranz hoch oben hängt verführerisch leuchtend eine rötliche Schlackwurst, und eine Anzahl Knaben bemüht sich, den Preis zu erringen. Schon ist einer so weit geklettert, daß er die Hand nach der Wurst ausstrecken will, da rüttelt ein anderer an der Stange und — der Kletterer rutscht herunter. Der Herr Rat schüttelt überlegen lächelnd den Kopf und bemerkt philosophisch im Weiterschreiten: „So geht's in der Welt, beinahe hat man's, da kommt ein anderer, und der Preis versinkt."

Der Herr Rat ahnt nicht, daß er damit sein eigenes Schicksal in ebenso knapper wie bestimmter Art vorausgesagt hat. Er selber wird nämlich, wie in dem Roman Die Kletterstange von Paul Fechter des weiteren zu verfolgen ist, mehrfach herabgeschüttelt, so oft er schon die Wurst gefaßt zu haben meint. Zuerst in seinem Eheleben, wo ihn ein ehemaliger Marineleutnant, jetziger Möbeltischler, von der Stange schüttelt, so daß er in die Scheidung von seinem „Elsulein" willigen muß, alsdann in seinem Beruf, wo er von einem neuen Chef, einem sehr schneidigen und sachlichen Geschäftsmann, heruntergeholt wird, und endlich auch in seinem Heim wie in seiner sozialen Stellung. Hier ist die Sache ein wenig verwickelter, der Abrutsch vollzieht sich mit mehrfachen Unterbrechungen, eingerissenen Splittern und Ruhepausen. Veranlaßt wird er durch Martha, das „Mädchen", das sich Rats zu Beginn der Geschichte zugelegt haben, das aber eigentlich eine Witwe ist, mit einem sechsjährigen Knaben und, was schlimmere Folgen hat: einem neuen Bräutigam, der bald ihr Mann wird; dem ehemaligen Chauffeur und Bootsmann Kieseweter. Es ist die humoristisch gelungenste Partie des launigen Romans: wie Martha immer mehr von der rätlichen Wohnung Besitz ergreift. Zuerst nimmt sie den Jungen zu sich, dann finden Geheimrats zu ihrem Entsetzen wiederholt Herrn Kiesewetter dort, dem es mitunter abends zu spät wird, um noch nach Hause zu gehen, und endlich muß es der Rat bald nach der Scheidung erleben, daß Herr Kiesewetter, der mit Glück die Chancen der Inflationszeit zu nutzen versteht, zuerst einen Teil der Ratswohnung mietet und dann das ganze Haus kauft, infolgedessen der gute Rat mit der ehemaligen Portierwohnung vorlieb nehmen muß. So scheint er am Fuß der Kletterstange angelangt zu sein, aber nur von da, von dem festen Boden aus, kann ein neuer Aufstieg beginnen, und schon reicht ihm „die mißratene Maria", seine jüngere Schwägerin, die Hand dazu.

Mit diesem tröstlichen Ausblick endet Die Kletterstange, der lesenswerteste und humorvollste Roman aus der unseligen Inflationszeit, der mir bisher vorgelegen hat. Paul Fechter, als Kunstschriftsteller und Literarhistoriker bekannt, klettert auf dieser Stange zum erstenmal im Wettbewerb um den Kranz (und die Wurst) des Erzählers empor, aber er rutscht nicht ab wie sein Rat Behrendt, er hält sich kräftig oben. Nur an ein paar Einzelheiten merkt man noch den Anfänger: öfter als nötig unterhält sich der Autor persönlich mit dem Leser, er tritt aus dem Rahmen der Erzählung und demonstriert, und ein paar Personen, die für den Verlauf der Fabel nicht unwichtig sind, der Tischler und namentlich die mißratene Maria, bleiben zu schemenhaft, als daß der Leser Interesse an ihnen nehmen, ja daß er den plötzlichen Entschluß der Maria, dem entgleisten Rat die Hand zu reichen, auch nur verstehen könnte. Aber das sind Belanglosigkeiten gegenüber den vielen Vorzügen des Romans, vor allem einem sich immer gleichbleibenden Humor, der Welt und Menschen ohne Grimm und Galle betrachtet, der ganz echt ist, weil er die Eigenschaften in sich vereint, die meiner Meinung nach unbedingt zu wirklichem Humor gehören: Heiterkeit, Güte, Lebensliebe und eine große Weltanschauung.

Ein eigenartiges Problem, zu dem einen leisen Anstoß vielleicht auch hier (wie anderweitig schon) eine berühmte Stelle in Goethes „Wahlverwandtschaften" gegeben hat, behandelt Julius Berstl in seinem Roman Das Bild im Spiegel. Zwei Doppelgängerinnen, die sich täuschend ähnlich sehen, verwirren die Sinne eines sonst durchaus normalen Mannes. Markwold glaubt auf der Straße seine Braut Doris zu sehen, aber es ist die Dirne Sonja, der er, ein wenig erhitzt vom Wein, in ein Freudenhaus folgt. Von da an ist es um seine Ruhe und seine innere Reinheit geschehen: immer glaubt er, wenn er bei seiner Braut und späteren Frau vornehmer Zurückhaltung begegnet, ihr sinnenheißes Spiegelbild vor sich zu sehen. Ein Schulfreund, der lange im Ausland gewesen, brutal und ungezügelt, tritt zwischen ihn und die Frauen. Er, der mit Sonja intim verkehrt, lüftet Doris gegenüber das Geheimnis des „Spiegelbildes" und nun beginnt zwischen den vieren ein psychologisches Schach- und Rätselspiel, in dem Kla-

Digitized by Google

witter — so heißt der „Freund“ — zunächst die Führung hat. Der sonst so selbstsichere und korrekte Markwold wird aus der Bahn geschleudert; er kann es sich nicht anders vorstellen, als daß Doris und Sonja eine Person sind, und als er endlich beide nebeneinander sieht, ist er völlig gebrochen, treibt er wie ein Wrack auf den Wellen. Klawitter sucht diese Lage der Dinge auszunutzen und auch Doris zu erobern. Es gelingt ihm, die innerlich gemarterte Frau in einem Augenblick der Nervenzerrüttung und Bewußtlosigkeit in seine Wohnung zu schaffen. Sobald sie aber wieder zu sich kommt, erweist sie sich als die Stärkere. Als Klawitter einmal das Zimmer verläßt, um Wein zu holen, ruft sie telephonisch ihren Mann zu Hilfe. Er kommt, zerschlagen, wie ein Nachtwandler. Als er aber den Feind und Nebenbuhler vor sich sieht, erwacht der Mann in ihm, es droht zu einem Kampf auf Leben und Tod zu kommen, da tritt Doris, die in diesem Augenblick das Gesunde und Starke in ihrem Mann wieder aufleben sieht, zwischen die beiden. Sie fordert von Klawitter, daß er mit Sonja abreisen solle. Der verspricht es. Markwold und Doris aber gehen nach Hause. Jetzt erst werden sie ganz Mann und Frau sein.

Einen „psychoanalytischen Roman“ nennt der Dichter sein Werk. Und obwohl dieser Untertitel nicht gerade schön klingt, trifft er doch das Rechte. Das Wesentliche in dem Roman sind nicht die äußeren Geschehnisse, die ich hier zu skizzieren versuchte, sondern deren Widerspiegelungen im Innern der Personen, die seelischen Verwirrungen, geistigen Hemmungen, die dort durch sie hervorgerufen werden. Es ist ein höchst fesselndes Kapitel der Sexualpsychologie in Romanform, von starker geistiger Spannkraft, dabei taktvoll und in schimmernder Sprache geschrieben — trotz seines schwierigen Stoffes das am sichersten hingestellte Werk Berstls.

Ein kleiner Bücherschatz von bleibendem Wert ist, namentlich für die Norddeutschen, das sehr schön und gediegen ausgestattete Werk Klaus Groth; sein Leben und Werden von Geert Seelig. Hier wird endlich einmal eine fühlbare Lücke im deutschen Schrifttum ausgefüllt. Gerade heute, wo sich die deutschen Stämme wieder auf ihre Eigenart, auf die Wurzeln ihres Wesens besinnen — und das mit Recht, ja mit Notwendigkeit — wird dies Buch ein „Quickborn“, ein lebendiger Quell für alle sein, die niederdeutsche Mundart kennen und lieben. Geert Seelig, der Verfasser, war sicherlich der Berufene, es zu schreiben; erfüllt er doch damit ein Versprechen, das er dem Dichter noch bei seinen Lebzeiten gegeben, und für das er als Gegengabe von Groth selber mancherlei Stoff erhalten hat. Das Buch, mit vielen vortrefflichen Bildern geziert, liest sich wie eine dichterische Erzählung, es ist alles so wundervoll echt darin, schon darum, weil es mit Groths Versen, die alle aus lebendigem Drange geboren, an Volkslied und Volksleben anklingen, durchsetzt ist, wie ein Plumpudding mit Korinthen. Wer sich längere Zeit nicht mit Klaus Groth beschäftigt hat, erstaunt aufs neue über die unfehlbare Sicherheit, mit der dieser Nachbar Hebbels und Storms nicht nur das humor- und gemütvolle Volkslied, sondern auch die dunkle, schwere Ballade meistert, wie er die Natur und die gegenständliche Welt mit seltenem Wirklichkeitssinn erfaßt. In der ganzen norddeutschen Tiefebene wird dies Buch bald heimisch werden, ist es doch selber ein Stück Heimat.

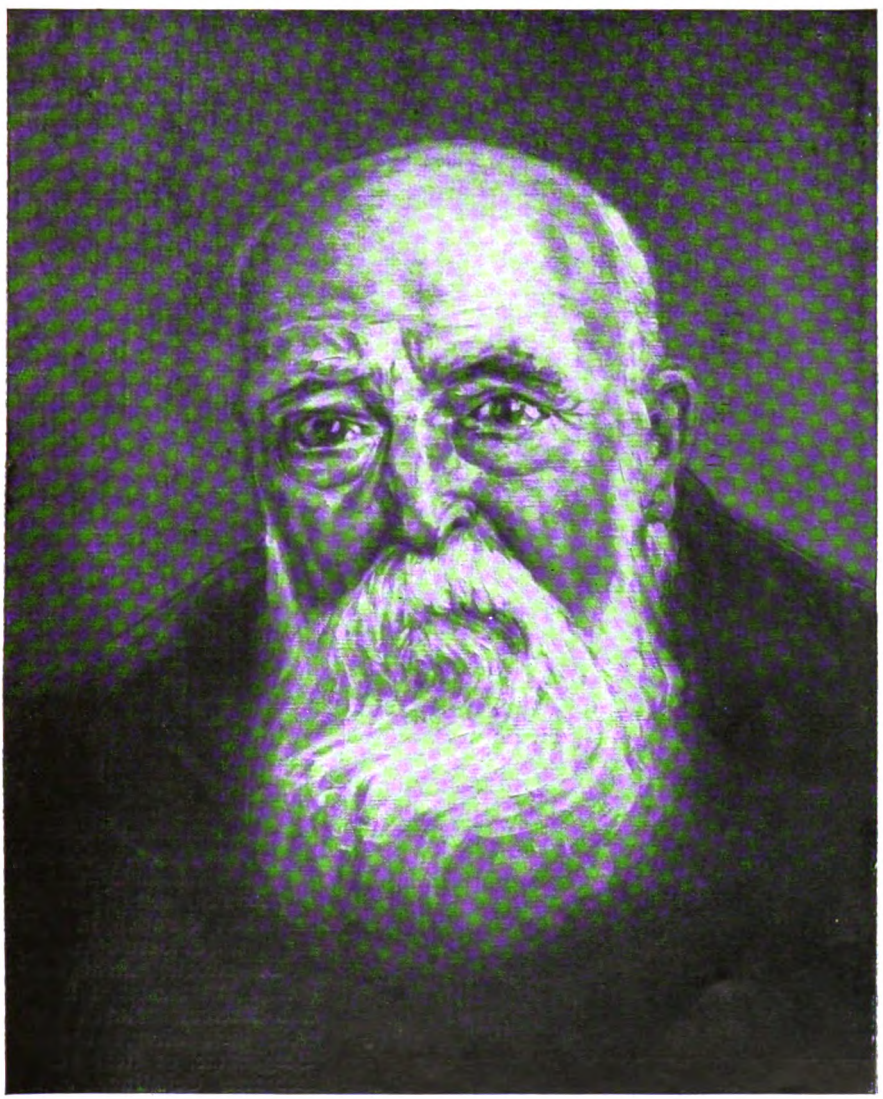
Für „Theaterinteressenten“, wie es in unserer immer schöner werdenden Zeitungssprache heißt, höchst anziehend darf das Buch Aus der Theaterwelt, Erlebnisse und Erfahrungen von Eugen Kilian empfohlen werden. Ein durchaus persönliches Buch. Aber weil die Person des Verfassers eben eine Persönlichkeit ist, weil Eugen Kilian mit Recht nicht nur als einer unserer feinsinnigsten, sondern auch furchtlosesten und gebildetsten Fachmänner in der keineswegs immer holden Welt des Scheins gilt, geht die Bedeutung des Buchs über seinen eigentlichen Zweck hinaus. Die hier wiedergegebenen Erfahrungen und Eindrücke sind vom Verfasser vornehmlich während seiner vierzehnjährigen Tätigkeit am Karlsruher und seiner achtjährigen am Münchener Hoftheater, weiterhin auf zahlreichen Vorstellungen, die er in anderen Städten im Lauf der Jahre geleitet oder gesehen hat, gesammelt. Für die theatergeschichtliche Forschung ist dieses breite und helle Streiflicht auf die Bühnenkunst unserer Zeit zweifellos von Wert; für die Mehrzahl der Leser wird die Darstellung der äußeren und inneren Entwicklung ebenso anregend sein, wie die vielen wechselvollen Bilder aus dem Theaterleben der Gegenwart, und die zahlreichen persönlichen Erinnerungen Kilians an Heyse, Greif, Ruederer, Wedekind u. a. Hie und da ist der Verfasser etwas einseitig. So wenn er von einem bekannten Meisterregisseur unserer Zeit spricht, der zu seinem sichtlichen Ärger mit einem Sommergastspiel am Hoftheater zu München Erfolg gehabt hatte. Aber Eugen Kilian darf man es nicht allzu übel nehmen, wenn er mitunter gereizt und ungerecht wird: ihm ist oft bitteres Unrecht geschehen. Wie wissenschaftlich und künstlerisch gründlich er im übrigen arbeitet, bezeugt sein soeben erschienenes Buch Goethes Egmont auf der Bühne. Nicht weniger als 218 Seiten über die Inszenierung dieses Dramas! Und alles mit einem staunenswerten Reichtum von Wissen und Erfahrung dargestellt! Kilian hat sich offenbar das Xenienwort zur Richtschnur genommen:

Freunde, treibet nur alles mit Ernst und Liebe, die beiden
Stehen dem Deutschen so schön, den ach! so vieles entstellt. —

Digitized by Google

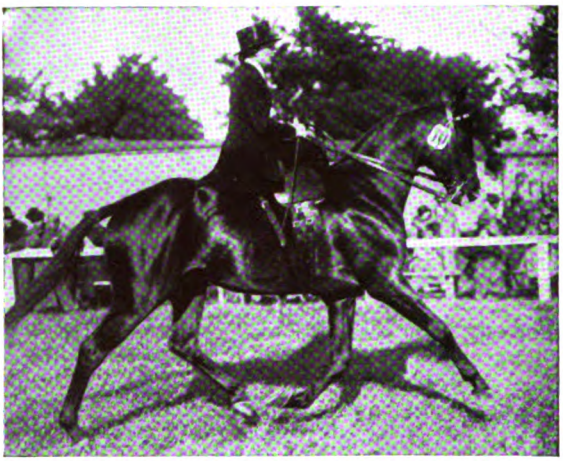
Illustrierte Rundschau

Meister Hans Thoma ist von uns gegangen! Unsere Hefte hatten durch Jahrzehnte innige Beziehungen zu diesem Großen im Reich der Kunst. Zahlreiche seiner Gemälde und graphischen Blätter vertraute er uns zur Wiedergabe an. Es war uns stets eine Freude und besondere Ehre, wenn ein Wort der Anerkennung oder gar des Dankes für die Art, in der die Veröffentlichung geschah, aus seinem Munde zu uns drang. Aus diesen Gaben, ein Menschenalter hindurch in unsren Heften verstreut, verdichtete sich dann die große Monographie, die unser Verlag dem Gesamtschaffen des Altmeisters widmete. Fritz v. Ostini hat sie in seiner warmherzigen, anschaulichen Schreibweise verfaßt, auf Grund herzlich freundschaftlicher Gespräche mit dem Künstler, der ihm wertvolle Aufschlüsse über sein inneres und äußeres Werden gab. Der schöne Neudruck der Thoma-Monographie bringt so die beste Huldigung für den großen Toten, dessen gütige Züge mit dem kaum mehr dieser Welt angehörenden Blick der Maler Fritz Heublein in dem Bildnis, das wir hier wiedergeben, kurz vor



Hans Thoma †. Gemälde von Fritz Heublein

Digitized by Google

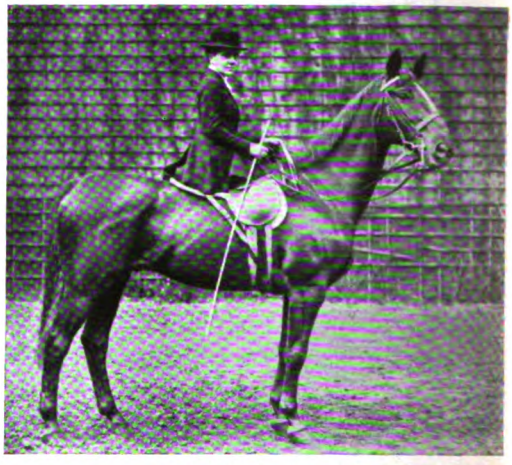


Fräulein Lungen erhielt auf Freiherrn v. Lengens ‚Auer' den ersten Preis im Championat der Damenreitpferde

dem Scheiden festgehalten hat! — Die Kunstbeilagen dieses Heftes bringen wieder ein paar neue, um die Beachtung und Anerkennung der großen Gemeinde noch ringende Kräfte. Das sympathische Frauenbildnis von Carl Horn, die lebenatmende Verfolgung von Rudolf Treumann, das herrlich klar vor uns liegende Alpendorf von Carl Reiser, die in Farben und Gestalten so schön abgestimmte Atelierszene von Robert C. Stübner, auch das Eislaufbild des Düsseldorfers Otto von Waetjen mit dem starken Gegensatz der bewegten Schlittschuhläufer zu dem starren Schornsteinwald — sie alle nehmen den Beschauer sofort gefangen, ihre Sprache ist auch der älteren Generation so wohlvertraut,

Frau Franke auf ‚Hannebü'
Siegerin im großen Amazonenpreis

daß es nicht erst der Mühe des Hineinhorchens bedarf. Otto von Waetjen hat aus der mütterlichen Linie wohl das künstlerische Blut ererbt. Seine Mutter war die Tochter Benjamin Vautiers, des Auerbach-Illustrators und Meisters der Genremalerei. Väterlicherseits entstammt Waetjen einem hanseatischen Patrizierhaus. Aber frühzeitig hat der junge Patrizier auf die geebnete Laufbahn verzichtet und den Aufstieg zur Kunst gewagt. Leichteren Studienjahren in München und Paris folgt die Erkenntnis von Renoir, in dessen Spuren er bis zum Kriege wandelt. Gerade hat er eine der graziösesten Pariserinnen geheiratet, da bricht der



Frau von Funcke gewann auf ‚Quartiermeister' das Jagdspringen für Damenpferde mit 0 Fehler in 47 Sekunden.
Aufnahme A. Menzendorf

Krieg aus und er flüchtet mit seiner jungen Frau auf der Hochzeitsreise nach Spanien. Hier sind es nun wieder ganz neue künstlerische Erlebnisse, die sich seines Auges und seiner Hand bemächtigen. Wir werden von diesem Künstler noch manches Schöne zu sehen bekommen. — Rudolf Treumann (1873 in Rastatt geboren) wird in seinem immer etwas dichterischen, mit Symbolen arbeitenden Schaffen gern in die künstlerische Verwandtschaft mit C. D. Friedrich gestellt. Auch Vergleiche mit Haider, mit Steppes und Kreidolf tauchen auf. Er liebt diese alten, abgestorbenen Bergbäume, er liebt das spinnwebzarte Geschlinge, wuchernde Ranken, Zweige und Wurzeln.

Digitized by Google

Fräulein Sauermann gewann auf ‚Jicky' in verschiedenen Springkonkurrenzen. Aufnahme A. Menzendorf

Er sieht das Kleinleben als echter Romantiker. Dem Professor Carl Hofer steht die ältere Kunstgemeinde fremder gegenüber. Erst allmählich finden diejenigen zu ihm, die vom Bildnis nicht etwa lediglich photographische Treue verlangen. Hofers Schaffen hat etwas Einsames, es trägt fast asketische Züge. „Hübsche Mädels" zeigen seine Bilder nie. Seine Aktschilderungen bringen meistens betont karge, schlanke, hagere Gestalten, oft jugendlich unfertig, dabei aber insgeheim von einer eigentümlichen, verschwiegenen Anmut, die mehr seelischer als leiblicher Art ist. Auch der „altmodische" Betrachter wird sich der gewissen Rührung nicht erwehren können, die seine „Putzmacherin" ausübt, — er muß nur den Willen haben, den stillen, versonnenen Zügen zu folgen. Und ähnlich verhält sich's mit Friedrich Zuchantke

Frau Elsbeth Hanebach-Dortmund gewann auf ‚Novice' verschiedene erste Preise im Jagdspringen
Aufnahme E. Bieber

und seinem Läufer. Gewiß, wir haben schon ein paar Dutzend schöne, glatte, sofort durch ihre körperliche Anmut einnehmende Männer- und Knabengestalten als Läufer gezeigt, als Bildwerk festgehalten im Augenblick des Siegs. Aber sie stammten doch wohl aus Zeiten, in denen die weiteren Kreise dem Sport noch ziemlich fern standen und die äußere und innere Wahrhaftigkeit des dargestellten Moments gar nicht nachprüfen konnten. Der Schnellauf und der Waldlauf, sportgemäß durchgeführt, hat auf Haltung, Bewegung, Atmung durchgreifende Veränderungen ausgewirkt. Man muß die jungen Menschen draußen im Sport, im Lauf und im Training studieren, dann erst wird man die Meisterschaft ganz würdigen können, mit der Zuchantke hier künstlerische Schönheit in lebensechter Wahrheit schuf.

⁂ ⁂ ⁂

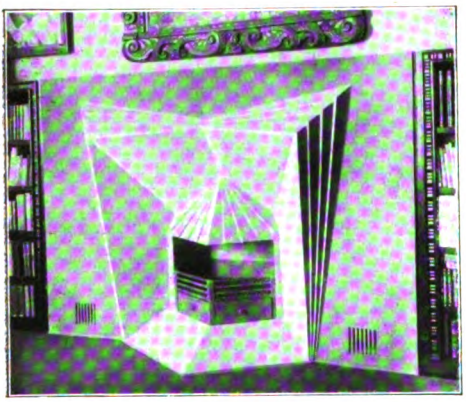
Mancher Leser wird erstaunt sein, in unserer Rundschau plötzlich auf Sportbilder zu stoßen: Aufnahmen vom letzten

Vollblutstute ‚Oppa' im Apportierakt

Reit- und Fahrturnier im Berliner Sportpalast. Aber es besteht da ein inneres Band, auf das wir gern hinweisen möchten. Die edle Reitkunst gilt es zu erhalten! Auf den Rennplätzen wird sie nicht gepflegt. Da gibt es fast ausschließlich nur Galoppsport, und der Galoppsport hat mit Kultur nicht allzuviel zu tun. Er ist, seien wir ehrlich, eine rein geschäftsmäßige Angelegenheit geworden. Für die Besitzer ebenso wie für die Reiter, für die Veranstalter ebenso wie für die Besucher auf sämtlichen Plätzen. Der Turniersport dagegen pflegt den echten sportlichen Geist. Es wäre ein Jammer, es wäre

Digitized by Google

ein Verlust für die Kultur, wenn das Interesse für die edle Reit- und Fahrkunst abhanden käme. Veranstaltungen wie das Berliner Herbstturnier verdienen darum höchste Aufmerksamkeit. Und hierin wiederum weniger die großen Jagdspringen mit Totalisator-



betrieb als vielmehr die Dressur-Prüfungen, die Prüfungen auf reine Schrittarten, Gehorsam, Seitengänge, kurz auf das richtige Reitenkönnen! Das Programm des Turnieres bot viel Abwechselung; auch Ausländer befanden sich unter den Konkurrenten: eine Abordnung von 25 der besten ungarischen Kavallerie-Offiziere, außerdem einzelne schwedische, schweizerische und holländische Offiziere. Es gab u. a. einen Patrouillenritt der Reichswehr-Regimenter, eine große Quadrille von 24 ostpreußischen Hengsten, einen Wettkampf der ländlichen Reitervereine aus dem ganzen Reich. Die besten Reiterinnen Deutschlands erschienen im Sportpalast und erkämpften sich Ehrenpreise. Die ganze Veranstaltung legte Zeugnis dafür ab, daß deutsche Pferdezucht und deutsches Reitertum nach Krieg und Zusammenbruch nun doch wieder einer neuen Blütezeit entgegenreifen. Jetzt, wo die Frühjahrsritte im Berliner Tiergarten wieder beginnen, da wird jedes alte Reiterherz traurig bewegt:

Oben: Landhaus in neuzeitlichem Stil
Entwurf der Architekten H. und W. Burkhardt, Berlin-Charlottenburg. Unten: Kamin und Musikraum

Digitized by Google

Bildnis. Gemälde von Leo Katz

auf schönem, oft ganz herrlichem Pferdematerial sitzt ein Völkchen, das gar keinen reiterischen Zusammenhang mit dem Reittier hat. Den meisten reichen Pferdebesitzern — Pferdebesitz setzt heutzutage Reichtum voraus — fehlt die sportliche Durchbildung des Körpers. Auch viele Damen, die sich im Sattel zeigen — natürlich nur im Herrensitz, wie könnte das anders sein in der Zeit des Bubikopfs —, lassen sich bloß tragen, geben schlechte, oft auch grobe Hilfen. Sie wollen gesehen werden — und sollten sich doch lieber vor jedem Kenner ängstlich verbergen. Gewiß wirken diese Filmschönheiten und die „kleinen Mäuschen", denen der Freund vom Kurfürstendamm für ein halbes (oder ein viertel) Jahr ein Reitpferd in der Nähe des Zoologischen Gartens zur Verfügung stellt, auf der Promenade zum Tiergarten ganz hübsch und appetitlich. Aber es ist doch

Digitized by Google

Oswald Spengler
Steinzeichnung von Rudolf Großmann. (Aus seiner Mappe ‚Zeitgenossen')

mehr eine Art Modenschau. Böse wird's, wenn man der „Arbeit" zusieht. Die Herren ihrer Begleitung wirken noch schlimmer. Früher hatte doch jedes halbwegs lebensfähige Individuum in Deutschland seine militärische Ausbildung. Da wurde der Körper erzogen — und der Wille. Die gesuchte Saloppheit — besonders der jungen und jüngsten Herren im Sattel — ist unausstehlich und unreiterisch: die emporgezogenen Absätze, die vorgeschobenen, hängenden Schultern, die Zügel lässig in einer Hand, womöglich in der rechten, die Zigarette im Mund, und — natürlich! — die Peitsche! Man wünscht diesen Leutchen einen tüchtigen Schwadronswachtmeister, der sie zusammenrisse wie in alter Zeit! — Unsere Reitturniere haben da ein großes Erziehungswerk vor sich!

⁂ ⁂ ⁂

In der Villenkolonie Westend bei Berlin fällt ein kleines, einstöckiges Wohnhaus allen Spaziergängern auf, das auf den ersten Blick verrät: hier wird an die Ideen von Bruno Taut angeknüpft. Es sind junge Architekten — H. und W. Burkhardt in Charlottenburg — die eine Erneuerung der Baukunst erstreben. Die bisher üblichen Formen sind auch in der Innenausstattung verlassen. Es gibt nur wenig Möbel, fast alle Behältnisse sind als Wandschränke usw. eingebaut. Hauptgrundsatz: Der Hausfrau soll alle überflüssige Arbeit erspart werden, die Räume sollen bequem und hygienisch sein. Kühne Farbenverwendung soll dem Auge Freude geben. — Es wird von Wert sein, in Jahr und Tag von den praktischen Erfahrungen der Bewohner eines solchen neuartigen Wohnhauses zu hören.

⁂ ⁂ ⁂

Von dem jetzt in Amerika

Thomas Mann
Steinzeichnung von Rudolf Großmann. (Aus seiner Mappe ‚Zeitgenossen')

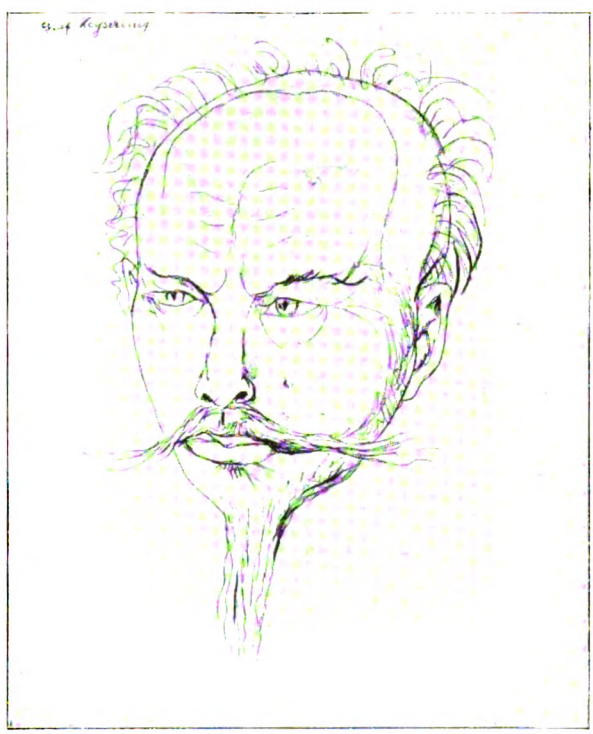
Digitized by Google

Wilhelm von Bode. Steinzeichnung von Rudolf Großmann. (Aus seiner Mappe ‚Zeitgenossen')

lebenden Porträtisten Leo Katz zeigt die Rundschau hier ein Damenbildnis, das einem abenteuerlichen Einfall folgt: Der Künstler hat über die Brust der jungen Frau einen Tiger hinter Gittern ins Bild hineingemalt. Es ist für uns ein Witz — möglich, daß man sich in amerikanischen Kreisen mit dieser Allegorisierung in vollem Ernst abfindet — die natürlich trotz allem eine Schmeichelei sein soll. Man entsinnt sich des vielgelesenen Buches von R. Stockton: „The Lady, or the tiger?" Monatelang bewegte drüben die Frage eine breite Gesellschaftsschicht: wer von beiden aus der sich öffnenden Tür heraustreten werde ...

Die köstlichen Bildnis-Steinzeichnungen Rudolf Großmanns von Oswald Spengler, Thomas Mann, Wilhelm von Bode und dem Grafen Keyserling entstammen dem Mappenwerk „Zeitgenossen", das der Kreis graphischer Künstler und Sammler im Verlag Arndt Beyer herausgegeben hat. Der „Kreis" versucht Werke von Rang in der graphischen Kunst und in der Kleinplastik zu sammeln. Durch eine neue Form der Subskription werden hier die Künstler mit den ihre Kunst Suchenden in Verbindung gebracht. Eine kleine Gemeinde hat so durch den „Kreis" Jahresgaben von Wert erhalten, Mappenwerke und illustrierte Bücher wie Stendhals Äbtissin von Castro mit handgedruckten Steinzeichnungen vom Grafen Luckner, Shakespeares Sonette mit Holzschnitten von Walter Teutsch u. v. a. m.

Den Reigen der Rundschaubilder beschließt ein Modebildchen von Poiret. Dieser geniale Tausendsassa hat sich da wieder eine kleine Teufelei ausgeheckt. Die Tournüre taucht in seinen neuesten Modeschöpfungen auf. Wir zeigen es, damit sich möglichst viel Damen über diesen Unfug entrüsten — mitmachen werden sie ihn ja doch, wenn er Mode werden sollte! — — — — —



Graf Keyserling. Steinzeichnung von Rudolf Großmann (Aus seiner Mappe ‚Zeitgenossen')

Digitized by Google

Der prächtige märkische Humorist Viktor v. Kohlenegg, dessen lebensvolle Romane von unseren Lesern mit warmem Behagen genossen wurden — so zuletzt „Herrn Immelmanns Krähe" — bringt in seiner Novelle „Hsü und Ksü" die Frucht chinesischer Studien. Aber es kommt ihm wohl mehr darauf an, eine allgemein menschliche Schwäche — den Geiz — in der Form einer Groteske zu geißeln, als Länder- und Völkerpsychologie zu treiben. — Dem schwermütigen Reiz der von dem in Paris lebenden Novellisten Savelkouls erzählten Geschichte von der armen kleinen Komtesse Kiellmannsberg wird sich wohl kein Leser entziehen können. — Im nächsten Heft beginnen wir mit dem Abdruck der durch unser Preisausschreiben eingeernteten Novellen! Es waren 2769 Einsendungen zu verzeichnen. Drei Novellen wurden preisgekrönt, siebzehn zum Erwerb empfohlen. Den Reigen der Preisgekrönten eröffnet Friede H. Kraze, die Weimarer Dichterin, mit ihrer Novelle „Das wahre Gesicht". In der Bekanntgabe des Ergebnisses unseres Meisternovellen-Preisausschreibens ist bereits darauf hingewiesen worden, daß Friede H. Kraze, die Verfasserin dieser Rokokonovelle von zartestem Reiz und dichterischem Atem, zufällig soeben erst — im Dezemberheft — mit einer äußerst ansprechenden kleinen Geschichte zu Wort gelangt ist: „Der Freier". Alle Freunde, die sie sich durch ihren herzenswarmen Ton, ihre feine Beobachtungskunst und ihre lebendige Darstellung im „Freier" erworben hat, werden „Das wahre Gesicht" mit noch größerem Genuß lesen. Einer der Preisrichter nannte das Werk des ihm unbekannten Dichters „einen lieb beglückenden Mozart". — „Der Bauernrichter" von Oskar Jellinek wird im Aprilheft folgen. Es liegt hier eine Handlung voll dramatischer Steigerung vor. „Ein rechter Falke!" urteilt einer der Preisrichter.

Gesellschaftskleid. Aufnahme Lipnitzki

Im Maiheft gelangt dann zum Abdruck: „Der Vater" von Wolfgang Goetz. Nirgends in der Novelle wird es ausgesprochen, daß es — der Vater Goethe ist, wie ihn sein unglücklicher Sohn August sieht. Sehr bald indes erkennt es der literarisch Eingeweihte. Aber es handelt sich nicht um eine literarhistorische Studie: mehr und mehr wird der Leser von dem Reinmenschlichen erfaßt. H. G.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin
Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

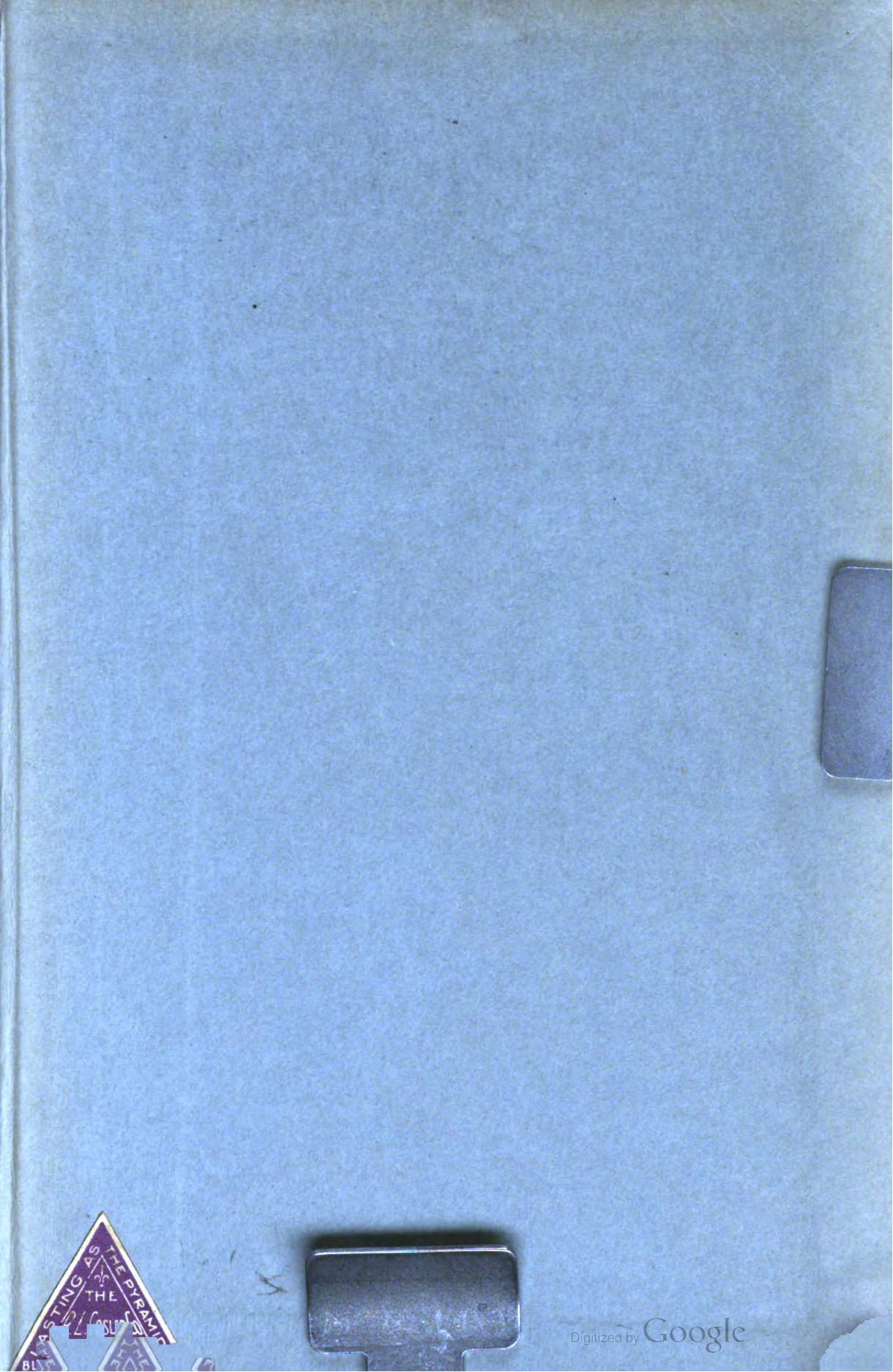
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google